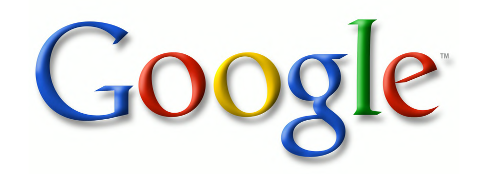
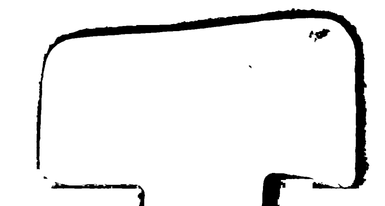
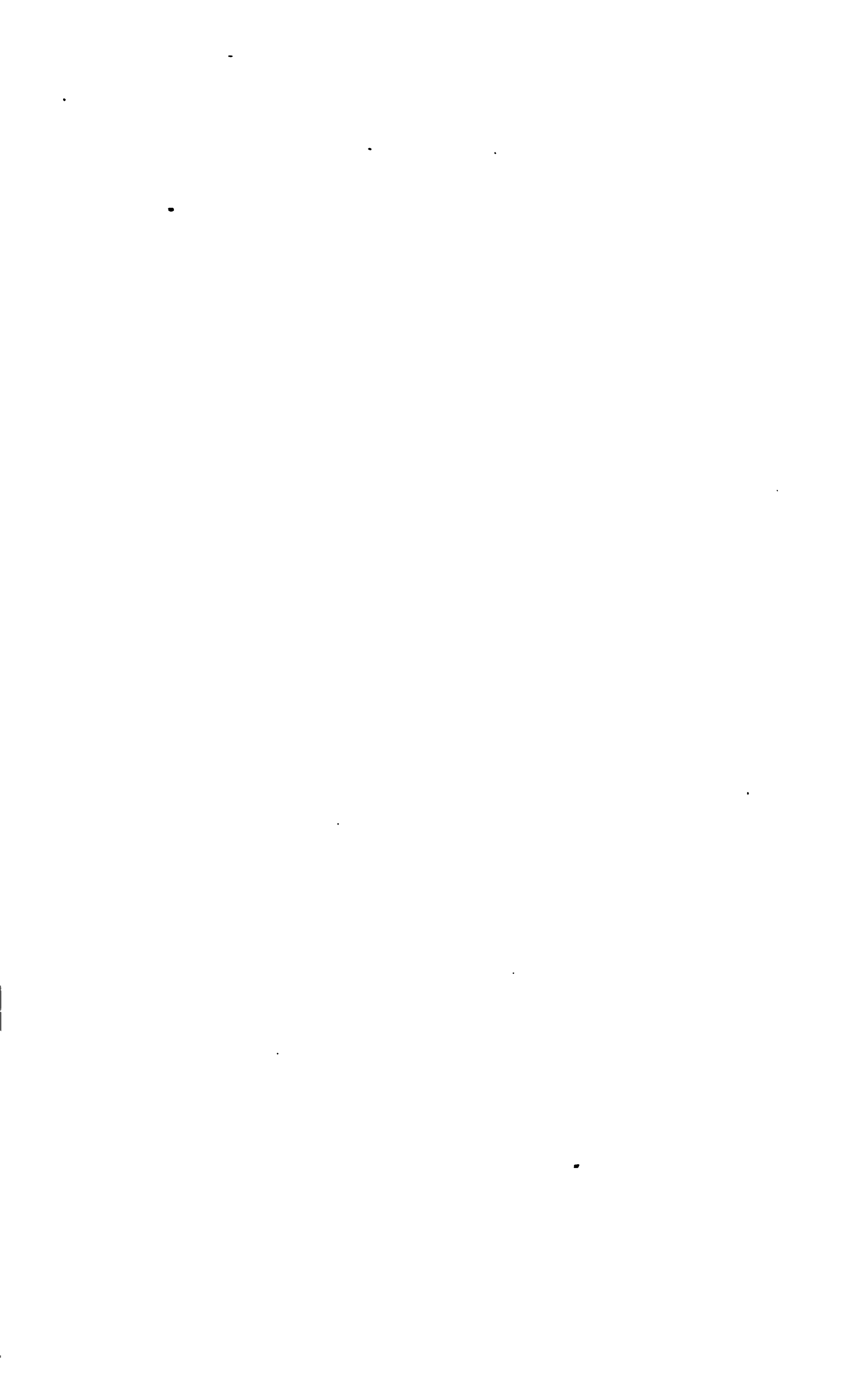










ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XIV. JAHRGANG, 25. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1859.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.




ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXV. BAND, 1. UND 2. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1859.

Inhalt.

XXV. Band, 1. und 2. Heft.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Vermächtniss,

Gedicht von Goethe.

Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen,
Das Ewge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig, denn Gesetze
Bewahren die lebendgen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre fass' es an.
Verdank' es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr die Erde zu umkreisen,
Und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbstständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen hast du dann zu trauen,
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig,
Und wandle sicher, wie geschmeidig,
Durch Auen reichbegabter Welt.

Geniesse mässig Füll' und Segen,
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
Und bist du vom Gefühl durchdrungen,
Was fruchtbar ist, allein ist wahr;
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Geselle dich zur kleinsten Schaar.

Und wie von Altersher im Stillen
Ein Liebewerk nach eignem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf:
So wirst du schönste Gunst erzielen,
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswerthester Beruf.

Wie die Stelle, welche einem Goethe'schen Liede von seinem Verfasser in der Sammlung und in der besondern Abtheilung derselben angewiesen ist, für das Verständniss und die Beurtheilung desselben häufig nicht unwichtig erscheint — eine Bemerkung, die ich schon in meiner gedruckten Erklärung einer Auswahl von Goethe'schen Gedichten gemacht habe — so dürfte diese bei dem, welches er „Vermächtniss“ betitelt hat, besonders bedeutsam sein. Es findet sich nicht in der Sammlung der kleineren Gedichte, unter welche doch einige in andere seiner Werke eingestreute aufgenommen sind, obgleich eines derselben „Eins und Alles“ einige Aehnlichkeit und sogar eine ganz gleiche Zeile hat, sondern nur hinter dem „Betrachtungen im Sinne der Wanderer, Kunst, Ethisches, Natur“ überschriebenen Abschnitt von Wilhelm Meisters Wanderjahren, und be-

schliesst einen Theil dieses Werks.*) Wie aber diese sämmtlichen Betrachtungen zu den reifsten Ergebnissen der Forschungen dieses Dichters gehören, und als solche von den dem Ziele sich nahenden Wanderern zu erwarten sind, so enthält dieses Gedicht, das 1829, also drei Jahre vor des Dichters Tode verfasst ist, insbesondre den Kern der Weisheit des zur Ruhe gelangten bejahrten Mannes; es ist Wilhelm Meister's Meistergedicht, es ist der kurze dritte Theil des ganzen Romans, es ist das Vermächtniss, es sind die letzten Worte des sterbenden, oder doch mit der Welt abschliessenden, und an die Umstehenden, oder vielmehr an die ganze Mit- und Nachwelt sich wendenden grossen Dichters, und diess Gedicht eines der einfachsten, erhabensten und inhaltsvollsten, welche jemals verfasst sind. Dennoch wird es gewiss weniger als viele seiner Balladen und Lieder, zumal seiner freilich durch Lebendigkeit und Frische ausgezeichneten Jugendgedichte gelesen, wie denn diess das Schicksal der sogenannten Lehr- oder Gedankengedichte ist, denn zu diesen gehört es recht eigentlich; und desswegen scheint es nicht unangemessen, an dieses „Vermächtniss" zu erinnern und es mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Zuvor muss ich jedoch zu meiner Aeusserung über die Stellung dieses Gedichts und über den Werth und Inhalt desselben im Allgemeinen noch hinzufügen, dass es in der späteren Sammlung der Goethe'schen Gedichte dem vorher schon erwähnten und mit der Ueberschrift: Eins und Alles — bezeichneten nachgestellt ist, um den Inhalt desselben gleichsam zu

---

*) Ich sehe dabei von der Bemerkung ab, welche Viehoff in seiner Erläuterung der Goetheschen Gedichte gibt: „Als im Jahre 1829 Goethe die zweite Redaction seiner Wanderjahre besorgte, fand sich, dass von dem auf drei Bände berechneten Roman besonders die beiden letzten etwas zu klein ausfielen. Um sich aus der Verlegenheit zu helfen, liess Goethe durch Eckermann aus zwei Paketen, die Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben enthielten, einige Bogen redigiren und als Lückenbüsser einschalten, und am Schlusse ein Paar vorräthige Gedichte „Auf Schiller's Schädel" und „Kein Wesen kann in Nichts zerfallen," zum Schlusse beifügen. Auf jeden Fall hat das „Vermächtniss" hier einen sehr passlichen Ort gefunden.

widerrufen, und eben desswegen ist es wol nöthig, dass ich dasselbe, zumal da es kürzer ist, zur Vergleichung mittheile. Es lautet:

Im Gränzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Ueberdruss;
Statt heissem Wünschen, wildem Wollen,
Statt lästgem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuss.

Weltseele, komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der Alles schafft und schuf.

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sichs nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendges Thun.
Und, was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farbgen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln,
Nur scheinbar stehts Momente still.
Das Ewge regt sich fort in Allen.
Denn Alles muss in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Diess Gedicht hat Goethe, wie gesagt, gewissermassen zurückgenommen; wenigstens erklärt er sich gegen seinen Freund Eckermann dahin, dass er das „Vermächtniss“ als Widerspruch der Zeilen: „Denn Alles muss in Nichts zerfallen, Wenn es im Sein beharren will“ geschrieben habe. „Denn diese Verse, — sagt er, — sind dumm, und meine Berliner Freunde haben bei Gelegenheit der naturforschenden Freunde sie zu meinem Aerger in goldenen Buchstaben ausgestellt.“ Goethe hat sich mit diesen Worten allerdings sehr derb selbst das Ur-

theil gesprochen. Sein Erklärer Viehoff drückt sich gemässer so darüber aus: „Hatte Goethe dort für die Vergänglichkeit des Einzelnen Trost gefunden in der Fortdauer des Ewigen, Gesetzlichen, das in immer neuen Einzelbildungen weiter wirke, so heisst es hier ungleich tröstlicher: Eben weil das Ewige nicht vergehen kann, wird auch keines der einzelnen Wesen, die ein Ausfluss des Ewigen sind, in Nichts zerfallen. An dieser längst gefundenen und von Weisen verkündigten Wahrheit räth uns der Dichter festzuhalten. Dann verweist er uns an das Gewissen in unserer Brust als an ein fortdauerndes Orakel, eine leuchtende Sonne für unser sittliches Leben. Aber nicht bloss den Aussprüchen des Gewissens, auch den Sinnen können wir vertrauen, wenn der Verstand uns wach erhält, und wir dürfen in diesem Vertrauen freudig durchs Leben wandeln. Des bescheidenen Glückes sollen wir uns mässig und vernünftig freuen, nicht thierisch blind dem Augenblicke preisgeben, sondern im gegenwärtigen Moment Vergangenheit und Zukunft durch Erinnerung und Hoffnung mitgeniessend. Dann kommen zuletzt noch ein paar Hauptsätze seiner esoterischen Lebensweisheit: Was sich dir im Leben als fruchtbar, als fördernd erwiesen hat, sei dir das Wahre, wenn es auch Andern anders erscheint. Beobachte das Treiben und Meinen der grossen Welt, aber lass sie nach ihrer Weise schalten, und sei zufrieden, wenn sich dir und deinen Ueberzeugungen auch nur eine ganz kleine Zahl von Auserlesenen anschliesst. Denn von jeher war es das Loos tiefer Denker und grosser Künstler, dass sie, von der Menge verkannt, nur wenigen edlen Seelen vordachten und empfanden."

Ich lasse nach der hierin schon im Allgemeinen enthaltenen Angabe des Inhalts meine Erklärung des Ganzen wie des Einzelnen folgen und beginne mit einer Hinweisung auf die äussere Gestaltung des Gedichts und mit einer Uebersicht der Gedanken, ein wol zur Sache gehöriges, aber trockenes und desswegen möglichst abzukürzendes Geschäft. Das Gedicht ist in vierfüssigen Jamben geschrieben, und hat sieben sechszeilige Strophen oder Gebinde; jedes Gebinde theilt sich in zwei Hälften, jede Hälfte beginnt mit zwei weiblich gereimten Zeilen, während die dritte und sechste Zeile männlich reimt, ein Vers-

mass, das zwischen dem einfachen vierzeiligen Liede und den zusammengesetzteren italienischen Achtzeilen oder Ottaven die Mitte einnîmmt und sich dem ruhigen Gedankengedichte eignet. —

Der Inhalt zerfällt in zwei Theile, von denen jeder genau die eine Hälfte des Gedichts einnimmt, so dass also die erste bis zur Mitte des vierten Gebindes reicht. Die erste Hälfte betrifft das Denken, die zweite das Handeln, oder mit gelehrter Bezeichnung die erste die Theorie, die zweite die Praxis, das erste Gebinde der ersten Hälfte das Wesen der Dinge, das zweite die Geschichte der weisheitlichen Forschung, das dritte die geistige und besonders die sittliche, die drei ersten Zeilen des vierten die sinnliche Beschaffenheit des Menschen. — Die zweite anwendende Hälfte des Gedichts wendet sich fortfahrend an das sinnliche Vermögen und zugleich an den Lebenswandel, das fünfte Gebinde an den Genuss, das sechste an die nützliche Thätigkeit, das siebente an die Freuden des Geistes, namentlich der Wissenschaft und Kunst.

Kein Wesen kann in Nichts zerfallen,
Das Ewge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebendgen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Gedicht hebt an mit einer doppelten entschiedenen Behauptung und mit einer daraus hervorgehenden Mahnung. Der ersten dieser Behauptungen stimmen Naturforschung und Glaube gleichmässig bei: es ist die Unzerstörbarkeit des Geschaffenen. Aber es kommt hier Alles darauf an, was man unter „Wesen“ zu verstehen habe. Ist die blosse Fortdauer des Stoffes oder der Bestandtheile des Stoffes gemeint, aus welchem jedes Ding besteht, und ist der Stoff also das in der zweiten Zeile bezeichnete Ewige, so möchte diese Versicherung den Meisten wenig genügen, welche an die geistige Fortdauer glauben, den Geist dem Stoff entgegensetzen und den Geist nicht bloss für die eine, sondern für die hauptsächlichste Hälfte

des menschlichen Wesens halten. Indess gibt es allerdings Menschen, Weltweise, die sogenannten Materialisten und Sensualisten, welche den Geist zwar keineswegs läugnen, aber ihn nur als eine Eigenschaft, oder Thätigkeit des menschlichen Gehirnes gelten lassen, die, wie alle Eigenschaften eines Dinges mit dem Dinge selbst aufhört. Die Eigenschaften, welche dem Stoff einwohnen, und die nach Verschiedenheit der Dinge als Erden, Steine, Erze, Pflanzen, Thiere und Menschen verschieden sind, geben auch sie allerdings zu, und leiten sie von Ursachen, Naturkräften und Naturgesetzen ab, halten aber den menschlichen Geist nur für die höchste Blüte dieser Kräfte und Gesetze des Stoffes, während wir, ihre Gegner, von oben her, von dem Geiste Gottes ausgehen, und an die Persönlichkeit Gottes glaubend, aus ihr auch die Ewigkeit und Selbständigkeit des menschlichen Geistes ableiten, da hingegen bei dem Mangel des Selbstbewusstseins das Geistige sich in der Thier- und Pflanzenwelt abschwächt, und in der ungegliederten oder unorganischen nur noch als innenwirkende Kraft, als Naturgesetz der Schwere, der Anziehung u. s. w. waltet, aber als Inneres, als dem Stoffe Entgegengesetztes keineswegs verschwindet. — Die beiden ersten Zeilen des Gedichts drücken nun die Unzerstörbarkeit der Dinge im Allgemeinen aus, die dritte aber durch die Anrede an den Menschen die des menschlichen Geistes. Das Unzerstörbare, und also auch der menschliche Geist wird das Ewige und zugleich mit Rücksicht auf Gott das Sein genannt im Gegensatz des Geschaffenen als Daseins. Die Ewigkeit des Seins soll den Menschen beruhigen, der Ausdruck ist hier sehr gewählt: „am Sein erhalte dich beglückt!“ Er soll sich nicht dadurch beglückt halten, das wäre das Schwächere, sondern daran beglückt erhalten, daran eine Aufrichtung, Stütze, Zuversicht, und zwar eine beglückende, finden; und der Grund der Ewigkeit des Seins mit Wiederholung der Behauptung und folglich der Grund dieser beglückenden Hoffnung wird hinzugefügt. Er liegt in den Gesetzen, für die ganze Welt des Geschaffenen in den eigentlich sogenannten Naturgesetzen, den physikalischen, chemischen, organischen, für den Menschen zugleich in den geistigen, und besonders den sittlichen. Durch diese Gesetze werden die lebendigen Schätze, d. h. die

Fülle und Mannigfaltigkeit aller Dinge bewahrt, denen also eine Innerlichkeit, ein Leben inne wohnt, aus denen, oder durch welche das All, die Schöpfung, nicht bloss ihr Dasein, sondern ein schönes, ein geschmücktes Dasein empfangen hat. — Man könnte sich nun wundern, dass Gottes hiebei nicht namentlich gedacht wird, denn das Ewige ist doch nichts Anderes als Gott oder Gottes Geist, das Sein ist das Wesen Gottes, die Gesetze sind seine Kraft, sein Wirken, wie denn auch der Inhalt dieser Zeilen völlig mit der Bibel übereinstimmt, mit den mosaischen Worten: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde", und „Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut," sowie mit dem Ausspruch des Apostels Paulus: „Von ihm und durch ihn und in ihm sind alle Dinge." Diese Verschweigung des Namens Gottes liesse sich wohl hauptsächlich dadurch erklären und rechtfertigen, dass die Ausdrücke „das Ewige" und „das Sein", gegenüber dem Dasein bezeichnender sind für den Begriff der Unzerstörbarkeit, ferner aber auch dadurch, dass die Weltweisheit als Verstandesthätigkeit mit und seit Aristoteles wol einen letzten Grund annimmt, aber ihn als Schlussbegriff stehen lässt, weil er über die Erfahrung hinausgeht, und ihm wol eine Einheit, aber keine Einheitlichkeit oder Persönlichkeit beilegen zu dürfen glaubt, und dass unser Dichter die Eigenthümlichkeit der Verstandesforschung nicht aufgeben wollte. An andern Stellen nennt er Gott ausdrücklich, z. B. in dem Gedichte „Wiederfinden:" „Als die Welt im tiefsten Grunde Lag an Gottes ewger Brust," und: „Stumm war Alles, still und öde, Einsam Gott zum erstenmal;" und hierher gehört wol auch die Darstellung Gottes in dem „Proömion" zu der Abtheilung „Gott und Welt," obgleich er nicht genannt wird. Der Anfang lautet:

> Im Namen dessen, der sich selbst erschuf,
> Von Ewigkeit in schaffendem Beruf;
> In Seinem Namen, der den Glauben schafft,
> Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft;
> In Jenes Namen, der so oft genannt,
> Dem Wesen nach blieb immer unbekannt.

Das ist nun freilich das Unglück der Weltweisheit, der

bisherigen, dass sie nur eine Verstandesthätigkeit ist, und dass die meisten Philosophen, wie zumal einer der neuesten, Arthur Schopenhauer, nur die niedere Gewissheit, die des Willens, worunter er das anerschaffene Vermögen der Bewegung, des innerlichen Triebes, versteht, sowie die der Sinneswahrnehmungen anerkennt, nicht aber die höhere, die geistig sittliche, und die hiemit gegebene gottgläubige oder religiöse, die des Glaubens an die letzte Ursache als persönlichen Mittelpunkt des sittlichen Reiches und des Alls, des Glaubens an den Gesetzgeber von sittlichen Gesetzen, mächtigeren als die sogenannten Naturgesetze, die, statt wie die letzteren uns zu zwingen, uns vielmehr verpflichten, und von deren Uebertretung oder Befolgung unser innerer Unfriede oder Friede, unsre Unseligkeit oder Seligkeit abhängt. Diese, sich dem Selbstbewusstsein jedes Menschen aufdrängende Gewissheit können denn auch die Weltweisen nicht verkennen, und suchten desshalb, wie Kant, einen Ausweg zu finden und ihr Gedankengebäude durch einen Anbau zu ergänzen; aber ihre Weisheit ist eben nur eine weltliche, einseitige, eine Verstandesweisheit, nicht eine wahrhaft geistige und hiemit Gottesweisheit, sie vergessen, dass der Mensch ausser Willen, Sinnen und Verstand, deren er sich bewusst ist oder sie weiss, noch ein viel höheres und gewisseres Wissen, das eben den Namen davon führt, dass er ein Gewissen und einen Glauben an diese Welt des Gewissens und des Geistes hat. Und allerdings fängt dem auch ein Theil der neuesten Forscher, die Gegner der Materialisten, an beizustimmen. So sagt Immanuel Hermann Fichte, der Sohn des berühmten, in seiner Anthropologie: „Man hält das Wissen dem Glauben in solcher Art entgegen, als wenn beide widerstreitende Bewusstsstandpunkte wären, als wenn insbesondre das Wissen den Glauben zu ersetzen an seine Stelle zu treten bestimmt wäre. Jedes Wissen, freie Erkennen und Verstehen in jeder Region gründet sich auf Glauben, auf eine eigenthümliche Erfahrung und unmittelbare Ueberzeugung vom Dasein eines Objectiven und Wirklichen, welches nunmehr das dazutretende Wissen aus Gründen zu begreifen und in seiner Wahrheit zu erkennen hat. Das dazutretende Wissen erleuchtet den Glauben, mit nichten verdrängt es ihn. Eben also beruht der Glaube

im engern Sinne auf eigenthümlicher, religiöser Erfahrung, aber nicht auf vereinzelten, hier und da zusammenhanglos auftauchenden Erlebnissen, sondern auf einem welthistorisch sich vertiefenden Processe von Erleuchtungen, die mit tiefer Consequenz und Einmütigkeit ineinandergreifen. — So handelt es sich denn gar nicht um einen Kampf des Wissens mit dem Glauben, sondern lediglich um einen Kampf des religiösen Wissens mit dem irreligiösen Wissen. — Nur dann hat die Philosophie den Bereich ihrer Aufgabe vollständig gelöst, wenn sie jene mächtige, weltgeschichtliche Thatsache der „Offenbarung völlig verstanden."

Doch ich bin ganz von dem Gedichte abgekommen und muss Goethe selbst zur Entschuldigung zu Hülfe rufen, welcher den Erklärer nicht darauf beschränkt wissen will, alles, was er vorträgt, aus dem Gedicht, sondern ihm auch zugesteht, manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht zu entwickeln; und ich würde hiemit meine Erörterung des Anfangs des Vermächtnisses beschliessen können, wenn nicht abermals eine eigene hierhergehörige Aeusserung Goethe's vorhanden wäre, welche Viehoff im dritten Theil seiner Erläuterung von Goethe's Gedichten, Seite 363 mit den Worten einleitet: „Was den Unsterblichkeitsglauben betrifft, so wissen wir, dass es von jeher nicht Goethe's Sache war, über das jenseitige Leben viel zu brüten. Er äussert sich darüber gegen Eckermann folgendermassen: Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, dass alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen. Allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Speculation zu sein. Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen, meinte er damals, (so fährt Viehoff fort,) sei für vornehme Stände und besonders für Personen, die nichts zu thun hätten. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenke, und daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu ringen habe, lasse die künftige Welt auf sich beruhen und sei thätig und nützlich in dieser. Indess gestand er bald nachher, obwol mit grosser Heiterkeit, dass ihn in seinem hohen Alter mitunter der Gedanke an den Tod be-

schäftige. „Mich lässt dieser Gedanke, — fuhr er fort, — in völliger Ruhe; denn ich habe die feste Ueberzeugung, dass unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; er ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er ist der Sonne ähnlich, die blos unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unsterblich fortleuchtet.“ Jetzt in seinem achtzigsten Jahre stellte sich jener Gedanke ohne Zweifel häufiger bei ihm ein; aber er suchte eben so wenig in spitzfindiger philosophischer Speculation als in den Verheissungen einer positiven Religion eine Stütze für seine Hoffnung. „Die Ueberzeugung unsrer Fortdauer, — sagte er jetzt zu Eckermann, — entspringt mir aus dem Begriffe der Thätigkeit; denn, wie ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ Und ein andermal sprach er sich folgendermassen aus: „die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele und ihr Zusammenhang mit dem Körper sind ewige Probleme, worin uns die Philosophen nicht weiter bringen. Ich zweifle nicht an der Fortdauer; denn die Natur kann der Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als grosse Entelechie zu manefistiren, muss man auch eine sein.“ Nehmen wir hinzu, fährt der Berichterstatter fort, dass er nach seiner eigenen Erklärung unter dem Ausdruck Entelechie dasselbe bezeichnet, was Leibnitz Monaden nannte, so finden wir, dass seine Ansichten von dem künftigen Leben sich seit jenem Gespräche mit Falk*) bei Wielands Tode, durchaus unverändert erhalten haben. — Ich beschliese diese Mittheilungen mit Hinweisung auf das vorher erwähnte Buch des jüngeren Fichte, der sich in dem Abschnitte „der Tod und die Fortdauer“ auf eine neue und anziehende Weise über diese Aufgaben erklärt, und namentlich die Auferstehungslehre, „den neuen Leib“ der Offenbarung damit verbindet.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre fass' es an.

---

*) Siehe dessen Schrift: Goethe aus persönlichem Umgange dargestellt. 2. Aufl. Leipzig, 1836. S. 50 ff.

Verdank' es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr die Sonne zu umkreisen,
Und dem Geschwister wies die Bahn.

In diesen Zeilen wird die vorgetragene Lehre als alt dargestellt. Es ist die wahre Lehre, oder „das Wahre," wie der Dichter sagt, es gibt keine höhere Wahrheit, und sie hat alle Edlen, alle Menschen ohne Rücksicht auf Religion, welche sich ihrer sittlichen Natur mehr oder weniger bewusst blieben, eine „edle Geisterschaft," eine Versammlung von vorzugsweise Geister zu nennenden Mitgliedern, verbunden. Und dieser Lehre zu huldigen schärft die Aufforderung ein: „Das alte Wahre fass' es an!" — Wie hängt aber der Zusatz damit zusammen: „Verdank' es, Erdensohn" u. s. w., der auf den ersten Anblick bloss an den Kopernikus erinnert, wobei ich nebenher die Kühnheit oder Ungewöhnlichkeit der Sprachfügung und Sprachbeziehung nicht unbemerkt lassen will. Statt „Erdensohn" sollte es heissen Sohn der Erde, damit das nachfolgende Fürwort „ihr" (der ihr die Sonne zu umkreisen) sich auf Erde beziehen könne, was es bei der Zusammensetzung in Erdensohn nicht füglich kann. Ich möchte aber die kopernikanische Lehre hier im weiteren Sinne nehmen. Durch die Gesetze der Bewegungen der Gestirne, des Umlaufs der Wandelsterne um die Sonne wird die Ordnung der Welt im Allgemeinen, die Unter- und Ueberordnung der geschaffenen Wesen und zumal der Menschen in häuslicher, geselliger, staatlicher, gottgläubiger Hinsicht, der Unabhängigkeit von dem Schöpfer und Herrn des Alls bezeichnet; der Erdensohn ist der Mensch, sein Geschwister (Goethe gebraucht das Wort zur Verallgemeinerung sächlich) sind alle Geschöpfe, die Sonne der Schöpfer, und der Weise jeder hochbegabte Lehrer oder Seher.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbstständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Es folgt nun gleichsam als Beweis, oder doch als Hin-

weisung auf die Quelle dieser Gewissheit die Aufforderung, sich nach innen, und zwar in das Centrum, in die tiefste Heiligkeit, in das heiligste Bewusstsein, das in der menschlichen Brust wohnt, zu wenden; und mit einer gewissen Zartheit wird hinzugesetzt: „Woran (an welchem Gottesbewusstsein) kein Edler zweifeln mag,“ insofern es allerdings viele Zweifler im Gegensatz der vorher als edel bezeichneten Geisterschaft, gibt. Mit Zuversichtlichkeit heisst es dann, dass man keine Regel, keine sittliche Vorschrift, dort vermissen werde, weil das Gewissen der uns inwohnende Lebensführer sei. Auf das Gewissen wird nun als auf den wichtigsten Theil der ewigen Gesetze zurückverwiesen, und „selbstständig“ wird es genannt, weil es, gleichsam unabhängig von uns, der Stellvertreter Gottes, der Warner vor der That, und noch mehr der Richter nach derselben ist. Es erscheint unter dem Bilde der Sonne, und diess erinnert an die vorher erwähnte von der Erde und ihrem Geschwister umkreiste Sonne. Das ganze menschliche Leben wird demzufolge der Sittentag des Menschen genannt.

> Den Sinnen hast du dann zu trauen,
> Kein Falsches lassen sie dich schauen,
> Wenn dein Verstand sich wach erhält.

Mit diesen drei Zeilen wird die Betrachtung des Menschen als des der Hauptsache nach geistig sittlichen Wesens mit seiner nicht zu übersehenden äusserlichen Ausstattung beschlossen. Nicht der Leib wird genannt, sondern die Sinne als das für den Geist Wesentliche der Körperlichkeit. Der Leib ist nichts als die Bedingung der Sinne als Empfinder, Wahrnehmer der äusseren Welt und des menschlichen Leibes selbst; und gerade wie der Wille oder die innere Beweglichkeit von der ungegliederten zur gegliederten Welt, von den Körpergesetzen bis zum menschlichen Geist in mehreren Stufen emporsteigt, so erhebt sich auch der menschliche Geist von der durch den ganzen Leib und alle Glieder mehr oder weniger vorbereiteten Empfindungsfähigkeit durch die unteren Sinne des Geruchs und Geschmacks und des Tastvermögens zu den höheren des Gehörs und Gesichts, und empfängt durch diese Vermittelungen Kennt-

niss von der äusseren Welt und ihrer Beschaffenheit. Dass diese Kenntniss eine sehr bedingte ist, dass sie bei anderen Sinnen eine ganz andere sein würde, dass sie das Wesen der Dinge nicht betrifft, ist gewiss; aber nicht minder gewiss ist es, im Fall wir dabei unser inneres Vermögen des Verstandes, oder der Fähigkeit, die von den Sinnen uns überlieferten Wahrnehmungen in Vorstellungen zu verwandeln und aufzubewahren, sie in Begriffe umzuschaffen, und diese zu ordnen, zu Hülfe nehmen, dass man diesen Sinnen zu trauen habe, und dass sie uns in ihrer ungetrübten Beschaffenheit nichts Falsches wahrnehmen lassen, wobei allerdings die Sinnentäuschungen, und mit Recht, ausser Acht gelassen sind.

Mit frischem Blick bemerke freudig,
Und wandle sicher wie geschmeidig
Durch Auen reichbegabter Welt!

Die erste dieser drei Zeilen leitet uns auf das Thun der Menschen über, indem sie das Bemerken, die Richtung der Sinne auf die sie umgebende Welt als die erste nächste Thätigkeit, aber zugleich die nöthige Art und Weise dieser Aufmerksamkeit darstellt. Wir sollen mit frischem Blick, d. h. lebhaft, mit Lust und Liebe, und freudig, d. h. gern und mit Wohlgefallen bemerken. Der Sinn des Gesichts als der edelste für die äussere Thätigkeit wird durch Blick, wie schon kurz vorher durch Schauen hervorgehoben. Dann aber werden durch wandle die ferneren Vorschriften über den Wandel, den Lebenswandel, angeknüpft. Dieser soll sicher und geschmeidig sein, zwei Umstandswörter, welche den bloss sinnlichen wie den geistigen Gang erschöpfend bezeichnen, die Sicherheit besteht in der Kraft, Willenskraft, die Geschmeidigkeit in der Klugheit, Gefahren zu vermeiden, in dem Geschick, sich aus Verlegenheiten heraus zu wickeln, die uns auf den Auen der reichbegabten Welt begegnen. Dem Dichter ist die Welt trotz der in ihr erforderlichen Geschmeidigkeit eine reichbegabte, und hiemit keine traurige, sondern eine freudenvolle.

Geniesse mässig Füll' und Segen,
Vernunft sei überall zugegen,

Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Die obige Erklärung der reichbegabten Welt erhellt aus den in der ersten dieser Zeilen enthaltenen Worten Füll' und Segen. Die Warnung aber Mass zu halten in der Menge der obgleich segensreichen, doch durch Uebermass leicht schädlichen Genüsse knüpft sich an die der Geschmeidigkeit nahe liegende Vorsicht; und dieses Masshalten wird nur durch den Gebrauch der Vernunft möglich. Die Vernunft, die sich hier in der Vergleichung unsrer Neigungen mit der Befriedigung derselben zeigt, ist eine nothwendige Bedingung der Freude, wo das bewusste Leben sich des Lebens, d. h. seines höheren Lebens im Vergleich mit dem niederen thierischen Leben erfreut. Und dieser höhere Rang erscheint in dem nur von dem Menschen mit Bewusstsein aufgefassten dreifachen Schritt der Zeit. Die Vergangenheit ist dann, unter diesen Umständen, d. h. bei vernünftigem, mässigem Genusse der Güter des Lebens, unverloren, sie ist beständig, sie hat das zartere Gewand der Erinnerung angezogen; das Künftige ist voraus lebendig durch Ahnung, Glauben, Weissagung, durch die Gewissheit, dass es eine Zukunft, eine ewige, für uns gibt; der Augenblick ist Ewigkeit, da die Zeit eine der beiden Grenzen nur unsers irdischen Daseins und Bewusstseins ist, die sammt dem Raum immer mehr verschwinden wird — welch eine abermals in grösster Einfachheit erhabene Darstellung der Fortdauer des eigentlichen inneren Menschen und des hier schon beginnenden Anfangs dieser Fortdauer, wie sehr sich von der wortreichen Fülle in Haller's Gedicht über die Ewigkeit unterscheidend!

Und war es endlich dir gelungen,
Und bist du vom Gefühl durchdrungen:
Was fruchtbar ist, allein ist wahr.
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Geselle dich zur kleinsten Schaar.

In diesem vorletzten Reimgebinde tritt der Dichter der Pflicht des Einzelnen gegen die Mitwelt näher. Er macht sie von der möglichst vollständigen Selbstkenntniss und Kenntniss der Dinge abhängig, und erinnert durch die Zeile: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr" an die Wichtigkeit des Wahren und bezeichnet als Merkmal der Richtigkeit dessen, was wir als wahr befinden, die Fruchtbarkeit, d. h. die Anwendbarkeit, die Nützlichkeit, den wohlthätigen Einfluss auf Andre, nach welchem wir zu streben haben, wie diess recht eigentlich in dem „das Göttliche" überschriebenen Gedicht ausgeführt ist, z. B. in den Anfangszeilen: „Edel sei der Mensch, Hülfreich und gut," und gegen das Ende desselben in den Worten: „Er allein darf den Guten lohnen, den Bösen strafen, Helfen und retten, Alles Harrende, Schweifende, Nützlich verbinden;" und wie er dort die Menschenliebe mit der Liebe Gottes gegen die Menschen vergleicht, so ist auch hier unter dem allgemeinen Walten, welches der Mensch zu prüfen und zur Richtschnur zu nehmen habe, Gott zu verstehen, der freilich nach seiner Weise schaltet, und wir haben uns desswegen der kleinsten Schaar der Weisen, der edlen Geisterschaft hinsichtlich der Grundsätze und der Art und Weise unsrer Wirksamkeit zuzugesellen. Ueber die Zeile: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr," theilt Viehoff eine Stelle aus Goethe's Briefwechsel mit Zelter vom Jahre 1829, sowie sein eigenes Urtheil mit: „Ich habe bemerkt, — schreibt Goethe, — dass ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken anschliesst und zugleich mich fördert. Nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, dass sich ein solcher Gedanke dem Sinne des Andern nicht anschliesse, ihn nicht fördere, wohl gar hindere, und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hiervon recht gründlich überzeugt, so wird man nie controvertiren." Dagegen bemerkt Viehoff: „Wie soll aber die objektive Wahrheit jedesmal gewonnen werden, wenn Jeder das Recht aussprechen darf, sich bei seiner subjektiven Meinung zu beruhigen. Consequent blieb sich Goethe freilich auch mit dieser Lehre. Sie war fast eine nothwendige Folge eines andern Satzes von ihm, dass „das Vernünftige stets in der Minorität bleibe." Zwischen der Denkweise der grossen Menge und der Denkweise

einzelner ausgesuchter, hochbegünstigter Geister sah er eine unausfüllbare Kluft, und selbst die letztern erschienen ihm grossentheils durch Ungleichartigkeit der ursprünglichen Anlagen, durch abweichenden Bildungsgang und durch bedingte Lebensanschauung so weit von einander geschieden, das jeder Verständigungs- und Vereinigungsversuch ihm verlorne Mühe dünkte. Wir können diese Denkweise nur als Ausnahme bei einzelnen hohen Geistern billigen, deren Beruf es ist, durch Widerspruch und Polemik unbehelligt, freudig zu schaffen und aufzubauen. Im Ganzen halten wir es aber mit Lessing, mit seiner Lust, den Geist am Geiste zu prüfen und zu messen, und mit seinem freudigen Vertrauen auf die Gemeinsamkeit der Vernunft und der Denkgesetze. Goethe war sich seiner gänzlichen Verschiedenheit von diesem Manne wohl bewusst. „Seine Sache war das Unterscheiden, — sagte er zu Eckermann, — und dabei kam ihm sein grosser Verstand auf das Herrlichste zu Statten. Mich selbst dagegen werden Sie ganz anders finden: ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen.“ Wer mit Goethe's Bildungsgange vertraut ist, — fährt Viehoff fort, — weiss, was Alles dazu beigetragen hat, diese Richtung in ihm zu begründen und zu befestigen. Seine einsame Erziehung, sein autodidaktisches Lernen, die ererbte Apprehension und Reizbarkeit für Widerspruch und Tadel, die sich in dem vom Schicksal, wie von der nähern Umgebung gleich zart und schonend Behandelten mit den Jahren verstärken musste, das Gefühl, dass er ein zu grosses Pfund zu verwalten, eine zu reiche Geistesfülle der Welt zu überliefern hatte, um sich lange in den labyrinthischen Krümmungen des Zweifels und der Polemik zu verweilen — Alles wirkte nach einem Ziele zusammen. Besonders aber waren es die Erfahrungen, die er als Naturforscher gemacht hatte, was ihn auf seiner einsamen Bahn festhielt. Die ganze Zunft der Fachgelehrten mit wenigen Ausnahmen versagte fortdauernd seinen Leistungen in der Chromatik die Anerkennung, auf die er Anspruch zu haben glaubte; er selbst war nicht im Stande, seinen Irrthum zu erkennen; was blieb ihm übrig, als sich mit dem Gedanken zu

trösten, dass das Vernünftige stets lange in der Minorität bleibe, und im Vertrauen auf eine gerechtere Zukunft, stille seinen Weg fortzuwandeln. — Zu diesen Worten habe ich nur hinzuzufügen, dass Goethe's Farbenlehre in Schopenhauer einen nachdrücklichen Vertheidiger gefunden habe.

Und wie von Alters her im Stillen
Ein Liebewerk nach eignem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf:
So wirst du schönste Gunst erzielen;
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswerthester Beruf.

Der Schluss des Gedichts erläutert das zweite der altmosaischen christlichen Hauptgebote, dass man den Nächsten wie sich selbst lieben müsse, auf eine eigenthümliche Weise. Der Dichter hat in dem vorletzten Gebinde den Leser als denjenigen angeredet, der sich den echten Weisen, der verhältnissmässig kleinen und kleinsten Schaar seiner Mitbrüder durch Prüfung des Waltens Gottes zugesellen werde. Aber, — so scheint mir die Betrachtung fortzuschreiten, — man darf ausser der Erfüllung der Pflichten, welche Menschenliebe, Amt, Stellung und besondre Umstände auflegen, noch ein ganz eigenes und persönliches Bestreben sich erlauben, wovon Musäus in seinen physiognomischen Reisen eine Schilderung entwirft, die ich hier mittheile, in der Hoffnung, dass der derb scherzhafte Ausdruck dieses Schriftstellers statt Anstoss zu geben, vielmehr den Ernst der bisherigen Darstellung anregend mildern werde. Er sagt: „Jeder Mensch hat einen gewissen angewiesenen Beruf, eine Pfründe, ein Aemtchen, oder so was. Spricht nun Einer, dass er sich diesem ganz widmet und weiter nichts vornimmt, der ist ein träger Stier, der sein Joch schleppt, weil er muss, und, wenn er abgeschirrt ist, nur fressen und wiederkäuen kann, macht den Geschäftigen, und faullenzt im Grunde. Ein Mensch, der sich ein wenig fühlt, lässt sich nicht in das Fach einsperren, worein ihn der Zufall gestossen hat, wie ein Vogel im Käfig, der weiter keine Wahl hat, als von einem Stänglein aufs andre zu hüpfen: sondern strebt den Radius seines Wirkungskreises zu verlängern, treibt neben dem Nahrungsgeschäft

noch irgend ein Lieblingsstudium, für welches der launige Sterne den posairlichen Namen des Steckenpferdes erfand, seine Jünger aber haben das arme Thier so herumgetummelt, dass es nun lahm und unfruchtbar ist. So ein Lieblingsgewerbe nährt das Leben der Seele, wie äusserlich Beruf und Amt seinen Mann nährt, stärkt und spannt die inneren Kräfte, erwärmt und ermuntert sie, giesst Wonnegefühl ins Herz, ist eine sichere Freistatt, wohin sich, wenns von aussen trübe hergeht, die Seele flüchtet, bis der Sturm vorüber braust. Gemeiniglich pflegt das Lieblingsstudium sich an dem Studio inclarescendi hinauf zu stängeln, wie der Epheu an dem hochgewipfelten Eichbaum oder der virginische Jungfernwein an einer alten Mauer.“ So weit Musäus. In den drei Zeilen, welche Goethe diesem Gedanken widmet, ist jede Bezeichnung bedeutungsvoll. „Von Alters her hat sich diese Vorliebe gezeigt, aber sie hält sich im Stillen; sie prunkt nicht, aber sie handelt nach eignem Willen. Solcher Steckenpferde gibt es nun gar verschiedene, zum Theil gewöhnliche und ansprechende, zum Theil seltsame, sogar widrige. Zu den Liebhabern der ersteren Art gehören Blumisten, zu denen der letzteren Sammler von Missgeburten, wie Jean Pauls Katzenberger. Kaiser und Könige sind nebenher Uhrmacher oder Uhrsammler, Schlosser, Siegellackmacher gewesen. In unserer Zeit hat die Sucht, Eigenschriften, sogenannte Autographen zu sammeln, sehr um sich gegriffen. Aber viele von solchen Liebhabereien sind dennoch, wenn gleich harmlos, doch darum noch kein Liebewerk, wie es hier heisst. Nur die höheren Bestrebungen, wie Kunst und Wissenschaft schaffen dergleichen, und der Dichter hebt eine der Künste, die Dichtkunst und die höchste der Wissenschaften, oder die umfassendste Behandlung derselben, die Weltweisheit hervor, von der trotz ihrer vielen Verirrungen Schiller sagt:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiss nicht,
Aber die Philosophie, hoff ich, soll ewig bestehn.

Philosoph und Künstler schaffen Liebewerke, gewöhnlicher sagt man Liebeswerke, nicht bloss ihnen selbst liebe Werke,

sondern Werke der Liebe für Andre, nützliche, erfreuliche, bildende, erhebende, oder wenigstens nach edlen Zwecken hinstrebende. Insofern sie diess nun sind, und als solche erkannt werden, tragen sie nicht nur ihren stillen Lohn in sich, sondern wirken auch auf den Werkmeister in gleicher Art zurück; sie erwerben ihm die schönste Gunst, nicht etwa baaren Vortheil, Ehrenauszeichnungen, Orden, Titel, öffentliche und laute Beifallsbezeigungen, sondern jene Gunst, nach welcher Klopstock strebte laut jener Verse:

> Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
> Sohn und Tochter noch sein, mit der Entzückung Ton
> Oft beim Namen genennet,
> Oft gerufen vom Grabe her,
> Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
> Fromme Tugend, dich auch giessen ins sanfte Herz,
> Ist beim Himmel nicht wenig,
> Ist des Schweisses der Edlen werth.

Wer nun ein solches Liebewerk hervorbringen kann, von dem sagt Goethe, er fühlt edlen Seelen vor; denn jedes menschliche Wirken entspringt aus seinem Wollen, und diess aus dem geheimen Born seines Inneren, in welchem der schaffende Geist, der Geist Gottes über den Wassern geht, und deren Bewegungen wir Gefühle nennen. In den edlen Seelen allen wohnt die Fähigkeit dieser Gefühle, aber sie wollen geweckt werden, und dazu bedarf es jener einzelnen, seltenen, hochbegabten Geister, die wir Herolde und Stifter des Glaubens, Seher, Künstler, Weise nennen, in welchen diese Gefühle wie von selbst geheimnissvoll auftauchen, um sie dann auch in Andern hervorzurufen. In ihren Werken fühlen sie edlen Seelen vor, Seelen, als Empfängern im Gegensatz der schöpferischen Geister, und diess Vorfühlen ist der menschlichwürdigste Beruf, insofern jenes höhere Glück, das sie verbreiten, sie selbst beglückt. Und an sich selbst denken darf der edle Mensch wol auch, und in der Freude, die er Andern schafft, sich selbst Freude bereiten wollen, ja es ist diess seine Pflicht. Umgang, Freundschaft, Liebe soll ihn selbst beglücken; denn, wie Simon Dach in seinem kräftigen Freundschaftsliede sagt:

Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt.

Fort daher mit jener mönchischen Weisheit der Brahmanen in ihren Vedams, die von Schopenhauer so sehr empfohlen, und dem Christenthum vorgezogen wird. Fort mit der Aufforderung, die Selbstverleugnung bis zur Abstumpfung und Abtödtung alles Gefühls, zur Absonderung von der Welt, zur Verachtung des Lebens zu treiben, und den Zustand eines Säulenheiligen zum Muster zu nehmen! Sollte sich die Hoffnung auf ein höheres, verklärteres Dasein nicht mit der Freude an der Gegenwart, an den Genüssen der häuslichen, geselligen, vaterländischen Liebe vereinigen lassen? Das verbietet das Christenthum gewiss nicht, verlangt es vielmehr. „Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden.“ So meint es denn auch unser Dichter. Er ist der Dichter der edlen Freude, und hiermit der reinsten Sittlichkeit und des innigen Glaubens an das Ewige, an das Sein im Gegensatz des vergänglichen und stets sich wandelnden Daseins, von dem er in jenem früheren „Eins und Alles“ überschriebenen Gedichte sagt: „Nur scheinbar stehts Momente still.“ Er ist der Dichter des Glaubens an Gott und das Göttliche im Menschen, an die Bestimmung des Menschen, Gott nachzuahmen, oder, wie Plato sagt, Gottes Gehülfe in der Bildung und Beglückung der Welt zu sein. Und so können wir ihn, dem tiefsten Inhalt dieses Gedichts und ähnlicher Gedichte zufolge, nicht minder als Klopstock einen christlichen, und, wenn das gottgläubige Gefühl ein Kennzeichen des deutschen Gemüts ist, einen deutschen, und vielleicht vor Allen einen sittlichen und zugleich einen liebenswürdigen nennen. Er gehört durch viele seiner Werke, ja schon durch dieses Vermächtniss, zu den Wohlthätern und Freunden der Menschheit, er, welcher in einer der diesem Gedicht vorangehenden Betrachtungen sagt: „Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlseins Anderer freut.“

So viel über Goethe's Vermächtniss! Ich füge nur noch hinzu, dass er noch zwei Gedichte mit dieser Ueberschrift be-

zeichnet hat, erstens, das „Vermächtniss altparsischen Glaubens,“ aus dem Buch der Parsen im westöstlichen Divan, das die Lehre und Ermahnung des Parsen an die Stammgenossen enthält, bei dem angeerbten Glauben zu verharren, und zweitens, das „Vermächtniss an die jüngere Nachwelt,“ von denen besonders das letztere, das nur einige Jahre früher als das erklärte, nämlich im Jahre 1824 oder 1825 geschrieben zu sein scheint, und gleichfalls minder verständlich ist, der näheren Betrachtung empfolen zu werden verdient.

Berlin. Dr. Kannegiesser.

Zu Goethe's Faust.

I.

In der Geschichte der dramatischen Litteraturen der neueren Zeiten zeigt sich ein konsequenter und rastloser Fortschritt der sittlichen Ideale. Das Drama der Spanier gestaltet die gesellschaftlichen Verhältnisse der modernen Zeit nach mittelalterlichen Prinzipien: Shakspeare war es, der zuerst das Innere des Menschen frei machte von den drückenden Fesseln der Abstraktion, der die Leidenschaft sich austoben, den Charakter sich unabhängig aussprechen liess. In der gesammten englischen Literatur herrscht das Ideal der Einzelfreiheit. Die dämonische Kraft des Willens, gleich ungeheuerlich im Guten wie im Bösen, ist das Bewunderungswürdige an Shakspeare'schen Gestalten. Die weltgeschichtlichen, sittlichen Conflikte des wirklichen Lebens sind zuerst von Shakspeare behandelt worden. In der goldenen Zeit der französischen Literatur beginnt die Reflexion die Freiheit des Individuums zu beherrschen. Der einzige sittliche Maassstab, der angelegt wird, ist der des Guten und Bösen. Die Tugend wird mit Bewusstsein befolgt, aus Grundsatz verschmäht. Was das Innere französischer Bühnenhelden beseelt, ist das einseitig moralische Interesse. Alle sind sie nur nach einem Maassstabe gemessen, tugendhaft oder lasterhaft. Der Kampf der Neigung mit der Pflicht ist das eigentliche Geheimniss in dem Pathos der französischen Tragödie.

Die französische Literatur mit ihren dürren aber verstandesklaren Formen hatte Europa unterjocht, in den meisten Ländern die einheimischen Literaturen verdrängt, das Ideal des Tugend-

helden war das herrschende in der civilisirten Welt geworden. Französische Dichter hatten die Anschauung verbreitet, welche später der Grund der Revolution und der rationalistischen Bewegungen wurde, die Anschauung, dass der Werth des Menschen nur in seiner moralischen Qualität liege, nicht in den zufälligen Eigenschaften des Standes und der Geburt, dass die Tugend Zweck und Bestimmung des Menschen ausschliesslich sei. Aber diese Tugend selbst war einseitig gefasst als die bloss bürgerlich - hausväterische, und aus welchen Zeiten und Ländern auch der Franzose seine Stoffe nehme, ob Achill, ob Dschingischan spreche, überall tönen dieselben Ueberzeugungen wieder, und von dem reich und vielseitig ausgestatteten Menschen der Wirklichkeit ist nichts übrig geblieben, als die armselige Abstraktion von Tugend und Laster. Kein Vernünftiger kann verkennen wollen, welche ungemeine Bedeutung die klassische Literatur der Franzosen hat als wirkendes Glied in der Kette der europäischen Entwicklungen. Aber eines fehlt ihr vor Allem: Tiefe des Inhalts, und unter allen Interessen der sittlichen Menschen hat sie eines am meisten verkannt: das Interesse der Bildung. Hier grade ist es, wo die deutsche Litteratur ergänzend eintrat.

Unsre deutsche Poesie ist von vorn herein Gelehrtenpoesie. Früher dichteten in Italien und Spanien Ritter, Hofleute, Krieger, in England auch Schauspieler, in Frankreich der vornehme Adel und die Hofbedienung. Die gelehrte Bildung war hier entweder gar nicht vorhanden, oder doch nicht Grundlage der Poesie. Erst in Deutschland hat sich der Stand, der den Geistesadel vertritt, die Poesie fast ausschliesslich angeeignet. Kein Wunder, dass dieser Gelehrtenstand seine eigenthümliche Aufgabe zum Angelpunkte der poetischen Bestrebungen machte. Das Ideal des gebildeten Geistes ist dadurch das Ideal der deutschen Nation geworden.

Es galt überhaupt in Deutschland seit dem siebzehnten Jahrhundert, seitdem die ungemeine religiöse Bewegung des Reformationszeitalters zu Ende ging, seitdem der Bürgerstand als solcher aufhörte, die leitenden Prinzipien der Nation anzugeben, — es galt also seit jener Zeit, den geistigen Bestrebungen der Nation einen neuen Mittelpunkt zu geben, ein Interesse zu

finden, in welchem sich die vielfach in kleinste Theile zersplitterten Stämme deutschen Namens zusammenfinden konnten. Dieser Mittelpunkt fand sich bei einer Nation ohne politische Existenz, für welches das Zeitalter religiöser Begeisterung vorüber, dasjenige wissenschaftlicher Forschung noch nicht gekommen war, allein in den literarisch-ästhetischen Interessen. Dafür rann anderthalb Jahrhunderte hindurch der Schweiss von so viel edlen gedankenreichen Stirnen, dafür eine Geistesarbeit sondergleichen. Geschlecht übernimmt von Geschlecht wie in schweigendem Einverständniss dessen Leistungen, um sie fortzuführen, zu ergänzen, auszubilden. Alles greift, wie Glieder einer Kette, in einander; es giebt in keiner Literatur ein so deutliches Bild einer so vollendeten organischen Entwicklung. Jeder strebt nach seinem nächsten Ziele, und doch wirken alle Kräfte auf einen und denselben Punkt. Kein Resultat geht verloren, kein Studium ist umsonst gewesen. Die Entwicklung der griechischen Literatur zieht wie ein Naturprozess vorüber; die Entwicklung der deutschen Dichtung hat die Regelmässigkeit eines Naturprozesses bei aller Bewusstheit der Reflexion, die in ihr waltet.

Dasjenige also, was die deutsche Literatur Neues und Grosses in das Bewusstsein der europäischen Menschheit gepflanzt hat, lässt sich als das Interesse der Bildung bezeichnen. Das Ziel jener langen Entwicklungsreihe war in Lessing erreicht. Es wird zu unsrem Zwecke förderlich sein, die damals gewonnenen Resultate näher zu betrachten.

Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war in ganz Europa der bürgerliche Maassstab des Nützlichen der herrschende. Die Kunst selbst diente dem Vergnügen oder der Belehrung und sittlichen Besserung. Nichts hatte in sich selbst seinen Zweck: Alles sollte zu Anderem nützlich sein. Für das organisch Erwachsene hatte man keinen Sinn. Staat, Kunst, Wissenschaft, selbst die Religion, galten für menschliche Erfindungen zu gewissen ausser ihnen liegenden Zwecken. Der Mensch selbst galt nur nach seiner moralischen Würdigkeit, die sinnlichen Dinge als das Wesen, die Ideen nur als subjektive Annahme. — Welcher Gegensatz in den Ueberzeugungen, seit Lessing den Gedanken eine andre Richtung gegeben! Was

fremden Zwecken dient und bloss nützlich ist, was nicht in sich selbst den höchsten Zweck seines Daseins findet, gilt als gemein und gering. Die Kunst gilt als Trägerin der höchsten Wahrheiten, des tiefsten Inhalts alles Menschenlebens. Die hohen Güter der Menschheit erscheinen als organisch erwachsene Bilder der Vernunft. Nur die Ideen sind das wahrhaft Seiende, die Dinge sind täuschender Schein. So erhielt das gesammte Dasein der Nation eine idealistische Färbung, und mit einer merkwürdigen Wendung wird das Aesthetische der Gesammtinhalt des geistigen Daseins der Deutschen, die Kunst verdrängt Politik, Religion, selbst die Wissenschaft, und Poesie und Musik feiern eine Epoche des Glanzes, die auf dem gesammten Erdenrunde ihres Gleichen nicht hat.

Das Höchste, das einem Bewusstsein denkbar ist, nennen wir sein Ideal. Das Ideal der Deutschen ist der gebildete Geist, oder um einen vielfach missbrauchten, aber höchst bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, das schöne Individuum. Der Mensch, dessen gesammter Lebensinhalt in der Bewährung nicht von Leidenschaften, sondern von Vernunftprinzipien besteht, der Mensch, der durch Vernunft in allen Lebensbeziehungen bestimmt wird, bei welchem Erkenntniss an die Stelle des Naturtriebes, Begeisterung für Ideen an die Stelle von Neigungen und Begierden getreten ist: das ist das Ideal der deutschen Nation. Drei Gestalten sind es, in denen sich dieses Ideal verkörpert hat: Nathan, Posa und Faust. Die Hauptdichter haben die Gesinnung der deutschen Nation zu klassischen Gestalten ausgeprägt. Wir wollen kurz die Eigenthümlichkeit Lessing's und Schiller's charakterisiren, um dann bei derjenigen Gestalt, in welcher Goethe's Wesen sich am vollendetsten ausgeprägt hat, länger zu verweilen.

Lessing verharrt noch in einer verhältnissmässig beschränkten Sphäre; selbst Nathan der Weise ist im Grunde ein bürgerliches Schauspiel. Seine Helden ragen nicht hervor durch die Grösse ihrer Zwecke; sie selber und der innere Werth ihrer Persönlichkeiten sind das Epochemachende. Odoardo, Tellheim, Nathan, in sich so verschieden, haben doch das gemeinsam: sie sind Männer von Grundsätzen, unwandelbaren Verstandesprinzipien, welche das Wesen ihres Charakters bilden. Sie

haben sich durch Vernunft selbst das Gesetz ihres Handelns gegeben. Die Neigung ist es, der natürliche Trieb, den sie mit den Waffen des vernünftigen Bewusstseins bekämpfen. Die Leidenschaft soll zurückgedrängt, die klare Besonnenheit gefördert werden. So ist an die Stelle der Tugend das Ideal der Weisheit getreten. Wollte man den Gedankeninhalt von Lessing's Hauptwerk kurz aussprechen, man würde sagen müssen: Die Vernunft, als das allgemein Menschliche, schwebt hoch über den nichtigen Unterschieden von Religion, Nationalität und individueller Charakterbildung. Der wahre Mensch baut sich durch Verstand seine eigne Gedankenwelt; die wahre Heimath des Weisen ist die Welt, seine Nation das menschliche Geschlecht, seine Religion Liebe und Vernunft. Die Leidenschaft ist das Schlechte, besonnene Ruhe das einzig Gute. Der natürliche Drang führt in die Labyrinthe des Irrthums; nur die Vernunft beherrscht mit ruhiger Sicherheit Menschen und Dinge und macht sich die Welt unterthan. So kann man Lessing's Ideal allgemein als das der Weisheit bezeichnen. Aber diese Weisheit hat noch den Mangel an sich, sich auf keine grossen Zwecke zu beziehen, nur bürgerlich häusliche Verhältnisse zu behandeln. Für das Weltgeschichtliche der Konflikte, für die idealen Interessen der Gattung fehlt hier noch Theilnahme und Verständniss. Da ist es nun Schiller, der in direktem Gegensatze zu Lessing, und doch im Grunde mit ihm einig, den sittlichen Ideen neue Objekte und Ziele gegeben hat. Dass das Wesen des Sittlichen in Vernunft und Erkenntniss bestehe, ist auch bei ihm geblieben. Aber nun soll der Mensch hinaus in die Welt; nicht in enger Häuslichkeit, auf der weiten Schaubühne der Geschichte soll er seine Kräfte wirken lassen, und die Ideen, die er mit Vernunft zu Prinzipien seines Handelns gemacht hat, sind Ideen der Weltgeschichte: Freiheit, Glück, Bildung des Menschengeschlechts. — Was bei Lessing die Weisheit ist, das ist bei Schiller die Bildung des Herzens. Der Adel des Empfindens, der uneigennützig nur durch die Idee des Guten bestimmt wird, die gebildete und geläuterte Denkungsweise, die die höchsten Güter der Menschheit umfasst, das allmälige Auflösen alles wild Leidenschaftlichen in immer besonnenere Beruhigung, die stets zunehmende Befriedung mit der

Welt und ihren sittlichen Gestaltungen: das sind die Punkte, in denen sich Schiller's Persönlichkeit am deutlichsten offenbart. Von ihnen muss man die Eigenthümlichkeiten ableiten, die ihn zum Lieblingsdichter der Nation gemacht haben.

Die Ausbildung des dritten Momentes in der Darstellung der gebildeten Persönlichkeit hat Goethe übernommen. Wenn Lessing's Weisheit sich auf das Nächstliegende der sittlichen Welt, Schiller's Herzensadel sich auf die allgemein weltgeschichtlichen Interessen bezieht, so haben Goethe's Helden gar keinen ausserhalb ihrer liegenden Zweck. Sie sind, was sie sind, nur für sich und in sich. Hier ist der Begriff der schönen, gebildeten Persönlichkeit erfüllt. Goethe's Ideal ist am allerreinsten das der Bildung. Das Individuum ist bei ihm nur da, um einen möglichst reichen Inhalt in sich aufzunehmen. Nichts was in der Menschheit Grosses und Schönes gestaltet worden, soll dieser Persönlichkeit fern bleiben: aber alles gilt ihr nur um ihrer selbst, um ihrer eignen Herrlichkeit willen. Der Goethesche Held hat kein Herz für die Aussenwelt. Sich will er vollenden, die Dinge draussen kümmern ihn wenig. Die grossen Interessen der Menschheit sind zu erhaben, um nicht auf dem Bewusstsein der ihrer eignen Bildung lebenden Persönlichkeit mehr lästig zu drücken, als ihm neuen Bildungsstoff zuführen zu können. Nenne man es Einseitigkeit, den Menschen so allein auf die Vollendung seines eignen Wesens hinzuweisen: aber es ist die Einseitigkeit der deutschen Nation überhaupt, und Goethe hat damit das tiefste Wesen seiner Epoche ausgesprochen. Er findet an Schiller seine nothwendige Ergänzung; keiner wäre ohne den Andern denkbar. Wie Schiller das Sittliche im Wirken nach aussen, so sieht es Goethe im Wirken nach innen zu. Wie Schiller die äussern sittlichen Formen der Gattung harmonisch und schön zu gestalten bestrebt ist, so erhebt Goethe das in sich harmonisch vollendete Individuum zum Ideale. Daher die Verschiedenheit des Publikums, das Schiller und das Goethe würdigt: daher aber auch die Erscheinung, dass sie einander ergänzend wie ein Mann vor unsern Augen stehn, wenn wir bezeichnen wollen, was das innerste Geistesleben unsres Volkes zu bedeuten habe. Goethe ist der Dichter unsrer Wirklichkeit, Schiller derjenige unsrer Sehnsucht. —

Es ist das Interesse der individuellen Bildung, das bei Goethe alle anderen verdrängt hat. Dieses Wohlgefallen an dem Egoismus selbst in seinen unsittlichen Aeusserungen, zeigt sich schon in Weisslingen und Clavigo, die liebenswürdig erscheinen sollen und doch erbärmlich sind. Klar ausgesprochen wird es erst seit Goethe's italienischer Reise. Der tragische Knoten der Iphigenia beruht darauf, dass ein sittlich reines Mädchen nicht vermag, eine Nothlüge zu sagen. Die Reinheit jener weiblichen Natur erscheint als eine sittliche Vollendung ohne Kampf und Zwist in sich, als ein pflanzenhaft Gewordenes, an dem keine Trübung mehr ist. Nicht die Tiefe des Bewusstseins ist das Erhebende dabei, sondern die Unfehlbarkeit des Naturtriebes. Und diese in sich harmonische Natur muss wohl, wohin sie kommt, Friede und Harmonie mit sich bringen, und wo sie geht, zurücklassen. — Im „Egmont" offenbart sich die schöne Persönlichkeit auf entgegengesetzte Weise. Egmont, ein liebenswürdiges Gemisch aus Ritterlichkeit und Schwäche, wird wider allen seinen Willen in nationale Angelegenheiten verwickelt und kommt aus Unvorsichtigkeit in die Gewalt seiner Feinde. Die niederländische Freiheit ist dabei das äusserst Geringfügige; aber Egmont's liebenswürdige Persönlichkeit, diese heitre, geniessende Sicherheit, dieser unbewölkte Sinn, hebt sich eben von jenem wirren Hintergrunde der Revolution nur desto eigenthümlicher ab.

Eine dritte Gestalt vollendet diesen Kreis. Zu der priesterlichen Jungfrau, die eine entzweite Welt versöhnt, zu dem ritterlichen Jüngling, den die Strudel seiner Zeit verschlingen, tritt der Dichter in der Einseitigkeit seines Strebens. Nur im Himmel, in der Welt seiner Phantasiegestalten lebend, weiss er die Wirklichkeit weder zu würdigen noch zu verstehn. Menschen und Dinge, die ihn umgeben, sind Gegenstand des unbeengten Spiels seiner Einbildungskraft. Der Konflikt mit dem ernsten, etwas nüchternen Staatsmann kann nicht ausbleiben. Wilde Leidenschaft reisst den Dichter hin zu einer Verkennung aller gesellschaftlichen Schranken. So geht er unter. Hier nun begegnet uns zum ersten Mal der Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus verkörpert in den beiden Gestalten des Tasso und des Antonio. Jenes Streben des Menschen, das nicht

ausschliesslich die eigne Bildung zum Zweck hat, ist hier den Idealen des Dichters unter der Form staatsmännischen Bewusstseins gegenübergestellt. Noch hat sich nicht das Urtheil festgestellt, was das Gute, was das Böse sei; jedes von ihnen scheint einseitig. Es wird bedauert, dass die Natur nicht einen Mann aus ihnen beiden machte. Aber der Dichter erscheint trotz seiner Fehler liebenswürdig und hat unsre ganze Theilnahme, während der Staatsmann uns trotz seines Verstandes nur eine kalte Achtung abgewinnt und späterhin geradezu hassenswerth erscheint. Das ist auch Goethe's Urtheil; und es in uns hervorzurufen, ist seine poetische Intention.

So haben wir uns den Weg gebahnt, um zu einem tieferen Verständniss jenes unbegreiflich hohen Gedichtes vorzudringen, in welchem Goethe gleichsam sein letztes Wort gesprochen hat. Alle die Strahlen, die in den früher genannten Werken Goethe's vereinzelt erscheinen, sind in Faust wie in einem Brennpunkt zusammengefasst und bilden ein in Licht und Wärme einziges, unvergleichliches Ganze.

II.

Viele der bedeutendsten Literaturwerke aller Epochen, auch auf dem Gebiete des Dramas, haben der Sage ihren Stoff und ihre hauptsächlichsten Motive entnommen. Das Drama der Griechen beruht ganz auf der Mythologie. In neuerer Zeit ist das Gebiet dieser Kunst erweitert und die Wirklichkeit mit ihren verwickelten Verhältnissen in weit höherem Masse in dieselbe hineingezogen worden. Dennoch hat auch Spaniern und Engländern, selbst den Franzosen die Sage grade zu den schönsten und reichhaltigsten Werken den Anlass gegeben. Wir brauchen hier nur den Hamlet, Makbeth, König Lear zu nennen. Diesen schliesst sich der Faust an.

Der Mythus, wie er im Geiste des Volks sich bildet, spielt auf einer wunderbaren Grenze zwischen Himmel und Erde. Er gibt von den Verhältnissen der Wirklichkeit gleichsam einen

konzentrirten Auszug. Die endlichen Vermittlungen des Einzelnen übergeht er. Mit dem ursächlichen Zusammenhange der Dinge geht er etwas willkührlich um. Dafür hebt er den innern Sinn und die wesentliche Bedeutung der Erscheinungen desto nachdrücklicher heraus, und die ganze Natur wird ein Symbol menschlich-sittlicher Thätigkeit. So ist der Mythus freie Dichtung, aus dem Gesammtbewusstsein einer Volksmasse hervorgehend. Er gestaltet die Welt nach ästhetischen Prinzipien um, die sich von religiösen und philosophischen Anschauungen noch nicht gesondert haben. Es ist die Phantasie, die die Welt zu ihrem Spiegelbilde macht und sie nach ihren eignen Gesetzen umformt.

Indem so der Mythus den Kern der menschlichen Verhältnisse heraushebt, und das wahrhaft Bezeichnende zu geschlossenen Bildern ausprägt, liefert er aller Dichtung einen unschätzbaren, passend zubereiteten Stoff. Der Genius des einzelnen Dichters hat dann nur die überlieferten Umrisse auszufüllen, das Einzelne zu motiviren, mit der umfassenderen Weltanschauung späterer Zeiten die einfachen ahnungsvollen Andeutungen der mythischen Gestaltungen zu bereichern. So hat die im Munde des Volkes blühende bürgerliche Novellendichtung des Mittelalters einem Shakspeare den Anlass zu seinen herrlichsten Schöpfungen gegeben.

Goethe ist in seinem Faust ebenfalls von einer Volkssage ausgegangen. Aber man könnte nicht sagen, dass er mit seiner Anschauung wesentlich auf demselben Boden gestanden habe, auf dem sich die bearbeitete Sage bewegt. Ihm liefert diese nur den allgemeinsten Hintergrund. Er hat im Uebrigen ganz frei gestaltet, und mit einer gewissermassen ironischen Freiheit in den überlieferten Stoff ihm ursprünglich ganz fremde Beziehungen hineingetragen. Für ihn ist die Sage nur der Rahmen, in den er mit ganz freier Erfindung sein lebensvolles Gemälde einspannt.

Es ist merkwürdig, wie grade die Faustsage ein Lieblingsgegenstand der deutschen Dichtung geworden ist. Jener fahrende Schüler, der um irdisches Glück in frechem Uebermuth seine Seele dem Teufel übergibt, hat die Ehre gehabt, von einer Reihe von ausgezeichneten Dichtern poetisch verherrlicht zu

werden. Der kühne Trotz gegen das Heilige und die überkommenen sittlichen Vorstellungen war es, der das ganze Geschlecht der Sturm- und Drangperiode so mächtig anzog. Wenn es Goethe gelang, allen Andern den Preis in der Bearbeitung der Faustsage zu entringen, ja in seinem Faust das eigenthümlichste und in seinem Umfang reichste Werk deutscher Dichtung zu schaffen, so ist das darin begründet, dass in seiner grossen Seele sich alle die vereinzelten Richtungen seiner Zeit und seiner Nation konzentrirten, und dass sein Geist in der That Alles umfasste, was die Gemüther seiner Zeitgenossen beschäftigte, was uns heute bewegt, und was die Jahrhunderte hindurch Ziel und Gesetz deutschen Lebens bilden wird.

Es ist nie ein Zweifel darüber gewesen, dass im Faust die dargestellten Charaktere mit ihren Erlebnissen eine allgemeinere und weitergreifende Bedeutung haben, als ihnen scheinbar beiwohnt. Aber eine Thorheit wäre es, dem Gedichte ein klar erkanntes und fest zusammenhängendes System von Begriffen unterlegen zu wollen. Es ist gewiss unmöglich, die bunte Mannigfaltigkeit der Scenen mit der Unendlichkeit ihres Inhalts aus der Natur der Sage und der ihr zu Grunde liegenden höchst einfachen Handlung erklären zu wollen. Aber Verkehrtheit nur kann hier als Bindemittel des lose an einander Gereihten eine streng konsequente Kette von Gedanken einschieben wollen. Des Deutens und Deutelns ist bei diesem Gedichte von jeher kein Ende gewesen, und nichts ist so abentheuerlich und abgeschmackt, das nicht dabei seinen Vertheidiger gehabt hätte. Die Einheit des Gedichtes, die in der dargestellten Handlung nicht zu finden ist, kann nur in der Persönlichkeit des Dichters liegen, der, was ihm zunächst am Herzen lag, in demselben zur Sprache brachte, und in buntem Wechsel die verschiedenartigsten Kreise des Daseins zur poetischen Gestaltung brachte. Der Faust ist durch und durch eine romantische Dichtung. Die Form ist aufgelöst. Die einzelnen Scenen gelten jede für sich. Der Rahmen ist weit genug gespannt, um ein Bild des gesammten Universums aufzunehmen. Des Dichters Phantasie hat den Anlass benutzt, um uns die Gesammtheit der Gegenstände, an denen sein poetisches Interesse haftet, vorzuführen und seine innersten Anschauungen auszusprechen.

Wir werden darum das Meiste von dem, worin man den dunkelsten Tiefsinn ausgespürt haben wollte, nur für poetische Einkleidung halten können, die, für sich selber bedeutungslos, nur dem Ganzen Stimmung und Hintergrund gibt. Nur durch jenes phantastisch-romantische Element, das in der Sage liegt, war es dem Dichter möglich, so mannichfache Bilder, eine solche Unendlichkeit des Daseins zu einer gewissen Einheit zusammenzufügen. Daneben spielt die Freude an dem hoch Phantastischen selbst, die jedem ächten Dichtergemüthe der neueren Zeit so nahe liegt, herein, und mit inniger Behaglichkeit wird das Bild der überirdischen Geisterwelt, das Magische, Geheimnissvolle im Einzelnen ausgemalt, ohne dass darin eine andre Bedeutung zu finden wäre, als die eines freien poetischen Spieles der Phantasie, die nun auch die Darstellung des Alltäglichen, gemein Bürgerlichen zum Ungemeinen steigert und durch die ahnungsvolle dämmerhafte Beleuchtung verklärt. So ist Goethe selbst, wo er für seinen Faust in dem Gedichte oder ausserhalb desselben die organische Einheit bezeichnen will, aus der jene unbegreifliche und gesetzlose Mannigfaltigkeit von Scenen und Gestalten hervorgegangen sei, immer sehr unglücklich gewesen. Wir werden dasselbe zu leisten noch weit weniger vermögen: wir werden es darum vorziehen, das Unerklärliche unerklärt zu lassen, und wo ein Ganzes nur äusserlich und scheinbar herzustellen ist, uns am Genuss der Theile zu begnügen. Wir wiederholen es: die Einheit des Gedichtes liegt in der Seele des Dichters. Nur durch die Ungebundenheit der Form vermochte es der Dichter, hier unerschöpfliche Schätze seines Geistes zur Anschauung zu bringen, und den ganzen Umfang dessen, was ihm die Seele bewegte, in bedeutungsvollen Tönen anklingen zu lassen. Das also wird unsre Aufgabe sein, den tiefsten Inhalt dessen, was Goethe dachte, wollte und empfand, in seinem Faust nachzuweisen. Dazu wird es zunächst nöthig sein, die in der Tragödie vorkommenden Charaktere zu beleuchten.

Sehen wir zunächst, was Goethe aus seinem Haupthelden gemacht hat. Faust ist nicht mehr, wie in der Sage, wie in andern Bearbeitungen derselben, der sittenlose, wilde Freigeist, der sich trotzig gegen alles Heilige auflehnt und in gemeiner

Lust sich befriedigt. Es ist ein ernster, strebender Mann, der mit unendlichem Wissensdurste sich der Wahrheit bemächtigen möchte. Wollen wir für die poetische Umschreibung im Gedichte einen prosaischen Ausdruck gebrauchen, so dürfen wir Faust als einen spekulativen Philosophen bezeichnen, der die Gesammtheit des Wissens zu umfassen und in Allem die letzten Prinzipien zu ergründen sucht.

Wir erinnern daran, dass 1781 die „Kritik der reinen Vernunft“ erschien, die ersten Fragmente des Faust wenige Jahre später an's Licht kamen und die übrigen Theile des Werkes während jener gewaltigen Entwicklung der Philosophie entstanden, die zu Anfang dieses Jahrhunderts alle Gemüther beschäftigte.

Faust hat über die heiligsten und höchsten Dinge nachgedacht. Vor seiner Reflexion sind die Wunder und Fabeln des kindlichen Glaubens hingeschwunden. Er hat der Natur ihre Geheimnisse zu entlocken gesucht durch die Mittel der Naturforschung, er hat die Wissenschaft in der Arzneikunde für das Leben nutzbar zu machen sich bemüht. Er ist überall zu demselben Resultat gelangt. Er steht den verknöcherten, geistlosen Formen der scholastischen Ueberlieferung mit freier Denkthätigkeit gegenüber. Aber wenn er durch kühnen Zweifel über das früher Geltende sich erhoben, die Mängel desselben erkannt und die höchsten Ziele der Wissenschaft in's Auge gefasst hat; so ist es ihm nirgends gelungen, seine Ziele zu erreichen, seinen Wahrheitsdrang zu befriedigen, irgend eine Gewissheit in den Dingen zu erlangen, die den höchsten Gegenstand menschlichen Nachdenkens bilden.

Faust hat kein andres Interesse, als das der eignen Bildung. Wenn sein wissenschaftliches Streben in der Form magischer Grübelei, alchymistisch-astrologischer Zauberkunde erscheint, so ist das nur poetische Form der Einkleidung. Für die moderne prosaische Reflexion hat die Poesie kein Organ des Ausdrucks. Grade die mittelalterliche Färbung, das Magische und Geheimnissvolle hebt die Figur Faust's über das Gewöhnliche hinaus, und übersetzt die grossen Conflikte des modernen Denkens in

die Sprache der Phantasie. Der Widerspruch, dass Faust kein Wunder glaubt und sich zugleich mit Magie beschäftigt, dass er den Gedankeninhalt der modernen Aufklärung in sich aufgenommen hat und doch die Abgeschmacktheiten der mittelalterlichen Mystiker und Cabbalisten theilt, — dieser löst sich leicht, wenn wir nur bedenken, dass das Zauber- und Geisterwesen nur der Ausdruck für die abstrakte Sphäre der reinen Ideen ist, in denen sich die Philosophie bewegt. Es sind eben nicht die einzelnen endlichen Wissenschaften, es ist die allumfassende Spekulation, die Faust's Geistesleben ausfüllt.

So strebt Faust auf allen Gebieten in das Unendliche hinaus. Selbst seine eigne Individualität genügt ihm nicht: Er möchte in sich die ganze Welt wiederspiegeln. Wie ihm jede Beschränkung seines Wissens und Könnens unerträglich ist, möchte er Alles sein, erkennen und fühlen, das Widersprechende in sich verbinden, „sein eigen Selbst zu aller Selbst erweitern." Das Absolute, nach welchem sein Denken strebt, möchte er in sich selbst verwirklichen. In diesem unbegrenzten Sehnen lässt sich keine Befriedigung finden. Ueber die Schranke der Einzelheit kann der Mensch nicht hinaus. Im Anerkennen dieser Schranke sich zu bescheiden, ist Faust nicht gegeben; „alle Nähe und alle Weite befriedigt nicht seine tieferregte Brust." Und das ist der tiefe Gram, der an seinem Herzen nagt. Nicht eine bestimmte Sorge macht ihn unglücklich: das Schicksal des Menschen überhaupt, das Gefühl der Einzelheit und Individualität, das Bewusstsein der Schranke ist es, das ihm das Leben verhasst macht.

Aber die Einseitigkeit und Beschränktheit seines Daseins erscheint ihm noch in einer andern Form. Mit der Ausbildung seines Geistes, mit den idealen Gütern der Erkenntniss ganz ausschliesslich beschäftigt, hat er von der Welt und den Menschen Nichts gesehen noch verstanden, und das stille wechsel- und erfahrungslose Leben des Gelehrten geführt. Da überkommt ihn das drückende Gefühl der Unnatur dieser Vereinzelung, der Drang in die grosse freie Gotteswelt hinaus, der Trieb zu einer bedeutenden Thätigkeit. Er möchte hinaus aus

der Enge der Studierstube, aus der Kleinlichkeit seiner Verhältnisse, möchte Länder und Menschen kennen lernen. Die Schranke dieses einseitigen bürgerlichen Daseins möchte er niederreissen. Aber auch hier strebt er ohne ein bestimmtes Ziel in die unermessliche Ferne. Eine ganz undeutliche Sehnsucht hat sich seiner Seele bemächtigt, eine Sehnsucht, die eben nur ausreicht, sein Schmerzgefühl zu steigern, ohne irgend eine Hoffnung auf ihre Befriedigung zu bieten. So vermag er nichts weiter, als kraftlos zu verzweifeln. An seinen Lebensverhältnissen unbefriedigt, in seinem höchsten Streben ohne die Erfolge, die er erringen muss, erfährt er in trüber Stunde, dass es für ihn keine Hoffnung gibt, dass er auf das Einzige, was seinem Leben Gehalt verleihen könnte, auf Erkenntniss, verzichten muss. Am Leben verzweifelnd, sucht er den Tod. Da erwachen in ihm die süssen Regungen kindlichen Glaubens, die Botschaft der Erlösung trifft sein empfängliches Herz, und er lebt weiter. Seitdem handelt es sich um Faust's eigne Erlösung, um seine Befreiung aus den engen Schranken seines Daseins. Der seltsame Freund, den er findet, muss ihm dazu verhelfen. Betrachten wir zunächst diesen näher.

In der Faustsage fand Goethe diesen als den Teufel überliefert. Es ist klar, dass wie Faust, so auch der Teufel unter Goethe's Händen eine ganz neue Form angenommen hat. Ja, von dem Teufel selbst ist sehr wenig übrig geblieben: er hat einen durchaus menschlichen Charakter. Grade in der Figur des Mephistopheles zeigt sich's am deutlichsten, wie für Goethe die Sage nur den Anlass, die äussersten Umrisse einer ganz freien Dichtung gab. Die teuflische übernatürliche Seite spielt bei Mephistopheles nur von fern herein, nur als willkommnes Mittel, dem allzuvielen Motiviren zu entgehen, die ganze Handlung in die Sphäre des Ungemeinen, des Universellen zu erheben. Man wird gewisse Widersprüche in der Schilderung Mephistopheles' nicht heben können. Diese liegen eben darin, dass bei ihm das eine Mal sein rein menschlicher Charakter, das andre Mal seine allgemeinere sagenhafte Bedeutung mehr hervorgehoben wird. Wenn wir uns nicht durch einzelne Aeusserungen täuschen lassen, so werden wir im ganzen Verlaufe

des Gedichts Mephistopheles als einen vollständig menschlichen Charakter aus dem Kreise des wirklichen Lebens erkennen, und ihn wohl für einen Bösen, aber nicht für den bösen Geist halten. Wenn er bei seinem ersten Erscheinen Faust gegenüber sein wahres Wesen etwas spekulativ als den Begriff der Zerstörung, der Negation schildert, wenn er im Prolog als der ironische Schalk eingeführt wird, so darf uns das nicht irre leiten, um so weniger, als jene beiden Darstellungen unter sich widersprechend sind. Selbst wenn er in dem kurzen Monolog, der der Scene mit dem Schüler vorangeht, eine diabolisch feindliche Gesinnung gegen Faust zeigt, so ist das ein offener Widerspruch gegen sein sonstiges Thun. Er ist durchaus ein auf seine Art wohlwollender Freund des unglücklichen Mannes, der sich seiner Leitung übergibt. Er meint es gut mit Faust; er möchte ihm Glück und Befriedigung verschaffen. Nur reicht sein Gesichtskreis nicht so weit, um die Bedürfnisse dieser grossen Seele zu erkennen und zu würdigen, und trotz aller seiner Mittelchen bleibt Faust mit seiner ungestillten Sehnsucht unbefriedigt und schmerzvoll. Nur Zerstreuung findet er und lernt ein gut Stück Menschenleben kennen. Das ist der Vortheil, den Faust aus dem Umgange mit Mephistopheles davonträgt.

Wir werden uns daher nicht enthalten können, in dem Charakter des Mephistopheles ein fein ausgemaltes Bild menschlicher Gesinnungs- und Handlungsweise zu erkennen. Die wenigen Scenen, die dieser Auffassung entgegengesetzt sind, dürfen uns nicht beirren. Sie gehören der poetischen Einkleidung des Werkes an und sind für dessen wahren Inhalt nicht bezeichnend. Bei einem so locker zusammengefügten Werke darf es uns nicht wundern, wenn der Dichter mitunter eine poetische Wirkung auf Kosten der Konsequenz zu erreichen nicht verschmäht. Meist ist auch ihm wohl selbst der Widerspruch verborgen geblieben, da er die verschiedenen Theile des Werkes in so verschiedenen Zeiten und Stimmungen gedichtet hat. Zum Theil aber ist grade dieses Schwanken und diese Unbestimmtheit der Gestalt, je mehr Raum sie der Ahnung und der freien Thätigkeit der Phantasie lässt, ein desto mäch-

tigerer Hebel der poetischen Wirkung. Abgesehen davon, dass das jeweilige Hinüberspielen des menschlich Wirklichen in das Gebiet der Fabel und der Phantastik der Erfindung des Dichters einen so unbegrenzten Schauplatz erschloss, dass sie ihm erlaubte, ungemessne Räume mit solcher Schnelligkeit zu durcheilen, werden wir annehmen müssen, dass Goethe seine Stimmungen und Gedanken aussprach, wie sie ihm zunächst entsprangen, und um den Zusammenhang der Theile weniger besorgt war. Es ist ein Stück, das wirklich aus Stücken besteht, die individuellste Dichtung, die je geschaffen ward. So Vieles verdankt nur der Willkühr, dem augenblicklichen Belieben des Dichters seinen Ursprung. So Vieles hat er hineingewirkt von Anspielungen auf die unmittelbarste Gegenwart, von vorübergehenden Launen, die nun eben weiter nicht bedeutungsvoll sind. Dazu dienten besonders die Scenen rein phantastischen Inhalts. So ist der Faust ein treues Spiegelbild einer dichterischen Individualität. Aber so gross, so umfassend ist diese individuelle Dichterpersönlichkeit selbst in ihren Launen, dass in seiner Herzensgeschichte die Nation, der er angehört, ja man kann sagen die Menschheit, das schönste Bild menschlichen Daseins bewundert. In diesem wunderbaren Eindruck der Persönlichkeit Goethe's ist auch die unvergleichliche Macht begründet, mit der sein scheinbar zusammengewürfeltes Werk auf die Welt gewirkt hat.

Doch wir wenden uns zu Mephistopheles zurück. Wenn der Teufel in der Sage der böse Wille als eine Persönlichkeit gefasst, das Laster, die Gemeinheit, der Abfall von Gott und seinen Geboten ist, so kann man nicht sagen, dass bei Goethe ebenso das Böse den Grundbegriff Mephistopheles' ausmache. Der ganze Gegensatz, der der Anschauung Goethe's zu Grunde liegt, ist nicht mehr der zwischen gut und böse, sondern zwischen verschiedenen Arten menschlicher Bildung, zwischen Richtungen der Intelligenz. Mephistopheles erscheint als der vollendete Weltverstand. Er ist ruhig und besonnen, ihm hat keine Begeisterung, kein Pathos etwas an. Er kennt kein leidenschaftliches Gefühl. Er ist eine eben so selbstständige Persönlichkeit, wie Faust, von eignem freien Urtheil, von grosser Ge-

walt der Reflexion, von aller äusserlichen Autorität losgelöst: aber bei ihm ist eine vollendete Weltweisheit eingetreten, ein Bewusstsein der Schranken alles individuellen Daseins, das ihm mit der Nothwendigkeit derselben auch die Kunst gelehrt hat, sich in sie zu fügen und in ihnen zurechtzufinden. Daher absolutes Genügen in diesem Materialismus, beruhigte Selbstgewissheit, Entferntheit aller Sehnsucht und alles Strebens. Daher der vorurtheilslose Blick auf die Angelegenheiten dieser Welt, die bittre Ironie und der schalkhafte Humor. Er hat keine Ideale, er kennt keine Schwärmerei. Die Ideen sind ihm nur Gegenstand des Spottes. Der einzige Zweck, den er als gerechtfertigt anerkennt, ist der Genuss. Mephistopheles ist der rechte und eigentliche Weltmann. Seine Intelligenz ist gross und umfassend. Er sieht die Dinge nach ihren grossen, allgemeinen Verhältnissen; in der Freiheit seines Urtheils, in der Schärfe seines Blickes steht er hoch über dem gemeinen Verstand, der nur das Einzelne sieht. Aber dabei steht er dem vernünftigen Inhalt der Weltgeschicke fremd gegenüber, sein Blick haftet an der äusseren Form des natürlichen Geschehens. Bei der klaren Schärfe seines Verstandes, der die grossen Verhältnisse umfasst, hat er kein Herz. Er geht an den Individuen fühllos vorüber. Er hat kein Mitleid und kein Erbarmen, er ist der absolute Egoist. So ist das absolut Prosaische des modernen Weltverstandes, der vernichtenden Reflexion, der Urtheils- und Gefühlskälte durch das phantastische Element auf poetisches Gebiet gehoben, und dieser einzelne menschlich gedachte Charakter erhält als Teufel eine universelle, kosmische Bedeutung. So lebensvoll daher und realistisch wahr der Charakter des Mephistopheles ist, so hat es der Dichter grade durch die Einkleidung desselben in die Form des Teufels vermocht, ihm die weitgreifende Macht eines Typus zu ertheilen, dass er nun nicht mehr als ein einzelner Mensch, sondern als die eine Hälfte der menschlichen Natur durch die Jahrhunderte fortlebt.

Wir sehen, der Gegensatz zwischen Faust und Mephistopheles ist nur die Steigerung desjenigen, der von je an die Gestaltung der Charaktere bei Goethe bedingt hat. So steht Tasso gegen Antonio, Clavigo gegen Carlos, Wilhelm gegen

Werner. Wenn wir denjenigen, dem nur das innerlich Erlebte, das geistig Eroberte einen absoluten Werth hat, einen Idealisten nennen dürfen, so ist Faust das vollendete Musterbild eines Idealisten. Ihm ist die ganze Welt nur ein Mittel, sein Inneres zu erfüllen und zu erweitern, seine eigne Bildung sein höchster Zweck, der unendliche Selbstgenuss seiner zum Unbedingten erhobenen Individualität seine einzige Sehnsucht. Was dem Faust als das Unendliche gilt, das ist dem Mephistopheles ein Nichts. Dieser sieht in dem Streben nach Wissenschaft und Wahrheit nur den Irrthum, die Einseitigkeit, die Selbsttäuschung; in der Religion nur die Endlichkeit ihrer Erscheinung, den Pfaffentrug, die dumpfe Unklarheit des Gefühls; in der Liebe nur den sinnlichen Genuss, in dem grossen Leben der Welt nur den Untergang, die Vernichtung, das Vergebliche alles Strebens. Dagegen hat Mephistopheles die klare Ruhe des Bewusstseins und die sichere Energie des Willens, die sich durch keinerlei schwächliche Rücksichten von ihrer Bahn ableiten lässt.

So ist Mephistopheles der vollendete Realist. Ihm gilt es, sich mit den Dingen, die draussen sind, so leidlich abzufinden und in das rechte Verhältniss zu setzen. Nach welcher Seite aber die Richtung des Goethe'schen Geistes sich neigt, das hat er deutlich genug dadurch bewiesen, dass er den Realisten unter der Maske des Teufels als das böse Prinzip des Menschenlebens bezeichnen zu dürfen geglaubt hat.

Faust ist der Vertreter des gesammten deutschen Lebens, wie es sich im vorigen Jahrhundert gestaltet hat. Die Loslösung von der Religion durch die verständige Reflexion, und daneben die Sehnsucht nach den einfachen und seligen Anschauungen kindlicher Unschuld; die Spekulation, die die höchsten Räthsel des Daseins lösen will, und die erwachende Naturwissenschaft, die sich zunächst der endlichen Dinge in ihrer ganzen Ausdehnung bemächtigen möchte; die Unbefriedigung an der Wirklichkeit, an dem engen bürgerlichen Dasein ohne allgemeinere Interessen, und das Streben in die unbestimmte Ferne eines verschwimmenden Ideals; die ausschliesslich idealen Bestrebungen, die das gesammte Leben der Nation sich in

Kunst und Wissenschaft konzentriren liessen, und die absolute Werthschätzung der Individualität, die als original und genial mit der Gottheit im ersten Grade verwandt sein sollte; die Lostrennung von allem früher Geltenden durch die unbeschränkte *Opposition* des freien Denkens, und der quälende Mangel der Gewissheit in allen wichtigen Fragen des Menschenlebens; dieses tiefgreifende Missbehagen, das sich zur Verzweiflung steigert, und die weichherzige Sentimentalität, die die Menschen und die Dinge verkennen läst: alles das sind Züge des deutschen Charakters in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wie es Züge in dem Charakter Faust's sind. Wenn man in gewissem Sinne sagen kann, dass jene Zeit, die man gemeinhin die Sturm- und Drangperiode unsrer Literatur nennt, alle die Probleme aufgestellt hat, mit denen der deutsche Geist sich noch heut beschäftigt, die Bahnen vorgezeichnet hat, auf denen alle edleren Geister noch jetzt wandeln, dass jene Zeit der deutschen Nation ihre theuersten Ueberzeugungen, die ganze Eigenthümlichkeit ihres geistigen Daseins erworben oder vorbereitet hat: so wird man von Goethe's Faust mit eben so grossem Recht behaupten dürfen, dass in ihm, wo das tiefste Wesen jener Epoche am vollendetsten sich ausgesprochen hat, sich auch die wesentlichsten Züge alles deutschen Dichtens und Trachtens vereinigt haben. Darum ist der Faust gleichsam ein konzentrirter Auszug aus dem Leben unsrer Nation überhaupt. Wie der Faust nur aus der Eigenthümlichkeit dieser Nation zu verstehen ist, so umgekehrt braucht man den Fremden, der Deutschland kennen lernen will, nur auf jene eigenthümlichste und umfassendste deutsche Dichtung zu verweisen. In ihr ist deutsches Leben und deutsches Streben in reichster Vollständigkeit enthalten.

III.

Wir haben die beiden Hauptcharaktere des ersten Theils der Tragödie zu entwickeln gesucht. Noch zwei Gestalten wollen wir in kurzen Worten darstellen, welche als Folie jene beiden nur um so kräftiger hervorheben: Wagner und den Schüler. Jener zeigt uns dem titanischen Ringen Faust's gegenüber die Beschränktheit des gewöhnlichen Verstandes; die blöde Selbstgenügsamkeit des Buchstabengelehrten, das von Zweifeln unberührte Vorurtheil, die engherzige, eitle Mittelmässigkeit des gemeinen Wissens. In wenigen, aber meisterhaften Pinselstrichen ist hier die scholastische Gelehrsamkeit der Stubenhocker geschildert, die in einem todten, geistverlassenen Notizenkram stecken geblieben ist, den spekulativen Ideen aber entsagt hat. Dem wirklichen Leben abgewandt in falscher Vornehmheit, verwechselt sie beständig das Wesen mit dem Scheine, die Phrase mit dem Gedanken. Die tiefe Seelenmarter des Zweifels, die unbefriedigte Sehnsucht nach dem Unerreichbaren bleibt dieser Beschränktheit fern. Sie bleibt auf halbem Wege stehen, und wenn das Genügen Mephistopheles' aus einer immerhin grossartigen Consequenz hervorgeht, so haben wir hier die gewöhnliche Halbheit. Dem gegenüber werden wir es um so tiefer empfinden, wie ein so erhabener Geist wie Faust auch in den erhabenen Verirrungen, in die ihn ein Ueberschuss von Geisteskraft führt, berechtigt ist.

Der Schüler enthält in seiner naiven Seele die Gegensätze, welche sich in Faust und Mephistopheles zur schroffen Einseitigkeit heraus gebildet haben, noch gebunden und ungeschieden. Er möchte das ideale Gut des Wissens erringen, aber auf die Lust der Welt nicht verzichten. Der verstandescharfe, geistesüberlegene Verführer verweist ihn auf eine gedankenlose Aneignung des Ueberlieferten ohne geistige Arbeit und auf die Heiterkeit des Genusses: dass in dieser einfachen Jünglingsseele der bedenkliche Rath Mephistopheles' nicht zu feste Wurzeln schlagen werde, sehen wir leicht voraus, und die Wendung ist uns nicht überraschend, mit der wir im zweiten Theile der Tragödie den armen „gehänselten“ Jungen gereift als einen

Anhänger der etwas übermüthigen Fichte'schen Philosophie wiederfinden, die den Gipfelpunkt des einseitigsten Idealismus bezeichnet. Wenn Wagner ebendaselbst als Vertreter der eben so übermüthigen Naturwissenschaft auftritt, die an dem todten Stoffe das ganze Universum zu haben vermeint und das gesammte Geistesleben auf mechanisch-chemische Prozesse zurückführen möchte, so ist dies ebenso eine folgerechte Entwicklung seines Charakters.

In den meisten Scenen des ersten Theils finden wir wunderbar treffende Bemerkungen über verschiedene wissenschaftliche und literarische Zustände aus des Dichters Gegenwart, die uns zeigen, wie Goethe am klarsten empfand und am vollendetsten auszusprechen vermochte, was die Seele seiner Zeitgenossen bewegte. So ist er mit Recht der Sprecher seiner Epoche geworden, die die Keime und Erstlinge der gesammten Weltbewegung in den folgenden Zeiten in sich barg. Woran er Aegerniss nahm, das hat seitdem die deutsche Wissenschaft und Kunst in unendlicher Geistesarbeit zu überwinden gesucht, und so viele seiner Aussprüche lassen sich als die treffendsten Bezeichnungen für die hauptsächlichsten geistigen Hervorbringungen des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts gebrauchen. Diese Anspielungen ziehen sich besonders durch die Scenen hindurch, welche der rein phantastischen Erfindung angehören, wie die Hexenscene, die Walpurgisnacht. Doch läuft auch manches rein Persönliche, eigentlich nur für den Augenblick Geborene mit unter, und es wäre vergebliche Mühe, diesem eine tiefere Bedeutung künstlich unterschieben zu wollen. Wir werden auch hier die poetische Meisterschaft und die eigenthümliche Wahrheit bewundern, mit der das Schauervolle und Gespenstische in seinem eigensten Wesen erfasst und wiedergegeben ist. Aber zu dem Gedankengang des Ganzen tragen diese Scenen nichts bei, und den baaren Unsinn, wo dieser grade als solcher beabsichtigt ist, sollte man sich nicht abquälen, mühsam auszudeuten.

Wir kehren zu Faust und Mephistopheles zurück. Der weltsatte, verzweifelnde Idealist und der nüchterne, humoristische

Realist treffen zusammen. Sie schliessen einen Bund. Was können sie einander gewähren? Faust allein ist der Bedürftige, Mephistopheles ist der Bedürfnisslose, Zufriedene. Er gewährt ohne eigentliche Gegenleistung. Sehen wir auch hier von der durch den Stoff gegebenen sagenhaften Einkleidung ab, um den wesentlichen Inhalt dieses Verhältnisses zu finden. Der ursprüngliche Sinn der Sage ist auch hier gradezu umgekehrt. In der Sage verkauft Faust dem Teufel seine unsterbliche Seele für den flüchtigen Genuss, in dem er sich als solchem genügt, für Zauberkraft und Wüstheit. Der Faust der Goethe'schen Darstellung in der Idealität seines Strebens kann im Genuss nicht das Höchste finden. Er ist des einseitig innerlichen Lebens satt, er will hinaus in die Welt, sie kennen lernen und sich in ihr erproben. Er will zerstreut, berauscht sein, um das verzweiflungsvolle Nagen seines Bewusstseins, dass er in seinen höchsten Zwecken scheitern musste, zu betäuben. Auch in seinem Weltleben, zu dem er aus der Studierstube hinaus eilt, ist ihm das unbefriedigte Streben, die ruhelose Hast selbst das Höchste. Auf diese Wette hin, nie seine rastlose Sehnsucht und seinen ungestümen Drang gegen die bequeme Gemächlichkeit befriedigten Ausruhens auszutauschen, geht er die bedenkliche Freundschaft ein mit dem Geiste, der „stets verneint." Es ist das ein halbes Zugeständniss, das erfolglose Streben nach dem Besitz des Unendlichen aufzugeben. Aber er gibt sich nicht mit ganzer Seele, nicht aus positivem Drange der Welt hin, sondern nur um die quälende Unruhe, die ihn verfolgt, zu schwächen und zu verdecken. Es ist eine schmerzliche Entsagung, die ihn in das entgegengesetzte Lager treibt. Aber dass der ideale Drang seines Innern sich ungeschwächt auch in seinem späteren Lebenslaufe geltend machen wird, lässt sich leicht voraussehen.

So übergibt sich Faust den Strudeln des wirklichen Lebens und der Leitung seines realistischen Freundes, um eine Zuflucht vor sich selbst zu finden. Die Einkleidung dieses Entschlusses in einen Pakt mit dem Teufel, so dass das ewige Leben der Preis des Vertrages sein soll, ist hier nur Form. Ironisch genug spricht Faust seinen Unglauben an das Jenseits aus

grade in dem Augenblick, wo er sich der Hölle verkauft. Es wäre verkehrt, die Worte des Dichters auf die Spitze zu treiben und seiner Composition eine Consequenz unterlegen zu wollen, die sie nicht hat und nicht haben will. Wenn Goethe selbst es mit den Worten so ernst nimmt, dass er am Schluss des zweiten Theils Faust's Tod grade mit dem ersten Augenblick seiner Befriedigung eintreten lässt, so zeigt sich grade diese Wendung als eine so äusserliche, in der Haltung des Ganzen so vereinzelte, jene angebliche Befriedigung ist so seltsamer, unglaublicher Natur, dass man kaum glauben sollte, es sei dem Dichter ernst damit gewesen. Das Werk musste, an seinem Ende angekommen, einen scheinbaren inneren Abschluss haben, und dazu knüpft Goethe an die Worte Faust's im ersten Theile an. Indessen der Faust, der an dieser Stelle in der Rastlosigkeit seines Gemüthes es nicht begreifen kann, dass er durch einen Vertrag seinen freien Willen für die Zukunft binden soll, hat sich derweile so sehr verändert, dass jenes frühere Wort für ihn jetzt doch wohl bedeutungslos geworden sein sollte. Es bedarf auch nicht einer so äusserlichen Beziehung. Der Tod des abgelebten, blinden Greises ist durch sich selbst verständlich und gerechtfertigt genug. Aber im zweiten Theil der Tragödie zeigt es sich auch sonst, dass der Dichter die Erfindungen seines ersten Theils allzu ernsthaft genommen hat. Er hat sich selbst und seine eigne Jugend, die Stimmung, aus der die früheren Fragmente seines Faust hervorgingen, nicht mehr genugsam verstanden, um die Schaale vom Kerne, die äussere Einkleidung vom Wesen sondern zu können.

Der Teufel giebt Weltlust für die Seele: das ist der Aberglaube, auf dem die Sage beruht. Nur der Form nach ist dieses Verhältniss beibehalten worden, die Handlung geht selbstständig ihren Gang fort nach ganz anderen Gesichtspunkten. Bei zwei so hochgebildeten Männern, wie Faust und Mephistopheles kann nicht Alles auf die Befriedigung ganz gemeiner Sinnlichkeit hinaus laufen. Mephistopheles ist doch zuletzt weiter nichts, als ein unendlich gesteigerter Carlos im „Clavigo." Mephistopheles will des Philosophen Seele. Was heisst das im Grunde weiter, (wenn wir überhaupt einen besonderen

Nachdruck darauf legen wollen,) als dass seine realistische Gesinnung sich daran freut, den begeisterten Schwärmer in seine Netze gezogen und in den Staub herabgebracht zu haben? Faust ist es um Weltkenntniss zu thun; er will die Einseitigkeit seiner Bildung ergänzen. Mephistopheles ist grade derjenige, der die krankhafte Verstimmung seines Gemüthes heilen kann durch die Hinführung zu den wahren Quellen des individuellen irdischen Lebens. —

Mephistopheles verjüngt den Magister vorher, ehe er ihn mitten in die wirkliche Welt hinein, und zwar in die unterste Form derselben, in das Kleinleben des Bürgerthums einführt. Dieses aus der Einkleidung sich leicht ergebende Motiv ist ein vortreffliches Hilfsmittel, um uns die verschiedenartigsten Sphären des Daseins innerhalb derselben Dichtung vor Augen zu stellen. Nach der Verjüngung ist Faust im Grunde eine andre Persönlichkeit, und ausser der Identität des Namens nur noch eine gewisse Gleichartigkeit der Seelenstimmung das verbindende Element der beiden Inkarnationen der faustischen Natur: des Philosophen und des Liebenden. Damit beginnt denn eine ganz neue Abtheilung des Werks: die bisher als Hauptpersonen im Vordergrund standen, treten ab. Statt eines Helden erscheint eine Heldin. Die Interessen der Wissenschaft, der geistigen Welt, welche die erste Abtheilung beherrschten, verschwinden, und die bunte Welt des realen Menschenlebens erschliesst sich. Vorher handelt es sich um die Ideen, die bleibenden, unvergänglichen, und um den Einzelnen, der sich ihrer zu bemächtigen sucht; jetzt um die verschiedenen Individuen, ihr Empfinden und ihr Schicksal.

Mephistopheles führt seinen Schützling zuerst in die Gemeinschaft des gedankenlosen Lebensgenusses, der gemeinen sinnlichen Lust ein. Es ist klar, dass es hier dem Faust nicht behagen kann. Auf diese Weise ist ihm nicht beizukommen, keine Lust an den irdischen Dingen beizubringen. Das schaale Treiben, das durch gemeine Lustigkeit sich der Zeit und der Tage entledigen will, erregt dem Faust nur Ekel und Langeweile. Da versucht Mephistopheles, denselben durch die sinnliche Begierde zum Weibe zu fesseln; aber er facht in des

Freundes edler Seele nur eine heilige Flamme an. In Faust erscheint so das ideale Streben in einer neuen Form. Aber Faust ist nicht mehr der Träger der Handlung; Gretchen tritt an seine Stelle, und wie früher die deutsche Wissenschaft und ihr Streben, so lernen wir jetzt die deutsche Familie, und das Bürgerthum kennen.

Gretchen, diese holdseligste, anmuthigste Gestalt, die ein Dichter schaffen konnte, ist der einfache Ausdruck der unaufgeschlossenen, unbewussten Mädchennatur, ohne Selbstständigkeit, doch voll Ahnung, Empfänglichkeit und Hingebung. Sie weiss Nichts von dem idealen Streben eines Faust und seiner Unbefriedigung. In echt weiblichem Genügen an dem kleinen und geringfügigen Geschäft des Hausstandes, voll thätiger Sorgfalt, anspruchlos, naiv, glücklich in stiller Einfalt, ist sie doch jeder Höhe und Tiefe des Gefühls zugänglich, und mit unbegrenzter Hingebung dem Manne verfallen, an dessen Geistesgrösse sie schwindelnd hinanschaut. Ihr Dasein hat keine unbedingte, selbstständige Bedeutung. Sie ist nur die duftigste der Blüthen, die alltäglich der Boden emporspriessen lässt, und die verwelken, ohne dass ihr Dasein in einem weiteren Umfange sich fühlbar macht, als innerhalb der Räume des Hauses, als in dem Glück des Mannes, der sie gewonnen hat. In ihr verkörpert sich das Weib, der Träger des Familienlebens; in ihr das Schicksal alles individuellen Daseins, das für sich Nichts hat, als sein Empfinden, seine Leidenschaft, und das in keiner bewussten Beziehung steht auf die allgemeinen Ideen, welche die Welt regieren. Sie ist auf ihrem Gebiete ein Gegenstück zu Faust. In ihrer Brust lebt das Absolute als selige Einfalt, als ideale Reinheit, als unbefleckter Trieb der Natur, eben der Trieb, welcher der geheimnissvolle Grund alles Daseins der Individuen ist.

Aber eben so lernen wir den weiblichen Mephistopheles in der Frau Martha Schwerdtlein kennen. Sie repräsentirt die Gemeinheit des wirklichen Daseins, um so widerlicher, als sie ideenlos, bloss missleitete, verkrüppelte Natur ist. Die Hässlichkeit des individuellen Lebens in seinen alltäglichen Erscheinungen, die innere Falschheit, Heuchelei und Gemeinheit, aber

als unbewusstes Prinzip der Empfindung, — dies Schauspiel bietet uns die alte dürre Kupplerin. Man kann nicht aussprechen, wie tief hier Goethe in das wirkliche Leben hineingegriffen und seine wesentlichen Erscheinungen in klassischen Typen ausgeprägt hat.

Ja, man könnte sagen, selbst ein neuer Wagner erscheint uns wieder in der Figur des Valentin. Ein Pedant, wie jener, in der Form lebend, über sie nicht hinaus ragend; unbekannt mit den idealen Richtungen der Empfindung, wie jener mit denen des Gedankens; beschränkt und vorurtheilsvoll. Das individuelle Leben bekommt seinen Halt durch die Ehre; durch sie wird der Einzelne mitwirkendes Glied des Gesammtlebens, das Höchste, was er als solcher erreichen kann. Wie Wagner sich zu der Wahrheit und dem Absoluten, eben so verhält sich Valentin zur Ehre, indem er über dem Buchstaben derselben ihren Geist verkennt, indem er sie so äusserlich auffasst, wie die Menge, die am Schein klebt, und in dem alltäglichen Treiben befriedigt begreift er die über das Gewöhnliche schwungvoll hinaustragende ideale Empfindung nicht. —

Dies sind die Charaktere der zweiten Abtheilung. Was ist nun hier der Inhalt der Handlung? — Die reine, unschuldvolle Mädchennatur begegnet in verhängnissvoller Stunde dem geistig reifen Manne, dem von da an nach der Bestimmung des Weibes ihre ganze Seele gehört. Aber auch die Welt der einzelnen Menschenleben ist in Staat und Sitte, wie im Naturgesetz, eine strenge objektive Macht, an der das Individuum verschwindet. Es ist das Schicksal des Einzellebens, aus subjectivem Triebe die allgemeinen Zwecke der Gattung zu erfüllen. Wo aber das Individuum ausserhalb der allgemeinen Zwecke sich selbstständig zu machen strebt, wo es in reiner Idealität sich der Allmacht des Empfindens hingiebt und in diesen selbst, nicht in der äusseren Ordnung den absoluten Zweck sieht: da zerschellt es an der furchtbaren Macht der umgebenden Welt, an der geheiligten Satzung, wie an dem blinden Vorurtheil. Das Individuum möchte sich zum Absoluten machen, und ist doch das schlechthin Begränzte. Wie Faust im Denken die Schranke der Endlichkeit durchbricht, so Gretchen im

Empfinden. Wie **Faust** sein Individuum zum Allgemeinen erweitern möchte, so steht in **Gretchen** der individuelle Drang der objectiven Ordnung entgegen. Wie Faust darum innerlich, geistig sich zerstört und in seinem unbefriedigten Streben der Verzweiflung verfällt: so rächt sich an Gretchen die verletzte sittliche Ordnung durch das äussere Elend, durch ihren sittlichen und physischen Untergang. Die alte Martha weiss in der Gemeinheit ihrer Natur sich durch einen Todtenschein mit der Ordnung abzufinden: Gretchen, die in ihrer idealen Harmlosigkeit sich unbefangen dem Triebe ihrer Seele überlässt, geräth in Schuld und Verderben. Beide Male haben wir daher an den herrlichsten Individuen dasselbe Schauspiel. In dem ungemessenen Drange, ihr Selbst zum Ewigen zu erweitern, gehen sie unter. —

Faust spielt in dieser Abtheilung des Werkes eine ganz untergeordnete Rolle. Es könnte jeder andre geistig bedeutende Mann in Gretchen Liebe hervorrufen, die durch ihr blindes Vertrauen in Verderben endigte. Die ganze Handlung ist in so allgemeiner, idealer Stimmung gehalten, dass es ein wahrhaftes Räthsel ist, wie dieser täuschende Eindruck der Naturwahrheit dabei bestehen kann. Die Sphäre, in der sich Goethe hier bewegt, das deutsche Bürgerthum, hätte zu keiner allseitigeren, vollendeteren Gestaltung gelangen können. Und doch sind die Motive wieder so unbestimmt, so schattenhaft angelegt, dass wir beständig in der Sphäre der Phantasie bleiben, und an die drückende Engheit der kleinen Verhältnisse auch nicht von fern erinnert werden. Kommt doch nicht einmal der Gedanke zur Geltung, dass durch eine Heirath dem ganzen Unheil gewehrt wäre! Es kommt überall nicht auf die Motivirung im Einzelnen an, sondern auf die Situationen der einzelnen Scenen im Ganzen. Gibt man einmal dem Dichter zu, dass unter gewissen Umständen solchen Menschen Solches begegnen könnte, so sind dann die Situationen in so klassischer Einfachheit, mit so unbedingter Meisterschaft gezeichnet, dass ihnen im ganzen Umkreise aller Literaturen nichts Aehnliches an die Seite gesetzt werden könnte.

Fassen wir nun unsre bisherigen Betrachtungen zusammen,

so ergiebt sich Folgendes: Den Inhalt des ersten Theiles der Tragödie bildet ein gedoppeltes Bild des Individuums, das in dem Streben nach dem Unendlichen untergeht. Der Mann verzweifelt im Ringen nach Wahrheit, das Weib zerstört sich durch das Uebermaass der Liebe. Die ewige Ordnung der Natur und der Menschensitte steht dem Einzelnen als drohende Macht gegenüber, wo dieser die ihm gesteckten engen Grenzen zu überschreiten im Begriffe ist. Und grade die edelsten Naturen sind es, die diesem Uebermaass verfallen. Die gemeine, irdische, und eben dadurch teuflische Natur ist solchen Uebertreibungen eines edlen Seelendranges nicht ausgesetzt. Die schönste Blüthe des Individuellen ist zugleich sein sicherer Untergang. Entweder du bist eine gemeine, alltägliche Natur, oder du verfällst dem rächenden Schicksal. Das ist der schliessliche Eindruck der Tragödie, und über diese tragische Anschauung hinaus führt uns der erste Theil derselben nicht. Was konnte über dieser Trauer als die versöhnende Harmonie schweben? Was musste der zur ruhigen Besonnenheit des Alters gelangte Dichter als nothwendige Ergänzung seines Werkes betrachten? Wenn es uns den tiefen, unaussprechlichen Schmerz erregte, dass das Individuum in seiner Herrlichkeit nicht besteht vor den objektiven Ordnungen der Natur und der Sittlichkeit: so wird uns wohl zur Anschauung gebracht werden müssen, dass das Individuum mit Recht nicht das höchste sei, sondern dass grade jene objektiven, substantiellen Mächte das Ewige und wahrhaft Ideale sind, dass die weltgeschichtlichen Ideen der Menschengattung in allem Untergange der Einzelwesen bestehen, dass die hohen Güter der Menschheit sich mächtig fortentwickeln durch den Ruin der Jahrtausende. Es wird uns gezeigt werden müssen, wie nicht in jener eitlen Beschränkung auf sich, in dem engherzigen Idealismus, der nur für seine Bildung und für seine Liebe strebt, der höchste Standpunkt des Individuums erreicht sei, sondern in seinem bewussten Wirken für das Allgemeine, in der Hingebung an die grossen Zwecke der Gattung, an die sittlichen Organismen des Staates, der Familie, der Kirche. So war es möglich, die schauerlichen Eindrücke des ersten Theiles der Tragödie durch die Freude am Siege der Ideen aufzuheben, und das Menschenleben in seiner Univer-

salität als ein harmonisches Ganze unsern Augen vorüberzuführen.

Es ist dies der Weg, den Goethe im zweiten Theile seines Werkes einschlug. Aber man könnte doch nicht sagen, zu unsrer vollkommnen Befriedigung und Versöhnung. Der Grund davon liegt in Goethe's Entwicklungsgang. Die Scenen des ersten Theiles sind aus vollem Herzen niedergeschrieben worden, aus dem unmittelbarsten Drange, das auszusprechen, was des Dichters Herz bewegte. Auf eine einheitlich abgeschlossene Composition war es von vorn herein nicht abgesehn. So sprach sich eben der Dichter aus ohne ein klar gedachtes Bewusstsein des innern Zusammenhanges der einzelnen Theile seiner Schöpfung. Diese Einheit lag nur in der Stimmung seiner Seele. Er hätte sie selbst nicht zu schildern vermocht. Ein logisch konsequentes System von Begriffen oder auch nur eine nach den innern Gesetzen des Stoffes sich gliedernde Composition besitzt jener Theil nicht. Indessen hat der Dichter in ihm die Bewegung, die seine Zeit ergriffen hatte, die Weltanschauung und die Ideale, die der deutschen Nation eigenthümlich sind, so vollendet dargestellt, dass der Faust, dieses ganz inkommensurable Werk von eigenthümlichster Art, ein wahres Handbuch der Nation und eine Art von „Laienevangelium" geworden ist.

Der Zeit der Beruhigung dagegen war bei Goethe eine Art von Abspannung beigesellt. Er hat nicht mehr so innerlich, mit so lebendiger Ergriffenheit den Triumph der Ordnung und der objektiven Ideen gefeiert, wie er einst die Herrlichkeit der titanisch strebenden Individuen empfunden hatte. Es war verständige Berechnung in des Dichters Schöpfungen immer mächtiger geworden. Was das innere Feuer nicht mehr vermochte, sollte die verstandesmässige Consequenz bewirken, und für die frische Gestaltungsgabe sollte die Allegorie als Ersatz eintreten. —

Dazu tritt ein zweites Moment. Im ersten Theile war so Manches ohne alle Bedeutung für den wesentlichen Gedankeninhalt der Tragödie erschienen, was vielmehr der poetischen Einkleidung angehörte. Hierin besonders verstand sich Goethe selbst nicht mehr, als er den zweiten Theil schrieb. Er vermochte nicht mehr, das Wesentliche seiner Schöpfungen von

dem Unwesentlichen zu scheiden, und in dem Streben, alle dort angelegten Fäden auch wirklich bis zum Abschluss auszuspinnen, hat er sich zu einer Masse von absonderlichen und gradezu unpassenden Erfindungen gezwungen gesehen. So könnte man sich überhaupt wundern, wie Mephistopheles in den zweiten Theil hinein kommt, wo er im Grunde gar nicht wieder zu erkennen ist. So beruht Faust's Tod, und endlich gar seine Erlösung von der Hölle auf Erfindungen, die nur als irrthümliche oder übertriebene Consequenzen des im ersten Theil Gesagten erklärt werden können.

Für den ersten Theil, wo wir ganz in der bürgerlichen Sphäre des Einzellebens bleiben, ist die aus der Faustsage hergenommene Einkleidung passend. Im zweiten Theile, wo wir auf die Bühne der Weltgeschicke versetzt werden, ist dies nicht der Fall. Die ganze Teufels- und Hexenmythologie beruht auf dieser bürgerlichen Grundlage, auf dem Gegensatze eines geordneten, regelmässigen Lebenswandels und der wüsten wilden Unordnung, der rasenden sündhaften Lust. Für den zweiten Theil ist der Dichter auf vollständig eigenthümliche Erfindung angewiesen, und was er neu hinzuthun muss, passt nun nicht mehr zu dem sagenhaften Rahmen, der dem ersten Theil so wohl anstand.

In dem zweiten Theile äussert sich ein gewisses Behagen am Zufälligen, nur für den Dichter augenblicklich Werthvollen, das im ersten Theile mässig hervortretend eine nicht unwillkommene Beigabe war und in den Rahmen der vorliegenden Handlung mit ihrer Phantastik recht wohl hineinpasste. Die Interessen, die den Dichter in späterer Zeit beseelten, sind doch zu singulär, von zu geringer allgemeiner Bedeutung und Verständlichkeit, und bei der sonst konsequenteren, verstandesmässigeren Anlage des zweiten Theils machen sie einen um so seltsameren, fremdartigeren Eindruck.

Im ersten Theil ist die Handlung wie die Personen aus der realen Welt genommen und nur auf phantastische Weise eingekleidet. Im zweiten Theile schweben die Gestalten überhaupt in der Luft. Es fehlt ihnen jegliche Wirklichkeit. Dabei schimmern nackt verständige Begriffe hindurch. Die Gestalten des Dichters haben hier nicht mehr einen selbstständigen Sinn

und eine eigne Bedeutung. Sie sind nur um der Allegorie willen. — Ferner bewegt sich der Dichter hier nicht in dem Elemente, in dem er eigentlich zu Haus ist. Ihm fehlte der Sinn für die grossen, allgemeinen Verhältnisse der Wirklichkeit. Daher sind die Schilderungen des Staats, des Krieges bei ihm nackt und dürr, abstrakt und ohne Leben. Die literarischen Episoden sind hingegen weit besser gelungen. Die falsche Idealität, die auf der blossen Abstraktion der Begriffe beruht, lässt es zu keinem poetischen Genusse kommen. Der Dichter hat hier unmöglich befriedigen können, wo weder der ästhetische Gesichtspunkt der Schönheit und der innern Gesetzmässigkeit, noch der äusserliche der Verstandeskonsequenz und eines Systems von Begriffen die Gestaltung schliesslich bedingte, wo eines das andere beschränkte, und der Dichter, der von allen am wenigsten in abstrakten Gedanken zu Haus war, gleichsam ein spekulatives System der Weltverhältnisse darzulegen sich herausgefordert fühlte.

Der allgemeine Sinn dieses zweiten Theiles wird sich daher aus dem Vorhergehenden erkennen lassen. Das Individuum wird in die Beziehungen zum grossen Gesetze des Culturfortschritts, zu Staat und Recht, zur heilsamen Thätigkeit für das Wohl der Geschlechter und zu dem absoluten Begriffe der Seligkeit und des Jenseits aufgenommen, und in dieser Beziehung ihm seine Unendlichkeit und Vollendung gewährt. Die Ausdeutung im Einzelnen hat der Dichter eben so schwer, als fruchtlos gemacht. Man ergötze sich daher an den einzelnen Aussprüchen, die oft so treffend und gedankenvoll sind, wie irgend welche aus Goethe's Greisenalter; man erfreue sich an einzelnen Scenen, deren Frische und Wahrheit noch immer die Meisterhand des Dichters offenbart. Aber der Genuss des Ganzen als solchen ist unmöglich; man wird es wohl damit halten müssen, wie mit den Wanderjahren und Aehnlichem: sie als Werk des Alters eines grossen Mannes mit Respekt, aber ohne Lust betrachten, und dem Dichter, der den ersten Theil schrieb, „den zweiten zu Gute halten." Grade da, wo Goethe sich unzulänglich zeigt, in dem Begreifen der geschichtlichen, allgemeinen Verhältnisse, tritt ja Schiller ergänzend ein. Es ist unsrer Nation vergönnt gewesen, den Kreis, den ein Mensch

nicht umschreiben kann, weil eben „des Nordens Dauerbarkeit sich nicht mit der Gluth des Südens, des Löwen Muth sich nicht mit des Hirsches Schnelligkeit vereinigt," von zwei Männern ausgefüllt zu sehen, deren Thätigkeit so in einander greift, dass der Eine sich seinen Thron aufschlägt, wo die Grenze liegt vom Reiche des Andern.

A. L.

Die Quellen
des
Schillerschen Don Carlos.

Ein in der Gesellschaft für die Beförderung des Studiums neuerer Sprachen gehaltener Vortrag.

Wenn ich es mir heute gestatte, Ihnen einen über das Mass der hier sonst gewöhnlichen Mittheilungen hinausgehenden Vortrag zu halten, so glaube ich eine Entschuldigung dafür nur in dem für einen jeden Freund deutscher Poesie so überaus anziehenden Stücke Schillers zu finden; dessen Beziehungen nach allen Seiten hin kennen zu lernen für das Verständniss der neueren deutschen Literatur, wie für die Einsicht in den Bildungsgang des Dichters gleich wichtig ist. Meine Darstellung wird sine ira et studio, — völlig unparteiisch sein. Sollte ich Eines oder das Andre anzuführen haben, was sich anders ausnimmt, als es von den zu Lobpreisungen nun einmal sich für verpflichtet haltenden Biographen dargestellt zu werden pflegt, so wird hoffentlich mein Bestreben, bei einer wissenschaftlichen Untersuchung nur die strengste Gerechtigkeit nach allen Seiten hin zu üben, mich rechtfertigen. Amicus Plato, magis amica veritas.

Es ist allbekannt, dass Schiller bei dem Entwurf seines Don Carlos eine kleine Erzählung von St. Réal, Dom Carlos, nouvelle historique, zu Grunde gelegt hat. Die Personen des Schillerschen Stücks kommen in der St. Réal'schen Novelle, mit Ausnahme der ganz unbedeutenden Nebenfiguren, bereits alle vor, auch ihre Stellung ist in derselben im Ganzen schon vor-

gezeichnet, ihre Charaktere theils angedeutet, theils genau beschrieben, und das ganz so, wie sie sich bei Schiller wieder vorfinden; nur der Marquis Posa, der in der Novelle allerdings auch als ein trefflich begabter Günstling des Prinzen und als vollendeter Cavalier erscheint, nimmt im Trauerspiel eine etwas andere Rolle ein und entwickelt, wenngleich in formloser und unfester Charakterdarstellung, eine Hoheit des Gedankenfluges, eine Grösse des Edelsinns und einen Adel der Freiheitsliebe, welche allen spanischen Granden oder Edelleuten, die je gelebt haben, unerreichbar gewesen sind, und welche auch St. Réal schwerlich einer von seinen gleichviel ob geschichtlichen, ob erdichteten Personen einzuflössen fähig gewesen wäre. Die kleinsten Nebenzüge, welche in die Anlage des Stücks verwebt sind, wie die Auspeitschung des Don Carlos, in Folge eines gegen seine Tante, die Königin von Böhmen, durch einen seiner Gefährten oder Edelknaben verübten Vergehens, das Turnier, bei St. Réal freilich in Spanien, in welchem der Marquis Posa die Farben der Königin trägt und ihnen den Sieg erkämpft; der durch den König — bei St. Réal aus Eifersucht — am Marquis veranlasste Meuchelmord: alle diese und ausserdem die meisten andern im Stück selbst vorkommenden oder nebenbei erwähnten Vorfälle und Begebenheiten sind beiden Werken gemeinschaftlich. Der gute Schwab macht Schiller einen Vorwurf daraus, dass er Dom Carlos und nicht Don Carlos habe drucken lassen, und dass er so den portugiesischen Titel mit dem spanischen verwechselt habe: er zeigt dadurch nur, dass er St. Réal's Buch nicht gesehen haben kann; denn der Dichter hat sich hierin, wie fast in allem Andern nach der ihm vorliegenden Novelle gerichtet. Weitere Beweise habe ich wohl nicht nöthig zu geben, da die Thatsache, dass Don Carlos aus der St. Réalschen Novelle geschöpft ist, nicht bestritten wird und nicht bestritten werden kann. Unbegreiflich bleibt es daher, dass Hoffmeister sie auch nicht mit einer Sylbe erwähnt hat. Schwab dagegen und Palleske führen sie, wie sich's gehört, wenngleich in aller Kürze, an.

Dagegen ist es, so viel ich weiss, völlig unbekannt, dass die St. Réal'sche Novelle einem anderen, älteren und zwar französischen Stücke, einem Stücke aus der besten Zeit der

klassischen Literatur Frankreichs, — einer Tragödie Campistrons zu Grunde liegt. Man erlaube mir zuerst über diesen Schriftsteller selbst Voltaire's Urtheil, écrivains du siècle de Louis XIV., hier aufzuführen: Jean Campistron, né à Toulouse en 1656, élève et imitateur de Racine. Le duc de Vendôme, dont il fut secrétaire, fit sa fortune; et le comédien Baron, une partie de sa réputation. Il y a des choses touchantes dans ses pièces: elles sont faiblement écrites; mais au moins le langage est assez pur: après lui on a tellement négligé la langue dans les pièces de théâtre, qu'on a fini par écrire d'un style entièrement barbare. C'est ce que Boileau déplorait en mourant. Mort en 1723.

Dieser Schriftsteller also schon hat die St. Réal'sche Novelle in eine Tragödie umgewandelt. Die Sache ist in doppelter Weise interessant. Einmal giebt sie die beste Gelegenheit ab zu beurtheilen, wie von der klassischen französischen Dramaturgie einerseits und von der deutschen Dichtung in ihrer Blüthezeit andererseits ein und derselbe Vorwurf aufgefasst und behandelt wurde; sodann aber, und für mich ist dies hier die Hauptsache, wird dabei die Frage in Betracht kommen, ob Schiller das französische Stück nicht gekannt habe, und ob es nicht auch zu seinen Quellen für den Don Carlos gehöre.

Denn Schiller erwähnt die Novelle St. Réal's, aus der er ohne allen Zweifel den Stoff entnommen hat, in seinen Briefen von 1783 und 1784 mit keinem Worte, mit keiner Anspielung; er führt sie erst in der Thalia-Vorrede 1785 an, da eine so eben in Eisenach erschienene Uebersetzung es nothwendig zu machen schien; er konnte also das französische Trauerspiel wohl auch benutzt haben, selbst wenn er es eben so wenig nennt. Die Briefstellen aus jener Zeit, in welchen er die Bearbeitung des Don Carlos und seine Vorstudien dazu berührt, sind überhaupt folgende:

An Reinwald 27. März 1783.

Wenn Sie allenfalls Brantome's Geschichte Philipps II. besitzen, so theilen Sie mir auch solche mit.

Ich bemerke hierzu, dass nach der Vorrede zu Don Carlos, nouvelle historique, was sich in Brantôme auf Don Carlos Bezügliches vorfindet, schon von St. Réal benutzt ist; für

Schiller konnte Brantôme nur insofern Werth haben, als er den Charakter Philipps und der Königin Elisabeth aus demselben besser, als aus der Novelle, kennen lernen konnte. Welches andere Buch das Wörtchen „auch“ voraussetzt, finde ich aus dem Briefwechsel nicht heraus; — man könnte glauben, es sei eben die St. Réal'sche Novelle; und Palleske nimmt dies, ohne eine Belegstelle anzuführen, ohne Weiteres an; es ist aber nach der folgenden Briefstelle wahrscheinlicher, dass Schiller die Novelle von Dalberg bekommen hat.

An Dalberg 3. April 1783.

Gegenwärtig arbeite ich an meinem Don Carlos, ein (so) Süjet, das mir sehr fruchtbar scheint, und das ich Ihnen zu verdanken habe.

An Reinwald 14. April 1783.

Carlos hat, wenn ich mich des Masses bedienen darf, von Shakspeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Leisewitzens Julius und den Puls von mir.

An Dalberg 7. Juni 1784.

Man dringt darauf, ich möchte ein grosses historisches Süjet, vorzüglich meinen Don Carlos zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Gesicht bekommen und gross befunden hat. Freilich ist ein gewöhnliches bürgerliches Süjet, wenn es auch noch so herrlich ausgeführt wird, in den Augen der grossen nach ausserordentlichen Gemälden verlangenden Welt niemals von der Bedeutung wie ein kühneres Tableau und ein Stück wie dieses erwirbt dem Dichter und auch dem Theater, dem es angehört, schnelleren und grösseren Ruhm als drei Stücke wie jenes. — Carlos würde nichts weniger als ein politisches Stück, — sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause sein; und die Situation eines Vaters, der mit seinem Sohne so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohnes, der bei allen Ansprüchen auf das grösste Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt und endlich aufgeopfert ist, müssten, denke ich, interessant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit grösster Sorgfalt vermeiden.

An Dalberg 2. Juli 1784.

Ich habe gegenwärtig meine Zeit zwischen eigner Arbeit

und französischer Lectüre getheilt. Warum ich das Letztere thue, werden Sie gewiss billigen. Für's Erste erweitert es überhaupt meine dramatische Kenntniss, und bereichert meine Phantasie; für's andere hoff' ich dadurch zwischen zwei Extremen, englischem und französischem Geschmack, in ein heilsames Gegengewicht zu kommen. Auch nähre ich insgeheim eine kleine Hoffnung, der deutschen Bühne mit der Zeit durch Versetzung der classischen Stücke Corneille's, Racine's, Crebillon's und Voltaire's auf unsern Boden eine wichtige Eroberung zu verschaffen. Carlos ist ein herrliches Süjet, vorzüglich für mich. Vier grosse Charaktere, beinahe von gleichem Umfange, Carlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es nicht verbergen, dass ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Fache grösser und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in irgend einem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. Froh bin ich, dass ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin; es kann nicht fehlen, dass der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird.

Es wird in den beiden letzten Briefen ein nicht unerheblicher Widerspruch einem Jeden sogleich aufgefallen sein: nach dem vorletzten Schreiben soll Don Carlos durchaus kein politisches Stück, nur ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause werden; nach dem letzten wird es nicht nur aus der Sphäre des bürgerlichen Trauerspiels gänzlich herausgerückt; es wird sogar mit einem Male ein Stück der hohen Tragödie. Man hat sich dies nicht nur daraus zu erklären, dass von Schiller im Verlauf der Zeit und während der Ausführung in den Don Carlos immer mehr politische Elemente aufgenommen wurden, namentlich der Marquis Posa mehr und mehr in den Vordergrund trat, sondern besonders daraus, dass die Tragödie, welche ursprünglich ein wie die drei vorangegangenen in Prosa geschriebenes Theaterstück hatte werden sollen, nunmehr in Versen

abgefasst wurde. Die in dem zuletzt angeführten Briefe erwähnte Vermittlung des englischen und französischen Geschmacks bezieht sich zum Theil auch auf die Verse und auf den durch dieselben bedingten gemässigteren, oder wenn man lieber will, gebändigteren Ausdruck. Wenn nun die Verse auch nach dem Vorgang Lessing's in Nathan dem Weisen fünffüssige Jamben wurden, so haben doch gewiss die französischen Dichter, welche Schiller damals fleissig las, (und warum nicht gerade das Campistron'sche Stück?) zu dieser Aenderung in der Ausführung den Anstoss gegeben. Und wenn in dem vorletzten Briefe Schiller Alles, was die Empfindung empört, mit grosser Sorgfalt zu vermeiden verspricht, so scheint mir das ebenfalls darauf hinzudeuten, dass er ausser St. Réal's Novelle, in welcher nur allzuviel die Empfindung Empörendes vorkommt, und ausser seinem eigenen Gefühl, welches in den Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe das Empörende keineswegs zu vermeiden gewusst hatte, und auf welches allein seine Erfahrung ihn lehrte, sich nicht durchaus verlassen zu können, als Richtschnur hierbei den feinen und gebildeten, wenngleich als Dichter nicht grossen und gar nicht hinreissenden Campistron hinzugezogen habe.

Der letzte Brief beweist überdies auf das deutlichste, wie fleissig Schiller sich damals mit der französischen Tragödienliteratur bekannt machte. Dass er Campistron nicht geradezu nennt, darf nicht auffallen; selbst wenn er von einem Stücke desselben für ein eigenes Nutzen ziehen konnte, hatte derselbe doch nicht die Bedeutung in der Literaturgeschichte, nicht einen solchen Klang des Namens, um in eine Reihe mit den von Schiller genannten Dichtern gestellt zu werden, und besonders um in einer Uebersetzung, wie die übrigen, auf das deutsche Theater zu kommen. Ich hoffe aber nicht nur durch die eben ausgesprochenen Vermuthungen, sondern auch durch Einzelheiten der Composition und des Ausdrucks den Nachweis zu führen, dass neben St. Réal Schiller auch Campistron vor sich hatte.

Ich sehe meine Zuhörer bereits den Kopf schütteln über diese Campistron'sche Tragödie. In der französischen Literatur wohl bewandert, wohl auch mit Campistron's Stücken bekannt,

haben sie unter den französischen Tragödien überhaupt keinen Don Carlos, geschweige denn in Campistrons Werken; angetroffen. Aber allerdings führt nun auch die Campistron'sche Tragödie diesen Titel nicht. Die Etiquette der französischen Dramaturgie jener Zeit und noch dazu bei einem Hofmann, wie Campistron war, verbot es natürlich, ein aus der neuesten Geschichte gezogenes Süjet unter seinem Namen oder gar eine französische Princessin in einer bedenklichen Situation auf die Bühne zu bringen. Campistron verlegt daher den Gegenstand nach Griechenland, aus dem König Philipp wird bei ihm Colojean, Kaiser von Byzanz, aus der Königin Elisabeth Irène, Prinzessin von Trapezunt; Don Carlos nimmt den Namen Andronic und von diesem Namen das Stück den Titel an; aber trotz dieser Namensänderungen wird man sogleich aus meiner Darstellung sehen, dass Campistron der St. Réal'schen Novelle sich noch viel genauer anschliesst als Schiller.

Der griechische Kaiser Colojean Paléologue hat sich mit Irène, der Tochter des Kaisers von Trébisonde vermählt, welche früher und zwar seit geraumer Zeit seinem Sohne Andronic bestimmt gewesen war, und welche dieser und die ihn liebte. Erbittert über diesen Raub an seiner Neigung, fühlt der Prinz sich seinem Vater und den Günstlingen desselben völlig entfremdet, während er von dem ganzen Hofe geliebt und von dem Volke angebetet wird. Auch die beiden Minister des Kaisers, Marcène und Léon, empfinden die Abneigung des Prinzen, und in ihrer Zukunft, nach dem etwaigen Tode des Kaisers, sich bedroht fühlend, nähern sie, die lange Jahre sich befeindet haben, zur Wahrung ihres gemeinsamen Vortheils einander und verabreden sich, den Prinzen zu Grunde zu richten. Marcène, der den Prinzen erzogen hat, erklärt im Eingange des Stücks seinem früheren Gegner, dass er sich geraume Zeit bemüht habe, den geheimen Kummer des Prinzen zu ergründen; er ist endlich dahin gekommen zu entdecken, dass Andronic, immer einsam, unruhig, scheu, im Geheimen ehrgeizige Gedanken hege, dass seine Wünsche nach der Krone fassen, und dass, jemehr man Sorge getragen habe, durch knechtende Unterdrückung seinen hochfahrenden Sinn zu bändigen, sein Selbstgefühl, sein Stolz nur desto höher emporgehoben worden sei.

Abgeordnete der Bulgaren, die durch habsüchtige und harte Statthalter ausgeplündert und unterdrückt werden, haben sich an den Prinzen gewendet und bei ihm williges Gehör gefunden; die Unterstützung, welche er ihnen giebt, erscheint den Ministern weniger gefährlich für den Staat, als für ihren eigenen Einfluss; sie beschliessen, sogleich bei dieser Gelegenheit den Absichten des Prinzen, den Bulgaren Erleichterung zu verschaffen, entgegen zu arbeiten, überhaupt den Prinzen zu belauern und den Kaiser mit Hinterbringung seiner Anschläge, sowie durch Krieg zu beschäftigen, um unentbehrlich zu bleiben. Der Prinz führt den Gesandten des unterdrückten Volks beim Könige ein; Léonce — dies ist sein Name — hält eine warme Anrede für seine bedrängten Landsleute an den Fürsten, wird aber von ihm ab- und zur Ruhe verwiesen, und der Prinz, der seinen Wunsch ausspricht, vom Kaiser zu den Bulgaren geschickt zu werden, bekommt eine abschlägige Antwort und die Weisung, am Hofe zu bleiben. Seinem Vertrauten und Freunde Martian entdeckt er das Geheimniss seiner Liebe; er erklärt ihm, dass er trotz des Verbots seines Vaters zu den Bulgaren fliehen will; indessen wünscht er vor seiner Abreise noch einmal Irène zu sprechen, und dazu soll die Hofdame Eudoxe von Martian gewonnen werden. Irène, ihrer Neigung zum Prinzen zu sehr bewusst, und wohl wissend, wie sehr sie von dem argwöhnischen Hofe bewacht wird, will anfangs dem Prinzen eine Unterredung nicht bewilligen; aber während ihre Weigerung schwächer und schwächer wird, und sie in Klagen ausbricht gezwungen worden zu sein, statt mit dem Sohne sich mit dem Vater zu vermählen, erscheint der Prinz. Er erklärt der Kaiserin, dass er nicht komme, ihr seine Liebe zu erklären, dass er gerade, um ihr jede Verlegenheit, jeden Kummer zu ersparen, sich vom Hofe entfernen wolle, und dass er auf ihre Fürbitte bei seinem Vater rechne, nach Bulgarien geschickt und an die Spitze der Armee gestellt zu werden; aber trotz seiner Bevorwortung, seine Neigung nicht erwähnen zu wollen, wird jedes seiner Worte unwillkürlich zur Liebeserklärung. Irène, getheilt zwischen dem Wunsche, den Prinzen in ihrer Nähe zu behalten und ihn eine seiner würdige Stellung einnehmen und Ruhm ernten zu sehen, unentschlossen, was sie rathen und thun solle, bittet zuletzt

flehentlich den Prinzen, sich zu entfernen, weil man sie überraschen könne. Unterdessen kommt in der That der König mit den beiden Ministern dazu; er fragt nach dem Inhalt ihres Gesprächs, und Irène trägt so, gezwungen, ehe sie sich zurückzieht, den Wunsch des Prinzen vor. Der Kaiser schlägt denselben dem Prinzen noch einmal ab, und der Prinz entfernt sich mit Drohungen gegen die Minister, denen er die Versagung seiner Bitte zuschreibt. Diese verdächtigen die Absichten des Prinzen; der Kaiser, in Schrecken gesetzt durch die geheimen Anschläge Andronic's, trägt ihnen auf, die Flucht des Prinzen, die heimlich und ohne Erlaubniss ergreifen zu wollen sie ihn beschuldigen, auf jede Weise zu vereiteln, wird aber noch mehr als durch den vermeintlichen Verrath des Prinzen durch Eifersucht gefoltert, die er jedoch den Ministern nicht eingesteht; er selbst will sich durch Beobachtung Ueberzeugung verschaffen und dann, wenn sein Verdacht sich weiter bestätigt, an der Kaiserin, wie an dem Prinzen, blutige Rache nehmen. Unterdessen theilt der Prinz seinem Vertrauten Martian den festen Entschluss mit, sich nach Bulgarien zu werfen und wendet sich an den Gesandten des Volkes Léonce, der ihm die Mittel zu dieser heimlichen Flucht gewähren soll; dieser nimmt den Antrag mit Freuden an und fordert dem Prinzen auf, sich an die Spitze der empörten Bulgaren zu stellen, sich zu rächen und von dort aus auf den Kaiserthron zu steigen. Als Martian, der beauftragt wird, Alles zur schleunigen und geheimen Abreise in Bereitschaft zu setzen, wiederkommt und dem Prinzen anzeigt, dass alle Mittel und Wege zur Flucht gesichert seien, als der Prinz, darüber hoch erfreut, ihm folgt, tritt plötzlich der Kaiser ein; die ihn begleitenden Garden erhalten Befehl, den Prinzen festzunehmen, und Léonce und Martian zur augenblicklichen Hinrichtung abzuführen. Die Kaiserin Irène kommt auf den Lärmen, der im Palaste entstanden ist, herbei, um für den Prinzen eine dringende Fürbitte einzulegen; diese Bitte erregt von Neuem die Eifersucht des Kaisers, der sie abweist und ihr zu verstehen giebt, dass er den Prinzen werde zu bestrafen wissen. Der Prinz, im Gefängniss, beklagt sein Geschick und die Härte seines Vaters: da wird ihm ein Brief gebracht, der ihm räth, den Zorn seines Vaters durch Nachgiebigkeit zu

besänftigen; er erkennt oder glaubt in der Schreiberin desselben die Kaiserin zu erkennen; auf seinen Wunsch erscheint der Kaiser im Gefängniss; aber die Demüthigung des Prinzen, der seinem Vater zu Füssen fällt, führt zu Nichts; es werden aus der Unterredung bald gegenseitige Vorwürfe; Andronic wünscht, nachdem er sich so tief und noch dazu zwecklos erniedrigt hat, Nichts als seinen Tod; der Kaiser ist fester als je überzeugt, dass die Kaiserin ihn liebe, weil der Prinz die Aeusserung hat fallen lassen, dass man zu diesem Schritt, eine Unterredung mit seinem Vater nachzusuchen, ihn gezwungen habe. Und diesen Schluss macht er leicht. Denn jenen Brief hat der Kaiser selbst, um den Prinzen auf die Probe zu stellen, auffangen und nachdem er Kenntniss von seinem Inhalt genommen, ihm einhändigen lassen. Fortan ist das Schicksal des Prinzen entschieden, aber auch der Tod Irène's. Nachdem Andronic aus seinem Gefängniss abgeführt worden ist, um sich nach Art Seneca's in einem heissen Bade die Adern zu öffnen, kommt Irène, um ihn zu sehen und zu trösten; sie selbst fühlt bereits das ihr beigebrachte Gift wirken; es wird ihr die Nachricht von dem Verscheiden des Prinzen gebracht; und nun bricht sie rücksichtslos in Beschwerden und Vorwürfe aus, nicht über ihren eigenen nahen Tod, sondern über die Ermordung des Prinzen; selbst vor dem Kaiser, der dazukommt, setzt sie diese Klagen fort und verräth ihm, dass der Beweggrund des Prinzen, von dem Hofe sich zu entfernen, nur der gewesen sei, vor ihr und einer hoffnungslosen Liebe zu entfliehen, dass nie auch nur ein verbrecherischer Gedanke die Reinheit ihrer Neigung getrübt habe; dem Tode nahe, lässt sie sich fortführen, und der Kaiser, in Zweifel über Beider Schuld, bereut zu spät und vergebens den Fall der beiden Opfer seiner Eifersucht.

Damit aber nicht der Einwand gemacht werden oder auch nur die Vermuthung entstehen könne, als seien die der Tragödie zu Grunde liegenden Begebenheiten eben so oder doch ähnlich dem wirklichen Kaiser Calo-johannes von Byzanz und seinem Prinzen Andronicus zugestossen oder überhaupt in Constantinopel vorgefallen, setze ich die Geschichte des Kaisers und seiner Söhne aus Gibbon XI, p. 246 (Bas. 1789) hierher, dabei bemerkend, dass ausführlichere Darstellungen wohl noch mehr

Einzelheiten beibringen können, aber nicht im Stande sind, die wirkliche Geschichte des Byzantinischen Kaisers der erdichteten Campistrons auch nur annähernd ähnlich zu machen. Erst gegen Ende dieser Schilderung wird man sich überzeugen, dass die hier erwähnten Persönlichkeiten die dem Namen nach von dem französchen Dichter in sein Stück versetzten Fürsten sind.

Nach seiner Befreiung von einem drückenden Vormund — es ist Kantakuzenus gemeint — blieb Johann Paläologus sechsunddreissig Jahre der hülflose, und wie es scheinen könnte, der sorglose Zuschauer des Untergangs seines Staates. Liebe — oder vielmehr Wohllust, war seine einzige kräftige Leidenschaft, und in den Umarmungen der Frauen und Jungfrauen der Stadt vergass der türkische Sclave die Schande des Kaisers der Römer. Andronikus, sein ältester Sohn, hatte in Adrianopel eine vertraute und verbrecherische Freundschaft mit Sauzes, dem Sohne Amuraths, geschlossen; und die beiden Jünglinge schmiedeten Pläne gegen die Herrschaft und gegen das Leben ihrer Väter. Die Gegenwart Amuraths in Europa enthüllte und vereitelte ihre übereilten Rathschläge und nachdem der ottomanische Herrscher Sauzes seines Augenlichts beraubt hatte, bedrohte er seinen Vasallen mit der Behandlung eines Mitschuldigen und eines Feindes, wenn er nicht eine ähnliche Strafe über seinen eigenen Sohn verhängen würde. Paläologus zitterte und gehorchte; und eine grausame Vorsorge verwickelte in denselben Richterspruch die Kindheit und Unschuld Johannes, des Sohnes des Verbrechers. Aber die Blendung wurde auf so milde oder auf so ungeschickte Weise vollzogen, dass der eine das Licht des einen Auges behielt, und der andere nur mit der Schwäche das Schielens behaftet blieb. So von der Nachfolge ausgeschlossen, wurden die beiden Prinzen in dem Thurm von Anema gefangen gehalten; und die Anhänglichkeit Manuels, des zweiten Sohnes des regierenden Herrschers, wurde mit dem Geschenk der kaiserlichen Krone belohnt. Aber nach Verlauf zweier Jahre veranlasste die Aufgeregtheit der Lateiner und der Leichtsinn der Griechen eine Empörung; und die beiden Kaiser wurden in den Thurm gesteckt, aus welchem die beiden Gefangenen auf den Thron erhoben wurden. Ein anderer Ver-

lauf von zwei Jahren verschaffte Paläologus und Manuel die Mittel zur Flucht: sie wurde durch die Zauberei oder vielmehr die Schlauheit eines Mönchs bewerkstelligt, welcher abwechselnd der Engel oder der Teufel genannt wurde: sie flohen nach Scutari; ihre Anhänger bewaffneten sich für ihre Sache, und die beiden Byzantinischen Parteien entfalteten den Ehrgeiz und die Erbitterung, mit welcher Cäsar und Pompejus sich die Herrschaft der Welt streitig gemacht hatten. Die römische Welt war nun auf einen Winkel Thraciens beschränkt zwischen dem Marmora-Meer und dem Schwarzen Meer, ungefähr 50 (englische) Meilen lang und 30 breit, ein Raum nicht ausgedehnter, als die kleineren Fürstenthümer Deutschlands oder Italiens, wenn die Ueberbleibsel von Constantinopel nicht noch immer den Reichthum und die Bevölkerung eines Königreichs gehabt hätten. Um den öffentlichen Frieden herzustellen, wurde es für nöthig gehalten, dies Bruchstück des Kaiserreiches zu theilen; und während Paläologus und Manuel in Besitz der Hauptstadt gelassen wurden, wurde beinahe Alles, was ausserhalb der Mauern derselben lag, den blinden Prinzen abgetreten, welche ihre Residenz in Rhodosto und Selymbria aufschlugen. In dem ruhigen Schlummer der königlichen Würde überlebten die Leidenschaften Johannes Paläologus seine Vernunft und seine Körperkraft; er beraubte seinen Erben und Lieblingssohn (also Manuel) einer blühenden Prinzessin von Trapezunt; und während der schwache Kaiser sich abmühte, seine Heirath zu vollziehen, wurde Manuel mit 100 der edelsten Griechen auf eine gebieterische Aufforderung an die ottomanische Pforte abgeschickt. Diese dienten mit Ehren in den Kriegen Bajazeths; aber ein Plan, Constantinopel zu befestigen, erregte seine Eifersucht; er bedrohte ihr Leben; die neuen Werke wurden augenblicklich zerstört; und wir ertheilen ein Lob, vielleicht über das Verdienst des alten Paläologus, wenn wir diese letzte Demüthigung als die Ursache seines Todes ansehen.

Weiter als bis zum Tode des Kaisers Johannes V. brauche ich diesen Auszug wohl nicht fortzuführen. Der Kaiser hiess übrigens nicht Calojohannes; diesen Namen hat ihm Campistron von einem Komnenen, Johannes II. 1118 bis 1143, zu dessen Zeit es noch kein Kaiserreich Trapezunt gab, oder von einem

Bulgarenanführer Calojohannes, nach 1200, der sich gegen die lateinischen Kaiser in Constantinopel empörte und mit ihnen Krieg führte, entlehnt, um den Kaiser in seinem Stücke mit einem edleren Namen, als dem so gewöhnlichen Jean zu bezeichnen. Ob er aus Irrthum Colojean statt Calojean geschrieben hat, oder ob dies nur ein Druckfehler in meiner Ausgabe ist, weiss ich nicht und habe es für überflüssig gehalten, Nachforschungen darüber zu veranstalten.

Man sieht aus den von Gibbon angeführten Reichsgränzen, dass es Bulgaren unter der Herrschaft der Byzantiner damals nicht mehr gab.

Der Kern der aus dem englischen Geschichtschreiber ausgezogenen Thatsachen ist also: der Kaiser Johann ist mit seinem Sohne Andronicus, der ihm nach dem Leben getrachtet hat, tief entzweit und bestraft ihn, aber nur durch die Türken dazu gezwungen, mit Blendung; seinem zweiten Sohn Manuel heirathet er die Trapezuntische Prinzessin weg und schickt ihn, auf die Forderung der Türken, zum ottomanischen Heer. Auf diesen dürren Stamm eines Zwistes in der Kaiserfamilie von Byzanz, sieht man deutlich, hat Campistron die durchaus verschiedenen und lebenskräftigeren Thatschen, Ereignisse, Verhältnisse und Charaktere der Dom Carlos-Novelle aufgepfropft. Es lag nahe, diese Uebertragung zu machen; denn wenn auch von St. Réal nicht erwähnt, war doch ein Gerücht von einem Anschlage des Prinzen Don Carlos gegen das Leben seines Vaters in Umlauf gewesen und ohne Zweifel Campistron bekannt geworden. Man sehe die von Prescott darüber citirten Autoritäten II, 484 flg.

Wenn man nun schon aus der obigen Inhaltsanzeige, auch ohne die St. Réalsche Erzählung gelesen zu haben, bloss nach der Aehnlichkeit mit dem Schillerschen Stück, abnehmen kann, dass der Campistronschen Tragödie jene Novelle zu Grunde liegt, so werde ich es ausserdem noch durch eine grosse Anzahl von einzelnen Zügen erweisen, welche beiden gemeinschaftlich sind. Vieles lasse ich weg, um nicht zu lang zu werden. Ich bemerke vorweg, dass der Herzog von Alba und Ruy Gomez der St. Réalschen Novelle in dem Campistronschen Trauerspiel Léon und Marcène sind; und wie Ruy Gomez der Gouverneur

des Don Carlos, so ist nach dem französischen Stück Marcène der Gouverneur des Andronic gewesen; die Gesandten der Flamländer, de Bergh und de Montigny, sind in den Bulgarengesandten Léonce zusammengezogen worden. Marquis Posa ist Martian geworden. Léonce wird in dem Trauerspiel, wie in der Novelle de Bergh und Montigny, hingerichtet, aber zugleich mit dem Freunde des Prinzen Martian, der nicht, wie in der St. Réalschen Novelle und dem Schillerschen Stück der Marquis Posa, gemordet wird; dadurch wird in einer damals allein für schicklich gehaltenen Weise, einem Kaiser ein gar zu offenbarer Meuchelmord erspart. Ich werde, um die Uebereinstimmung zu zeigen, einige Parallelstellen beider Werke einander gegenüberstellen.

St. Réal p. 81 (jouxte la copie imprimée à Amsterdam, chez Gaspard Commelin 1673)*) Le prince — ne pust s'empécher de dire en presence de Dom Juan et de la Princesse d'Eboli, qu'il puniroit quelque jour cruellement ceux qui donnoient au Roi de si lâches conseils.

Campistron, Andr. II, 5.

> Dans l'état où je suis je ne saurois plus feindre;
> Et d'un si dur refus les perfides auteurs
> Me pourroient bien un jour payer tous mes malheurs.

St. R. 81. Le Duc d'Albe étoit connu de tout le monde pour l'Auteur de la Conjuration, et le Roi ne faisoit rien sans l'avis de Rui Gomez. Ainsi cette menace ne pouvoit regarder que ces deux Ministres; et la Princesse d'Eboli l'ayant rapportée à Rui Gomez son mari, ce Favori jugea qu'il était tems de commencer à se fortifier contre l'autorité que l'âge du Prince commençoit à lui donner.

Ces deux Ministres partageroient (soll heissen partageoient) également la faveur de la Cour, avec cette difference, qu'on pouvoit dire, que le Duc d'Albe étoit le Favori du Roy, et Rui Gomez le Favori de Philippe. Cette concurrence avoit mis quelquefois de la division entr'eux, mais l'interest commun les reünit en cette occasion.

*) Die groben orthographischen und Sprachfehler dieser Ausgabe habe ich mich nicht für berechtigt oder verpflichtet gehalten, hier zu verbessern.

C. I, 2.

(Léon) Depuis plus de vingt ans, vous le savez, seigneur,
Nous conduisons tous deux l'esprit de l'empereur.
Il partage entre nous son coeur et sa puissance,
Et nous dictons toujours les ordres qu'il dispense.
Du rang que vous tenez, confus, désespéré,
Pour vouz en dépouiller j'ai cent fois conspiré;
Et vous, que contre moi poussoit la même envie,
Vous avez attaqué ma faveur et ma vie; u. s. w.

Nos périls sont égaux, nos craintes sont communes.
Seigneur, associons nos coeurs et nos fortunes;
Et pour nous maintenir, hâtons-nous de dresser
Un rempart qu'Andronic ne puisse renverser.

St. R. 84. Il (Rui Gomez) avoit été Gouverneur de Don Carlos.

C. I, 2.

(Marcène:) Pour moi, qui fus chargé du soin de l'élever. —

St. R. 82. Le Duc d'Albe, qui gouvernoit souverainement tout ce qui étoit des dependances des armes, connoissant l'inclination guerriere du Prince, craignoit qu'il ne donnât quelque atteinte à son autorité, dés la premiere occasion de guerre qui se presenteroit, et qu'il n'en voulut avoir la conduite.

C. I, 2.

J'ai vu son désespoir; l'ambition l'enflamme;
Au desir de régner sans cesse abandonné,
Tout lui déplaît ici, n'étant point couronné.

St. R. 89. Rui Gomez — avoit traité Don Carlos avec toute la rigueur imaginable —. Ainsi il jugeait bien, qu'il avoit tout à craindre du ressentiment de son Disciple.

C. I, 2.

Quelque soin qu'on ait pris d'abaisser son courage,
De dompter son orgueil dans un long esclavage,
On l'a vu chaque jour, loin de s'humilier,
Se roidir contre nous et devenir plus fier.
Trop instruit de ses droits, trop plein de sa naissance,
Il ne saurait souffrir la moindre dépendance:
Mais surtout j'ai connu que son coeur est épris
D'une invincible horreur contre les favoris.

Il voit notre pouvoir dans la cour de son père,
Seigneur, comme un larcin que nous osons lui faire;
Et si de l'empereur il souhaite la mort,
C'est plus pour nous punir que pour changer de sort.

St. R. 89. 90. Il (Rui Gomez) fit toutes les avances pour obliger le Duc d'Albe à se lier étroittement avec lui contre Dom Carlos; et il avertit ce Duc des menaces du Prince.

C. I, 2. Puis-je, seigneur, prétendre
Qu'avec tranquillité vous daignerez m'entendre etc.

St. Réal 109. — le Marquis de Bergh et le Baron de Montigni; Deputez de Flandres arriverent à la Cour. Comme leur Commission étoit fort dangereuse, ils avoient fondé leurs principales esperances, sur le bruit de la generosité du Prince et de la bonté naturelle de la Reine. — Les Deputez leur representerent le triste état de la noblesse de Flandres, depuis les mauvais offices que le Cardinal de Granville, principal Ministre de la Gouvernante, leur avoit rendus aupres du Roi. Ils exagererent leur fidelité et leur innocence dans les mouvemens passez. Ils conjurerent particulierement le Prince de ne pas abandonner tant de braves serviteurs de l'Empereur, et les plus chers objets de sa tendresse, aux conseils violens et precipitez, que la jalousie de leur gloire inspiroient (so) au Duc d'Albe.

C. I, 4, 5. (unter andern Stellen:) Léonce (zum Kaiser Colojean sprechend)

Un peuple qui, toujours à vos ordres soumis,
Fut le plus fort rempart contre vos ennemis.
Quand votre illustre père, achevant ses exploits,
Se vit et la terreur et l'arbitre des rois,
Vous le savez, seigneur, ce peuple magnanime
Fut toujours honoré de sa plus tendre estime;
Et ce digne héros pour ces fameux combats
Choisissoit parmi nous ses chefs et ses soldats.
Cet heureux temps n'est plus: ces guerriers intrépides
Sont en proie aux fureurs des gouverneurs avides;
Sous des fers odieux leur coeur est abattu;
La rigueur de leur sort accable leur vertu.
Tout se plaint, tout gémit dans nos tristes provinces,
Les chefs et les soldats, et le peuple, et les princes:
Chaque jour sans scrupule on viole nos droits,
Et l'on compte pour rien la justice et les lois.

Enfin, si l'on a vu nos peuples en furie
S'armer pour maintenir les droits de la patrie,
Seigneur, nos gouverneurs sont les plus criminels;
Ils nous ont trop appris à devenir cruels.

St. R. 113. Dans une agitation d'esprit si cruelle, il crût qu'il devoit faire un effort généreux pour délivrer cette Princesse d'une passion malheureuse, qui lui donnoit de si justes inquiétudes; et qu'il ne pouvoit mieux s'en détacher, que par une longue absence, et de grandes occupations. Il le crut d'abord, mais il changea bien d'opinion à la présence de la Reine; et considerant quel étoit le plaisir de la voir, il sentit qu'il ne se resoudroit jamais à ne la voir pas.

C. I, 7.

Fuyons; n'exposons point ma tremblante vertu
Au remords éternel d'avoir mal combattu.

II, 3,

Ah! de votre repos plus jaloux que vous-même,
J'ai soin de m'exiler, parce que je vous aime.
Pardonnez-moi ce mot pour la dernière fois;
Et songez que je pars sans attendre vos lois.

Je sais tous les combats qu'il me faudroit livrer,
Si sous un même ciel nous osions respirer.

Est-il temps? Ce bonheur dont vous flattez mon âme,
Hélas! en vous perdant je l'ai perdu, madame. etc.

St. R. 115. Il fit dire au Roi que s'il lui vouloit donner le Gouvernement de ces Provinces, il répondoit sur sa teste de leur obeïssance.

C. I, 3.

Qu'on me laisse partir, que j'aille en Bulgarie;
Des peuples ébranlis j'assurerai la foi;
J'en réponds, si l'on veut s'en reposer sur moi.

St. R. 58. Il est aisé de juger, que cette éducation avoit inspiré une amitié extraordinaire à Dom Carlos pour l'Empereur son Ayeul etc.

C. I, 7.

Surtout de mon aïeul et l'exemple et la gloire
M'enflamme à tous moments et remplit ma mémoire etc.

Wenn es nöthig wäre, das Vorhandensein einer Vertrauten der Kaiserin, Namens Eudoxe, zu erklären, welche Irène aus ihrer Heimath gefolgt war, so könnte man die Entstehung dieser Figur ebenfalls leicht aus St. Réal herleiten. Dieser sagt S. 45. 46. une Françoise de chez la Reine, qui estoit assez bien faite — et qui paroissoit être mieux près d'elle que ses autres femmes.

St. R. 141. Dom Carlos se mettant un jour à table environ ce tems, trouva un papier sous son assiette, qui contenoit ces paroles: Il est des conseils tres-justes, qui ne se donnent point: mais on ne se sert (soll wohl heissen on ne sert) des affaires desesperées, que par des resolutions extraordinaires. Ceux en qui le Ciel a mis des qualitez, qui doivent rendre beaucoup d'autres heureux, ont une obligation d'accomplir leur destinée, qui prévaut sur toutes les autres obligations. Les ames généreuses ne perissent, que faute d'avoir assez mauvaise opinion des méchans. La patience, qui abandonne les jours de l'homme de bien à la violence de ses ennemis, est foiblesse, bassesse de coeur, crime et non pas vertu. L'humanité pour qui n'en a point, est la plus dangereuse espece de folie."

C. III, 2.

(Léonce) Vengez-vous, vengez-vous; nos peuples vous attendent.
Courez les commander, et tentez la fortune;
Mais sur-tout bannissez une crainte importune;
Et livrant votre bras a ces nobles efforts,
Prenez soin de fermer votre coeur aux remords:
Ne vous souvenez plus, pendant votre entreprise,
Si l'exacte équité la blâme ou l'autorise:
Entrez dans la carrière; et sans vous arrêter
Au degré le plus haut hâtez-vous de monter.
Ces scrupuleux devoirs et ces égards sévères,
Seigneur, sont des vertus pour des hommes vulgaires.
Qui se sent un esprit prompt à s'effaroucher,
Sur les pas des héros ne doit jamais marcher.
Les hommes destinés à gouverner la terre,
A traîner avec eux la terreur et la guerre,
Loin de porter un coeur de remords combattu,
Au poids de leur grandeur mesurent leur vertu.

St. R. 179. Ce même jour Montigni fut arresté, pour laisser quelque tems aprés sa teste sur un échafaut; et le Mar-

quis de Bergh en faveur de Rui Gomez son ancien ami eut permission de s'empoisonner.

C. III, 7.

Et qu'on fasse expirer au milieu des supplices
Léonce et Martian, ses malheureux complices.

St. R. 193. La Reine ayant à force d'argent trouvé le moyen de lui faire commander de sa part, qu'il demandât à voir le Roi, comme un Garde lui vint dire que son Pere venoit: dites mon Roi, répondit-il, et non pas mon Pere.

C. IV, 5.

(Gélas) Seigneur, c'est une lettre
Qu'en secret dans vos mains j'ai promis de remettre.
(Andronic lit:) „Par un dernier effort apaisez votre père;
Ne ménagez plus rien, prince, pour vous sauver;
Assurez une vie à l'état nécessaire;
Et songez qu'en mourant...."

C. IV, 8.

(Aspar) Préparez-vous, seigneur; votre père s'approche.
(Andron.) Dites plutôt mon roi.

Die Entlehnung aus St. Réal lässt Campistron hier ganz vergessen, dass Andronics Vater nicht König, sondern Kaiser ist.

St. R. 194. La soumission qu'il avoit pour les ordres de la Reine, le fit resoudre à se mettre à genoux devant le Roi et à lui dire; qu'il le prioit de considerer que c'étoit son sang qu'il alloit répandre.

C. IV, 10.

(L'empereur) Qu'on nous laisse. A mes pieds viendra-t-il se jeter?
(Andr.) Oui, seigneur, je n'oppose à ce juste courroux
Que ce sang, que ces traits que j'ai reçu de vous.

St. R. 194. Le roi lui répondit froidement que quand il avoit du mauvais sang il donnoit son bras au chirurgien pour le tirer.

C. IV, 10.

Ingrat! et sans frémir je ne puis reconnoître
Mon sang dans un rebelle, et mon fils dans un traître.

St. R. 194. Le Roi — lui demanda; s'il n'avait que cela à lui dire.

C. IV, 10.

(L'empereur:) Prince, n'avez-vous rien à me dire de plus.

St. R. 195. Le Prince qui eut voulu racheter ce qu'il venoit de faire au prix de mille autres vies, voyant bien qu'il n'y avoit plus rien à ménager, ni pour lui, ni pour la Reine, ne put s'empêcher de répondre pour la dernière fois, avec toute sa fierté naturelle. Si des personnes, lui dit-il, pour qui ma complaisance ne doit finir qu'avec mes jours, ne m'avoient pas obligé à vous voir, je n'aurois pas fait la lâcheté de vous demander grace, et je serois mort plus glorieusement que vous ne vivez.

C. IV, 10.

Non, d'en avoir tant dit je suis même confus.
Ah! ce n'est point l'horreur du coup qui me menace
Qui m'a fait mendier une honteuse grace;
Et mon coeur en effet n'attendoit pas de vous
Après tant de rigueurs un traitement plus doux.
Je sais trop que pour moi vous êtes insensible:
Et la mort à mes yeux n'offre rien de terrible;
Si l'on ne m'eût contraint à cet indigne effort..
(L'empereur) C'est assez, je t'entends.
(Andr.) Ordonnez de mon sort.
Hâtez le coup fatal d'une lente justice;
La vie est désormais mon plus cruel supplice;
Et je mourrois bientôt de honte et de regret
De m'être à vos genoux abaissé sans effet.

St. R. 196. Dom Carlos se mit au bain et s'étant fait ouvrir les veines des bras et des jambes, il commanda que tout le monde sortit .... son ame étant déjà sortie à demi avec son sang et ses esprits; il perdit insensiblement la vuë et puis la vie.

C. V, 10.

(Gélas) Sans frémir il entre dans le bain,
Offre ses bras lui-même, en fait couper les veines;
Montre un coeur insensible au milieu de ses peines,
Et des flots de son sang qui coule à gros ruisseaux
Bientôt du bain fatal il voit rougir les eaux.
Cependant il pâlit, et ses yeux s'obscurcissent;
De moment en moment ses esprits s'affoiblissent;
Son ame, avec son sang trop prompte à s'écouler,
Court au terme fatal... etc.

Die verschiedenen Nachrichten über Don Carlos Tod stellt am ausführlichsten Prescott II, 492 flg. zusammen.

St. R. 204 — 206. Peu de mois aprés la mort du Prince, la Duchesse d'Albe, qui avoit une des premieres Charges de la Maison de la Reine, entra un matin dans sa Chambre avec une Medecine à la main. La Reine lui dit qu'elle se portoit bien et qu'elle ne la prendroit pas. Mais la Duchesse voulant l'y obliger, le Roi qui n'estoit pas éloigné, entra au bruit de la contestation. D'abord il blâma la Duchesse de son opiniâtreté: mais cette femme lui ayant representé, que les Medecins jugeoient ce remede nécessaire, pour faire accoucher la Reine heureusement, il se rendit à cette authorité. Il dit fort doucement à la Reine que puisque ce medicament étoit de si grande importance, il faloit nécessairement qu'elle le prit. Puisque vous le voulez, lui répondit-elle, je le veux bien.*) Il sortit aussitôt de la chambre & revint quelque tems aprés,**) habillé en grand deüeil pour savoir comment elle se trouvoit: mais soit qu'il y eut quelque méprise dans la composition du breuvage, soit que l'emotion extraordinaire où la Reine estoit et la violence qu'elle se fit pour le prendre, lui donnassent une malignité qu'il n'avoit pas, elle expira le mesme jour parmi de violentes douleurs, et après de grans vomissemens. Son enfant fut trouvé mort,***) et le crane presque tout buslé. Elle étoit au commencement de sa vingt-quatriéme année, de même que Dom Carlos, et dans la plus grande perfection de sa beauté.

C. V, 9.

(Irène:) Je vais mourir, Eudoxe, et mourir innocente.
Calmez votre courroux, étouffez vos reproches;
Je commence à sentir les fatales approches.
Voilà le prompt effet du breuvage mortel
Qui consomme l'horreur de mon destin cruel.
Vos yeux en sont témoins: avec quelle industrie
Les traîtres ont voulu me cacher leur furie!
Mais tous leurs soins n'ont pu m'abuser un moment;

Bemerkung. Die Novelle führt für diesen interessanten Theil der Erzählung als Autoritäten an: *) Mr. de Mezerai, dans sa grande Hist. **) Mayerne Turquet, Hist. d'Espagne; manuscrit de Mr. de Peyrese etc. ***) Mr. de Laboureur, Mayerne etc.

Et ma main et ma bouche ont pris avidement
Le vase criminel et la liqueur funeste
Qui de mes tristes jours va consommer le reste.

V, 12.

(Irène:) Seigneur, avant ma mort j'ai voulu vous parler.
Andronic est puni; je meurs empoisonnée etc.

Diese Vergleichungen zeigen auf das allerdeutlichste, dass trotz der veränderten Namen das Campistron'sche Stück von Anfang bis zu Ende völlig aus der St. Réal'schen Novelle gemacht worden ist, dass Campistron sich an dieselbe noch viel genauer als Schiller selbst anschliesst, und dass man also, wie ich es oben ausdrückte, einen französischen Don Carlos aus der klassischen Zeit Ludwigs des XIV. hat. Die Namensveränderung allein und der Umstand, dass Niemand zufällig die Campistron'sche Tragödie mit der St. Réal'schen Erzählung, wie ich es gethan habe, verglichen hat, kann allein die unumstössliche und unbestreitbare Thatsache haben unentdeckt bleiben, oder, wenn sie früher schon sollte einmal bekannt gewesen sein, in Vergessenheit haben gerathen lassen. Uebrigens hätte eine in manchen Elementarbüchern angeführte Anecdote darauf führen können. Ein Schauspieler, so wird erzählt, der aus Flandern nach Paris gekommen war und in der Rolle des Andronic debütirte, sprach die Verse Campistron's schlecht; als er daher fragte:

Mais pour ma fuite, ami, quel parti dois-je prendre,

rief ein kritischer Witzbold aus dem Parterre ihm zu:

Va-t'-en prendre la poste et retourner en Flandre.

Hätte man Andronic statt nach Bulgarien nach Flandern abgehen lassen wollen, so würde man sogleich auf die Entdeckung gekommen sein, dass Andronic kein anderer als ein verkappter Don Carlos war.

Die Vergleichung des französischen Stücks mit dem Schillerschen Trauerspiel muss nach dem Obigen schon an und für sich eine interessante literarhistorische Aufgabe bilden; sie wird um so interessanter, wenn ausserdem noch nachgewiesen werden kann, dass Schiller bei seiner Arbeit auch das Werk des französischen Dichters zu Rathe gezogen und an nicht wenigen Stellen sich zu Nutze gemacht hat.

Ehe ich aber zu diesem zweiten Theile meines Aufsatzes übergehe, möge man mir gestatten, eine kleine Beigabe einzuschalten. Ich setze bei meinen Zuhörern ein hinreichendes Interesse an den Personen des Schiller'schen Stückes voraus, um zu glauben, dass sie mit Beziehung auf diese aus der St. Réal'schen Novelle noch einige weitere Anführungen nicht ungern hören werden, wenn dieselben mit der Schiller'schen Tragödie auch nicht in unmittelbarer Verbindung und Beziehung stehen; und da die St. Réal'sche Erzählung eben nicht sehr bekannt ist, darf ich erwarten, dass die folgenden Bemerkungen ihnen auch noch neu sein werden.

Ob die Königin an einem durch Philipp ihr beigebrachten Gift gestorben sei, lässt St. Réal an der oben zuletzt angeführten Stelle zweifelhaft; er lässt es nur aus dem schnellen Tode der Königin und den dabei auftretenden Symptomen, so wie aus dem Leichenbefunde des Kindes errathen. Er macht aber an einer andern Stelle eine deutliche Anspielung auf das, was seine Leser davon zu denken haben.

Als Don Carlos war gefangen genommen worden, schrieb die Kaiserin an den König ihren Bruder und bat um Gnade für den Prinzen, der mit ihrer ältesten Tochter verlobt war. Die Vermählung war aus verschiedenen Vorwänden aufgeschoben worden und Don Carlos hatte, nach St. Réal's Darstellung, bei seiner Liebe zur Königin, natürlich nichts gethan, sie zu beschleunigen. L'impératrice, sagt St. Réal weiter, qui ignoroit le secret de son coeur, ne trouvoit que ce seul parti digne de sa fille aînée. Comme elle ne croyoit pas la mort de la Reine d'Espagne si proche qu'elle estoit, elle ne prévoyoit pas, que cette Aînée prendroit la place de cette mal-heureuse Reine et que le Roi son Frere, comme par une espece de fatalité, dût épouser toutes les Princesses qui auroient été promises à Dom Carlos. Le Roi, qui voyoit plus loin qu'elle, prit un soin particulier de la ménager dans cette occasion, et de se justifier dans son esprit. Aus den Worten St. Réal's le Roi qui voyoit plus loin qu'elle geht deutlich hervor, dass St. Réal den König für schuldig an dem Tode der Königin angesehen wissen will; er führt zu den letzten Worten als Beleg Cabrera Hist. de Philippe II. an. Wilhelm von Oranien beschuldigt in seiner „Recht-

fertigung" bekanntlich den König eben so wohl der Ermordung seines Sohnes als derjenigen der Königin. Die Darstellung Prescott's reinigt Philipp von jedem Verdacht, wenigstens in Betreff dieser Unthat.

Gegen Ende seines Buches übt St. Réal „die poetische Gerechtigkeit," welche einer oder der andere am Schluss der deutschen Tragödie vermissen könnte, auf eine sehr gründliche Weise aus.

La fortune fit une vengeance si exemplaire de ces deux morts, qu'on ne doit pas en dérôber la mémoire à la postérité. La beauté de la Princesse d'Eboli changea bientôt la confiance que le Roi avoit en elle, en une amour violente. Rui Gomez son mari, aussi jaloux des confidences que le Roi faisoit à sa Femme, que des faveurs qu'elle faisoit au Roi, fit dessein de se défaire d'elle; mais la Princesse l'ayant découvert elle le prévint et se défit de lui. Don Juan d'Autriche, der ebenfalls nach St. Réal an dem Sturze des Don Carlos seine Schuld hatte, wurde durch Briefe, welche die Princessin Eboli als von ihm herrührend dem Könige in die Hand zu spielen wusste, in Verdacht gebracht. Le Roi — trouva moyen de faire envoyer à Dom Juan, par une voye qui n'étoit pas suspecte des bottines parfumées qui lui couterent la vie. — Quelque tems aprés, on découvrit, que la Princesse d'Eboli avoit fait écrire exprés, par le Prince d'Orange, les lettres qu'on disoit avoir été interceptées, et qui avoient été si funestes à Dom Juan. Le Roi conceut une si grande horreur de cette méchanceté qu'elle éteignit son amour. La Princesse et Perez (der bekannte Staatssecretär) furent confinez dans une prison pour y finir leurs jours etc. Auch Philipps des II. bekanntes Schicksal führt er an und schliesst dann: Ainsi furent expiées les morts à jamais déplorables d'un Prince magnanime et de la plus belle et plus vertueuse Princesse qui fut jamais. C'est ainsi, que leur ombres infortunées, furent enfin pleinement apaisées, par les funestes destinées de tous les complices de leur Trépas. Man weiss, dass mit diesem Urtheil über den Prinzen die spanischen Schriftsteller nicht einverstanden sind. Nach dem, was Jedermann bei Raumer, Stirling und Prescott leicht nachlesen kann, wäre es überflüssig, etwas hierüber beizubringen. Man wird, besonders aus den letzten Ausführungen, gesehen

haben, dass die Stelle, welche St. Réals Novelle unter den geschichtlichen Büchern unsrer Königlichen Bibliothek einnimmt, wenig gerechtfertigt ist.

Der Nachweis, dass Schiller sich zum Theil auch nach Campistron gerichtet habe, wird alsdann geführt sein, wenn sich hat herausstellen lassen, dass die Tragödien Beider in der Erfindung und im Gang der Handlung, in Auftritten, Charakterzügen, Ausdrücken, welche sich bei St. Réal gar nicht oder anders vorfinden, unter einander übereinstimmen. Wer eine Untersuchung dieser Art unternimmt, geräth in eine eigenthümliche Schwierigkeit. Dass ohnehin eine grosse Uebereinstimmung zwischen zwei Schriftstellern bestehen muss, welche beide aus einer und derselben Quelle geschöpft haben, ist so natürlich; und ihre Uebereinstimmung auch da, wo sie von ihrer gemeinschaftlichen Quelle abweichen, kann für zufällig angesehen werden; oder wo sie nicht leicht für zufällig gehalten werden dürfte, bleibt der Beweis, dass sie nicht doch aus der gemeinsamen Grundlage hervorgegangen ist, insofern unsicher, weil er meistenstheils auf blosse Versicherung hin angenommen werden muss. Mit einem Wort, es ist leicht, ausfindig zu machen, worin beide Trauerspiele, obwohl von der Novelle abgehend, mit einander übereinstimmen: schwer, auf eine durchaus überzeugende Weise es Andern vorzuführen. Die beste Ueberzeugung gewinnt man allerdings, wenn man selbst die drei Werke genau vergleicht.

Und vor allen Dingen muss ich mich dagegen verwahren, als wollte ich durch die folgende Zusammenstellung andeuten, dass in den Fällen, welche ich werde anzufühen haben, — es sind noch dazu oft grosse Kleinigkeiten — Schiller auf so manche Einfälle, Erfindungen und Ausdrücke nicht auch selbst habe kommen können; — als sei er arm genug gewesen, um von Campistron borgen zu müssen. Ein jeder Vorwurf, der mir daraus erwachsen könnte, fällt von selbst fort, sobald sich ergiebt, dass, was er entlehnt hat, das Unbedeutendere und Schwächere seines Werkes ist, dass er in der Regel das Entlehnte verbessert oder bedeutsamer zu machen weiss, dass endlich alles das Anziehende und Grosse, die Götterempfindungen und die Himmelsworte, welche früher unsre Jugend elektrisirt haben,

unser gereifteres Mannesalter noch jetzt mit Bewunderung erfüllen, ihm allein eigenthümlich sind.

Im Leben, Wirken und Schaffen des Geistes ist Nichts unvermittelt und zusammenhanglos. Willkürliche Erfindungen macht der Dichter nicht: Natur, Leben und Geschichte leiten seine Gedanken; in literarischen Jahrhunderten reizen andere Schriftsteller ihn zur Nachfolge oder zum Widerspruch; der Einsame verkörpert seine Stimmungen, seine Wünsche, seine Träumereien zu Schöpfungen, zu Wesen, zu Gestalten. Der grosse Dichter ist nicht derjenige, der recht absonderliche Personen und Verhältnisse ausgrübelt, sondern der, welcher in die Personen und Verhältnisse, auch wenn sie ihm anderweitig gegeben sind, die Wahrheit seiner Anschauungen, die Tiefe seiner Empfindung, die Hoheit seines Geistes, die Kraft seines Charakters einzusetzen weiss. So die Griechen, so Shakspere. Ein wirkliches Kunstwerk verdient seine pragmatische Geschichte; ihre Aufgabe ist, nachzuweisen, wie das Gegebene von dem Dichter benutzt und umgewandelt worden ist, welche Gedanken und Stimmungen den überlieferten Stoff umgeformt haben; und seinen wahren Geschichtschreiber hat ein Gedicht erst dann gefunden, wenn bis in die kleinsten Einzelheiten diese Entwicklung desselben aufgezeigt worden ist.

In diese innere Werkstätte des Schillerschen Geistes, in welcher Don Carlos in der uns vorliegenden Form ausgeprägt worden ist, wenigstens einen kleinen Einblick zu thun, dazu werden, wie ich mir schmeichle, die nachfolgenden Vergleiche und Betrachtungen — neben dem Zweck, dem mein Aufsatz besonders gewidmet ist, — zugleich den Weg öffnen.

Versetzen wir uns zuförderst in die Lage, in die Verhältnisse Schillers. Dalberg hat ihn auf den reichen Stoff, den der Don Carlos nicht der Geschichte, sondern der Romantik für eine Tragödie darbietet, — er hat ihn mit einem Worte auf die Novelle St. Réal's aufmerksam gemacht, wahrscheinlich ihm das Buch selbst gegeben. Das Stück, zu welchem Schiller daraus den Entwurf macht, soll kein politisches Stück, aber auch nicht wie die vorhergehenden, ein bürgerliches Trauerspiel werden; ein Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause, mit grossem historischem Hintergrund, ist es zu werden bestimmt.

In diese Zeit des ersten Entwurfs seines neuen Stücks fällt Schillers fleissige Beschäftigung mit den französischen Dichtern. Er muss sich gestehen, dass, wenn sie auch, nach seinem eignen Ausdruck, der Aftermuse huldigen, doch Form und Kunst und Wohllaut bei ihnen anzutreffen sei, und es ist gewiss eben so sehr ihr Beispiel, als Wielands Urtheil und Lessings Vorgang, das ihn bestimmt, sein neues Stück in Verse einzukleiden und eine Tragödie in dem hohen Styl zu liefern. Hatte er nun zufällig auch Campistron gelesen, so war es für ihn unmöglich zu verkennen, dass der Andronic dieses Dichters den Gegenstand der St. Réalschen Novelle behandelt hatte: — dies kann überhaupt Keinem entgehen, der beide Bücher kennt; — und war er dessen gewahr geworden, so lag es ihm natürlich sehr nahe, das französische Stück bei seiner eignen Bearbeitung zu benutzen. Geschah dies, so wurde natürlich die Campistronsche Tragödie ein Mittelglied zwischen der St. Réalschen Novelle und dem Schillerschen Stück: umgekehrt, ist die Campistronsche Tragödie ein Mittelglied zwischen der Novelle und der Schillerschen Tragödie, — wie es in der That der Fall ist, — so muss dieser Umstand die Vermuthung, Schiller habe Campistron gekannt und benutzt, entweder hervorrufen oder bestärken.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen wende ich mich zur Betrachtung der Einzelheiten.

Dass in der Komposition des Schillerschen Stückes nicht gar zu Vieles an Campistron erinnert, darüber wird sich Niemand wundern, der bedenkt, dass die Form der klassischen Tragödie dem Franzosen nur eine sehr knappe Entwicklung der Handlung gestattete, dass er sich daher begnügen musste, die Hauptzüge derselben aus der Novelle herauszuheben, dass er eher genöthigt war fortzulassen als hinzuzusetzen. Dennoch findet sich Manches von der Einrichtung des französischen Stücks auch bei Schiller wieder: Einiges, was er auch ohne dasselbe zu kennen, eben so machen musste, Anderes, wozu keine andere Veranlassung als eben die Zweckmässigkeit des Campistronschen Vorgangs vorlag.

Die beiden Hauptmotive des Stücks, und die beiden in einander verflochtenen Hauptmomente des Schicksals des Don

Carlos sind einmal die Liebe des Prinzen zur Königin und die dadurch erweckte Eifersucht des Königs, andererseits die beabsichtigte Flucht des Prinzen nach Flandern.

In St. Réals Novelle tritt die Eifersucht des Königs gegen Don Carlos anfangs ganz in den Hintergrund; — sehr natürlicher Weise, da er, der Historiker, nicht ganz übersehen durfte, dass, als die Königin nach Spanien kam, der Prinz erst 14 Jahre alt war; — es sind einzig und allein Gründe der Politik und die Widerspenstigkeit und der Trotz des Don Carlos, welche den König gegen ihn in Feindseligkeit bringen. Eifersüchtig ist der König auch in der Novelle — aber auf den Marquis Posa, der bei der Königin wohl angesehen war, und der bei einem Turniere die Farben der Königin getragen, überhaupt der Ritter der Königin gewesen war. Auch wird der Marquis, wie ich schon oben angedeutet habe, das Opfer dieses Verdachts Philipps. Erst als dem König Spöttereien auf ihn selbst, welche Don Carlos in Gegenwart der Königin vertraulicher Weise sich erlaubt hatte, hinterbracht worden waren, wird seine Eifersucht auf Don Carlos gelenkt. St. Réal 146. Après qu'il fut revenu du premier trouble d'esprit où une raillerie si sanglante faite par des personnes si cheres, le jetta d'abord, ses anciens soupçons de l'amour de Dom Carlos pour la Reine — dieser Verdacht war bisher in der Novelle nicht erwähnt worden — se réveillerent dans son ame avec plus de violence que jamais. Il ne put comprendre qu'une Femme et un Fils se divertissent ensemble de cette sorte, aux dépens d'un Pere et d'un Mari qui étoit leur Roi, sans qu'ils vécussent aussi dans les familiaritez les plus criminelles. Mais le Marquis de Posa lui revenant aussi-tôt dans l'esprit, il ne pouvoit croire que la Reine fut amoureuse de tous deux; sur tout Dom Carlos, et ce Marquis étant aussi unis qu'ils étoient: et il conclut, qu'il faloit necessairement que l'un fut l'Amant, et l'autre le Confident. Die Eifersucht, welche in der Novelle der König gegen den Marquis Posa hegt, hat Campistron natürlicher Weise nicht auf Martian, den confident des Prinzen, fallen lassen; und wie er, hat Schiller sie gänzlich aus dem Spiel gelassen. Aber freilich wurzelt „das Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause“ in der Liebe des Don Carlos zur Königin und in der

Eifersucht des Königs auf den Prinzen: auch ohne Campistron zu kennen, musste daher Schiller so und konnte nicht anders sein Stück anlegen.

Ganz anders ist es mit dem zweiten Hauptmoment, durch welches die Catastrophe des Don Carlos herbeigeführt wird.

Der Entschluss zu einer heimlichen Flucht entsteht nach St. Réals Darstellung in dem Prinzen erst nach der Ermordung des Marquis Posa. So vertraut der Marquis auch mit Don Carlos ist, so giebt er doch den Gedanken des Prinzen an Flandern keinen Anstoss; dieser kommt von den Gesandten der Provinzen de Bergh (in der Geschichte Marquis de Bergen) und de Montigny und aus erster Hand aus den Unterredungen und Briefen des Grafen Egmont. Der Marquis ist dagegen der Vertraute des Prinzen in seiner Leidenschaft für die Königin. Ganz dieselbe Stellung behalten bei Campistron Martian der Vertraute und Léonce der Gesandte. Aber da sie in dem französischen Stück — ausgenommen wenn der eine sich einmal früher entfernt oder später ankommt, — immer zusammen auftreten, zusammen zur Vorbereitung seiner Flucht wirken, zuletzt auch zusammen sterben, so war es für Schiller leicht, nach dieser Anleitung Campistrons, aus jenen getrennten Personen den einen Marquis Posa zu machen, der von Martian das Vertrauen des Prinzen in seiner Neigung, von Léonce die Fürsprache für das unterdrückte Volk überkommen hat: ein Einfall, auf den Schiller schwerlich gerathen wäre, wenn er St. Réal allein gelesen hätte, da in der Novelle jene Personen immer getrennt erscheinen, zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Zwecken mit dem Prinzen in Berührung kommen, und der eine bereits todt ist, ehe die andern aus dem Hintergrund hervor in Wirksamkeit treten und mit in die Handlung verflochten werden. Und so ist es zu erklären, wie der Marquis Posa, der nach dem ersten aus der St. Réalschen Novelle entstandenen Entwurfe Schillers nur eine Nebenfigur sein sollte (s. Hoffmeister I, 249), nachdem der Dichter Kenntniss von dem Campistronschen Stücke bekommen hatte, durch die Verschmelzung der beiden zusammengehörenden Personen desselben, der Haupthebel der Handlung und der Anstifter der Flucht des Prinzen werden konnte. Daher auch ist es zu erklären,

warum bei Schiller der Marquis, der nach der Novelle Spanien nicht verlassen hat, aus Flandern kommt. Was bei der Bearbeitung des Stücks, so weit es nach St. Réal entworfen war, schwerlich eingetreten wäre, da in der Novelle die flandrischen Gesandten de Bergh und de Montigny eine ganz passive Rolle spielen, das trat jetzt ein, nachdem Schiller den kühn und frei sprechenden Gesandten des unterdrückten Bulgarenvolks in seinen Marquis Posa hatte aufgehen lassen. Nun erst fand Schiller, der Spur Campistrons folgend, der seinen Léonce ganz eindringlich für die Rechte seines Volkes sprechen lässt, nun erst fand, sage ich, unser Dichter die erwünschte Gelegenheit, das ganze Feuer seiner freisinnigen Ansichten auf die Person des Marquis Posa zu werfen; nun erst konnte er die Macht der ihn selbst bewegenden liberalen Ideen, des antiken Bürgersinns und der Geistesfreiheit, in einer Weise in jener Person seines Stücks verkörpern, dass sie das Interesse der ganzen Handlung überwiegend auf sich zog, dass das Stück, welches anfangs kein politisches hatte werden sollen, nun ein durchaus politisches wurde, dass endlich das Familiengemälde in dem fürstlichen Hause für den gewichtigeren politischen Theil, den der Marquis Posa hineinbrachte, fernerhin nur noch den Hintergrund bildete. Schillers eignen Neigungen kam der geringe Anstoss, den Campistron ihm gab, so sehr entgegen, dass von nun an der Plan des ganzen Stücks eine veränderte Richtung empfing: die weltbewegenden Ideen, welche die Figur des Marquis Posa in das Stück brachte, stempelten von nun an in der That es zu einer Tragödie der höchsten Gattung. Unter diesen Voraussetzungen erklärt sich auf das leichteste die Umwandlung des ursprünglichen Planes des Stückes, die neue Stellung des Marquis Posa in der ausgeführten Arbeit und, wie ich später zeigen werde, die ganze Anlage seines Charakters; es erklärt sich endlich daraus auch die Art, wie Schiller den Fall des Marquis Posa herbeiführt. Während bei St. Réal der Marquis als Opfer der Eifersucht des Königs ermordet wird, de Bergh und de Montigny dagegen einzig und allein wegen ihrer allgemein bekannten Verbindung mit dem Prinzen hingerichtet werden, fallen bei Campistron, mit Andronic zugleich, der Vertraute des Prinzen Martian und der Bulgaren-

gesandte Léonce durch das Auflauern der Minister der Rache des Kaisers anheim: und bei Schiller ist es ebenfalls der wenigstens befürchtete Verrath der mit den Ministern Domingo und Alba engverbundenen Princessin Eboli, der für den Prinzen verhängnissvoll zu werden droht und den Marquis zu seiner Selbstaufopferung veranlasst.

Ein zweiter Punct, in welchem Schiller's Anschluss an Campistron sich deutlich herausstellt, ist der, dass der Prinz Andronic sowohl als Don Carlos ihrer Liebe, jener zur Kaiserin Irene, dieser zur Königin Elisabeth förmlich und für immer entsagen, um sich dem Wohl und dem Besten der unterdrückten Provinzen zu widmen und dass sie beide eine Zusammenkunft mit den bisher geliebten Fürstinnen nur nachsuchen, um Abschied zu nehmen und um die Erklärung ihrer Entsagung abzugeben. Ganz anders bei St. Réal, 113: il crût qu'il devoit faire un effort généreux pour délivrer cette Princesse d'une passion malheureuse, qui lui donnoit de si justes inquietudes; et qu'il ne pouvoit mieux s'en détacher que par une longue absence et de grandes accupations. Il le crut d'abord, mais il changea bien d'opinion à la présence de la Reine; et considerant quel étoit le plaisir de la voir, il sentit qu'il ne se resoudroit jamais à ne la voir pas. Dass aber in dieser Beziehung Schiller Campistron folgte, zeigen überdies manche Ausdrücke und Gedanken, welche, mit der Entlehnung der Situation zusammen, aus der französischen Tragödie in das deutsche Trauerspiel mit übergegangen sind. Ich werde sie weiter unten anführen.

Was aber die Uebereinstimmung der beiden Dichter in diesem Punkte noch entschiedener zeigt und es offenbar macht, dass Schiller sich hier von Campistrons Winken leiten liess, ist das Verhalten der beiden Fürstinnen bei dem Abschied der Prinzen. Von einem eigentlichen feierlichen Abschied ist überhaupt nur bei Campistron und Schiller die Rede, und kann schon darum bei St. Réal die Rede nicht wohl sein, da nach seiner Darstellung die Königin und der Prinz, trotz des Argwohns des Königs und der Aufpasserei des Hofes, zu viel Gelegenheit haben, vertraut mit einander zu sprechen. Der Novellist sagt, 114: elle lui fit comprendre que ce voyage dissiperoit le chagrin que le Roi pouvoit avoir pris de leur liaison: Qu'ainsi estant moins observé au re-

tour, plus considéré et plus absolu par la gloire qu'il auroit sans doute acquise, ils pourroient vivre ensemble avec beaucoup moins d'inquietude. Bei Campistron billigt die Kaiserin, durch den Prinzen von seinem Fluchtanschlag in Kenntniss gesetzt, denselben mit grosser Bereitwilligkeit; aber obgleich sie seine Entfernung für die Ruhe Beider für nöthig und ein für seine bedrängten Unterthanen thätig verwendetes Leben seiner Ehre für durchaus angemessen hält, gibt sie dennoch deutlich zu verstehen, wie ungern sie den Prinzen aus ihrer Nähe verliere. Bei Schiller, wie bei Campistron, ergreift die Königin den Gedanken an die Flucht mit Wärme, zeigt aber in dem Augenblick, wo er in Erfüllung gehen soll, dasselbe Schwanken wie Irène; obgleich sie in der ersten Unterredung Don Carlos von seiner Leidenschaft für sie abzubringen und auf seine Pflichten gegen sein Land zu lenken sucht, obgleich sie dem Prinzen in der letzten Scene den Scheidewunsch des Marquis zu wiederholen hat, sich seiner unglücklichen flandrischen Provinzen anzunehmen, so kann sie dennoch ihre tiefe Rührung beim Scheiden von ihm nicht verbergen, und in einer andern Scene erklärt sie dem Marquis, dass sie gegen eine mit so viel Grösse gepaarte Liebe sich schwach zu fühlen fürchte. Mit einem Worte, beide Fürstinnen zeigen, indem sie die Prinzen ihrer Achtung (Campistron: estime) oder Bewunderung (Schiller) versichern, dass sie mehr als je gegen die Prinzen ihre edelste Liebe bewahren, und obgleich sie selbst auf die Trennung gedrungen haben, lassen beide Fürstinnen bei diesem Abschied für immer den Schmerz der Entsagung durch alle ihre Entschlossenheit hindurch sich gewaltsam Bahn brechen.

Ferner hat Schiller in der ersten Zusammenkunft des Don Carlos mit der Königin sich auf das allerdeutlichste nach Campistron gerichtet. Denn diese Zusammenkunft, die freilich bei St. Réal, wie bei Schiller, in einer Gartenlaube stattfindet, wird von dem Novellisten ganz anders erzählt. Ueberhaupt haben, wie ich schon oben angedeutet habe, der Prinz und die Königin bei St. Réal keine grosse Schwierigkeit, einander ohne andere Zeugen als die in der Entfernung stehenden Diener zu sehen und heimlich mit einander zu sprechen. Als die Königin nach Spanien kommt, begleitet Don Carlos, in derselben Kutsche

mit ihr, sie fast auf ihrer ganzen Reise durch das Land. Die erwähnte Unterredung ist daher bei St. Réal denn auch keine, durch den Vertrauten des Prinzen mühsam herbeigeführte, wie bei Campistron und Schiller, sondern macht sich ganz von selbst und ganz zwanglos auf einer Reise des Hofes nach dem Hieronymiter-Kloster St. Yuste, wo der König und seine ganze Umgebung nach allen Seiten hin sich zerstreuen und den Prinzen und die Königin, nur von der weitabbleibenden Dienerschaft umgeben, zurücklassen; besonders aber ist das Ende dieser Unterhaltung ein ganz anderes, als bei Campistron und Schiller, und erregt nicht die geringste Eifersucht des Königs, der übrigens auch nicht einmal dazukommt, noch auch den mindesten Verdacht der Hofleute. Nach der Erzählung der Liebeserklärung heisst es weiter, 32: Le Prince lui repondit qu'il ne pretendoit que celle (la consolation) de la voir et de lui parler: mais la Reine qui craignoit peut-estre de dire plus qu'elle ne vouloit, se leva à ces mots et s'avançant vers le Prince de Parme & Rui Gomez, qui venoient à eux, elle dit seulement à Dom Carlos, que s'il estoit sage et s'il l'aimoit veritablement, il la fuiroit, bien loin de la chercher. Nach Campistron und Schiller dagegen erhält der Prinz, dort durch Vermittlung seines Vertrauten Martian und der Hofdame Eudoxe, hier durch die Bemühung des Marquis Posa und die Connivenz der Hofdame Mondecar nur mit genauer Noth die erste und eigentlich einzige Zusammenkunft; bei beiden Dichtern ist, als der Prinz endlich erscheint, die Fürstin scheinbar unwillig über die Annäherung desselben, bei beiden kommt der Gemahl dazu und unterbricht die Unterredung, und bei beiden wird die Fürstin von ihm befangen und in Verlegenheit angetroffen. Es stellt sich also für diese Scene bei Schiller eine Verschmelzung der St. Réal'schen und der Campistron'schen Darstellung heraus — eine Verschmelzung, wie man sie nur bei Zugrundlegung der beiden Quellen erwarten darf. Uebrigens erinnern, auch mit Bezug auf diesen Auftritt, wie ich nachher zeigen werde, manche Ausdrücke Schillers auf das auffallendste an die Campistronschen.

Hoffmeister macht darauf aufmerksam, dass die Katastrophe des Schillerschen Stücks von dem Irrthum anhebt, den der

Prinz begeht, indem er die Handschrift der Prinzessin Eboli mit derjenigen der Königin verwechselt. Dieser Irrthum des Prinzen aber, wenigstens die Worte desselben, D. C. II, 4:

Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen,

sind nach Act III, Sc. 3, wo der Briefwechsel des Don Carlos mit der Königin erwähnt wird, besonders aber nach Act IV, Sc. 5.

Gieb mir die Briefe doch noch einmal. Einer
Von ihr ist auch darunter, den sie damals
Als ich so tödtlich krank gelegen, nach
Alcala mir geschrieben u. s. w.

völlig unmöglich. Auf den letzten Brief wird in der St. Réal-schen Darstellung gerade ein besonderes Gewicht gelegt und der Briefwechsel des Don Carlos und der Königin überhaupt mehrmals und ausführlich besprochen. Auch konnte Schiller bei seinem ersten Entwurf nach St. Réal diesen Briefwechsel und das von ihm mit besonderem Nachdruck betonte Schreiben der Königin nicht aus dem Sinn verloren haben. Dagegen wird es deutlich, dass er in der Scene des Prinzen mit dem Pagen Henarez die Verwechslung einer Botschaft der Prinzessin Eboli mit einer Sendung der Königin Elisabeth genau zu motiviren für durchaus nothwendig gehalten hat, deutlich schon dadurch, dass er anfangs die Gleichheit der Anfangsbuchstaben der Namen Elisabeth und Eboli zu dieser Motivirung benutzt hatte. S. Boas Nachträge I, S. 407. Nachdem er diesen Einfall, als für ein tragisches Stück wenig passend, hatte fallen lassen, ist es höchst wahrscheinlich, dass er die andere Motivirung durch die Unbekanntschaft mit den Schriftzügen der Königin aus einer ähnlichen Scene des Campistron'schen Stücks, IV, 6, wo der Prinz Andronic beim Empfange eines Briefes, der nach seiner Vermuthung von der Königin kommt, gleichfalls sagt:

Je ne saurois reconnoître la main

mit zu weniger Vorsicht ergriffen und so einen Widerspruch mit seiner sonstigen Darstellung zugelassen habe. Denn aus sich selbst konnte er dieses Versehen schwerlich begehen, eher aber bei der Entlehnung aus einem andern Stücke es übersehen.

Ich glaube ferner, dass durch Vergleichung Campistrons sich die Entstehung noch anderer und sehr handgreiflicher Widersprüche aufklären lässt.

St. Réal nicht, aber Campistron hatte den Prinzen Andronic als stolz auf seine Geburt geschildert, I, 2.

> Trop instruit de ses droits, trop plein de sa naissance,
> Il ne sauroit souffrir la moindre dépendance;

V, 4.

> Sorti du plus beau sang qu'adore l'univers,
> Maître dès le berceau de cent peuples divers.

Es lag wenig in Schillers Ansichten, Wesen und Charakter dem Prinzen, den er durchweg nach seiner Weise edelgesinnt darstellen wollte, diesen Geburtsstolz beizulegen. Im Gegentheil lässt er ihn zum Marquis sagen, I, 9.

> Dies brüderliche Du betrügt mein Ohr,
> Mein Herz mit süssen Ahnungen von Gleichheit.

und I, 2 (Boas Nachträge I, 343).

> Diess Herz
> Diess Herz allein, nicht meine Erstgeburt,
> Nicht meiner Ahnen prahlerische Kette,
> Dies Herz ist mein Beruf allein zum Thron.

und I, 4 (Boas Nachträge I, 366).

> Warum musst' ich als König Philipps Sohn,
> Erzürnte Vorsehung, warum nicht lieber
> Ein schlechtes Hirtenkind geboren werden?

An andern Stellen dagegen pocht Don Carlos sehr stark auf seinen Rang und nicht bloss gegen Personen, denen er imponiren will, I, 1 (Boas 315).

> Bin ich nicht eines grossen Königs Sohn?
> Mit halben Welten theil' ich meinen Vater.

I, 5 (Boas 355).

> Müssen?
> Dem wir gehorchen müssen? Ich bin Fürst,
> Der Erbprinz Spaniens — der einz'ge Sohn
> Des Mächtigsten auf dieser Hemisphäre.
> Geraume Zeit, eh' ich sie selbst betrat,
> War schon der beste Theil der Welt mein eigen.
> Ich nahm die Brust von einer Königin,
> Und Kronen trugen meine Wärterinnen.
> Was müssen sei, erfuhr der Knabe nie,
> Wird sich der Jüngling an das Wort gewöhnen?

II, 6 (Boas I, 410).

Kann Herzog Alba denn dafür,
Wenn ihm Natur zum Werth von Seinesgleichen
Das Selbstgefühl von Meinesgleichen gab?

Mehr noch als die Composition des ganzen Stücks verrathen einzelne Reden und Ausdrücke, dass Schiller die Campistronsche Tragödie gelesen hatte und Vieles theils daraus in seiner Weise überarbeitet, theils aus dem Gedächtniss danach niedergeschrieben hat.

Ehe ich die einzelnen Stellen, in denen mir Schiller Entlehnungen aus Campistron gemacht zu haben scheint, hersetze, werde ich erst an einigen Beispielen, wo er unbestreitbar aus St. Réal geschöpft hat, zeigen, in welcher Weise er überhaupt bei seinen Ueberarbeitungen verfuhr. Auch sonst noch verräth gerade der Don Carlos durch seine häufigen Gallicismen (I, 4. Und meine Farbe dreimal siegen machte. II, 3 in Boas Nachträgen: Ein Volk, das Freiheit, Güter, Leben, Blut und Glauben zu rächen geht, wird fürchterlich etc.) die anhaltende Beschäftigung Schillers mit den französischen Dichtern, in der Zeit, in welche die Abfassung dieses Stücks fällt. St. Réal 144. L'interest que ce Ministre avoit au salut de son Maître, lui fit regarder avec effroi la foiblesse de ce Prince, qui alloit mettre les armes à la main de son Fils, pour en être égorgé le premier. Wer bemerkt in diesen Ausdrücken nicht den Keim der Schillerschen Worte, die freilich einer andern Person in den Mund gelegt sind: II, 3.

(Carlos) Vertrauen sie mir Flandern —
(Philipp) Und zugleich
Mein bestes Kriegsheer deiner Herrschbegierde?
Das Messer meinem Mörder?

St. Réal 110. Dom Carlos — conceut une honte extréme à ce discours de n'avoir encor rien fait pour la gloire. Wer muss nicht zugestehen, dass aus diesen Worten die berühmte Tirade hervorgegangen ist

Dreiundzwanzig Jahre
Und Nichts für die Unsterblichkeit gethan!

In ganz ähnlicher Weise, wie es hier aus St. Réal geschehen ist, wird man an den folgenden Stellen bemerken, dass Schiller aus Campistron entlehnt und in seiner Art umgearbeitet

hat. Ich werde dabei auch mehrere Verse aus der ersten in der Thalia veröffentlichten Abfassung anzuführen haben.

C. I, 3.

(Andronic zu den Ministern:) Songez que vos conseils ont causé ma misère.
Il me reste à vous dire
Que je dois être un jour le maître de l'empire.

D. C. II, 2.

Wer sind sie,
(S. 191) Die mich aus meines Königs Gunst vertrieben?
(S. 193) Auf diesem Grund, wo ich einst Herr sein werde.

C. I, 3.

(Andronic zu den Ministern:) Que je m'abaisse enfin jusqu'à vous en prier.

D. C. II, 1.

So muss ich denn von Ihrer Grossmuth, Herzog,
Den König mir als ein Geschenk erbitten.

C. I, 3.

Qu'il cesse d'accabler du sort le plus cruel
Un peuple malheureux et non pas criminel.

D. C, III, 10.

Ein kräftiges und grosses Volk — und auch
Ein gutes Volk —

C. I, 6.

Il faut que mes travaux
Des Bulgares trahis assurent le repos.
De ces lieux pour un temps souffrez que je m'écarte.
Tout m'en presse, seigneur; un peuple que je plains,
Et qui brûle de voir son destin en mes mains.
Oui, j'exige de vous cette marque d'amour.
Me refuserez-vous une première grace?

D. C. II, 2.

Mir, mein König,
Mir übergeben Sie das Heer! Mich lieben
Die Niederländer.
Schicken Sie
Mich mit dem Heer nach Flandern, wagen Sie's
Auf meine weiche Seele...
Auf meinen Knieen bitt' ich d'rum. Es ist
Die erste Bitte meines Lebens.

C. I, 5.

Tout un peuple, seigneur, vous parle par ma bouche.

D. C. I, 2.

Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
Umarm' ich Sie — es sind die Flandrischen
Provinzen, die an Ihrem Halse weinen
Und feierlich um Rettung Sie bestürmen.

Das Wort „feierlich" verdankt vielleicht seine Stelle hier den Worten, welche dem eben angeführten Verse Campistrons vorhergehen:

Fais si bien, juste ciel, que ma plainte le touche.

C. I, 7.

Non, non, d'aucun repos je n'ose me flatter;
C'en est fait, mes tourments ne me sauroient quitter;
Loin de guérir des traits dont mon ame est blessée
Je n'en puis seulement concevoir la pensée.
Irène est trop charmante; et je sens mon amour
Sans espoir, sans desirs s'accroître chaque jour.
Mais ce feu malheureux que je ne puis éteindre
Peut-être plus long-temps ne pourroit se contraindre.
Je ne puis voir mon père, avec tranquillité,
Prossesseur d'un trésor que j'avois mérité.
Il m'a fait trop de maux en m'enlevant Irène.
Il s'élève en mon coeur des sentiments de haine
Que toute ma vertu ne sauroit étouffer.
Je sais tous les égards que je dois à mon père
Et le ciel m'est témoin combien je le révère.
Je voudrois faire plus: mais il m'a tout ôté.
Son choix ... N'en parlons plus, je suis trop agité.
Je ne me connois plus, et je me crains moi-même.
Je suis jeune, jaloux...

D. C. I, 2.

Sprich's aus,
Sprich, dass auf diesem grossen Rund der Erde
Kein Elend an das meine grenze — sprich —
Was du mir sagen kannst, errath' ich schon.
Der Sohn liebt seine Mutter...

Mein Anspruch
Stösst füchterlich auf meines Vaters Rechte.
Ich fühl's und dennoch liebe ich...
Ich liebe ohne Hoffnung — lasterhaft —

Das seh' ich ja, und dennoch liebe ich;
Mit Todesangst und mit Gefahr des Lebens:

D. C. I, 5.

Und Philipp, Philipp, hat mir Sie geraubt.

D. C. I, 2.

O Roderich, wenn ich den Vater je
In ihm verlernte — Roderich — ich sehe,
Dein todtenblasser Blick hat mich verstanden —
Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
Was würde mir der König sein?

C. I, 7.

(Martian) Que je vous plains, seigneur! que votre destinée
Par ce funeste amour, devient infortunée.
(Andr.) Que dis-tu? Je suis né pour être malheureux!
L'amour ne fait point seul mon destin rigoureux.
Et quoi! pour pénétrer l'excès de ma misère,
Ne te suffit-il pas de connoître mon père.
L'empereur, soupçonneux, esclave de son rang,
Ne m'a jamais fait voir les tendresses du sang.
Les plus saints mouvements que la nature imprime
Dans son austère coeur passeroient pour un crime:
Et pour être né prince, il ne m'est pas permis
D'éprouver tout l'amour d'un père pour un fils.

D. C. I, 2.

(Marquis:) Ach! und Ihr Vater, Prinz!
(D. C.) Unglücklicher, warum an den mich mahnen?
Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens,
Von meinem Vater sprich mir nicht.
(Marquis) Sie hassen Ihren Vater?
(D. C.) Nein! Ach, nein!
Ich hasse meinen Vater nicht — doch Schauer
Und Missethäters-Bangigkeit ergreifen
Bei diesem fürchterlichen Namen mich.
Kann ich dafür, wenn eine knechtische
Erziehung schon in meinem jungen Herzen
Der Liebe zarten Keim zertrat? u. s. w.

D. C. II, 2.

Wer ist das?
Durch welchen Missverstand hat dieser Fremdling
Zu Menschen sich verirrt? u. s. w.

C. I, 7.

Dans ces lieux mon courage murmure,
Et mon coeur n'est point fait pour une vie obscure.
Dès l'enfance charmé des héros de mon sang,
Je trouve leur vertu au-dessus de leur rang;
Sur-tout de mon aïeul et l'exemple et la gloire
M'enflamme à tous moments et remplit ma mémoire:
Je regarde son sort avec un oeil d'envie
A ses jours éclatants je compare ma vie.
Rien ne s'offre à mes yeux dans le cours de ses ans,
Que de nobles travaux, dès succès triomphants,
Que des murs embrasés, que des villes surprises,
Des peuples asservis, des provinces conquises.
Moi, toujours renfermé dans ces murs malheureux,
Occupé jusqu'ici par de frivoles jeux,
Je ne sais ni l'emploi ni l'ordre d'une armée
Que par des traits confus ou par la renommée.
Ah! ce seul souvenir, plus que tous mes malheurs
M'irrite, me dévore, et m'arrache des pleurs.
Allons: obéissons au transport qui me guide
Et prenons vers la gloire un essor si rapide,
Que dans leur nombre un jour mes exploits confondus
Suffisent à remplir les jours que j'ai perdus.

D. C. II, 1.

Sie selbst,
Sie schlossen mich, wie aus dem Vaterherzen
Von ihres Scepters Antheil aus.
Geben Sie
Mir zu zerstören, Vater! — Heftig braust's
In meinen Adern — Dreiundzwanzig Jahre
Und nichts für die Unsterblichkeit gethan!
Ich bin erwacht, ich fühle mich. — Mein Ruf
Zum Königsthron pocht, wie ein Gläubiger,
Aus meinem Schlummer mich empor, und alle
Verlornen Stunden meiner Jugend mahnen
Mich laut wie Ehrenschulden. Er ist da,
Der grosse, schöne Augenblick, der endlich
Des hohen Pfundes Zinsen von mir fordert:
Mich ruft die Weltgeschichte, Ahnenruhm
Und des Gerüchtes donnernde Posaune.
Nun ist die Zeit gekommen, mir des Ruhmes
Glorreiche Schranken aufzuthun.

Wie ehrenvoll ist dieses Amt, wie ganz
Dazu geeignet, Ihren Sohn im Tempel
Des Ruhmes einzuführen.

St. Réal hat für diese Tiraden der beiden Dichter nur ganz kurze allgemeine Bemerkungen: 57. c'était dans cette excellente Ecole de sagesse et de magnanimité, que Dom Carlos s'estoit confirmé dans son amour naturelle pour la gloire et pour la vertu heroïque. 65. Dom Carlos qui aimoit naturellement les hommes extraordinaires engagea le Comte (d'Egmont) à raconter durant le chemin la derniere bataille où il avoit commandé. Le Comte charmé de sa curiosité, y satisfit pleinement; et Dom Carlos témoigna une impatience extréme de se voir en état de faire des choses semblables à celles qu'il venoit d'entendre. 110. Dom Carlos, de qui l'inclination naturelle pour la guerre avoit été suspenduë jusqu'alors par la violence de son amour, conceut une honte extréme à ce discours de n'avoir encore rien fait pour la gloire. Dass Schiller Campistron nicht etwa nachgeahmt, sondern umgeschrieben hat, zeigen unter Anderm auch die Worte: Geben Sie mir zu zerstören, welche mit dem sogleich darauf folgenden Verse: Wo Ihre Alba nur verheeren in Widerspruch stehen; die Worte Campistrons: des murs embrasés, des villes surprises, des peuples asservis etc. haben ihn hier irre geleitet und der Wunsch, diese Tirade hier anzubringen, noch ausserdem den zweiten handgreiflichen Widerspruch herbeigeführt, dass der König einmal wegen der weichen Seele des Prinzen und sodann aus Befürchtniss, dass er wegen seiner übergrossen Heftigkeit Alles zerstören würde, ihm die Sendung nach Flandern nicht anvertrauen will.

C. I, 7.

Abandonnons des lieux où je ne puis rien voir
Qui ne me soit l'objet d'un mortel désespoir.

C. I, 6.

Permettez que je parte.
Tout m'en presse, seigneur; un peuple que je plains
Et bien d'autres raisons que je ne puis vous dire.

D. C. II, 5.

Ich soll und muss aus Spanien. (Ein Uebel,

Das Niemand ahnet, tobt in mir. Boas, Nachträge I, 401.)

Mein Hiersein

Ist Athemholen unter Henkershand —

Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,

Wie das Bewusstsein eines Mords. Nur schnelle

Veränderung des Himmels kann mich heilen.

Zu den letzten Worten Schillers kann man auch wohl die Antwort Martians bei Campistron vergleichen.

Eh quoi! vous flattez-vous que loin de cette ville,

Que sous un autre ciel vous serez plus tranquille.

Changerez-vous de coeur en changeant de climats?

C. II, 1.

Je ne le verrai point; non, je suis résolue.

D. C. I, 4.

Sie erschrecken mich,

Marquis, — er wird doch nicht —

C. II, 3.

(Irène:) Que demandez-vous, prince? et que pourrez-vous dire?

Méprisez-vous les lois que je vous fais prescrire?

Quel est votre dessein de venir en ces lieux

Me faire, malgré moi recevoir vos adieux?

Avez-vous oublié qu'un serment solennel

Nous impose à tous deux un silence éternel;

Qu'il n'est plus entre nous d'entretien légitime,

Qu'un seul mot, qu'un regard, qu'un soupir est un crime,

Que, sans cesse attentive à remplir mon devoir,

Je mets tout mon honneur à ne vous plus revoir etc.

D. C. I, 5.

Was für ein Schritt — welch' eine strafbare

Tollkühne Überraschung —

Rasender!

Zu welcher Kühnheit führt Sie meine Gnade.

(Eh' diese Gunst der Zufall wiederholt)

Auch soll er das in Ewigkeit nicht wieder.

Ihn (den König) ehren ist mein Wunsch und mein Vergnügen,

Weil meine Pflicht...

C. II, 3.

Viens-je vous demander que vous me permettiez

Puisqu'il me faut mourir, d'expirer à vos pieds?

D. C. I, 5.

Und dass ich sterben muss!

Man reisse mich von hier auf's Blutgerüste!

Ein Augenblick, gelebt im Paradiese,
Wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüsst.

C. II, 3.

Depuis le jour fatal qu'arrachée à ma foi,
Madame, vous viviez pour un autre que moi,
Quoique toujours brûlé jusques au fond de l'ame;
Vous savez si mes yeux ont parlé de ma flamme;
Si le moindre transport, un indiscret soupir,
Vous ont fait soupçonner quelque injuste desir.
Tout a gardé, madame, un rigoureux silence;
Mais un coeur n'est point fait pour tant de violence.
Je sais tous les combats qu'il me faudroit livrer,
Si sous le même ciel nous osions respirer.

D. C. I, 2.

Acht höllenbange Monde sind es schon,
Dass von der hohen Schule mich der König
Zurückberief, dass ich sie täglich anzuschaun
Verurtheilt bin und, wie das Grab, zu schweigen —
Acht höllenbange Monde, Roderich,
Dass dieses Feu'r in meinem Busen wüthet,
Dass tausendmal sich das entsetzliche
Geständniss schon auf meinen Lippen meldet,
Doch scheu und feig zurück zum Herzen kriecht.

I, 5. O Königin, dass ich gerungen habe,
Gerungen, wie kein Sterblicher noch rang,
Ist Gott mein Zeuge — Königin, umsonst!
Hin ist mein Heldenmuth. Ich unterliege.

Man erinnere sich bei diesen Stellen wieder daran, dass nach St. Réal die Königin und der Prinz öftere und ganz ungezwungene Unterhaltungen unter vier Augen hatten.

C. I, 2.

(Marcène) Grace à mes soins: j'ai lu jusqu'au fond de son ame.
J'ai vu son désespoir: l'ambition l'enflammé.
Au desir de régner sans cesse abandonné
Tout lui déplaît ici, n'étant point couronné.

Auf diese Worte führt die aushorchende Frage Domingos (der einem der Campistronschen Minister, Marcène, entspricht), durch welche er den geheimen Kummer des Don Carlos zu ergründen sucht:

Wär noch ein Wunsch zurücke, den der Himmel
Dem liebsten seiner Söhne weigerte?
Ich stand dabei, als in Toledos Mauern
Der stolze Carl die Huldigung empfing etc.

Und noch deutlicher in der ersten Fassung (Thalia 1785) Boas, Nachträge I, 317.

(Don Carlos) Wenn schon das Kind von Diademen träumte,
Was kann der Jüngling wünschen?
(Domingo, der ihn lauernd ansieht)
Sie zu tragen.

C. II, 3.

(Irène:) Croyez-vous ma constance si ferme?
Ce reproche cruel, plus que tous vos regrets,
Etonne mon courage et confond mes projets.
Ah, prince! pensez-vous qu'insensible, inhumaine
Mes yeux sans s'émouvoir regardent votre peine?
Que, pendant les horreurs d'un exil rigoureux,
Vous soyez seul à plaindre et le seul malheureux?
Mais que dis-je! où m'entraîne une force inconnue!
Ah! pourquoi venez-vous chercher encor ma vue!

D. C. IV, 21.

Marquis,
Ihr Freund erfüllte Sie so ganz, dass Sie
Mich über ihm vergassen. Glaubten Sie
Im Ernst mich aller Weiblichkeit entbunden,
Da sie zu seinem Engel mich gemacht,
Zu seinen Waffen Tugend ihm gegeben.
Das überlegten Sie wohl nicht, wie viel
Für unser Herz zu wagen ist, wenn wir
Mit solchen Namen Leidenschaft veredeln.

D. C. V. Letzt. A.

Er übergab mir seinen Carl — Ich trotze
Dem Schein, — ich will vor Menschen nicht mehr zittern,
Will einmal kühn sein, wie mein Freund. Mein Herz
Soll reden. Tugend nannt' er unsre Liebe?
Ich glaub' es ihm und will mein Herz nicht mehr —

Wozu auch noch die Schlussscene von Andronic verglichen werden kann:

Je pourrois vous le taire,
Sans honte je l'avoue. Eh! pourquoi le cacher?
C'est le seul attentat qu'on me peut reprocher.
J'en atteste le ciel, le ciel dont la puissance
Au poids de nos vertus punit ou récompense,
Ni votre fils ni moi, jusqu'au dernier soupir
N'avons jamais formé de criminel desir.

Nur muss man überall annehmen, dass Schiller aus dem

Franzosen nicht in seine Sprache, sondern in seine Empfindungen übersetzt.

C. II, 3.

Ce ciel qui me condamne à ne jamais vous voir
Qui me fait étouffer une flamme si belle,
Ne sauroit pour le moins s'offenser de mon zèle.
S'il défend à mon coeur des sentiments si doux,
Il permet à mon bras de combattre pour vous;
Et si jamais ce bras vous étoit nécessaire,
Ou pour aller servir l'empereur votre père,
Ou pour faire périr, ou chasser de ces lieux
Ceux de qui la présence y peut blesser vos yeux,
Appelez-moi, madame, et je pourrai tout faire.
Je ne veux que la gloire ou la mort pour salaire:
A vous donner mon sang je borne mon bonheur,
Puisqu'il m'est defendu de vous donner mon coeur.

D. C. V. Letzt. A.

Vollenden Sie nicht, Königin — ich habe
In einem langen, schweren Traum gelegen.
Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergessen
Sei das Vergangene! Hier sind Ihre Briefe
Zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist
Vorbei. Ein reines Feuer hat mein Wesen
Geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern
Der Todten. Keine sterbliche Begierde
Theilt diesen Busen mehr.
Ich eile, mein bedrängtes Volk
Zu retten von Tyrannenhand...

IV, 3. (Marquis von D. C. sprechend)
Und eben so beherzt, für seine Liebe,
Wie jener für die seinige zu sterben.

C. V. 12.
Il partoit pour me fuir; à mon devoir fidèle,
Mon coeur lui prescrivoit une absence éternelle.

D. C. I, 5.

Die Liebe ist Ihr grosses Amt. Bis jetzt
Verirrte sie zur Mutter. — Bringen Sie,
O, bringen Sie sie ihren künft'gen Reichen.
Elisabeth
War Ihre erste Liebe. Ihre zweite
Sei Spanien.

IV, 3.

Nein, die Idee ist gross und schön... (den Prinzen nach
Flandern flüchten zu lassen.)

C. II, 7.

Que dis-je! ils se parloient quand je les ai surpris:
J'ai remarqué leur trouble en me voyant paroître.

D. C. III, 3.

Sie fanden
Die Königin von allen ihren Damen
Verlassen — mit zerstörtem Blick — allein
In einer abgelegnen Laube.

Und I, 6. (Nachträge von Boas I, 369.)

Und was ist das?
Sie scheinen ganz verwirrt, Madame? —

Die Anrede „Madame," die im Don Carlos öfter gebraucht wird, verräth allein schon den französischen Ursprung, ist aber nicht aus St. Réal geflossen, wo eine direkte Anrede des Königs an die Königin nicht vorkommt. C. II, 7.

Andronic, je le sais, aima l'impératrice:
Et bien qu'à ses desirs mon hymen la ravisse,
Ce feu dont il brûloit peut n'être pas éteint;
Et peut-être qu'Irène et l'écoute et le plaint.
Ah, si je le croyois!... Un châtiment sévère...
Allons, développons ce funeste mystère;
Ils se cachent en vain; et pour tout deviner
C'est assez que mon coeur commence à soupçonner.
Ne différons donc plus; et si je vois le crime,
Punissons sans songer que j'aime la victime.

D. C. IV, 9.

Wenn es ist,
Doch ist, — und ist es denn nicht schon? — wenn Ihrer
Verschuldung volles, aufgehäuftes Mass
Auch nur um eines Athems Schwere steigt —
Wenn ich der Hintergangne bin — Ich kann
Auch über diese letzte Schwäche siegen.
Ich kann's und will's — Dann wehe mir und Ihnen,
Elisabeth!...
Dann meinetwegen fliesse Blut —

C. IV, 9.

(L'empereur:) Moi qui, par tant de soins et de persévérance,
De pénétrer les coeurs possède la science.

D. C. III, 10.

Ich bin gewiss, dass der erfahr'ne Kenner,
In Menschenseelen, seinem Stoff, geübt,

Beim ersten Blicke wird gelesen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht.

Als Andronic den Brief Irène's empfängt, ruft er aus:

C. IV. 6.

O bonté sans exemple! Adorable princesse!
Irène, de vos voeux je me fais une loi:
A vos moindres desirs je suis prêt à me rendre.

D. C. IV, 5.

(liest den Brief der Königin:) Engel
Des Himmels! Ja ich will es sein — ich will,
Will Deiner werth sein — Grosse Seelen macht
Die Liebe grösser. Sei's auch, was es sei,
Wenn Du es mir gebietest, ich gehorche.

C. IV, 11.

De quel air l'insolent s'est-il humilié?
Il excitoit ma haine au lieu de ma pitié.

D. C. II, 3. (Boas I, 402.)

Infant, dein stilles Weggeh'n ist nicht Demuth.

C. III, 8. Als Andronic festgenommen worden ist, kommt Irène und spricht:

Qu'ai-je etendu, seigneur? Quel bruit, quelles alarmes,
Quel danger imprévu, quel dessein odieux
Trouble votre repos, vous attire en ces lieux.
Rien ne s'offre à ma vue
Que des pleurs, des soupirs, que des yeux consternés
Des soldats interdits, des gardes étonnés.
Qui cause dans la cour ce changement terrible?

D. C. IV, 18.

Was für ein Auflauf im Palaste? Jedes
Getöse, Gräfin, macht mir heute Schrecken.
O, sehen Sie doch nach und sagen mir,
Was es bedeutet.

Aber ich will es mit Anführungen genug sein lassen. Die Menge der ähnlichen Stellen ist gross; ich könnte noch eben so viele, als ich schon hergesetzt habe, ausziehen. Sollte ich selbst in Einem oder dem Andern in meinen Vermuthungen zu weit gegangen sein, — so wird man doch zugeben müssen, dass ich im Ganzen und Grossen richtig gesehen habe: dass Schiller das Campistronsche Stück unfehlbar vor sich gehabt, dadurch Manches in den Plan seines Stücks eingeführt, nach demselben die ursprüngliche Anlage, die aus der St. Réalschen Novelle stammt, umgewandelt, die Stellung, welche er dem Mar-

quis Posa giebt, nach der Anleitung des Campistronschen Stücks erfunden und in dem Gedanken und im Ausdruck sich vielfach nach dem französischen Dichter gerichtet hat.

Ist nun die Entstehungsart des Schillerschen Don Carlos — und ich glaube das unzweifelbar nachgewiesen zu haben — die eben geschilderte, so wird man auch augenblicklich begreifen, warum die Anlage des Stücks so sehr zusammengesetzt und verwickelt und so wenig übersichtlich hat werden müssen. Nicht allein, dass Schiller im Laufe der Arbeit an dem Plan und an der Ausführung (und gewiss vielfach) änderte (s. Hoffmeister I, 303): es wurden ausserdem in den auch sonst schon in epischer Breite nach der Novelle angelegten Entwurf manche Einzelheiten aus dem Campistronschen Stück hineingearbeitet; ein Umstand, der es eben nicht fördern konnte, dass die Handlung in ununterbrochenem Zusammenhang sich fortentwickelte. In der That wird der Fortschritt der Handlung stellenweise nur gewaltsam herbeigeführt. Was darüber anderweitig geschrieben ist, will ich weder wiederholen, noch in ein etwas anderes Licht zu stellen suchen. Ich habe es hier nur mit einer bestimmten Aufgabe, mit den Quellen des Schillerschen Stücks und mit ihrer Einwirkung auf seine Auffassung und Ausdrucksweise zu thun. Aber die wichtigsten Fehler des Don Carlos scheinen mir gerade aus der Zugrundelegung der doppelten Quelle zu entspringen. Die aus den verschiedensten Stellen zusammengesuchten und mit Schillerschem Glanz überfirnissten Kraftstücke, aus welchen die Unterredung Philipps mit Don Carlos besteht, konnten z. B. natürlich nicht eine haltungsvolle Charakteristik der beiden Fürsten herbeiführen. Und so zeigt sich denn auch der bisweilen nothwendig werdende Sprung der Handlung ganz deutlich an der aus Personen St. Réals und Campistrons zusammengeschmolzenen Figur des Marquis Posa. Seine Ermordungsweise sollte der St. Réalschen Darstellung folgen; — dies war nicht nur die der Ueberlieferung getreuere, sondern auch die der Denkart Schillers angemessenere; — das Motiv seines Todes dagegen der Campistronschen Auffassung. Dadurch wird ein sonderbarer Widerspruch in der Schiller allein angehörenden Selbstaufopferung des Marquis hervorgebracht. Der Marquis glaubt, die heimliche Liebe des Prinzen zur Königen und ihr

fortgesetztes Einvernehmen werde durch die Princessin Eboli verrathen werden; — denn dass der Prinz seine flandrischen Pläne der Princessin sollte mitgetheilt haben, durfte Posa nach Allem, was er wusste, auch nicht im Entferntesten voraussetzen; — und er glaubt, die Gefahr von dem Prinzen durch die Festnehmung desselben und nachher durch die Angabe eines eigenen Einverständnisses mit den flandrischen Rebellen abwenden zu können. Wie diese Selbstanklage des Marquis den Prinzen auch nur augenblicklich aus dem Verdacht geheimer Verbindungen und Zusammenkünfte mit der Königin retten oder seine Gefahr auch nur aufschieben konnte, ist gar nicht einzusehen. Auch das Schwanken des Marquis zwischen seiner Freundschaft zu Don Carlos und seinen Freiheitsplänen — worüber Schillers eigene Briefe über Don Carlos, Hoffmeister I, 305 flg. und Andre nachgelesen werden können — wird zwar nicht gerechtfertigt, erklärt sich aber aus der ursprünglichen Duplicität seiner Person. Dieser Charakter überhaupt, — wenn man einen Charakter die Figur des Marquis nennen darf, die eigentlich vielmehr nur ein Rahmen ist, in welchen Schiller seine erhabensten Gedanken über Liebe, Freundschaft, Aufopferung und Freiheit einfasst — dieser Charakter, sag' ich, vielleicht der glänzendste von allen Schillers, ist zugleich in dramatischer Hinsicht der verfehlteste. Als Träger der Gedanken des Stücks steht der Marquis gänglich im Vordergrund, wohin ihn eigentlich der tragische Conflict der Tragödie nicht zu stellen hatte. Auch hat er den Ruf des Trauerspiels entschieden; denn das, wodurch Don Carlos seiner Zeit so mächtig gewirkt hat und noch jetzt wirkt, es ist nicht die regelmässige Formenschönheit des Dramas oder die Wahrheit seiner Schilderungen, vielmehr sind es die in hinreissender Sprache vorgetragenen Ideen, welche es blitzzündend in die deutsche Welt warf. — Ich bemerke beiläufig noch, dass der Protestantismus, den Schiller dem Marquis unterlegt, von ihm aus irgend einer historischen Quelle, ich weiss nicht aus welcher, wenigstens in Beziehung auf die Familie Posa, aufgefunden worden zu sein scheint. Domingo von Roxas, ein Sohn des Marquis von Posa starb 1559 als Märtyrer auf dem Holzstoss bei dem berüchtigten autó de fé zu Valladolid, s. Prescott 1, 352.

Es ist bereits so erstaunlich viel über den Schillerschen Don Carlos geschrieben worden, dass ich eine Verpflichtung fühle, trotz Allem, was ich darüber zu sagen wüsste, ganz kurz zu sein, namentlich von den Charakteren nur in so weit zu sprechen, als entweder die Novelle oder das französische Theaterstück Veranlassung dazu geben.

Der Charakter der Königin ist, von den Hauptpersonen, Schiller am besten gelungen. Er fand sich in der Novelle im Allgemeinen vorgezeichnet, noch deutlicher bei Brantôme und bei Campistron. Man wird hieraus sehen, was man von der Vermuthung des Herrn Maass zu halten hat, der das Urbild der Schillerschen Königin in der Monime des Racineschen Mithridate hat erblicken wollen (Archiv 1857). Schillers Elisabeth ist vielmehr die Irène Campistrons, in's Deutsche übersetzt.

Sonst ist leicht zu bemerken, dass die meisten Personen des Stücks nicht eigentlich nach einer innern aus ihrem Charakter hervorgehenden Nothwendigkeit handeln, sondern dass die ihnen beigelegte Handlungsweise mehr durch den im Voraus bestimmten Gang der Entwicklung des Stücks ihnen aufgezwungen wird. Ich will von dem Prinzen selbst nicht sprechen: mit völliger Absichtlichkeit des Dichters soll ihn gerade eine überaus grosse Reizbarkeit dem Wink der Liebe und dem Rath der Freundschaft unbedingt folgen lassen. Freilich brauchte der Dichter ihn deshalb nicht die unwürdige Rolle der Unredlichkeit und der Verstellung spielen zu lassen, welche, auch wenn Schiller es so nicht gemeint und beabsichtigt hat, Don Carlos in seiner Unterredung mit dem König jedenfalls spielt. Gegen Ende des Stücks allein fängt der Prinz an, Würde und die Zeichnung seines Charakters Haltung zu gewinnen. In seinem Schwanken in den ersten Acten gleicht er dem Don Carlos der St. Réalschen Novelle, in dem letzten Acte gelangt er zu der Entschlossenheit, welche, wenngleich mit geringerer Entschiedenheit, der Campistronsche Andronic für den Anfang seines Stücks mitbringt. Insofern ist in der Anlage dieses Charakters — ich meine des Schillerschen Don Carlos — Entwicklung vorhanden, aber ich zweifle, dass diese Entwicklung durchweg psychologische Wahrheit zeige. Wie bei vielen seiner Charaktere, besonders aus der früheren Zeit, spricht Schiller selbst gar zu oft und so auch gerade bei dem

Prinzen Don Carlos, aus der Maske seiner Personen. Die Schilderung mancher Stimmungen des Prinzen ist glänzend, aber die Stimmungen selbst sind zusammenhanglos. Viele seiner Aeusserungen sind treffend — und man weiss, dass es eben diese einzelnen treffenden Aeusserungen seiner Personen sind, welche Schillers erste Werke so populär gemacht haben; — andre seiner Worte von einer entzückenden und allgewinnenden Liebenswürdigkeit; man fühlt sogleich das glühende Herz, den schnellen Puls, die liebesheisse Hand des Schöpfers eines solchen Charakters heraus; aber ein glühendes Herz, ein schneller Puls, eine liebesheisse Hand haben nur wenig Festigkeit, um den Umrissen einer dramatischen Figur die Bestimmtheit und Abrundung einer plastischen Schöpfung zu geben.

Auffallend wird der Mangel einer eingehaltenen Charakterentwicklung auch am König Philipp. Wie aus der Vorrede in der Thalia hervorgeht, wollte Schiller gerade mit diesem Charakter eine grosse Wirkung hervorbringen; auch hat er deshalb die Farben zu dem Bilde von allen Seiten zusammengeholt. Aber gerade weil er die Wirkung beabsichtigte, brachte er auch seine eigene Sentimentalität herzu, und dadurch musste das Charakterbild haltungslos werden. Der tyrannische Philipp, der, als sein Sohn ihm seine Einsamkeit auf dem Throne schildert, ausrufen kann: „Ich bin allein," ist eben nicht der Tyrann Philipp, sondern der empfindsame Schiller, der die einsamen Tyrannen bedauert und ihnen den Philipp als abschreckendes Beispiel vorstellen will; oder wenn der gegen Mord und Todesurtheile so verhärtete König den Tod des Marquis Posa bedauert, dann ist es wiederum der tragisch-empfindsame Dichter, der seine Trauer ausspricht, da für ihn der Untergang des Edlen, Schönen, Grossen und Herrlichen im Kampfe mit der gemeinen Welt eben das Tragische ausmacht; wenn aber endlich der geheimnissvolle, verschlossene und argwöhnische Herrscher und Gatte dem Unbekannten, ja dem Verdächtigen im ersten Augenblick alle Geheimnisse seines Staates und seiner Familie erschliesst, dann erkennen wir in dieser Handlungsweise nicht allein den offenen guten Menschen Schiller, welcher selbst leicht Andern sein Vertrauen entgegenbringt, sondern auch den ver-

legenen Dramatiker, der anders die Intrigue seines Stücks nicht weiter zu führen weiss.

Ich habe vorhin gesagt, dass Schiller, um das Charakterbild Philipps recht auffallend zu machen, die Farben zu demselben überallher entnommen habe. Dies bedarf einer kurzen Begründung. Aus St. Réal hat unser Dichter nur die den König betreffenden Begebenheiten und einen äussern Anstrich von religiösem Fanatismus entnommen — und mit Recht nicht mehr, denn der Philipp der Novelle ist äusserst schwach und jämmerlich —; einige Züge und mit in das Stück verflochtene Ereignisse hat ihm Brantôme, haben ihm vielleicht auch noch andre Historiker geliefert; etwas hat, wie die obigen Anführungen haben zeigen können, auch der Campistronsche Kaiser beigesteuert: Vieles endlich ist aus Shakspere (Othello, Hamlet) geflossen. So weisen die Worte, D. C. III, 3

> O, einen neuen Tod hilf mir erdenken,
> Der Rache fürchterlicher Gott etc.

auf Othello, III, 3.

> O, that the slave had forty thousand lives;
> One is too poor, too weak for my revenge;

und eben da IV, 1.

> I would have him nine years a killing.

D. C. III, 4.

> Guter Name
> Ist das kostbare, einz'ge Gut, um welches
> Die Königin mit einem Bürgerweibe
> Wetteifern muss.

auf Othello III, 3.

> Good name in man and woman, dear my lord,
> Is the immediate jewel of their souls.

Manche Entlehnungen aus Shakspere, in der ersten in der Thalia abgedruckten Bearbeitung waren so offenbar, dass Schiller sie später gestrichen hat. So, III, 4. (Boas I, 459) Gift und Tod! nach Othello III, 3 death and damnation! Wie Othello nach Jagos Einflüsterungen, fällt auch König Philipp nach Domingos Insinuationen in Ohnmacht (Boas I, 467). Und die Worte:

> So leicht
> Als ein Akkord dem Griff des Lautenspielers,
> Steht euch mein Geist nicht zu Gebote (Boas I, 471)

sind aus Hamlet III, 2. 'Sblood, do you think I am easier to be played on than a pipe? nachgeahmt. Die Benutzung Shakspeares ist bei Schiller nicht selten. Wenn Don Carlos II, 4 sagt:

> Ich träume nicht — ich rase nicht — Das ist
> Mein rechter Arm — Das ist mein Schwert — das sind
> Geschrieb'ne Sylben etc.

so erinnert dieser Ausruf auf's Deutlichste an what you will V, 3, wo Sebastian sagt:

> This is the air; that is the glorious sun;
> This pearl she gave me, I do feel't and see it:
> And though 'tis wonder that enwraps me thus,
> Yet 'tis not madness.

Diese wenigen Proben werden zugleich, wie ich hoffe, zeigen, dass die Art und Weise wie Schiller den Shakspere benutzte, derjenigen, in welcher er Campistron verwendete, völlig gleich ist.

Noch ein paar Worte über den Charakter des Königs in Don Carlos. Den grossen und finstern Gegensatz, welchen der Philipp der Geschichte in sich vereinigt, von strenger und ungeheuchelter Kirchlichkeit und Frömmigkeit mit völlig herzloser Grausamkeit und höchst meuchelmörderischer Tyrannei hat Schiller sich entgehen lassen. Auch vertrug ihn die Intrigue des Stücks wenig. Er hat für diese so entgegengesetzt scheinenden Eigenschaften einigermassen wenigstens den Grossinquisitor eintreten lassen; zum Schaden freilich und zur Vernichtung dieses Gegensatzes, da der Grossinquisitor nicht sowohl eine Person, als ein System ist. Wer Prescotts Geschichte gelesen hat, wird ohne Bedenken sagen, dass der Philipp der Geschichte den Philipp des Trauerspiels an Furchtbarkeit gigantisch überragt.

Ich werde mit einigen Bemerkungen über Campistrons Tragödie schliessen. Einen ausführlichen, ästhetischen Vergleich lehne ich hier ab; er würde übrigens die von dem Schillerschen Stücke ganz gesonderten Bearbeitungen Montalvans, Alfieris und Lord John Russels in gleicher Weise berücksichtigen müssen.

Viel einfacher und zusammenhangender, als in dem Schillerschen Don Carlos, ist allerdings die Handlung in dem französischen Trauerspiel; aber sie erhebt sich dafür auch, trotz des inter-

essanten Vorwurfs, nirgends über die gewöhnliche schablonenartige Behandlung, welche der klassischen französischen Tragödie im Ganzen eigen ist. In dem conventionellen Ton, Thun und Treiben wird der eindrucksvollen und wirkungsfähigen Leidenschaft die Spitze abgebrochen. Sonst ist nicht zu leugnen, dass das Stück mit Geschick angelegt und ausgeführt worden ist. Sogar die unausbleiblichen und gewöhnlich unausstehlichen Vertrauten der französischen Tragödie, — hier Martian und Eudoxe, — haben in diesem Traueispiele weniger, als in den meisten andern, den Anschein eines blossen Nothbehelfs des Dramatikers, der durch sie die liaison des scènes herbeiführt, sondern scheinen ganz natürlich in die Handlung hineinzugehören und in der ihnen zustehenden Weise in dieselbe einzugreifen und sie zu fördern.

Den Charakteren des französischen Dichters fehlt es an jenem individuellen Naturell, das nur bei den genialsten ihrer Tragiker stellenweis aus den gereimten Phrasen des Alexandriners und der Gemachtheit der Bühnensprache hervorbricht: — dies sage nicht ich für mich allein, es drücken sich ungefähr eben so Benjamin Constant und Mad. Staël aus; — aber wenn man von solchen individuellen Zügen absieht, sind sie sonst, — wenigstens die Hauptpersonen, der Prinz, die Kaiserin, der Kaiser, die Minister, der Bulgarengesandte passend entworfen und folgerecht durchgeführt. Dass in einer französischen Tragödie der klassischen Zeit von einem Werden und einer Fortentwicklung der Charaktere in der Weise, wie in den englischen und deutschen Stücken, nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst.

Die Sprache endlich, zwar rein, aber ohne alle Genialität und darum fast ein Gegensatz der Schillerschen, geht nirgends über den gewöhnlichen Bühnenausdruck hinaus, wird stellenweis sogar recht matt.

Geringe Verstösse, aber auch geringe Vorzüge, in diese Worte lässt sich das Urtheil über das französische Stück zusammenfassen. Ungleich grössere Fehler, aber ungleich glänzendere Vorzüge hat dagegen die Schillersche Tragödie. Ihre Vorzüge sind zugleich ihre grössten Fehler. Als kunstmässige Schöpfung ist sie längst verurtheilt; aber ihre leuchtenden Fehler werden sie auch vor der spätesten Nachwelt lossprechen.

Berlin. H. J. Heller.

Die englische Sprache
in ihrer Entwickelung seit Alfred dem Grossen.

Jeder Verfolg eines Gestaltenwechsels und Werdens bietet schon an und für sich grosses Interesse, auch selbst wenn die wirkenden Ursachen desselben und die dabei waltenden Gesetze nicht erkannt werden, wie es noch bei vielen Naturerscheinungen und Formwandlungen der äussern Welt (Cometen, Nordlicht, Wind und Wetter, Insecten- und Amphibienmetamorphose) der Fall. Dieses Interesse wächst aber unendlich und unaufhörlich mit der Einsicht in diese Gesetze, mit der mehr und mehr zuverlässigen Nachweisung des Zusammenhanges von Ursachen und Wirkungen; darum ist alle angewandte, namentlich aber die Naturphilosophie so anziehend, obschon sie manchmal nur noch zuviel von dem Ihrigen hinzuthun muss, um Lücken auszufüllen und dem Mangel an Continuität in der Erscheinungskette abzuhelfen, darum auch ist vor Allem die etymologische Forschung und Sprachgeschichte so befriedigend, insofern sie nämlich überzeugend augenscheinlichen Zusammenhang zwischen vereinzelt Dastehendem herzustellen, Späteres aus Früherem, Früheres aus Späterem zu erklären, mit einem Worte Entwickelung nachzuweisen vermag. Es kommt hier noch hinzu, dass man mit der Einsicht in den Sprachwechsel eines Volkes zugleich in dessen innerstes geistiges Leben eindringt, und demselben gleichsam in die Seele hineinlauscht, viel mehr noch als bei der Geschichte, welche uns dasselbe eigentlich bloss in seinem äussern Gebahren vorführt und nur hie und da einzelne Hauptfiguren mit einem deren Inneres beleuchtenden Streiflichte bedenken kann.

Bei der Darstellung einer Sprachentwickelung ist freilich nur an einen Theil derselben zu denken, an den, welcher uns in Sprachproben vorliegt und uns also einen Anhalt für Vergleichung und Ableitung bietet, nicht aber an den, welcher vorausgegangen, an die Entstehung der Wörter und ihre erste Gruppirung zu organisch verbundenen Reihen. Was über diese ersten Processe gesagt und gedacht werden kann, ist eben nur rein geistiger Rückschluss ohne Halt, rein speculative Rückconstruction, welche uns bloss in eine Zeit menschlicher Existenz hinaufführt, von der man nichts weiter behaupten kann, als dass sie einmal dagewesen sein müsse. Die ungebildetsten Nationen, welche wir jetzt noch antreffen, sind eben, aller vernünftigen Annahme gemäss, gleichalterig mit uns und reden also, wenn auch eine noch so rohe, eine alte Sprache, die, so langsam auch immer ihre Ausbildung gegangen sein mag, in keinem Falle mehr einen stichhaltigen Boden zu Schlüssen auf menschliche Sprachanfänge überhaupt darzubieten im Stande ist: Diese Nationen besitzen immer schon eine solche Menge von Wörtern und diese in solcher Vielgestaltigkeit, dass man stets einen bedeutenden voraufgegangenen Formwechsel annehmen muss, hinter dem sich die Anfänge unerreichbar verbergen. Die Vergleichung roher Sprachen untereinander und im Ganzen und Grossen befähigt uns höchstens dazu, ganz Allgemeines mit einiger Richtigkeit festzustellen: Die Sprachen der heutigen rohen Südinsulaner und Südafrikaner, welche nichts Anderes sind als eine Masse zusammenhangsloser ungebeugter Wörter, repräsentiren uns mit ziemlicher Gewissheit die Ursprachen des Erdballs, namentlich darum, dass jenen Völkern noch fast ganz die Fähigkeit mangelt, systematisch gegliederte und entwickelte Sprachen sich anzueignen. (Man denke an das Negerenglisch der amerikanischen Sclavenstaaten.) Das Chinesische, Mongolische, Japanesische, so wie auch das Indianische Amerikas zeigen uns wahrscheinlich einen weitern Schritt der Sprachbildung darin, dass sie ihren Wörtern auch ohne Beugung durch mannigfaltige Modulation der Aussprache, durch veränderliche Stellung und unorganische Zusammensetzung eine Art Gliederungsfähigkeit und Verschiedenheit der Beziehung geben. Ob aber diese letztern Sprachen bloss eine Zwischenstufe der Entfaltung oder eine besondere Richtung derselben

darstellen, ob die indo-germanischen und semitischen Sprachen an sie angeknüpft oder gleich von der Urstufe aus eine andre Richtung eingeschlagen haben, die der Organisation durch Beugung, wer könnte darüber ein entscheidendes Wort reden! Wir finden in Allem, was bei ihnen Document ist oder wie ein solches aussieht (Inschriften indischer, assyrischer, babylonischer und egyptischer Monumente), schon die Fortschritte in dieser Richtung, wenn auch mehr oder minder weit gediehen.

Was und wie viel uns aber auch immer in Rücksicht auf die Urbildung der Sprachen verschlossen bleiben wird, das näherliegende Feld der übersehbaren Zeit menschlicher Existenz ist schon so riesig gross, und so viel seines Bodens liegt noch bis jetzt halb wüste, dass der fleissigen Hände zu seiner Bewirthschaftung nimmer zu viele sein können, mögen sie auch nicht Alle weite Strecken roden, wie die grossen Gartenmeister auf diesem Gebiete, sondern nur einige Furchen ziehen, einige Höcker ebnen, einige Schollen zerbröckeln können.

Solch ein bescheidenes Tagewerk nur hat denn auch die gegenwärtige Abhandlung zu ihrem Zwecke. Sie will nicht sowohl viel Neues zu den Errungenschaften Anderer hinzubringen, als vielmehr eine Skizze desjenigen entwerfen, was in Betreff Einer Sprache der Gegenwart, der englischen, bis jetzt sich aus den Studien Vieler ergeben hat, und sie beansprucht nur einige Eigenthümlichkeit in Rücksicht der Kürze, Zusammenstellung und etwa der Wahl ihrer Gesichtspunkte für die Betrachtung. Unsre Abhandlung will nichts weiter sein als ein Abriss der Entwickelungsgeschichte der englischen Sprache.

Die Gesammtentwickelung der heutigen englischen Sprache aus ihrer ersten nachweisbaren Gestalt ist im Ganzen und Grossen der aller Tochtersprachen und namentlich derjenigen der romanischen Sprachen ähnlich, indem sie uns die Verwandlung einer synthetischen in eine analytische, einer Flexionssprache in eine fast aller Flexion baare, einer der Abstammung nach reinen in eine Mischsprache darstellt. Sie zeigt sich uns ferner in den beiden einer solchen Verwandlung eigenen Zuständen eines vorangehenden Verfalls und nachfolgenden

Wiederaufbaues in theilweise neuer Gestalt, nur hierbei insofern von dem Entfaltungsgange der romanischen Sprachen abweichend, als bei ihr nicht, wie bei jenen, fremde Elemente den Ruin des Urgebäudes veranlassen, sondern erst nach dessen Selbstzerfall als mitbauendes Material hinzutreten, und zwar nicht etwa bloss zu Anfang der Neubildung, sondern vielmehr in einem mit deren Vorschreiten wachsenden Verhältnisse.

Das Angelsächsische als etwas Fertiges betrachtend, dessen Zusammenwuchs aus germanischen Dialekten und leichte Modification durch den walliser und gaelischen Zweig des Celtischen und das vorübergehend herantretende Nordische aus keinen Sprachproben näher zu beleuchten ist, hat man es nur mit den Zeiten von Alfred dem Grossen, vom Jahre 900, an zu thun, und also erstlich den Charakter des Angelsächsischen um genannte Zeit, demnächst die Art und Weise seiner Zersetzung und Verderbniss durch beiläufig 400 Jahre hin, und schliesslich sein Heranreifen zur modernen Mengsprache während der letzten 500 Jahre unter fortschreitendem Zugange des Französischen und Lateins in's erforderliche Licht zu setzen. Die Andeutung und theilweise Aufzählung der Zuflüsse aus andern todten und lebenden Sprachen in's heutige Englische, sowie dessen kurze Charakteristik rücksichtlich seiner veränderlichen und gegenwärtigen Zusammensetzung werden einen passenden Schluss bilden können.

Das Angelsächsische (450—1300).

Das Angelsächsische ist derjenige urenglische Dialekt genannt worden, welcher sich durch allmälige (500jährige) Verschmelzung hauptsächlich zweier Mundarten, der sächsischen und anglischen, bildete. Als die sächsische bezeichnet man diejenige, welche jedenfalls und nachweislich wieder in verschiedenen Färbungen die Horden redeten, die, aus Districten des nordwestlichen Deutschlands kommend, zu verschiedenen Zeiten, seit der Mitte des fünften bis in den Anfang des sechsten Jahrhunderts hinein, im Süden Englands festen Fuss fassten; die anglische wird einem Stamme aus Norddeutschland, den Angeln, zugeschrieben, welcher später als die verschiedenen sächsischen Schwärme dem allgemeinen Einwanderungszuge

folgte und sich mehr im Norden der Insel, bis an die Seen Tiefschottlands hin, niederliess. Dass die eingedrungenen Sachsen verschiedenen Gegenden Nordwestdeutschlands angehört hatten und also unter sich auch schon rücksichtlich der Sprache verschieden waren, geht einmal aus dem lange zwischen ihnen andauernden Zwiespalte in England hervor, zweitens aus den abweichenden Eigenthümlichkeiten der Aussprache namentlich, die bis heute noch in der Volksrede der einzelnen Theile der alten Sachsenreiche in England bestehen. Dass ferner die Angeln, aus Norddeutschland und Jütland herkommend, noch mehr von allen Sachsen rücksichtlich der Sprache sich unterschieden haben, zeigt sich ebenfalls bis zur Gegenwart herab deutlich an den vielen Wörtern entschieden nordischen Anstrichs der Volksmundarten ihrer nordenglischen und südschottischen Nachkommen. Ueber die Abgrenzung sächsischer und anglischer Stämme in der alten Zeit, über den etwaigen Sitzwechsel, die Ursachen der Vermischung, die Uebereinstimmung heutiger Dialektsgrenzen mit den alten und die allmäligen Wandlungen in der Sprachgestaltung selbst lässt sich nichts Zweifelfreies feststellen, da tiefere Forschungen nach diesen Dingen den Engländern nie eingefallen sind bis zu einer Zeit, wo das Versäumte nicht mehr nachzuholen war. Die Vereinigung der sieben sächsischen Königreiche zu einem (im Jahre 827) wird sowohl Folge als Ursache des Ineinanderfliessens sächsischer Sprachverschiedenheiten gewesen sein, die nordische Nachbarschaft und Grenzvermischung der Sachsen und Angeln schon früh die Bezeichnung „Angelsachsen“ und „angelsächsisch“ gerechtfertigt haben. In ihren Grundzügen aber sowohl wie auch in Einzelheiten sind alle diese Dialekte stets übereinstimmend gewesen, da sie alle vom Gothischen nicht nur, sondern auch vom germanischen Zweige desselben herstammten und selbst nach fast jahrtausendlanger Sonderentwickelung in ganz entfernten und zusammenhangslosen Districten (Süden von England und Mittelschottland) noch die nächste Aehnlichkeit behielten.

Eine Ausbildungsperiode von beiläufig 500 Jahren wegen Unmöglichkeit gründlicher Beleuchtung bei Seite setzend, datirt man darum das Angelsächsische eigentlich nur von Alfred dem Grossen (849—901) an, da mit ihm entschieden ein Dialekt,

derjenige der nachherigen mittelenglischen Grafschaften, zur Schriftsprache erhoben wurde, und da alle aus Zeiten vor ihm herrührenden angelsächsischen Sprachdenkmäler entweder zu Alfred's Zeiten oder erst lange nachher durch Abschreiber die Gestalt erhielten, in welcher wir sie kennen. Zu solchen Sprachproben gehören erstens die noch aus Deutschland herrührenden historischen Gedichte: „The Gleeman's Song," „The Battle of Finsburgh," „The Tale of Beowulf;" dann eine Anzahl religiöser Gedichte aus dem siebenten, neunten und elften Jahrhundert, wie „The Tale of Judith," „The Allegory of The Phoenix," ein „Poem on Death," „The Address of the departed Soul to the Body," Caedmon's metrische Uebersetzung der heiligen Schrift. Die Uebersetzungen aus dem Latein und der Bibel, die Abhandlungen über Grammatik, Geographie und verschiedene andre Gegenstände nebst den Predigten in Prosa des Erzbischofs Aelfric, desgleichen auch das „Saxon Chronicle" sind ja erst nach Alfred dem Grossen, zu Ende des zehnten, im elften und zwölften Jahrhundert verfasst worden.

Die Darstellung des Angelsächsischen nach seiner Entwickelungsstufe und Organisation zur Zeit seines Auftretens als Schriftsprache schliesst sich nach dem Gesagten also am besten an eine Probe der Sprache Alfred's selbst an, auch noch mit um so grösserem Rechte, als bei ihm, einem für seine Zeit sehr vielseitig und hochgebildeten Manne, eine grosse Menge Unregelmässigkeiten wegfallen, die, bei Andern aus Unwissenheit oder Ungeschick zufällig hervorgegangen, sehr oft für charakteristisch gehalten worden sind und auf falsche Schlüsse über Sprachformen geführt haben. Als ziemlich zuverlässig rücksichtlich älterer Formen aus dem siebenten Jahrhundert dürfte wohl auch eine andre Probe aus Caedmon zu betrachten sein darum, weil seine metrische Bibelversion als ein von Gott gefördertes und darum unverletzliches Werk betrachtet zu werden pflegte.

Wir schreiben diese beiden Proben hier gleich zusammen, einmal weil sie sich gegenseitig ergänzen und eine grössere Menge Formen zur Anschauung gemeinschaftlich darbieten, und dann noch aus dem andern Grunde, auf diese Weise eine vollkommnere Uebersichtlichkeit zu erreichen.

Eine doppelte (englische und deutsche) interlineare Uebersetzung, die wir ihnen geben, soll vorerst ein Wortregister ersparen und daneben als augenfälliger Beweis der noch sehr wenig bedeutenden Entfernung des Angelsächsischen selbst vom modernen Deutschen dienen.

Probe aus Alfred's freier und erweiterter Ueber- Uebersetzung der „Tröstungen der Weltweisheit" von Boethius.

(Die Erzählung ist von Alfred an die Stelle einer metrischen andern Inhalts gesetzt worden.)

We sculon get, of ealdum leasum spellum,
We shall yet (now), from old loose (lying) spells (tales),
Wir sollen (werden) jetzt, von alten losen Spielen (Erzählungen),

the sum bispell recean. Hit
to thee some (a cert.) byspell (tale) reckon (tell). It
dir sam (irgend ein) Beispiel rechnen (erzählen, bringen). Es

gelamp gio, thaette an hearpere was,
happened formerly, that a harper was,
ereignete sich früher (zu irgend einer Zeit; je) dass ein Harfner war,

on thaere theode the Thracia hatte. Thaes
in the nation which Thraces hight (was called). His
an (in) der (dem) Diet (Volk) das Thrazien hiess. Dessen

nama waes Orfeus. He haefde an swithe aenlic
name was Orpheus. He had a very only (incomparable)
Name war Orpheus. Hä (Er) (N. Pl.) hatte ein sehr einlich (einzig)

wif. Sio waes haten Euridice. Tha ongann monn
wife. She was hight (called) Euridice. Then began one
Weib. Sie war geheissen Euridice. Da anging (begann) man

secgan be tham hearpere, thaet he mihte
to-say by (regarding) the harper, that he might (could)
zu sagen bei (von) dem Harfner, dass hä (er) (N. Pl.) möchte (könnte)

hearpian thaet se wudu wagode for tham
harp that the wood wagged (moved) for the
harfen dass der Wald wagete (ging) (Nass. Pl.) für (nach) dem

swege, and wilde deor thaer woldon to-irnan
sound, and wild deer (beasts) there would to-run (run)
Zuge (Ton), und wilde Thiere dahin wollten (pflegten) zu rinnen

and standan swilce hi tame waeron swa stille, theah
and stand as which (as if) they tame were, so still, though
und zu stehen alswelche (als ob) sie zahm wären, so still, jedoch (obschon)

hi men oththe hundes with eodon, thaet hi hi
them men or hounds with (towards) went, that they them
ihnen Menschen oder Hunde mit (entgegen) gingen, dass sie sie

na ne onscunedon. Tha saedon hi thaet thaes
no not shunned. Then said they that of the (the)
nein nicht anscheuten (abscheuchten). Da sagten sie dass dessen (des)

hearperes wif sceolde acwelan and hire sawle mon sceolde
harper's wife should die and her soul one should
Harfners Weib sollte abquälen (sterben) und ihre Seele man sollte

leadan to helle. * * * Tha tham hearpere tha thuchte,
lead to hell. When to the harper then thought (it seemed),
leiten zur Hölle (Unterwelt). Da (als) dem Harfner da däuchte,

thaet hine nanes thinges ne lyste on thisse
that to him (him) of none (no) thing not (it) listed on (in) this
dass ihm nicht eines Dinges nicht gelüstete an (in) dieser

worulde, tha thochte he thaet he wolde gangan,
world, then thought he that he would gang (go),
Werlde (Welt), da dachte hä (er) (N. Pl) dass er wollte gân (gehen),

and biddan thaet hi him agaefon eft his wif. * * *
and bid (beg) that they him gave (would give) off his wife
und bitten dass sie ihm gäben ab seiner das Weib (sein Weib).

Tha he tha lange and lange hearpode, tha clypode se
When he there long and long harped, then clept (called) the
Da (als) er da lange und lange harfte, dann (da) klüfte (rief) der

cyning, and cwaeth: Uton agifan tham
king, and quoth (said): Out to-give (give) to the
Kuning (König), und quad (sagte): Heraus zu geben (gebt) dem

esne his wif, fortham he hi haefth
serf his wife, for that he her hath
armen Gesellen seiner das Weib (sein Weib), für dem (denn) er sie hat

gearnod: and saede: gif he hine underbaec
earned: and said: if he him (reflex.) underback (backward)
geerndet (verdient): und sagte: gib (wenn) er ihm (sich) hinterrücks

besawe, thaet he sceolde forlaetan thaet wif. Ac
saw (looked), that he should forlet (lose) that wife. But
sähe, dass er sollte verliegen (verlieren) das Weib. Aber

lufe mon maeg swithe uneathe forbeodan. Wei la wei!
love one may very uneasily forbid. Well away! (Alas!)
Liebe man mag stark (sehr) unleicht verbieten. Wei o wei! (Platt.)

Hwaet! * * * Tha he forth on thaet leoht com, tha
What! When he forth on (into) that (the) light came, then
Was! Da (als) er fürder an (in) das Licht kam, da

besseah he hine underbaec, with
beseawe (lookes) he him (refl.) underback (backward), with (towards)
besah (sah) er ihm (sich) unter den Buekel (hinterrücks), mit (nach)

thaes wifes: tha losede hee him
of the (the) wife: then was lost she to him
des (dem) Weibes (Weibe): da vloz (war verloren) sie ihm (für ihn)

sona. Thas spell laereth gehwilcne
soon This story learns (teaches) every which (every)
so nah (bald) (Pl.). Dieses Spiel (Erz.) lehrt jedwelchen

man, thaet he hine ne besio to his ealdum
man, that he him (refl.) not besee (look) to his old
Mann, dass er ihm (sich) nicht besehe (sehe) zu (nach) seiner alten

yfelum, swa thaet he hi fulfremme, swae he
evils (vices), so that he them practise, so (as) he
Uebeln (Sünden), so dass er sie fol-frumme (ausübe), so (wie) er

hi aer dyde.
them ere (before) did.
sie eher (früher) that.

Probe aus Caedmon's metrischer Schilderung des Untergangs der Egypter im rothen Meere.

Folc was afeared: Flod-egsa beewom:
(The) folc was afraid: flood-fear came-in:
Das Volk war in Furcht: die Fluth-Angst bequâm (kam heran):

Gastas geomre: Geafon deathe-hweop:
Ghosts complaining: gave (the) death-whoop:
Geister, jammernd: gaben (stiessen aus) den Todes-Wurf (Ruf):

Woldon here bleathe; Hamas finden:
Would (the) herd blithely: homes find:
(Es) wollte das Heer lieblich (gefahrlos): Heimathen (Aufenthalt) finden:

Ac behindan belaec: Wyrd with waege:
But behind locked (them up): fate with wave:
Aber hinten belag(erte) sie: das Schicksal mit Woge(n):

Streamas stodon: Storm up-gewat:
(The) Streams stood: (the) storm up-waded (went):
(Die) Ströme standen: (der) Sturm auf-wagete (ging) (N. Pl.):

Weollon wael-benna: Wite-rod gefeol:
(There) Wallowed (rolled) dead men: (The) Wite-(punish-ment-)rod fell:
(Es) wallten (wälzten sich) Wahl(statt)-Männer: (die) Straf-Ruthe fiel

Heah of heofonum: Hand-worc Godes.
High from heaven: (the) hand-work of God.
Hoch vom Himmel: (das) Hand-Werk Gottes.

(Die in der deutschen Uebersetzung gesperrten Wörter sind als Vermittelungsglieder des Zusammenhangs aus dem Mittelhochdeutschen, die mit (Nass. Fl.) bezeichneten aus dem Nassauischen Platten zu gleichem Zwecke hereingezogen worden.)

Der in der heutigen englischen Schriftsprache nicht mehr vorhandenen Wörter sind in Alfred's Erzählung nur zehn bis zwölf, von denen vier bis fünf sich jedoch noch gegenwärtig in englischen Volksmundarten vorfinden, die übrigen dagegen um Chaucer's Zeit und bald nach derselben ausser Gebrauch gekommen sind. In Caedmon's sieben Doppelversen sind der veralteten Wörter fünf, von denen eins (Wyrd) aber noch zu Shakespeare's Zeit bekannt gewesen ist (Weird sisters).

Es ist hier nur wesentlich zu zeigen, dass das Angelsächsische bis zu Alfred hin sich den Charakter seiner Stammsprache, des Gothischen, bewahrt hatte, d. i. eine Flexionssprache geblieben war, die durch verschiedene Endungen nicht nur nach Casus, Geschlecht und Zahl des Artikels, der Pronomina, der Substantiva und Adjectiva, sondern auch Personen, Zahl und Tempora der Verba zu bezeichnen vermochte, Eigenschaften, die das moderne Englische in Bezug auf den Artikel ganz, in Bezug auf Pronomina, Substantiva und Adjectiva fast ganz, in Rücksicht auf die Verba zum grossen Theile verloren hat. Zum Zwecke des gedachten Nachweises folgen darum hier paradigmatisch geordnete Aufstellungen der in den beiden Proben vorkommenden Formen, die zugleich durch wenige, hier nicht grade vorhandene Abwandlungsbildungen ergänzt sind. (Die Letztern sind nicht gesperrt.)

1. Bestimmter Artikel der Beispiele.

	Sing. Nom.	Gen.	Dat.	Acc.		Plur. Nom.	Gen.	Dat.	Acc.
M.	se	thaes	tham	thone	M.	tha	thara (thaera)	tham	tha
F.	seo	thaere	thaere	tha	F.				
N.	thaet	thaes	tham	thaet	N.				

2. Persönliche Pronomina der Beispiele.

	Sing. Nom.	Gen.	Dat.	Acc.		Plur. Nom.	Gen.	Dat.	Acc.
1. Pers.	ic	min	me	me	1. P.	we (wit, dual)	ure (unser, dual)	us (ur, uns)	us (ur, uns)
2. Pers.	thu	thin	the	the	2. P.	ge	eower	eow	eow
M. 3. Pers.	he (se)	his	him	hine	M.				
F.	seo (heo, seo)	hire (hyre)	hire (hyre)	hi	F. 3. P.	hi (hig, heo)	hira (heora)	him (heom)	hi (heg)
N.	hit	his	him	hit	N.				

3. Substantiva der Beispiele.

	Nom.	Gen.	Dat.	Acc.	
Sing.	spell	—	—	spell	(Neutr.)
	hearpere	hearperes	hearpere	—	(Masc.)
	theod	—	theode	—	(Fem.)
	wif	wifes	—	wif	(Neutr.)
	hell	—	helle	—	(Fem.)
	mann (monn)	mannes	manne	mann	(Masc.)
	thing	thinges	—	—	(Neutr.)
	woruld	—	woruld e	—	(Fem.)
	folc	—	—	—	(Neutr.)
	god	godes	—	—	(Masc.)
	hund	hundes	hunde	hund	(Masc.)
Plur.	hundes (eig.-as)	hunda	hundum	hundas	
	—	—	yfeltum	—	(Neutr.)
	—	—	spellum	—	
	gastas	—	—	—	(Masc.)
	—	—	—	hamas	(Masc.)
	streamas	—	—	—	(Masc.)
	benna (selten)	—	—	—	
	mannas (irr. men)	manna	mannum	mannas (men)	
	—	—	heofonum	—	(Masc.)

4. Adjectiva der Beispiele.

	Nom.	Gen.	Dat.	Acc.
Sing.	eald	—	—	—
	leas	—	—	—
	tam	—	—	—
	nane	nanes	—	—
	wilt	—	—	—
Plur.	ealde	—	ealdum	—
	lease	—	leasum	
	tame	—	—	—
	wilde	—	—	—

5. Verba der Beispiele

Infin.	Praes.	Imperf.	2. Part.
sceolan	1. Pers. Pl. wesculon	3. P. Sing. he sceolde	—
reccean	—	—	—
gelimpan	—	3. P. Sing. hit gelamp	—
beon	—	3. P. S. he waes	—
		3. P. Pl. Conj. hi waeron	
halan	—	3. P. S. hit hatte	haten.
habban	3. P. S. he haefth	3. P. S. he haefde	—
onginnan	—	3. P. S. monn ongann	ongunnen
secgan	—	3 P. S. he saegde (saede)	—
		we saedon	
		ge saedon	
		hi saedon	
magan	3. P. S. he maeg	3. P. S. he mihte	—
hearpian	—	3. P. S. he hearpode	—
wagian	—	3. P. S. hit wagode	—
willan	1. Pers. S. ic wille	1. P. S. ic wold(e)	—
(wyllan)	2. P. S. thu wilt	thu woldest	
		he wold(e)	
		we } ge } woldon hi }	
(to-)irnan (Compos.) (yrnan)	—	—	—
standan	1. P. S. ic stande	1. Pers. S. ic stod	gestanden
	2. P. S. thu standst (standest)	1. Pers. Pl. we stodon	
		3. Pers. Pl. hi stodon	
	3. P. S. he stent (stynt)		
gan (gangan)	1. P. S. ic ga(gange)	1. P. S. ic eode	gan (agaen agan gangen)
	3. P. S. he gaeth	1. P. Pl. we eodon	
		3. P. Pl. hi eodon	
(on)scunian	—	3. P. Pl. hi onscunedon	—
acwelan	—	—	—
laedan (gelaedan)	—	1. P. S. ic laedde (gelaedde)	gelaeded (gelaed, laeded laed).
thincan	—	3. P. S. hit thuhte	gethuht
lystan	—	3. P. S. hit lyste	—
thencan	—	3. P. S. he thohte	gethoht
biddan	—	3. P. S. ic baed	beden
gifan (agifan)	—	1. P. S. ic geaf (gaef gaf)	gifen Imper. 2 P. S.
		3. P. Pl. we geafon	gif
		3. P. Pl. hi geafon	Imp. 3 P. Pl.
		3. P. Pl. Conj. hi ageafon	agifan

Infin.	Praes.	Imperf.	2. Part.
clypian (cleopian)	—	3. P. S. he clypode	geclypod
cwethan	—	3. P. S. hi cwaeth	
earnian (geearnian)	—	—	geearnod
(be)seon	3. P. S. Conj. he besio	1. P. S. ic beseah	—
		2. P. S. thu besawe	
		3. P. S. he besawe (beseah)	
(for)laetan	—	—	—
(for)beodan	—	1. P. S. ic bead (bud. bod)	boden
cuman	1. P. S. ic cume	1. P. S. ic com	cumen
	3. P. S. he cymth	3. P. S. he com	
becuman	—	3. P. S. he becwom	—
losian	—	3. P. S. he losede	—
laeran	3. P. S. hit laereth	—	—
fulfremman	3. P. S. Conj. he fulfremme	—	
don	1. P. S. ic do	1. P. S. ic dyde	gedon
	2. P. S. thu dest	2. P. S. thu dydest	Imperat.
	3. P. S. he deth (doth)	3. P. S. he dyde (did)	do thu
	1. P. Pl. we doth.	1. P. Pl. we dydon	
finden (statt findan)	—	—	—
belucan	—	3. P. S. hit beleac	belocen
gewitan	—	3. P. S. he gewat	
weallan	—	3. P. Pl. hi weollon	
feallan	—	3. P. S. hit feoll (gefeol)	gefeallen

Aus diesen Aufstellungen geht hervor:

1. für den Artikel:

dass derselbe für alle drei Geschlechter und für alle Casus der Einzahl, sowie für die Casus der Mehrzahl noch besondere, und zwar die echt-germanischen theils dem Pronomen demonstrativum gemeinschaftlich mit ihm angehörenden Formen besitzt;

2. für das persönliche Pronomen:

dass dort alle Personen, Geschlechter, Casus und beide Zahlen noch besondere, selbst mehrfache Formen zeigen, die nur zum kleinen Theile noch im heutigen Englischen, alle aber bis jetzt im Hoch- und Plattdeutschen erkennbar vorhanden sind;

3. für die Substantiva und Adjectiva:

dass noch alle Casus durch besondere Formen unterschieden werden, und zwar durch die gothischen Endungen, welche theilweise ebenso bis heute in der deutschen sogenannten starken Declination vorhanden.

Der Genitiv Sing. wird durch Anhängung von -es, der Dativ durch die Endung -e, der Nominativ Plur. bei den Masculinis stets durch Zusatz von -as, der Genitiv durch -a, der Dativ durch -um, der Accusativ wieder durch -as gebildet; Feminina im Plural kommen hier nicht vor. Bei den Neutris, für welche hier gleichfalls kein Beispiel des Plurals vorhanden, ist die Nominativ- und Accusativ-Endung dieser Zahl gleich der Nominativ-Endung des Singulars.

Die Adjectiva haben im Genitiv und Dativ mit denen der Substantiva übereinstimmende, im Nominativ und Accusativ aber besondere, hier nicht veranschaulichte Schlusssilben.

4. für die Verba:

dass einmal für den Infinitiv derselben fast ohne Ausnahme die Endung -an feststeht;

dass zum andern von einer spätern sogenannten regelmässigen Conjugation noch nicht die Rede, sondern dass vielmehr für Präsens, Imperfectum und pass. Particip ganz von einander abweichende Formungen stattfinden;

dass selbst alle Personen der Einzahl nicht bloss der Endung, sondern bei vielen Verben auch der Vocalbildung des Stammes noch selbständig und abweichend auftreten, sogar mehr als eine Form annehmen;

dass weiter die durchweg gleichlautenden Personen des Plurals im Präsens die Endungen -th und -on, im Imperfectum bloss -on festhalten;

dass ferner das zweite Particip noch häufig die germanische Vorsilbe ge- zeigt und auf -en ausgeht;

dass endlich die Hülfsverba des Modi sowohl als die gewöhnlichen zur vollen Anwendung kommen.

Aus Caedmon's Bruchstück für sich allein betrachtet ist noch besonders ersichtlich, wie zu seiner Zeit noch die Substantiv-Endungen vollständig zur Individualisirung hinreichten und kein Artikel zu Hülfe genommen zu werden brauchte.

Verfall des Angelsächsischen (900 — 1300).

Wie Alfred der Grosse der Erste war, welcher der bisherigen fast ausschliesslichen lateinischen Literatur Englands eine solche in der Landessprache, der Sprache der Laien, in würdiger Weise entgegenstellte, so war er auch so zu sagen der Letzte und Einzige (wenn man nämlich den um hundert Jahre spätern Erzbischof Aelfric ausnimmt), der ein reines Angelsächsisch schrieb. Wie er dasselbe dem Latein gegenüber absichtlich ehrlich gemacht, ihm gleichsam den Ritterschlag gegeben hatte, so hatte er unabsichtlich mit eben diesem Ritterschlage dasselbe in gewisser Weise für vogelfrei erklärt und für das Verderben gekennzeichnet. War auch schon vor Alfred die angelsächsische Sprache von vereinzelten Leuten zu schriftlichen Darstellungen benutzt worden, so machte doch namentlich nach des grossen Königs Vorgange sich eine Anzahl Anderer daran, in derselben Sprache zu schreiben, und zwar fast lauter Leute, die weder von der allgemeinen Bildung und Geschmacksreinheit des königlichen Schriftstellers einen Anflug hatten, noch eine der seinigen gleiche Kenntniss der theils sehr verwickelten Grammatik ihres Mutterdialekts besassen. Grösstentheils waren es Mönche, die ihre Predigten oder die dürftigen Jahrbücher ihrer Klöster in angelsächsischer Sprache abfassten, Uebersetzungen einzelner Theile der heiligen Schrift und der wenigen bekannten classischen Schriftsteller anfertigten, oder die endlich angelsächsische Abhandlungen über Astronomie, Medicin, Geographie und ähnliche Dinge schrieben. Nebenbei kam das Angelsächsische bei allen bürgerlichen Angelegenheiten, gerichtlichen Verhandlungen, Gesetzentwürfen, Contracten u. dgl. nach und nach in allgemeinen Gebrauch und fiel so namentlich Leuten in die Hände, welche aus Unkenntniss sowohl als aus Nachlässigkeit seine Formen und Regeln über's Knie brachen. Natürlich war die so zu erklärende Verwilderung nicht das Werk einiger Jahre, nicht einmal eines Menschenalters, und wir

finden darum bei Aelfric noch fast die gute Alfred'sche Grammatik, sondern sie zog sich durch ein paar Jahrhunderte hin bis etwa 250 Jahre über die normannische Eroberung hinaus, wo dann endlich aus den angelsächsischen Trümmern das moderne Englisch langsam sich aufzubauen anfing.

Um das gradweise Versinken in den Barbarismus auf mehr anschauliche Weise sich vorzuführen, thut man am besten, den Verfall auf verschiedenen Stationen seines Fortschritts zu betrachten und darum Sprachproben aus hintereinander liegenden Zeiten zu näherer Beleuchtung heranzugreifen. Zu den ersten eignen sich wohl am besten ein kleines Bruchstück der sogenannten sächsischen Chronik und ein andres aus der metrischen Chronik Layamon's, der „Brut“ genannt. Die sächsische Chronik besteht aus vielen verschiedenen, fast nur registerartigen geschichtlichen Berichtsreihen, deren späteste bis zum Jahre 1154 hinabreicht. Sie soll schon unter Alfred und unter der besondern Leitung des Primaten Phlegmund ihren Anfang genommen haben und ist jedenfalls ausschliesslich das Werk von Klostergeistlichen. Unsre Probe beschreibt die schreckliche Behandlung der englischen Bauern durch die Adligen unter der sturmvollen Regierung König Stephan's und wird aus der Zeit kurz vor oder um die Mitte des zwölften Jahrhunderts herrühren. Die metrische Chronik, aus welcher unser Bruchstück die Schilderung der Schlacht König Arthur's bei Bath gegen die Sachsen gibt, mag um fünfzig Jahre jünger sein als die vorige. Die Sprache ist in beiden im Wesentlichen dieselbe, wenn man die nothwendigen Verschiedenheiten prosaischer und poetischer Darstellung nämlich abrechnet.

Der Sprache der Chronik ist hier jedesmal in einer zweiten Zeile die Alfred'sche Form untergelegt, damit aus unmittelbarer Vergleichung der Unterschied ohne Weiteres in die Augen springen möge; die dritte Zeile ist die Uebersetzung in modernes Englisch.

Probe aus der sächsischen Chronik.

Hi swencten the wrecce men of the land mid
Hi swencton tha wreccan mannas (men) landes (of landum) mid
They oppressed the wretched men of the land with

castel-weorces. Tha the castles waren maked, tha fylden hi mid
castel-weorcum. Tha tha castel waeron makod, tha fyldon hi mid
castle-works. When the castles were made, them filled they with

yvele men. Tha namen hi tha men, the hi wenden
yvelum mannum. Tha namon hi tha mannas tha hi wendon
evil men. Then took they the (those) men whom they thought (weened)

thaet ani god hefden, bathe be nihtes and be
thaet aenig god haefdon, batwa bei nihte (nihtes) and bei
that (they) any goods had, both by night and by

daeies. Me henged up be the fet, and
daege (daeges). Mannas (Men) hengon up bei fotum, and
day. (Some) Men hanged (they) up by the feet, and

smoked heom mid ful smoke: me dide cnotted strenges
smokon heom mid fulum smeocum: mannas (men) dydon cnottede strengas
smoked them with foul smoke: (some) men did (they) knotted strings

abutan here haeved, and writhen to-thaet it gaede to the haernes.
abutan heora heafod, and writhon to-thaet it eode to haerne.
about their head, and twisted till it went to the brain.

Bruchstücke aus der metrischen Chronik.

Ther weoren Saexisce men: folken alre aermest:
Thaer waeron Saexisce mannas (men): folca ealra aermeste:
There were Saxon men: of folks of all (the very) poorest:

And tha Alemainisce men: geomerest alre leoden:
And tha Alemainisce mannas (men): geomereste ealra leoda:
And the Alemanish men: saddest of all nations:

Arthur mid his sweorde: faeie-scipe wurhte:
Arthur mid his sweorde: faege scipe wurhte:
Arthur with his sword: death-work wrought:

Al that he smat to: hit wes sone fordon:
Al tham he smat to: hit waes sona forgedon:
All that he smote to: it was soon done-for:

Al w(a)es the king abolgen: swa bith the wilde bar:
Al waes se cyng abolgen: swa byth se wilde bar:
All was the king enraged: as is the wild bear:

* * *

Tha isaeh Arthur: athelest kingen:
Tha sawe (seah) Arthur: aethelest cynga:
When saw Arthur: noblest of kings:

Whar Colgrim at-stod: and aec stal wrohte:
Hwar Colgrim at-stod: and aec stal wurhte:
Where Colgrim at stood: and eke (also) place worked:

Tha clupede the king: kenliche lude:
Tha clypode se cyng: kenliche lude:
Then called the king: keenly loud:

* * *

Nu him is al swa there gat: ther he thene hul wat:
Nu him is al swa thaere gate: thaer heo thone hul wat:
Now to him is all as to the goat: where she the hill keeps:

Thenne cumeth the wulf wilde: touward hire winden:
Tha cymth se wulf wilde: toward hire windan:
Then comes the wolf wild: toward her tracks:

Theh the wulf beon ane: buten aelc imane:
Theah se wulf beo ane: butan aele imane:
Though the wolf be one: without all (any) company (many):

And ther weoren in ane loken: fif hundred gaten:
And thaer wearon in ane locan: fif hundred gata:
And there were in one fold: five hundred goats:

The wulf heom to iweteth: and alle heom abiteth:
Se wulf heom to gewiteth: and al hi (heg) abiteth:
The wolf them to comes: and all them biteth:

* * *

Ich am wulf, and he is gat: the gume scal beon faie:
Ic eom wulf, and he is gat: se guma scal beon faege:
I am wolf, and he is goat: the man shall be fey (dead).

Der erste Blick zeigt hier die grossen Abweichungen des Halbsächsischen von der alten Sprache.

Bei den Substantiven finden wir fast keine der alten Endungen mehr und dafür entweder leere Stellen, wie bei men, me, land, fet, gat, oder nur noch aus den alten abgeschwächte Wortausgänge, wie bei weorces, smoke, strenges, folken, leoden, kingen, winden, gaten, gume.

Bei den Adjectiven sind die Endungen entweder ebenso verschwunden, wie die Beispiele ful, cnotted, aermest, geomerest zeigen, oder ebenso nur noch in Ueberbleibseln vorhanden, wie bei wrecce, yvele.

Dasselbe gilt von allen Endungen überhaupt, gleichviel ob sie bloss dem starren Worte angehört oder zur Beugung gedient hatten, wie es die Wörter ani, bathe, haeved, alre, sone, buten darthun.

Der Artikel tritt einmal schon häufiger als Ersatz der fehlenden Beugung auf, wie bei of the land, be the fet, to the hearnes, und hat daneben auch die früheren Formen tha, se schon durch die moderne the, die andern durch abgeschwächte ersetzt, wie thaere durch there, thone durch thene.

Ein Gleiches ist bei dem demonstrativen, persönlichen und possessiven Pronomen der Fall.

Was die Verba betrifft, so haben wir hier nicht nur nicht länger die charakteristische Endung des Infinitivs -an, oder die der Pluralpersonen, namentlich des Imperfects, -on, und dafür statt beider -en (swencten, waren, namen, wenden, hefden, writhen, weoren), ja an der Stelle des -on bloss -ed (henged, smoked) und selbst -e (dide), sondern auch vocalische Veränderung andrer Stamm- und Conjugationssilben (maked statt makod, hefden st. haefden, henged st. hongon, smoked st. smukon, gaede st. eode (Vertauschung), waren (weoren) st. waeron, fordon st. forgedon, clupede st. clypode, cumeth st. cymth, am st. eom.

Bei genauerer Vergleichung der halbsächsischen mit den untergelegten Sprachformen stellt sich heraus

a) für die Substantiva:

dass 1. die den verschiedenen Geschlechtern derselben eigenthümlichen Endungen fast aufgegeben sind, indem z. B. Neutra wie castel den Masculinis gleich gebeugt werden.

dass 2. bei allen die ursprüngliche Abwandlung durch die Casus des Plurals verlassen und eine theils ganz neue, theils die alte abschwächende an ihre Stelle getreten ist; statt der vielförmigen frühern der drei Geschlechter ist die der Masculina auf -as, -a, -um, -as allein noch gültig und dabei zu -es, -en, -es, -es geworden, in welcher Gestalt sie denn auch noch heute, den Genitiv abgerechnet, vorhanden.

dass 3. schon bei einigen alle und jede Casusendung abgestreift und durch Bestimmungswörter ersetzt ist (siehe die Beispiele of the land, be the fet, to the hearnes, welches letztere freilich die mit to unverträgliche Genitivendung trägt).

dass 4. eine allgemeine Abschwächung von Endsilben, auch wenn sie von der Flexion unabhängig, stattgefunden hat. (Siehe haeved statt heafod, game statt guma.)

b) für die Adjectiva:

dass 1. hier die Vernachlässigung der Beugungsformen noch weiter fortgeschritten als bei dem Substantivo und zum Theil von solchen fast keine Spur mehr vorhanden ist. (Siehe wrecce statt wreccan, yvele st. yvelum, ful st. fulum, cnotted st. cnottede, aermest st. aermeste, geomerest st. geomereste.)

dass 2. sowohl die alte strenge Congruenz der Adjectiva mit den Substantivis kaum weiter sichtbar ist (wrecce men, yvele men, ful smoke, cnotted strenges, folken alre aermest, geomerest alre leoden, aelc imane), als auch der frühere Unterschied zwischen bestimmter und unbestimmter Declination gänzlich aufgehört hat.

c) für den Artikel, das Pronomen demonstrativum und das Pronomen personale:

dass nicht allein im Gebrauche der Casusformen derselben eine grosse Unsicherheit eingetreten ist, sondern dass sie auch auf dem besten Wege sind, dieselben zu verlieren oder mit den neuenglischen durch Präpositionen unterstützten zu vertauschen.

d) für das Verbum:

dass hier eine entschiedene Richtung eingetreten ist, die sogenannte regelmässige oder schwache Conjugation an die Stelle der unregelmässigen oder harten zu setzen und zu diesem Ende nicht allein die ehemaligen Endungen der Tempora aufzugeben, sondern sogar die Stämme selbst zu verändern und zu vertauschen.

Rücksichtlich der Syntax ist zu bemerken, dass die Rection der Präpositionen ganz haltlos geworden ist, und sich neben richtiger Anwendung derselben oft eine ganz verkehrte findet; es geht dieses aus den Beispielen of the land, mid yvele men, be nihtes and be daeies, to the fet, mid ful smoke, to the hearnes zur Genüge hervor.

Thun wir noch einen zweiten und den letzten Schritt von beiläufig hundert Jahren weiter hinunter auf der Bahn des Verfalls, welcher Schritt uns denn auch so ziemlich an dessen tiefste Stufe führt, so treffen wir auf eine Sprache, die von der angelsächsischen so sehr abweicht, dass eine interlineare Zusammenstellung mit ihr schon fast in keinem Worte mehr zusammenfallen würde; die dagegen schon der heutigen englischen so sehr sich nähert, dass sie beinahe ohne Hülfsmittel verständlich wird. Wir wählen zur Veranschaulichung derselben ein Bruchstück einer Fabel, vermuthlich von John Guildford herrührend und um das Ende des 13. Jahrhunderts geschrieben. Sie heisst die Fabel von der Eule und Nachtigall. (Die Silben mit Punkten darüber sind auszusprechen.)

Hulë, thu axest me (ho seide),
Owl, thou askest me (she said),
Gif ich kon ani other dede,
If I ken (know) any other deed (work),
Butë singen in summer tide,
But sing in summer tide (time),
And bringë blissë for and wide.
And bring bliss far and wide.
Wi aestu of craftës mine?
Why askest thou of crafts (arts) mine?
Betere is min on than allë thine.
Better is mine one than all thine.
And lyst, ich tellë the ware-vore.
And listen, I tell thee wherefore.
Westu to-than man was i-bore?
Wettest thou (Knowest thou) to what man was born?
To tharë blissë of hovene-riche,
To the bliss of heaven-kingdom,
Thar ever is song and murhthe i-liche.
Wher ever is song and mirth alike (equal).

* * *

Vor-thi men singth in holi chirche,
Therefore men sing in holy church,
And clarkës ginneth songës wirche;
And clerks begin songs (to) work,

That man i- thenchë bi the songe,
That man (may) think by the song,
Wider he shall, and thar bon longe;
Whither he shall, and there be long;
That he the murhthe ne vorgete,
That he the mirth not forget,
Ac thar-of thenchë and bigete.
But thereof (may) think and seek.

* * *

Hi riseth up to midel nichte,
They rise up at middle night
And singeth of the hovene lihte;
And sing of the heaven light (lit up);
And prostës upë londë singeth,
And priests upon (the) land (in the country) sing,
Wane the liht of daië springeth;
When the light af day springs (up);
And ich hom helpë wat I mai:
And I them help what I may:
Ich singë mid hom niht and dai!
I sing with them night and day!

Hier tritt unmittelbar die vollständige Bedeutungslosigkeit aller noch übrigen Flexionssilben oder der Reste solcher hervor, indem die Aussprache sie kaum mehr als vorhanden betrachtet, und die Orthographie sich nur noch ab und zu einmal um sie kümmert. Wir finden hier bringë neben singen und singë, murhthë neben murhthe, blissë neben blisse, tellë, i-thenchë, thenchë, helpë neben bigete, vorgete; in den Versenden werden sogar die Endungen durchweg als gar nicht mehr bestehend übersehen.

Die gänzliche Zerfahrenheit ist aber schon so weit gediehen, dass sie Endsilben da anhängt, wo das Angelsächsische keine kannte, wie bei allë, betere, tharë der Fall.

Bei den Verbis, die im Ganzen am wenigsten litten, findet sich hier dagegen noch die frühere Pluralendung des Präsens in -eth, die in dem mundartlichen nordenglischen -es an derselben Stelle heute noch fortlebt. Auch bei den Pronominibus zeigt sich in unserm Beispiele noch eine gewisse Zähigkeit, die alte

Gestalt beizubehalten. Die Formen ho statt heo, ich st. ic, tu st. thu, mine st. min, thine st. thin, than st. tham, thare st. thaere, hom st. heom sind noch wenig abgewichen, und bei he, hi, the ist selbst noch die Urform da. Das Schwanken zwischen I und ich ist freilich der sichere Vorbote des baldigen Wechsels auch hier.

Als ein paar Neuerungen, die zufällig in der Fabel nicht vertreten sind, aber schon vor ihr existirt hatten, sind der gegen Mitte des 13. Jahrhunderts adoptirte unbestimmte Artikel a und die um dieselbe Zeit vor Infinitiven eingeschobene Präposition to zu erwähnen.

Der Verfall des Angelsächsischen, mit Abschluss des 13. Jahrhunderts in Hinsicht der Wortformungen fast zur vollen Reife gediehen, indem er nur noch die ganz zweck- und inhaltslos gewordenen Endungen abzustossen brauchte, ging besonders in Einer Richtung, in der Orthographie nämlich, noch durch zwei Jahrhunderte und mehr fort und führte zu einer unsäglichen Regellosigkeit und Willkür, die bis heute in der doppelten und mehrfachen Schreibweise vieler Wörter sichtbar geblieben, wie denn überhaupt, auch selbst bei dem ganzen Aufbau des Neuenglischen, der Geist angelernter Verkommenheit und Gleichgültigkeit gegen das Passliche sich niemals verleugnet; aber von der angedeuteten Zeit an datirt man doch im Wesentlichen mit Recht die Epoche der Reorganisation der Sprache, und zwar namentlich durch den Hinzutritt des Französischen, welches zunächst ihr Vocabularium bereicherte und weiterhin auch ihr ganzes System gestalten half.

Neubau des Englischen (1300 bis heute).

Es gibt wirklich keinen schlagenderen Beweis für die tiefe Abneigung, welche die von den Normannen unterjochten Angelsachsen gegen ihre Unterdrücker erfüllte, als die 200 bis 250 Jahre, welche erst verstreichen mussten, ehe das gewaltsam eingeführte und legalisirte Idiom der Sieger sich eine gewisse Anerkennung verschaffen und für die von ihm zugebrachten Ideen seinen zugebrachten Ausdruck in die Volkssprache einbürgern konnte. Dass schon in der sächsischen Chronik sich

einige wenige französische Wörter finden, dass auch bei einigen Reimchroniken dasselbe der Fall, kann noch nicht zu dem Schlusse führen, selbst diese wenigen Wörter hätten schon so früh sich einen Platz in der Rede des Alltagslebens erworben; dass aber Layamon in seinem 32,000zeiligen „Brut“ nur etwa einem halben Hundert derselben eine Stelle gönnte, die noch dazu meist französirte Lateiner waren, führt grade zu der andern, entgegengesetzten Folgerung, dass er sein Sachsenkind mit Normannenflitter zu behängen verachtete, oder wenigstens denselben für keine Empfehlung bei seinen Landsleuten halten konnte.

Doch was Schwert und Gesetz auch in zweihundert Jahren nicht hatten bewerkstelligen können, brachten endlich schnell Friede und Wunsch zuwege, und nach einmal gebrochener Bahn strömten dann schliesslich die französischen Wörter schaarenweise in die schimpflich gestutzte Sachsensprache hinein und brachten manchen guten alten Bürger derselben unverschämter Weise um Platz und Dasein.

Der Zuwachs wäre ein eben so grosser Verlust gewesen, hätte für jedes französische Wort ein angelsächsisches weichen müssen; so war es aber glücklicherweise doch bloss in verhältnissmässig wenigen Fällen, und die alten Wörter blieben grossentheils neben den neuen in Ehren und Gebrauch, welcher Umstand denn beim modernen Englischen den grossen Wortreichthum und die Fähigkeit begründete, eine Unzahl von Gedanken in doppelter (und sogar mehrfacher) Art darstellen zu können, in einer sächsich-englischen und französisch-englischen. Doch sind freilich die Gedankenkreise, bei denen die Wörter der einen oder andern Abstammung von Anfang an vorwalteten, noch immer mehr oder minder deutlich unterscheidbar, und während in der Sprache des Gesetzes, der Feudaleinrichtungen und Bestimmungen, des Kriegs, des Ritterwesens, der Heraldik, des feinen, höfischen Umgangs französische Wörter vorwiegen, haben in der Sprache des täglichen Verkehrs, in den Gebieten der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung, des vertrauten und feindseligen Umgangs, der Blutsverwandtschaft, der Liebe und des Gefühls überhaupt die angelsächsischen den Vorrang und Vorzug.

War somit das Hinzutreten des Französischen bei der Neubildung des Englischen für alle Zukunft ein entschiedener Gewinn, so war dasselbe doch zunächst ohne Frage eine der Hauptursachen der gewaltigen Zerfahrenheit der Orthographie, welche die Sprache im 14., 15. und selbst noch im 16. Jahrhundert charakterisirt. Die im Mittelalter auch beim Französischen noch schwankende Schreibweise, die fast gänzliche Unähnlichkeit derselben mit der angelsächsischen, die mangelhafte englische Aussprache französischer Laute, welche sich durch Andiestellesetzung eigener Laute zu helfen suchte, die Rückwirkung dieser Contraste und Wechsel auf die altsächsische Orthographie rief eine Unsicherheit und Vielgestaltigkeit der Wortbildungen hervor, die nur sehr langsam zu einer gewissen Festigkeit gediehen, bis heute aber noch nicht ganz geheilt und geordnet werden konnte; ebenso muss man die im Englischen andauernde Incongruenz von Schreibart und Aussprache und die dasselbe fast bis heute begleitende und weiterhin noch näher zu zeichnende Urtheilslosigkeit bei der Aufnahme fremder Elemente jedenfalls auf Rechnung des rathlosen französisch-englischen Sprachwirrwarrs schreiben, in dem alles Sprachgefühl und aller feine Formensinn verdumpft und abgestumpft worden waren.

Vom Anfange des 14. Jahrhunderts an also begann das Französische, mit einer grössern Anzahl von Wörtern in die englische Sprache überzugehen, und zwar mag dieser Umstand namentlich den um diese Zeit häufiger werdenden englischen Uebersetzungen französischer metrischer Romanzen zu danken sein, bei denen die noch ungeschickte und arme englische Sprache genöthigt war, alle die fremden Wörter beizubehalten, für welche sie nichts Entsprechendes aus ihrem eigenen Vocabularium finden konnte. Auf diesem Wege fanden ohne Zweifel auch die schon bei Chaucer und Gower häufiger auftretende Participialconstruction und die französische Form des Particips der Gegenwart ihren Weg in die englische Darstellung. Diese mit französischen Ausdrücken gewürzte Sprache war natürlich anfangs für die gewöhnlichen Leute halb unverständlich (freilich auch nur für die feinen Leserkreise berechnet), wurde indessen jedenfalls bald ein Gemeingut auch für den mündlichen Verkehr

und konnte so nach fünfzig Jahren bei Chaucer schon in ursprünglicher Composition auftreten.

Rücksichtlich der bei diesem Schriftsteller und seinen zeitgenössischen Mitautoren gangbaren französischen Wörter ist zu bemerken, dass man an ihrer Gestaltung deutlich den frühern oder spätern Eintritt in's Englische erkennen kann, indem die am spätesten zugekommenen entweder noch ganz oder nahezu ihren französischen Zuschnitt beibehalten, die schon eher eingetretenen schon mehr in ihrer Schreibweise sich der englischen Aussprache angepasst haben. Als Beispiele für die erstere Classe führen wir die bei Chaucer vorkommenden Wörter auctorité, aventure, defaute, hostelrie, delit, accordant, degré, bataille, loy, plesant, chapelleyn, maistrie, langage, mariage, contré, repentaunt, frere, faculté, vitaille, maister, marchaunt, cofre, felicité, parfyt, dormant, reyne, soupere, compagnie, auditour, suffisance, adversité, chalour, pryvé, taille und alle die auf -ion (-ioun geschrieben, welche Endung noch zweisilbig ist) an, als solche für die letztere, die ältere Classe die Wörter sesoun, pilgrimage, corage, resoun, curtesie, siege, vilonye, viage, chivachie, floures, purtray, poynt, devyne, morsel, curtsie, cuppe, counterfete, manere, aqueyntance, renoun, partrich, carpenter etc. Wie zu erwarten, äfft uns aber auch Chaucer jeden Augenblick durch Vorführung desselben Wortes unter der Gestalt einmal eines brühwarmen Franzosen und wieder eines alterschimmeligen normannisch-englischen Philisters.

Nach Chaucer und Gower, bei welchem Letztern sich z. B. auch Wörter wie debonnaire, histoire, memoire finden, verschwindet diese ursprüngliche Schreibweise französischer Wörter mehr und mehr und tritt, freilich in sehr vielgestaltiger Art, eine der Natur englischer Aussprache immer enger angeschmiegte ein, und mit Spenser und Shakspeare schon haben sich die heimathstreu geschriebenen französischen Wörter fast auf die noch jetzt vorhandene Zahl derselben verringert, wenn man nämlich diejenigen nicht in Rechnung bringt, die grade am Ende des 16. Jahrhunderts und in der allerneuesten Zeit noch herüberkamen.

Bei Durchlaufung des ganzen französischen Wortvorraths der englischen Sprache gewährt es besonderes Interesse, aus

der Corruption den Weg des Ueberganges zu erkennen, ob nämlich durch die Schrift oder durch den mündlichen Verkehr, durch welchen letztern ohne Zweifel die meisten Wörter eingeschmuggelt wurden. Bei diesen ist sehr oft alle oder fast alle Aehnlichkeit der Gestalt mit den entsprechenden der französischen Sprache verschwunden und sie sind theilweise zu wahren Zerrbildern derselben geworden, während bei jenen, den durch Bücher adoptirten, immer noch einige Uebereinstimmung mit ihren Altvordern übrig geblieben ist, die freilich selbst von ihren neufranzösischen Sprossen dem Costüme nach oft sehr abwichen.

Wir wollen zunächst einige von den bloss durch Mund und Ohr verpflanzten Wörtern zusammenstellen, und weiterhin eine Reihe derer, bei welchen verkehrte Aussprache des Gelesenen und abermals verkehrte Schreibweise zur corrupten Neugestaltung zusammenwirkten.

Durch mündliche Fortpflanzung wurde:

acquaintance	aus	accointance
artichoke	-	artichaut
assets	-	assez
ay	-	oui
bauble	-	babiole
beefeater	-	buffetier
bumper	-	(au) bon père (alter Trinkspruch auf den Papst)
carrion	-	charogne
catercousin	-	quatre-cousin
cellar(Salzfass)	-	salière
shammy (Leder)	-	chamois
channel	-	chenal
chimney	-	cheminée
clown	-	colon
cockney	-	cocagne
cordwain	-	cordouan
crayfish } crawfish }	-	écrevisse
crazy	-	écrasé
crown	-	couronne
cuish	-	cuisse

culverin	-	couleuvrine
dandelion	aus	dent de lion
(to) daunt	-	dompter
denizen	-	donaison
dozen	-	douzaine
eager	-	aigre
(to) embezzle	-	imbécile
fashion	-	façon
foil	-	feuille
friar	-	frère
gilliflower	-	giroflée
grogram	-	grosgrain
gypsy (gip-)	-	égyptien
hogo	-	haut goût
janty	-	gentil
haberdasher	-	haber (avoir) d'acheter
jelly	-	gelée
jeopardy	-	j'ai perdu od. jeu perdu } jeu parti } Spielredensarten.
Jerusalem (artichoke)	-	girasole

jurymast	aus	jour (mât pour (d') un jour)
kichshaw (s)	-	quelque chose
law	-	loi
leaven	-	levain
a(limner)	-	enlumineur
litter	-	litière
match	-	mèche
mayor	-	maire
minion	-	mignon
money	-	monnaie
murder	-	meurtre
musket	-	mousquete
nave	-	nef
nurse	-	nourrice
onion	-	oignon
oyer	-	ouir
palfrey	-	palefroi
parchment	-	parchemin
to parry	-	parer
pamphlet?	-	par un filet (genäht)
patten	-	patin
peasant	-	paysan
periwig	-	perruque
pheasant	-	faisan
pier	-	pierre
platoon	-	peloton
plush	-	peluche
poniard	aus	poignard
poor	-	pauvre
poverty	-	pauvreté
pretty = ziemlich	-	près de
pulley	-	poulée
pun?	-	'pointe
quaint	-	coint
real	-	réel
rein	-	rêne
renown	-	rénom
rummage	-	remuage
samphire sampire sampier	-	Saint Pierre
(a) sampler	-	exemplaire
saunter	-	Sainte-Terre (die oft ein Vorwand z. Vagabondiren.)
scissors	-	ciseaux
(to) search	-	chercher
sir	-	sieur
surrender	-	se rendre
tinsel	-	étincelle
(a) ticket	-	étiquette
van	-	avant
very	-	vrai
vessel	-	vaisselle
volley	-	volée
vowel	-	voyelle

Durch falsche Aussprache der bloss gelesenen (und nachher einer solchen Aussprache gemäss reproducirten) Wörter wurde:

boon	aus	bon (bonne)
causey	-	chaussée
cinder	-	cendres
corduroy	-	corde du roi (roy)
cork	-	écorce
cue	-	queue
curfew	-	couvre-feu
daffodil	-	d'asphodèle
fierce	-	féroce
esquire	-	(es-) écuyer
flower flour	aus	fleur
glory	-	gloire
gutter	-	gouttière
history	-	histoire (wie glory)
hautboy	-	hautbois
potch-potch	-	hoche-pot
entire (in-)	-	entière
ivory	-	ivoire (wie glory).

jaw	aus joue
jole	- gueule
kennel	- chenil
mail	- maille
mainprize	- main u. pris
manacles	- manicles
manger	- mangeoire
manner	- manière
manor	- manoir
manure (in alt. Bedeut.)	- manoeuvre
marvel	- merveille
master	- maistre (altfranzösisch)
matter	- matière
maugre	- malgré
mean	- moyen
medal	- médaille
megrim	- migraine
minnow	- menue
mischief	- (mes-) méchef
moiety	- moitié
neat	- nette (net)
nephew	- neveu
necessary	- nécessaire (wie glory)
noun	- nom
obsequies	- obsèques
oil	- huile
(to) ooze	- eaux
orison	- oraison
ostrich	- au(s)truche
oyster	- hui(s)tre
parish	- paroisse
partridge	- perdrix
paunch	- panse
peach	- pêche
(to) pierce	- percer
plagiary	- plagiaire (wie glory)
plaster	- plastre (plâtre)
plover	- pluvier
postern	- posterne (poterne)
poult, pullet	aus poulet
prow	- proue
prowess	- prouesse
puny	- pui(s)né
choir, quire	- choeur
reconnoitre	- reconnoître (-naître)
respite	- respit (répit)
restive	- restif (rétif)
retail	- retaille
retreat	- retraite
vowel	- voyelle
ruby	- rubis
scale	- escaille (écaille)
scot	- escot (écot)
(to) scour	- escurer (écurer)
(to) scout	- escouter (écouter)
scrivener	- escrivain (écrivain)
scrutoire, scrutore, scritory	- escritoire (écritoire)
scum	- escume (écume)
scutcheon, esc-	- escusson (écusson)
seasson	- saison
sewer	- issuer
shrine	- escrin (écrin)
sirloin	- surlonge
slander (sonst scl.)	- esclandre (veraltet)
spice (= Etwas)	- espèce
spice (= Gewürz)	- espice (épice)
spine	- espine (épine)
spouse	- espouse (épouse)
sprite	- esprit
squirrel	- escureuil (écureuil)
stable	- estable (étable)
(to) starch	- estancher (étancher)
strange	- estrange (étrange)

stuff	aus estoffe (étoffe)	usher	aus huissier
sudden	- soudain	usury	- usury (wie glory)
(to) tally	- taille(r)	varnish	- vernis
tense	- temps	veil	- voile
tile	- tuile	venison	- venaison
tower	- tour	verjuice	- verjus
trammel	- tramail	vestry	- vestaire (wie glory)
treacle	- thériaque	(to) vow	- vouer
treason	- trahison		

Durch eine längere Corruption im Volksmunde, deren letztes Erzeugniss die Schriftsprache schliesslich aufnahm, wurde:

antler	aus antoilier	lawn	aus linon
(to) cater	- achater (acheter)	lettuce	- laitue
caudle	- chaudeau	leveret	- lievret
(to) cess	- saisir	(to) maintain	- maintenir
(to) cheat	- escheat	(to) manage	- menager
(to) coil } (to) cull }	- cueillir	(lo) ordain	- ordonner
		parsley	- persil
(to) covet	- convoiter	(to) patrol	- patrouiller
(to) curry	- corroyer	penthouse	- appentis
dean	- doyen	pomander	- pomme d'ambre
dormouse	- dormeuse (langschlafende Maus)	(to) recoil	- reculer
		(to) relieve	- relever
(to) hoist	- hausser	(to) sally	- saillir
(to) impair	- empirer	sash	- chassis
(to) impeach	- empêcher	(to) soar	- essorer
juggler	- jongleur	(to) soil	- souiller
kerchief	- couvre-chef (bei Chaucer schon coverchief)	(to) sue	- suivre
		urchin	- hérisson
		umpire	- un père?
laundry	- lavandière		

Diese Verzerrungen werden nicht zu unwahrscheinlich aussehen, wenn man ihnen andre an die Seite stellt, welche englische Aussprache aus schon in guter Gestalt vorhandenen Wörtern zuwege brachte, und welche dann wieder in die Schrift übergingen. So wurde:

chattle } cattle }	aus capital	livery and seizin	aus delivery and possession
patchment	- achievement	maudlin	- Magdalen
hostler } astler }	- hospitaler	mob	- mobile
		ospray	- ossifrage
hussy	- h(o)us(e)wife	palsy	- paralysy

proxy	aus	procuracy
fancy	-	phantasy
parlous	-	perilous
pattern	-	patron
penance	-	penitence
phiz	-	physiognomy
porpoise	-	porc-poisson
posy	-	poesy
prim	-	primitive
proctor	-	procurator
sample	-	example
sexton	-	sacristan
sheriff	-	shire reeve
sparrowgrass	-	asparagus
spruce	-	Prussia
tadpole	aus	toadpoult oder toadpullet
tawdry	-	St. Awdry, u. diese aus St. Ethelred
trump	-	triumph
watergrass	-	watercresse
whisky	-	usquebaugh

und bei Fremdwörtern nicht franz. Ursprungs:

alligator	aus	el lagarto (Eidechse)
lutestring	-	lustrino
parmacity	-	spermaceti
somersault	-	soprasalto
summons	-	summoneas

Eine ganze Menge französischer Wörter sind in einer mehrfachen Gestalt, die sich nur durch die verschiedenartige und verschiedenzeitige Aufnahme erklären lässt, in der englischen Sprache theils gewesen, theils verblieben; als Beispiele solcher mögen die folgenden wenigen dienen:

to arrange to arraign to array
to arrest to arret
to astone to astony to astonish to astound to astun to stun
auln aune ame aume aum awme awn
to aumail to aumayl to amel to enamel
aumone alms
aumonier aumener almoner
aumry aumbry ambry awmbry almonry
average averidge
to avow to avouch
to baigne to bain to bain
to bail to bayl
balustrade balustre baluster bannister
to bann to ban to bane to bannish
barwig periwig peruke
basenet bassinet bacinet
bastiment battlement
bastoon batoon
bateau batteau boat
baufrey belfrey belfry
baume baum balm
beaufet buffet
bestail beastail

Diejenigen französischen Wörter, welche sich heute noch mit unveränderter Orthographie und theils auch mit annähernd französischer Aussprache in der englischen Sprache finden, sind entweder so gestaltet, dass sie sich der englischen Aussprache zwanglos anbequemen, oder spät hinzugekommen, als die englische Orthographie sich schon fest gestaltet hatte; auch geht aus ihrer Bedeutung meist hervor, dass sie durch den feinen und wissenschaftlichen Verkehr übergegangen sind.

Nächst der Bereicherung des englischen Vocabulariums durch das Französische ist der Einfluss desselben auf die Wortformung durchweg zu erwähnen, indem bald die an den eingebürgerten französischen Wörtern auftretenden englisirten Vor- und Nachsilben auch auf nichtfranzösische Wörter übergingen und dort Neubildungen hervorbrachten. Bei den Substantiven z. B. entstanden aus den überkommenen Vorsilben dis-, en-, in-, mé-, und den Nachsilben -ance, -ence, -ment, verbunden mit angelsächsischen Stämmen, Wörter wie disbelief, disbeliever, diskindness, dislike, enlightener, inholder, forbearance, furtherance, hinderance, misshapement, bewilderment etc. Bei den Adjectiven und Verben war dasselbe der Fall, und wenn auch die Verbindungen angelsächsischer Stämme mit französischen Vorsilben und Endungen grade nicht so häufig waren wie die französischer Stämme mit angelsächsischen Zuwachssilben und vor allem französischer Stämme mit französischen Vor- und Nachsilben selbst, so erwuchs doch aus jenen schon immerhin ein ansehnlicher Formenreichthum, namentlich da Doppelverbindungen wie in den obigen Substantiven diskindness, misshapement, bewilderment besonders hier stattfanden. Die Art und Weise freilich, in welcher das sich ganz Fremdartige in vielen Fällen vereinigt wurde, wie man dabei mit den französischen Einwanderern umsprang und endlich das Neuerworbene mit dem Alten verwendete, ist ein weiterer Beweis von der fortwährend bekundeten Geschmacklosigkeit des Volkes und von seiner Gleichgültigkeit gegen sprachliche Schicklichkeit und Gesetzlichkeit. Neben Monsterbildungen, wie sie die Adjective bailable, battable, battailous, beatifical, beauteous, benignant, beggable, behovable, pedestrious etc. zeigen, findet man Verba wie to disgospel, to enflesh, to enmesh, to balmify, to beautify, to

frenchify, to denizy etc., und nicht allein mehr und mehr Substantiva ohne weitere Modification als Verba anwendet, wie to abode, to acquittance, to alphabet, to apple, to appertenance, to attorney, to auction, to author, to awe, to beauty, to belly, to eye, to father, to foot, to mother, to mouth, to roar, to sepulchre, sondern selbst Adjectiva und Participien, wie to able, to accoy, to accrue, to bald, ja sogar Adverbien, wie to abroad, to forward, und Interjectionen, wie to halloo, to all-hail. Zu diesen Einflüssen gehören auch die dem Französischen nachgebildeten Zusammensetzungen einiger Substantiva (lady of honour, spirit of wine), die theilweise adoptirte französische Comparation der Adjectiva und die schon früher berührte, durch das 15. und 16. Jahrhundert beibehaltene und noch jetzt in einigen Adjectiven vorhandene Form des activen Particips auf -ant oder -and.

Von tieferer Bedeutung aber als alles Vorhererwähnte waren die noch anzuführenden Eingriffe des Französischen in die englische Construction, weil sie die Sprache ihrer Urgestalt hauptsächlich entfremdeten und ihr statt der frühern grammatischen Gelenkigkeit mit der grössern Präcision auch einen grossen Theil der Starrheit des Normannendialects gaben. Bei diesen Veränderungen ist nun freilich an keinen so schnellen Fortgang zu denken als bei den schon erwähnten, und wir sehen noch bis zum 15. Jahrhundert hinab manche echt-angelsächsische Construction in Ehren, die erst im 16. Jahrhundert völlig verschwand, zu welcher letzteren Zeit Weniges mehr an dem heutigen Zuschnitte des Englischen fehlte.

Hier gedenken wir nur, ohne auf Entwickelung einzugehen, der schliesslichen Hauptresultate.

Beim Satzbaue änderte das Französische die Stellung des Prädikats und Objects zu einander, wenn letzteres ein Substantiv, ferner die des näheren und entfernteren Objects, die des von einem Infinitiv regierten Substantivs, zum Theil die der Adverbien und die der Copula in Nebensätzen.

Es drängte weiter dem Englischen seine Participialconstruction auf zur Vertretung von Vordersätzen, Relativsätzen und Nebensätzen mit en, und bestimmte die Stelle solcher Nebensätze im Hauptsatze. Diese so begründete Verwendung des activen Participe griff dann im Englischen sehr weit um sich und

trat an die Stelle der französischen Infinitive nach Präpositionen, wie without (sans), for (pour), before (avant), after (après), nach gewissen andern Infinitiven, zu denen to hinder, to prevent, to fail, to commence, to continue, to like (better, as much), to finish, to suffer etc. gehören, und nach manchen Conjunctionen, wie for fear of etc.

Es bestimmte noch die Stellung einiger Titular-Adjective beim Substantivo (Princess royal, adjutant general), den Casus verschiedener Eigennamen nach Gattungsnamen (town of London, Cape of good Hope), den andrer Substantiva nach Massbezeichnungen (a pound of coffee) und den der Apposition.

Es stellte endlich die heutige Rection des Infinitivs durch Substantive, Adjective und Partieipien, die der Casus des Substantivs durch Infinitive, die der Infinitive untereinander fest, wobei eine Anzahl von Redensarten und Wendungen, welche besonders auf gleichen Gebrauch der Präpositionen sich beziehen, nicht zu vergessen sind (in the street, departed for Paris, to be of opinion, by force [früher per force] etc.).

War das Französische so durch sein eigenes Hinzukommen schon ein wichtiger Factor bei der Ausbildung des Englischen, so wurde es noch um so bedeutender für dieselbe, als es die Aufnahme eines neuen, des Lateins, vermittelte.

Das Latein hatte zwar schon zur Zeit der Römerherrschaft in England einige wenige Wörter zugebracht, worunter Coln (colonia, in Ortsnamen übrig, wie Lincoln), street, Chester (castrum) gehören, und ebenso in der angelsächsischen Zeit durch die Mönchssprache einige andre, wie monk, porch, chalice, minster, cloister eingestreut, jedoch begannen seine eigentlichen Beiträge zur englischen Sprache erst nach der Eroberung, und zwar auch da erst im 13. Jahrhundert, nachdem das Französische sich ziemlich festgesetzt und sowohl den Weg zur Einführung fremder Elemente gebahnt, als auch in seinen englisirten Formen gleichsam ein Costüm geboten hatte, unter dem der neue Fremde vom ältern eingeführt werden konnte. Es ist nämlich Thatsache, dass die ersten mehr massenweise auftretenden lateinischen Einwanderer des 13. Jahrhunderts alle mit schon englisirten französischen Wörtern zusammenhängen, d. h. ihnen sinn- und gestaltverwandt sind. Die Zeiten des namhaften

Eingangs des Lateins fallen in das 13., zu Ende des 16. und Anfang des 17. und zu Ende des 18. Jahrhunderts. Im 13. Jahrhundert wurde derselbe besonders vermittelt durch die grössere Verbreitung der Mönchsliteratur, die aus religiösen Abhandlungen, Legenden, fabelhaften Chroniken und Satiren bestand, und durch die erste mehr allgemeine Pflege des barbarischen Lateins; im 16. und 17. durch die mächtig Platz greifende Philosophie; im 18. durch die Latinomanie Pope's und hauptsächlich Johnson's.

Die zuerst auftretenden lateinischen Wörter sind meist der Sprache der Kirchenväter entnommen, und zwar theils solche, die von denselben zu ihren christlichen Zwecken neu geschmiedet worden waren und im classischen Latein nicht angetroffen werden können; dabei ist zu bemerken, dass diese Wörter fast nur Substantiva und zum kleinen Theile Adjectiva sind; Verba kommen nur sehr vereinzelt vor. Ein grosser Theil dieser Wörter ist ferner wieder nicht einmal in der barbarisch-lateinischen Gestalt aufgenommen, sondern in der Weise der französischen Zuwächse durch Abkürzung, abgeschmackte Zusammensetzung und verkehrte Orthographie corrumpirt. Ohne weiter zu greifen, braucht man nur die bei Chaucer in seiner „Persones Tale" vorkommenden lateinischen oder lateinisch aussehenden Wörter anzuführen. Da findet man z. B. die augenscheinlich von ihm für rein gehaltenen Pröbchen accidia, accidones, contumax, spieces, avaricioun, baptisme, penitentia, avarice; als schon recht jämmerlich an Nasen und Ohren gestutzt, oder zusammengestoppelt und obenein neugeschmiedet, die Wörter ire, perdurable, celestial, venial, disordinat, elacioun, contumacie, pertinacie. Diese der ersten grossen lateinischen Einwanderung angehörenden Sprachbürger haben denn auch sämmtlich, gleich den ersten französischen, im Laufe der Zeit ihre ursprüngliche Gestalt fast ganz verloren. Anders ist es mit den spätern, im 16., 17. und 18. Jahrhundert aufgenommenen. Sie sind meist noch rein lateinischen Stammes und nur an ihren Endungen gestutzt oder auf die eine und andre Weise gemodelt worden. Die eigenthümlichste Erscheinung bieten jedenfalls die in's Englische gekommenen lateinischen Verba, welche zum letzten Erwerb von dieser Seite gehören. Sie sind zum grössten Theile

in ihrer Participial- oder Supinalform aufgenommen und durch das als Adjectiv oder Substantiv gebrauchte Participium perfecti in ihrem Auftreten als Infinitive vorbereitet worden. In solcher adjectivischen Anwendung erscheinen sie schon vereinzelt bei Chaucer und seinen Zeitgenossen, häufen sich im Laufe des 16. Jahrhunderts namentlich bei Thomas More und Bacon, wo sie schon hin und wieder die Form und Function des Verbs übernehmen, und wachsen endlich im 17. und 18. Jahrhundert bei Addison, Pope, Hume, Gibbon und namentlich Johnson zu einer ansehnlichen Schaar heran. Wie sehr sie immer die englische Sprache bereichern und wie viel sie derselben durch neu zugebrachte Endungen und eigene Vielgestaltigkeit von der alten verlorenen Geschmeidigkeit zurückgeben mögen, so sind sie doch für alle Zeiten ein sehr wenig ehrenhaftes Zeugniss für englische Sprachkritik und setzen dem beim Französischen erwähnten Mangel an Geschmack und Urtheil die Krone auf.

Zur Veranschaulichung der oben erwähnten Art des Ueberganges und des Zustutzens setzen wir eine kleine Liste lateinischer und mit diesen zusammenhängender englischer Verba her:

abjicio	abjectum	macht	to abject,	Adj. abject
abstraho	abstractum (-tus)	-	to abstract,	- abstract
accio	accitum (-itus)	-	to accite	
accipio	acceptum (-ptus)	-	to accept	
acquiesco	acquietum	-	to acquiet,	- quiet
acquiro	acquisitum	-	to acquest,	Subst. acquest
acuo	acutum	-	to acute	Adj. acute
addico	addictum (-ctus)	-	to addict,	- addict (sonst gebr.)
adjuvo	adjutum	-	to adjute (to adjuvate, geschmiedet)	
advoco	advocatum (-atus)	-	to advocate,	Subst. advocate
aestimo	aestimatum (-atus)	-	to estimate	- estimate
affligo	afflictum (-ctus)	-	to afflict	
affundo	affusum	-	to affuse	
agito	agitatum	-	to agitate	
ago	actum (actus)	-	to act,	Subst. act
audio	auditum (-itus)	-	to audit,	- audit
comburo	combustum	-	to combust	Adj. combust
considero	consideratum (-atus)	-	to considerate,	- considerate
effemino	effeminatum (-atus)	-	to effeminate,	- effeminate,

Eine ganze Menge lateinisch-englischer Verba ist freilich auch, wie die französischen, der lateinischen Infinitiv-, Präsens-

oder selbst Perfectform entwachsen; Beispiele sind to absolve, to allude, to arride, to abscond, to abstain, to absterge, to admove, to adorn, to advene, to advert, to affix.

Dass das Latein einen grossen Theil des heutigen englischen Vocabulariums geschaffen, dass dieses theils mittelbar durch das Französische, theils unmittelbar geschehen, dass dazu die englische Sprache die Gesammtheit der lateinischen und französisch-lateinischen Zuflüsse noch durch bloss ihr eigene Veränderungen der Formen bedeutend vergrössert habe, leuchtet ohne Weiteres Jedem ein, der nur einen flüchtigen Blick in's Wörterbuch wirft; doch ist es zweifelhaft, ob man ohne genaue Untersuchung auf Resultate, wie die folgenden, gefasst sein werde. Wir nehmen eins der allerdings an Ableitungen reichsten lateinischen Verba, und sehen bei ihm zu, wie viele seiner Ableitungswörter direct, wie viele derselben durch das Französische in die englische Sprache gekommen seien, und schliesslich, wie die letztere den so gewonnenen Reichthum durch Umbildung noch vermehrt habe. Die folgende Uebersicht selbst bedarf keiner weitern Erklärung.

Lateinische Wörter.	Französische Wörter.	Englische Wörter.
agere	agir agissant réagir	
agens (-ntis)	agent agenda	agent agency agend agenda agendum
agilis	agile agilement	agile agileness
agilitas	agilité	agility
actum		to act acting to counteract counteraction to enact enact enactment enactor to react reaction

Lateinische Wörter.	Französische Wörter.	Englische Wörter.
actus	acte	act actless
	actif	active actively
	réactif	
	activement	
	activer	to activate
activus	activité	activity activeness
	inactif	inactive inactively
	inactivité	inactivity
	inaction	inaction
actuarius		actuary
actuose		actuose
actuosus		to actuate actuate actuation to inactuate inactuation
actualis	actuel actuellement	actual actually
	actualité	actuality actualness
actor	acteur	actor
actrix	actrice	actress
actio	action	action actionable actionably action-taking action-threatener
	actionner	to actionare
	actionnaire	actionary actionist
	réation	reaction
(abigere)		
abactum		to abact abaction
abactor		abactor
	ambigu (Subst.)	ambigu
(ambigere) ambiguus	ambigu (Adj.)	ambiguous umbiguously
	ambigûment	

Lateinische Wörter.	Französische Wörter.	Englische Wörter.
ambiguitas	ambiguité	ambiguity
		ambiguousness
(cogere)		cogent
cogens, (-ntis)		cogency
coactus		to coact
	coactif	coactive
coactio	coaction	coaction
incoactus		incoact
exigere	exiger	
		exigent
	exigeant	exigenter
		exigentary
exigens (-ntis)	exigence	exigence
		exigency
	exigible	
exiguus	exigu	exiguous
exiguitas	exiguité	exiguity
		exact
	exacte	exactly
exactus	exactement	to exact
		exactness
	exactitude	exactitude
exactor	exacteur	exactor
		exacter
exactrix		exactress
exactio	exaction	exaction
(peragere)		
peractus		to peract
prodigere	prodiguer	
prodigus	prodigue	
prodigium	prodige	prodigy
		prodigious
prodigiosus	prodigieux	prodigiously
	prodigieusement	prodigality
prodigalitas	prodigalité	prodigal
		prodigally
		to prodigalize
prodigentia		prodigence
redigere	rédiger	
	rédacteur	
redactus	rédactrice	
(subigere)	rédaction	
subactus		to subact
subactio		subaction

Lateinische Wörter.	Französische Wörter.	Englische Wörter.
transigere	transiger	
transactum		to transact
transactio	transaction	transaction
transactor		transactor
agitare	agiter	
agitatus		to agitate agitated agitative
agitabilis		agitable
agitator	agitateur	agitator
agitativ	agitation	agitation
(cogitare)		to cogitate
cogitatus		cogitativus
cogitatio		cogitation
cogitabilis		cogitable
(exagitare)		to exagitate
exagitatus		exagitation
(subagitare)		
subagitatus		to subagitate
actitare		actitation

Hier haben wir eine lateinische Wörterfamilie, deren Glieder sich durch ganz zwanglosen Verwandtschaftsnachweis bis zu einer Anzahl von über 80 zusammenfinden. 56 von ihnen haben im Französischen und Englischen Eingang gefunden, und zwar im Französischen für sich 32, im Englischen für sich 48. Die 48 lateinischen Wörter des Englischen, aus dieser Gruppe bezogen, sind grade zur Hälfte durch das Französische, sonst auf directem Wege gewonnen worden. Im Französischen weiter haben noch 13 Wörter durch Um- und Zubildung ihren Ursprung genommen, die, mit zur modernen Familie des Stammes agere gehörend, in's Englische eingetreten sind, wodurch der Gewinn dort schon auf 61 wächst. Durch Weiterformung endlich im Englischen sind noch 48 Wörter neu aus den überkommenen 61 hervorgegangen, so dass die Gesammtzahl Derer von agere nunmehr 109 beträgt.

Wenn nun auch der lateinische Zuschuss zum Englischen bei allen Wörterfamilien nicht gleich gross ist, so zeigt doch eine weitergehende Untersuchung, dass er mehrentheils wenig hinter den hier dargelegten Verhältnissen zurückbleibt.

Rechnet man zu diesem Worterwerb des Englischen aus dem Latein noch die mancherlei Einflüsse des Letztern auf die englische Syntax hinzu, bei welcher ihm ein Theil der Casusverhältnisse (doppelter Nominativ und Accusativ, Ablativus absolutus etc.) und der Participialconstructionen nachgebildet sind, so ist man genöthigt, ihm einen höhern Rang als den einer blossen Tributarsprache des Erstern zuzuerkennen.

Bei der Betrachtung dessen, was dem Englischen noch von andern (ausser den beiden ausführlicher besprochenen) Seiten her zugeflossen ist, brauchen wir nicht lange zu verweilen, denn es ist im Vergleich unbedeutend. Mit Ausschluss des celtischen Dialekts in Wales, der schon während der angelsächsischen Periode eine grössere, kaum jetzt weiter zu verfolgende Anzahl Wörter geliefert haben mag und einigen Lauten in gewissen Wörtern bestimmt ihre ungewöhnliche Aussprache gegeben hat (enough, tough), haben die Tributarsprachen nur beschränkte Wörterkreise und zwar, wie schon früher erwähnt, zu von einander ganz entfernt liegenden Zeiten bereichert. — Das Griechische hat unter lateinischer oder französischer Verkappung schon ehedem das eine und andere Wort, in der letzten Zeit aber direct eine ziemlich grosse Anzahl Bezeichnungen geliefert, denen fast ausschliesslich die aufblühenden Naturwissenschaften in ihren Gebieten Sitz und Stimme verliehen. Das Arabische hat in ähnlicher Weise für Mathematik und Chemie einige Wörter, das Italienische eine etwas grössere Anzahl derselben für Kunstausdrücke hergeben müssen. Mit den neuesten Entlehnungen aus den Dialecten Indiens ist es nicht anders, als mit denen aus andern, von welchen englische Reisende und Schiffer einen Anflug bekommen haben. Sie sind keiner engern Aufnahme in die Sprache gewärtig und nur so viele Beweise von der Eitelkeit derer, die in geschmackloser Weise ihre Berichte oder Erzählungen mit ihnen durchspicken, bloss um ihren Landsleuten als very learned gentlemen zu imponiren. Was schliesslich die alten Beiträge des Irischen, Gälischen und Nordischen betrifft, so sind sie insofern interessant, als sie fast alle als Theile geographischer Namen noch unverändert oder erst wenig verderbt vorkommen. Wir wollen eine Anzahl derselben mit ein paar Beispielen von Ortsnamen, in deren Bau sie ein-

gehen, die übrigen für sich allein hersetzen, da man auf jeder Karte der englischen Königreiche aus mehreren tausend Namen diese Wörter herausfinden und ihre verschiedene Zusammensetzung und Anwendung auf leichte und angenehme Weise studiren kann.

Aber (Celt.) = Mündung, findet sich in den Namen Aberdeen (Dee-Mündung), Abergavenny (Mündung des Gavenny), (A) Berwick (Mündungstadt), Humber (Hum-aber) (summende, rauschende Mündung) etc. etc.

Agh (Celt.) = Feld, in den Namen Ardagh (Hochfeld), Claragh (Gleichfeld, Flechfeld) etc.

Ard (Celt.) = Höhe, hoch, in den Namen Ardagh, Ardmore (Grosshöhe), Ardrossan (Hochcap) etc.

Ath (Celt.) = Furth, in den Namen Athlone (irländ. geschrieben Ath-Luain) (Furth von St. Luanus), Athleague (irländ. geschrieben Ath-Liag) (Steinfurth) etc.

Avon (Celt.) = Wasser, Name zweier Flüsse in England.

Baan (Celt.) = weiss, in den Namen Kenbaan (Weisskopf), Strabane (Weissthal) etc.

Bal (Ball, Bally) (Celt.) = Stadt, wie in Balbriggan (Breckanstadt) etc.

Bel (Celt.) = Mündung, wie in Belfast (irländ. geschrieben (Bel-feirste) Mündung der Sandbank Spindel (fersat) etc.

By (Bye) (Nordisch = Wohnung, Stadt, wie in Derby (Derwentby), Duncansby, Rugby (statt Rocheby) etc.

Weitere dergleichen Theile geographischer Namen sind: nordischen Ursprungs

Ac (auck) = Eiche,
Borris = Stadt,
Botl = Stätte,
Clap = Vieh, Handel,
Comp = Thal,
Dale (Dal) = Thal,
Den = tiefes Thal,
Ea (Ey) = Insel,
Fin = weiss,
Hithe = Hafen,
Holm = tiefes Uferland,
Ing = Feld,
Law (Hlaev, hlaw) = spitzer Hügel, Abdachung,
Ness (Naesse) = Vorgebirge, Nase,
Scrob(b) = Strauch,
Wick (Wic, Wich) = Stadt, Hafen,
Worth = Hof, Dorf.

celtischen Ursprungs

Auchter = Höhe, Gipfel,
Augh (Agh) = Feld,
Beg = klein,
Ben (Pen) = Hügel, Berg,
Blair (Blar) = Moor,
Boy (buiddhe) = gelb,
Bun = Mündung,
Cor (Caer, Cahir) = Wall, Verschanzung,
Cairn (Carn) = Steinhaufe, Grabhügel,

Cam = krumm,
Carr = Fels,
Clar = Tisch,
Clon (cluain) = Wiese,
Clo(u)gh = Stein,
Craig (carrig) = Felsenhügel.
Cul (cuil) = Winkel, Ecke,
Derry (doire) = Eiche,
Drum (druim) = scharfer Rücken, Hügel,
Dubh (Dou-) = schwarz,
Dun = Verschanzung, Hügel, Stadt.
Fer (fear) = Mann,
Gall = westlich,
Glas(s) = grün,
Inis (Innnis, Ennis, Inch) = Insel,
Inver = Mündung,
Ken (Kin) = Vorland, Cap, Kopf,
Kill (cill) = Kloster, Kirche,
Knock (cnoc) = Hügel,
Lin (Lyn) = Pfuhl,
Lis = Erdwall,
Magh = Ebene,
Money (muine) = Gesträuch,
More (mor) = gross,
Moy (magh) = Ebene,
Mull (maol) = kahler Hügel,
Mullen = Mühle,
Rath = Erdhügel,
Ross (ros) = Vorgebirge, Halbinsel,
Sleive = Berg,
Strath = breites, langes Thal,
Tra (traigh) = Strand.

Es wäre noch übrig, in einer Art Zusammenfassung des Bisherigen nachzuweisen, wie viele der angelsächsischen Wörter im Laufe der Zeit veraltet, in welchem zunehmenden Verhältnisse ungefähr die fremden Elemente nach und nach in das Angelsächsische gedrungen und bis zu welchem Bruchtheile des ganzen Wörtervorraths sie heute angewachsen seien.

Aus der Vergleichung der angelsächsischen Wörterbücher mit denen des modernen Englischen und aus einer Zuratheziehung der Schriftsteller ergibt sich zunächst, dass seit Alfred's Zeit im Ganzen an 6000 angelsächsische Wörter ausser Gebrauch gekommen seien, dass dieser Vorgang des Ausstossens bis zum Ende des 17. Jahrhunders etwa gleichen Schritt gehalten, seit dieser Zeit aber bis zur fast völligen Unmerklichkeit abgenommen habe. Die verlorene Wörterzahl beträgt etwa ein Fünftel des ganzen angelsächsischen Vocabulariums.

Aus der neuerdings in England angestellten, freilich nicht ganz stichhaltigen Bemessung einer grossen Anzahl gleich wortreicher Stellen aus englischen Autoren der letzten fünf Jahrhunderte stellt sich weiter für den Zuwachs an neuen Wörtern, bei dem allerdings auch die eben berührte anderseitige Abnahme mit in Anschlag gebracht wurde, das Folgende heraus:

Im 13. Jahrhundert betrugen die neuen, fremden Elemente

durchschnittlich um ein Sechzigstel des ganzen englischen Wortschatzes;
im Anfange des 14. Jahrhunderts waren dieselben schon bis zu ungefähr einem Dreissigstel des Letzteren angewachsen, stiegen im 15. Jahrhundert bis zu einem Zwölftel und Zehntel, im 16. Jahrhundert bis zu einem Siebentel und Sechstel, im 17. Jahrhundert bis zu einem Fünftel, im 18. Jahrhundert bis zu einem Viertel und Drittel und im 19. Jahrhundert selbst bis zu stark drei Achteln der gesammten Wörterzahl auf. Das letztere Resultat kann natürlich mit ziemlicher Genauigkeit festgestellt werden.

Görlitz, im December 1858. H. Schmick.

Beiträge zur Kenntniss der sicilianischen Mundart.

I. Lautlehre.

A. Vocale.

1. Betonte Vocale.

A bleibt meistens, doch geht es bisweilen in e über, besonders in der Endung arius: cutilléri (coltellajo), custuréri (sartore); in o: chiovu (clavus).

E. 1. Langes e, sowohl ursprünglich langes als durch Wegfall von Consonanten lang gewordenes, bleibt selten: vilenu (venenum), lena (von anhelare), cresia (ecclesia), reda (heredem), peju (pejus); gewöhnlich geht es in i über: acitu (acetum), aviri (habere), catina (catena), crídiri (credere), fidili (fidelis), liggi (legem), misi (mensem), munita (moneta), offisa (offensa), piaciri (placere), pisu (pensum), sira (sera), vina (vena).

2. Kurzes e, sowohl vor einfachen Consonanten als in Position, bleibt meistens, besonders vor n, c, s: aéri (ad heri), centu (centum), deci (decem), inténniri (intendere), nésciri (in-exire), rénniri (rendere), scénniri (descendere), ténniri (tendere); selten geht es in i über: isca (esca), 'ntinna (antenna), rábisca (arabesca).

I bleibt in der Regel: dittu (dictum), littira (littera), auch littéra, nidu (nidus), pilu (pilus), strittu (strictus), spissu (spissus); selten ist der Uebergang in e: émpiu (impius), feutru (mtl. filtrum), jinestra (genista), 'nsemmula (in simul), meusa (ahd. milzi), resta (arista).

O bleibt bisweilen: comu (quomodo), longu (longus), occhiu (oculus), occídiri (occidere), ogghiu (oleum), oi (hodie), voi (boves), omu (homo), oriu (hordeum), ortu (hortus), ossa (ossa), orvu (orbus), ova (ova), rota (rota); gewöhnlich aber geht langes o in offener Silbe (besonders vor s, l, n, r) in u über: amuri (amorem), auturi (autorem), adura (adorat), dulari (dolorem), maggiuri (majorem), pirdunu (perdono), ragiuni (rationem), sulu (solus), ura (hora); besonders in der lateinischen Endung osus: amurusu (amorosus), umbrusu (umbrosus),

in der romanischen Endung one: purtuni (portone) etc.; ausserdem in custa (constat), frunti (frontem), vrunnu (blond).

U bleibt fast immer; selten zu o: groi (grus), jornu (diurnum), mogghi (mulier), oder i: jinocchiu (genuculum), finocchiu (fenuculum), rindina (hirundinem).

Ae zu e: celu (caelum), oder i: murina (muraena).

Au bleibt: addauru (laurus, tosc. alloro), lausu (von laus); oder wird zu o: oru (aurum), cosa (causa); oder u: cuda (cauda), puviru (pauperem).

2. Unbetonte Vocale.

A. Tonlose Vocale ausser dem Verhältniss des Hiatus.

1. Im Anlaute.

a) Der unbetonte Vocal, bisweilen die ganze erste Silbe, fällt ab:

a fällt ab in jina (avena) neben aïna, lena (tosc. alena, v. anhelare), 'ntinna (antenna), 'mpulletta oder 'mpullina (ampulla), petittu (appetitus), rabisca (arabesca), resta (arista), rina (arena), scilla (axilla, tosc. ascella), stucciu (astut(i)us).

e in cresia (ecclesia), reda (heredem), rindina (hirundinem), rimitu (tosc. romitu, eremita), sciamu (examen).

i (y) in gnuranti (ignorantem), 'ncunia (incudinem), lustrissimu (ill.), lu, la (illum, illam), nimicu (inimicus), 'ntra (intra), 'ntressu (interesse), stericu (hystericus), ssu, ssa (ipsum, ipsam); besonders in der Präposition in bei Compositis: 'ncarcari (in-calcare), 'ndignari (in-dignari), 'nchinari (inclinare), 'nduvinari (indivinare), 'ngrispari (in-crispare), 'nsciammari (inflammare), 'nsunnari (in-somniare), 'ntenniri (intendere), 'mbistialutu (tosc. im-bestialito), 'mbriacu (in-ebrius), 'mbrogghiu (tosc. imbroglio), 'mmarcari (im-barcare), 'mmilinari (tosc. in-velenare), 'mmintari (inventare), 'mmiscari (immiscere), 'mmurmurari (in-murmurare), 'mpinciri (impingere), 'mpisu (impensus), 'mprisa (tosc. impresa, v. prehendere), 'mpristari (in-praestare); oder in formelhaft gewordenen Präpositionalverbindungen: 'ncasa (in casa), 'ncanciu (tosc. in-cambio), 'ncarni e 'nnossa (in carnem et ossa), 'ncoddu (in collo), 'nfacci (in facie), 'nfunnu (in fundo), 'ngrammatica (in gramm.), 'njocu (in joco), 'nnavanti (in-ab-ante), 'nquantitati (in quant.), 'nsedda (in sella), 'nsumma (in summa), 'ntantu (in tanto), 'nterra (in terra), 'ntesta (in testa), 'mmanu (in manu), 'mmenzu (in medio), 'mmiritati (in veritate), 'mmucca (in bucca), 'mpettu (in pectore), 'mputiri (tosc. in potere).

o fällt ab: riganu (ὀρείγανον), roggiu (horologium), scuru (obscurus), scurari (obscurare).

u in na (una), rinali (urinale), villicu (umbilicus).

b) Häufig ist der Zusatz eines anlautenden a, das meist auf die Präposition ad zurückgeht:

aeri und ajeri (ad heri), amenta (mentha), amminazza (tosc. mi-

naccia), ammustrari (ad-monstrare), amaredda (tosc. morella), arraccamatura (tosc. ricamatrice) und arraccamu (tosc. ricamo), arrigulari (ad-regalare), arrimisciri (ad-re-in-exire), arripusari (tosc. ad-riposare), arrisbigghiari (ad-re-ex-vigiliare), arricriari (ad-recreare), arristari (ad-restare), arrisicari (ad-resecare), arritagghia (tosc. ritaglio), arrubari (tosc. robare), arrasicari (v. ad-rodere), aruta (ruta, ῥυτή), attruvari (ad-turbare), azzo è (cio è).

c) Nicht selten verwandeln sich die anlautenden Vocale:

au in o: oturi (auctorem), oceddu (aucella = avicella); aber auch in a: ascutari (auscultare).

e in a: asséra (heri sera), auch arsira, avoliu (ebur).

o in a: agghiastru (oleastrum), agghialoru (olearium).

u in a: ardica (urtica).

d) i wird bisweilen umgestellt: quadiari (= caudiare, v. calidare).

2. Im Inlaute.

a) Die unbetonten Vocale werden bisweilen ausgestossen:

a in scravvagghiu (tosc. scarafaggio, von scarabaeus, gleichs. scarabajus).

e in littra (littera), priculu (periculum), spranza (tosc. speranza), triacali (von theriacum).

i in alma (anima), auch arma, armu (animus), armali (animal), surci (soricem), purci (pulicem).

u in chiuppu (pop'lus), occhiu (oculus) s. u. Hiat; fera (ferula), merru (merula).

o in Carru (Carolus), curcari (collocari).

b) Seltener eingeschoben (nur i): cataprasimu (κατάπλασμα), spasimu (σπασμός), fileccia (niederl. flits, mhd. vliz).

c) Es halten sich im Inlaute i und u mit seltenen Ausnahmen; ebenso bleibt a in der Regel, z. B. abweichend vom Toscanischen in raccamari (tosc. ricamare, franz. recamer, v. arab. raqama, Streifen), fragata) tosc. fregata, vielleicht v. fabricata); in spiriri (disparere) geht es in i über.

e verwandelt sich meistens in i: cádiri (cadere), crídiri (credere), poniri (ponere), renniri (rendere), und so in der penultima aller lateinischen Verba nach der dritten Conj.; mimoria (memoria), midudda (medulla), nigari (negare), littira (littera), pirsunaggiu (von persona), rifittoriu (refectorium), suttirraneu (subterraneus), viraci (veracem) etc.; bisweilen geht e in a über (vor r): cammarera (cameraria), carzara (carcerem), suvaru (suber), stranutari (sternutare), varcocu (praecoquus).

i bleibt in der Regel oder wird a: anasu (tosc. anice, anisum, ἄνισον), sarvaggiu (silvaticus), Cristofalu (Χριστόφορος); oder o: rassomigghiari (v. similis).

o wird meist zu u: cumpatiri (compati), cuntari (computare), cuntinuu (continuus), furtunatu (fortunatus), mumentu (momentum), purtari (portare), pussidiri (possidere), turmintari (tormentare) etc.; vereinzelt zu a: surfaru (sulphur).

3. Im Auslaute bleiben a, i, u ohne Ausnahme; e und o werden in i und u verwandelt, so dass also alle sicil. Wörter auf jene drei Vocale ausgehen. Dabei findet bisweilen statt:

a) eine Vertauschung des e mit u: jazzu (glaciem), lausu (laudem), moddu (mollem), 'ntressu (interesse), salutu (salutem); oder mit a: purpaïna (propaginem).

b) bisweilen tritt ein emphatisches i (ni) an: chiui oder chiuni (plus), noni (non), sini (si), reni (rè, regem); vgl. alttosc. ene = è, piüe (piu).

B. Tonlose Vocale im Verhältniss des Hiatus.

I. Ursprünglicher Hiat.

1. Ruht der Ton auf dem ersten Vocale, so wird der Hiat gewöhnlich geduldet, oft aber auch aufgehoben durch Einschiebung eines Consonanten (d, v, j): strudiri (distruere, tosc. struggere), vijulari (violare), vijulinu (violina): oder durch Ausfall des zweiten Vocals: 'nfacci (in facie).

2. Ruht der Ton auf dem zweiten Vocale, so sind folgende Fälle zu unterscheiden:

a) e und i gehen vorher: dann veranlassen b, v, g, d, p, l, n Synärese, indem e und i in j übergehen. Nach b, v, g, d behält j entweder die lateinische Aussprache und der vorhergehende Consonant wird ausgestossen: appujari (von podium), jiu, ghiu (von deosum statt deorsum), raja oder raia (radius); oder es nimmt die gequetschte Aussprache an und assimilirt den vorhergehenden Consonanten: aggiu (habeo), cangiari (cambiare), gaggia (cavea), raggia (rabies), ingagghiari (in-vadiare, franz. engager).

Aus pj wird ci; s. u. p.

Nach n behält j die lateinische Aussprache: cutugna (κυδώνιον), signuri (seniorem).

lj wird in gghi verwandelt; s. u. l.

Nach c, t, s wird j elidirt; c und t nehmen dann entweder den gequetschten Laut (ci, gi, ci) an: incumingiari (in-cum-initiari), oder den scharfen Zischlaut (z): azzaru (mtl. aciarium, tosc. acciajo), jazzu (glacies), rizzu (tosc. riccio, v. ericius Varro bei Nonius), vrazzu (bracium statt brachium); oder den mildern (s): causi (calcei, tosc. calzoni), cersa (tosc. quercia von quercus). Nach s fällt i meist aus: vasu (basium), vasari (basiare).

Die unbetonten Endungen -rius, a, um stossen das i aus: marinaru (marinarius), wobei ein vorhergehendes a oft in e übergeht: cammarera (cameraria), cutidderi (cultellarius), custureri(von consuere, tosc. sartore).

Doch wird nicht selten der Hiat durch Einschiebung eines j aufgehoben: abbijari (ad-viare).

b) u geht vorher; dann tritt gewöhnlich Elision ein: Frivaru (Februarius), oder v wird eingeschoben: viduva (vidua), oder der Hiatus bleibt: cuntinuu (continuus).

II. Hiat durch Zusammensetzung.

Gewöhnlich tritt Elision ein: duvi (de ubi), davanti (de ab ante), chillu (ecc' illum), chissu (ecc' ipsum).

III. Hiat durch Ausstossung eines Consonanten.

Entweder bleibt derselbe: affatiárisi (von fatigare), castiari (castigare), fráula (fragola), friiri (frigere), fuiri (fugere), oi (hodie), paisi (pagense), presau (praesagium), proiri (porrigere), raia (radius), réula (regula), riiddu (regulus, regillus), rua (ruga, franz. rue), saitta (sagitta), — faidda (favilla) — diánulu (diabolus), faula (fabula), táula (tabula); oder gemildert durch Consonirung des i zu j: vijiu (video, vidio, vidjo); oder er wird aufgehoben durch Zusammenziehung: mastru (magistrum), jencu (juvencus); oder Einschiebung: criju (credo mit eingeschobenem j), caju (cado), staju (sto), vaju (vado).

B. Consonanten.

1. Lippenlaute.

P. 1. Anlautendes p vor Vocalen und r bleibt: palummi (palumbes), patruni (patronem), peddi (pellis), pilu (pilus), pri (per), prisu (prensus), putiga (tosc. bottega, ἀποθήκη).

2. Im Inlaute wird p bisweilen verdoppelt: doppu (de post, tosc. dopo), oder auch im Anschluss an ein Wort, das mit einem Vocal endigt: a ppà (ad patrem); nach s, zwischen zwei Vocalen oder vor r erweicht es sich bisweilen in b: lebru (tosc. lepre, von leporem), risblénniri (resplendere), sblennúri (splendorem), sblancari (v. palam), doch schreibt man in neuerer Zeit sp; cubu (cupa), cúbula (cupola); bisweilen wird es zwischen zwei Vocalen zu v: pavigghiuni (von papilionem, tosc. padiglione, franz. pavillon), puviru (pauperem). In den meisten Fällen jedoch bleibt es unverändert.

3. Pl wird im Neapolitanischen fast immer zu chi, wenn ein Vocal folgt: chiaga (plaga), chianu (planum), chianciu (plango), chiantari (plantare), chiazza (platea), chiù (plus), chióviri (pluere), chiummu (plumbum), chiuppu (populus), chiurma (tosc. ciurma, v. κέλευσμα), cucchia (copula); bisweilen wird es zu pi: duppia (duplum); zu ci: cianciri neben chiang. (plangere), oder zu gghi: scogghiu (scop'lus).

Pt verliert wie im Toscanischen im Anlaute das p, im Inlaute wird es zu tt assimilirt: ruttu (ruptum) etc.

Ps zu ss und sci: cascia (capsa), chissu (ecc'ipsum).

Pi (pj) zu ci: accia (apium), saccenti (sapientem), sacciu (sapio), siccia (sepia).

B. 1. Im Anlaute bleibt b oder wechselt mit v: vagnu (balneum), valanza (bilancem), vancu (ahd. blanch), varca (barca), varcocu (neugriech. βερύκοκον, arab. al-berqûq, vielleicht vom latein. praecoquus), Vartulu (Bartholomaeus), varva (barba), varveri (Barbier), vasari (basiare), vasatu (basium), vasciu (bassus), vastasu (neugr. βαστάζος), vastuni (tosc. bastone, v. βαστάζω), voi (bovem), voscu (mtl. boscus und buscus), vrancu (ahd. blanch), vrunnu (blond), vucca (bucca), vuccéri (franz. bucher, v. bouc), vugghiri (bullire), vurza (bursa), vausu (tosc. balzo), vrazzu (brachium).

2. Im Inlaute ist einfaches b nicht selten, doch wird es auch a) verdoppelt: libbru (librum), Febbu (Phoebus), oder b) zu v, besonders zwischen Vocalen oder bei r: aviri (habere), arvulu (arborem), cannavu (cannabis und -bus), culovria (colubrum), erva (herba), frevi (febris), Frivaru (Februarius), orvu (orbus), Ottuvru (Octobris), neben Ottubri, savucu (sabucus und sambucus), súvaru (tosc. sughero, von suber), taverna (taberna), trivulari (tribulari); c) seltener in f: rifaudu (tosc. ribaldo, v. ahd. hriba); d) zu p: appi (habuit), cinapriu (κιννάβαρις, tosc. cinabro); e) oder es fällt vor Vocalen aus, bes. vor u: ai (habes), diaulu (diabolus), faula (fabula), neula (nebula), taula (tabula), oder nach m: cagnari (cambiare).

3. Assimilirt wird b in

bl zu gghi (tosc. bbi): negghia neben neula (nebula, tosc. nebbia), nigghiu (tosc. nibbio, v. milvus, milbius mit Versetzung des l); oder mit Abwerfung des b zu j: junnu neben vrunnu (blond), jancu (ahd. blanch).

bt zu tt: sutta (subtus).

bj zu ggi: aggiu (habeo), cangiari (cambiare), raggia (rabies).

mb zu mm: ammuccari (v. bucca), allammicari (v. lambere), cimmalu (κύμβαλον), catacummi (catacomba), cummattiri (combatuere), cummentu (conventus), cummirsari (conversari), gamma (gamba), succúmmiri (succumbere), trumma (v. trumba aus tuba).

F bleibt meistens unverändert: fidili (fidelis), doch geht es bisweilen in b über: carabba (arab. gerâf, tosc. caraffa).

Fl bleibt in flautu (vielleicht v. flatus), oder wird zu fi in fioccu (floccus), fiorettu (franz. fleuret, v. flos); sehr oft aber geht es in sci über (auch ci oder ehemals x geschrieben, wie im Neap. und Portug.): sciaccula (v. fax mit eingeschobenem l), sciamma (flamma), sciancu (port. franz. flanc), sciascu (tosc. fiasco, v. vasculum, vlascum), sciatu (flatus), sciatari (flare), sciaurari (v. fragrare = flagrare, franz. flairer), davon sciauru (Geruch) und sciauraturi (Riecher), sciumi (flumen), sciumara (tosc. fiumara), sciuri (florem), sciuriri (florire).

V. 1. Im Anlaute wechselt es bisweilen mit b: butu (votum); mit gu in Wörtern germanischen Stammes: guardari (ahd. wartên), guastari (vastare, ahd. wastjan); oder fällt ab: urpi (vulpem).

2. Im Inlaute wird es oft

a) zu b, besonders nach s, doch schwankt die Orthographie: abbampari (tosc. avvampare, v. vapor), abbia (ad viam), abbisari (advisare), arrisbigghiari (tosc. risvegliare, v. re-ex-vigiliare), pribbiru (per verum), sbintuliari (v. ventus), sbintricari (v. venter), sbummicare (v. vomere), sbutari (ex-voltare); zu m in minnitta (vindicta).

b) es fällt aus in faidda (favilla), paunazzu (pavo), und wird dann bisweilen durch j ersetzt: ajina und jina (avena) oder durch g: pagu (pavo).

c) es wird eingeschoben zur Vermeidung des Hiatus bei folgendem u: viduva (vidua), chioviri (pluere).

nv zu mm: 'mmilinari (in-velenare), 'mmintari (inventare), 'mmiritati (in veritate).

M bleibt in der Regel unverändert, nur wird es bisweilen nach betontem Vocal verdoppelt: cucummaru (cucumerem), tumminu (tumulus), nummeru (numerus), vummaru (vomerem), vummicari (vomitare). Mi wird bisweilen zu nj: signa (simia), signu (Masc. dazu).

Im Auslaute fällt es wie im Italienischen überhaupt ab.

2. Kehllaute.

C (ch). Bei c ist der doppelte Laut zu unterscheiden: der gutturale (reine) vor a, o, u, vor Consonanten und am Ende, und der palatale (gequetschte) vor e, i, y, ae, oe.

I. Das gutturale c bleibt

1. im Anlaute gewöhnlich: cuvernari (gubernare, κυβερνᾶν), carvuni (carbonem), capu (caput) etc.; bisweilen wird es bei vorhergehendem Vocal verdoppelt: cca (tosc. che und qua), cchiu (plus); bisweilen geht es in g über: gaggia (cavea), gamiddu (camelus), gúvitu (cubitum), galessi (tosc. calesso, franz. calèche, v. slav. colossa, Räder), garaffa, neben carrabba (tosc. caraffa, v. arab. geráf); selten fällt es ab: ammaru (cammarus, tosc. gambero, Hummer), uvitu (cubitum).

2. Im Inlaute bleibt es seltener: asciucari (ex-sucare), cicala (cicada, tosc. cigala), ficatu (ficatum sc. jecur, tosc. fegato), lattuca (lactuca, tosc. lattuga), locu (locus), tartuca (mlt. tartuca oder tortuca, v. tortus, tosc. tartaruga); in der Regel jedoch wird es zu g: inga (encaustum, westphälisch inkst, engl. ink), lagusta (locusta), 'ngrispari (incrispare), rigordari (recordari), sgarlatu (scarlatu, v. pers. scarlat), sgrignu (scrinium), Siragusa (Syracusae); seltener zu j zwischen Vocalen: preju (precor), häufiger vor l mit Umstellung des gl zu lj = gghi: tinagghia (tenaculum); oder ca zu qua durch Umstellung aus cau: quacina (calcem, caucem), quaciari (calcare), quadara (calidarium), quadiari (calidare), quasetta (tosc. calzetta, v. calceus), quatela (cau-

tela); oder ci: ciarmu (carmen, franz. charme), ciminia (mtl. caminata, franz. cheminée, wahrscheinlich franz. Lehnwort), ciocca (tosc. chioccia, Glucke, cf. glocire, glucksen); auch sci: nisciunu (vielleicht nequinunus statt nec unus, daraus niciunu); sehr vereinzelt fällt es aus: putía (ἀποθήκη. tosc. bottega) neben putiga, addusari (al-locare).

3. Assimilirt wird ct zu tt, wie sonst im Ital. fattu (factum) etc.

cs (x) zu ss: fissu (fixum), lissa (lixa), lussu (luxum), oder s: esempiu (exemplum), esecrari (exsecrari), oder sci: mascidda (maxilla), sciamu (examen), scidda (axilla), vusciu (buxus); oder durch Umstellung zu sc: allascari (ad-laxari, tosc. lassare).

cl zu chi: chiudu (claudo), chiovu (clavus), curniochiu (cornic'lum), finocchiu (mtl. fenuclum, v. foeniculum), jinocchiu (genuc'lum).

tc zu ggi: viaggiu (viat'cum).

II. Das palatale c wird a) bisweilen verdoppelt: vacci (tosc. va ci), innoccenti (innocentem); b) häufig geht es in andre Zischlaute über, besonders in z (zz): amminazzari (tosc. minacciare), azzaru (mtl. aciarium, tosc. acciajo), bunazza (tosc. bonàccia), cárzara (carcerem), jazzu (glacies), rizzu (ericius, tosc. riccio), strazzu (tosc. straccio), vrazzu (bracium statt brachium), zè (ecce hoc, tosc. ciò), zocchu (tosc. ciò che); besonders in der romanischen Verkleinerungsendung -uccio in -uzzu, in den Verschlimmerungsformen auf -accio in -azzu; seltener wird es zu s: causi (calcei, tosc. calzoni), cersa (tosc. quercia, v. quercus), oder gi: surgi (soricem), soggira (tosc. suocera, v. socrus), gigghiu (cilium); c) zuweilen fällt es ab im Anlaute: jisterna (cisterna); im Inlaute zwischen Vocalen: fari (facere), diri (dicere).

Qu. 1. Vor a, o, u bleibt es: quannu (quando), quantu (quantum), quattru (quattuor), quotidianu (quotidianus), squatra (tosc. squadra, v. quadratus), oder wird zu c: cartabonu (tosc. quartabuono), scama (squama), scarzina (tosc. squarcina, v. ex-quart(i)are).

2. Vor e geht es in c über: cersa (quercus, tosc. quercia), oder z: lazzu (laqueus); vor i bleibt qu: quintu (quintus), quinnici (quindecim), quinquagesima, siquitari (sequitare), auch sequitari; oder nimmt den k-Laut an: chitari neben cuitari (quietare), chi (qui, quid).

G. I. Vor a, o, u und vor Consonanten behält g seinen gutturalen Laut:

1. Im Anlaute bleibt es in der Regel: gaddu (gallus), granu (granum), grillu (gryllus); oder wird zu c: cunfaluni (tosc. gonfaloni, ahd. gundfano); oder j: jardinu (ahd. garto), jippuni (arab. al-gobbah, tosc. giubbone, catal. gipó, franz. jupon).

2. Im Inlaute bleibt es ebenfalls oder wird zu c: sucari (v. sugere), arca (alga); auch zu j, besonders vor n (mit der romanischen Umstellung und Orthographie gn = nj): regnu (regnum), dignu (dignum), lignu (lignum) etc.

II. Vor e und i nimmt g den palatalen Laut an, doch verwandelt es sich nicht selten in j: jelu (gelu), jiditu (durch Umstellung aus di-

gitus), jilatu (v. gelu), jinestra (genista, Ginster), jinocchiu (genuculum), jissu (gypsum), fújiri (fugere), praja (plaga); nach n wird es meist zu c: ancilla (sang(u)illa), ancileddu (agnellus), chiánciri (plangere), cinciri (cingere), finciri (fingere), munciri (mungere), pinciri (pingere), punciri (pungere), sancisuca (tosc. sang(u)isuca); strinciri (stringere); mit d wechselt es in dinocchiu, neben jin. (genuculum), indem entweder d abfiel oder j vor i ausfiel, aus djinocchiu.

III. G fällt aus im Anlaute vor r in ranu neben granu (granum), rappa (ahd. krapfo, tosc. grappolo); im Inlaute zwischen Vocalen: adduari (ad-locare, franz. louer), affatiarisi (v. fatigare), fau (fagus), fatia (tosc. fatica), fráula (fragola), friiri (frigere), auch frijiri, fuiri (fugere), auch fujiri, maistru (magistrum), auch mastru, proiri (porrigere), purpáina (propaginem), reula (regula), rua (ruga, franz. rue), riddu (regulus, regillus), quaraisima (quadragesima, tosc. quaresima).

J. 1. behält meist den lat. Laut: ja (jam), Jacchinu (Joachim), jencu (juvencus), Jinnaru (Januarius), jiniparu (juniperus), jovidi (Jovis dies), jucari (jocari), judici (judicem), jugu (jugum), jumenta (jumentum, franz. la jument), juncu (juncus), juntu (junctus), jornu und jurnatu (diurnum), jurari (jurare), dijunu (de-jejunus), Maju (Majus), peju (pejus); nicht selten verhärtet es sich zu gh: Ghiacchinu, ghiucare, ghiuntu, ghittari (jactare).

2. Die dem Italienischen eigenthümliche Verwandlung des j in gi tritt seltener ein: giuvari (juvare), suggetti (subjecti), suggiunciri (subjungere); nach n wird dies in ci verschärft: inciuria (injuria), scunciurari (ex-conjurare).

3. Ueber die scheinbare Einsetzung des j s. u. Hiat. — Vorgeschlagen wird es in jiri oder ghiri neben iri (ire), jirvazza (tosc. erbaccia, v. herba).

H fällt aus.

3. Zungenlaute.

Th (Th). 1. Anlautendes t bleibt: tema (thema), tempu (tempus), testa (testa) etc.

2. Inlautendes t a) zwischen Vocalen und vor r bleibt: cuntrata (tosc. contrada, v. contra mit dem Suffix ata), latru (latro), litu (littus), retina (tosc. redina, v. retinere), scutu (scutum), spata (σπάθη), scutu (scutum), spitali (tosc. spedale, hospitale), squatruni (tosc. squadrone, v. quadratus).

b) Nach r geht es bisweilen in d über: ardicula (urtica), spirdu (spiritus), spirdari (v. dems. Stamme).

c) Es fällt aus in arreri (ad retro).

3. Ti (te) vor einem Vocale wird z: accuminzari (ad-cum-initiari), cuscenza (conscientia), pacenza (patientia); oder c: pacenza (patientia).

st zu ss: avissi (habuisti), fussi (fuisti), avirrissi (tosc. avresti), sarrissi (tosc. saresti).

D. 1. Im Anlaute bleibt es in der Regel; ausnahmsweise zu t in taddema (diadema).

2. Im Inlaute wird es a) verdoppelt in teddiu (taedium), rimeddiu (remedium).

b) Es geht in t über (vor r und zwischen Vocalen) in citru (cedrus), cutugna (χυδώνιον), cuncutrigghiu (χροκόδειλος); oder in r: martiri oder martirie (Martis dies), miruddu (medulla); in cicala (cicada) wird es zu l.

c) Umgestellt ist es in frádiciu (fracidus), jiditu (digitus), jiditali (digitalis).

d) Zwischen Vocalen oder nach r fällt es bisweilen aus: appujare (v. podium), oi (hodie), raïa (radius), oriu (hordeum).

e) Einschiebung findet statt in strudere (distruere).

3. Assimilirt wird nd in nn fast ohne Ausnahme: abunnari (abundare), abannunare (tosc. abandonare, v. goth. bandjan), accénniri (accendere), appenniri (appendere), apprenniri (apprendere), benna (Binde), cunnannatu (condemnatus), connúciri (conducere), emennari (emendare), dumannari (demandare), difenniri (defendere), funnu (fundus), furibunnu (furibundus), minnicu (mendicus), munnu (mundus), quannu — quando, tannu — (dem entsprechend gebildet), stenniri (extendere), vinnitta (vindicta) etc.

4. dj s. die tonlosen Vocale.

dr zu rr: arretru (ad retro), furrá (goth. fôdr, tosc. fodero, franz. feurre); besonders in Compositis mit ad: arricriari (ad-recreare) etc.

S. 1. Im Anlaute bleibt es unverändert; selten wird es zu z: zorba (sorbum).

2. Im Inlaute wird es nach n und r gewöhnlich zu z: burza (bursa), 'nzaccari (v. saccus), 'nzemmula (in-simul), 'nzumma (in summa), 'nzusu (in-sursum), 'nzignari (in-signare), ricumpenzari (recompensare), senzu (sensus); zu ci in griciu (tosc. grigio, altsächs. grîs), caciu (caseus), facianu (phasianus); zu sci in sciorta (sortem); verdoppelt in cussi (tosc. così v. aeque sic).

3. Im Auslaute verwandelt es sich in i: nui (nos), voi (vos), poi (post), sei (sex).

4. st s. t.

ss zu sci in vasciu (bassus), vascizza (tosc. bassezza); zu zz in pozzu (possum).

N. 1. Im Anlaute unverändert, nur in 'un (non) fällt es aus. Als Vorschlag kommt es sehr häufig als Rest der Präposition in vor, s. S. 2.

2. Im Inlaute ist es verdoppelt in cinniri (cinerem), tenniru (tenerum). Es geht über in l in alma (anima); vilenu (venenum); vor m und n bisweilen in r: arma (anima), armuzza (davon abgeleitet), armali (animal), armu (animus), sagghimbancu (tosc. saltimbanco). — Einge-

schoben wird es in: mensu (tosc. mezzo, medium), cuncutrigghiu (*κροκόδειλος*, tosc. coccodrillo).

3. ns in s: mise (mensis), pisu (pensum) etc.

nr in rr in virrò (vinirò).

L. 1. Im Anlaute erleidet es selten Veränderungen; vorgeschlagen (als angesetzter Artikel) findet es sich in lapa (apis, wie im Alttosc.), loppiu neben oppiu (opium).

2. Im Inlaute ist ursprüngliches l geblieben in fileccia (tosc. freccia, v. niederländ. flits, mhd. vliz), pilucca (tosc. perruca, parruca, franz. perruque, v. piluccare = pilare). — Verdoppelt wird es in dilluviu (diluvium).

Sehr häufig verwandelt es sich in r:

a) durch Reassimilation: burrari (tosc. burlare, v. burrula, burla), Carru (Carolus), carrinu (tosc. carlino), ferra (ferula), merra (merulus), parrari (tosc. parlare v. parabolare); b) zwischen Vocalen: pillora (tosc. pillola); vor Gaumenlauten (c): arça (alga), arcova (tosc. alcova, v. arab. al-gobbah), archimia (arab. al-kîmia, mittelgr. *ἀρχημία*), barcuni (ahd. palcho), curcari (collocare), cavarcatura (tosc. cavalcatura), purci (pulicem), quarcunu (qualisquam unus); vor Zungenlauten (t, d, s, n): scertu (tosc. scelto, exelectus), úrtimu (ultimus), mardittu (maledictus), gersominu (tosc. gelsomino, arab. jâsamûn), giarnu (tosc. giallo, franz. jaune, ursprünglich jalne, v. galbinus); vor Lippenlauten (p, b, v, f, m): corpu (colpo), purpa (pulpa), davon purpetta, sarpa (salpa, *σαλπή*), urpi oder vurpi (vulpem), surfaru (sulphur), marva (malva); purvuli (pulverem), sarvaggiu (silvaticus), sarvari (salvare), sarvia (salvia, Salbei), ermu (tosc. elmo, Helm), parma (palma); nach Gaumenlauten: cresia (ecclesia); nach Lippenlauten: cataprasima (*κατάπλασμα*), praja (plaga), praci (placet), prattu (tosc. piatto, v. platt), affrittu (afflictus).

Dabei tritt oft eine Versetzung des r ein: cravaccari (tosc. cavalcare) neben carvaccari, friscari (tosc. fischiare, v. fistula, fiscla = flisca), pruvuli (pulverem) neben purvuli, primuni und prumuni (pulmonem).

Seltener wird l zu n, wie in perna (tosc. perla, ahd. perala, berala).

Vor den Zungenlauten (t, d, s, z) löst sich l in u auf: autari (altare), auch otari, autu (altus), feutru (tosc. feltro, v. mittell. filtrum), sautari (saltare), auch sotari, sautu (saltus), caudu (calidus), fauda (tosc. falda, v. ahd. falt), ceusu (tosc. celsu, gelsa), fausu (falsus), meusa (tosc. milza, v. ahd. milzi), sausa (salsa), sosizza (tosc. salsiccia); seltener vor c: cauci (cálcem), fauci (fálcem). — Bei vorhergehendem u-Laut (auch o) fällt es, nachdem es sich vocalisch aufgelöst hat, ganz weg: ascuta (ausculta), cuteddu (v. culter), pusu (pulsus), ricotu (re-collectus, tosc. raccolto), rivutari (re-volutare), sciotu (tosc. sciolto, v. exsolutus), vuturu (vulturem), vota (volata), vosi (statt volsi, v. volsit). Ebenso in scavu (tosc. schiavu, Sclave), fanella (tosc. fanella, vielleicht v. velamen).

3. In pl, bl, fl, cl, gl, tl erweicht sich l immer in j; siehe unter diesen Consonanten.

4. ll wird fast immer in den eigenthümlich sicilianischen, zwischen l u. d schwankenden Laut dd verwandelt: addattari (ad-lactare), addauru (laurus, tosc. alloro), addivari (allevare), adduari (locare, franz. louer), addumari (tosc. allumare), ammuddiri (admollire), badda (tosc. palla), beddu (bellus), cedda (cella), cirveddu (tosc. cervello, cerebrum), coddu (collum), ddà (illà), ddocu (illico = in loco, illic), ddu (illum), gaddina (gallina), gaddu (gallus), midudda (medulla), middi (mille), moddu (mollis), nuddu (nullus), peddi (pellis), pupidda (pupilla), sedda (sella), spadda (tosc. spalla, v. spathula), stadda (tosc. stalla, stabula); stidda (stella) etc.

Selten bleibt ll: sdilliggiari (tosc. dileggiare), sdilliniari (tosc. farneticare, vielleicht ex-deliriare), sdillucari (tosc. slogare, vielleicht ex-de-locare) — wahrscheinlich durch Einwirkung des vorhergehenden d.

5. lı wird zu gghi (wie franz. famille = famij'): abbaghiari (tosc. abbagliare), agghiu (allium), agghiastru (oleastrum), cogghiri (colligere), cunsigghiu (consilium), cunchigghiu (conchylium), curtigghiu (v. cortile), famigghiu (familia), figghiu (filius), fogghiu (folium), mogghi (mulier), megghiu (melius), ogghiu (oleum), pagghia (palea), pigghiari (tosc. pigliare, v. pilare, piliare), rassomigghiari (v. similis), scegghiri (exeligere), spugghiari (spoliare), tagghiari (v. talea), travagghiari (tosc. travagliare), vigghiari (vigilare).

6. l wird eingeschoben in sciaccula (aus flacula statt facula) u. a.

R. 1. Anlautendes r bleibt.

2. Im Inlaute wird es a) nicht selten verdoppelt: sdirrupu (tosc. dirupo, v. dirumpere), und sdirrupari.

b) Häufig erleidet es eine Metathesis: α) entweder der vorhergehende Consonant zieht das r an sich, und zwar, wenn dies vor dem nächsten Consonanten steht: distrubbari (disturbare), frumaggiu (tosc. formaggio, franz. fromage, v. formaceus), pri (per), primuni (pulmonem), proiri (porrigere), pruvuli (pulverem), sfrazu (tosc. sfarzo), stranutari (sternutare), trubanti (tosc. turbante, Turban); aber auch, wenn es nach dem nächsten Consonanten folgt: cattrida (cathedra), crapa (capra), crastu und crastatu (castrato), cruduzzu (tosc. codrione, von cauda), frevi (febris), Frivaru (Februarius); β) oder der folgende Consonant zieht das r an: cuncutrigghiu (tosc. cocodrillo, κροκόδειλος), furmentu (frumentum), purpaina (propaginem).

c) Enthält das Wort zwei r in verschiedenen Silben, so wird eins zu l: arvulu (arbor), cugghiandru (coriandrum, gleichs. coliandrum), rasolu (rasorium), ruvulu (robur); oder l u. r vertauschen ihre Stellen: cazzalora (tosc. casserola, Kastrol, v. ahd. chesi, kesi, Kessel), fumaloru

(tosc. fumarola), galofaru (tosc. garofano, καρυόφυλλον), gattalora (tosc. gattajuola), irvalora (tosc. erbajuolo), linaloru (tosc. linajuolo), palora (parabola), pinnaloru (tosc. pinnajuolo), quartaloru (tosc. quarteruolo), puntaloru (tosc. punteruolo) etc.

d) Auch sonst geht r in l über: avoliu (tosc. avorio, v. ebur), salga (tosc. sargia, franz. serge, v. series), scilocou (tosc. scirocco, scilocco, sirocco, v. arab. schoruq).

e) Eingeschoben findet es sich in gersominu (arab. jâsamûn), jinestra (genista), trisoru (thesaurus), truniari (tonare), trumma (tosc. tromba, vielleicht v. tuba).

f) Ausfall des r findet statt: crivu (cribrum), 'nsusu (in sursum), ghiusu (deorsum), auch ghiu, prua (prora, franz. proue).

Allgemeine Bemerkungen.

1. Als charakteristische Eigenthümlichkeit des Sicilianischen fällt zunächst das Vorwalten der reinen Vocale in die Augen. Diphthongisirung des e und u zu ie und uo findet weder in offener Silbe, wie im Toscanischen, noch in geschlossener Silbe, wie im Neapolitanischen, statt.

2. Unter den reinen Vocalen wiederum herrschen a, i, u vor, indem ursprüngliches a bleibt, e und o im An- und Inlaut in der Regel (mit Ausnahme der kurzen e in Position), am Ende ohne Ausnahme in i und u verwandelt werden, so dass also alle sicil. Wörter auf a, i, u ausgehen.

3. Im Anlaute hat das Sicil. wie das Neap. oft ein vorgeschlagenes a, das sich meist auf die Präposition ad zurückführen lässt, oft aber ohne Modification der Bedeutung vorgesetzt wird. — Anlautendes i fällt in der Präposition in regelmässig aus.

4. In Bezug auf die Consonanten befolgt das Sicil. die allgemeine romanische Regel, wonach im Anlaut die Tenuis bleibt, im Inlaute in die Media abgeschwächt wird (Ausnahmen s. unter den Consonanten). Auslautende Consonanten fallen ab.

5. Verdoppelung der Consonanten nach betonten Vocalen findet nicht selten statt, jedoch nicht so häufig wie im Neap.

6. Eigenthümlich ist dem Sicil. wie dem Neap. überhaupt die Vermeidung der gequetschten Aussprache des j (gi) und des c (ci), welches häufig den scharfen Zischlaut annimmt (z statt ci, zz statt cci).

7. Die meisten Wandlungen erleidet l, indem einfaches l theils in r übergeht, theils in den verwandten Vocal u sich auflöst, theils ohne allen Ersatz ausfällt, ll aber in dd, li in gghi verwandelt wird.

8. Der beweglichste Consonant ist r, das bald von einem vorhergehenden, bald von einem folgenden Consonanten angezogen wird, bald mit l seine Stelle tauscht.

9. Zu den hervorstechendsten Lautwechseln gehört die Verwandlung des pl (pj) in chi, wie im Neap., und des fl in sci (xe, ci), wie im Neap., Calabr. und Portug.

10. Eigenthümlich ist endlich die stehende Assimilation von nd in nn, welche das Sicil. mit dem Neap. gemein hat.

Wittenberg. Dr. Wentrup.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Die Sitzung vom 21. September 1858 wurde zu einem bedeutenden Theile durch geschäftliche Mittheilungen u. s. w. in Anspruch genommen. Dann sprach Herr Hartung über zwei Programme Mommsen's „Ueber die Kunst des deutschen Uebersetzers." — Herr Sachs gab Notizen aus fremdländischen Zeitschriften und legte Zeitungen und kleinere Schriften im Graubündtner Volksdialekte vor. Zwei eingesandte Aufsätze, des Herrn Müller in Köthen „Ueber das Studium angelsächsischer Sprache und Literatur in Deutschland" und des Herrn F. v. E. in Nowgorod (mitgetheilt durch Herrn Fedor Possart) „Ueber eine höchst merkwürdige Erscheinung in der russischen Sprache," wurden vorgelesen und ausführlich debattirt.

In der Sitzung vom 26. October las Herr Heller über die französischen Quellen des Schiller'schen Don Carlos. Er zeigte zunächst, dass in der St. Real'schen Novelle, die bekanntlich dem deutschen Drama zu Grunde liegt, alle Charaktere des Stückes, mit Ausnahme des Marquis Posa, gegeben sind, und trat sodann den Beweis an, dass Schiller nicht nur die genannte Novelle, sondern auch eine aus den Motiven und Charakteren derselben aufgebaute Tragödie des Campistron benutzt habe. Vorläufig zeigte er aus dem Inhalte im Allgemeinen, wie aus einer grossen Zahl, zum Theil schlagender Einzelnheiten, dass der Andronique des französischen Dichters nichts Anderes ist, als der St. Real'sche Don Carlos, aus höfischen Rücksichten in byzantinisches Gewand verkleidet.

Herr Heinrichs theilte aus einem 1737 gedruckten Koppenbuche zur Charakteristik der Gelegenheitspoesie jener Zeiten mehrere Proben mit, namentlich einige Verse des bekannten B. Schmolcke und ein an Inhalt, Form und Umfang entsetzliches Gedicht des kaiserlich gekrönten Poeten Gottfried Lincke.

Zum Schlusse las Herr Döbbelin einen Brief Carlisle's an Goethe vom Jahre 1828, das häusliche Leben Carlisle's und den Dichter Burns betreffend. Die Herren Hartung und Franz fügten dem Mitgetheilten einige Bemerkungen hinzu.

Da das erste Vereinsjahr abgelaufen, so schritt man statutengemäss zur Neuwahl des Vorstandes, und wurden sämmtliche Mitglieder des alten für ein ferneres Jahr beibehalten.

Sitzung vom 9. November. Herr Heller lieferte den zweiten Theil seiner Arbeit über die Quellen des Don Carlos. Nachdem er den Gesichtspunkt für seine Kritik im Allgemeinen festgestellt, zeigte er an einer langen Reihe von Beispielen, wie Schiller's Don Carlos, namentlich die erste Ausgabe desselben, in der Oekonomie des Stückes sowohl, wie in der Zeichnung einzelner Charaktere und in der Diction sogar, vielfach an das Campistron'sche Stück erinnere. Ohne der Selbständigkeit Schiller's zu nahe treten zu wollen, wies der Vortragende nach, wie die Masse dieser Uebereinstimmungen hier blossen Zufall anzunehmen nicht gestatte; man müsse mehr oder minder unwillkürliche Reminiscenzen statuiren; dürfe auch wohl einige Inconsequenzen und andere Schwächen in Führung der Handlung, in Motiven und Charakteren aus dem Einflusse herleiten, welchen die Bekanntschaft mit Campistron auf die Conceptionen des deutschen Dichters geübt habe. Mit einem Blicke auf das Verhältniss des Schiller'schen Genius zu dem Talente des Franzosen schloss der Vortrag. — In einer kurzen Debatte erhoben sich für die Originalität Schiller's die Herren Freyschmidt, Lazarusson, Kleiber und Städler; das Gewicht der von Herrn Heller angeführten Thatsachen ganz zu beseitigen, wollte nicht gelingen; es auf das Maass des für Schiller Unverfänglichen zu reduciren, war der Verfasser selbst gern bereit. — Zur Charakteristik des historischen Don Carlos trug Herr Freyschmidt folgende, aus den Archiven von Simancas jüngst mitgetheilte Gedichte des Prinzen an die Königin Elisabeth vor:

1) Par un dizain, Madame, j'ay vu
Du roi absent la royne se plaint fort,
Mais pour cela aussi j'ay apperçu,
Que cause suis de ce grand décomfort.
Confessez-moi, si de juger aye tort,
Que votre main l'a écrit pour le roy,
Et votre espoir l'a seul pensé pour moi!
Répondez-donc, ou je suis trépassé
Sans votre cœur, très-bien j'aperçois;
Vivez donc du mien qui pour vous m'a laisé.

2) Auf Elisabeth's Lieblingspapagei.

Si vous vouliez, o heureux Perroquet,
Ma volonté et mon affection
Bien déclarer par votre bon cacquet!
Si vous pouvez dire ma passion,
Etant au lieu de ma dévotion,
L'on prêteroit plus volontiers l'oreille
A vous disant ma douleur non pareille,
Que si moi-même en disois vérité.
Perroquet donc, je vous prie et conseille,
Parlez pour moi, puisque este écouté.

3) Puisque parler, Madame, est un allégement
A mon grief mal, je rompray le silence,
En vous disant mon ennuy et tourment:
Bien n'a servi ma longue patience!
Vous, qui avez d'amitié cognaissance,
Veuilez de moi prendre compassion,
Et entendez ma déploration.
Car un ingrat cause est de mon souci,
Un homme plein de tant de fictions,
Qu'il ne mérite avoir de luy merci!

Darauf las Herr Immanuel Schmidt den Anfang eines Aufsatzes über die literarisch-geselligen Kreise englischer Dichter und Schriftsteller. Mit einer etymologischen Behandlung des Wortes club beginnend, führte er in launig gehaltenen Skizzen durch die Weinschenken der Tage Shakspeare's und Johnson's, durch das Kaffeehaustreiben der Zeit des Dryden, und brach vorläufig bei Goldsmith und dessen Zeitgenossen ab.

Die Sitzung vom 23. November eröffnete Herr Sachse mit einer Uebersicht über den Inhalt der Nummern 5 bis 8 des „Anzeigers für die Kunde der deutschen Vorzeit," nebst kurzen Bemerkungen über den Werth der einzelnen Beiträge.

Demnächst hielt Herr Lazarusson folgenden Vortrag:

Die Abhandlung des Dr. Steinthal „über den Ursprung der Sprache" ist in einer zweiten umgearbeiteten Auflage erschienen. Schon in der ersten Auflage hatte der Verfasser die Ansichten Früherer über denselben Gegenstand ausführlicher dargestellt und einer Kritik unterworfen, deren Resultat dahin lautet, dass Wilhelm von Humboldt, so wenig sich bei ihm eine schliesslich genügende Lösung der Aufgabe finde, doch den Weg zum Ziele am deutlichsten erkannt und den vorliegenden Problemen ihre schärfste Fassung gegeben habe, dass man deshalb in Humboldt's Spuren weiter gehen müsse, um in der Erkenntniss der Sprache fortzuschreiten. In der neuen Auflage hat der Verfasser die betreffenden Schriftsteller in chronologischer Ordnung besprochen und auf mehrere neuere Rücksicht genommen, die sich über die Frage ausgesprochen haben, auf Jacob Grimm, auf Schelling, der im ersten Bande seiner „Philosophie der Mythologie" gelegentlich auch die Entstehung der Sprachen berührt, auf Heyse, dessen System der Sprachwissenschaft der Verfasser herausgegeben hat, und auf den Franzosen Renan. Des Verfassers selbständige Ausführungen erscheinen gegen die erste Auflage in wohlthuender Weise stellenweise in's Kürzere gezogen oder bestimmter gefasst.

Die Frage nach dem Ursprung der Sprache hat eine doppelte Bedeutung. Entweder nämlich handelt es sich um den einmaligen oder um den jedesmaligen Ursprung derselben. Die Schriftsteller über diesen Gegenstand aus dem vorigen Jahrhundert wurden eigentlich durch das Interesse der Curiosität geleitet, wie es doch gekommen sei, dass die Menschen ein so fein ausgebildetes System von Lauten besitzen zum Zweck der Gedankenmittheilung. Bei ihnen war die Frage: unter welchen geschichtlichen Bedingungen, in welchen ursprünglichen Formen ist die Sprache zuerst entstanden? Die Antwort konnte dreifach gegeben werden: entweder die Sprache ist durch göttliche Offenbarung den Menschen gegeben worden, oder Menschen haben mit weiser Ueberlegung die Sprache erfunden und allmälig fortgebildet wie andre Künste auch, oder drittens: es wurde der

Punkt in der menschlichen Geistesthätigkeit nachgewiesen, der nothwendig ohne die Hülfe der bewussten Reflexion und bestimmter Absicht die Sprache entstehen liess. Letzterer ist der Standpunkt Herder's. — Seitdem Humboldt in der Sprachwissenschaft Epoche gemacht hat, ist es eine allgemein anerkannte wissenschaftliche Thatsache, dass die Sprache nicht so gleichgültig und äusserlich dem Begriff gegenübersteht, wie das Zeichen dem Inhalt, dass der Geist nicht ohne die Sprache, die Sprache der ganze Geist in einer gewissen Erscheinungsform ist. Die Sprache gilt daher uns Allen nicht mehr als ein einmal Entstandenes, sondern als eine lebendige Thätigkeit, die sich immer neu gebärt in jedem Sprechen, und die Frage nach dem einmaligen, göttlichen oder menschlichen Ursprung der Sprache durch Reflexion oder durch innere Nothwendigkeit hat keinen Sinn mehr. Man könnte eben so gut nach dem geschichtlichen Ursprung des Denkens fragen.

Steinthal's Abhandlung über den Ursprung der Sprache fasst die Frage in einem ganz andern Sinne, wenn er sich dessen auch nicht recht bewusst ist. Er liefert nicht etwa eine historische Darstellung, wie im Wesentlichen Grimm in seiner gleichbenannten Abhandlung. Es handelt sich bei ihm um die innere Bedeutung der Sprachthätigkeit bei Individuen und Völkern. Der Verfasser ermittelt das Wesen der Sprache in ihrem Verhältniss zu den einfachen psychologischen Processen der Vorstellung. Er will die Genesis des Sprechens in der individuellen Seelenthätigkeit darstellen. Darum wird ihm eine Untersuchung über das Wesen der Sprache zu einer solchen über ihren jedesmaligen Ursprung in jedem individuellen Geiste.

Der Verfasser will in Humboldt's Sinn fortschreiten, und wo dieser im Dualismus stehen geblieben ist, die rechte Vermittlung der Gegensätze finden. Humboldt hat erkannt, dass die Sprache nicht ein Ding ist, sondern die reine Thätigkeit des Geistes. Aber dann fasst er doch auch wieder die Sprache als eine geistige Kraft unter anderen. Humboldt hat eine ganze Reihe von Fragen offen gelassen. Wenn jeder Einzelne im Sprechen die Sprache neu ergänzt, woher kommt der feste Niederschlag dieses ewig wiederholten Processes in stehender Wort- und Formenbildung? Woher kommt es, dass der Sprechende auch verstanden wird? Der Nationalgeist wird erst durch die bestimmte Sprache erzeugt. Woher also kommen die einzelnen unterschiedenen Sprachen, wenn sie doch aus der nationalen Eigenthümlichkeit nicht hervorgehen können, sondern umgekehrt diese aus jenen erklärt werden muss? Wenn Humboldt mit seinem geistvollen Blicke in das innerste Wesen der Sprache doch die historischen Erscheinungsformen derselben nicht in Einklang zu bringen vermag, so bedarf er einer Ergänzung, welche die Resultate seines Denkens gelten lässt, sie aber im Einzelnen begründet und erläutert.

Der Verfasser schlägt zu diesem Zweck den Weg der psychologischen Forschung ein. Ihm kommt es vor Allem darauf an, den Irrthum zu beseitigen, der besonders durch K. F. Becker sich weitverbreitete Geltung verschafft hat, als ob die Sprache eine metaphysische Potenz sei, die sich, unabhängig von dem individuellen Geiste und nur durch diesen hindurch wirkend, in organischer Gesetzmässigkeit eine ihr angemessene Realität verschaffe, und ferner, als ob die Sprache nicht etwa bloss das Organ des Denkens, sondern nach einem vom Verfasser als unklar und uneigentlich getadelten Ausdruck das Denken selbst in leiblicher Erscheinung sei. Die Sprache ist nach dem Verfasser weder ein Organismus in jenem Sinne, als ob sie sich nach ihrer innerlich angelegten Form zu einem vernünftigen System realisirter Zwecke selbst zu gestalten vermöge, noch steht sie in irgend einer wesentlichen Beziehung zur Logik (d. h. in Becker's Sinne zur innern Natur des Denkens überhaupt), sondern sie ist ein psychologisches Product, erzeugt in dem Verlauf der mechanischen Processe, die mit den einfachen Elementen der Vorstellungen in der Seele vorgehen, — und sodann — nun ist nicht mehr von der Sprache, sondern vom Wort die Rede — das Wort

ist nur ein Apperceptionsmittel, gegen den Inhalt des Begriffs selbst gleichgültig, ein Zeichen, eine Art von mathematischer Formel, die, als Resultat gewisser Seelenvorgänge, selbst wieder neue Affectionen der Seele veranlasst. Da wären wir also richtig wieder auf dem alten Fleck, grade da, wo Herder und seine Zeitgenossen auch standen.

Es kann nicht unsre Aufgabe sein, die in ihrem Tone unglaublich masslose Polemik gegen K. F. Becker, zu welcher der Verfasser sich in seinem Buche: „Grammatik, Logik und Psychologie" vergessen hat, zu charakterisiren. Nur so viel wollen wir bemerken, dass es weder in jenem Buche, noch in der vorliegenden Abhandlung zu irgend einem erklecklichen Resultate kommt, welches den hochmüthigen Ton des Verfassers irgendwie zu rechtfertigen im Stande wäre. Keine der Fragen, die der Verfasser selbst aufwirft, ist zu irgend welcher Lösung gebracht oder auch nur ernstlich in Angriff genommen worden. Die erste Grundwahrheit in Becker's Anschauungsweise scheint dem Verfasser am meisten unfassbar gewesen zu sein, dass das Wort als lebendiges Wesen gar keine selbständige Existenz ausserhalb des Satzes habe. Ihm ist nach guter alter Weise der Theil früher als das Ganze, der Laut älter als das Wort und das Wort älter als der Satz. Es kostet oft viele Mühe, sich durch allerlei Hin- und Hergerede bei dem Verfasser durchzuarbeiten, und den Kern dessen herauszufinden, was er eigentlich will. Dasjenige, worauf der Verfasser den meisten Nachdruck legt, ist die psychologische Ableitung der Sprache, der Begriff der innern Sprachform und die Völkerpsychologie.

Der Verfasser will die vorliegende Form aus dem metaphysischen Gebiet auf psychologischen Boden ziehen. Männern, die, wie Heyse, die Sprache als Erzeugniss der objectiven Vernunft auffassen, die über das Individuum hinübergreife, entgegnet er ganz naiv, wie denn doch der objective Geist in den subjectiven hineinwirken könne? Als ob er nie von Volkspoesie, von Rechtsbewusstsein, von Religion habe sprechen hören. Schelling, der in seiner umgreifend tiefsinnigen Construction der Religionsentwicklung das Bewusstsein zum Kampfplatz der das Universum umfassenden allgemeinsten Potenzen macht, und die Sprache in einem Momente dieses Kampfes entstehen lässt, fertigt er kurz ab mit der geistreichen Bemerkung, das sei Dämonologie; nach Schelling sei Satan der Urheber der Sprache. Und was bietet er selbst? Diese Reflexbewegungen, die gewisse Seelenvorgänge begleiten, wie können sie ein Gegenstand des Verständnisses für eine andere Seele werden? Wie kann da eine Volkssprache sich bilden, wo die Individuen atomistisch durch sich bestehen sollen ohne die Gebundenheit an die Substanz des Volkslebens? Der Verfasser denkt sich die menschlichen Individuen etwa so wie die Steine in einem Steinhaufen. Er vermeint die Sprache aus einem Zustande des Geistes, wie wir ihn heute finden, ableiten zu können. Aber nicht einmal ein Baustyl, ein Volkslied, ein tiefes Rechtsleben erzeugt sich heute. Die Sprache ist eine culturgeschichtliche Erscheinung und ihre Bildung nur in dem Urstande der Menschheit denkbar, wo es noch gar keine Individuen gab, die selbständig aus der Gesammtheit herausgetreten wären, wo die Masse noch ununterschieden und gleichartig in jedem Individuum sich nach ihrem eigentlichen Lebensinhalt neu gebar, wo der Gedanke des Einen der Gedanke Aller, das Gefühl des Einzelnen das Gefühl der Gesammtheit war. Die qualitativen Differenzen, die in dem Menschengeiste durch die geschichtliche Entwicklung entstehen, wegleugnen, ist unhistorisch und unkritisch, eben so unkritisch, wie das mechanisch-mathematische Gesetz unbesehen zum Gesetz auch der psychischen Erscheinungen zu machen. Es ist in der Sprachthätigkeit wohl zu unterscheiden zwischen der ursprünglichen Schöpfung und dem Nachschaffen. Wir bilden nur nach, was der Volksgeist für uns erzeugt hat.

Die Sprache ist Thätigkeit der Gattung, und des Einzelnen nur, insofern er der Gesammtvernunft der Gattung einverleibt ist. Das Individuelle

der Empfindung drückt keine Sprache aus. Die Sprache hat einen Sinn nur im Gemeinschaft und Mittheilung. Der Einzelne hat keine Sprache. Keine Betrachtung der individuellen Seele kann die Sprache erklären. Und warum äussert sich der Vorgang der Apperception grade im Laut? Dass es eine physiologische Thatsache sei, ist keine Erklärung. Die „organische" Auffassungsweise versucht freilich nachzuweisen, dass das Denken seiner Natur nach keine angemessenere Form der Erscheinung finden kann, als den zeitlichen Process, der für das Gehör ist. Aber diese Auffassungsweise fällt ja in gleiche Reihe mit der Naturphilosophie, auf die nach der Ansicht des Verfassers alle ernsten Forscher mit „Verachtung" herabsehen.

Der gesammte Fortschritt des deutschen Geistes seit hundert Jahren lässt sich in dem wiedergewonnenen Begriff des Organismus zusammenfassen. Es ist erkannt worden, dass das Universum ein System vernünftiger Zwecke sei, dass die bewusste Absicht des Menschen Nichts vermöge, dass Reflexion und Einsetzung die objectiven Grundlagen des Daseins nicht erklären, dass die Ideen ein geschichtliches Leben führen und sich nach innerer Zweckmässigkeit eine vernünftige Existenz geben. Ein solches existirende Ganze nun, das aus eigenem innern Kerne erwachsen ist, in dem das Ganze und die Theile in ewig zweckmässiger Wechselwirkung einander dienen, das ist ein Organismus, und in diesem Sinne ist nach Becker auch die Sprache ein Organismus. Wer das leugnet, muss behaupten, dass die Sprache entweder willkürlich gemacht sei oder kein solches vernünftiges System darstelle, in welchem das Kleinste das Grösste erkläre und umgekehrt. Damit fiele man aber aus dem Zusammenhange unsrer heutigen Wissenschaft heraus. — Die Sprache enthält thatsächlich nur allgemeine Begriffe, kann nur Gedanken und absolut nichts Anderes ausdrücken. Die Seele, die in der Sprache lebt, kann also nur das Denken selbst sein, und wenn sie beide nicht bloss äusserlich auf einander bezogen sein sollen, so muss die innere Natur des Denkens auch in der Sprache erkannt werden können. Jene innere Natur des Denkens hat die metaphysische Logik der Identitätsphilosophie zu entwickeln gesucht. Es ist ebenso wenig ein Wunder, dass die Sprache die Kategorien der Logik wiederbringt als dass im Recht die innere Natur des vernünftigen Wollens deutlich wird. Mit der formalen Logik, wie sie der Verfasser versteht, hat freilich die Sprache Nichts zu schaffen.

Nächst der psychologischen Ableitung der Sprache legt der Verfasser den Nachdruck auf den Begriff der innern Sprachform als der besondern Weise der Vermittlung, durch welche der Vorstellungsinhalt in den Laut niedergelegt wird. Humboldt hat diesen Begriff schon besonders hervorgehoben, Becker hat in seinen Betrachtungen über das Wort in seiner organischen Entwicklung dieses wesentliche Moment genau ausgeführt, z. B. wie Abstractes durch sein Ebenbild in sinnlicher Erfahrung bezeichnet, wie die Zeit auf den Raum zurückgeführt wird, und Aehnliches. Es ist als richtig anzuerkennen, dass in der innern Sprachform ein gut Theil des lebendigen Wesens der Sprache begriffen wird. Aber ein neues Resultat ist damit nicht gewonnen. Die Erkenntniss der innern Sprachform wäre nur dann eine psychologische Aufgabe, wenn die Beziehungen der Gedanken andere wären, als die Verhältnisse der Dinge.

Noch ein Drittes hebt der Verfasser hervor: Die Verschiedenheit der Sprachen soll sich aus der Völkerpsychologie begreifen lassen. Nun ist es ohne Zweifel richtig, dass die verschiedenen Volksgeister sich kaum irgendwo so treu abspiegeln, als in der Verschiedenheit des Sprachbaues. Es ist auch zuzugestehen, dass bisher die Art, wie sich die geistige Eigenthümlichkeit der Völker in ihren Sprachen ausprägt, weit weniger Gegenstand der Untersuchung gewesen ist, als etwa die nationale Charakteristik der Kunststyle, der Religionen, der Sitten und Rechtsformen. Die Sprachwissenschaft hat für das äussere chronologische und ethnologische Gerüste der Geschichte Erstaunliches geleistet. Die innern Momente der Cultur-

geschichte sind eigentlich bisher nur bei Römern und Griechen durch das Mittel der Grammatik dargestellt worden. Es wäre gut, wenn die Sprachforschung auf solche Ziele gelenkt würde. Aber es ist einseitig, diese Volksgeister etwa nur an den Sprachen messen zu wollen, und ganz unbegreiflich ist es, wie man diese Art culturhistorischer Betrachtung Völkerpsychologie nennen kann. Es gibt in den Völkern eine gemeinschaftliche Gesinnung, gemeinschaftliche Grundtriebe und Richtungen des sittlichen und intellectuellen Charakters. Ja, durch dieses Gemeinschaftliche wird erst aus der Menge der Individuen ein Volk, durch jenes allein haben die Individuen eine wahrhaft menschliche Existenz. Man spricht also mit Recht von einem nationalen Geiste. Aber eine Seele hat doch nur der Einzelne, und die „exacte" Psychologie wird doch wohl kein Gelüste empfinden, ihre mechanischen Processe auch in der Entwicklung des Volksgeistes wiederzufinden. Hier ist doch sonst grade einer der Punkte, wo der Psychologie der Athem ausgeht. In der Erfahrung sehen wir immer nur Einzelne. Die Volksgeister sind nicht sinnlich wahrnehmbar. Die Erfahrung hört hier auf. Das Volksleben lässt sich ohne die „angeborne Idee," gegen die der Verfasser einen so grimmigen Hass fühlt, ohne die ursprüngliche Richtung nicht begreifen. Nur der Einzelne hat Vorstellungen und Wahrnehmungen, empfindet und appercipirt. Die Gesammtheit kann es nur in dem Einzelnen. Die „Völkerpsychologie" ist daher entweder nur ein schlechter Ausdruck für den alten Begriff der Culturgeschichte, oder sie hat gar keinen Sinn.

Referent hat sich weder davon überzeugen können, dass in vorliegender Abhandlung irgend ein wesentlicher Fortschritt in der Erkenntniss der Sprache gewonnen ist, noch davon, dass ein solcher auf dem von dem Verfasser eingeschlagenen Wege überhaupt gewonnen werden kann.

An diesen Vortrag knüpften sich einige Bemerkungen der Herren Mahn und Hartung. — Dann berichtete Herr Berduschek über Hjort's Deutsches Lesebuch für Dänischsprechende; er erklärte dasselbe, wiewohl es ein rechtes Bild unsrer Nationalliteratur nicht gebe, im Ganzen doch für eine achtbare Leistung.

Es folgte ein Vortrag des Herrn Mahn über die Geschichte des Wortes Alkohol. Derselbe empfahl die von Herrn Korte eingesandten Ergänzungen zum Dictionnaire de l'Académie, nachdem er, sowie Herr Plötz und Herr Herrig, Manches, vervollständigend und berichtigend, hinzugesetzt hatte.

Nach einer Hinweisung des Herrn Heising auf einen sprachlich vielleicht zu begründenden innigeren Zusammenhang zwischen den Stämmen Oberdeutschlands und den Nordgermanen, im Gegensatze zu den Franken Mitteldeutschlands, legte der Vorsitzende das an Briefen, Aufsätzen und Büchern seit dem letzten Versammlungstage Eingegangene vor.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. V. Jahrgang. Nro. 5 — 8.

Die wissenschaftlichen Mittheilungen dieser Nummern bilden:
Schluss der Mittheilung über die Gefangennehmung des Grafen Reinhard von Solms. Von Dr. Joh. Voigt in Königsberg.

Ein bisher unbekannter Spruch auf die Stadt Nürnberg. Von Dr. K. Barack, Bibliothekssecretair des Germ. Museums. Mit diesem Titel benennt der Dr. Barack ein etwa 750 Verse enthaltendes, bisher weder Geschichtsforschern, noch Bibliographen bekanntes Gedicht aus dem Jahre 1490 von Kuntz Hass. Ob dieser Dichter, ein Meistersänger, wie aus dem Anfange des Gedichts (von jugent auf so het ich gunst — zu schöner meisterlicher kunst) hervorgeht, auch der Verfasser eines 1494 in Bamberg gedruckten Spottliedes auf Herzog Albrecht von Sachsen sei, ist eine Vermuthung von Sprenger, die erst einer näheren Untersuchung bedarf. Das Buch ist gedruckt, aber Seitenzahlen, Kustoden und Signaturen, so wie die Angabe von Druckort, Drucker und Druckjahr fehlen. Der Text ist ohne alle Interpunction, der Druck nicht ohne Fehler, die bei der grossen Anzahl alter Ausdrücke mitunter Schwierigkeiten im Verständnisse hervorrufen. Eigenthümlich ist der Gebrauch ein und derselben Type für K und R, wie er bisweilen, wohl nur aus Versehen, in Schedels Chronik (Nürnberg 1493) vorkommt.

Meister Altswert. Fortsetzung und Schluss. Prof. von Keller in Tübingen gibt zu dem von ihm im Stuttgarter Vereine herausgegebenen Werke Lesarten und einzelne Bemerkungen.

Die Pfarrkirche zu Breckerfeld. Von Dr. W. Lübke in Berlin. Kurze Beschreibung einer Herrn Lübke früher unbekannt gebliebenen und deshalb in seinem Buche über die westphälische Kunst nicht erwähnten alten Kirche eines kleinen protestantischen Städtchens im Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hagen.

Unterirdische Gänge. Von A. Birlinger in Tübingen. Der Anzeiger hat schon mehrmals der unterirdischen Gänge gedacht. Auch von der in der Nähe der Stadt Rottenburg rechts vom Neckarufer hochgelegenen Weilerburg führt ein unterirdischer Gang in die Stadtpfarrkirche von St. Moritz in Rottenburg - Ehingen. Da sollen die Hohenberger allemal in die Kirche vierspännig heruntergefahren sein. Häufiger finden sich Gänge nach dem Volksglauben zwischen Burgen und Schlössern, Burgen und Klöstern. Viele solcher Gänge haben existirt, existiren theilweise noch; viele hat die Volksphantasie geschaffen. Veranlassung dazu mögen gegeben haben die ungeheuren Kellerräume mancher Klöster, Sicherheitsgänge in's Freie bei Ueberrumpelung

und Raubanfällen von Burgen, wohl auch kleinere oder grössere Wasserabzüge, kloakenartige Kanäle. In der Nähe von Rottenburg sind die römischen Wasserleitungen und alte verschüttete Römergewölbe zu beachten.

Das Gemeindeinstitut der Nachbarschaft. Von Alex. Grebel, Königl. Friedensrichter in St. Goar. Dies Institut der Zehner oder zehn Nachbarschaftsmeister, welches in der Stadt St. Goar schon gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vorkommt, ging mit dem Verlust der Freiheit und der Selbstverwaltung der Städte zu Grunde. Es erscheint überall als das Organ, durch welches die Bürgerschaft ihre Beschwerden gegen Massregeln des Raths vorbrachte, das Volk in seinen Gerechtsamen und Freiheiten schützte, bei Prozessen unterstützte und nach Art der Volkstribunen den Stadtrath controlirte und sein Veto einzulegen berechtigt war.

Zur Münzkunde der Abtei Nienburg. Von Th. Stenzel, Pastor in Nutha bei Zerbst. Der Aufsatz vindicirt mehrere Münzen der Abtei Nienburg bei Halberstadt, von der die Numismatiker bis zum Jahre 1846 noch keine kannten.

Der Freistuhl an der breiten Eiche. Von J. S. Seibertz, Kreisgerichtsrath zu Arnsberg. Schluss. Der Verf. sucht zu erweisen, dass der genannte Freistuhl zur Freigrafschaft Hunden gehört und nahe an der Nassau-Siegenschen Gränze stand: ein Resultat, mit dem auch Berck in der Geschichte der westphälischen Femgerichte einverstanden ist.

Albert, Erzbischof von Riga und seine Sippschaft in aufsteigender Linie. Von E. F. Mooyer in Minden. Der Verf., als Genealoge hervorragender mittelalterlicher Männer und Geschlechter seit langer Zeit wohl bekannt, verbreitet sich hier mit gewohnter Gründlichkeit in mehreren Nummern über den gedachten Prälaten.

Ueber die Bedeutung von Freimarkt. Von Hofr. Dr. Zöpfl in Heidelberg. Dieser Aufsatz ist ein interessanter Beitrag zur Lexicographie und genaueren Kenntniss mittelalterlicher Zustände. Freimarkt bezeichnet nach des Verf. Ansicht einen Markt (Forum) in der alten Bedeutung von mallus, Gericht oder Ding, welches nach gegenseitiger freier Einwilligung errichtet (gewillkohrt) ist. Es wurden ein Richter und Schöffen ernannt und vor diesen Kaufgeschäfte, wie vor ordentlichen Gerichten, gemacht; ähnlich den sogenannten Winkelbörsen der neueren Zeit.

Die Handschriftensammlung des germanischen Museums. Von Dr. K. Bartsch, Prof. in Rostock. Da von den für deutsche Dichtung wichtigen Fragmenten und Handschriften des Museums die früheren Jahrgänge dieser Zeitschrift bereits Nachricht gegeben haben, bespricht Herr Bartsch hier einige Manuscripte, die seitdem durch Kauf oder Schenkung zur Sammlung des Museums hinzugekommen sind. Es sind dies: 1) von Ulrich von Eschenbachs Alexander 1 Pergamentblatt aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, 348 Verse in gutem Texte. 2) von Ulrich von Türheims Willehalm, ein Pergamentdoppelblatt des dreizehnten Jahrhunderts in Quarto. Das Bruchstück bietet einen alten und sorgfältig geschriebenen Text, der einem künftigen Herausgeber des Gedichts gewiss von Werth sein wird. 3) von Enenkels Weltchronik 5 Blätter einer Papierhandschrift des vierzehnten Jahrhunderts in Quarto. Der Text ist schlecht. 4) von dem Renner 1 Pergamentblatt des vierzehnten Jahrhunderts in Kleinfolio. Die Handschrift stimmt so genau mit der Erlanger, die der Bamberger Ausgabe zu Grunde liegt, dass sie nur zwei verschiedene Abschriften aus einer Handschrift sein können. Für die Kritik ist sie von grosser Wichtigkeit, wie Rückert in seiner nächstdem erscheinenden Ausgabe näher darzulegen haben wird. 5) ein Bruchstück aus Philipps Marienleben: Zwei Papierblätter in Quarto aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Der Text ist bairisch und schon deswegen werthlos, aber das mittel-

deutsche Original, das Rückert's Ausgabe gewaltsam zu einem oberdeutschen umarbeiten will, bricht auch durch die Verderbniss dieses jungen Textes noch hindurch. 6) aus dem 31. Buche des Speculum historiale des Vincentius Bellevacensis einige Kapitel.

Gambrinus. Von Dr. Runkel in Düsseldorf. Herr Dr. Runkel trägt kein Bedenken, diesen vielgepriesenen, noch unenträthselten König von Flandern-Brabant zu entschleiern. Gambrinus ist ihm eine flandrisch-deutsche Verdrehung aus Jan Primus, Johann der Erste von Brabant. Diese Conjectur hat wenig Wahrscheinlichkeit.

Das Altargemälde in der Kirche zu Artelshofen. Vom Pfarrer Fischer in Artelshofen. Kunstfreunde und Kunstkenner werden aufgefordert, über den Künstler, dessen Monogramm mitgetheilt wird, Auskunft zu geben. Das Gemälde ist werthvoll, bis jetzt aber noch nicht vollständig erklärt.

Spielkarten vom fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Von Dr. von Eye. Dem Bericht über Beschaffenheit und eigenthümliche Art dieser alten Karten ist ein Blatt mit 8 Abbildungen beigefügt. Die Zahl derselben beläuft sich auf 83, welche mehr oder weniger gut erhalten sind und dem Germanischen Museum angehören. Mehrere derselben sind schon in Nro. 7 des vorigen Jahrganges besprochen worden.

Zur Cometen-Literatur. Von E. Weller in Zürich. Nachträgliche Angabe von 5 Schriften über den Cometen von 1577, sämmtlich aus den Jahren 1577 und 1578. Vgl. Anzeiger 1857 Nro. 10 und 11.

Ein gereimter Liebesbrief aus dem sechzehnten Jahrhundert. Mitgetheilt von Prof. Dr. Ign. Zingerle in Innsbruck. Ein handschriftliches fliegendes Blatt vom Jahre 1548 in Südtyrol aufgefunden; es besteht aus 37 Zeilen, die auffallender Weise nicht alle nach den Reimen abgesetzt sind, ungeachtet es scheint, als sei dies beabsichtigt.

Der früheste deutsche Holzschnitt in Tondruck. Bisher ist bekanntlich die Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht nach Aegypten von L. Cranach vom Jahre 1509 für den ältesten Holzschnitt gehalten, der mit mehreren Platten gedruckt vorkommt. Auf der Bibliothek zu Erlangen befindet sich aber der Kaiser Maximilian zu Pferde von Burgkmaier in Tondruck vom Jahre 1508. Dies Blatt, wo es im Schwarzdruck erscheint, trägt die Jahreszahl 1518. Es ist nach Herrn von Eye anzunehmen, dass zum Zweck eines zweiten Abdrucks die 0 mit einer 1 vertauscht sei.

Zur Geschichte der Trachten. Von R. von Rettberg in München. Da über das Beinkleid des Mittelalters häufig nicht bloss bei Künstlern eine irrige oder doch unklare Vorstellung herrscht, gibt Herr Rettberg eine kurze, sehr interessante Skizze des mittelalterlichen Beinkleides. Schon die alten Franken trugen Beinkleider von gewalkter Wolle um die Hüfte mit einer Schnur oder einem Riemen gehalten. Die Longobarden trugen von der Wade abwärts weisse Strümpfe, seit Anfang des siebenten Jahrhunderts auch Hosen, über die sie beim Reiten wollene Gamaschen zogen. Unter den Karolingern ist das Beinkleid lang, eng anschliessend und besetzt, unter den Knieen festgeschnürt. Als Karl der Grosse auf der Jagd einen Auerochsen nicht gehörig traf, zerriss ihm das wilde Thier den Schuh und die Beinbinde. Da wollten alle seine Begleiter ihre Hose „hossas suas“ (Mon. Lang. 2, 8) ausziehen. (Noch jetzt ist hôese im westphälischen Plattdeutsch, eben so im Ostfriesischen und anderen niederen Gegenden so viel als Strumpf, dagegen büchse so viel als Hose.) Ueber das Beinkleid des zwölften Jahrhunderts geben uns namentlich die Bilder des hortus deliciarum (um 1175) die klarste Anschauung: Unten enganschliessende hoch bis zur Hüfte hinaufreichende Strümpfe, oberhalb derselben sehr weite, förmliche Pluderhosen,

meistens weiss, wohl von Leinwand. Diese heissen eigentlich bruoch. S. Parz. 588. Herzog Ernst 2634. Parz. 168, 2. Erst in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts kamen diese Pluderhosen wieder ab und seitdem kam das eigentliche lange Beinkleid auf.

Zur Geschichte des deutschen Judenrechts. Von Prof. Dr. Gengler zu Erlangen. In den neuern rechtshistorischen Werken blieb bis jetzt auffallender Weise ein Document von grösster Bedeutung unbenutzt. Es ist dies die Urkunde König Ruprechts vom Jahre 1407, zuerst von Jos. Chmel im Anhange zu den Regesta chronologico-diplomatica Ruperti Regis Romanorum 1834 vollständig veröffentlicht. Durch dieselbe wird einem gewissen Ysrahel oder Israhel das Amt eines obersten Hochmeisters der Judenschaft für die gesammten deutschen Lande übertragen.

Die Wasunger Schützenordnung vom Jahre 1611. Von Prof. Brückner in Meiningen. Dieselbe ist als ein Bild der dem dreissigjährigen Kriege vorangehenden Zeit und ihres kleinstädtischen Lebens nicht ohne Bedeutung.

Bruchstück einer Magdalenenlegende. Von Prof. Dr. Kelle in Prag. Zwei Pergamentblätter in Folio aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts enthalten einige hundert Verse, von denen 54 als Probe mitgetheilt werden.

Ueber die Bilderräthsel des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Der Verfasser dieser Zusammenstellung alter Rebus hat sich nicht genannt. Die meisten Notizen sind vom Herrn Bauinspector Sommer zu Merseburg. Mehrere derselben bestehen aus Noten. Der älteste dem Verfasser bekannte ist einem Monogramm ähnlich und kommt auf einem Holzschnitte vom Jahre 1598 vor. Die übrigen sind jünger und namentlich mehrere pasquillenartige aus dem siebzehnten Jahrhundert, besonders aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges gegen Jesuiten u. dergl. m.

Das Hauptportal der Klosterkirche zu Paulinzelle. Zur Symbolik der mittelalterlichen Kunst von R. von Rettberg in München. Es ist auffallend, dass in diesem von Paulina, Wittwe des Ritters Udalrich, gegründeten Nonnenkloster die rechte oder südliche Eingangsseite mit Fratzenbildern, Drachen, Schlangen, Mannsköpfen, welche die Zunge ausstrecken u. dergl. geziert ist, während sonst die Nordseite vorzugsweise den Gebilden der Finsterniss angewiesen ist. Herr Rettberg erklärt sich dies daraus, dass die Erbauerin und ihre Gefährtinnen, die Nonnen, nachdem sie sich von der Männerwelt zurückgezogen, wohl grade die südliche oder sogenannte Männerseite als ihre Nachtseite betrachten mochten.

Mühldorfer Stadtrecht. Von Prof. Gengler in Erlangen. Da bisher Niemand diesem Mühldorfer Stadtrecht seine Aufmerksamkeit zugewandt hat, dasselbe aber in antiquarischer wie juridischer Beziehung keineswegs bedeutungslos ist, so ist eine eingehende Betrachtung von selbst gerechtfertigt. Es werden die Ueberschriften der einzelnen Materien mitgetheilt.

Abenteuerliche Wehr. Diese Benennung einer Kriegsmaschine findet sich in einem von Lochner mitgetheilten Briefe des Raths zu Nürnberg an Herrn Friedrich Markgrafen zu Brandenburg vom 4. August 1427. Einleitend spricht Herr Lochner über Waffen und Kriegsmaschinen im Mittelalter überhaupt und die allmähliche Verdrängung der römischen Waffen durch Anwendung des Schiesspulvers, sodann weist er nach, dass der erste Gebrauch der Artillerie in Metz am 22. September 1324 vorgekommen ist und die Gemeine zu Florenz am 11. Februar 1326 den Guss metallner Kanonen verfügt hat.

Dies der Inhalt der vier Nummern. Denselben sind eben so viele, jedes Mal einen bis zwei Bogen füllende Beilagen zugegeben, über deren Inhalt ich in meinem vorigen Referat ausführlicher berichtet habe.

Die Sammlungen des Archivs und der Bibliothek mehren sich massenhaft, und die Theilnahme nimmt in allen Gauen Deutschlands trotz der vereinzelten missliebigen Ansichten in Berlin und Gotha auf erfreuliche Weise zu. Vielleicht ist die Ansprache vom 9. Februar 1857, die einer der neuesten Nummern beigelegt ist, im Stande, dem grossartigen und wichtigen Institute, das doch auch theilnehmende Förderer hat, neue Freunde zu gewinnen.

Dr. Sachse.

Orendel und Bride, eine Rûne des deutschen Heidenthums, umgedichtet im zwölften Jahrhundert zu einem befreiten Jerusalem. Herausgegeben von Ludwig Ettmüller. Zürich 1858.

Bei Gelegenheit der Ausstellung des sogenannten heiligen Rockes in Trier hatte v. d. Hagen im Jahre 1844 unter dem Titel: „Der ungenähte graue Rock Christi: wie König Orendel von Trier ihn erwirbt etc. Altdeutsches Gedicht etc.“ ein Gedicht herausgegeben, das bis dahin nur in einer Strassburger Handschrift vom Jahre 1477 und in einem äusserst seltenen Drucke (Augsburg 1512) vorhanden war. Der Inhalt dieses, als poetisches Werk betrachtet, höchst unbedeutenden Gedichtes ist in kurzem folgender: Orendel, ein Sohn des Königs Oygel von Trier fährt mit 72 Schiffen gen Jerusalem, um die Königin Bride zu freien; ein Sturm vernichtet seine ganze Flotte, er selbst rettet sich nackt an das Land, wo ihn ein Fischer Yse findet. Er gibt sich für einen Fischer aus, zeigt seine Kunst mit St. Peters Hülfe in einem reichen Fischfange und wird von Yse als Knecht angenommen. In dem Bauche eines der gefangenen Fische findet sich der ungenähte Rock Christi, der nach mancherlei Fährlichkeiten von jenem Fische verschlungen war. Orendel kauft den Rock um 30 Goldstücke, welche ihm die Jungfrau Maria sendet, wobei sie ihm sagen lässt, dass er in diesem Rocke wie in unverletzlicher Rüstung gegen die Heiden streiten solle. Der übrige Theil des Gedichtes enthält Orendels Kämpfe und Abenteuer mancherlei Art, aus denen er endlich mit Frau Bride zurückkehrt.

Von diesem Gedichte, dessen Abfassung v. d. Hagen um das Jahr 1300 setzte, hat nun Herr Etmüller eine neue Ausgabe veranstaltet und zwar in doppelter Absicht, einmal um die vierzeilige Otfridische Strophe, in der, wie schon v. d. Hagen vermuthete, das Gedicht ursprünglich geschrieben sein soll, wieder herzustellen, andrerseits um nachzuweisen, das Gedicht sei eine in ein befreites Jerusalem umgewandelte Rune des deutschen Heidenthums. Unter einer Rune in diesem Sinne versteht der Herausgeber ein Gedicht, das unter einer Erzählung einen Sinn versteckt, den man nicht grade heraussagen wollte, der deshalb auch nur dem verständlich war, welcher den Schlüssel kannte. Solcher Runen, deren man sich besonders zur Darstellung mythologischer Gegenstände bediente, liege eine unserm Gedichte zu Grunde.

Auf den Zusammenhang des Namens Orendel mit dem Orvandil des nordischen Mythos hat bereits J. Grimm Altd. Wälder II, 28 hingewiesen; die Identität beider behauptet Ettmüller. Nach ihm ist Orvandil die Personification des Getreidehalmes, sein Vater Oygel = Aeuglein der Keim, aus welchem jener hervorgeht, Bride = Brigitte, die Leuchtende, die Kö-

nigin im Osten, ist die Sonne, welcher der wachsende Halm entgegenstrebt; der Fischer Yse, welcher den schiffbrüchigen Orendel, der sich nackt in den Sand vergraben hat, um sich gegen die Vögel zu schützen, aufnimmt, ist der Eiserne, gleichbedeutend dem nordischen Thôr, welcher den Orvandil in einem Korbe über die Eisströme trägt. So weit könnte man sich die Deutung gefallen lassen, obgleich es mir wenigstens schon bedenklich erscheint, dass die nordische Sage eine Gattin des Orvandil, die Grôa kennt, während hier Orendel auszieht, eine Gattin zu suchen; noch bedenklicher aber wird die weitere Entwicklung. Den grauen Rock, der doch in unserm Gedichte eine Hauptrolle spielt, weiss Ettmüller schon nicht mehr in dem Mythos unterzubringen; v. d. Hagen hatte darin einen Anklang an die Grôa gesucht. Die Namen der ersten Heiden, mit denen Orendel in Jerusalem kämpft, Sudan und Mercian erhalten schon eigenthümliche Deutungen; bei Sudan, auch Scudan, Schudan geschrieben, soll man nicht sowohl an das altnordische sky Wolke, angelsächsisch skuva Schatten, als an skud, skaud, skioda Hülle, Sack von Fellen denken, und jenen Namen als das schwere Gewölk, eine vierte Form des Namens Scrudan von skraud abgeleitet, als den schneidenden Wind deuten; bei Mercian könne man allenfalls an die sylva marciana der Peutingerischen Karte, den Schwarzwald und an das altnordische myrkr finster, denken, so dass Mercian etwa dasselbe, wie sein Bruder Sudan bedeute. Die Riesen Mentwin, Liberian, Paligan, mit denen Orendel dann kämpft, gehören nicht in den Mythus. Bei der Belagerung der Burg Westemale wird Orendel erfasst, über die Burgmauer gezogen and in ein Gefängniss geworfen, d. h. das reife Getreide wird in den Aufbewahrungsort in der Erde gebracht. Ein Zwerg bringt die Bride durch einen unterirdischen Gang zum Orendel, fordert sie selbst zum Lohn, wird aber durch einen Engel gezwungen, sie freizulassen; d. h. die Sonne sinkt im Spätherbst mehr und mehr abwärts, der Zwerg aber, der an den Riesen erinnert, welcher den Göttern die Burg befestigt, dafür aber zum Lohn die Freyja, Sonne und Mond verlangt, kann sie nicht in Haft behalten, denn das geschieht erst im Winter. Als dieser wird Sinold = Sinwald, der über Alles Herrschende, gedeutet, welcher die Bride in Haft hält; der Hüter seiner Burg ist Achille die Schneedecke, dessen Name mit dem altnordischen acka, iacka aufhäufen, zusammenhängt. Derselbe beschützt aber auch den Orendel gegen Sinold, d. i. das Getreide in der Erdgrube gegen den Frost, und schliesslich erschlägt Yse den Sinold, so wie Thôr den Frostriesen erschlägt, worauf Bride wieder Besitz vom heiligen Grabe, d. h. die Sonne von ihrem Hause nimmt.

Es lässt sich nicht leugnen, dass diese Deutung des Gedichtes auf einen Naturmythos mit grossem Scharfsinn durchgeführt; aber ebenso wenig, dass sie nicht frei von Willkürlichkeiten ist. Schon die Etymologien werden schwerlich allgemeinen Beifall finden, noch bedenklicher möchte es erscheinen, dass diejenigen Theile des Gedichtes, welche sich der angenommenen Deutung nicht fügen, als dem Mythos fremd, ausgeschieden sind, zumal da deren Zahl nicht gering ist, von 24 Abschnitten des Gedichtes 11. Bedenklich erscheint namentlich die Annahme einer Umdichtung aus einem heidnischen Gedichte, wenn man näher erwägt, in welcher Weise dieselbe gemacht worden sein soll, eine Weise, über die sich der Herausgeber nicht ausgesprochen hat. Er nimmt freilich an, dass die Gestalt des Gedichtes, wie es in den beiden Quellen vorliegt, aus einer ältern Form entstanden sei, die dem zwölften Jahrhundert angehöre, und da der Sänger des Liedes sich öfters auf ein Buch beruft, aus dem er geschöpft, so liegt die Vermuthung nahe, dass dieses Buch bereits eine Umdichtung im Sinne des Herrn Ettmüller gewesen sei, aber es bleibt dann immer noch unerklärt, wie das Original, die sogenannte Rune, dem deutschen Dichter, der jene Umdichtung vorgenommen haben soll, zugekommen ist und warum sie grade geeignet schien, in ein Lied zur Verherrlichung des grauen Rockes umgewandelt zu

werden. Ich will die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, dass Orendel, der auch im Heldenbuche als König vor Trier erscheint und ziemlich dieselben Thaten wie in unserm Gedichte, freilich ohne die Hülfe des grauen Rockes, vollbringt, identisch mit dem nordischen Orvandil sei, aber ich bin eher der Meinung, dass diese einzelne Person ohne jene mythische Beziehung in die deutsche Sage übergegangen ist, als dass ein abgeschlossenes nordisches Gedicht in die Hände eines deutschen Dichters gekommen sei. An Beispielen von solchen Uebertragungen einzelner Personen und Sachen aus einem Sagenkreise in den eines andern Volkes fehlt es nicht, wie sich aus der Siegfried- und Parcival-Sage nachweisen liesse; ob sich dagegen ein zweites Beispiel von einer Umdichtung, wie die hier angenommene sein soll, nachweisen lässt, bezweifle ich.

Die zweite Aufgabe, welche sich Herr Ettmüller bei der Herausgabe des Gedichtes gestellt hat, ist, wie schon angegeben, die, die ursprüngliche Form desselben herzustellen. Die jetzigen, ziemlich unregelmässigen Verse zeigen deutlich, dass sie durch viele, den Ausdruck zum grossen Theil verwässernde Zusätze aus einer einfacheren Versbildung entstanden sind. Als ursprüngliche Form hat der Herausgeber nach dem Vorgange v. d. Hagen's die Otfriedische Strophe angenommen, und deren Wiederherstellung zugleich mit einer Uebertragung in die ältere Sprachform versucht. Es gab dazu der Text des Druckes bessere Mittel an die Hand, als der der Handschrift, welchem v. d. Hagen im Ganzen gefolgt war. Das Gedicht hat durch Ettmüller's Aenderungen, abgesehen von den Kürzungen in den einzelnen Versen, von den 3926 Zeilen, welche es in der Ausgabe v. d. Hagen's hat, hat es gegen 800 verloren, ganz offenbar zum grossen Vortheil in poetischer Hinsicht, wie eine Probe aus dem Anfange statt vieler darthun mag.

Z. 21. v. d. Hagen:

Nun wil ich mier ſelber begynen
Von dem grauwen rock ſprechen und ſingen:
Er wart gewürket zwore
Von eines ſchonen lambes hore,
Darzu ſpan jn die edel und die frye
Selber, die künigynne Sant Marye.
Min frow Sant Marie jn ſelber ſpan,
Sant Helene in ſelber würcken begann.

Strophe 1 und 2 Ettmüller:

Nu wille-wir beginnen
van dem grâwen rocke ſingen:
hi wart giworht zi wâre
van eines lambes hâre.
In ſpan die edelfrîe,
die kunigîn ſante Marîe;
min frowe in ſelve ſpan,
ſant Helêne in wurken begann.

Hin und wieder hat sich der Herausgeber zur Ergänzung der Strophe Zusätze erlaubt, und diese sind nicht immer grade zum Vortheil für das Gedicht. Z. B. am Schluss.

Der Druck von 1512:

Die zwen tag und das halb jor
Das ſagt uns das buoch fürwar
Die engel von dem himel koment
Die vier ſel ſy nament
Und furtent ſy nemeleich
Zu Got in das fron himel rich.

Dagegen Ettmüller:

Als virgângen waz das halve jâr,
daz ſaget uns daz buoch fur wâr,
joch die dage zwêne,
ſi ſturven alle viere.
Vanme himile engil quâmen,
die vier ſêle ſi nâmen;
ſi fordens namelîche
in daz himilrîche.

Man darf diese Wiederherstellung natürlich nur als einen Versuch ansehen, der es immer zweifelhaft lässt, ob das Gedicht je diese Gestalt gehabt hat. Die Mühe, welche sich der Herausgeber mit dieser Arbeit gemacht, ist anerkennenswerth, obgleich man sich des Gedankens nicht erwehren kann, dass das Gedicht keinesweges derselben werth ist, zumal für den Literarhistoriker, der etwa das Gedicht berücksichtigt, die vorliegende Ausgabe unbrauchbar ist, weil diesen nur die wirklich überlieferte Form interessiren kann, die sich aber weder aus dem Texte, noch aus den angehängten Varianten bei Ettmüller vollständig entnehmen lässt.

Berlin. Dr. Büchsenschütz.

Schönheiten der Heilkunde, welche sich im sinnreichen Junker Don Quijote von La Mancha finden. Vom Dr. med. Don Antonio Hernandez Morejon. Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Algerrmann.

Die grössten Gelehrten aller Nationen haben die Vortrefflichkeit des unsterblichen Meisterwerkes des Don Miguel de Cervantes zu würdigen gewusst und stellen uns ihn als den ausgezeichnetsten Schriftsteller seines Jahrhunderts, und sein Buch als eins der kostbarsten und reichsten in Bezug auf Reinheit der Sprache, Philosophie und Wissen dar. Nach ihrer Ansicht ist es das Werk eines tiefen Denkers, eines unvergleichlichen Redners, des scharfsinnigsten Geschichtschreibers und erfahrenen Politikers; eines Kenners und Beobachters des menschlichen Herzens und seiner Zeit; eines Gelehrten, bewandert in einheimischen und fremden Literaturen: überhaupt eines Mannes, welcher die umfassendsten Kenntnisse aller Wissenschaften in sich vereinigte, und mit diesen den grössten Zauber der Darstellung verband. Doch war bis jetzt bei Niemandem die Idee entstanden, in dem Verfasser des Don Quijote einen Kenner der Medizin zu suchen und zu finden. Dieser originelle Gedanke gehört dem Dr. med. Don Antonio Hernandez Morejon, dessen Tod die Heilkunde beklagt und dessen hinterlassene Werke*) die Grösse des Verlustes mehr und mehr fühlen lassen. Aus seiner Feder ist eine kleine Abhandlung geflossen, welche folgenden Titel hat: Schönheiten der Heilkunde, welche sich im sinnreichen Junker Don Quijote von La Mancha finden. Der gelehrte Arzt beweist in diesem Werkchen, dass sich Cervantes ein grosses Verdienst durch die Schilderung der Verrücktheit oder Manie seines Helden erworben habe, indem er mit Genauigkeit und Sicherheit, wie es der beste Arzt vermocht, Sitz, Ursache und Charakter des Leidens bezeichnet und das Heilverfahren bestimmt habe, und

---

*) Er schrieb unter Anderm: Historia bibliográfica de la medicina española; Madr. 1843.

dadurch um mehr als zwei Jahrhunderte dem Sectirer Hahnemann zuvorgekommen sei; dass er ferner seine Gewandtheit in Schilderung des Zustandes eines Geisteskranken, der Intervalle der Krankheit, deren Dauer und Ende klar dargethan habe.

Don Antonio Hernandez Morejon drückt sich über die Art, wie Cervantes die Anlagen zur Krankheit und deren Ursachen erklärt, folgendermassen aus:

„Geneigt zu Geisteskrankheiten sind, 1) die galligen und melancholischen Temperamente: „Don Quijote war gross, von starker Leibesbeschaffenheit, hager, ausgemergelten Antlitzes und stark behaarten Körpers.“ 2) das gesetzte Mannesalter: „Don Quijote streifte hart an die fünfzig.“ 3) die Schärfe und Ausbildung der Seelenkräfte: „Don Quijote war sinnreich, hatte ein starkes Gedächtniss und war so gelehrt, dass er sich in allem Wissen eines fahrenden Ritters auszeichnete. Er war Theologe, Jurist, Mediziner, und verstand Botanik, Astronomie, Mathematik, Geschichte uud andere Wissenschaften.“ 4) Familienstolz und Adel: „Don Quijote war Hidalgo und aus La Mancha, und stammte in grader Linie von Gutierre Quijada, dem Sieger über die Söhne von San Polo ab.“ 5) heftige Körperbewegung: Don Quijote war Verehrer des Waidwerkes, besonders der Hasenjagd.“ 6) Aenderung der Lebensweise, grosse Thätigkeit im Nichtsthun: „Don Quijote vergass die Jagd, ja sogar die Verwaltung seines Vermögens.“ 7) erhitzende, schädliche, wenig Nahrungsstoff enthaltende Nahrungsmittel: „Don Quijote speiste Abends meist stark gewürzte Speisen, Linsen am Freitage, gesalzenes Fleisch von verunglückten Schafen am Sonnabend und Sonntags ein Täubchen als Zugabe.“ 8) Sommer und Herbst: „Don Quijote machte die tollsten Streiche am 28. Juli, am 17. August und am 8. October.“ 9) Liebesgedanken: „Don Quijote war sehr verliebt.“ 10) Uebermässige Lectüre: „Don Quijote verkaufte manchen Acker Saatland, um Ritterromane und Liebeslieder zu erwerben.“ 11) Uebertriebenes Nachtwachen: „Don Quijote vertiefte sich so sehr in seine Lectüre, dass er Nächte und Tage lang, vom Abend bis zum Morgen und vom Morgen bis zum Abend damit zubrachte, und sich endlich durch vieles Lesen und wenigen Schlaf das Gehirn dergestalt austrocknete, dass er den Verstand verlor.“

Indem nun Morejon auf die Symptomatologie des Narren Don Quijote, wie sie Cervantes beschreibt, eingeht, fügt er hinzu:

„Wie das Wort Narrheit generisch ist und in sich verschiedene Arten und Varietäten einschliesst, so entsprechen die Symptome stets den verschiedenen Ursachen, welche die Narrheit hervorrufen. Nachdem Don Quijote den Verstand verloren, und Alles für wahr hielt, was er in den Ritterromanen und Liebesliedern gelesen hatte, füllte sich seine Phantasie mit Kämpfen, Schlachten, Duellen, Wunden, Liebeserklärungen, Liebschaften, Liebeskummer und allem möglichen Unsinn an. Der Art setzte sich die Ueberzeugung von der Wahrheit aller dieser Hirngespinnste, welche er las, bei ihm fest, dass es für ihn keine glaubwürdigere Geschichte gab. Deshalb fasste er den Entschluss, fahrender Ritter zu werden, und auszuziehen, um Abenteuer zu suchen. Dieses ist der specifische Charakter dieser einzig dastehenden und sonderbaren Narrheit. Die Symptome der Krankheit des Don Quijote bestimmen die Reihe der Thorheiten und Anfälle von Arroganz, Stolz, Tapferkeit, Muth und Verwegenheit, welche im ganzen Verlaufe seines Leidens in jeder einzelnen Periode auf einander folgten. Allzeit sehen wir, dass die Gegenstände, welche auf die Sinne des Kranken wirkten, weit entfernt, regelmässige Eindrücke und Bilder hervorzubringen, Störungen in seinem Urtheil verursachten und sich in seiner Einbildung, entsprechend der innern Disposition seines Gehirnes und seiner Phantasie, bildeten und wiedergaben.“

Schliesslich spricht Don Antonio Hernandez Morejon von dem Heilver-

fahren oder von der moralischen Behandlung des Kranken, und sagt unter Anderem Folgendes:

„Um eine moralische Behandlung der Schwermuth und Narrheit einzuleiten, ist ein tiefes Studium des Herzens und der Seelenkräfte im Allgemeinen und der des Kranken, für den sie bestimmt sind, im Besondern nothwendig. Beides findet sich im Cervantes vereint. Er kannte den Don Quijote wie seinen eignen Sohn und Niemand konnte besser als er die Mittel zu seiner Heilung finden."

„Sechs Personen figuriren in dieser moralischen Fabel, welche in verschiedener Weise bei der Heilung betheiligt sind, um dem Wahlspruche*) Boerhaave's gemäss zu handeln; nämlich: der Priester, ein gelehrter Mann; Meister Nikolaus, der Barbier; Simson Sarasko, der Baccalaureus, um die Ideen des Kranken scheinbar zu begünstigen; der Domherr von Toledo; die Haushälterin und die Nichte, um gradezu und mit Festigkeit gegen die Grillen des Leidenden anzukämpfen."

„Der erste Schritt zur Heilung war die Entfernung der Ursachen, welche das Uebel hervorgerufen hatten. Das strenge Gericht über die Ritterromane und Liebespoesieen und deren Verdammung zum Scheiterhaufen, das Vermauern der Thür des Zimmers, wo die Bücher gestanden hatten, und Vorgeben, dass diesses Alles durch Zauberei geschehen, war der vernünftigste Schritt, welcher gethan werden konnte. Der weise Zauberer Muñaton kam in einer Wolke auf einer Schlange reitend und lässt das Haus mit Rauch angefüllt, nachdem er sich durch das Dach wieder entfernt hat. Dieses ist ein allgemein anerkannter Grundsatz, welcher bei allen Krankheiten seine Anwendung findet, und als ein Wunder muss die Heilung angesehen werden, die erfolgt, ohne dass die Einflüsse und Ursachen, welche die Krankheit hervorgerufen haben, beseitigt sind."

„Indessen hatte der erste Versuch nicht den gewünschten Erfolg, und zwar aus zwei Gründen. Der erste ist die künstliche Einrichtung der Fabel, deren Handlung kalt und ohne Interesse durch das Aufhören der Krankheit beendet gewesen wäre. Der zweite und für uns wichtigere Grund war der leichte Irrthum der Nichte, welche den Namen Freston unbedachtsam in Muñaton oder Friton umänderte. Denn die in solchen Fällen anzuwendende Vorsicht und Behutsamkeit ist der Art nothwendig, dass selbst die geringste Nachlässigkeit alles wieder verdirbt."

„Die zweite Kriegslist, deren sich der Priester des Ortes und der Barbier bedienten, um den Ritter Don Quijote dem Gebirge Sierra Morena, wo seine Tollheit den höchsten Grad erreicht hatte, zu entlocken, war ein Mittel von derselben Gattung. In einem Wirthshause kleidet sich der Priester in ein Frauengewand von Sammet mit Bändern von weissem Rasch besetzt, und der Barbier versteckt sein Gesicht hinter einem grossen halb rostig halb weiss aussehenden Barte, gemacht aus dem Schwanze eines Stieres. Dieses Kostüm wurde nachher gewechselt, um ein anderes von gleicher Beschaffenheit, dem sie einen glücklicheren Erfolg zutrauten, zu wählen."

„Die schöne und unglückliche Dorothea wirft sich dem Kranken zu Füssen und theilt dem fahrenden Ritter die Ursache ihres Kummers mit. Sie gibt sich für die Prinzessin Micomicona aus, und erhält das Versprechen, dass die ihr widerfahrene Unbill gerächt und sie in ihre Rechte wieder eingesetzt werden solle. Durch diese kostbare Maskerade gelingt es, den Narren aus dem Gebirge zu locken und nach dem Wirthshause zu bringen. Hier fällt er alsbald in einen tiefen Schlaf, welcher durch Somnambulismus unterbrochen wird, was in Spanien, als analog dem Zustande der Phantasie, eine bekannte Erscheinung ist. Dieses war das Vorspiel für die nach den Stür-

*) Simplex sigillum veri. (?)

(Anmerkung des Uebersetzers.)

men eintretende Ruhe, so dass der Kranke, auf einen Stierwagen gezaubert, ohne grosse Schwierigkeiten in seine Wohnung geschafft werden konnte.“

„Der Entschluss des Priesters und des Barbiers, sich von dem Kranken fern zu halten, um jede Erinnerung an das Vergangene zu vermeiden, war sehr vernünftig und ganz der Ordnung gemäss, weil der Ritter Beweise von unbeschädigten Geisteskräften gab; und wenn er Niemanden von den Seinigen, auch nicht sein eigenes Haus gesehen hätte, wäre es noch besser gewesen. Ausserdem war die Einrichtung seiner Lebensweise und die Wahl der Nahrungsmittel die passendste.“

„Die Ausbrüche der Haushälterin, als die Narrheit des Ritters von Neuem zum Durchbruch kam, wie sie ihn bedroht, dass sie ihr Klagegeschrei laut zu Gott und dem Könige erheben würde, damit von denen geholfen würde, wenn er nicht daheim bliebe; die Aeusserungen der Nichte, dass Alles, was er da von fahrenden Rittern erzähle, nur Fabeln und Lügen seien, und dass diese Geschichten, wenn sie nicht verbrannt würden, wenigstens doch verdienten, jede einzeln mit einem Teufelsfutterale*) oder sonst einem Merkmale als schädlich und den guten Sitten verderblich bezeichnet zu werden: diese Ausbrüche und Aeusserungen waren sehr geeignete Mittel und von der grössten Wirkung in Spanien. Ebenso hatte sich ihrer der Domherr von Toledo bedient.“

„Ein drittes Verfahren von derselben Gattung wurde von dem Priester und dem Barbier im Verein mit dem Baccalaureus Simson Carasko beschlossen. Der zuletzt Genannte erschien nämlich ebenfalls als fahrender Ritter und zwar als Ritter mit den Spiegeln, und bestand einen Kampf mit dem Ritter Don Quijote, wenn auch das erste Mal nicht mit so günstigem Erfolge, als das zweite Mal in Barcelona, wo er sich Ritter vom weissen Monde nannte.“

„Bis zum nahen Ende der Krankheit des Ritters, wo er sich entschloss, ein Schäfer zu werden und die Fluren zu durchstreifen, wird regelmässig derselbe Plan verfolgt. Der Baccalaureus muntert ihn dazu auf, das Hirtenleben zu beginnen und sagt ihm, dass er eine Ekloge verfasst und von einem Hirten zwei prachtvolle Hunde zum Bewachen der Heerde gekauft habe.“

„Das vorletzte Verfahren hatte die Verminderung der Narrheit des Ritters zur Folge, welche Cervantes mit solcher Genauigkeit und so der Wirklichkeit entsprechend schildert, dass man glauben sollte, Hippokrates selbst habe ihm die Feder geliehen, und dass der Spanier das Bild nur vervollkommnet hätte durch mehr Glanz und Schmelz der Darstellung in dem Ausmalen der moralischen Erscheinungen bei dem allmäligen Verschwinden der Narrheit.“

Es verdient noch angeführt zu werden, was Don Antonio Hernandez Morejon in Bezug auf eine Section des Leichnames des Hingeschiedenen sagt, weniger wegen dieses Einfalles, welchen der Arzt hat, als wegen der Gründe, welche er zur Entschuldigung des Cervantes vorbringt. „Meiner Ansicht nach,“ sagt er, „fehlt dem Werke des Cervantes etwas an der Vollkommenheit der Erzählung, und zwar die Section des Leichnames nach dem Tode des Ritters Don Quijote. Hat er sie unterlassen, weil er überzeugt war von der Unzulänglichkeit der pathologischen Anatomie bei diesen Krankheiten, oder weil die Dürre des Gehirnes, da der Ritter von der Geisteskrankheit genesen war, nicht mehr die nächste Veranlassung noch der Sitz des Leidens sein würde, welches in eine andere Krankheit übergegangen war, und er nichts gefunden haben würde, worauf sich die Ausschweifungen der Einbildungskraft hätten zurückführen lassen? Bewog ihn vielleicht die an Unmöglichkeit streifende Schwierigkeit, eine Section vorzunehmen wegen des Vorurtheiles, welches im Allgemeinen die Menschen und besonders die

*) Bezeichnung für den Anzug der von der Inquisition Verurtheilten.

dem Verstorbenen Nahestehenden gegen solche Operationen hegen? Hierüber findet sich Nichts in der Erzählung des Cid-Hamet-Ben-Engeli."

Zum Schlusse setzen wir die gefühlvollen und geistreichen Worte, mit welchen der spanische Arzt sein Werkchen beschliesst.

„Unsterblicher Schatten des Cervantes! Unter so Vielen, welche die Heilkunde entweihen und der wohlthätigsten aller Künste zur Schande gereichen, warest Du für sie geboren! Die weisen, gelehrten und erfahrenen Aerzte setztest Du über Dein Haupt und sahest sie an als höhere Wesen. Empfange den Zoll der Dankbarkeit: Während die schönen Wissenschaften Deinem Ruhme um die Wette Ehrensäulen errichten, weihe ich Dir eine unvergängliche, indem ich Deinen Namen der Geschichte der spanischen Medizin einverleibe."

Longfellow's neueste Gedichte. (The courtship of Miles Standish and other poems.)

Das uns vorliegende, aus der Buchhandlung W. Kent and Co. hervorgegangene Büchlein zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster ein episch-erotisches Gedicht, Miles Standish als Brautwerber, enthält. Eine Notiz des Verlegers könnte Zweifel erwecken, ob der zweite Theil, der unter dem Gesammttitel „Zugvögel" 23 lyrische Gedichte bietet, wirklich vollständig oder auch nur theilweise aus der Feder des liebenswürdigen amerikanischen Dichters geflossen sei. Diese Notiz lautet nämlich: „Um diesen Band vor dem Schicksale früherer amerikanischer Druckwerke zu retten, um nämlich zu verhindern, dass zahlreiche englische Verleger denselben sofort als ihr Eigenthum ansehen, ist ein kleiner, aber (gesetzlich) genügender Theil des Inhalts von einem englischen Autor beigesteuert worden." Prüft man jedoch diese lyrischen Gedichte nach Inhalt, Ton und Form, so trägt man durchaus kein Bedenken, sie sammt und sonders als Erzeugnisse der Feder Longfellow's und jene Notiz als einen geschäftlichen Kniff, der nicht in den Gewohnheiten des deutschen Buchhandels liegt, zu betrachten, eine Vermuthung, deren Richtigkeit authentische amerikanische Ausgaben, die bekanntlich nur selten und spärlich zu uns einwandern, gewiss bestätigen werden. Der Inhalt des epischen Gedichtes beruht auf historischer Grundlage. Miles Standish, einem alten Hause in Lancashire entstammend, hatte zuerst für die Unabhängigkeit der Niederlande gegen spanische Tyrannei als wackrer Krieger gefochten; später war er mit den Puritanern auf der May-Flower 1620 nach Neuengland gefahren, und obgleich er sich bis zu seinem 1652 in seinem zweiundsiebzigsten Lebensjahre erfolgten Tode dieser Secte nie anschloss, war er in Unterhandlungen und im Kriege mit den Rothhäuten ein zuverlässiger Freund und muthiger Beschützer der kleinen Schaar gewesen. Es ist mir in einem Programme vergönnt gewesen, frühere Gedichte Longfellow's unter einem Gesichtspunkte aufzufassen, unter dem man sich nicht gewöhnt hatte, sie anzusehen, und ich glaubte, Veranlassung gefunden zu haben, viele seiner kleinern lyrischen Zeichnungen als Naturbilder zu einer Einheit, manche seiner grösseren Werke, wie Preciosa, die goldene Legende, selbst Hiawatha zu einem eigenthümlichen Genre ethnographischer Dichtung zusammenzufassen. Es war daselbst jedoch unterlassen worden und hätte bei einem sich so sehr an dem Auslande begeisternden Poeten nicht unterlassen werden dürfen, grade die Gedichte zusammenfassend hervorzuheben, die der amerikanischen Nationaldichtung angehören, seine Gedichte über Sclaverei, Hiawatha, Cavanagh, denen sich nun Miles Standish anreiht. Es ist bezeichnend, wenn Longfellow bei einer solchen Fülle poetischer Stoffe, wie sie, auch nur nach Bancroft's Werk, die geschichtlichen

Anfänge seines Vaterlandes darbieten, in der Wahl seiner Fabel mitunter eine so unglückliche Hand hat. Denn wozu verwendet er jene kühne, todesmuthige, entsagungsfähige, einfältig fromme Gestalt des Puritanismus der ersten Pilger? Zu einem Gedicht, dessen Inhalt die grosse Thorheit eines alten, graubärtigen Kriegers ist, um ein junges Mädchen anzuhalten, die grössere, um ein junges, hübsches Mädchen, die grösseste, um ein junges, hübsches Mädchen, das von seiner Liebe nicht den Schatten einer Ahnung hat. Es wird genügen, mit kurzen Worten den Inhalt des Gedichtes zu erzählen, um zu dem Schlusse zu gelangen, dass Miles Standish zu den schwächsten Productionen Longfellow's gehört, ja! wohl die schwächste ist.

Miles Standish und John Alder, der alte Krieger und ein junger — — was nun gleich? Das Gedicht lässt uns gänzlich darüber im Unklaren, wie auch darüber, warum und in welchem Verhältnisse diese beiden Helden zusammen unter einem Dache wohnen, diese beiden Helden nun — denn das Gedicht hat zwei Helden, der eine ein Held, der andre ein Feigling — diese beiden Helden also sind in ihrer Stube, Miles wandelt auf und ab und erzählt Geschichten von seinen an der Wand hängenden Waffen. Warum er das thut, ist nur aus der Absicht des Dichters zu entnehmen, den soldatischen Sinn und Charakter des alten Hauptmanns in kräftigen Strichen zu zeichnen. Ein Zusammenhang mit dem Folgenden findet nicht statt. Er erwähnt darauf, dass Rose Standish am Meeresgestade begraben liegt, vermuthlich seine Frau; es könnte aber auch seine Schwester gewesen sein, worüber im Gedicht keine Auskunft ertheilt wird.*) Er ergibt sich alsdann der Lectüre des Caesar, die er beendigt, um dem jungen Alden mitzutheilen, dass er Priscilla, eine puritanische Waise, liebe und trägt ihm auf, für ihn bei ihr zu werben. Alden erschrickt, denn er liebt Priscilla selbst; das Gebot der Freundschaft macht die Sehnsucht der Liebe verstummen. Er erklärt das Zerstieben seiner Träume ächt puritanisch für eine Strafe Gottes wegen seiner Sündhaftigkeit. Er geht zu Priscilla, die ihn liebt und spricht unwahrscheinlich, aber warm für seinen Freund. Sie ist, wie es sich erwarten lässt, ärgerlich, dass der junge Alden, den sie liebt, für den alten Miles spricht, den sie nicht liebt und schliesst endlich die lange Unterredung mit den wenig mädchenhaften Worten: Warum sprecht Ihr nicht für Euch selbst, John? Was thut nun John? Stürzt er nieder zu ihren Füssen? Er stürzt, ohne ein Wort der Erwiederung, ohne Lebewohl zur Thür hinaus, erschrocken, wie gewöhnlich. Am Seestrand umherwandelnd beschliesst er, dem Wink des Herrn folgend, mit der zurückkehrenden Mayflower Amerika zu verlassen. Nach Hause zurückgekehrt, gibt er ehrliche Auskunft und theilt selbst Priscilla's wunderliche Frage mit. Der alte Standish sieht in dieser Frage der Priscilla einen Treubruch, den John an ihm begeht, erklärt ihm unversöhnlichen Hass, wird aber an weiteren Ausbrüchen verzeihlicher, aber unsinniger Wuth durch das Erscheinen eines Boten unterbrochen, der ihn abruft, eine Indianische Botschaft zu vernehmen, die veranlasst, dass er sich schon in der Nacht an die Spitze eines Zuges gegen die Wilden setzt.

Alden begibt sich am Morgen des folgenden Tages zur Abfahrt nach England an das Meer und hat schon die zum Boote führende Planke bestiegen, als das rechtzeitige Erscheinen Priscilla's dem Gedichte erlaubt, hier noch nicht aus zu sein und ihn veranlasst, trotz puritanischer Phrasen, in Amerika zu verbleiben. Priscilla, die überhaupt, da sie ein Mädchen ist, vielmehr spricht als er, entschuldigt ihre gestrige Frage, so gut sie kann und wirklich recht gut. Alden versichert, er wäre fortgerannt, weil er nicht böse auf sie, sondern auf sich selbst und zwar deswegen gewesen wäre, weil er die Sache seines alten Freundes so schlecht geführt habe! Sie behauptet

*) In einer Note zum Gedicht erfährt man hinterdrein, dass es wirklich seine Frau war.

aber, er sei auf sie, Priscilla, böse gewesen und schildert das Loos der unglücklichen Frauen, die da schweigen müssten. Als er sich nun erlaubt, die schöne Seite des Looses der Frauen herauszukehren, unterbricht sie ihn sofort, klagt ihn der Lieblosigkeit, der Unehrlichkeit, der Schmeichelei an, weswegen? wird sie wohl besser als wir wissen. Was sagt John darauf? Er ist stumm und erschrocken, wie gewöhnlich, so dass sie genöthigt ist, das Gespräch wieder aufzunehmen und ihm ihre Freundschaft anzutragen. Ein folgender Gesang wird zu einem idyllischen Gemälde verwendet, dessen etwas verbrauchte Hauptgruppe Alden ist, wie er seiner Freundin Wolle zum Aufwickeln hält. Während sie so beschäftigt sind, bringt ein Bote die falsche Nachricht vom Tode des wackern Miles, bei welcher Nachricht Alden, der bis jetzt also in namenloser Furcht geschwebt haben muss, eine schaurige Freude (awful delight) über seine Freiheit!! gemischt mit Schmerz und Trauer empfindend, Priscilla mit den Worten in die Arme schliesst: Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. In einem Schlussgesang erscheint bei der Hochzeit urplötzlich der todt geglaubte Miles, der aber unterdessen vernünftig geworden ist und dem glücklichen Schlusse des Gedichtes nicht hinderlich wird.

Dieser Inhaltsangabe eine Kritik des Gedichtes hinzuzufügen, ist wohl ganz unnöthig. Nur darauf ist hinzuweisen, dass dem Gedichte vereinzelt dastehende Schönheiten nicht fehlen, und dass es dem Dichter vielleicht nirgend anderswo gelungen ist, eine so markige, wuchtige Gestalt zu malen, wie die des alten Miles Standish.

Leider ist es hier nicht einmal möglich, Schwächen der Behandlung und des Inhalts über schöne, metrische Form zu vergessen. Warum der Hexameter, d. h. also, warum das spondeische und daktylische Mass nicht eben so gut, wie das anapästische oder trochäische im Englischen sollte behandelt werden können, ist nicht abzusehen, wenn bei diesem Metrum eben so accentuirend verfahren würde, wie bei jeglichem andern, und wenn der sinngemässe Satzaccent so verwendet würde, dass er an den Stellen der Arsis vorkäme, wie doch das im Englischen sonst auch wirklich immer geschieht. Im Hexameter nehmen sich jedoch englische Dichter nur unverständliche Freiheiten. Jedermann sagt reár-guard. Und doch wagt Longfellow: Whén the rear-guárd of his army retreated. Wie soll man scandiren: Be not however in haste; I can wait; I shall not be impatient? (I'll oder b'impatient.) Schwerlich wird man folgenden Vers beim ersten Anlauf zu lesen vermögen: 'Tis not good for a mán to bē ālóne say the Scriptures. Es fällt hier nämlich dem Dichter plötzlich ein, to be nach den Grundsätzen antiker Metrik als Längen zu behandeln, und ausserdem noch das proklitische a in alone lang anzunehmen. Eben so wird the plötzlich als Länge behandelt in She, the Puritan gírl, in thé solitúde of the forest, während es dicht dabei als proklitisch und unbetont gebraucht wird. Was soll man zu folgenden ungefügen Betonungen der Negation sagen:

Why does he nót come himself und When one is truly in love, one nót only says it, but shows it.

Flüchten wir von diesen unerquicklichen Tönen des Epos zu jenem Kranze lyrischer Gedichte „Zugvögel.“ Zuvörderst wird unsrem Ohre wohler sein. Die Gedichte selbst schliessen sich den schönsten Longfellow's ebenbürtig an. Es wird genügen, die Titel derselben kurz anzuführen. Prometheus. Der Mythus vom Prometheus wird als ein Symbol des Dichters gefasst. Die Leiter des heiligen Augustin. Das Thema dieses Gedichtes, das gleichsam eine Erweiterung des berühmten „Psalms des Lebens“ ist, bildet ein Spruch des Heiligen: De vitiis nostris scalam nobis facimus, si vitia ipsa calcamus. Das Gespenst-Schiff, eine Sage. Der Hüter der Fünfhäfen. Spuk. (In allen Häusern, wo Menschen gelebt und gestorben, spukt es.) Auf dem Kirchhof in Cambridge. Des Kaisers Vogelnest. Die beiden Engel. (Die Engel des Lebens und

des Todes.) Tageslicht, Mondeslicht. Der Judenkirchhof in Newport. Oliver Basselin. (Der Erfinder des Vaudeville.) Victor Galbraith. Verlorene Jugend. Seilermarsch. Der goldene Meilenstein. (So wird das Kaminfeuer bezeichnet.) Catawbawein. Santa Filomena. (Eine Hymne auf Miss Nightingale unter dem Bilde jener Heiligen.) Der Entdecker des Nordcaps. Tagesanbruch. Agassiz' fünfzigster Geburtstag. Kinder. (Er schliesst:

Ihr seid besser als alle Balladen,
Die je die Dichtkunst bot.
Ihr seid lebend'ge Gedichte,
Und alle andern sind todt.)

Sandalphon. (Der Engel, der nach dem Talmud die Gebete der Menschen sammelt, die sich in seinen Händen in Blumen verwandeln.) Epimetheus. (Täuschung und Erfüllung in der Dichtkunst.)

Eins dieser Gedichte besonders hervorzuheben und als ein Specimen der neuen Sammlung aufzustellen, wäre ein ungeschicktes Verfahren, da dieselben in Worten, Takt und Tonart durchaus von einander verschieden sind. Im Prometheus wird der Beruf des Dichters mit glühender Begeisterung gepriesen, der die verschlungene Reimstellung a b a a b entspricht; in der Leiter St. Augustin's, wo der Dichter wie ein ernster Lehrer auftritt, dessen Rechte nach oben weist, entspricht das jambische Mass der gedrungenen Kürze der Aussprüche; bald finden wir den einfachen, schlichten Erzähler, bald den Gelegenheitsdichter, der seinem Freunde in schmuckloser Biederkeit zum Geburtstag gratulirt. Hier wird uns eine alte Sage sinnig interpretirt; dort werden poetische Gestalten, die in unsrer Geschichte auftreten, und deren stilles, edles Wirken man unter dem Lärm der wechselnden Eindrücke der Stunde zu vergessen Gefahr läuft, von dem Dichter mit einer unvergänglichen Glorie umgeben. Der ernste Ton, in dem die Heiligkeit des Vaterhauses besungen wird, schlägt in den Uebermuth des anapästischen Rhythmus um, wenn der Dichter, als wäre er bereits bei der zweiten Flasche, ein Loblied auf den Wein anstimmt. Die Sammlung stellt sich sofort unter dem ungezwungen sich bietenden Bilde eines frischen, duftigen Kranzes dar, dessen kostbare Blumen von der verschiedensten Art sind. Ich erlaube mir, folgende Uebersetzung des Gedichtes „Catawbawein" beizufügen:

Catawbawein.

Gedicht von Longfellow.

Dies Lied soll sein
Ein Lied auf den Wein,
Zu singen in Schenken, an Wegen,
Am warmen Kamin,
Wenn die Wolken ziehn
Bei düsterm Novemberregen.

Kein Lied soll es sein
Auf den Scuppermongwein,
Den in Carolina sie trinken,
Auf den Isabel nicht,
Auf den Muscadel nicht,
Deren Trauben in Gärten blinken.

Es ist kein Gesang
Auf den rothen Mustang
An den Wogen des Colorado,
Dessen Feuergluth,
Dessen Purpurfluth
Einen Stich hat von span'schem Bravado.

Denn so reich und so fein
Ist des Westens Wein
Von den Ufern des „Prächtigen Flusses."
Sein süsser Duft
Durchwürzet die Luft
Mit Dank für die Lust des Genusses.

Hinein und hinaus
Summen Bienen mit Braus
Aus alten und hohlen Bäumen.
So will aus dem Glas
Das moussirende Nass
Summen und brausen und schäumen.

In seiner Art gut
Ein Glas Verzenay thut.
Auch Sillery seh' ich gern schäumen.
Doch Catawbawein
So göttlich, so fein,
Schmeckt mild und macht uns träumen.

Andalusischer Wein,
Wein vom Sagenfluss Rhein,
Und Wein von dem Donaustrande
Wein von Inseln, vom Cap
Ist matt und lapp,
Kommt er nach unserm Lande.

Sie fälschen die Fracht,
Eh', in's Ausland gebracht,
Die atlantische Woge sie schüttelt.
Er benimmt Kopf und Herz
Mit dem Fieberschmerz,
Der die alte Welt durchrüttelt.

In die Gossen hinein
So nichtswürdigen Wein!
Hinten nach, wer solches Zeug braute.
Dieses Gift, dieser Stank,
Dieser Borgiatrank,
Dessen Reben der Teufel baute.

Den ich euch credenz',
Er ist rein, wie der Lenz.
Wer ihn nennt, lobt ihn zur Genüge.
Denn Catawba mild
Braucht kein Aushängeschild,
Kein Etiquett voller Lüge.

Dieses Weinlied hier,
Diesen Gruss von mir
Sollen Winde und Vögel tragen
Hin zum westlichen Land,
Wo am westlichen Strand
Die Hügel mit Reben ragen.

G. Büchmann.

Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache. Zum Schulgebrauch und zum Selbstunterricht — von Fabio Fabbrucci. Zweite, verbesserte und sorgfältig vermehrte Auflage. Mit einer Auswahl italienischer Lesestücke. Berlin. J. Springer. 1859.

Vorliegendes Buch will eine „Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache“ geben. Es will nach den Worten der Vorrede (S. VII.) „in der Kürze die wichtigsten Regeln der italienischen Grammatik den Anfängern darlegen.“

Von einer solchen Anleitung, heute gegeben, wird man etwas Andres erwarten dürfen, als was vor dreissig, vierzig Jahren genügen konnte oder musste. Damals war die italienische Sprache — ausser der wenig bekannten und noch weniger benutzten Grammatik von Fernow — noch nicht Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung und Behandlung, wie sie es seitdem namentlich durch L. G. Blanc und in Verbindung mit den übrigen romanischen Sprachen durch Friedrich Diez geworden ist. Ueberhaupt steht das Studium der neueren Sprachen jetzt nicht mehr hinter dem der alten und orientalischen zurück, und wo irgend sie jetzt gelehrt und gelernt werden, geschieht es auf einer wissenschaftlichen Grundlage. Kommt hinzu,

dass die italienische Sprache bei uns nicht zu den Bedürfnissen gerechnet, sondern als eine Sache der Neigung meist nur von dem gebildeteren Theile des Publicums gesucht wird: so liegt dem Lehrer dieser Sprache die Aufforderung, sich nicht unter das allgemeine Niveau der heutigen Sprachwissenschaft herabsinken zu lassen, noch um so viel näher. Denn jener Theil des Publicums ist eben derjenige, welcher durch den ganzen übrigen Unterricht, den er geniesst oder genossen hat, an eine gründlichere und edlere Art der Belehrung gewöhnt ist. Herr Fabbrucci nimmt (zu Anfang der Vorrede) selbst an, dass diejenigen, welche sich seines Buches bedienen werden, bereits im Besitze des Lateinischen oder Französischen seien. Sie verstehen ausserdem wohl auch Griechisch oder Englisch; der eignen Muttersprache nicht zu gedenken. Solche „Anfänger" aber sind über die gewöhnliche Anfängerschaft schon hinaus und man darf sich vor ihnen nicht nur — was Herr Fabbrucci beansprucht — eine Erklärung der „grammatischen Kunstausdrücke" ersparen, sondern muss ihnen auch etwas Andres darbieten, als womit ein in sprachlichen Dingen ganz Kenntniss- und Urtheilsloser vorlieb nehmen würde. Hiermit ist nicht gesagt, dass der Lehrer den vollen Reichthum seiner wissenschaftlichen Studien vor seinen Schülern ausbreiten solle; wohl aber muss die ganze, wenn auch noch so bedingte Art und Weise, wie er seinen Gegenstand behandelt und darstellt, erkennen lassen, dass er solche Studien gemacht habe. Nur wenn das, was er lehrt, und wäre es das Einfachste, das Ergebniss einer denkenden, in das Wesen der Sache eingedrungenen Betrachtung ist, kann sein Unterricht von Werth und Nutzen sein; nur so wird er seinen Schülern nicht kahle Regeln bloss und leere Phrasen vorhalten, sondern das Verständniss in ihnen entwickeln und sie befähigen, sich in dem fremden Elemente mit Freiheit und Selbständigkeit zu bewegen.

Aber — Herr Fabbrucci hat sich von einem Ausspruche Metastasio's leiten lassen, den er in der Vorrede also anführt:

> „Ich hasse den schädlichen und grausamen Missbrauch, den armen Anfänger mit einer Unzahl von Regeln und Ausnahmen zu überladen, welche, anstatt sein Gedächtniss mit einem Vorrathe von Wörtern zu füllen und ihm das Sprechen und Verstehen zu erleichtern, ihm Abscheu und Ekel einflössen und die Hoffnung benehmen müssen, jemals zum Ziele eines so schwierigen Unternehmens zu gelangen. Wer die Absicht hat, Schriftsteller zu werden, für den ist es allerdings nothwendig, dass, nachdem er die Sprache erlernt hat, er sich mit allen Regeln und selbst den unbedeutendsten Ausnahmen bekannt mache; wem es aber nur darum zu thun ist, einen gewissen Grad von Leichtigkeit im Verstehen und Sprechen zu erlangen, der braucht seine Aufmerksamkeit nur auf die allgemeinen Regeln zu richten."

Man bedenke, dass Metastasio dies vor etwa hundert Jahren geschrieben hat. Angesichts einer Grammatik, die freilich noch in nichts Andrem als einer „Unzahl Abscheu und Ekel einflössender Regeln und Ausnahmen" bestand, nach denen man eine Sprache wie nach einer Schablone lehren und lernen zu können vermeinte, mag er Recht gehabt haben. Heut zu Tage, wo man unter Grammatik, auch hinsichtlich der italienischen Sprache, eine W i s s e n s c h a f t versteht, ist die Wiederholung eines solchen Ausspruches weder zeit- noch sachgemäss. Und was soll eigentlich damit bekämpft werden? Näher betrachtet nicht die alte Methode an sich, sondern nur ein vermeintes Uebermass derselben. Die Berufung auf jenen Ausspruch verlangt und verspricht eine blosse Beschränkung auf die „allgemeinen" Regeln, d. h. auf die nothdürftigsten, zugleich in nothdürftigster Weise vorgetragen.

Demnach dürfen wir uns nicht wundern, es mit einer Leistung zu thun zu haben, welche, nur mit geschmälerter Reichhaltigkeit des Materials, mindestens noch auf der Stufe des Filippi und Fornasari steht — einer Stufe,

der sich doch schon Valentini, wenn auch mit mehr Eifer als Glück, zu entreissen gestrebt hat. Dieselbe mangelhafte Auffassung der Lautverhältnisse, dieselbe Einsichtslosigkeit in Betreff der Flexionsformen, namentlich der unregelmässigen Verba, dieselbe Abgeschmacktheit, gewisse Ausdrucksweisen durch Ellipsen zu erklären, dasselbe Durcheinander formaler und syntaktischer Bestimmungen, dieselben Fabeln von dem Einflusse, welchen der Wohllaut auf die Entstehung und Bildung der italienischen Sprache ausgeübt haben solle, kehren hier noch einmal wieder und fordern die Kritik zu einer ernsten und — so weit es in den Grenzen einer Recension möglich ist — eingehenden Besprechung auf.

Indem ich eine solche unternehme: lege ich die allgemein bekannten Haupttheile der Grammatik zu Grunde, obschon dieselben in dem Buche nicht ausdrücklich unterschieden sind.

I. Zur Lautlehre.

Das Wenige, was Herr Fabbrucci über die Aussprache der Vocale (§. 1.) mittheilt oder meist von Fernow entlehnt, bietet schon mehr Mängel dar als man glauben sollte. Gleich das Erste ist ein seltsames Versehen, das dem Fernow begegnet ist und das Herr Fabbrucci eher hätte berichtigen als nachschreiben sollen. Wir lesen:

> „Vom a merke man, dass es, wenn es vor Wörtern steht, die mit einem Consonanten anfangen, mit demselben so ausgesprochen wird, dass es klingt, als ob beide ein Wort seien und als ob der Consonant doppelt sei; z. B. a parte bei Seite, a casa zu Hause, werden ausgesprochen, als ob apparte, accasa geschrieben stände."

(Fernow, 3. Aufl., §. 23.) Wer erkennt hier nicht auf den ersten Blick die Verwechselung des Vocals a mit der Partikel a! Und schreibt man etwa nicht auch wirklich appiè (a piè), accanto (a canto) etc. etc.? Vermöge desselben Missgriffes müsste doch wohl auch in evviva, oppure, siccome (d. i. e viva, o pure, si come) und hundert ähnlichen die Verdoppelung des Consonanten für eine Eigenschaft und Wirkung der „Vocale" e, o, i erklärt werden, was Fernow hoffentlich nicht gemeint hat. Es sind dies Zusammenziehungen, die lediglich dadurch bewirkt werden, dass sich die „Partikeln" e (und), o (oder), si (so) tonlos dem Accente des folgenden Wortes unterordnen, dessen Anfangsconsonant sich alsdann in Folge der flüchtigen Kürze jener Partikeln verdoppelt.

Vom i heisst es (nicht nach Fernow), es müsse

> „immer wie das deutsche ie in Liebe, Friede u. s. w."

ausgesprochen werden. Vermuthlich weiss der Herr Verfasser also, dass es in Wörtern wie in, will, Blick anders klingt. Nun, so wie hier klingt es auch in italienischen Wörtern wie in, il, ricco. Also wird es nicht immer wie das deutsche ie in Liebe, Friede ausgesprochen.

Bei der Erwähnung des offenen und geschlossenen Lautes der Vocale e und o wiederholt Herr Fabbrucci Fernow's Irrthum, dass die deutsche Sprache das geschlossene o nicht habe (Fernow §. 24, S. 9), und schreibt ihm dabei Seite 11 noch die Worte nach:

> „Eben so wenig beobachtet er (der Deutsche) und alle andern fremden Nationen den Unterschied zwischen dem e und o aperto und e und o chiuso, sondern spricht beide auf eine Weise, nämlich immer mit dem harten (? — Fernow sagt: höheren) Laute, und letzteres wie das deutsche o aus."

(S. Fernow §. 74, S. 65.) Das Wahre daran ist, dass Fernow hierüber zu wenig Beobachtungen gemacht hat. Wie in Heer, Mehl das e: so ist in hohl, Rose das o ein geschlossenes, und wie dagegen in Herr, Welt das e: so ist in voll, Ross das o ein offenes. Der Doppelklang beider Vocale ist also im Deutschen so gut vorhanden wie im Italienischen. Und wenn Herr Fabbrucci, anstatt den Fernow zu copiren, die Sache selbst untersucht

hätte: so würde er gefunden haben, dass überhaupt jeder Vocal, also nicht bloss e und o, sondern auch u und i und selbst a den erwähnten Doppelklang hat, je nachdem er nämlich einerseits in der offenen oder geschlossenen Sylbe steht und dabei andrerseits dem Einflusse der Quantität und Accentuation unterliegt; und das nicht nur — denn der Grund ist ein physiologischer und darum allgemein gültiger — nicht nur in der italienischen oder deutschen, sondern in jeder Sprache.

Dass überdies der geschlossene Laut des e und o der herrschende, der offene hingegen nur als eine Abweichung davon zu betrachten sei, ist eben so unwahr wie der Gruhd, der dafür angeführt wird, dass nämlich, wie Herr Fabbrucci sagt,

> „der offene Laut bloss in der betonten Sylbe, die in jedem Worte nur eine ist, Statt finden kann, der geschlossene hingegen in allen unbetonten Sylben ohne Ausnahme gehört wird."

Ohne Ausnahme? Also spräche Herr Fabbrucci die unbetonten Sylben in mer-cè, bon-tà wirklich mit geschlossenem Vocale (wie in mehr, Ton)? — Auch für diesen Irrthum ist übrigens nur wieder Fernow (§. 24, S. 10) verantwortlich zu machen, dem die angeführten Worte genau nachgeschrieben sind und dem sich hier leider auch Blanc anschliesst. Der wahre Grund zu jener unwahren Behauptung ist, dass Fernow und Blanc überhaupt nur die betonten Sylben in Betracht gezogen, über die unbetonten aber hinweggesehen haben. Und das hat eben auch Herr Fabbrucci gethan.

Die Theorie der Diphthongen liegt freilich auch bei Fernow (und Blanc) noch sehr im Argen. Es fehlt da noch gänzlich an einer principiellen Bestimmung, was eigentlich ein Diphthong sei. Herr Fabbrucci giebt ebenfalls keine. Er führt nur fiore und tuono als Beispiele der beliebten dittonghi raccolti auf, zwei Beispiele, die gerade hingereicht hätten, das Unhaltbare dieser Art von Diphthongen wenigstens ahnen zu lassen. Denn in fiore (lat. flos) hat das i, wie überall, wo es ein lat. l ersetzt, überhaupt nicht vocalischen, sondern consonischen Werth. In tuono dagegen ist das u Nichts weiter als eine (nicht einmal immer streng beobachtete) orthographische Bezeichnung des offenen Lautes, welchen das (geschlossene) o der offenen Sylbe anzunehmen pflegt, sobald der Accent darauf fällt. Daher ist die von dem Verfasser gerügte Aussprache der Römer, die das u nicht hören lässt, die allein sachgemässe, wogegen es Missbilligung verdient, wenn die Toscaner, was der Verfasser empfiehlt, das u, als ob es hier wirklich Vocal wäre, vollständig mit aussprechen. Jedenfalls aber giebt es dafür keine schwächere Empfehlung als die, dass

> „dadurch der Doppelsinn vermieden werde, der bei manchen Wörtern leicht entstehen könne, als: io nuoto ich schwimme, und io noto ich schreibe auf, oder io suono ich läute, und io sono ich bin."

Von welcher Beschaffenheit müsste denn wohl der Zusammenhang sein, wenn sich dergleichen jemals und überhaupt verwechseln liesse!

Zu auffallend ist, was (§. 3) von den Halbvocalen (nicht nach Fernow) gesagt ist. Herr Fabbrucci rechnet dazu nicht nur die bekannten l, m, n, r, sondern auch f, h, s, und meint, sie hiessen darum „Halbvocale,"

> „weil ihre Aussprache mit einem Vocal anfängt."

Nicht ihre Aussprache, sondern ihre Namen (elle, emme, enne, erre — effe, acca, esse) fangen so an. Allein auch nach dieser Berichtigung bleibt die Sache bedenklich. Wenn nun die Namen, wie z. B. im Griechischen, Hebräischen etc., nicht mit einem Vocal anfangen — ?

Die Bezeichnung „stumme" Consonanten (b, c, d etc.) erklärt Herr Fabbrucci dadurch, dass

> „ihre Aussprache mit mehr oder weniger geschlossenem Munde"

geschehe. Unbegreiflich! Sie werden ausgesprochen, indem das geschlossene (Lippen-, Zungen-, Kehl-) Organ sich öffnet.

Die Verdoppelung der Consonanten (§. 4) soll wiederum nur ein Mittel sein,

„um jede Zweideutigkeit zu vermeiden,“

z. B. carro Karren, caro theuer u. s. f. Man kann sich schwer bereden, zu glauben, dass der Herr Professor und Lector dies Alles nicht besser wissen sollte. Eben so schwer zu glauben ist es aber, dass es zweckmässig oder rathsam sei, Anfängern dergleichen vorzutragen.

Ich übergêhe, was in ähnlicher Weise von den einzelnen Consonanten, vom Accente, vom Apostroph und von der Sylbentheilung gesagt ist, und wende mich

II. zur Wortlehre.

Hier lesen wir §. 19 Folgendes:

„Die auffallendste Veränderung, welche das bei der italienischen Wortbildung wirksame Princip des Wohllauts an den lateinischen Wörtern bewirkt hat, ist die Verwandlung aller Consonant-Endungen.“

Der Schluss dieses Satzes hat etwas Befremdendes. Sieht man aber Fernow §. 63 nach: so findet man, dass bei Herrn Fabbrucci noch die Worte „in Vocal-Endungen“ hinzuzufügen sind. — Es ist also eigentlich wieder Fernow, der diese Behauptung aufstellt. Aber um sie zu beweisen, folgt er seinen Phantasien, anstatt die Geschichte zu Rathe zu ziehen. Geschichtlich ist es im Gegentheil die Bequemlichkeit oder vielmehr die Barbarei gewesen, welche die lateinischen Wörter — die doch wohl auch wohllautend heissen dürfen — zuerst und zumeist umgewandelt hat. Die germanischen Völker, insbesondere Gothen und Longobarden, welche sich während und nach der Völkerwanderung in Italien niedergelassen haben und dabei, um sich mit den Einwohnern zu verständigen, die landesübliche (lateinische) Sprache anzunehmen genöthigt waren, thaten dies nicht auf gelehrte Weise, sondern so, wie es zum Nothbedarf hinreichte und ihre eigene Unbildung es zuliess. Unter solchen Umständen genügt es, nur den Hauptbegriff und somit auch den Hauptbestandtheil des fremden Wortes verstehen und wiedergeben zu können. Die mannichfaltigen Flexions- und Bildungssylben, deren vielseitige Beziehungen ihrem rohen Sinne entgingen oder gleichgültig waren, so wie die starken, ausdrucksvollen Consonanzen, die zwar oft einen sehr wesentlichen Bestandtheil des Wortes ausmachten, aber zu ihrer Aussprache auch ein geübtes und gebildetes Organ erforderten und deshalb wohl von dem niedern Volke Italiens selbst vernachlässigt wurden, wurden ihnen, den fremden Barbaren, vollends lästig; und da sie keine Ursache haben konnten, eine Sprache zu schonen, in welcher sie nicht ursprünglich dachten und fühlten: so nahmen sie keinen Anstand, dieselbe so zu sprechen und zu behandeln, wie es ihnen eben bequem und mundrecht war. Daher verschwanden die meisten jener unverstandenen End- und Bildungssylben; daher vereinfachten sich die complicirten Consonanzen, und die lateinische Sprache nahm eine Gestalt an, die gegen die frühere vielfach verkümmert und weniger bewegt und ausdrucksvoll war, dafür denn freilich aber desto leichter und bequemer sowohl aus dem Munde wie zum Ohre und Verstande ging. Dies ist nun das, was nachher Wohllaut, insbesondere Wohllaut der italienischen Sprache genannt worden; aber weit entfernt, das Princip der italienischen Wortbildung oder überhaupt nur Princip zu sein, hat es sich fortschreitend aus dieser selbst erst abgeklärt, während es eigentlich und ursprünglich nichts Andres als ein Product der Rohheit und Barbarei ist.

Fernow fährt fort:

„Mit der lateinischen Sprache verschwanden auch die Casus-Endungen der in die neue Sprache übergegangenen Nominum, und die Endung des Ablativ, welche theils in o, theils in e ausging,

> ward die bleibende und unwandelbare Endung des grössten Theils dieser Wörter."

Herr Fabbrucci schreibt diese Worte getreu nach. Es ist dies beiläufig ein zarter, schon mehrmals berührter Punkt, über welchen wir in der Vorrede folgende Entschuldigung lesen:

> „Ich habe die Arbeiten älterer Schriftsteller, die zum Theil von der Art sind, dass sie sich nicht besser machen lassen, benutzt, indem ich es für überflüssig halte, dasjenige, was gut und verständlich ausgedrückt ist, bloss um es für eigene Arbeit ausgeben zu können, umzuarbeiten."

Man denke hierüber, wie man wolle. Ein „älterer" Schriftsteller ist Fernow gewiss, da seine Grammatik zuerst im Jahre 1803 und zuletzt (in dritter Auflage) im Jahre 1829 erschienen ist. Was aber damals, wo Fernow mit seinem Versuche einer eindringenderen Auffassung der italienischen Sprache noch allein dastand, schätzenswerth, anregend und selbst im Falle des Fehlgreifens noch verzeihlich sein konnte, kann doch seitdem reiflichere Erwägung und gründlichere Untersuchung gefunden haben, so dass es denn doch etwas voreilig ist, eine Sache so ohne Weiteres für unverbesserlich zu erklären, wäre sie auch noch so „gut und verständlich ausgedrückt" oder fühlte man sich auch noch so wenig im Stande, sie selber verbessern zu können. Friedrich Diez (Gram. der rom. Spr., Th. II., S. 7 flg.) weist umständlich nach, dass den italienischen Nominibus vielmehr die lateinischen Nominativ- und Accusativformen zu Grunde liegen. Welchen Sinn hätte es denn auch, gerade den Ablativ, der an syntaktischem Werthe dem Nominativ und Accusativ — den Casibus des Subjects und Objects — bei Weitem nachsteht, zum Hauptcasus zu erheben. Es ist ein zufälliger Schein, dass eine (keineswegs die grösste) Anzahl italienischer Nomina den alten Ablativen ähnlich sieht — ein Schein, von dem sich wohl Fernow vor funfzig Jahren täuschen lassen konnte, den man aber nicht auch heute noch zum Führer nehmen oder machen darf.

Eine bemerkenswerthe Vorstellung ist auch diese, dass die Verschiedenheit des Accentes (§. 15 — §. 18) oder des Geschlechtes (§. 39) oder der Endungen (§. 68, Anm.) das Mittel sei, die verschiedene Bedeutung gewisser Wörter zu unterscheiden. Solche Wörter seien z. B. (ich gebe nur eine Auswahl):

terrà er wird halten.	terra Erde.
dì Tag.	di von.
è ist.	e und.
già schon.	gía ging.
piè Fuss.	píe fromme.
più mehr.	può kann (— più, può!).
ancóra noch.	áncora Anker.
Oméro Homer.	ómero Schulter.
il dramma das Schauspiel.	la dramma das Quentchen.
lo oste der Wirth oder Gast.	la oste das Heer.
il tema die Aufgabe.	la tema die Furcht.
aringa Hering.	aringo Laufbahn.
balena Walfisch.	baleno Blitz.
colla Leim.	collo Hals.
conte Graf.	conto Rechnung.
sette sieben.	setta Secte.

Wer bedürfte wohl der Belehrung, dass hier ganz verschiedene Wörter, Wörter von ganz verschiedener Bildung und Herkunft vorliegen! Nur ein gedankenloser oder ganz unvorgebildeter Schüler könnte „er wird halten" und „Erde" etc. bloss für verschiedene Bedeutungen eines und desselben, nur anders betonten Wortes ansehen, oder wähnen il und la dramma etc.,

aringa und aringo etc. seien dasselbe Wort, nur mit andrem Geschlechte, andrer Endung; und Sache des Lehrers wäre es in diesem Falle, solcher Rohheit und Gedankenlosigkeit auf geeignete Weise entgegen zu wirken.

Eben so verdient besondere Beachtung der „Schlüssel," um in kurzer Zeit eine grosse Anzahl von Hauptwörtern kennen zu lernen. Es heisst §. 285:

> „Eine sehr beträchtliche Anzahl von Hauptwörtern wird gebildet aus der ersten Person Singular des Indicativs (soll wohl heissen Indicativ-Präsens) des Zeitwortes, von dem sie herstammen; andre von der dritten Person derselben Zeit, andre endlich aus dem Participio passato."

Dies Letztere wollen wir auf sich beruhen lassen. Was aber jene erste und dritte Person betrifft: so ist es allerdings überraschend, in dem hiernach aufgestellten, ziemlich umfangreichen Verzeichnisse z. B. accordare stimmen, vereinigen (also io accordo) mit accordo Vertrag, Vergleich, oder animare beleben (also io animo) mit animo Gemüth etc. etc.; desgleichen beffare verspotten (also egli beffa) mit beffa Possenstreich, oder bramare wünschen (also egli brama) mit brama Wunsch etc. etc. in etymologische Beziehung gebracht zu sehen. Wenn aber Herr Fabbrucci versichert, dass man dadurch

> „das Genie der Sprache und die Art, wie sie (die Hauptwörter) gebildet sind, kennen lernen"

werde: so ist im Gegentheil zu sagen, dass solche zufällige Gleichklänge für etymologische Verhältnisse ausgeben jedes etymologische Bewusstsein verleugnen heisse.

Bei der Aufzählung der Redetheile (S. 13) vermisst man den Artikel und das Zahlwort. Sie müssen also wohl andern Redetheilen beigezählt sein. Wozu jedoch das Zahlwort gehören solle, erfährt man nicht, es sei denn durch die Angaben, dass

> „die Hauptzahlen oft als Hauptwörter gebraucht"

würden (S. 41) und dass die Ordnungszahlen veränderlich seien

> „wie alle Beiwörter" (S. 42).

Was aber den Artikel betrifft: so findet sich auf S. 21 in einer Randbemerkung die interessante Notiz:

> „Da der Artikel (oder das Bestimmungswort) nur zur näheren Bestimmung des Hauptwortes dient, so habe ich ihn unter die andern Beiwörter oder Eigenschaftswörter aufgenommen."

Wirklich wird er denn daselbst unter der Ueberschrift: „Vom Eigenschaftsworte" abgehandelt, und zwar — ohne dass vom „Eigenschaftsworte," ausser der Ueberschrift, auch nur mit einer Sylbe die Rede wäre! —!

Als Eigenschafts- oder Beiwörter sollen übrigens auch die possessiven Fürwörter zu betrachten und dies nach §. 189 die Ursache sein, warum sie

> „mit und auch ohne Artikel stehen können,"

wogegen nach §. 195 der Artikel nie vor den anzeigenden (demonstrativen) Fürwörtern stehen könne, weil diese

> „die Person oder die Sache in Hinsicht auf ihren Ort genauer anzeigen als der Artikel."

Welchen Blick thut man in die Studien, die solchen Lehren zu Grunde liegen müssen!

Als eine „sichere Regel" stellt der §. 81 auf, dass die Substantiva auf e männlich seien, wenn sie

> „ein il, m, r, nt, on vor dem e haben."

Geistloser und oberflächlicher kann dies kaum gesagt werden. Es handelt sich da nicht um die dem e vorangehenden nichtssagenden Buchstaben, sondern um die vollen, bedeutsamen Bildungs- und Ableitungssylben ale, ile; ame, ime, ume; one; ore, tore, so wie gegentheils um die weiblichen ade, ide; ie, ione, ice, trice.

III. Zur Flexionslehre.

Zu denjenigen Dingen, welche Fernow mit richtigem Verstande aufgefasst und dargestellt hat, gehört unter Anderm die Pluralbildung der Nomina. Er lehrt (§. 115) ganz verständig, dass in Endungen wie cio, scio, gio, glio (Herr Fabbrucci giebt hierzu die Beispiele: bacio Kuss, guscio Schale, viaggio Reise, foglio Blatt), wo nämlich das i zur orthographischen Bezeichnung des von den Italienern sogenannten Quetschlautes (suono schiacciato) der Consonanten c, sc, g, l (gl) dient, dies Hülfs-i überflüssig werde und folglich verschwinde, sobald statt des Singular-o das Plural-i eintritt (baci, gusci, viaggi, fogli). Allein Herr Fabbrucci, der doch dem Fernow so oft in seinen Irrthümern folgt, hat es für nöthig erachtet, ihn hier, wo er in seinem Rechte ist, zu verlassen. Er sagt (§. 52), die Wörter mit den erwähnten Endungen

> „werfen den Endvocal o weg, um den Plural zu bilden.“

Und dasselbe, lehrt er (§. 48), thäten auch die auf ajo und ojo (calamajo Tintenfass, annaffiatojo Giesskanne — calamaj, annaffiatoj), obschon auch hier Fernow richtiger bemerkt, dass sie nach der Verwandlung des End-o in i vielmehr das j aufgeben (calamai, annaffiatoi). Aber auch wenn man die allerdings vorkommende Form calamaj etc. gelten lässt, so entsteht diese doch keinesweges durch eine alles Sinnes entbehrende „Wegwerfung des o,“ sondern dadurch, dass das Plural-i mit dem gegebenen, ihm verwandten j verschmolzen oder von demselben verschlungen wird.

Ich stelle hiermit den ähnlichen Fall zusammen, wo das Fürwort gli (ihm) vor andern Fürwörtern (lo, la, li, le, auch vor der Partikel ne) sein i vermöge des nun darauf fallenden Accentes in das stärker tönende e verwandelt, nicht anders als wie es in gleichem Falle und aus gleichem Grunde auch die Fürwörter mi, ti, ci, vi, si thun. Weil nun jedoch gle den vorherigen Quetschlaut nicht wiedergeben würde: so ist die Rechtschreibung genöthigt, zur Bezeichnung dieses Lautes jetzt ein i einzuschalten und somit glie zu setzen, welches nun erst eingeschaltete i von jenem ursprünglichen und in e verwandelten völlig verschieden ist. Herr Fabbrucci, der hierüber auch den Fernow (§. 195, S. 179 flg.) hätte nachlesen können, lehrt hingegen (§. 181):

> „der Dativ gli behält sein i und nimmt noch ein e an, also: glielo, gliela etc.“

und meint vielleicht, es komme ja so auf Eins heraus. Das thut es freilich. Es ist aber darum nicht einerlei, ob die Vorstellung, die man sich von einer Sache macht, den organischen Gesetzen derselben entspreche oder nicht. Denn nur im erstern Falle ist die Vorstellung eine verständige, im letztern aber eine unverständige.

Ein Gegenstand von besonderer Wichtigkeit ist die Unregelmässigkeit der Verba, namentlich derer der zweiten Conjugation. Herr Fabbrucci sagt hiervon §. 274:

> „Diese Unregelmässigkeiten wird man grösstentheils aus dem Gebrauche erlernen; denn sie allgemeinen Regeln zu unterwerfen, würde jedenfalls sehr schwer sein.“

Würde? Nun, wir sind über diese Schwierigkeit bereits hinweg. Friedrich Diez (Th. II, S. 132 flg.) und Blanc (S. 415) haben, was Herr Fabbrucci doch wissen sollte, die an sich sehr einfachen Principien jener Unregelmässigkeiten längst dargelegt und Herr Fabbrucci hätte weiter keine Mühe davon gehabt, als sie dem Unterrichtszwecke anzupassen. Statt dessen verweist er den Schüler auf die handwerksmässige Empirie, und vielleicht nur, weil Fernow sich hier die Sache auch leicht gemacht und es vermieden hat, sich in eine Untersuchung der in Rede stehenden Unregelmässigkeiten einzulassen. Herr Fabbrucci entschuldigt sein Verfahren mit den Worten:

„Ich habe immer die Erfahrung gemacht, dass, wer ein Dutzend (unregelmässige Verba) gelernt hat, für die übrigen keine Schwierigkeiten mehr findet."

Vom pädagogischen Standpunkte aus ist das eine ganz verwerfliche Maxime.

In der Bezeichnung gewisser Flexionsformen folgt Herr Fabbrucci dem Fornasari. Er nennt, wie dieser, die Casus nicht Casus oder Fälle, sondern „Endungen" (§. 72 — 75); wunderlich genug, da er doch selbst bemerkt, dass sie eben nicht durch „Endungen" ausgedrückt werden. Eben so entlehnt er von Fornasari (vielleicht auch von Filippi oder Valentini) die Benennungen „Condizionale presente" für das Conjunctiv-Imperfectum (io amassi), und „Correlativo presente" für das Conjunctiv-Futurum (nach Diez) oder den gewöhnlich sogenannten Conditionalis (io amerei). Hierbei hat allein — und auch das nur in unklarer Weise — das Verhältniss vorgeschwebt, welches diese beiden Zeitformen in den hypothetischen Conditionalsätzen zu einander haben, ohne dass erwogen worden wäre, dass sie auch in ganz andern Beziehungen (z. B. in der indirecten Rede) gebraucht werden. Herr Fabbrucci führt sogar in den Paradigmen immer nur se io amassi etc. auf, was wo möglich noch ärger ist als wenn che io amassi oder che io ami conjugirt wird, welches Letztere er eben auch thut. Als ob diese Conjunctionen die einzigen wären, die sich mit den Conjunctiven verbinden — als ob sie sich nicht eben so gut auch mit den Indicativen verbänden — als ob sie überhaupt zu den Bestandtheilen der Conjugationsformen gehörten! So etwas muss den Schüler irre führen.

IV. Zur Syntax.

Da Herr Fabbrucci den Fernow, wiewohl meist sehr unglücklich, zu seinem Hauptführer gemacht zu haben scheint: so wäre es erfreulich gewesen, wenn er ihm auch darin gefolgt wäre, dass er die Syntax von der Formenlehre unterschieden hätte. Er hat ihn aber auch hier wieder nur in einzelnen Stellen copirt, wovon man ein schönes Beispiel auf S. 166 lesen kann. Was da von der Inversion gesagt ist, steht zum grössten Theile und wörtlich bei Fernow §. 561, mit Ausnahme des Schlusssatzes S. 167, der aus Fornasari (7. Aufl., S. 174, §. 418) abgedruckt ist; denn auch Fornasari hat den Fernow „benutzt." Die syntaktischen Beziehungen kommen also nur gelegentlich bei der Darstellung der Formen vor, und da natürlich weder in der gehörigen Folge, noch auch in der genügenden Vollständigkeit. So finden z. B. die wichtigen, vielgebrauchten Partikeln di, a, da, S. 26 flg. eine nicht ausreichende Besprechung, indem dabei nicht erwähnt wird, dass sie namentlich auch mit einer grossen Anzahl von Adjectiven und Verben construirt werden. Beim Infinitive (S. 94) ist die grade dem Italiener so eigenthümliche Art, ihn als Substantiv zu gebrauchen und doch als Verb zu construiren, nicht angegeben, und eben so der vielseitige Gebrauch des Gerundiums, das ebenfalls zu den Eigenthümlichkeiten der italienischen Sprache gehört und einen ihrer schönsten Vorzüge ausmacht, viel zu oberflächlich behandelt. Nicht minder vermisst man jede Andeutung über die so wichtige Zeitfolge, verschiedener geringerer, aber doch für den Anfänger wünschenswerther Einzelheiten nicht zu gedenken.

Doch abgesehen von dem, was nicht dasteht: wie steht es mit dem, was dasteht?

Eine Hauptrolle spielt, wie schon angedeutet, die Sucht, gewisse Ausdrucksweisen durch Ellipsen zu erklären. Grade in der italienischen Grammatik ist damit von Alters her ein wahrer Unfug getrieben worden. Auch in unserm Buche finden wir z. B. §. 105:

„— venire kommen, partire abreisen, uscire ausgehen etc. können statt da, di bei sich führen, und dann ist der Satz (eigentlich doch wohl nur dieser Ausdruck) elliptisch, d. i. ein Wort, welches das Vorwort da annimmt, ist weggelassen und wird darunter verstanden."

Die dabei angeführten Beispiele: egli viene di Dresda, Pietro partì di Malta, uscire di casa, di chiesa, di teatro werden demnach (vgl. Fornasari §. 41) erklärt durch: egli viene dalla città di Dresda, partì dall' isola di Malta, uscire (sehr überraschend) dall' interno — nur dass in diesem letztern Beispiele die Fortsetzung di casa vermuthlich als zu viel gewagt (es müsste nun doch wohl della casa heissen) unterdrückt worden. Es handelt sich in Beispielen dieser Art einfach nur um eine adverbiale Bestimmung des Verbs, wobei es auf die ausdrückliche Vorstellung des eigentlichen Heraus oder Hinweg gar nicht abgesehen ist, so dass mit jenen das da enthaltenden Ausdrücken in Wahrheit etwas ganz Andres gesagt wird.

Im §. 137 spricht Herr Fabbrucci wiederum eine irrige Ansicht Fernows (§. 402) nach; es sei nämlich

„oft willkürlich, ob nach dem Comparativ di oder che gesetzt werde."

Man kann, wie in ähnlichen Fällen immer, nur sagen, dass bisweilen der eine Ausdruck eben so gut einen zulässigen Sinn gebe als der andre, aber verschieden ist der Sinn jedes Mal. Doch der Verfasser fährt in §. 138 fort, einen Fall zu bezeichnen, in welchem nicht che, sondern di stehen müsse,

„weil dabei in confronto, a comparazione, a paragone, in Verhältniss oder in Vergleich, zu ergänzen"

sei, und belegt diesen Fall mit den Beispielen:

„la balena è più grande del tonno der Walfisch ist grösser als der Thunfisch; il tenore canta meglio del soprano der Tenor singt besser als der Sopran."

Und da dürfte nicht che il tonno, che il soprano stehen? Das hat an ähnlichen Beispielen doch selbst Fernow (a. a. O.) eingeräumt. Vielmehr muss dieser Ausdruck gesetzt werden, sobald wirklich eine Vergleichung gemeint ist. Jener Genitiv (der in entsprechendem Falle an den griechischen Genitiv oder den lateinischen Ablativ erinnert) dient überhaupt nicht dem Sinne der Vergleichung, sondern dem Sinne einer Massbestimmung. Es ist etwas ganz Andres, wenn die Grösse, der Werth etc. einer Sache nach Massgabe der Grösse oder des Werthes einer andern Sache bestimmt als wenn sie mit dieser in Vergleich gesetzt wird. — In §. 140 wird uns dagegen unter andern das Beispiel

„il palazzo reale di Ch. è meno spazioso che quello di B."

mit der Versicherung vorgeführt, dass hier che stehen müsse, denn man könne

„dabei nicht in confronto oder a paragone hinzudenken."

Merkwürdig! Man soll also nicht denken und sagen können: das Charlottenburger Schloss ist in Vergleich mit (oder im Verhältniss zu) dem Berliner weniger geräumig?! Und aus demselben Grunde (dass man nämlich nicht in confronto etc. hinzudenken könne) müsse auch in dem eben daselbst angeführten Beispiele:

„questa ragazza è più leggiadra che bella dieses Mädchen ist mehr hübsch als schön"

che und nicht di stehen. Nicht aus demselben Grunde, sondern weil ein Adjectiv (bella) als solches überhaupt keinen Genitiv zulässt.

Für elliptisch wird (S. 60, Randbemerkung) sogar ausgegeben: egli vive del suo (er lebt von dem Seinigen), indem dabei „avere haben (soll wohl heissen Habe, Besitz) oder bene Gut, Eigenthum" zu verstehen sei. — Der bekannte negative Imperativ, z. B. non essere sei nicht, wird (§. 260, Anm.) durch non devi essere (du musst oder darfst nicht sein) erklärt; eben so Dio v'ajuti und Aehnliches durch desidero che etc. Solche Erklärungsweisen geben nur von pedantischem Un- und Missverstande Zeugniss, nicht aber von der freien Auffassung lebendiger und affectvoller Aeusserungen, die das, was angeblich dabei ergänzt werden soll, in unmittelbarer Weise selber vertreten, d. h. nicht ergänzt wissen wollen.

In Betreff der Stellung des Eigenschaftswortes lesen wir S. 34 die zwar wieder dem Fernow (§ 380) nachgesprochene, aber darum nicht minder ungegründete Behauptung:

> „Der Wohlklang und das Gefühl allein entscheiden, ob das Eigenschaftswort vor oder nach dem Hauptworte stehen muss."

Es lässt sich mit der grössten Bestimmtheit nachweisen, dass das Adjectiv durchaus vor dem Substantive stehe, sobald es Epitheton ornans ist oder wenigstens nicht die Bestimmung hat, einen Gegensatz zu bilden oder abzuwehren. Von Wohlklang und Gefühl muss man dabei nicht reden.

Seite 30 wird der Theilungsartikel besprochen und derselbe §. 112 durch die Beispiele:

> „la bottiglia dell' acqua die Wasserflasche, il sacco dell' avena der Hafersack, il magazzino della paglia das Strohmagazin"

erläutert. Man fragt wohl mit gerechtem Erstaunen: wie ist es möglich, sich so zu versehen?!

> „Das Wort si bedeutet sich und man" etc.

heisst es S. 51. Zwar wird S. 157 hinzugefügt:

> „Es darf jedoch nicht das si mit dem deutschen man für eins und dasselbe angesehen werden" etc.

aber die Sache wird damit nicht besser. In Beispielen wie gli si dia ragione, si biasima il nuovo ambasciadore, non si fabbricano più tante ville das deutsche man oder nur etwas Aehnliches zu vermuthen heisst dieselben völlig missverstehen. Der italienischen Sprache ist dies man (franz. on) so durchaus fremd wie einst der lateinischen, und gleich dieser ersetzt sie den Sinn desselben durch verschiedene andre Wendungen. Die beliebteste ist die in jenen Beispielen vorliegende. Sie ist im Verständnisse des Italieners schlechthin reflexiv: ihm gebe sich Recht, der neue Gesandte tadelt sich, es bauen sich nicht mehr so viele Landhäuser. Auch wir sagen ganz eben so: das sagt sich leichter als es sich thut, hier lebt es sich angenehm, eine alte Gewohnheit legt sich schwer ab, mit Geduld besiegt sich jede Schwierigkeit u. dgl. m. Nur ist uns diese Ausdrucksweise weit minder geläufig als dem Italiener, weshalb wir ihr das uns bequemere man zu substituiren pflegen. Wenn dieselbe also bei reflexiven Zeitwörtern unzulässig ist: so ist es nicht, wie Herr Fabbrucci (S. 158) meint, wegen des „Missklanges" eines doppelten si, sondern weil es widersinnig wäre, ein Verb doppelt reflexiv setzen zu wollen. Herr Fabbrucci hat sich hier wieder von Fernow irre führen lassen, der diese Sache (§. 517) mit einiger Unklarheit behandelt. Warum aber, darf man fragen, sieht denn Herr Fabbrucci immer nur auf Fernow, anstatt selber zu prüfen? Ist der „Italiener" nicht Sachverständiger in der eigenen Sprache?

Doch ich muss zu Ende kommen, obwohl noch Manches von ähnlicher Art zu rügen wäre. Schliesslich nur noch ein Paar Beispiele von — ich will sagen Uebereilung oder Unüberlegtheit, obschon es auch härter bezeichnet werden könnte. Auf S. 100 steht zu lesen:

> „Wenn das Subject selbst das Object der Handlung ist, so wird der Satz (soll wohl heissen das Verb) mit essere construirt (conjugirt),"

und dabei die Beispiele io sono caduto, ella è nata in Danimarca. Also wenn Jemand gefallen oder geboren ist: so ist er darin nicht nur Subject, sondern auch Object! — Und auf S. 51:

> „Die Assoluti werden gebraucht a) wenn gar kein Zeitwort im Satze ist —"

— gar kein Zeitwort im Satze? Und soll doch ein „Satz" sein? Ein solcher Schnitzer dürfte dem untergeordnetsten Elementarlehrer nicht begegnen.

Ich gehe also zum zweiten Theile über, welcher S. 170 beginnt und zunächst praktische Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Italienische enthält.

Es ist dies zu dem grammatischen Theile der pädagogische. Die

Lehren jenes sollen nach Anleitung dieses eingeübt werden. Nun behandelte jener theils die Redetheile und deren Flexionsformen, theils die syntaktischen Verhältnisse, zu deren Ausdruck sie dienen. Was soll also eigentlich geübt werden: die Flexionsformen, oder die syntaktischen Verhältnisse und Beziehungen, um derentwillen allein sie vorhanden sind? Ein Denkender wird sagen: die Letzteren. Er wird hinzusetzen, dass die Flexionsformen an sich ja schon eingeübt werden, indem sie der Schüler auswendig lernt und seinem Gedächtnisse einverleibt. Will ihm der Lehrer dabei behülflich sein: so lässt er ihn eine Zeit lang in jeder Lehrstunde einige solche Formen mündlich durchflectiren oder hierauf bezügliche Fragen beantworten. So werden ihm die Formen und deren Bildung geläufig werden. Sollen aber schriftliche Uebungen, zu denen die nun vorliegenden Aufgaben bestimmt sind, einen Sinn haben: so kann es sich nicht mehr darum handeln, die Formen nur zu bilden, sondern darum, sie syntaktisch anzuwenden. Mit diesem Bewusstsein müssen sie vom Lehrer gefordert, vom Schüler geleistet werden.

Davon ist aber in unserm Buche nicht die Rede. Herr Fabbrucci verfährt bei der Aufstellung seiner Uebungsaufgaben noch ganz so, wie es Fornasari, Filippi, Valentini vor Jahrzehnten gethan haben. Er heftet sich und den Schüler an die Formen und verlangt, dass sie eben nur gebildet werden. Da finden wir Aufgaben über die „Bildung der Mehrheit," über die „Declination" und deren Casus, über die „Vorwörter in, con, per, su, tra, fra mit dem Artikel," wo es lediglich auf die Bildung der Zusammenziehungen nel, col etc. ankommt, über das „Geschlecht und die Zahl des Beiwortes," über die „Zahlen" (soll wohl heissen Zahlwörter), über die „Vergrösserungs- und Verkleinerungs-Formen," über die „höfliche Anrede," über die ganze Schaar der „Fürwörter" etc. Solches Fixiren der blossen Formbildung, ohne dass dabei auf das Syntaktische irgend welche Rücksicht genommen würde, ist ganz unpädagogisch.

Freilich findet sich's dabei, dass man den Formen doch eine Art von Zusammenhang geben, mit ihnen irgend wie operiren müsse, und da dringen sich denn die syntaktischen Beziehungen derselben unversehens mit auf. Es ist aber ein wesentlicher Unterschied, ob man diese syntaktischen Beziehungen mit hereinlässt, weil man sie doch nicht los werden kann, oder ob man sie zum Ausgangspunkte und zur leitenden Richtschnur nimmt. Man sieht dies recht deutlich daran, dass in den Aufgaben unsers Buches dasselbe verworrene Durcheinander von Formbildung und eben nur eingeschlichenen syntaktischen Beziehungen herrscht, welches wir bereits hinsichtlich des grammatischen Theiles gerügt haben, und dass dabei grade das, was die italienische Wort- und Satzfügung Eigenthümliches und Charakteristisches hat, nicht herauskommt. Es ist eben auf die Wort- und Satzfügung überhaupt nicht abgesehen, sondern allein auf die Formen. Der Schüler kann sich dabei des Unterschiedes zwischen deutscher und italienischer Ausdrucksweise niemals klar bewusst werden, er kann niemals wirklich italienisch schreiben lernen. Und eben darin liegt das Unpädagogische dieser Methode.

Ausserdem ist der Verfasser in der üblen Lage gewesen, gleich in den ersten Aufgaben solchen Dingen Raum zu geben, deren Kenntniss er nicht von vorn herein voraussetzen konnte und wollte. Die ersten Beispiele lauten:

> „Die Grammatik ist das hauptsächliche Studium einer Sprache. Die Beschäftigung und die Thätigkeit sind uns nöthig, so wie das Feuer und das Licht unentbehrlich. Bringet mir die Harfe. Die Pflanze trägt Blumen."

Da sich diese Aufgabe nur auf „die Bildung der Mehrheit und die Artikel" beziehen soll: so muss alles Uebrige als noch unbekannt gegeben werden. Und so steht denn unmittelbar darunter:

„Grammatica, è, studio, essenziale, di una lingua. Occupazione, e, attività, ci sono, necessaria (schon für das weibliche Substantiv zurecht gemacht), come, fuoco, luce, f. indispensabile. Portatemi, arpa. Pianta, porta, fiore, m."

Worin besteht also diese Uebung? Darin, dass der Schüler das Gegebene einfach abschreibt und bloss die Artikel hinzufügt, bloss die Pluralformen bildet. Das ist Alles. Dem Schüler aber statt einer wirklichen, Urtheil und Ueberlegung fordernden Geistesthätigkeit eine solche bloss mechanische, müssige Arbeit auferlegen, ist durchaus unpädagogisch.

Namentlich sind die Verbalformen sämmtlich bis zur 58. Uebung (62 sind es im Ganzen) untergeschrieben und deren Bildung dem Schüler also völlig erspart.

Ueberhaupt aber ist es unzweckmässig, die Vocabeln so unmittelbar unter die Aufgaben zu setzen. Da steht z. B. für „Land" S. 172 campagna, S. 175 paese vorgeschrieben; aber warum diese verschiedenen Wörter? Der Schüler, der hierüber unwissend geblieben, wird also in dem Satze „Jedes Land hat seine Gebräuche" (S. 197), wo kein Wort für „Land" angegeben ist, ohne Bedenken ogni campagna schreiben können, weil er paese zufällig vergessen hat oder jenes für eben so gut hält. Er wird also nicht gelernt haben, was „Land" heisst; terra wird ohnehin auch dafür gesagt. Man stelle also dergleichen in einem besondern Wörterverzeichnisse zusammen, mache dabei auf den Unterschied (die Synonymik) der einzelnen Wörter und ihrer Bedeutungen aufmerksam, wie ich in meinem Lehr- und Uebungsbuche der italienischen Sprache (man gestatte diese beiläufige Erwähnung) gethan habe, und gebe so dem Schüler Gelegenheit, das für den gegebenen Sinn und Zusammenhang erforderliche Wort mit Nachdenken selbst zu wählen und sich der eigentlichen Bedeutung desselben deutlich bewusst zu werden. Um Etwas in einer fremden Sprache ausdrücken zu können, muss man ausser den Formen und Constructionsweisen derselben auch die Wörter selbst kennen und sie nicht nur zu verstehen, sondern auch zu empfinden wissen. Sonst bildet sich Einer wohl ein, er könne italienisch etc. schreiben oder sprechen, wenn er für sein deutschen Wort eben nur ein italienisches etc. setze. Mehr aber wird man aus den vorliegenden Aufgaben nicht lernen.

Endlich was den Inhalt der Sätze betrifft: so ist er bei den meisten von der Art, dass er ebenfalls besprochen zu werden verdient. Ich bin weit entfernt, Goldkörner der Weisheit, feine Sittensprüche, Lebensregeln oder dergleichen zu verlangen, obschon es allerdings Vieles auch dieser Art giebt, was sich mit wenigen Worten und in den einfachsten Zusammenhängen sagen lässt. Man wird mir aber keine Unbilligkeit vorwerfen, wenn ich gegen solche Sätze, welche weder eine Erkenntniss, noch eine Wahrnehmung, noch irgend etwas Bestimmtes oder überhaupt Sagens- und Schreibenswerthes enthalten, einen entschiedenen Tadel ausspreche. Ich führe einige davon an:

S. 174: Man wird uns eine Kiste Schnupftaback aus Sevilla und verschiedene Waaren aus England senden. Sie sind seit sechs Wochen eingeschifft, aber ich weiss schon, dass sich der Schaffner wie ein ehrlicher Mann betragen hat. Sie suchte den armen Mann mit den erfrorenen Händen anzustellen, bald als Aufseher, bald als Aufwärter. Führet nur seltene Thiere ein, und ihr werdet Geld gewinnen. — S. 178: Er stieg gewöhnlich auf einen Thurm oder auf einen Mastbaum. — S. 180: Die Magd ist träge, unsauber und sittenlos, doch geht sie immer geschminkt, so dass ihre Backen wie glühend Eisen aussehen. — S. 182: Der Tod ist so wie das Leben. Julius hat weniger gelernt als mein Schwager Paul. — S. 185: Selten hat es sich ereignet, dass man eine Quinterne gewonnen hat. Sie wird dann wohl mit dem achten Theile sich begnügen müssen, nachdem sie 31 Monate gewartet hat. — S. 186: Dieser rüstige Junge hat ein Paar derbe Küsse an seine Nachbarin

gegeben. — S. 190: Wir haben sie euch mit Fleiss geliehen. Ich vermuthete, dass Du es Dir auch verschaffen würdest. Man wird ihm befehlen, dass er es uns abschreibt, wenn er kann. Annchen sprach ausführlich von dem vergangenen Vorfall, und fügte hinzu: ich denke nicht mehr daran. Sehr wohl gethan, erwiederte ihr Vater, wenn du nicht mehr daran denkst, so wirst du es gänzlich vergessen. — S. 195: Dieser Mensch da rühmt sich, vier lebendige Krokodile gefangen zu haben, und jener da kann sich nicht davon überzeugen. Der Sänger, der seine Stimme zu sehr anstrengt, macht es wie die Heuschrecke, welche stirbt wegen des zu vielen Singens. — S. 197: Einige Botaniker haben manche Versuche angestellt, aber vergebens. Ich gebe einem Jeden den Rath, dass man nicht für jede Person Ausnahmen machen soll. Irgend einer las in irgend einem alten Manuscripte, dass diese Entdeckung von irgend einem Araber herrühre. — S. 199: Du bist ungewiss, wen du nehmen sollst. Nachdem wir declamirt hatten, schrieben wir es auf. etc. etc.

Man fragt mit Recht, für welche Alters- oder Bildungsstufe seiner Schüler der Herr Verfasser solche Abgeschmacktheiten bestimmt haben könne. Lesen wir dann (S. 184) auch:

„Unter den bekannten Planeten sind: Uranus der entfernteste von der Sonne“ etc.

so ist man versucht, hierin ein Zeugniss von dem Verhältnisse zu erblicken, in welchem der Verfasser zu dem Fortschritte der Wissenschaften überhaupt stehe. So etwas schreibt man nicht mehr im Jahre 1858.

Auf S. 211 folgt eine „Sammlung der nothwendigsten Wörter,“ welcher sich S. 281 „übliche Redensarten und Gespräche“ anschliessen. Den Beschluss macht von S. 243 bis S. 339 eine Reihe von „Lesestücken“ aus den auf dem Titel genannten Schriftstellern. Dies Alles kann nicht füglich mehr Gegenstand der Kritik sein.

Dasjenige aber, was hier mitgetheilt worden, wird nicht nur Sachkundigen, sondern selbst Laien gegenüber zu dem Urtheile berechtigen, dass diese „Anleitung etc.“ — theilweise nicht einmal selbständige Arbeit — weder in wissenschaftlicher noch in pädagogischer Hinsicht den Anforderungen entspreche, welche man nach dem gegenwärtigen Stande des Studiums der neueren Sprachen überhaupt und der italienischen Sprache insbesondere an ein Werk dieser Art zu machen berechtigt ist. Man kann sich eines gewissen Bedauerns nicht erwehren, dass ein so unbefriedigendes Product noch mit der Jahreszahl 1859 bei uns hat erscheinen können, und obwohl Bücher dieses Ranges sonst einer Kritik überhaupt nicht unterworfen zu werden pflegen: so schien es doch im Interesse der Sache sowohl wie des Publicums eine Art von Pflicht zu sein, dem gedachten Bedauern einen, wie hier geschehen, motivirten Ausdruck zu verleihen.

Dr. Staedler.

Die neuesten Lehrbücher zur Erlernung der spanischen Sprache.

Wenn es auch rühmend anerkannt werden muss, dass die fremden Sprachen, sowohl die alten als die neuen, in Deutschland mit mehr Gründlichkeit studirt werden, als in andern Ländern, so lässt das Studium der neuern, namentlich der spanischen und portugiesischen Sprache doch noch viel zu wünschen übrig.

Die in Deutschland herausgegebenen spanischen Grammatiken sind meistens ganz der Grammatik der spanischen Academie entlehnt, zuweilen etwas

verbessert, manchmal missverstanden, immer aber ohne Rücksicht darauf, dass die Academie für Spanier, der Deutsche für Deutsche schreibt.

Der Titel: „Gramática de la lengua castellana compuesta por la Real Academia Española," lässt denjenigen, der die Sprache nicht unbefangen studirt hat, glauben, dass sie nur Richtiges und Ausgezeichnetes liefern müsse, da von den gelehrten Academikern nichts anders zu erwarten sei, und doch ist sie in mancher Hinsicht fehlerhaft, voller Mängel und Irrthümer, und keineswegs dazu geeignet, um in's Deutsche übertragen als Lehrbuch für Deutsche zu dienen.

Die Grammatik der Academie geht nämlich von der Voraussetzung aus, dass jeder Spanier, welcher seine Muttersprache lernen will, vorher gründlich Latein gelernt hat; deshalb zerrt und streckt sie die spanische Sprache, bis sie sich scheinbar einer lateinischen Regel anschmiegt, und bürdet ihr Formen auf, welche sie nicht im Entferntesten besitzt. Zu diesen gehört namentlich die Behauptung, dass die spanischen Substantiva und Adjectiva eine Declination hätten. Es wird freilich in der Vorrede gesagt, dass die Gothen nach der Eroberung von Spanien sich bemüht hätten, Latein zu lernen, während die unterjochten Spanier sich in die Sprache ihrer Beherrscher fügen mussten, wodurch die lateinische Sprache schon sehr verdorben wäre. Ferner:

„Los Godos hallaron dificultad en la declinacion de los nombres latinos y la dejaron enteramente, supliendo los casos con preposiciones."

Aber grade durch diese Anerkennung, dass die Präposition dazu dient, den Casus zu bezeichnen, wird die Ungereimtheit nur um so grösser, indem sie behauptet, dass die Präposition, nachdem sie einen Casus gebildet hat, noch dazu diene, einen solchen zu regieren; wie denn wörtlich in der vierten Auflage steht:

> „La preposicion por rige acusativo cuando se junta con palabras que significan movimiento, y ablativo cuando se junta con palabras que significan quietud, por ejemplo: hablar por un amigo; ser recomendado por otro: los nombres „un amigo" y „otro" están en ablativo regidos de la preposicion por, porque las espresiones están en significacion de quietud; pero en estas: viajar por diversas tierras: trabajar por la granancia, los nombres „diversas tierras" y ganancia están en acusativo regidos de la misma preposicion, por significar movimiento las palabras que se le juntan." etc.

Andre Irrthümer werden ohne Weiteres von alten Auflagen in die neuen übertragen, weil sie vielleicht schon in Nebrija's erster spanischer Sprachlehre gestanden haben. Dahin gehört unter andern die grundlose Behauptung, die auf uir endenden Zeitwörter zu den regelmässigen zu zählen, und dabei zu sagen, dass sie im Praesens Indic. und Conjunct. das i in y verwandeln, während in der regelmässigen Conjugation gar kein i vorkommen würde, das y also ein eingeschobener Buchstabe ist.

Eine andre unrichtige Regel ist die über die Verwandlung des weiblichen Artikels la in den männlichen el, welche deshalb in Franceson's, Dr. Keil's und andern Grammatiken, wenn auch etwas verändert, ebenso unrichtig oder noch unrichtiger steht. Ferner über die Bildung der Zeiten, den Gebrauch und die Bedeutung der negativen Partikeln etc. Die Regeln über den Gebrauch der Redetheile sind sehr mangelhaft, und die meisten Erläuterungen Demjenigen, der kein Latein versteht, wegen der Casus, welche der spanischen Sprache aufgebürdet werden, ganz unnütz. Die zuersterwähnte lautet folgendermassen:

> „Se dijo tambien que el artículo el era del género masculino, la del feminino, y lo del neutro. En cuanto al feminino y neutro es el uso constante; pero no lo es en cuanto al masculino. Porque este mismo uso, que es juez absoluto del lenguage, ha establecido que se junte algunas veces artículo masculino á ciertos

nombres femininos contra las reglas de la gramática. Esto sucede cuando los nombres femininos empiezan con la vocal a. Así se dice: el agua, el alma, el ala, el águila, el ave. Y la razon es, porque como el buen uso de la lengua es el que la perfecciona, y no las reglas grammaticales, y una de las cosas que mas contribuyen á su perfeccion es la pronunciacion suave y armoniosa de las letras y de las palabras, ha procurado el uso quitar el mal sonido que resultaria diciendo: la agua, la alma, la ala, la ave, la águila, por la concurrencia de a a, quebrantando la regla de la gramatica á favor de la suavidad de la pronunciacion. Pero se advierta, que no sucede esto con todos los nombres femeninos que empiezan por a, sino con los dichos y algun otro; y así se dice: la abeja, la aficion, la afrenta, sin otra razon, sino porque el uso lo ha introducido en unos, y no lo ha permitido en otros; y esto solo en el número singular, pero no en el plural, porque cesa en este la concurrencia do las vocales."

Dieser Regel folgt Dr. Keil in seiner Grammatik ganz genau, aber Franceson verändert sie noch auf seine Weise und braucht in seinem §. 68 fast eine ganze Druckseite um diese Regel, welche sich richtig in drei Zeilen sagen lässt, unrichtig hinzustellen, denn sie sollte lauten:

„Der weibliche Artikel la verwandelt sich in den männlichen el vor denjenigen weiblichen Substantiven, die mit einem betonten a oder ha anfangen."

Also diese Grammatik hat fast allen Grammatiken für Deutsche als Modell gedient, aber sehr selten haben die Verfasser derselben die Sprache begriffen, und die meisten haben nie die spanische Sprache, wie sie heute gesprochen und geschrieben werden soll, verstanden, wenn sie sich auch in den Don Quijote und die alten Poeten vertieft, also damit angefangen haben, womit sie nach zehnjährigem Studium hätten schliessen können.

Der Zweck einer Grammatik einer lebenden Sprache ist aber ein anderer, als der einer Grammatik einer alten Sprache: denn diese soll und kann nur die Schriftsprache lehren, und muss hauptsächlich darauf hinwirken, den Lernenden in die alten Classiker einzuführen, während die Grammatik einer lebenden Sprache zuerst dem Schüler die Sprache anschaulich machen soll, wie sie im gewöhnlichen Leben gesprochen und geschrieben wird (oder werden sollte), wonach es dann dem Wissbegierigen leicht wird, die Eigenthümlichkeiten der classischen Schriftsprache und der Dichter kennen zu lernen. Die Verfasser neuerer englischer und französischer Grammatiken gehen auch von diesem Gesichtspunkte aus, und beweisen meistens, dass sie selbst Praxis in den Sprachen gehabt haben; aber dies ist noch sehr wenig bei den Verfassern spanischer Grammatiken der Fall, da diese den Schüler zu sehr mit den Eigenthümlichkeiten der ältern Classiker beschäftigen, worüber das, was er eigentlich lernen soll und zu wissen verlangt, nämlich die lebendige Sprache, ganz vernachlässigt wird.

Um eine lebende Sprache so zu erlernen, dass man mit den Nationalen mündlich und schriftlich verkehren kann, bedarf man natürlich einer gründlichen theoretischen Vorbildung, aber ausserdem hauptsächlich praktischer Uebung mit der Nation selbst, wo man denn durch die Theorie einsieht, wieviel man sich von dem, was man hört und lies't, aneignen darf, denn nicht alle Spanier sprechen und schreiben richtig Spanisch, noch viel weniger als alle Deutsche richtig Deutsch können, weil die Schulbildung im Allgemeinen in Deutschland bei Weitem besser ist als in Spanien und den spanisch-amerikanischen Ländern.

Die Verfasser oder vielmehr Bearbeiter spanischer Grammatiken für Deutsche sind aber allem Anschein nach keine Praktiker, indem sie oft die gewöhnlichsten alltäglichen Redensarten nicht kennen oder gar in der Anwendung der einfachsten Regel, die vielleicht in ihrer eignen Grammatik

enthalten ist, die gröbsten Fehler machen, ohne die zu rechnen, welche sie ohne Ueberlegung und ohne Kenntniss der Sprache aus der Grammatik der spanischen Academie abschreiben. Es liessen sich eine Menge Beweise liefern, dass solche Grammatiker die spanische Sprache gar nicht begriffen haben, doch führe ich nur folgende an:

Franceson's Grammatik §. 89. — „Die spanischen Schriftsteller, besonders die Dichter setzen oft mit vieler Eleganz den bestimmenden Artikel anstatt des Partitifs und des unbestimmten oder Einheitsartikels: Tiene la boca grande y la nariz corta y chata. Er hat einen grossen Mund und eine kurze flache Nase." etc.

Franceson liefert hier den schlagendsten Beweis, dass er Spanisch, so wie es täglich gesprochen wird und seit Jahrhunderten gesprochen und geschrieben ist, nicht versteht, sonst könnte ihm nicht unbekannt sein, dass jeder Spanier ohne Ausnahme nie anders spricht, während Franceson diese Redeweise nur für einen eleganten Ausdruck der Dichter hält. — Noch auffallender wird dies, wenn man aus der Vorrede zu seiner Grammatik ersieht, dass er auch Verfasser einer französischen Sprachlehre ist, und braucht man nur obiges Beispiel in's Französische zu übersetzen um einzusehen, dass beide Sprachen in dieser Hinsicht dieselbe Regel haben, und dass es auch da eine allgemein anerkannt richtige, im bürgerlichen Leben übliche Phrase und keine elegante Wendung der Poeten ist.

§. 106. Von der Stellung der Adjectiva: In der ersten Auflage sagte Franceson, das Adjectiv stände mehr vor als nach dem Substantive, doch herrsche dabei auch Willkür etc. In der letzten Auflage steht folgende, auch in stylistischer Hinsicht merkwürdige, Regel: „In den neuern, von der lateinischen Sprache abgeleiteten, Sprachen bleibt die gewöhnliche, regelmässige, weil sie die grammaticalisch natürliche ist, Stelle des Adjectivs nach dem Substantiv, auch wenn es als Attribut steht, d. h. bloss neben das Substantiv gestellt wird, ohne mit demselben durch das Zeitwort sein verbunden zu werden." etc. „Alle die Fälle, wo das Adjectiv vor das Substantiv gesetzt wird, sind im Grunde als Ausnahmen zu betrachten, welche im Allgemeinen durch die rhetorischen Gründe, des absichtlichen Hervorhebens des im Adjectiv enthaltenen Begriffes, des darauf zu legenden Nachdruckes etc. erzeugt werden."

Es bedarf wohl kaum erwähnt zu werden, dass diese Regel sowohl in ihrer alten als in ihrer neuen Fassung falsch ist.

Am Ende der Uebung VI. beweist Franceson noch (obgleich er auch ein Lexicon herausgegeben hat) dass er die Bedeutung des täglich vorkommenden Zeitworts llevar nicht kennt, denn zu dem Satze: „sie brachten uns Friedensworte" schreibt er für bringen llevar vor. Llevar heisst aber wegbringen, hier muss es traer (herbringen) heissen.

In der Uebung XXIII., dem Gil Blas entnommen, sagt er: „welcher schon vor einigen Jahren nach Polen gegangen war" und will dann „nach Polen gehen" mit pasar en Polonia übersetzt haben. Im Original steht pasado en Polonia, dies beweist aber nur, dass Franceson die Bedeutung der Präposition en nicht kannte, denn pasar en Polonia heisst: in Polen leben, wohnen, während nach Polen gehen mit pasar á Polonia übersetzt werden kann.

Dagegen macht er zu Uebung III. Nr. 10 folgende Bemerkung:

„Bei Zeitwörtern, die eine Ruhe ausdrücken, steht immer die Präposition en vor den Hauptwörtern und den Namen der Länder und Städte; die Zeitwörter aber, die eine Bewegung andeuten, nehmen die Präposition á an: estar en casa, en Berlin, habitar en Francia, en Paris, ir á casa. Doch macht das Verbum entrar eine Ausnahme, welches auch mit en construirt wird: entrar en casa, en España."

Also entrar macht davon eine Ausnahme, und doch muss Jeder wissen, der die Sprache nur einigermassen versteht, dass nicht nur entrar, sondern eine Menge Zeitwörter, welche mit en (em), in (im) zusammengesetzt sind, die Präposition en regieren, z. B.:

Emboscarse en el monte. Empeñarse en un negocio. Envainar una cosa en otra. Envolver en papel. Implicarse (con) en un negocio. Imponer al aprendiz en el oficio. Importar vinos en Inglaterra. Imprimir en buen papel. Incorporarse en una universidad. Influir en los negocios. Instalar á uno en el empleo. Introducir en la sociedad.

Die Franceson'sche Grammatik hat übrigens correcte Lesestücke (die letzte Auflage ist schlechter corrigirt als die ersten) und eine ziemlich vollständige Liste der unregelmässigen Verba. Dies ist aber auch Alles, was davon zu gebrauchen ist, denn die Regeln sind theils zu weitläufig, theils gehaltlos und unverständlich, mehrentheils aber ganz falsch. Dennoch ist 1855 die vierte Auflage davon erschienen. Wer sich von der Langweiligkeit der Erklärungen vollends überzeugen will, dem empfehlen wir die §§. 20 — 57 „Lehre vom Subject und Object" zu lesen, und wir brauchen dann wohl nicht mehr zu fragen, ob solches leere Wortgeklingel in eine spanische Sprachlehre gehört.

Eine andre spanische Sprachlehre, welche 1837 bei J. F. Leich in Leipzig die zweite Auflage erlebt hat, und in deren Vorrede gesagt wird, dass sie in mehreren öffentlichen Unterrichtsanstalten eingeführt sei, ist die von Dr. Keil, Ehrenmitglied der Real Academia Española in Madrid. Diese folgt genau der Grammatik der Academie, sogar in der Declination mit allen Casus der lateinischen Sprache, enthält ausser einer Menge Ueberflüssigkeiten eine Lehre über die Bildung der Wörter, ihrer Abstammung aus dem Lateinischen, Arabischen, Gothischen und Griechischen, und eine Abhandlung über die spanische Verskunst. Wahrscheinlich hat die Real Academia Española den gelehrten Herrn dieser Umstände wegen zu ihrem Ehrenmitgliede gemacht, denn dass er kein Spanisch kann, beweist er fast in jedem Abschitte. Schüler, welche nur einige Monate bei einem der Sprache kundigen Lehrer Unterricht haben, werden solche Schnitzer nicht machen, wie der Herr Dr. Keil. Z. B.:

§. 68. El sitio el mas bello.
„ 73. Porqué lo decés á mé.
„ 80. Cárlos é yo hemos buscado á té.
„ — El manda é yo obedezco.
„ 82. He sido á la caza con dos de mis amigos.
„ 88. Ella es tanto hermosa cuanto discreta.

Die Regeln sind ebenso undeutlich und falsch, wenn auch viel kürzer, als die in Franceson's Grammatik, so dass aus ihr kein richtiges Spanisch gelehrt und gelernt werden kann, und Lehrer und Schüler der erwähnten Gymnasien unser volles Mitleid verdienen. —

Neuer Lehrgang der spanischen Sprache von Dr. August Boltz, Berlin 1857.

Diese Grammatik, welche wir nur flüchtig durchsehen konnten, beweist ebenfalls, dass der Verfasser kein Practiker ist, obgleich sein Lesebuch mehr practisch als theoretisch ist, z. B.:

S. 2. „H ist stumm; entspricht in lat. Wörtern F."

In fast allen uns bekannten Grammatiken steht richtig: H ist stumm, ausser vor ue, wo es sehr stark aspirirt wird, wie in: hueso, huerta, huérfana, huele etc.

S. 3. „Provinciell (Valladolid, wo übrigens gutes Spanisch gesprochen wird) ist die Verwechselung des b und v, s und c, z und c, ll und y; man unterscheidet daselbst nicht zwischen basto (grob) und vasto (ausgedehnt)" etc.

Wir glauben auch schon einmal etwas Aehnliches in einer spanischen

Sprachlehre gelesen zu haben, sind aber weit entfernt es für richtig anzuerkennen, da wir aus Erfahrung wissen, dass nicht allein die Bewohner der einzigen Stadt Valladolid, sondern alle Spanier aus den Provinzen, wo das Castilianische die Landessprache ist, so wie die Bewohner von Cuba und Portorico und den spanisch-amerikanischen Republiken, nicht nur b mit v, s mit c (vor e und i) und z, ll mit y in der Orthographie verwechseln, sondern b und v wie b; s, c und z wie s, und y und ll wie y aussprechen, so dass die vorschriftsmässige Aussprache von v, ce, ci, z und ll bei ihnen gar nicht vorkommt. Die wenigen Spanier, und unter ihnen die Canzelredner, Schauspieler, Rechtsgelehrte etc., welche diese Consonanten genau in der Aussprache unterscheiden und deshalb auch in der Orthographie nicht verwechseln, weil sie ihre Muttersprache gründlich gelernt haben, gehören zu den Ausnahmen. Die gebildeten Catalonier und Basken sprechen diese Consonanten noch am richtigsten aus, weil in Catalonien und Biscaya die castilianische Sprache nicht Landessprache ist, sondern grammaticalisch in den Schulen gelehrt wird. — Das z muss aber genau wie das c vor e und i ausgesprochen werden, daher ist in der Aussprache auch keine Verwechselung möglich. Aus diesem Grunde hat Salvá vorgeschlagen, das z in den Veränderungen der Wörter, wo es vor e und i einer Regel der Grammatik der Academie zufolge sich in c verwandeln soll, beizubehalten und statt

felices, felicidad, felicísimo (von feliz),
gocé, goce, goces, gocemos (von gozar),
felizes, felizidad, felizísimo,
gozé, goze, gozes, gozemos zu schreiben.

S. 3. „Y in An- und Auslaut Vocal = i: y (und) ya (schon), yéndose (weggehend), yo (ich) etc.

Y ist aber vor einem Vocal nie Vocal, und ist in den angeführten Beispielen Consonant, da die Aussprache genau dieselbe ist, als wenn es in einem Worte steht, z. B. ya, huya; yo, arroyo; yendo, creyendo.

Die vorher (bei der Grammatik der spanischen Academie) erwähnte Regel über die Verwandlung des Artikels la in el lautet bei Dr. Boltz folgendermassen:

§. 59. „El ama und nicht la —. Die mit einem Vocal oder ha anfangenden zweisilbigen, oder als esdrújulos dreisilbigen Feminina erhalten im Singular, des Wohlklangs wegen den männlichen Artikel el“ etc.

Herr Dr. Boltz schreibt und sagt: el era, el ira, el una etc., welches wir für total falsch erklären müssen.

S. 33. „Artículo m. le (pleonastisch zu á usted).“

Dies ist für uns das erste Mal, dass le von einem Grammatiker für einen Artikel gehalten wird. Es ist aber (da es für á usted steht) ein Pronomen und zwar hier der Accus. masc. der dritt. Pers. Sing., ausserdem kann es nur noch der Dativ des Masculinums und des Femininums der dritten Pers. Sing. des persönlichen Fürworts, aber nie Artikel sein.

S. 3 (unten). „Die Consonanten B, D, F, L, M, N, T wie im Deutschen.“ Dazu unter der Seite die Anmerkung, dass die Andalusier das d in den Participien der Zeitwörter nicht aussprechen.

Wenn nun d wie im Deutschen ausgesprochen werden soll, wie kann dann S. 33 „usted (spr. us-té)“ stehen?

Abgesehen davon, dass B auch nicht ganz wie im Deutschen gelesen werden soll, so müsste die Regel über D ungefähr folgendermassen heissen:

D wird wie im Deutschen ausgesprochen, doch ist es meistens viel weicher, namentlich nach einem betonten Vocale. Am Ende der Wörter wird es so sanft ausgesprochen, dass es dem ungeübten Ohre fast stumm zu sein scheint.

Am Ende der Wörter sprechen es die Bewohner einiger Gegenden des südlichen Spaniens wie das englische th in bath, truth aus, aber diese Aus-

sprache sowohl als die, es zwischen zwei Vocalen (wie in den Participien der Zeitwörter und in Wörtern wie lado, crudo, Cádiz), ganz stumm sein zu lassen ist entweder provinciell oder affectirt.

Die Abstammung der Wörter und ihre Aehnlichkeit mit analogen der italienischen, lateinischen, griechischen, französischen und englischen Sprache ist freilich für den angehenden Lehrer ganz interessant, kann aber in den grössern Wörterbüchern nachgeschlagen werden, wenn ein Schüler unter hundert sich dafür interessiren sollte; für die bei Weitem grössere Mehrzahl sind dergleichen Listen ganz unnütz.

Es war nicht möglich, die vielen Lehrbücher der spanischen Sprache alle genau zu prüfen, und manche der Verfasser haben auf der ersten Seite schon solche grobe Unwissenheit an den Tag gelegt, dass sie nicht erwarten können, dass man ihre Arbeit einer weitern Durchsicht würdigt. Dazu gehören:

Practischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der spanischen Sprache von J. A. Lespada, Hamburg 1857, auf dessen erster Seite steht:

> „Der Vocal i, wenn ein andrer Vocal ihm folgt, wird sehr kurz ausgesprochen, z. B. Dios, sucio.“

Die Unrichtigkeit dieser Regel muss selbst jedem Anfänger auffallen, da er einsehen muss, dass die vielen Wörter wie: rio, frio, dia, guia, espía, pio, mio, tio, tia etc. die Condicionale aller Zeitwörter wie habria, seria, amaria, vendria, etc. und die Imperfecte der Zeitwörter der zweiten und dritten Conjugation wie habia, tenia, venia etc. grade das i betont haben.

Der Herausgeber der Colmena Española (Bernhard'sche Buchhandlung, Hamburg 1854), der sich Leon Quiroz nennt, aber jedenfalls ein Deutscher ist, der mit einem spanischen Namen seinem schlechten Werke Absatz zu verschaffen hofft, da es eine Menge Leute in Deutschland gibt, welche glauben, dass jeder Spanier nicht allein richtig Spanisch spricht, sondern auch fähig ist, eine Grammatik zu schreiben, erklärt in seiner Vorrede ch, ll, rr und nn für Doppelconsonanten, die nur einen Buchstaben bilden und daher unzertrennlich sind, „ausser diesen gibt es kein doppelter Mitlaut.“

> „Nur das h, welches nie aspirirt wird, wäre der einzigste Buchstabe, der dem Anfänger einige Schwierigkeiten bereitet.“

Dass ch und ll schon als einfache Buchstaben im Alphabet stehen, scheint pseudon. Quiroz nicht zu wissen, ebensowenig dass cc sehr häufig vorkommt, und dass cc, nn und rr nicht einen Buchstaben bilden und nicht unzertrennlich sind, sondern beim Abbrechen der Wörter immer getrennt werden müssen, wie: ac-cion, in-nato, guer-ra. (Dr. Keil geht freilich in seinem §. 94, 1 noch weiter, indem er ausser ch und ll noch ñ und j zu den Doppelconsonanten zählt.)

Wäre h nie aspirirt, so würde es dem Anfänger keine Schwierigkeit machen (s. oben).

Eine für Deutsche geschriebene Grammatik, die von H. W. A. Kotzenberg (Bremen bei Heyse 1855), unterscheidet sich durch ihre Correctheit und Vollständigkeit lobenswerth von allen andern. Aber sie hat dagegen andre Fehler, die sie als Lehrbuch unzweckmässig erscheinen lassen. Sie ist nämlich so scrupulös pedantisch, für Schüler und Lehrer so langweilig, und für erstere wegen der vielen fremden Termen so unverständlich, dass beide nach wenigen Wochen des Gebrauchs müde werden. Die Grammatik ist mit so grossem Fleisse ausgearbeitet, dass es bei einer solchen unerquicklichen und gewiss sehr wenig lohnenden Arbeit zu verwundern ist. Unter dem vielen Ueberflüssigen, welches jeder Studirende der Sprache sich selbst aneignen kann, ist aber manche Belehrung darin enthalten, namentlich für Lehrer, denen sie auf's Wärmste empfohlen werden kann. In derselben ist die von Salvá empfohlene Orthographie befolgt, welches nicht

ganz unsern Beifall hat. — Wenn Herr Kotzenberg etwas mehr practische Kenntniss der Sprache besässe und dabei berücksichtigt hätte, was dem deutschen Schüler zu wissen und nicht zu wissen nöthig ist, so hätte er mit der Hälfte der aufgewendeten Arbeit bei seinen guten theoretischen Kenntnissen eine ganz brauchbare Grammatik liefern können.

Unter den spanischen Grammatiken für Spanier nimmt die von D. Vicente Salvá den ersten Rang ein. Salvá hat, fast ganz unabhängig von der Grammatik der spanischen Academie und von andern Grammatiken, ein selbständiges Werk geliefert. In ihr fand ich vor ungefähr 14 Jahren, als ich sie zuerst kennen lernte, manche Regel genau mit meinem Manuscripte*) übereinstimmend, von welcher ich bis dahin geglaubt hatte, dass ich sie allein besässe; ich fand also nicht allein eine Bekräftigung der Richtigkeit meiner Ansichten, sondern auch zuerst einen Grammatiker, der nicht von andern Grammatiken abgeschrieben, sondern selbst über die Sprache gehörig nachgedacht und ihre Eigenthümlichkeiten in bestimmte Regeln gebracht hatte, die noch in keiner andern Grammatik ständen. Sie ist daher den Lehrern der spanischen Sprache und Denen, die sich dazu bilden wollen vor allen andern zu empfehlen. Aber auch sie muss mit Vorsicht gebraucht werden, denn obgleich die beste, ist sie doch nicht frei von Irrthümern. Ein sehr verständliches Register erleichtert das Nachschlagen ungemein; ohne dasselbe würde man Manches lange suchen können. Dabei muss man jedoch immer im Auge haben, dass Salvá für Spanier und zwar für gebildete Spanier schrieb, deshalb viel daraus zu lernen ist, sie sich aber ebensowenig als die Grammatik der Academie in einer deutschen Uebersetzung für die deutsche Jugend eignet. Die Orthographie ist, wie Kotzenberg richtig bemerkt, ganz vernunftgemäss, kann aber noch nicht als Norm dienen, so lange die Autoritäten der spanischen Nation sie noch nicht zu der ihrigen gemacht haben. Die grosse Verbreitung dieser Grammatik, namentlich in den spanisch-amerikanischen Ländern, lässt jedoch erwarten, dass sich sein System der Orthographie nach und nach Bahn brechen und allgemein werden wird. Diese Grammatik hat von 1831 — 1850 acht starke Auflagen erlebt.

So reichlich auch der Schüler, der Englisch und Französisch lernt, mit Lesebüchern und den leichtern Prosaisten von der Presse versorgt ist, so ist die Auswahl derselben in spanischer Sprache sehr gering. Deshalb sollten jeder spanischen Sprachlehre Lesestücke beigegeben werden, welches nur Franceson in genügendem Masse gethan, aber dabei eine Auswahl getroffen hat, die sich ihres schlüpfrigen Inhalts wegen nicht eben zur Lectüre für Schüler eignet.

Ein wohlfeiles und umfangreiches spanisches Lesebuch ist das von Dr. V. A. Huber (Bremen bei Heyse 1832). In der Orthographie ist der sich stets wiederholende Fehler tube, tubo, estube, estubo etc. statt tuve, tuvo, estuve, estuve, in andrer Hinsicht ist Salvá's System befolgt.

Von Wörterbüchern war bisher das sehr mangelhafte von Franceson im Gebrauch, weil das sehr ausführliche von Seckendorff noch nach der alten Orthographie ist. Jetzt ist ein neues von Booch-Arkossy erschienen, welches ausser den Wörtern, die man in Seckendorff's findet, noch eine Menge Wörter über Eisenbahnen etc. enthält, welche die fortschreitende Industrie eingeführt hat. Leider ist Seckendorff auch da, wo er Irrthümer und gradezu Unsinn enthält, wörtlich copirt worden.

Bremen. C. A. Pajeken.

*) Wonach ich seit fast 20 Jahren unterrichte, weil mir keine Grammatik correct genug ist.

Programmenschau.

Die freie deutsche Arbeit in Prima. II. von Dr. H. Wendt. Programm des Gymnasiums in Rostock 1858.

Die vorliegende Schrift bildet den zweiten Theil jener interessanten Abhandlung desselben Verfassers, welche in dem XXIII. Bande des Archivs, pag. 425 zur Anzeige gekommen ist. Es wird hier zuerst von der Reproduction gehandelt, unter deren Beistande, wie es heisst, die Aufsätze ganz besonders gut gelängen. Im Allgemeinen billigt es der Verfasser, dass die schriftliche Arbeit der Schule als Reproductionsaufgaben für den gesammten Unterricht oder für einzelne Theile derselben gefasst werden, weist dann aber im Besondern nach, wie sehr die Anforderungen, welche die neuere Didaktik in dieser Beziehung an die geistigen Mittel der Schüler stelle, über das richtige Mass hinausgingen, namentlich wenn man das Bestreben habe, durch Reproduction für die oberste Stufe die Lücke auszufüllen, die durch den Ausfall der verschmähten freien Arbeiten entsteht. — In dem nächsten Abschnitte, welcher von der Production handelt, beantwortet der Verfasser die Frage, wie es der Lehrer zu machen habe, um eine richtige Wahl des Themas zu treffen, so dass dieses der geistigen Disposition des Schülers ganz gemäss ist. Der Lehrer muss sich bei der Wahl des Themas ebensowohl, als bei der Beurtheilung der Arbeit in dasjenige Verhältniss zu dem Gegenstande des Themas und seiner Behandlung versetzen, in welchem aller Wahrscheinlichkeit nach der Schüler gemäss seiner Alters- und Entwicklungsstufe zu demselben steht. Zur Orientirung über den Standpunkt, den ein ordentlicher Primaner einnimmt oder einnehmen sollte, wird auf zwei Quellen hingewiesen:

1) das sämmtliche durch den Unterricht und die auf denselben bezüglichen Beschäftigungen und Uebungen erworbene und verarbeitete Material; 2) alles dasjenige, was der unmittelbare Lebensverkehr, von dem ersten Erwachen des Bewusstseins bis zu dem angenommenen Zeitpunkte hin, der Seele des Kindes, des Knaben, des Jünglings an Eindrücken zugeführt, an Thätigkeiten in derselben hervorgerufen hat.

Nachdem dieses in der Abhandlung weiter ausgeführt und gründlich motivirt worden ist, ergibt sich als Hauptererforderniss eines zweckmässigen Themas, dass der Gegenstand desselben eine gewisse ideelle Grösse, einen Reichthum geistiger Substanz haben müsse, dass er einen weiteren Kreis allgemeiner Ideen erschliesse, und von der Oberfläche der Erscheinung leicht in ein darunter verborgenes Innere blicken lasse. Es werden dann zwei Arten fruchtbarer Themen unterschieden: 1) diejenige, wo die Behandlung von einem gegebenen Besonderen aus, es sei eine Situation, ein Factum, eine Aeusserung aufsteigend zum Allgemeinen fortschreitet; 2) diejenigen, wo umgekehrt die Ausführung von dem im Thema bereits ausgesprochenen Allgemeinen zu dem darin begriffenen Besonderen herabsteigt.

Referent hat sich in seinem Berichte möglichst kurz gefasst, um noch eine Reihe von Themen folgen zu lassen, welche als praktische Belege für die Behandlung des Unterrichtes in der freien Production, wie sie unsere Abhandlung wünscht, dienen mögen.

A.

Themen mit aufsteigendem Gedankengange.

1) Die beiden Freunde beim Rheinwein.

(Nach Klopstock's Ode: der Rheinwein. 1753.)

Eine Reproductionsaufgabe. Die Schwierigkeit besteht darin, für die Entwickelung der Situation und die Anknüpfung der Motive der Ode die passende Form zu finden. Jene Situation an sich ist einfach: Zwei Herzensfreunde, beide im Jünglingsalter, angeregt durch den Genuss des edlen Weines, tauschen ihre Seelen aus. Zeit und Ort („ . . . lad' in die Kühlung ein." — „Lass die Hall' uns schliessen." — „ . . . . der flötenden Nachtigall" . . . — „Wir reden viel noch, eh des Aufgangs Kühlungen wehen, . . . "). In welchem Sinne dieser Austausch vor sich geht, wird im Allgemeinen schon durch die Art angedeutet, wie von dem Wein gesprochen wird, der es „werth ist, dass von ihm Kato's ernstere Tugend erglühe," und dessen „Geist, glühend, nicht auflammend, taumellos, stark, und von leichtem Schaum leer," der Geist „engerer Wissenschaft," des „hellen Einfalls" ist. Und „die Sorgen soll er nicht vertreiben." — Die Motive des Gesprächs (Freundschaft, Liebe, Ehr- und Ruhmbegier, Verdienst um's Vaterland, Stolz auf letzteres, Tugend, die „auch die Unsterblichkeit entbehren kann") unter die beiden Freunde mit Rücksicht auf die nöthige Nüanzierung der Charaktere zu vertheilen. Einrahmung des Gesprächs vermittelst epischer Einschaltungen.

Die Motive liegen allerdings zum Theil höher, als der Standpunkt des Bearbeiters zu rechtfertigen scheint. Doch erreicht er sie schon, aufwärts blickend, was der Jugend natürlich ist.

(Zu ähnlicher Bearbeitung eignet sich unter anderen Oden Klopstock's der „Zürchersee.")

2) Zeig' mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel die Palme wehet. Klopstock.

Die künftige Laufbahn, die der Jüngling sich denkt, und für die er still sich bereitet, soll

1) ein fernes Ziel haben. Das nahe Ziel überlässt er denen, die schon auf der Schule an das Amt, an den künftigen Broterwerb denken;

2) Arbeit und Anstrengung bieten. Er fühlt die Kraft dazu in sich, und ist entschlossen sie zu gebrauchen. Nur dadurch ist die Palme zu erringen;

3) ihm von Gott gezeigt werden. Nicht zur Befriedigung eitlen irdischen Trachtens: im Sinne einer höheren Mission will er arbeiten und sein Leben verwerthen.

3) Haben diejenigen Recht, welche meinen, dass so wenig der Ursprung der Wissenschaften, als das letzte Ziel derselben in dem Nutzen zu suchen sei, den sie für das äussere Leben der Menschen versprechen mögen?

Andeutung des Grundgedankens der Ausführung. Ursprung der Wissenschaft: das natürliche und unabweisliche Bedürfniss des vernünftigen Geistes, sich seiner selbst und der Welt bewusst zu werden. — Ziel der Wissenschaft: die Befriedigung dieses Bedürfnisses.

(Rechtfertigung des Themas. Nach Ursprung und letztem Grunde, eben so wie nach Zweck und Bestimmung der Dinge zu fragen, ist durchaus dem jugendlichen Geiste eigen. Noch ehe er das Wie? der Dinge recht versteht, weil er noch keine grosse Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen übersieht, forscht er lebhaft nach dem Woher? und Wozu? dessen, was er nur erst an geringem Material anschaut. Der blosse „Stoff" als solcher genügt ihm auch im Wissen nicht, er muss ihn vergeistigen, indem er ihn zum Träger einer „Idee" macht. Diese Operation beginnt schon früh, wie wir bei den Griechen sehen, wo kaum die Wissenschaften geboren sind, als auch schon nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung für die höhern Zwecke des Menschen eifrig geforscht wird. In jeder rechtgearteten Jünglingsseele erneuert sich, zu grossem Gewinn ihrer Bildung, diese Voruntersuchung, und knüpft sich, vom Schein der Dinge zu ihrem wahren Wesen aufstrebend, an alle Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft. Man braucht sie darum nicht gleich mit einer „philosophischen Propädeutik" und „Encyklopädie der Wissenschaften" auf Schulen zu bedienen. Sie bedient schon sich selbst, nach ihrem Bedürfniss (und besser, wenn aus spontanem Trieb), und orientirt sich an Plato und den Alten überhaupt. Os homini sublime dedit coelumque tueri jussit. — Aus diesem Gesichtspunkte sind auch mehrere folgende Themen zu beurtheilen).

4) Die Pflichten des gesellschaftlichen Lebens haben unter allen Pflichten den ersten Rang, und müssen insbesondere der blossen Betrachtung der Natur und der Bewerbung um Kenntnisse vorgezogen werden.

Garve.

Dies ist die Ansicht des Alterthums, deren Ausführung der Schüler in Cic. de offic. I, 43. 44. findet. Er vergleiche damit folgende Sätze.

1) Zwei Grundtriebe der menschlichen Natur, der Wissenstrieb und der Geselligkeitstrieb, bedingen alle Vervollkommnung des Menschen und der Menschheit, indem sie zusammen die ganze Fülle menschlicher Anlagen und Kräfte zur Geltung bringen. — Die Ansprüche daher, welche beide Triebe an das Verhalten des Menschen machen, fasst das sittliche Bewusstsein als Pflicht auf.

2) Jeder der beiden Triebe hat in seinen Consequenzen den andern zur Voraussetzung: die Wissenschaft kann nicht ohne die gesellschaftliche Verbindung der Menschen, letztere nicht ohne Pflege und Ausbildung der ersteren ihre höheren Zwecke verfolgen.

3) Obgleich hiernach die Interessen der Wissenschaft und die Interessen der Gesellschaft in einem solidarischen Verhältnisse stehen, gewinnen sie doch beiderseits durch die im Grossen und Ganzen bestehende Theilung der Arbeit, wobei Talent und innerer Beruf über die Wahl zwischen beiden entscheidet.

4) Dabei ist die Frage nach dem Werth- und Rangverhältnisse beider Arten der Arbeit und der sich aus jeder Art ergebenden Pflichten, für unsre Anschauung von dem Gegenseitigkeitsverhältniss beider, eine unzulässige. Das Alterthum ordnete die Wissenschaft dem Staate unter: nach unsrer Auffassung steht erstere dem letzteren selbständig und ebenbürtig gegenüber.

5) Die Erwägung der inneren Umbildung, welche die Wissenschaft seit den Tagen der Scholastik erfahren, und durch welche sie sich diese (in 4 angedeutete) Stellung erobert hat, ist sehr lehrreich.

6) Von dem Gegensatze der Begriffe beschauliches Leben und handelndes Leben wird die berufsmässige Beschäftigung mit der Wissenschaft nicht getroffen.

5) **Wenn das Leben ein Kampf ist, und wenn, wer kämpfen will, gerüstet sein muss, so sage, Jüngling, der du in das Leben hinauszutreten im Begriff stehst: Womit bist du zu dem Kampfe, der deiner harrt, gerüstet?**

1) Wenn das Leben ein Kampf ist? Freilich ist es ein Kampf, und ein mehrfacher, schwerer, nie endender.
a. mit Feinden ausser mir:
1) mit den Verhältnissen,
2) mit den Menschen,
a. mit der Böswilligkeit der Einen,
b. mit der Schwäche und Unfähigkeit der Andern,
c. mit der Gleichgültigkeit der Dritten u. s. w.,
3) mit dem Schicksal (gottgesandte Leiden, Prüfungen);
b. mit Feinden in mir.
2) Dies aber sind meine Waffen: (Ausführung).
3) Mit diesen hoffe ich einen guten Kampf zu kämpfen, gleichviel ob besiegt, ob siegreich.

6) **Was ist zu halten von dem Lobe eines mittleren Lebensloos es, womit z. B. Horaz so freigebig ist?**

1) Zusammenstellung der dicta probantia.
2) Begriff der aurea mediocritas. Glückliche Mitte zwischen dem zu viel und dem zu wenig des Besitzes, der Macht u. s. w.
3) Vortheile:
a. äussere: Relative Sicherheit
1) gegen Schicksalswechsel,
2) gegen die invidia der Menschen;
b. innere:
1) Gemüthsruhe (aequam servare mentem),
2) Genuss der Gegenwart (laetus in praesens animus),
3) Fern von grossen Versuchungen.
4) Gefahren: Quietismus. „Im engen Kreis verengert sich der Sinn," (Schiller). Freilich nicht nothwendig! Denn „Aus der engsten Kammerzelle kannst du in den Himmel sehn" (W. Müller). Aber doch fürchte den entnervenden Anhauch der „immer gleichen Tage."

Vidi ego jactatas mota face crescere flammas,
Et vidi nullo concutiente mori. (Ovid.)

5) Jedenfalls liegt das Mass der Dinge, also auch der Lebensverhältnisse, im Menschen, nicht umgekehrt in den Dingen das Mass des Menschen. Du sorge, dass in grossen wie in kleinen Dingen dein Mass das rechte sei!

7) **Was ist zu halten von dem Rath des Horaz: Fuge magna?** (Ep. I, 10, 32.)

1) In Bezug auf äussere Lebensstellung (Macht, Ansehn, Reichthum)?
2) In Bezug auf innere Vervollkommnung:
a. intellectuelle (Umfang und Tiefe des Wissens, Vielseitigkeit der Ausbildung)?
b. moralische (hohe Tugend)?
3) In Bezug auf zu erstrebende Leistungen in dem erwählten oder zu erwählenden Berufe, überhaupt hinsichtlich des Verdienstes um Andere?

Die Antwort auf 1 fällt zusammen mit der Ermittelung, auf welche das vorhergehende Thema (Nr. 6) geführt hat.

Dieselbe Ermittelung, wonach das Mass der verliehenen Kräfte über Richtung und Höhe des Strebens zu entscheiden hat, wird auch, und in verstärktem Grade, für 2 und 3 gelten müssen.

Indessen wird hier ein Bedenken zu prüfen sein, welches vor Ueberspannung der Tendenz warnt. Sprichwörter und Lebenserfahrungen aller Zeiten und Völker scheinen dem Horaz Recht zu geben, indem sie Mass und Einhalt in allen Dingen lehren. (Der Schüler wird solche Sprichwörter beizubringen haben.) Wie häufig ist ein verfehltes, weil zu hoch gerichtetes Streben! Dann Unzufriedenheit, innerer Zwiespalt, Bankerott im Geistigen und Sittlichen.

Antwort. Diese Warnungsstimmen will ich treu beachten, sie mahnen mich vorsichtig zu gehen, und mich zu prüfen. Aber sie können mich nicht leiten auf meinem Wege, nicht Ziel und Richtung desselben bestimmen. Wer soll dies thun?

„Anführer sei mir stets ein Gott, und nie ein Mensch."
(Sophokles.)

8) Wodurch (durch welche Merkmale) unterscheiden sich die sittlichen Gebote, als Motive menschlichen Handelns, von den übrigen Willensbestimmungen?

1) Die Motive unsers Handelns (Willensbestimmungen) entspringen
a. aus einem Triebe, und erscheinen dann als:
Neigung, Abneigung;
Niedere, höhere Triebe (Sinnliche, geistige Sphäre);
b. aus einer Vorstellung des Verstandes, und erscheinen dann als:
Hoffnung auf irgend welchen Vortheil;
Furcht vor irgend welchem Nachtheil;
Rücksicht der Convenienz, der Sitte, des Beispiels Anderer;
c. aus einer Vernunftidee, und erscheinen dann als:
Sittliches Gebot.

2) Die sittlichen Gebote (1, c) unterscheiden sich von den übrigen Willensbestimmungen (1, a u. b)
a) durch die Natur des Bestimmungsgrundes. Dieser ist
1) bei den sittlichen Geboten ein formaler (Uebereinstimmung des Gewollten mit dem Gesetz: das Gute als solches und um seiner selbst willen);
2) bei den übrigen Willensbestimmungen ein materialer (Zweckmässigkeit des Gewollten in Rücksicht auf irgend ein Gutes, das angeeignet, irgend eines Uebels, das abgewandt werden soll);
b) durch die Form der Nöthigung. Das sittliche Gebot macht Anspruch auf:
1) unbedingte Anerkennung (es will unter allen Umständen befolgt sein);
2) Allgemeingültigkeit (es will von Jedem ohne Unterschied befolgt sein).

Die übrigen Willensbestimmungen tragen mehr oder weniger den Charakter des subjectiven Beliebens, der Willkür (le bon plaisir) an sich.

9) Macht die (angestrebte) Erkenntniss des höchsten Gutes, und die Beschäftigung mit den Ideen des Wahren, Guten und Schönen für die praktischen Zwecke des Lebens untüchtig?

1) Es kann so scheinen. Denn
a. die Beschäftigung mit abstracten Dingen zieht vom Leben ab.
Durch die Abwendung von demselben geht
1) die Kenntniss der vielgestaltigen Lebenspraxis, wie der Blick für die Eigenthümlichkeit der Dinge, und damit zugleich
2) die Energie des Handelns verloren.

b. Die Beschäftigung mit den höchsten Ideen macht ungerecht gegen die Erscheinungen und Verhältnisse der Wirklichkeit, insofern sie
1) alles Endliche in seiner individuellen Beschränktheit gegen die Grösse und Unendlichkeit der Vernunftideen als klein und nichtig erscheinen lässt; und
2) durch die Richtung der Gedanken auf das Uebersinnliche, und die im Gemüthe nach demselben entzündete Sehnsucht den Menschen ungesellig und ohne Theilnahme für die Verhältnisse der Wirklichkeit macht.

2) Gegenbeweis aus der Geschichte.

Noch ehe der Gegenbeweiss aus der Natur der Sache gegen die aufgestellten Scheingründe geführt wird, müssen diese ihr Gewicht fast gänzlich verlieren, wenn wir, sowohl im Alterthum, als in der neuern Zeit, eine Menge Beispiele finden, dass Männer in den ersten Stellen des Staates, und oft unter den schwierigsten Umständen desselben, (Staatsmänner, Gesetzgeber, Feldherrn, Fürsten auf dem Throne) das Studium der Philosophie mit allen Anforderungen des praktischen Lebens auf das glücklichste und ruhmvollste vereinigten. (Beispiele.)

Uebergang. Ist diese Vereinigung möglich, so beweisst das, dass nicht die Beschäftigung mit den höchsten Ideen an sich, und nicht die Natur dieser Ideen es ist, welche unpraktisch macht, sondern dass, wenn es unpraktische Philosophen gibt, die Art und Weise ihres Philosophirens Schuld ist. Corruptio optimi pessima. Nicht wie eine Sache bei denen erscheint, die sie verderben, sondern wie sie ist bei dem, der sich recht auf sie versteht, darnach muss sie beurtheilt werden.

Nicht also das todte und unfruchtbare Philosophiren der Dunkelmänner, und das Verhalten derjenigen, deren angeborne Art es war, einseitig und unpraktisch zu sein, sondern die rechte Weise der Beschäftigung mit den höchsten Ideen haben wir im Folgenden im Auge.

3) Gegenbeweis aus der Natur der Sache.

a. Abstractionen müssen, um einen Inhalt zu haben (um nicht leer zu sein), von einem Wirklichen, dessen allgemeine und bleibende Merkmale sie in sich fassen, abgeleitet sein; setzen also die Kenntniss, und zwar die genaue und umfassende Kenntniss dieses Wirklichen voraus. Als die allgemeinste Abstraction, setzen also die Ideen des Wahren, Guten und Schönen eine durch die sorgfältigste Beobachtung des Einzelnen gewonnene, Alles umfassende Anschauung der Wirklichkeit (unter andern auch der Natur des Menschen in allen Beziehungen des handelnden Lebens) voraus. Es ist klar, dass die Beobachtung nur am Dinge selbst gemacht, die Anschauung nur vom Dinge selbst (hier also vom Leben und von der Wirklichkeit) hergenommen werden kann.

b. Aber auch von einer andern Seite führen die Ideen des Guten, Wahren und Schönen, wenn sie in der Sammlung des Gemüthes und in der Abgezogenheit des Denkens, der Seele aufgegangen sind, immer wieder in das Leben und den Verkehr der Menschen und Dinge zurück. Sie tragen die Nöthigung dazu in sich selbst, indem sie, um ihrem eigenen Begriff zu entsprechen, nicht ein blosses Scheinleben in der Seele führen wollen, sondern ihrer Natur nach auf Realisirung dieses Begriffs in der Welt der Wirklichkeit dringen.

c. Diese Realisirung kann, bei dem Widerstande, auf den sie in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge und in der Natur des Menschen stösst, nur von einer Energie des Wollens und Handelns versucht werden, wie sie allein das Leben in den höchsten Ideen und die Begeisterung für dieselben zu geben vermag — eine Energie, die

alle Macht des Lebens und des Todes bricht (die Märtyrer der Wahrheit, der Ueberzeugungstreue, des Pflichtbewusstseins).

d. Für die Würdigung der irdischen Dinge bieten die höchsten Ideen allein das rechte Mass, in dessen Anwendung die Gerechtigkeit besteht, gleich entfernt von Ueberschätzung, wie von Unterschätzung. Freilich wird, wer diesen Massstab der höchsten Ideen anlegt, über Gross und Klein der Dinge öfters anders urtheilen, als der gemeine Verstand, der jenes Masses entbehrt: er wird nicht geneigt sein, dem Scheine das Wesen, dem Trugbilde des Seins, das vor den Sinnen gaukelt, das Urbild desselben, das fest in der Seele steht, zu opfern. Aber grade in dieser Stellung über den Dingen und ihrer Erscheinung besteht die Freiheit des Geistes, die zum Handeln nicht minder nothwendig ist, als zum Denken.

10) Wie sind (die Begriffe) Schönheit und Tugend im Sinne der Alten verwandt?

Begriff der Kalokagathie.

11) Diese und alle Andere in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte; und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, sondern die Kraft des Gemüthes ist es, welche Siege erkämpft. Fichte.

1) Vorbetrachtung.
  a. Was ist Begeisterung? Die höchste Spannung und einheitliche Richtung aller Seelenkräfte auf die Verwirklichung einer Idee.
  b. Nur Ideen können wahrhaft begeistern. Inwiefern ist der im Thema gebrauchte Ausdruck „das Ewige" damit gleichbedeutend?
2) Ausführung. Von dieser Begeisterung wird behauptet, dass sie immer und nothwendig zum Siege führe. Wie ist das zu denken?
  a. Die Begeisterung erhöht und vervielfältigt die Kraft in sich selbst.
    1) Sie erhöht sie
       theils durch Anspannung über das gewöhnliche Mass,
       theils durch Concentration in einer Richtung.
    2) Sie vervielfältigt sie, indem sie bis dahin schlummernde Thätigkeiten weckt, ungenutzte Triebfedern in Bewegung setzt: sie macht scharfsichtig in der Auffindung ungeahnter Hülfsmittel; schöpferisch in der Combination derselben zur Durchführung zweckdienlicher Entwürfe; selbstvertrauend — was zum Siegen nothwendig ist.
  b. Die Begeisterung scheut vor keiner Gefahr und keiner Anstrengung zurück: sie setzt das Höchste (Gut und Blut) an das Höchste, ohne welches das Leben werthlos erscheint.
     So wächst sie mit der Grösse der Gefahr, wird durch Niederlagen nicht besiegt, wohl aber durch jeden Erfolg, wie die Flamme im Zuge, den sie selbst erzeugt, immer gewaltiger.
  c. Sie wirkt durch Mittheilung sich ausbreitend (wie ihr Gegenpart, der Kleinmuth, die Furcht, ansteckend) und reisst endlich Alles, Freund und Feind, in ihren Wirbel hinein.

12) Wodurch werden, nach einem Ausspruche Otfried Müller's, „grosse und glücklich bestandene Gefahren die höchste Wohlthat für die Völker?"

1) Die species facti nachzuweisen an den Folgen des persischen Krieges für Griechenland, besonders für Athen; des Kampfes mit Spanien, für die

Vereinigten Niederlande; des Kampfes mit Spanien, für England unter Elisabeth u. s. w.

2) Beantwortung der Frage.

a. Grosse Gefahren werden nur durch grosse Anstrengungen überwunden. Grosse Anstrengungen aber wecken die im Volke schlummernden Kräfte. Diese wirken auch nach Besiegung der Gefahr noch fort in allen Kreisen des staatlichen Lebens. Unternehmungsgeist, Thatenlust, Erfindungsgeist verbreiten ein mannigfaltiges rühriges Leben im Volke; gehen mit Verbesserungen in den gesellschaftlichen Zuständen Hand in Hand; öffnen neue Quellen materiellen Wohlstandes.

b. Grosse Gefahren können nur durch gemeinsame Anstrengung Aller überwunden werden. Alle lernen sich in der Stunde der Gefahr als ein Volk fühlen; durch gemeinsames Handeln erwacht der Gemeingeist. Innere Zwistigkeiten, Parteiungen und Sonderungen hören auf.

Nach aussen hin bethätigt sich dieser Gemeinsinn als erhöhtes Nationalgefühl. Ein Volk, das seine Macht und Würde kennen gelernt, wird sie, dem Auslande gegenüber, auch ferner behaupten wollen.

c. Aus dem engen Kreis gewöhnlicher, alltäglicher Interessen und Bestrebungen reissen grosse Gefahren den Menschengeist heraus, geben ihm einen höheren Schwung, eine idealere Richtung. Gleichgültigkeit, Verflachung und Versumpfung des Daseins in Zeiten lange ungestörter Ruhe; auf materielles Wohlsein alle Bestrebungen gerichtet. Diesem Zustande entreissen grosse Gefahren, die Wechselfälle eines Krieges:

theils indem sie edlere Leidenschaften, wie Ruhmbegier, Vaterlandsliebe, wecken;

theils indem sie die irdischen Bande lockern.

Die idealere Richtung des Volksgeistes bethätigt sich dann in den folgenden Zeiten in dem Aufblühen der Künste und Wissenschaften.

Nur der grosse Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen grössern Zwecken.

(Schiller.)

13) Können Vaterlandsliebe und Weltbürgersinn in Einem Gemüthe wirksam sein?

1) Einleitende Sätze.

a. Dem unbefangenen jugendlichen Sinne würde es nicht schwer fallen, wenn aus getrennten Lagern das Feldgeschrei sich erhöbe: hie Welt! hie Vaterland! seine Wahl zu treffen. Die näheren Bande, die den Menschen an das Vaterland und die Seinen knüpfen, würden für das erste, unbestochene Gefühl auch die stärkeren sein.

b. Und auch die prüfende Ueberlegung müsste dieser Entscheidung Recht geben; denn immer behaupten, im Collisionsfalle, die näheren Pflichten, als solche und caeteris paribus, vor den entfernteren den Vorzug.

Uebergang. Aber es frägt sich, ob der angenommene Collisionsfall je ein wirklicher, und nicht vielmehr stets ein bloss scheinbarer sei? ob nicht die wahren und wohlverstandenen Interessen des Vaterlandes auf der einen, der Welt und Menschheit auf der andern Seite in einem solidarischen Verhältniss stehen? so dass hiernach

2) Thema: der beste Patriot auch der beste Weltbürger, und umgekehrt der beste Weltbürger auch der beste Patriot wäre?

A. Der Patriot muss Weltbürger sein.

1) das heisst nicht, er muss denken: ubi bene, ibi patria.

2) das heisst:

a. er muss in seinen Bestrebungen für das Wohl des Vaterlandes sich leiten lassen von den allgemeinen Principien der Humanität, der Gerechtigkeit, der höhern Gesittung, weil nur auf dieser Basis des Denkens und Handelns, im Einklang mit den höheren Interessen der Menschheit, ein Volk auf dauernde Weise sein eigenes Wohl begründet;

b. er muss im Stande und geneigt sein, sich von dem Mangelhaften und Einseitigen des nationalen Standpunktes, von dem Zufälligen und Unwesentlichen in nationaler Erscheinung zum Anschauen einer idealen Menschheit und zu freier Liebe derselben zu erheben, um in ihrem Sinne bildend und veredelnd auf sein Volk zu wirken.

B. Der Weltbürger muss Patriot sein.

1) Das Unendliche kann nur in endlicher, das Allgemeine in besonderer, das Menschliche in nationaler (und invidueller) Form und Begrenzung zur Erscheinung kommen. Nur in dieser begrenzten Form ist es überall ein Lebendiges, Wirksames, eine Realität; ohne dieselbe eine blosse Abstraction.

2) Wenn demnach die Bestrebungen für die allgemeinen Interessen der Menschheit, um Realität zu gewinnen, um nicht in's Blaue und Leere sich zu verflüchtigen (wie Goethe warnt: „Jedes unbedingte Streben macht bankerott"), irgendwo (im Raume und in der Zeit) anknüpfen, irgend ein concret Besonderes zu ihrem Ausgangs- und Zielpunkt machen müssen, so hat ohne Zweifel das Vaterland und die engere Lebensverbindung der Stammgenossen den nächsten Anspruch darauf, dieser Ausgangs- und Zielpunkt zu sein.

3) Dies darf nicht so geschehen, dass das besondere Gepräge, welches das Menschliche in nationaler Erscheinung (in Sitte und Lebenseinrichtung, Gesetz und Verfassung, Sprache, Geschichte, Bildung u. s. w.) annimmt, als unberechtigte Abweichung vom allgemein Menschlichen angesehen, und darum einem Auflösungs- und Nivellirungsprocesse im Sinne und zu Gunsten des letzteren hingegeben wird (was gradezu gegen B. 1); sondern es muss die nationale Eigenthümlichkeit in ihrer Berechtigung als besondere Form menschlicher Erscheinung anerkannt, in ihrer Reinheit geschützt, in ihrer Entwickelungsfähigkeit gefördert, und ihr Besitz mit allem Stolz und aller Hingebung wahrer Pietät empfunden werden.

4) So haben alle hochherzigen Völker, sich selber ehrend, das Ihrige (da doch ein Jeder nur auf seine Weise gut sein kann) stets für das einzig Gute gehalten, und in der Begeisterung, die sich dafür in ihrem Herzen entzündete, sich zu den höchsten Leistungen des Gedankens und der That, der Menschheit zu bleibendem Gewinn, erhoben.

14) Was ist, im Gegensatze des Fremden, dasjenige, worauf Goethe (am Schluss von „Hermann und Dorothea") als auf deutsches Eigenthum mit patriotischem Stolze hinweiset, indem er begeistert ausruft: „Dies ist unser!"?

Von dem heimathlichen Boden steigt die Betrachtung zu den idealen Lebensgütern, die ihn seinem Volke vornehmlich werth machen, zu deutscher Art, Sitte, Lebenseinrichtung, Geschichte, Kunst, Wissenschaft auf, und

schliesst mit Anerkennung der Nothwendigkeit, das „Unsrige“ mit Männermuth zu schützen, und um jeden Preis zu behaupten.

15) Was nützt dem unstreitig doch für die Zwecke und Interessen der Gegenwart sich heranbildenden Jünglinge die Beschäftigung mit den Alten?

Diese Frage, seit dem Wiederaufleben der altclassischen Studien und ihrer Einführung in die höheren Bildungsanstalten schon unendlich oft, von gelehrten und ungelehrten Leuten, aufgeworfen, und in verschiedenem Sinne beantwortet, wird sich auch dem, tagtäglich mit jenen Alten beschäftigten Schüler aufdrängen. Wir wollen ihm bei der Beantwortung derselben freie Hand lassen: mag er sie immerhin von seinem Standpunkt, und unbekümmert um die Meinung Anderer, versuchen.

Nur eine Vorfrage wollen wir, ehe er an die Bearbeitung dieses Themas geht, an ihn richten: ob er nicht meint, dass man berechtigt sei, bei dem allgemein hingestellten Ausdruck „für die Zwecke und Interessen der Gegenwart“ auch an die höheren und höchsten Zwecke und Interessen derselben zu denken? Wenn aber auch an sie gedacht werden muss, verwandelt sich dies „auch“ alsbald in ein vornehmlich, wenn man bedenkt, dass der höhere und höchste Zweck den niederen, untergeordneten beherrscht, so dass dem, der diese Consequenz nicht will, nur übrig bleibt, jenen allgemeinen Ausdruck des Themas in den näher bestimmten umzuändern: Was nützt dem, unstreitig doch für die untergeordneten (niederen) Zwecke und Interessen der Gegenwart sich heranbildenden Jüngling u. s. w. — womit denn der Gegner der Alten, der sich hinter jener allgemeinen Fassung versteckt hatte, nicht bloss aus diesem Versteck herausgetrieben, sondern zugleich mehr als halb aus dem Felde geschlagen sein dürfte.

Unser Schüler mag demnach die Frage des Themas getrost in diesem Sinne fassen und beantworten:

Welche Förderung
gewinnt der für die höheren und höchsten Zwecke und Interessen
der Gegenwart sich heranbildende Jüngling
aus der Beschäftigung mit den Alten?

Es braucht ihm dann nicht erst gesagt zu werden, dass die höheren und höchsten Zwecke der Gegenwart nicht die wechselnden, ephemeren Interessen und Strömungen des Tages, sondern die ausser aller Zeit stehenden, und darum für alle Zeiten dieselben bleibenden, nur vom Bewustsein der verschiedenen Zeiten nicht mit gleicher Klarheit erkannten, mit gleicher Energie angestrebten, Zwecke und Interessen einer idealen Menschheit selber sind. Woraus sich das schöne Wort Schiller's erklärt:

Denn wer den Besten seiner Zeit genug,
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

16) Moses auf dem Berge Nebo.

5. B. Mose. Cap. 34, V. 1. „Und Mose ging von dem Gefilde der Moabiter auf den Berg Nebo, auf die Spitze des Gebirges Pisga, gegen Jericho über. Und der Herr zeigte ihm das ganze Land u. s. w.

Die Aufgabe besteht, wie in Nr. 1, in Entwicklung der Situation. Aber während dort nur einfach das eigene Gefühl unverfälschter Jugend sich auszusprechen brauchte, um das Rechte zu treffen, hat hier die Phantasie, geleitet von der Ueberlieferung, das Ausserordentliche des Momentes zu übernehmen. Sie wird wohl thun, dies in menschlichem Sinne zu thun.

Das Land der Verheissung zu schauen, das sein Fuss nicht betreten sollte, ist Moses auf die Höhe des Berges gestiegen. Und mit dem Blick

der Augen, die nicht dunkel geworden waren, strebt die Seele des Mannes, dessen Kraft nicht verfallen war, hinaus in dieses Land, das vor ihm ausgebreitet liegt, die Geschicke der Zukunft suchend, die sich da für sein Volk vollenden werden. Welches werden diese Geschicke sein? Es werden die Geschicke eines Volkes sein, das der Herr zu seinem Volke gemacht, dem Er einen Führer wie Moses gegeben, um es unter Wundern und Offenbarungen Seiner Herrlichkeit zu diesem Lande zu bringen. Und wie die Bilder der Zukunft und der Vergangenheit in der Seele eines Sterbenden sich mischen, schaut ein grosses Leben, wie grösser keines in der Geschichte der Menschen da steht, in seinen letzten Augenblicken noch einmal sich selber an: im Fluge ziehen die Geister seiner eigenen Vergangenheit, eine fast unübersehbare Schaar wunderbarer Ereignisse und Thaten, Göttliches und Menschliches in einander fliessend, an dem inneren Sinn vorüber. Wie viel oder wie wenig die Darstellung davon aufnehmen mag: nichts sei breit erzählt, Alles kurz in wenigen, aber individualisirenden Zügen vorgeführt, das Grösste, wie die Berufung auf Horeb u. dgl., am einfachsten, Anderes, wie die Scene am Brunnen in Midian, heller gefärbt, im Lichte schöner Menschlichkeit.

Unten aber, am Fusse des Berges, im Lager des Volkes, bereiten sich neue Thaten vor in der Kraft des jugendlichen Helden, der an Moses Stelle berufen ward.

17) Sind die Schranken des Gesetzes für den Guten nur insofern wohlthätig, als sie ihn gegen den Bösen schützen, im Uebrigen aber für ihn ohne Bedeutung, oder vielmehr nur eine lästige Fessel?

I. Behauptung.

1. Satz. Gesetze wollen entweder
   a. zum Guten anhalten; oder
   b. vom Bösen abhalten; oder
   c. Bestimmungen treffen in Bezug auf etwas, das, an sich weder gut noch böse, durch die Umstände des Zusammenlebens der Menschen und um der Zwecke dieses Zusammenlebens willen nothwendig, oder unzulässig wird.
2. Folgesatz. Hiernach sind Gesetze
   a. in Bezug auf 1 a und 1 b für den nothwendig, der weder das Gute aus eigenem Antriebe thun, noch das Böse freiwillig lässt, der also zu jenem durch äusseren Zwang angehalten, von diesem abgehalten werden muss.
   b. Beides leidet auf den Guten, d. h. den sittlich freien Menschen keine Anwendung, für den also in Bezug auf 1 a. b Gesetze nur durch den Umstand Bedeutung haben, dass sie ihn gegen den Bösen schützen.
   c. In Bezug auf 1 c ist die Beschränkung ersichtlich, welche Gesetze der individuellen Freiheit auferlegen, und zwar der Freiheit des Guten nicht minder, als derjenigen des Bösen.

II. Die Entgegnung hat

1) davon auszugehen, dass in I. 2. b der Begriff des „Guten," als eines „sittlich freien" Wesens, nicht auf den Menschen im wirklichen Leben passt, der niemals in diesem Sinne schon gut ist, sondern es zu werden bemüht ist.
2) Dies ändert seine ganze Stellung zum Gesetz, das, als Ausdruck der öffentlichen Vernunft, des öffentlichen Willens, der Vernunft und dem Willen des Einzelnen als Regulativ, oder aber als Correctiv zu dienen bestimmt, diese seine Bedeutung auch für den sogenannten Guten behauptet, und zwar

a. objectiv, um auch ihm gegenüber, wo es Noth thut, die Heiligkeit der öffentlichen Vernunft und des öffentlichen Willens zu vertreten;
b. subjectiv, um seiner (des Guten) selbst willen, um auch an ihm seine erziehende Macht in allen Beziehungen von I, a, b, c zu üben.

18) Ein Wort Friedrich's des Grossen.

In einem Briefe des Königs vom 8. September 1760 an den Marquis d'Argens heisst es u. a.: „Dieser Feldzug ist ärger, als alle vorhergehenden; zuweilen weiss ich nicht, welchen Heiligen ich noch anrufen soll. Sie haben jedoch Unrecht, immer von meiner Person zu sprechen. Sie sollten wohl wissen, dass es nicht nothwendig ist, dass ich lebe, wohl aber, dass ich meine Schuldigkeit thue" u. s. w.

Unter dem 7. September 1776 schreibt er an Voltaire: „Die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst. — — Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit, mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Dass ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, dass ich thätig bin."

A. Wer ist es, der hier spricht? Ein König auf dem Throne – durch welchen Umstand das Wort schlichten Menschenverstandes sich in den Ausspruch erhabener Weisheit wandelt. Wie so?

B. Wie hier ein König denkt, so sollte Jeder denken: Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit, mein Leib und mein Geist beugen sich unter meine Pflicht, dass ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, dass ich thätig bin.

I. Der Mensch ist zur Arbeit und Thätigkeit berufen.
  1) Arbeit und Thätigkeit ist der Mensch sich selber schuldig.
    a. Arbeit und Thätigkeit entwickeln die Kräfte.
    b. Arbeit und Thätigkeit geben dem Leben Reiz.
    c. Arbeit und Thätigkeit verschaffen Ehre, Ansehn, Wohlstand etc.
  2) Arbeit und Thätigkeit ist der Mensch Andern (der Welt) schuldig.
II. Das Mass der Arbeit und Thätigkeit, die der Gewissenhafte sich abverlangt, ist einer unendlichen Steigerung fähig.
  1) Durch den Gebrauch erhöht sich die Kraft. (I, 1, a.)
  2) In dem Erreichen liegt ein steter Sporn zu neuer Anstrengung.
  3) Aber auch die Verhältnisse (die Welt) steigern ihre Ansprüche in dem Masse, als die Leistungsfähigkeit des Tüchtigen sich bewährt. Man muss mit der Meinung Schritt halten.

19) Willst du wissen, was an dir ist? Versuche deine Pflicht zu thun. Was ist deine Pflicht? Die Forderung des Augenblicks. Goethe.

A. Wir unterscheiden zuvörderst in dem Spruche Goethe's
I. den darin enthaltenen Rath: zum Zweck der Selbsterkenntniss, die Pflichterfüllung zum Prüfstein des eigenen Vermögens, des eigenen Werthes zu machen.
  1) Diesen Rath kann Jeder gebrauchen, vornehmlich aber die Jugend. Denn
    a. sie kennt sich selbst verhältnissmässig am wenigsten, weil ihr Erfahrung mangelt;
    b. und doch hat sie meistens ein lebhaftes Interesse, sich zu kennen, das sie
    c. auf ihre Art in sehr subjectiver Weise, mit Einbildungen, mit oft unbegründeten Annahmen, Voraussetzungen u. s. w. befriedigt. Auf diese Weise unterschätzt sie sich zuweilen, öfter jedoch überschätzt sie sich, indem sie sich in allerlei Träumen von ihrer Kraft und hohen Bestimmung wiegt.

2) Diesem Verhalten gegenüber gibt Goethe hier einen echt praktischen Rath, der allem Grübeln, Zweifeln, Wähnen schnell ein Ende macht, indem er an die That, an die wirkliche Leistung verweiset.

II. Die Belehrung: die Pflicht sei die Forderung des Augenblicks. Auch diese Belehrung wird besonders der Jugend zu Nutze kommen, die oft den Wald vor Bäumen nicht sieht, in weiter Ferne sucht, was vor ihren Füssen liegt.

B. Nächstdem wünschen wir zu wissen, warum grade die pflichtmässige Leistung (Pflichterfüllung) der Prüfstein unseres Könnens, unsers Werthes sein solle?

Weil sie für die Beurtheilung des ganzen Menschen, und vorzugsweise seiner sittlichen Kraft, auf die es bei allgemeiner Schätzung menschlichen Werthes zumeist ankommt, den untrüglichsten Massstab abgiebt.

Uns interessirt hierbei vornehmlich.

1) die intellectuelle Bedeutung der Pflichterfüllung.
   a. Abgesehen von dem Object der Pflichterfüllung, bedingt schon das Pflichtbewusstsein als solches, in seiner Klarheit und Energie, einen hohen Grad von Vernunfteinsicht.
   b. Das Object der Pflichterfüllung (die Forderung des Augenblicks) bedingt mehr oder weniger Geistesgegenwart, Beurtheilung der Umstände, Einsicht in die Natur des Gegenstandes u. s. w.

   In beiden Beziehungen ist also die Pflichterfüllung ein Prüfstein intellectuellen Vermögens.

2) Die sittliche Bedeutung der Pflichterfüllung. Sich selbst besiegen, gilt für den schwersten (aber auch den schönsten) aller Siege. Zu erfahren, wie weit man es in der Selbstbesiegung gebracht hat, dazu bietet nichts mehr Gelegenheit, als der Versuch, seine Pflicht zu erfüllen. Denn die Pflicht gebietet oft
   a. das Unbequme. Man soll wachen, wo man schlafen, reden, wo man schweigen, schweigen, wo man reden, gehorchen, wo man nach eigener Meinung handeln u. s. w. möchte. — Pünktlichkeit, Ordnung des Dienstes;
   b. sie ermüdet durch das Gleichförmige ihres Dienstes. Es ist langweilig, im gleichen Kreise der Beschäftigung sich zu bewegen.
   c. Sie legt auch sonst der Neigung manches Opfer auf. Man soll entbehren, wo man geniessen könnte. Das Leben hat so manche Reize — das Pflichtbewusstsein fordert Entsagung.
   d. Sie verlangt zuweilen selbst das Opfer unsrer Ueberzeugung.
   e. Sie entbehrt bei alle dem oft desjenigen Lohnes, der in entsprechender äusserer Anerkennung besteht.

C. Schluss. Wer der anstrengenden, unbequemen, einförmigen, strengen, unerbittlichen, ihren Lohn meist nur in sich selbst findenden Pflicht zu genügen weiss, darf sich selbst achten.

20) Die Kunst ist um den Stamm des Lebens nur die Ranke,
Die ihn umringelt, dass er blüh'nden Schmuck ihr danke.
Mit reichlichem Geweb' lass sie den Stamm umstricken,
Doch so nicht, dass der Stamm müss' unterm Schmuck ersticken.

Rückert.

1) Was ist der Stamm des Lebens? Der Inbegriff der Pflichten und Beschäftigungen, die sein Stand und Beruf dem Menschen auferlegen.

Kraft, Festigkeit, Dauer sind Begriffe, die sich mit der Vorstellung des Stammes verbinden. Er soll im Sturme stehen.

Das Leben gewinnt diese Festigkeit nur durch die gesammelte und beharrliche Richtung auf eine geordnete, gemeinnützige, den natürlichen und erworbenen Mitteln des Individuums entsprechende Thätigkeit desselben.

2) Diesen Stamm des Lebens und sein ernstes, festes Wesen schmückt die Ranke der Kunst mit freundlicher Zier. — Wohlthätige Wirkungen der (echten) Kunst:

a. sie erhebt das Gemüth;
b. sie befreit es; und
c. drängt dadurch, wie alles Edle, den Tüchtigen mit gekräftigtem Streben in das Leben zurück.

3) So ist das Verhältniss der Kunst zum gesunden Leben der Völker und Individuen — ein Verhältniss, das auf sittlicher Unterlage ruht, und Genuss und Uebung der Kunst für den Nichtkünstler auf ein weises, mit dem Ganzen seiner Lebensordnung harmonirendes Mass einschränkt.

Wenn aber im Schooss einer überreichen Cultur das Leben zu kränkeln beginnt, gewinnt die Kunst, in dem Masse als sie zugleich von ihrer (idealen) Höhe herabsteigt, leicht eine wuchernde Ausbreitung auf Kosten ernsterer Lebensrichtungen. — Jagd nach Kunstgenüssen, ohne Erhebung und Befreiung des Sinnes, und darum auch ohne Kräftigung für das Leben, seine Pflichten und Anforderungen. Erschlaffung und Ueberreizung.

B.

Themen mit absteigendem Gedankengange.

21) Die Heldenideale verschiedener Völker des Alterthums und der neueren Zeit.

1) Allgemeines. Verhältniss der Sage zur Geschichte, der epischen Poesie zum Volkscharakter.

2) Besonderer Theil.

> „Der Held voll Schönheit, Kraft und Bildung, wie der Jüngling, der Grieche ihn wollte, erscheint im Achill. Rauher sind, höher, härter, blutiger, keuscher, des kalten Nords gewaltige Söhne, caledonische, scandinavische, nibelungische Krieger. Was Ehre, Gott und Liebe im Ritterthum erzeugen mochten, sieh' an Don Rodrigo." Joh. v. Müller.

Hinzuzufügen sind noch das israelitische und altrömische Heldenideal.

22) Meine Freunde in Feld und Wald.

Der Bach; das Vogelnest; der Blüthenstrauch; die jubilirende Lerche, des Dörfchens Abendglocke; die Dorflinde; der Specht im Walde; Waldpfade; Waldesrauschen u. s. w.

Es ist zu wünschen, dass der fleissige „Griechenlehrling," wie er bei Klopstock heisst, seine Freunde nicht bloss in Hellas und Latium, sondern deren einige auch auf heimathlicher Flur, in der Nähe der Stadt, am Saum des Waldes u. s. w. wohnen habe, die er, um Zwiesprache mit ihnen zu halten, mitunter besucht. Er braucht darum noch nicht sentimental zu sein.

23) Homo sum, nihil humani a me alienum esse puto.
Terent.

Dieser Ausspruch kann aufgefasst werden:

1) im Sinne des Mitgefühls. Nicht gleichgültig lässt mich, was Andere erfreut oder betrübt;

2) im Sinne des Mitstrebens: Ich will die Arbeit des Menschengeistes theilen, und an seiner Aufgabe mitwirken. Was Grosses je von Menschen geschehen, was Schönes gedacht, was Gutes erstrebt: ich will es mitwissend, mitfühlend, mitstrebend in mir erleben. Nichts soll mir zu hoch, nichts zu fern sein, ich will es mit meinem Denken, mit meiner Liebe erreichen;

3) im Sinne des Looses Aller:
   a. als Mensch weiss ich, dass ich dem Irrthum und Fehl unterworfen bin;
   b. als Mensch weiss ich, dass ich im Leben vor keinem Schicksal, das Andere treffen kann, sicher bin;
   c. als Mensch weiss ich, dass ich sterben muss.

24) **Honestum est laudari a laudato viro.**

Vgl. das Horazische Principibus placuisse viris non ultima laus est.

1) a. Obgleich das Rechte von dem Rechtschaffenen nicht des Lobes wegen geschieht, (Warum nicht?)
   b. so ist gegen die Stimme des Lobes (und des Tadels) doch kein Rechtschaffener gleichgültig. (Warum?)
2) Aber nicht jedes Lob ist rühmlich (ehrenvoll):
   a. Unrühmlich sogar ist das Lob des Bescholtenen (quae laudatio hominis turpissimi mihi ipsi paene erat turpis. Cic.)
   b. Von zweifelhaftem Werthe ist das Lob des Unbekannten, Ungenannten.
3) Rühmlich ist das Lob dessen, der selber rühmlich bekannt ist.
   a. Nur er ist zu loben berechtigt.
   b. Nur sein Lob ist gerecht; denn es ist
      1) rein in seinen Motiven,
      2) angemessen dem Werthe des Gelobten und seiner Leistung — also verdient.
   c. Nur das gerechte und verdiente Lob kann ehren.

Schluss. Nach solchem Lobe will ich streben.

25) 2. Mose 4, 11. 12.

11. Der Herr sprach zu Mose: Wer hat dem Menschen den Mund geschaffen? — — Hab ich's nicht gethan, der Herr?
12. So gehe nun hin, ich will mit deinem Munde sein, und dich lehren, was du sagen sollst.

A. Wann sprach der Herr so zu Moses? Als dieser zweifelte, dass er die nöthige Redegabe besitze, um u. s. w.

B. Was sprach Er zu Moses (und durch Moses zu uns)?
   1) Dass Er dem Menschen den Mund (die Gabe der Rede) geschaffen;
   2) dass Er mit seinem Munde sein, und ihn lehren werde, was er sagen solle.

C. Was liegt hierin ausgesprochen?
   I. Eine Belehrung, und zwar
      1) über den Ursprung der Redegabe (der Sprache);
         a. Sie ist dem Menschen von Gott anerschaffen.
            1) Sie wird also vom Menschen nicht willkürlich erworben, sondern
            2) ist in seiner Organisation (leiblich-geistig) begründet.
         b. Sie ist der Ausdruck seiner geistigen Begabung (Perfectibilität).

2) über den angemessenen Gebrauch der Redegabe, gemäss ihrer Bestimmung. Der Mensch soll sie gebrauchen
   a. nicht zur Unzeit, als Schwätzer, Zungendrescher u. s. w., sondern zu rechter Zeit, und dann
   b. furchtlos
   c. im Dienste dessen, der ihm den Mund gemacht, d. h. des Göttlichen im Menschen. Wenn dieses aber zu Worte kommen soll, muss das Ungöttliche in ihm schweigen.

II. Eine Verheissung: der Herr will mit dem Munde des Menschen sein. So wird ihm nichts widerstehen. Es wird das Wort des Menschen eine Macht haben über die Herzen, der sich nichts vergleicht, und es wird, vom göttlichen Geiste erfüllt, der Wahrheit und dem Rechte den Sieg verschaffen über alle ihre Feinde.

26) Die Erde ist überall des Herrn.

1) Sie ist Gottes Werk, und zeigt als solches überall Spuren der göttlichen Allmacht und Weisheit, ruft überall zur Anbetung Gottes. Folge diesem Rufe!

2) Ueberall ist Gott dir nahe. Bei ihm ist kein Unterschied der Nähe und Ferne, wie bei Menschen. Er weiss dich überall zu finden. Drum halt' dich zu ihm, so bist du unverloren!

3) Kein Anderer ist Herr! Im Sturm und Ungewitter, im brausenden Meer, in allen Elementen, über alle Geister gebeut Er.

Der Aberglaube bevölkert die Erde mit Larven und Gespenstern, mit finstern Gewalten, die im Dunkel schleichen, den Menschen in Sünde und Verderben locken: lass dir vor ihnen nicht grauen! Es geschieht nichts ohne Gottes Willen.

27) Krösus und Solon.

Die Geschichte der Unterredung des Krösus mit Solon hat der Schüler vermuthlich schon als Kind gelegentlich, nach irgend einer, seiner damaligen Auffassung angepassten, Darstellung, mündlich oder schriftlich, nacherzählt. Was er als Kind gethan, soll er jetzt natürlich nicht noch einmal thun.

Die Aufgabe, die ihm jetzt zugemuthet werden kann, wird darin bestehn, an der Erzählung Herodot's (I, 30—34) die Eigenthümlichkeit griechischer Lebensanschauung, im Unterschiede von nichtgriechischer, hier von Krösus vertretener Denkart, so weit die Darstellung Herodot's hierzu Gelegenheit bietet, nachzuweisen. Es wird ihm nicht entgehen

1) der verständige Sinn des Griechen, der, im Bewusstsein der Wandelbarkeit menschlichen Geschickes, bei jeglichem Dinge auf den Ausgang zu blicken befiehlt — gegenüber der Blindheit des vom gegenwärtigen Glücke trunkenen Barbaren;
2) die Genügsamkeit und das weise Mass des Griechen in seinen Ansprüchen an das Leben — gegenüber der Masslosigkeit und Selbstvergötterung des Orientalen;
3) der grosse, dem öffentlichen Leben zugewandte Sinn des Griechen, dem zum eigenen Glücke das Glück des Vaterlandes, seines Volkes Blüthe und Ehre nothwendig sind, und der sein Glück nach den Gelegenheiten schätzt, die er hat, dem öffentlichen Wesen, sei es lebend oder sterbend, zu dienen (Tellus von Athen) — gegenüber dem zwischen Despotenlaune und Sklavensinn getheilten Orient, der keine Bürgertugend kennt;
4) die Geistesfreiheit, womit der Grieche, selbst im Besitz und Genuss alles dessen, was ihm zu einem glücklichen Leben wünschenswerth erscheint, sich zu der Ansicht erhebt, dass „sterben Gewinn ist" (Kleobis und Biton) — gegenüber dem vom sinnlichen Reiz gebundenen und unterjochten Asiaten, der sich mit krampfhafter Gier an das Irdische klammert.

Eine weitere Erwägung des Gegenstandes wird ihn vielleicht auf die Frage führen: warum die volksthümliche Erzählung gerade Krösus und Solon zu Repräsentanten des hier entwickelten Gegensatzes macht.

Es scheint, einerseits, dass dem Griechen an der Machtstellung des, mit Griechenland in vielfacher Berührung stehenden, Lydischen Königs, an dem Glanze seines Thrones, der Ueppigkeit seines Hofes und den in seinen Schatzkammern angehäuften Reichthümern zuerst der Gegensatz seines eigenen Wesens zur Weise und Lebensrichtung des Orients klar geworden sei. Und der jähe Sturz einer so glänzenden, ihn selber (den Griechen) und seine Freiheit bedrohenden Herrschaft, die Peripetie von der Höhe irdischen Glückes zu tiefster Erniedrigung in dem persönlichen Geschick des Krösus scheint die Phantasie des Griechen mächtig ergriffen, und sein Interesse in hohem Grade in Anspruch genommen zu haben. (Vgl. M. Dunker, Geschichte des Alterthums I, 596 f. II, 485 f.)

Andrerseits konnte dem späteren Griechen (schon zu Herodot's Zeiten), als auch sein Leben bedürfnissreicher, sein Sinn begehrlicher zu werden anfing, das Solonische Zeitalter im Lichte alterthümlicher Einfachheit und Sittenstrenge, und Solon selbst als der Vertreter einer auf Masshalten und Selbstbeschränkung dringenden Lebensweisheit (*μηδεν αγαν*) erscheinen.

28) Polykrates, oder vom Neide der Götter.

1) Geschichte des Polykrates nach Herodot III, 39 — 44, (Vergleiche 44 — 46; ferner Polykrates Ende, 120 ff.)

2) Nach Herodot's Darstellung sind es nicht etwa des Polykrates Verbrechen und der dadurch erregte Zorn der Götter, sondern sein grosses Glück und der dadurch geweckte Neid der Gottheit, wodurch sein Sturz motivirt wird. Von diesem Neide der Götter spricht Herodot nicht bloss bei dieser Gelegenheit, sondern öfter durch sein ganzes Werk hin. Vgl. I, 32. VI, 107. VII, 10.

3) Wie ist der innere Widerspruch dieser Vorstellung (die in unbegrenzter Machtfülle und ungetrübter Glückseligkeit thronende Gottheit neidisch auf den Menschen!) zu lösen?

4) „Es ist die Idee eines gerechten Schicksals, einer Weltordnung, welche jedem Wesen seine bestimmte Bahn und seine festen Schranken angewiesen, und nicht bloss Verbrechen und Frevel, sondern auch schon eine allzugrosse Ausdehnung von Macht und Reichthum, und ein damit verbundenes stolzes Bewustsein mit Untergang und Verderben straft. Die Gottheit hat dem Menschen ein beschränktes Mass gesetzt, und duldet nicht, dass er darüber hinausgehe, und sich überhebe.“ Otfr. Müller, Gesch. der griech. Liter. I, 489 ff.

5) So fällt also der *φθονος των θεων* zusammen mit der Vorstellung von der göttlichen Nemesis, und ist nur die vergröberte, populäre Auffassung der letzteren.

6) Wie diese, die göttliche Nemesis, über das Gesetz des Masses und des Einhalts wacht, das in der sittlichen Welt so nothwendig ist, wie die strenge Ordnung der Natur in der physischen; wie sie jede Verletzung dieses Gesetzes straft, bestehe sie in Thaten, Worten oder Gedanken; wie nicht bloss der offenbare Frevel, sondern schon das leichtsinnige, unbescheidene oder stolze Wort, wodurch die Scheu und Achtung gegen Andere verletzt wird, die unedlere Prahlerei des Reichen, das laute Frohlocken des Siegers, die thörichte Sicherheit des Glücklichen, die Ungerechtigkeit des Herrschers oder Richters, die unterlassenen Ehrenbezeugungen gegen die Todten, wodurch der Lebende Vergessenheit seines eigenen sterblichen Looses an den Tag legt, Vergeltung finden durch die Hand der Nemesis; wie in der Scheu vor dem Walten der Nemesis, in dieser sittlichen Zartheit, die durch jede leise Regung des Stolzes, jede versteckte Ueberhebung des Selbstbewusstseins verletzt wird, und stete Achtsamkeit auf sich selbst, Mässigung

in allen Dingen und Götterfurcht dem Sterblichen zur unerlässlichen Pflicht macht, ein charakteristischer Unterschied des Griechen von dem Barbaren, namentlich dem Orientalen liegt, dessen Masslosigkeit in allen Dingen (Prachtliebe, Genusssucht, Selbstvergötterung u. s. w.) als eine Herausforderung des Schicksals erschien; wie der Grieche in diesem Sinne die Demüthigung der Asiaten im trojanischen Kriege für die übermüthige That des Paris, den Sturz einheimischer Tyrannen, die Geschichte des Krösus, die Erzählung von dem Parischen Marmorblock auffasste, den die Perser mit nach Marathon gebracht, um ein Siegeszeichen daraus zu machen, und woraus dann von den Siegern das Bild der Rhamnusischen Nemesis gefertigt wurde: über dies Alles findet der Schüler für seinen Standpunkt ausreichende und anregende Belehrung in Herder's Abhandlung in den „Zerstreuten Blättern (I. 221)," Manso in den „Vermischten Abhandlungen und Aufsätzen," Lehrs „Populäre Aufsätze aus dem Alterthum." (Leipz. 1856.)

7) Endlich mag er sich erinnern, wie das Bewusstsein von der verstrickenden Gewalt der irdischen Güter dunkel in den Sagen und Mährchen aller Völker lebt, und noch jetzt bestehende symbolische Gebräuche (das Nicht verrufen wollen, das Selbstbespucken) der tief gefühlten Abhängigkeit des Menschen von höherer Macht Rechnung tragen.

29) Eigenthümlichkeit und Musterhaftigkeit der griechischen Geistesbildung.

1) Sie war ganz national, d. h. Entwickelung der ursprünglich im griechischen Geiste liegenden Keime und Kräfte.
   a. Sie war eine ursprüngliche Bildung, in gewissem Sinne autochthonisch. Einflüsse anderer Bildungen fanden Statt, wurden aber bemeistert.
   b. Während ihres Verlaufes wurde sie nicht gestört.
   c. Als nationale Bildung hatte sie ihren Mittelpunkt im Bewusstsein des eigenen Volkes und seiner Geschichte. Daher: Gemeingut Aller.

2) Sie war allseitig und harmonisch: alle Geisteskräfte in schönem Gleichmass an ihr betheiligt.
   War sie wirklich vorzugsweise sinnlich, wie man gesagt hat?

30) Wie ist, im Gegensatze gegen das Urtheil des Solon, der in der neuen Kunst des Thespis eine gefährliche Veranlassung zur Lüge und zur Verstellung im Leben erblickte, der Ausspruch des Gorgias, des berühmten Sophisten aus Leontini, zu deuten, der die Tragödie eine „Täuschung" nannte, „bei welcher der Täuschende gerechter erscheine, als der nicht Täuschende, und der Getäuschte weiser, als der nicht Getäuschte?"

(Vgl. Bode Gesch. d. hellen. Dichtkunst. III. 1. S. 48 ff.)

1) Geschichte der Anfänge der griechischen Bühne.

2) Auftreten Solon's gegen die neue Kunst, nach Plutarch's Darstellung im Leben Solon's. Cap. 29. 30.

3) Motivirung des Urtheils Solon's. Dieses Urtheil bezieht sich
   a. nicht auf den Inhalt der aufgeführten Schauspiele, als sei etwa von diesem ein sittenverderblicher Einfluss zu fürchten; sondern
   b. auf den Umstand, dass Jemand öffentlich, vor allem Volk, und mit dem Beifall desselben, mit angenommenem Charakter, in fremder Denk- und Redeweise, mit erheucheltem Gefühl aufzutreten wage: worin der strenge Mann eine Beleidigung der öffentlichen Sittlichkeit, und ein Beispiel der Lüge und Verstellung erblickte, das selbst für den Staat, wenn schlaue Politiker es sich aneigneten (Pisistratus), gefährlich werden könne.

Solon verwirft also die Schauspielkunst als solche, und zwar aus dreifachem Grunde:

1) der Schauspieler beleidigt in sich selbst, in seiner eigenen Person den Ernst und die Würde des Lebens;

2) er verletzt die, Anderen, besonders aber dem versammelten Volke (und den Göttern) gebührende Scheu und Achtung (αἰδὼς);

3) er gibt ein politisch gefährliches Beispiel.

4) Dieser alterthümlichen Weisheit gegenüber erklärt Gorgias, der schon die herrliche Entwickelung des griechischen Dramas vor Augen hatte: die Tragödie sei eine Täuschung u. s. w.

Motivirung dieses Urtheils aus dem Wesen der dramatischen Kunst. Rechtfertigung

a. des Dichters und des Schauspielers, die zur Hervorbringung einer Täuschung von solchem Charakter zusammenwirken.

b. des Zuschauers, der fähig ist, sich von der Kunst in dem ihr angehörigen Sinne täuschen zu lassen.

31) Herakles, des Zeus und der sterblichen Mutter Sohn, der im irdischen Leben zu Mühe und Arbeit, zu Kampf und Leiden bestimmte, durch solche Prüfungen aber zur Göttlichkeit verklärte Heros — ein Bild menschlicher Tugend und ihres Looses auf Erden.

(Vgl. Buttmann Mythologus I. S. 246 ff.
M. Duncker Gesch. d. Alterth. III. S. 136 ff.)

Einl. Gesichtspunkt: Herakles ist zunächst Ideal menschlicher Tugend im Sinne des heroischen Zeitalters; jedoch insofern die Grundzüge menschlichen Wesens sich überall gleich bleiben, müssen sie auch, gemäss dem objectiven Charakter griechischer Kunst, in dem Bilde des Heros in ihrer allgemeinen Bedeutung erkannt werden können.

Ausführung.

1) Von vorbildlicher Bedeutung ist gleich die Abstammung des Herakles, die auf den Dualismus der menschlichen Natur hinweiset.

2) Dadurch ist der allgemeine Charakter des Erdenlebens bedingt: das Göttliche in den Fesseln des Irdischen — Herakles dient dem Zwingherrn Eurystheus.

3) Demüthigung, Entsagung, Unterwerfung unter den Willen Gottes sind Merkmale der sittlichen Tugend (im Gegensatze der naturwüchsigen Kraft und Güte) — der Sohn des Zeus verrichtet Knechtsarbeit.

4) Zu Kampf und Arbeit ist der Mensch auf Erden bestimmt: der Tugendhafte weiht sie dem Heile Anderer. Solcher Kämpfe und Arbeiten im Dienste der Menschheit, der höheren Sittigung ist das ganze Leben des Herakles voll. Als Kämpfer für das Gute und Rechte, als Vertilger des Bösen (in der Natur, in der Menschenwelt), als Rächer des Unrechts durchzieht er die Länder.

5) Aber die menschliche Tugend ist weit entfernt, vollkommen zu sein: die Versuchung der Leidenschaft. Die Macht der Sinnlichkeit. Und Fehl und Irrthum werden schwer gebüsst — Herkules im Wahnsinn.

6) Nur durch Schmerz und Leiden läutert sich der Sinn, und reisst sich endlich ganz vom Irdischen los — der Halbgott auf dem Scheiterhaufen. Verklärung zur Göttlichkeit und Vermählung mit der Hebe, der ewigen Jugend.

Schluss. Es ist natürlich, dass das allgemeine Princip des Guten in nationaler Individualisirung erscheint. Demnach ist Herkules zugleich als Nationalheros ein Bild des die Barbaren besiegenden edleren griechischen Geistes.

32) Wie lieblich immer die vorlaute Freude sei,
Den Geist bändiget nichts Schöneres als der Schmerz.
Platen.

(Zur Vergleichung: Der Noth ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit.
Hölderlin.)

I. 1) Die Freude ist der natürliche Wunsch alles Lebendigen. — Der Freude haben die Dichter von jeher Loblieder gesungen. — Die Freude (sinnliche oder geistige) vindicirt der Glaube der Völker vorzugsweise den Seligen und den Göttern.
2) So lange der Mensch auf Erden lebt, sind Freude und Leid seine stets wechselnden Begleiter. In diesem Wechsel besteht
a. der Reiz des Lebens;
b. die sittliche Schule, die der Sterbliche zu seiner Vollendung durchzumachen hat. Keins von beiden darf fehlen, soll der Mensch sittlich erzogen werden.
3) Die Freude befördert, wie das körperliche, so auch das geistige (sittliche) Wohl. (Ausführung.)
4) Ohne Gegenwirkung kann sie leicht verderblich wirken. Durch ihre Dauer hebt sie ihre guten Wirkungen zum Theil wieder auf. (Sie macht dankbar — undankbar; theilnehmend — selbstsüchtig; thätig — unthätig u. s. w.)

II. So ist sie in ihrer Wirkung durch ein Anderes bedingt. Dies Andere ist der Schmerz.
Freilich lehrt die Erfahrung, wie bei der Freude, so auch hier eine doppelte Wirkung. Der Schmerz wirkt
a. nachtheilig, und zwar
1) auf schwache Naturen. Diese werden durch ein grosses Leiden oft krankhaft gereizt, für immer getrübt, verstört, für das Leben unfähig gemacht.
2) auf unedle Gemüther. Diese arten unter schweren Schicksalsschlägen nicht selten völlig aus.
b. wohlthätig — auf gesunde und ihrer Anlage nach edle Naturen, sie erziehend, kräftigend, erhebend.
Der gesunde Geist erliegt nicht dem Schmerz, vielmehr wirkt dieser auf ihn
1) reinigend, als ein Fegefeuer der Seele, die Leidenschaften bändigend; er nöthigt den Geist zur Einkehr in sich selbst, schon Mancher kam durch einen ersten grossen Schmerz zur Besinnung.
2) erhebend, die Seele auf ein Höheres hinweisend, das jenseits des Irdischen liegt, unwandelbar und unvergänglich ist.

Schluss. Wirkung der Tragödie.

33) Ueber die Gedichte Walther's von der Vogelweide.

1) Ich saz ûf eime steine.
2) Ich hôrte ein wazzer diezen.
3) Ich sach mit mînen ougen.
(S. p. 8 u. 9 der Lachmann-Haupt'schen Ausgabe.)

I. Die drei hier zusammengestellten Sprüche stimmen überein
1) in ihrer Form (Darlegung derselben);
2) in ihrer Anlage: alle drei gehen von einer persönlichen Situation (des Dichters) aus, an welche sich die Klage über die Zeitverhältnisse anknüpft;

3) in ihrem Thema: der betrübende Zustand Deutschlands nach dem Tode Kaiser Heinrich's VI. Zehnjähriger, Deutschland zerrüttender Kampf der Parteien in Folge der zwiespältigen Kaiserwahl. Daher des Dichters Klage:
   a. im ersten Spruch, dass Friede und Recht todwund sind;
   b. im zweiten, dass deutsches Land herrenlos steht;
   c. im dritten, dass in der allgemeinen Verwirrung und Noth der Zeit auch der geistliche Stand ausgeartet ist, indem er sich wider seinen Beruf an dem Kampf der Parteien betheiligte.
4) in dem Grundgedanken der Ausführung des Themas. Dieser Grundgedanke: die Auflösung aller natürlichen und sittlichen Lebensordnung, wird in drei verschiedenen Beziehungen in den drei Sprüchen dargelegt:
   a. in dem ersten Spruche zeigt sich diese Auflösung in dem Widerspruche, auf den das Individuum stösst, wenn es sein Leben nach der Richtschnur der Sittlichkeit ordnen und gestalten will;
   b. in dem zweiten zeigt sich diese Auflösung in dem Gegensatze der festen Ordnung der natürlichen Dinge zu dem ungeordneten Zustande des Vaterlandes;
   c. in dem dritten zeigt sich diese Auflösung in der inneren Entzweiung und Verkehrung der einzelnen Stände und Berufsarten.

II. So bilden die drei Gedichte ein zusammenhängendes Ganzes, dessen Poesie der Schüler zu charakterisiren versuchen mag, indem er sich von dem Eindruck leiten lässt, den das Einzelne und das Ganze auf ihn macht.

34) Walther von der Vogelweide, ein früher Vorfechter der Kirchenverbesserung.

Die Straflieder Walther's gegen Papst und Geistlichkeit seiner Zeit werden besprochen
1) nach den Motiven der Opposition:
   a. patriotische Entrüstung des Deutschen über die unaufhörliche Einmischung des Papstes und vieler Geistlichen in die Angelegenheiten des Reiches und die dadurch herbeigeführte Verwirrung Deutschlands;
   b. Unwille des Christen über die Art wie Jene, zu ihren Zwecken, den Christenglauben verkehren, die Lehre fälschen, mit Wort und Eiden spielen;
   c. sittliche Indignation über den Lebenswandel der Geistlichkeit, ihre Anmassung, Habgier, Ueppigkeit.
2) nach dem Charakter der Opposition:
   a. Sie ist sich ihres Rechtes bewusst, daher
      1) furchtlos: es kümmert den Dichter nicht, was man ihm thue;
      2) entschieden: führt eine schneidend scharfe Sprache, deckt rücksichtslos die Schäden der Kirche auf, ist vernichtend für die Angegriffenen;
      3) bei alle dem massvoll: übertreibt nicht, beschuldigt nicht die gesammte Geistlichkeit.
   b. Sie tastet den Glauben selbst nicht an.

(Vgl. zu Nr. 33. und 34. die „Erläuterungen" zu den Gedichten Walther's, von K. Simrock und W. Wackernagel. 1833.)

35) Wodurch hat Friedrich der Grosse, obgleich der deutschen Literatur seiner Zeit persönlich abgeneigt, und als Regent ohne Theilnahme für dieselbe, dennoch die nationale Entwickelung unsrer Literatur mächtig gefördert?

I. Friedrich der Grosse hat direct nichts für die Förderung unserer Literatur gethan; (literarische Umgebung und Verbindungen des Königs; persönliches Verhältniss zu deutschen Gelehrten und Dichtern; Aeusserungen der Geringschätzung über damalige deutsche Literatur);

1) was auffallend erscheinen kann
  a. bei dem Aufschwunge, den grade zu seiner Zeit diese Literatur nahm;
  b. bei des grossen Mannes eigener Neigung zu literarischen Beschäftigungen;

2) was sich aber hinlänglich erklärt:
  aus seiner entschiedenen Vorliebe für die französische Literatur und Geistesrichtung,
  a. in der er erzogen war, und die zur Zeit, da sein Geschmack sich bildete, seine Neigungen sich fixirten, den Gipfel ihrer Vollendung erreicht hatten, während die deutsche Literatur ihm damals noch nichts Bedeutendes zu bieten hatte;
  b. von deren Fesseln er sich dann auch später, als der deutsche Genius sich verjüngte — in einem Alter, das das Erworbene in Ruhe geniessen, nicht mehr neue Bahnen des Geistes versuchen will — um so weniger noch frei machen konnte, als überdies
  c. nicht bloss seine Bildung, sondern auch seine geistige Eigenthümlichkeit und Begabung sich in vielen Punkten mit dem französischen Geiste berührte.

Uebergang: Gefahren einer von oben kommenden directen Begünstigung der Literatur

1) im Allgemeinen: conventionelle Gestaltung der Literatur; Hofpoesie;
2) im Besonderen: was stand von der directen Betheiligung einer so entschiedenen und energischen (autokratischen) Natur, wie die Friedrich's, für die freie Bewegung einer sich erst bildenden Literatur zu erwarten? Je zweifelhafter die Erspriesslichkeit der davon zu erwartenden Folgen, desto zweifelloser ist

II. der wohlthätige Einfluss, den Friedrich der Grosse indirect auf die vaterländische Literatur geübt hat, indem er

1) das Denken und die Wissenschaft frei gab, und dadurch die geistige Bewegung seiner Zeit beförderte;
2) durch seine Thaten und den Antheil daran, zu welchem er sein Volk fortriss, das Nationalgefühl der Deutschen, das so lange darnieder gelegen hatte, aufrichtete;
3) durch eben diese Thaten der Literatur, und namentlich der Poesie, zuerst wieder einen lebensvollen, nationalen Inhalt gab (Lessing).

Hierzu: Friedrich's Schrift: De la littérature allemande (1780).
Justus Möser's Gegenschrift (1781).
Klopstock's Ode: „Die Rache“ (1782).
Goethe Bd. XXV. S. 103 ff.
Loebell Entwickelung der deutschen Poesie. I. S. 324 ff.

36) Der Garten des Herzens.

Das menschliche Herz gleicht einem Garten.

1) Mancher Garten liegt wüste. (Der Boden ist von wucherndem Unkraute überlaufen, Wege und Stege verwachsen, die Einfassung der Beete niedergetreten, struppiges Gebüsch hat alle Ordnung der Anlagen unkenntlich gemacht, nirgends eine Ruhebank, ein freundlicher Rasensitz, die Bäume, mit schädlichem Moose bedeckt, starren von Wasserreisern und abgestorbenen Zweigen, dürres Laub und Astwerk, halbverfaulte Früchte, giftige Pilze, wohin man sieht.)

Gibt es Herzen, die solcher Wildniss gleichen?

2) In manchem Garten hat zwar die Kunst viel gethan, aber diese Kunst war nicht die rechte: sie hat sich nur an dem, was prunkt und in die Augen leuchtet, gefallen, sie hat die Anmuth der Natur einer modischen Zierlichkeit geopfert — daher ist der Eindruck des Ganzen wie des Einzelnen steif, unerquicklich und ungefällig.

Ein verbildetes Herz gleicht diesem Garten.

3) Endlich gibt es Gärten, welche menschliche Einsicht und Pflege, verbunden mit dem Segen der Natur, zu einem wonnigen Aufenthalt gemacht haben. (Da sind sonnige Plätze, schattige Laubgänge, Blumen, von schwellendem Grün eingefasst, Fruchtbäume, die mit erquickenden Früchten prangen; da ist Ordnung, Uebereinstimmung, reizende Natürlichkeit in den Anlagen. Auf diesen Gehegen ruht sichtbar der Segen des Himmels, sie mit dem milden Lichte sonniger Tage, mit dem Thau frischer Nächte speisend: den Menschen, die darin verkehren, ist wohl in ihrem Frieden, und sie mögen sich ungern von ihnen trennen.)

Wie muss ein Herz beschaffen sein, das einem solchen Garten gleicht?

Miscellen.

Zusatz zu
Hellers Kritik, Erklärung und Uebersetzung Shakspeare's.

Der Aufsatz Hellers: Zur Kritik, Erklärung und Uebersetzung Shakspeare's im dritten und vierten Hefte, Band XXIII dieses Archivs, veranlasste mich zu einzelnen Bemerkungen, die ich über die verschiedenen Erklärungen der angeführten Stellen der Dramen des grossen Dichters beim Durchlesen derselben machen musste.

1). Bin ich gar nicht der Ansicht, dass im Timon of Athens IV, 3 gelesen werden müsste:

Not any benefit, that points to me u. s. w. weil ich die Conjunction for vor any benefit ganz passend finde und den Sinn des Satzes mit derselben wohl zu verstehen glaube.

Um diese Stelle richtig aufzufassen, lese man sie folgendermassen:

> That which I show: care of your food and living
> Heaven knows, is merely love,
> Duty and zeal to your unmatched mind;
> And believe it, my most honour'd lord,
> (For) I'd exchange for this one wish:
> That you had power and wealth
> To requite me, by making rich yourself,
> Any benefit, that points to me
> Either in hope or present.

Oder:

(For) I'd exchange any benefit, that points to me either in hope or present for this one wish: that you had power and wealth to requite me, by making rich yourself.

Nach dieser Construction, würde allerdings die Conjunction for wegfallen können, im Deutschen indessen müsste sie stehen und zwar als dass übersetzt werden, also: dass ich eintauschen würde; nur darf man nicht glauben, es sei eine Präposition im Satze, die mit any benefit eng zusammen hinge. Heller bemerkt: Flavius besitze the wish, that you had power and wealth to requite me, by making rich yourself, und besitze dagegen nicht: any benefit that points to me, either in hope or present. Mir scheint es aber, als ob er wohl sich als Besitzer dieses Gutes hinstellen

möchte, das ihm entweder künftig oder gegenwärtig sich darbietet, und dann nachdem er solches besitzt, gerne erbötig wäre, dasselbe für den Wunsch hinzugeben, dass sein Herr Macht und Vermögen habe, um ihn zu belohnen, indem er sich selber bereichere.

4). In dem Ausdrucke in King John IV, 1:

Well, see to live! I will not touch thine eyes
For all treasure, that thine uncle owes

finde ich die Erklärung Hellers: in dem see noch die Nebenbeziehung und zwar mit deinem Augenlichte, ganz unstatthaft; es scheint mir, als ob er in dieser Auseinandersetzung zu sehr auf den folgenden Satz: I will not touch thine eyes Rücksicht genommen hat; zum Beweise, dass er doch diesen Satz richtig aufgefasst habe, führt er einen Theil von dem, was Malone darüber sagt, an: Well live, and live with the means of seeing, that is, with jour eyes uninjured, unterlässt aber auch die noch folgenden Worte desselben anzugeben: The meaning is not, I believe, — keep your eye-sight, that you may live (for he might have lived though blind). The words agreeably to a common idiom of our language, mean, I conceive, no more than live.

7). Two gentlemen of Verona I, 2:

Julia: The mean is drown'd with your unruly base.
Lucetta: Indeed, I bid the base for Proteus.
Julia: This babble shall not henceforth trouble me,
Here is a coil with protestation.

So sehr ich auch mit Herrn Heller darin übereinstimme, dass Lucetta hätte eigentlich anstatt I bid the base sagen sollen: I did the base, so muss ich doch entschieden in Abrede stellen, dass durch diesen veränderten Wortlaut erst, das davorstehende Adverb indeed gerechtfertigt wird, ich finde es auch vor I bid ganz angebracht, wenn überhaupt die Absicht des Dichters war dies letztere zu sagen, denn indeed kann nicht allein „in der That“ als Zustimmung bedeuten, sondern darunter kann auch, wie sich durch unzählige Belegstellen beweisen lässt, gerade eine Verwunderung verstanden werden darüber: dass dasjenige noch immer nicht begriffen ist, was man schon so lange hat sagen wollen aber geradezu in Worten nicht hat ausdrücken mögen, und nun bricht man endlich hervor mit dem, was man will; dies ist hier bei Shakspeare in der Form eines Wortspiels geschehen.

Malone spricht sich über Dr. Warburton's Erklärung: The speaker here turns the allusion u. s. w. (Heller hat sie uns mitgetheilt) folgendermassen aus:

Dr. Warburton is not quite accurate. The game was not called: Bid the Base, but the Base. To bid the base means here, I believe, the challenge to a contest.

Was nun noch die Bedeutung von indeed betrifft, so sagt auch Webster: Indeed is used as an expression of surprise or for the purpose of obtaining confirmation of a fact stated. Indeed! is it possible? is it so in fact?

15). King John III, 1.

It is religion that doth make vows kept;
But thou hast sworn against religion
By what thou swear'st against the thing thou swear'st;
And mak'st an oath the surety for thy truth
Against an oath: The truth, thou art unsure
To swear, swears only not to be forsworn;
Else, what a mockery should it be to swear!
But thou dost swear only to be forsworn;
And most forsworn, to keep what thou dost swear.

Nur in einer Ausgabe von allen denen, die mir zu Gebote standen, habe ich swears only finden können und zwar in Knight's Cabinet Edition of the Works of William Shakspeare. London. Wm. S. Orr & Co. 1851; woraus ich auch folgende Anmerkung mittheile: Swears only. The entire speech of Pandulph is full of verbal subtleties, which render the intricate reasoning more intricate. The poet unquestionably meant to produce this effect. Hiermit ist aber gar nichts gesagt und keineswegs Licht über die Sache gebracht. Bei Johnson und Malone steht swear only. Aus Warburtons Erklärung, der gleichfalls das s an dem swears weggelassen hat, geht am deutlichsten hervor, wie man den ganzen Satz zu verstehen hat: I know not, whether there is any corruption beyond the omission of a point. The sense, after I had considered it, appeared to me only this: In swearing by religion against religion, to which thou hast already sworn, thou makest an oath the security for thy faith against an oath already taken. I will give, says he, a rule for conscience in these cases. Thou may'st be in doubt about the matter of an oath; when thou swearest, thou mayst not be always sure to swear rightly; but let this be thy settled principle swear only not to be forsworn; let not the latter oaths be at variance with the former.

Jena. Chr. Vogel.

Einige niederdeutsche glossen

aus der gegend von Crefeld.

aiter, hinter (in Bielefeld achter).
åk, m. nachen.
ärm, arm, adj.
ås (å lang), m. ochs.
bak, m. kasten.
bål, hohl, locker.
bedümeln (ü lang), betriegen.
begåwung, krampf.
benaut, schwül.
bend, n. wiese (engl. bent).
berm, m. haufe.
beu, m. ärnte.
beu, m. wollenes Zeug.
blåg, m. kind.
bletschen, klatschen, anbringen.
bôrsch (für borscht), f. brust.
böken, bölken, schreien.
(ge-) bönd, zimmerdecke (in Bielefeld büene, holl. beun).
bratsch, m. länglicher korb ohne deckel (in Kempen bratsch, in Viersen fråtsch).
bronk, f. kirchmess, in Gladbach, Rheydt, Erkelenz etc.
bronk, f. nebliges wetter, in Viersen.
broseln, stümpern.
bubeln, babbeln.
buts, m. kuss.
bütsen, küssen.
büren (ü lang), heben.
dätsch, m. brei.
dermeln, rauh mit etwas umgehen.
deuen, stossen, drücken.
döks, oft.
dölmes, m. tölpel.
donk, f. wasser (?), nasses land — kommt nur als ortsbenennung vor.
döpe (ö kurz), n. topf.
döpe, tölpel (frz. dupe).
dörpel, m. thürschwelle.
drît, m. dreck.
drîtin, cacare.
drüg (ü lang), trocken.
düselig, schwindlig.
dütsch (ü lang), deutsch.
elsterauge, hühnerauge, in Bielefeld lîkdörn.
êsch, f. asche.
femp, fimp, f. fidibus.
fîs, empfindlich (in Bielefeld fîst).
flok, m. bund holz.
frat, f. warze (holl. wrat).
fürsch (für fürscht), m. fürst.
gafel (a kurz), f. gabel.

gâpen, gaffen.
gâs, f. gans (in Bielefeld gaus).
gau, schnell (mhd. yâch, nhd. jäh).
gedöns, n. getöse.
gelden, präterit. gold, partic. gegolden, kaufen.
gêt, f. geiss, ziege.
gräsen, greisen, murren.
grinen, weinen.
gröseln (ö lang), schmunzeln.

hås (å lang), f. strumpf.
herk, f. harke, rechen.
heut, n. haupt, kopf (in Viersen höt).
heut, f. hefe.
hölp, f. hilfe, hosenträger.
hong, hing, prät. von hangen.
honk, pl. hönge, hund.
höwel (ö lang), hügel.
huk, f. ecke (holl. hoek).
hûrt, f. hühnersteige (engl. roost, angels. hrôst).
hûs, hous (in Uerdingen), haus.
huste, f. huster, m. (in Viersen) haufe getraide, heu etc.
ich, ik (in Mörs), ich.
kalle (a kurz), f. rinne.
kalen (a kurz), sprechen.
kau, f. käfig (holl. kou).
kaus, m. socke.
keien, weinen.
kenk, plur. kenger, kind.
kermeln, jammern.
kip, f. tragkorb.
kikert, m. fresch.
klüchtig, sonderbar, unklar.
klump, m. kloss, holzschuh.
knabel (a kurz), m. kohlenklumpen (engl. knobble, s. meine „beiträge zu einem wörterbuch der englischen Sprache“).
knåtschen, murren.
knip, n taschenmesser.
knub, m. kumpen.
kolk, f. wassergraben, in Viersen.
kos, konnte.
körf, korb.
kôrsch, f. kruste.
krå, krei (in Mörs), f. krähe.
kråsen, arbeiten.
krâten, necken.
kriten, schreien.
krot, m. kleiner mensch.
krûen, gäten.
kul, f. loch.
kümen (ü lang), seufzen (latein gemere).
kûr, m. nachtwächter (holl. koer).
küt (ü lang), f. wade.
kwåd, kåd (in Cöln), schlecht, böse.
lån, f. setzling.
lêg, niedrig, schlecht.
lôk, n. lauch, zwiebel, in Neuss ölk.
lüe (für lüde), leute, in Cöln lük.
luen, bellen, schreien.
mädsche, mädchen.
mau, m. ärmel (in Bielefeld mowe).
mautse, f. spass.
melm, m. staub.
mete, n. messer.
mösch (ö lang), f. sperling.
müg, müde.
nait, f. nacht.
neit, nicht.
örscheln, sich beunruhigen.
os, uns.
ôselig, schwächlich.
palm, m. buchsbaum.
ped, f. kröte.
pin, pen, m. hölzerner nagel.
pin-apel, knopf auf dem kirchturme.
pirk, perink (in Viersen), m. regenwurm.
plak (a kurz), m. lappen.
pok (pork?), n. ferkel.
popen, foppen.
pöt, m. brunnen (in Cöln püts).
püseln, streicheln.
pût, kind im verächtlichen sinne.
rêkel, m. hund.
rekeln, schüren, stochern.
rod, f. teich worin flachs gesteckt wird (in Bielefeld raude).
rôk, rauch.
rût, f, fensterscheibe.
schåp, gestell mit fächern (in Bielefeld schap, schrank).
schlom, m. schürze.
schmek, f. peitsche.
schnobel, m. fetzen, lumpen.
schnôr, schwiegertochter.
schnôt, f. rotz.
schrapen, schaben, scharren.
schröen, sengen.
schumeln, unter einander werfen.
schürgen, schieben.
schûw, schau (in Viersen), schieber.
schwelf, f. schwalbe.
sêken, seichen, sêk-empsel, ameise.
sêl, f. unterrock.
sinksel, m. schlacke.

söller, m. boden oben im hause.
spelt, f. stecknadel (holl. speld).
spit, m. ärger (engl. spite).
spiten, ärgern.
spöt (ö lang), f. giesskanne.
stert, m. schwanz.
stipe, f. stütze.
stipen, sperren, stützen.
strāt, f. strasse, kele.
strö, n. stroh.
tröpen (ö lang), streifen.
taken (a kurz), zanken.
tank, pl. tänge, m. zan (in Mörs tand).
tau, f. webestul.
tauen, eilen.
têf, f. hündin.
telg, m. zweig.
têpel, m. tüpfel, brustwarze (holl. tepel).
tergen, necken.
tömp, m. zipfel, ecke (in Bielefeld timpen).
töt (ö lang), f. ein hölzernes wassergefäss.
trecken, ziehen.
trufel (u kurz), f. kelle (lat. truella).
tür, tör (ü und ö lang), m. haken.
tût, f. tille, röhre.
twêrsch, verkehrt.
ürig (ü lang), störrig.
wärm, warm.
weit, n. kind (nhd. wicht).
wengel, weinrebe, von wengen, winden.
wik, f. docht.
wîmel, johannisbeere.
wip (i kurz), f. hebestange.
wipen, auf und nieder bewegen; wip-stert, bachstelze.
wirwel, welwer (in Viersen), wirbel.

Crefeld. F. H. Strathmann.

Passiv des reflexivs.

Es kann als ein vorzug der deutschen sprache betrachtet werden, daß sie mit großer leichtigkeit und bestimmtheit den begriff eines transitiven verbs durch die reflexivform als einen intransitiven zu bezeichnen vermag, z. b. ärgern — sich ärgern. Zwar gibt es genug verben, denen zumal in der jetzigen sprache transitive und intransitive bedeutung zugleich beiwohnt, z. b. brechen, brennen, fahren, halten, stürzen; ebenfalls mehrere, bei denen der zusatz des reflexiven pronomens den intransitiven begriff, welcher dem verb bereits eigen war, nur deutlicher herausstellt, bisweilen modifiziert, z. b. sich lehnen, sich anfangen, sich enden, sich irren, sich erschrecken. Im wesen des intransitivs liegt es, daß es kein persönliches passiv bilden kann; dagegen ist ihm ein unpersönliches in besonderem grade geläufig: es wird getanzt, gespielt; saltatur, luditur. Aber es fragt sich, ob auch von reflexiven verben wie von den intransitiven überhaupt ein passiver ausdruck, natürlich mit beibehaltung des pronomens, gebildet werden kann. Die grammatiken pflegen hierüber zu schweigen; auch wird sich derjenige, welcher nach strengen regeln der logik zu messen gewohnt ist, sogleich dagegen verwahren. Allein man hört doch nicht selten wendungen wie „es wurde sich nicht darum gekümmert“ und ähnliche, namentlich im familienton: „dann wird sich angezogen, rein gewaschen und gekämmt,“ dergleichen vorzüglich im norden Deutschlands zu hause zu sein scheint. Ansprechender vielleicht als eine grammatische besprechung solcher passivformen, bei welcher insbesondere die der oberdeutschen volkssprache geläufigen ausdrücke „wir bedanken sich; wir wollen sich setzen“*) in vergleich gezogen werden müßen,

*) sogar: „behalten wir sich“ (Firmenich Germ. völkerst. II, 810) d. i. uns (nobis).

dürfte zunächſt die mitteilung einer reihe von beiſpielen aus den ſchriften von Jacob Grimm ſein, der ſogar mit einiger vorliebe derſelben pflegt: gramm. II, 791 deſſen ſich entäußert wird; III, 247 wobei ſich auch erinnert werden kann; IV, 68 daß ſich darum gerißen wird; IV, 297 vor ſeiner gewaltigen hand wird ſich geneigt; rechtsaltert. 84 wurde ſich niedergelaßen; daſ. 520 daß ſich des holzes bedient würde; mythol. I. ausg. 383 auf den ſich dabei bezogen wird; ebenſo daſ. Stammtafeln XVI., in Haupt's zeitſchr. II, 2, 261, Götting. gel. anz. 1830 ſ. 267; mythol. ſ. 640 ſeiner kann ſich verſichert werden; in Schneidewin's Philolog. I, 340 wo ſich ausdrücklich auf deutſche lieder berufen wird, ebenſo altd. wäld. III, 29; mythol. 2. ausg. XIII an farbe und gehalt der mythen ſelbſt iſt ſich noch ſchonungsloſer vergriffen worden; in Justis grundl. z. e. heſſiſch. gelehrtengeſch. ſ. 154 um eine anſtellung wurde ſich nun gleich noch denſelben winter beworben; wörterb. vorrede ſp. 85 konnte ſich nicht auf die einzelnen drucke eingelaßen werden. Aehnlich verhalten ſich folgende beiſpiele: gramm. I², 767 doch iſt ſich nicht darauf zu verlaßen; II, 592 aus I iſt ſich zu erinnern; II, 679 iſt ſich daher nicht zu verwundern; II, 936 wiewol ſich kaum zu verlaßen iſt; Götting. gel. anz. 1824 ſ. 26 war ſich dabei an etwas zu erinnern; daſ. 1837 ſ. 1888 an welche ſich vorerſt zu halten iſt. Bemerkenswert iſt der gebrauch des particips prät. z. b. urſpr. d. ſpr. ſ. 32 die zur rechten Zeit ſich eingeſtellten erfindungen; altd. wäld. I, 126 aus den ſich erhaltenen denkmälern; vorrede zu Schulze's goth. gloſſ. ſ. XX ihre vom halbdunkeln vordergrund der geſchichte ſich gebildete anſicht.*)

Ueber die ausſprache des y der fremdwörter.

Wenn auch der behauptung Grimm's gramm. I³, 222 „in neuhochdeutſcher rede ſyntax, ſyſtem wie ſüntax, ſüſtem ausgeſprochen erregt uns lachen“ nicht jede erfahrung beiſtimmen kann; ſo iſt doch das derſelben zu grunde liegende urteil ohne zweifel vollkommen richtig. Leider gibt es in Deutſchland manche, und unter dieſen namentlich eine gewiſſe klaſſe von gelehrten, welche mit abſicht und bewuſtſein nicht allein in jenen beiden und andern gleichartigen wörtern, ſondern ſogar in namen wie Egypten, Hieronymus, die noch heute gelten wie ehedem, den laut des ü hören laßen. Keineswegs aber werden von ihnen alle wörter, denen der herſchende gebrauch noch das griechiſche y zu verleihen pflegt, ebenſo behandelt; ſondern ſobald ein derartiges wort nicht auf die ſprache der wißenſchaft beſchränkt geblieben, ſondern weiter fortgeſchritten iſt, wird y wie i geſprochen, z. b. in tyrann, hyazinthe. Niemand, der gleichwol beharrlich gyps, myrte, ſylbe, ſtyl ſchreibt, ſpricht anders als gips, mirte, ſilbe, ſtil. Sei es nun, daß der gänzliche wegfall des zeichens y für die deutſche ſchrift nicht zeitgemäß iſt; ſo ſollte doch in keinem worte y anders als wie i geſprochen werden, es wäre denn, daß aus jener andern verteilung ein überwiegender vorteil mit beſtimmtheit nachgewieſen werden könnte.

Mülheim a. d. Ruhr. K. G. Andreſen.

*) vgl. Goethe bd. XXVII ſ. 106 wir beluſtigten uns an dieſem nach und nach ſich verbreiteten geheimnis.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Hernay, Die Sprachforschung Wilhelm von Humboldt's und die heutige Philologie. (Berlin, Wagner.) 5 Sgr.
W. Th. Lowndes, the bibliographer's manual of English literature. P. III. (Leipzig, O. Weigel.) 1½ Thlr.
R. Zipp, Ansichten über den Unterricht in der französ. Sprache. (Freiburg im Br., Wagner.)

Lexicographie.

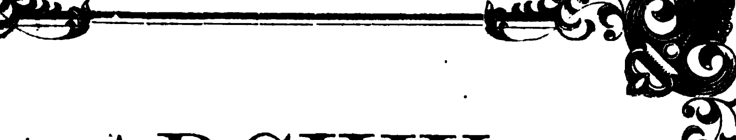
Mittelhochdeutsches Wörterbuch von W. Müller u. F. Zarncke. 2. Bd. 1. Lfg. (Leipzig, Hirzel.) 1 Thlr.
K. J. Schröer, Beitrag zu einem Wörterbuche der deutschen Mundarten des ungrischen Berglandes. (Wien, Gerolt.)

Literatur.

Hans Sachs, vier Dialoge. Herausgegeben von R. Köhler. (Weimar, Böhlau.) 20 Sgr.
Th. Gautier, Histoire de l'art dramatique en France depuis 25 ans I. Série. (Leipzig, Dürr.) 1 Thlr.
Correspondance littéraire inédite de Louis Racine avec René Chevaye, précédée de notices historiques p. M. Dugast-Matifeux. (Paris, Potier.)
Marcellus, de, Châteaubriand et son temps. (Paris, M. Levy frères.) 7½ Frcs.
Tartuffe von Molière. In deutsche Jamben übertragen v. A. Otto-Walster. (Leipzig, Voigt & Günther.) 16 Sgr.
C. Rohrbach, Shakspeare's Hamlet erläutert. (Berlin, Schneider.) 1 Thlr.
Fr. Kreyssig, Vorlesungen über Shakspeare. II. Bd. (Berlin, Nicolai.) 2 Thlr.
Dichtungen der Angelsachsen stabreimend übersetzt v. Grein. (Göttingen, Wigand.) 1⅓ Thlr.

Hilfsbücher.

H. Viehoff, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in den obern Classen höherer Lehranstalten. (Braunschweig, Westermann.) 12 Sgr.
G. A. Winter, Stylistisches Aufgaben-Magazin. 2 Thle. Für Oberclassen. (Leipzig, Wöller.) 8 Sgr.
Deutsche Elementargrammatik für die Friedrich-Wilhelms-Schule. (Stettin, Grassmann.) 7½ Sgr.
F. Harder, Heuristische Schulgrammatik der deutschen Sprache. (Altona, Schlüter.) 9 Sgr.
F. Heine, Grundzüge eines Unterrichtsplanes in der Kunst des mündlichen Vortrages. (Dresden, Adler & Dietze.) 8 Sgr.
H. Probst, Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Franz. Mit besonderer Berücksichtigung der franz. Schulgrammatik v. Knebel. (Coblenz, Baedeker.) 7½ Sgr.
F. Lutz, Französisches Lesebuch für Realschulen. 2. Cursus. (St. Gallen, Scheitlin & Zollikofer.) 12 Sgr.
Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache v. Dr. F. Booch-Arkossy.
C. v. Dalen, Heuristisches Elementarbuch der engl. Sprache. 2. Auflage. (Erfurt, Villaret.) 24 Sgr.
C. F. Meeden, Kurzgefasste englische Grammatik. (Hamburg, Nolte & Köhler.) 10 Sgr.
A. Drakenborch, Engl. Lesebuch für die Jugend von 12 — 18 Jahren. (Leipzig, Wengler.) 10 Sgr.
E. L. Lambert, Neues Conversations-Taschenbuch der englisch-deutschen Umgangssprache. (Wien, Lechner.) 1 Thlr.
Ch. Graeser, Vocabulaire anglais. (Leipzig, Brockhaus.) 8 Sgr.
Der beredte Franzose. Eine Anleitung, in kurzer Zeit leicht und richtig französisch sprechen zu lernen. (Bern, Heuberger.) 6 Sgr.



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXV. BAND, 3. UND 4. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1859.

Inhalt.

XXV. Band, 3. und 4. Heft.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Die achtzeilige Stanze im Italiänischen und im Deutschen.

Die achtzeilige Stanze, die schöne Strophe des Bojardo, Ariost, der beiden Tasso, Marino's u. s. w. hat sich bekanntlich auch bei manchen unserer Dichter eine grosse Gunst erworben. Schiller bezeichnet sie im Vorwort zu seinen Uebersetzungen aus der Aeneide als „diejenige unter allen deutschen Versarten, wobei unsere Sprache noch zuweilen ihrer angestammten Härte vergisst;“ und unter den „Kleinigkeiten“ widmet er ihr das Distichon:

> Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende. Dreimal
> Fliehest du schamhaft und kehrst dreimal verlangend zurück.

Ehe ich auf ihren Gebrauch bei deutschen Dichtern näher eingehe, lege ich in Kürze ihre Form und Behandlung im Italienischen dar, auf die man von unserer wechselnden und unsichern Art, dieses Versmass zu behandeln, keinen Schluss machen darf. Bei den Italiänern besteht die Stanze aus acht, immer weiblich gereimten Hendekasyllaben mit der Reimstellung abababcc, mit einem unerlässlichen Wortton auf der zehnten Sylbe, und einem zweiten entweder auf der vierten oder sechsten Sylbe jedes Verses. Fällt der zweite Wortaccent auf die vierte Sylbe, so gesellt sich gewöhnlich noch ein dritter Wortton auf der achten Sylbe hinzu. Im Uebrigen aber herrscht innerhalb des Verses eine grosse Freiheit der Betonung, so dass der Endecasillabo der Italiäner zu dem streng jambisch gemessenen hyperkatalektischen und akatalektischen Fünffüssler, den wir

gewöhnlich zur Stanze verwenden, in einem ähnlichen Verhältnisse steht, wie der französische Alexandriner zum deutschen. In demselben Masse, wie der französische Alexandriner den unsrigen an Mannigfaltigkeit der Bewegung innerhalb der Hemistichien übertrifft, bewegt sich der einzelne Endecasillabo der Italiäner freier und wechselreicher, als unser jambischer Quinar; und wie wir im Deutschen nur die rhythmischen Hauptcontouren des Alexandriners, aber nicht die Detailgliederung der Vershälften nachahmen können, so haben auch die deutschen Uebersetzer Tasso's und Ariost's wohl den äussern strophischen Umriss, die Gliederung der Stanze in Verse, aber nicht den innern Bau der einzelnen Verse nachzubilden vermocht. Fragt man, ob denn nicht auch die italiänischen Hendekasyllaben als hyperkatalektische jambische Quinare von accentuirendem Rhythmus aufzufassen seien, so ist darauf allerdings mit Ja zu antworten, aber auch gleich hinzuzufügen, dass der jambische Rhythmus den italiänischen Versen, wie dem Alexandriner, grösstentheils nur intentionell innewohnt. Indem die Italiäner in den Hendekasyllaben, wie die Franzosen in ihren Versen, eine constante Sylbenzahl beobachten, und die zehnte Sylbe regelmässig in die Arsis legen, denken sie sich die neunte in der Thesis, die achte in der Arsis, die siebente in der Thesis, und so weiter zurück jede Sylbe von grader Stellenzahl in der Arsis, von ungrader in der Thesis, legen also dem Verse intentionell einen jambischen Rhythmus unter, selbst wenn die Wortaccente vielfach den Stellen, wohin sie fallen, nicht gemäss sind. Damit aber durch die streitenden Wortaccente das Gefühl des jambischen Rhythmus nicht zu sehr verdunkelt werde, lassen sie, wie bemerkt, gewöhnlich noch an der sechsten, oder an der vierten und achten Stelle den Wortaccent mit dem metrischen Ictus zusammenfallen. Warum aber die antirhythmischen, d. h. die in die Thesis fallenden anderweitigen Wortaccente nicht im Stande sind, den jambischen Rhythmus zu zerstören, das wird uns aus der Natur der italiänischen Sprache, speciell ihrer Betonungsweise erklärlich. Da die Accentuirung italiänischer Wörter nicht, wie im Deutschen, an der Bedeutsamkeit der Sylben haftet, also nicht regelmässig durch ein logisches Gewicht verstärkt wird, da ferner die den

Wortstamm umkleidenden Vor- und Nachsylben voller tönende Vokale haben und deshalb auch da, wo sie nicht den Ton tragen, weniger, als die deutschen Vor- und Nachsylben, gegen den Stamm zurücktreten: so wird den Italiänern durch eine der rhythmischen Bewegung widerstreitende Betonung der Wörter das Gefühl des Rhythmus weit weniger, als uns Deutschen, getrübt; und so ist ihnen denn innerhalb des Endecasillabo eine Freiheit und Mannigfaltigkeit der Sprachbewegung gestattet, die den wechselnden Bedürfnissen der poetischen Darstellung höchst förderlich entgegenkommt. Ja, wenn das rhythmische Gesetz des Endecasillabo sich dem Ohre des Zuhörers hinreichend eingeprägt hat, binden sich die Dichter (mit Ausnahme des immer festzuhaltenden Wortaccents auf der zehnten Sylbe) nicht einmal strenge an die oben gegebenen Regeln. Namentlich findet sich nicht selten, obwohl lange nicht so häufig, als die beiden oben charakterisirten Betonungsarten, eine dritte, welche auf die vierte, siebente und zehnte Sylbe einen Wortaccent legt. Wie gross nun durch eine so mannigfache und freie Behandlungsweise der Abstand einer italiänischen und einer deutschen Stanze wird, lässt sich an dem ersten besten Beispiel veranschaulichen. Im ersten Gesange der Gerusalemme liberata lautet Str. 65:

1) Ma già tutte le squadre eran con bella
2) Mostra passate, e l'ultima fu questa;
3) Quando Goffredo i maggior duci appella,
4) E la sua mente a lor fa manifesta.
5) Come appaja diman l'alba novella,
6) Vo' che l'oste s'invii leggiera e presta,
7) Si ch' ella giunga alla città sacrata,
8) Quanto è possibil più, meno aspettata.

Sehen wir von der Quantität der Sylben ganz ab, und bezeichnen wir die starke und schwache Betonung, so wie sie für die Wörter ausserhalb des Verses gilt, durch — und ⌣, so ergibt sich folgendes Schema:

1) ⌣— —⌣ ⌣— —⌣ ⌣— ⌣
2) —⌣ ⌣— ⌣— ⌣⌣ —— ⌣
3) —⌣ ⌣— ⌣⌣ —— ⌣— ⌣
4) ⌣⌣ —— ⌣— —⌣ ⌣— ⌣
5) —⌣ —⌣ ⌣— —⌣ ⌣— ⌣
6) —⌣ —⌣ ⌣— ⌣— ⌣— ⌣
7) —— ⌣— —⌣ ⌣— ⌣— ⌣
8) —— ⌣— ⌣— —⌣ ⌣— ⌣

Von diesen Versen gehören der dritte und siebente der zweiten Betonungsart an, dergemäss an der vierten, achten und zehnten Stelle Wort- und Versaccent zusammenfallen; in allen übrigen Versen herrscht die erste Betonungsart, die ein Coincidiren von Wort- und Versaccent an der sechsten und zehnten Stelle fordert. Auf die anderweitigen Stellen hat der Dichter nach Belieben und Bedürfniss bald schwach-, bald starkbetonte Sylben verlegt. Deutsche Verse, nach einem solchen Schema gebaut, würden den Eindruck eines geregelten Rhythmus nicht aufkommen lassen. Anders die obigen italiänischen Verse. In dem ersten z. B. werden die dem Rhythmus widerstrebenden Wortfüsse tutte (— ◡) und eran (— ◡) auch ausserhalb des Verses nicht so entschieden trochäisch, nicht mit so scharfem Ueberton der ersten Sylbe ausgesprochen, wie im Deutschen „alle“ und „waren.“ Das e in tutte klingt heller, als das e in „alle,“ und die Endsylbe von eran voller, als die von „waren.“ Da nun auch die jambische Bewegung in den übrigen Füssen weniger scharf, als im deutschen Verse, hervortritt, weil auch hier die Thesen sich weniger, als im Deutschen, den Arsen unterordnen, so fügen sich die obigen Trochäen im Munde eines guten italiänischen Declamators störungslos in die nur leicht und milde angedeutete jambische Gesammtbewegung des Verses ein. Damit vergleiche man nun die deutsche Uebersetzung von Streckfuss:

> Zur Mustrung war nun jede Schaar der Streiter
> Bereits vorbei; denn diese kam zuletzt;
> Und Gottfried sammelt jetzt die höchsten Leiter
> Und kündigt an, was er sich vorgesetzt:
> Bei nächster Morgenröthe sei nicht weiter
> Gesäumt, und schnell in Zug das Heer gesetzt,
> Um schleunig vor der heil'gen Stadt zu stehen,
> So viel, als irgend möglich, unversehen.

Wie ganz anders ist der Eindruck dieser Strophe! Während hier durchweg die Wortbetonung an den strengen und starren rhythmischen Schritt gefesselt erscheint, bewegt sie sich in der italiänischen Strophe an dem leichtern und losern Zügel des Rhythmus in freierm, nur etwa durch den jedesmal darzustellenden Gegenstand geregeltem Spiel. Jeder fühlt sogleich, was daraus für die Anwendung der deutschen Stanze folgt.

In kürzern Gedichten kann man sich wohl jene Monorhythmie gefallen lassen; aber in epischen Dichtungen, in einer langen Reihe von Strophen nacheinander muss sie auf die Dauer unerträglich werden. Kein Wunder, dass man daher bei der schönen Gesammtform der Strophe, welche ungern auf sie verzichten liess, sich nach Mitteln umgesehen hat, die Monotonie der einzelnen Verse zu mildern. An eine getreue Copirung des italiänischen Versbaus konnte man nicht denken; eine solche verwehrte ja die verschiedene Natur beider Sprachen in der Art, ihre Wörter zu betonen. Aber vielleicht war es möglich, auf den Versbau jener mittelalterlichen classischen Periode unserer Poesie zurückzugehen, der bekanntlich dem Verse eine sehr freie Bewegung gewährte. Wie sich die achtzeilige Stanze mit einem solchen Versbau ausnimmt, können wir glücklicher Weise an einem Liede von Friedrich von Hausen, welcher Friedrich I. auf seinem Kreuzzuge und auch später nach Italien begleitete, auf die Probe nehmen. Ich lasse das seiner Form wegen sehr interessante Gedicht hier folgen:

Ich lobe Got der sîner güete,
  daz er mir ie verlech die sinne,
daz ich si nam in mîn gemüete,
  wan si ist wol wert, daz man si minne;
noch bezzer ist, daz man ir hüete,
  danne ieglîcher si braehte inne
des, daz si ungerne hôrte,
unt mir die vröude gar zerstôrte.

Noch bezzer ist, daz ich si mîde,
  danne si âne huote wære,
und ir deheiner mir ze nîde
  spræche, des ich vil gerne enbære.
Ich hân si erkorn, swaz ich lîde,
  sô lâze ich niht dur die merkære;
vremde ich si mit den ougen,
sî minnet ie doch mîn herze tougen.

Mîn lîp was ie ungebunden,
  und doch gemuot von der blîden;
alrêrst hân ich rehte ervunden,
  waz man muoz nâch liebem wîbe lîden:
des muoz ich ze mangen stunden
  der besten vrouwen eine mîden;

des ist mîn herze dicke swære,
als ez mit vröuden gerne wære.

Swie dicke ich lobe die huote,
doch wart ich nie an mir selbem inne,
daz ich in iemer in dem muote
werde holt, die so gar die sinne
gewendet haben, daz si diu guote
enpfremde mir ir stæten minne:
dêswâr, tuon ich in niht mêre,
ich gevreische doch gerne alle ir unêre.

Ohne Zweifel, dieses Gedicht leidet nicht an der Monotonie unserer modernen deutschen Stanze. Aber dürfen wir auch jetzt noch, auf der gegenwärtigen Entwickelungsstufe unserer Sprache und bei der jetzigen Gewöhnung des Ohrs an eine geregelte Folge von Hebung und Senkung, zur Stanzenform Verse verwenden, die nur eine bestimmte Zahl von Hebungen haben, mit den Senkungen aber sehr willkürlich schalten? In der Lyrik schwerlich, worin sich ja schon die Minnesänger, indem sie auch die Senkungen zu beobachten pflegten, der Opitzischen Norm angenähert hatten. Eher vielleicht in der Epik, und hier würde auch gerade die unendliche Mannigfaltigkeit der Versbildung, welche das Recht, die Senkungen ausfallen zu lassen, gewährt, am willkommensten sein. Leider hat sich aber seit mehr als zwei Jahrhunderten das deutsche Ohr mit der „Tyrannei regelmässigen Wechsels betonter und unbetonter Sylben," um mit Simrock zu reden, allmälig so befreundet, dass der ganzen gebildeten deutschen Welt Verse, wie die der alten Nibelungenstrophe, gar zu regellos vorkommen; und erst, wenn zur alten epischen Verskunst sich auch die alte epische Vortragskunst gesellt haben wird, darf Simrock auf allgemeinere Theilnahme für seine epischen Verse rechnen.

Ein anderes Mittel, die Monotonie der deutschen Stanze zu mildern, könnte man in der Verbindung oder stellenweisen Vertauschung der Hendekasyllaben mit anderweitigen Versen suchen wollen; wie man ja auch bemüht gewesen, die Eintönigkeit der Alexandriner durch Verbindung mit jambischen Dimetern zu brechen. Dieses Mittel ist in der That von mehreren Dichtern angewandt worden. Wieland vor allen, der bei seinen erzählenden Dichtungen das Bedürfniss eines wechselreichern

Metrums recht lebhaft empfand und auf mehrfache Weise zu befriedigen suchte, formte für seinen Idris die Ottave rime in der Weise um, dass er die Hendekasyllaben mit zwölf- und dreizehnsylbigen Alexandrinern, akatalektischen jambischen Quinaren, akatalektischen und hyperkatalektischen jambischen Dimetern ohne feste Reihenfolge wechseln liess. Demnach bestehen die Stanzen des Idris aus acht Zeilen, die zwar sämmtlich jambisch gebaut, aber von ungleicher Länge (acht bis dreizehn Silben) sind und bald weibliche, bald männliche Gleichklänge mit willkürlicher Reimstellung haben. Doch kommen fast durchweg in den sechs ersten Zeilen nur zwei Gleichklänge, jeder dreimal, vor, und die beiden Schlussverse reimen mit einander. Als Beispiele folgen ein paar Strophen:

Die Welt ist längst der Kurzweil satt,
Den zornigen Achill, die zärtlichen Aeneen
Mit andern Namen auferstehen
Und lächerlich verkappt in neuer Tracht zu sehen.
Was in Homer das Recht uns zu gefallen hat,
Wird in der Neuern Mund oft schwülstig, öfter platt.
Und doch, sich neue Bahnen brechen
Heisst in ein Nest gelehrter Wespen stechen. —

Wie wenn aus Aeols wildem Heer
Zwei von den wildesten, mit aufgeblas'nen Backen
Auf offner See sich bei den Flügeln packen;
Sie schütteln sich, es weht, von Ungewittern schwer,
Ihr wirbelnd Haar um Stirn und Nacken,
Und unter ihnen braust das aufgeschwoll'ne Meer;
Die Nymphen fliehn in schüchternem Gewimmel,
Und, aus dem Schlaf geschreckt, schaun Götter aus dem Himmel.

Ich halte die Art, wie Wieland das Mittel angewandt, fast in allen Stücken für verfehlt. Hören wir indess zunächst, was er selbst mit seiner Umformung der Strophe gewonnen zu haben meint. „Diese Freiheit (des Versbaus)“, heisst es im Vorwort zum Idris, „kann in den Händen eines Dichters, der mit einem Ohr für Wohlklang und Numerus begabt ist, zu einer reichen Quelle musikalischer Schönheiten werden, wodurch diese freiere Art von Stanzen einen wahren Vorzug vor den strengen Ottave rime erhält. Die Monotonie der letztern, die in einem grossen Gedichte endlich sehr ermüden müsste, wird dadurch vermieden,

und ein weit schönerer Periodenbau, mit einer sehr mannigfaltigen, oft nachahmenden, immer dem Ohr gefälligen Eurythmie und Singbarkeit (wenn ich so sagen darf) in diese Versart gebracht.“ Mir scheint umgekehrt gerade die musicalische Schönheit, die Eurythmie und Singbarkeit der Strophe durch die Umformung zerstört zu sein. Musicalisch schön kann eine Strophe nur dann sein, wenn ihrem Bau eine einfache, entweder zwei- oder höchstens dreitheilige Gliederung zu Grunde liegt, denn auf complicirtere Verhältnisse lässt sich die Musik nicht ein; zur Eurythmie gehört nothwendig ein Ebenmass der rhythmischen Massen; und Singbarkeit, in sofern damit Wiederkehr einer bestimmten Melodie verbunden ist, setzt Uebereinstimmung in dem Bau der verschiedenen Strophen voraus. Alle diese Vorzüge vereinigt, wie man leicht erkennt, die italiänische Stanze; nur darüber könnte man zweifelhaft sein, ob die Grundeintheilung eine musicalisch einfache sei, da den mittelst des gekreuzten Reimes ineinander verschränkten sechs ersten Versen nur zwei durch den Reim gepaarte Schlussverse gegenüber stehen. Allein hierin beruht gerade ein eigenthümlicher Reiz der Ottave rime. Rhythmisch genommen, zerfällt jede Stanze für das Ohr, nach dem Gesetz der Zweitheilung, in zwei Hauptmassen von je vier gleich langen Versen, und jede der beiden Hauptmassen wieder in zwei Theile von je zwei Versen. Durch den Reim wird nun verhütet, dass die beiden metrisch ganz gleichgebauten Hauptmassen in zwei gesonderte Strophen auseinanderfallen; der Reim greift aus der ersten in die zweite über und knüpft sie für das Ohr zu einer höhern rhythmischen Einheit, zu Einer Strophe zusammen, welche Wirkung noch durch die gepaarten Schlussreime verstärkt wird. Wie aber steht es um die Wieland'sche Strophe? Die Eurythmie ist durch die Verse von ungleicher Länge, von ungleichem Gewicht zerstört, die Singbarkeit durch den verschiedenen Bau der verschiedenen Strophen aufgehoben, die Wirkung des Reimes wenigstens geschwächt.

Einige Schritte weiter ging Wieland noch in den Stanzen seines Oberon, von denen gleichfalls ein paar hier stehen mögen:

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band
Um meine Stirn? Wer treibt von meinem Aug den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich seh' in buntem Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel. — —

Die Söhne der Wüste, magnetisch angezogen
Von Hüon's Helm, der ihnen im Sonnenglanz
Entgegenblitzt, als wär' er ganz
Karfunkel und Rubin, sie kommen mit Pfeil und Bogen,
Den Säbel gezückt, im Sturm herangeflogen.
Ein Mann zu Fuss, ein Mann zu Pferd
Scheint ihnen kaum des Angriffs werth;
Allein sie fanden sich betrogen.

Wir sehen: hier hat Wieland auch noch die Paarung der beiden Schlussverse durch den Reim, so wie die dreimalige Wiederholung des Gleichklanges in den sechs ersten Zeilen geopfert. Ueberdiess hält er den jambischen Rhythmus nicht fest und gestattet sich stellvertretende Füsse, so dass nunmehr eine solche Strophe nur noch durch die Zahl der Verse an die italiänische Stanze erinnert. Ich muss indess bemerken, dass weiterhin im Gedichte der jambische Rhythmus reiner hervortritt, und in ganzen Reihen von Strophen kein Daktylus oder Anapäst sich findet. Wenn hier, wie in allen unsern jambischen Dichtungen, mitunter steigende Spondeen die Stelle der Jamben vertreten, so ist darin keine Alterirung des jambischen Rhythmus zu sehen.

Wieland's Behandlung der Ottave rime im Oberon hat sich nun auch Schiller in der Uebersetzung der Aeneide zum Vorbild genommen, mit dem Unterschiede jedoch, dass er auf das, was ich gerade für das Beste an der Oberonsstrophe halte, auf die stellvertretenden Füsse verzichtet und den jambischen Rhythmus reiner durchgeführt hat. Auch bei ihm finden sich, wie die nachfolgenden Strophen zeigen, verschiedener Umfang der Verse, willkürliche Folge männlicher und weiblicher Reime, bald drei, bald vier Gleichklänge in Einer Strophe.

Ihn zu betrachten, sammelt um und um
Die wilde Jugend sich aus Ilium;
Wetteifernd höhnt mit herbem Spotte
Den eingebrachten Fang die rachbegier'ge Rotte,
Und wehrlos blossgestellt so vieler Feinde Grimm,
Fliegt er mit ängstlich scheuem Blicke
Die Reihen durch. Jetzt, Königin, vernimm
Aus Einer Frevelthat der Griechen ganze Tücke.

„Weh!“ ruft er aus, „wo öffnet sich ein Port,
Wo thut ein Meer sich auf, mich zu empfangen?
Wo bleibt mir Elenden ein Zufluchtsort?
Dem Schwert der Griechen kaum entgangen,
Seh' ich der Trojer Hass nach meinem Blut verlangen!“
Schnell umgestimmt von diesem Wort,
Legt sich der wilde Sturm der Schaaren,
Und man ermahnt ihn, fortzufahren.

In einer der neuesten Poetiken (von R. Gottschall, Breslau 1858) ist die Ansicht ausgesprochen, die Oberonsstrophe sei in der spätern Zeit mit Unrecht missachtet worden, da sie unter der Hand eines grossen Talents einen ausserordentlich malerischen Reichthum entfalten könne. Warum ich dieser Meinung nicht beipflichten kann, geht schon aus Früherm hervor. Ich sehe vielmehr darin ein richtiges Gefühl für rhythmische Schönheit, wenn spätere Dichter selbst bei umfangreichern epischen Dichtungen zur strengern Form der Octaven, trotz ihrer Eintönigkeit im Deutschen, zurückkehrten. Schon bald nach dem Erscheinen des Oberon wählte Goethe diese strengere Form für seine auf einen grössern Umfang angelegten „Geheimnisse,“ und so verfasste auch später Ernst Schulze seine „bezauberte Rose“ in der reinern Ottavenform. Bei kleinern Poesien aber fiel es Niemanden ein, die Oberonsstrophe anzuwenden; selbst Schiller versagte sich in seinen Gedichten „Die Begegnung,“ „Die Erwartung,“ „An Goethe,“ „Wilhelm Tell,“ „Abschied vom Leser“ jene Freiheiten, die er sich in der Uebersetzung des Virgil genommen hatte.

Stellt man nun die Frage, die das meiste praktische Interesse hat, ob, bei dem oben entwickelten grossen Unterschiede zwischen den italiänischen Ottave rime und den deutschen Stanzen, selbst den jenen strenger nachgebildeten, für die Zu-

kunft noch der Gebrauch der letztern zu empfehlen sei, oder ob man nicht vielleicht zu diesem Zweck andere Umformungen, als die erwähnten, vorzunehmen habe: so ist es am zweckmässigsten, in der Antwort die Anwendung in kleinern Gedichten von der in grössern epischen zu sondern, und jede eigens ins Auge zu fassen.

Was die Verwendung zu kleinern Poesien betrifft, so hat sich die Stanzenform für schwungreichere Pro- und Epiloge, festliche Gelegenheitspoesien und Apostrophen, für Widmungsgedichte, die einen edlern, höhern Ton anstimmen sollen, für lyrische Ergüsse überhaupt, in denen eine gehobene Stimmung, ein edleres Pathos herrscht, als sehr angemessen bewährt; und zwar spricht der übereinstimmende Dichtergebrauch, wie die theoretische Betrachtung dafür, hier sich möglichst nahe an die italiänische Musterform zu halten. Der Umstand, der eine Abweichung von ihr wünschenswerth machen könnte, die durch das Zusammenfallen der Wort- und Versacente entstehende Monotonie, tritt in einem Gedichte von einigen Strophen nicht so stark hevor, dass man, um ihr zu entgehen, den schönen Bau der Stanze in einem wesentlichen Punkte ändern dürfte. Jene Monotonie haftet ja doch fast unserer gesammten Poesie, und zwar ihren edelsten Erzeugnissen, seit Opitz an, so dass sich unser Ohr daran gewöhnt hat, und sie uns nur noch bei Vergleichung des Eindrucks ausländischer Poesien oder bei langdauernder Wirkung in umfassenden Dichtungen zum Bewusstsein kommt. Auch stehen dem wahren Dichter, ohne dass er die Strophenform antastet, in einem schönen Wechsel der Sprachlaute, in der Mannigfaltigkeit des Satzbaues und der Satzbetonung, in der schönen Verknüpfung vielartiger Wortfüsse Mittel zu Gebote, jene Eintönigkeit zu vermindern. Nur darüber liesse sich noch streiten, ob auch durchweg die weiblichen Reime beizubehalten, und, wenn nicht, an welchen Stellen dann männliche anzuwenden seien. Da bei allen Streitfragen dieser Art das gebildete Ohr die erste und letzte Instanz bildet, deren endgültige Aussprüche die Theorie nur zu erläutern und zu motiviren hat, so setze ich für den Leser zunächst wieder einige Beispiele als Proben her. Formstrenge und in ihrer Formge-

wandtheit sich gefallende Dichter, wie Schlegel, Rückert, Platen, mussten natürlich der Durchführung weiblicher Reime sich zuneigen.

Nehmt dies mein Blumenopfer, heil'ge Manen!
Wie Göttern, biet' ich euch die eignen Gaben.
Mit euch zu leben und den deutschen Ahnen,
Ist, was mir einzig das Gemüth kann laben.
Halb Römer, stammt ihr dennoch von Germanen;
So lasst mit deutscher Red' euch denn begaben,
Und heim euch führen an des Wohllauts Banden,
Zu nördlichen aus südlich deutschen Landen.

(A. W. Schlegel.)

Ich hätte Herzzerreissendes zu singen,
Wollt' ich enthüllen, was tief in mir lodert;
Ich müsste mich zu falschen Tönen zwingen,
Wollt' ich der Menge geben, was sie fodert.
Wie helle Blumen aus der Erde dringen,
Und dunkler Tod still unter ihnen modert,
So soll mein Sinn sich sanft in Schmuck verhüllen,
Und meine Trauer euch mit Lust erfüllen.

(Rückert.)

Es muss ein Volk allmälig höher steigen,
Es kann zurück ergehn sich nicht zum Kinde.
Der Dichtung erster, jugendlicher Reigen
Zog längst vorüber, flog vorbei geschwinde;
Sophisten kamen, sie begann zu schweigen
Und löste nach und nach die goldne Binde.
Doch jene Nüchternen bezwang dein Streben,
Und so entflammtest du das neue Leben.

(Platen.)

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
Find' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu — nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt.
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

(Goethe.)

Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluss,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,

Die Blume neigt sich bei des Westes Kuss,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen;
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuss,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen.
Die Luft, getaucht in der Gewürze Fluth,
Trinkt von der heissen Wange mir die Gluth.

(Schiller.)

Nach dem verschiedenen Eindrucke, den die drei im Reim voneinander abweichenden Formen der Strophe auf mich machen, muss ich die von Goethe angewandte für die unsrer Sprache zusagendste halten; und es möchte auch nicht schwer sein, hiefür den Grund zu bezeichnen. Der ganze Charakter der Strophe macht ein mildes Ausklingen, kein schroffes Absetzen der Verse, daher das Vorwalten klingender oder weiblicher Reime wünschenswerth. Aber unsere Poesie hat andrerseits allen Grund, vor einer ununterbrochenen Reihe weiblicher Reime auf ihrer Hut zu sein, da bei dem ungeheuren Reichthum unserer Spache an trochäischen Wortausgängen sich schon innerhalb der Verse die weiblichen Schlussfälle nur zu sehr aufdrängen. Dazu kommt das fast allen unsern trochäischen Wortausgängen gemeinsame tonlose e, welches im Reimlaut doppelt auffällt und die Monotonie steigert. Machen es nun diese beiden Uebelstände, die sich im Italiänischen nicht finden, durchaus rathsam, in der deutschen Stanze die weiblichen Reime nicht ohne Unterbrechung durchzuführen, so fragt sich nur noch, an welchen Stellen sie am besten durch männliche zu ersetzen sind. Eben jenes Gesammtcharakters der Strophe wegen ist zu wünschen, dass sie wenigstens am Schluss ein sanftes Gepräge habe, dass sie mild ausklinge, also das abschliessende Verspaar weiblich gereimt sei. Daraus folgt aber, dass der drittletzte oder sechste Vers, um sich schärfer gegen den Schluss abzusetzen, und somit auch der vierte und zweite männlich, der erste, dritte und fünfte dagegen, um sich gegen jene stärker abzuschatten, wieder weiblich zu reimen sind. Durch eine solche Reimfolge ergibt sich ein doppelter Vortheil: ein Vorwalten der weiblichen Reime bei genügender Unterbrechung durch männliche, und zugleich eine dem Ohr sich schärfer einprägende Gliederung der Strophe, — ein Vortheil, der keineswegs geringe anzuschlagen ist, da wir im Uebrigen in Beziehung auf die Strophengliederung mit-

telst der Reimklänge gegen die Italiäner mit ihren hell und voll austönenden Wörtern im Nachtheile stehen. Beiläufig sei hier erwähnt, dass man, eben um das strophische Gesetz klarer hervortreten zu lassen, in den Ottave rime nicht bloss auf kräftige und volltönende Reimklänge bedacht sein muss, sondern auch darauf zu achten hat, dass die einzelnen Reimreihen durch bedeutende Klangverschiedenheit der Vocale sich von einander unterscheiden, mit andern Worten: dass die Gleichklänge der verschiedenen Reimreihen nicht einmal annähernd assoniren. In dieser letztern Beziehung ist die oben mitgetheilte Strophe von Schlegel, so tönend die Reimlaute sind, doch nicht tadelfrei, da die drei Reimreihen „Manen, Ahnen, Germanen — Gaben, laben, begaben — Banden, Landen“ sämmtlich von einem und demselben Ton und zwar einem das Ohr stark füllenden Ton imprägnirt sind, und daher sich nicht scharf genug auseinanderhalten.

Es bleibt nur noch übrig zu untersuchen, wie es mit der Verwendung der achtzeiligen Stanze zu deutschen Epopöen zu halten sei. Wir haben um so mehr Grund über diese Frage nicht hinwegzugehen, als in der neuern deutschen Poesie noch kein Versmass für grössere epische Dichtungen eine so unbestrittene Geltung erworben hat, wie das heroische im classischen Alterthum, die Nibelungenstrophe in der mittelalterlichen Volkspoesie, oder eben unsere Stanze bei den Italiänern. Besässen wir ein solches, so könnten wir füglich die Prüfung einer Strophenform, die jedenfalls nicht ohne wesentliche Veränderungen für unsere Zwecke entpfehlenswerth ist, auf sich beruhen lassen. Darin scheint das Gefühl der deutschen Dichter ziemlich übereinstimmend gewesen zu sein, dass ihnen die Stanze mit ihrer reichen und vollen Melodie von Gleichklängen weniger dem ernsten heroischen, als dem blühenden romantischen Epos zusagend erschienen ist. Doch auch für dieses bedarf sie nach dem oben Entwickelten einer Milderung der Monotonie, die ihr im Deutschen anhaftet. Bei den Veränderungen, die man zu diesem Zwecke nimmt, wird aber darauf zu achten sein, dass gerade die eigenthümlichen Reize der Ottave rime möglichst unangetastet bleiben, oder durch Entsprechendes ersetzt werden. Zu diesen gehört vor Allem die Verschränkung der sechs ersten

Reimzeilen, deren Gleichklänge durch ihr dreimaliges Fliehen und Wiederkehren, ihr Hin- und Herwogen einen höchst anmuthigen Wellenschlag bilden, an welchen sich dann der harmonische Zweiklang beruhigend anschliesst. Es war nur Bequemlichkeit, nur das Verlangen nach ungehinderter Bewegung, was Wieland und Schiller auf diese schöne Reimfolge verzichten liess, trotzdem dass für sie ein verstärkter Grund vorlag, daran festzuhalten. Umfangreichere Strophen, denen eine kunstreiche rhythmische Gliederung, wie sie die Griechen ihren Strophen zu geben vermochten, mangelt, haben um so strenger eine constante Reimfolge durchzuführen, um hierdurch das Auffassen des strophischen Gesetzes dem Ohr zu erleichtern. Wenn nun noch gar die Strophen, — wie dies sogleich an den Oberonsstrophen näher gezeigt werden soll, — rhythmisch ungleich gebaut sind, so sollte wenigstens das Reimgesetz, als das einzig übrig bleibende Mittel, die Einheit der Strophe fühlbar zu machen, auf's sorgfältigste gewahrt werden. Das Zweite, auf dessen Erhaltung man bei der Umformung der italiänischen Stanze zu achten hat, ist das schöne Gleichgewicht, das rhythmische Ebenmass ihrer Haupttheile, wie ihrer Unterglieder. Gebietet die Rücksicht auf die Monotonie, in der Vertheilung dieser rhythmischen Massen eine Veränderung vorzunehmen, so hat man dafür zu sorgen, dass ein neues Gleichgewicht an die Stelle des alten trete. Das Dritte ist die Uebereinstimmung im Bau der verschiedenen Strophen, sowohl was die Länge der Verse und ihre Combinirung und Folge, als was die Reimstellung betrifft. Wieland hat auch diese beiden Punkte gänzlich unbeachtet gelassen. Er hat nicht bloss die verschiedenen Strophen ungleich gebaut, sondern auch innerhalb der einzelnen Strophe sich nicht um Eurythmie gekümmert. Man betrachte nur etwas näher ein paar aus dem Oberon herausgegriffene Strophen:

Die Hall' erdonnert von Geschrei,
Das Estrich bebt, die alten Fenster klirren;
Aus jedem Mund schallt Mord! Verrätherei!
Die Sprachen scheinen sich auf's Neue zu verwirren;
Man schnaubt, man rennt sich an, man zückt die drohende Hand.
Der Abt, den noch allein Sanct Benedicts Gewand
Vor Frevel schützt, hält endlich unsern Degen
Mit aufgehobnem Arm sein Scapulier entgegen.

„Ehrt," ruft er laut, „den heil'gen Vater in mir,
Dess Sohn ich bin! Im Namen des Gottes, dem ich diene,
Gebiet' ich Fried'!" — Er rief's mit einer Miene
Und einem Ton, der Heiden zur Gebühr
Genöthigt hätt'. Und stracks auf einmal legen
Des Aufruhrs Wogen sich, erhellt sich jeder Blick,
Und jeder Dolch und jeder nackte Degen
Schleicht in die Scheide still zurück.

Hier sind in der ersten Strophe Vers 1 ein vollständiger Dimeter, Vers 2 und 7 überzählige Fünffüssler, Vers 3 ein vollständiger Fünffüssler, Vers 4, 5, 6 und 8 theils zwölf-, theils dreizehnsylbige Alexandriner, — in der zweiten Strophe Vers 1 und 4 vollständige, Vers 3, 5 und 7 überzählige Fünffüssler, Vers 2 ein überzähliger Sechsfüssler (aber kein Alexandriner), Vers 6 ein Alexandriner, Vers 8 ein vollständiger Dimeter. Wo ist da von Uebereinstimmung im Strophenbau und von symmetrischer Gliederung der einzelnen Strophe eine Spur?

Weiter ist bei der Umformung der Ottave rime eine Regel zu beachten, die zwar nur in einer vollständigen Theorie der Strophe überhaupt sich genügend motiviren lässt, aber hier doch nicht unerwähnt bleiben darf: Es dürfen nur Verse miteinander verbunden werden, die rücksichtlich der Zahl ihrer Füsse in ganz einfachem Verhältniss zueinander stehen, also wohl Alexandriner und Dimeter, — da die Alexandriner (wie in einer gleichfalls diesem Archiv zugedachten Abhandlung näher ausgeführt ist) Tetrameter mit rhythmischen Pausen sind, und folglich zu den Dimetern sich wie 2 zu 1 verhalten, — aber nicht Quinare und Dimeter, die im Verhältniss von 5 zu 4 stehen. Ueberdiess könnte noch der jambische Rhythmus, wie es im Oberon stellenweise geschieht, zur Milderung der Monotonie hier und da durch einen Anapaest unterbrochen werden, aber nur hier und da, damit das Gefühl des jambischen Rhythmus nicht verloren gehe, und nur, wo die lebendigere Bewegung dem darzustellenden Gegenstande entspricht.

Diesen Forderungen gemäss umgebildet, würde die 16. Strophe des Idris (worin das Ross zum Ritter spricht) etwa so lauten:

Seht Ihr die Quelle dort durch Blumen sich schlängelnd winden,
Vergoldet von des Abends Schein?
Bequemer möchte kein Platz, selbst in den stillen Gründen
Elysiums, zum Uebernachten sein.

Ich würde frisches Gras an diesem Bache finden,
Euch wiegte sein holdes Murmeln ein.
Ja, Herr, Ihr könntet dort im Dufte von Myrtenbäumen
Recht süss von Eurem Fräulein träumen.

Es ist nur ein Beispiel, das zur Erläuterung des Vorhergehenden dienen soll. Wem auch diese Strophenform noch zu monoton für ein umfangreiches episches Gedicht erscheint — und allerdings liegt in dem regelmässig wiederkehrenden Pausen der Alexandriner ein bedenkliches Element, — der mag es mit andern Vers-Combinationen versuchen. Nur darf er nicht, wie Schiller und Wieland, solche Vers-Complexe bilden, die den Grundgesetzen der Strophe widerstreben und also keine Strophen sind. Lässt sich nur auf solchem Wege jener Monotonie ausweichen, so ist damit entschieden, dass wir auf die Ottave rime für den epischen Gebrauch verzichten müssen.

Schliesslich noch ein paar Worte über ein Mittel, welches der Gymnasialdirector Gotthold in einem sehr lesenswerthen Schriftchen*) schon vor 12 Jahren gegen die Eintönigkeit der Ottave rime empfohlen hat. Er will die Hendekasyllaben beibehalten wissen, und schlägt vor, die jambischen Füsse mit steigenden und sinkenden Spondeen und mit Trochäen wechseln zu lassen. Gegen die steigenden Spondeen als Stellvertreter der Jamben ist, mit Ausnahme des fünften Fusses, nichts einzuwenden:

1) Soll keine Wahrheit unbestritten bleiben?
2) Vernehmt, Herr Ritter, was ich Euch verkünde.
3) Der junge Lenz streut Blumen auf die Fluren.
4) Das sanfte Bächlein schwoll hoch auf zum Strome.
5) Wo ist der Feind, der deinem Arm darf trotzen?

Ein feines Ohr gewahrt freilich auch hier, dass der Spondeus im ersten und dritten Fusse sich etwas leichter, als im zweiten und vierten ins Metrum fügt. Im fünften Fusse aber ist er durchaus störend, weil jeder Vers gegen den Schluss hin seinen Charakter am reinsten ausprägen soll.

Etwas anders steht es schon mit den sinkenden Spondeen:

1) Wohlthaten wird kein edles Herz vergessen.
2) Und kein Anschlag gelang seit jener Stunde.

---

*) Ueber die Nachahmung der italiänischen und spanischen Versmasse in unserer Muttersprache. Königsberg. 1846.

3) Vom Felsen stürzt wildbrausend manche Quelle.
4) So wild entbrauset kein Waldstrom dem Felsen.
5) Wie hoch wird noch sein Bauernstolz aufschwellen?

Hier fügen sich die sinkenden Spondeen in Vers 1 und 3 aus doppeltem Grunde ins Metrum, einmal weil sie an ungeraden Stellen stehen, und dann besonders weil sich an dieselben noch im nämlichen Worte eine Kürze anschliesst, die der zweiten Sylbe des Spondeus ein stärkeres Tongewicht leiht. Die sinkenden Spondeen in Vers 2 und 4, denen diese Eigenschaft fehlt, werden aber wohl nur Wenige mit Gotthold für zulässige Stellvertreter halten; und der Spondeus in Vers 5 ist vollends ganz unstatthaft. Gotthold geht aber so weit, allenthalben im Verse zwei, drei, vier, ja fünf Spondeen nebeneinander, und zwar sinkende wie steigende, für erlaubt zu erklären, mit der einzigen Ausnahme, dass er dem fünften Fusse den sinkenden Spondeus verwehrt. Wird ausser ihm noch Jemand in folgenden Zeilen jambische Hendekasyllaben erkennen?

Unthat, schmachvoll, graunvoll! Nacht sei dein Helfer!
Fühllos würgt, Unmensch, voll Wuth deine Horde!
Rings Nacht! Sturmwind heult hohl, graunvoll kracht Donner!

Nicht minder bedenklich steht es um die stellvertretenden Trochäen:

1) Traue dem Glück nicht, es täuscht am Ende.
2) Vertrau nimmer dem Glück, es täuscht am Ende.
3) Vertrau dem Glück nimmer, es täuscht am Ende.
4) Vertrau dem Glück nicht, immer betrügt es.

Von diesen Trochäen, die Gotthold alle für statthaft erklärt, ist es nur der erste, und zwar, weil nach einem allgemeinen Gesetze der Eingang eines Verses die meiste (wie der Ausgang die wenigste) Freiheit gewährt. Mehrere Trochäen in demselben Verse hält Gotthold selbst für allzustörend. — Bei einer unbefangenen Prüfung reduciren sich die von ihm vorgeschlagenen stellvertretenden Füsse auf eine so kleine Zahl brauchbarer, dass in ihnen kein zureichendes Heilmittel jener Monotonie gefunden werden kann.

Trier. H. Viehoff.

Martinus Polonus.

(Fortsetzung.)

Leo.

Leo der erste waz geborn. von Tuscan von sinem vater Quinciano. der besaz den stul. XXI. iar. I. monad. vnd. XXVIII. tage.[1]) Diser sante dem keiser Marciano. vnd sinem wibe die gar schon waz ein episteln in der er im den gelouben ze mal vz leit. Er sante ouch. VIII. episteln zu dem bischof Fabiano von Constantinopel. vnder dem schreib er ouch ein episteln wider Euchiten[2]) von vnsers herren geburt. in der er sinen vngelouben strophet. Diser nach der verwustunge der wandeln. die die stat wusten vnd branten. vnd ernuweten alle die gewiheten vaz mit silber vnd mit golde die zu dem gotes dienst gehorent. Diser leite zu der stillen messe diseu wort Sanctum sacrificium in maculatam hostiam. *Do er an einem Ostertage dem volke gotes lichenam gab Do kam ouch ein frowe fur die daz sacrament enphohen wolde. die kuste ime sin hant nach der gewonheit als da waz. vnd von der kam im ein gelust. der waz so groz von der vnkuscheit. daz er die hant abslug wanne si ein sache waz der geluste. vnd warf si heimelich von ime. vnd darnach daz daz volk in strafte. war vmb er niht messe sunge. Do kam er in so grozze angeste. vnd enpfalhe sich got mit allem flizze. Do kam*

CXV c.

A. B. C. +
C. +
C.

---

[1]) 21 ann. 9 m. 27 d., A. B. C. [2]) l. Eutychen.

vnsèr frowe fur in besihteclich. vnd brahte ime sin hant wider vnd satzte ime die wider an. vnd von dem wunder er niht allein sunder allez volk got lobten. wanne er daz
CXV d. *prediget vor allen luten.* bi der zit machet der babst vnd ouch von des keisers gebot Marcianus daz vierde Concilium ze Calcedonia. in dem waren. hundert. vnd. XXX. byschofe. vnd do wurden verdampnet. Anchises[1]) ein Apt von Constantinopel. vnd discorus sin bischof von alexandria. die sprachen daz daz gotes wort vnd daz fleische ein natur heten. vnd zu dem ander mal wart Nestorides. vnd sin irretum verdampnet. vnd vz gescheiden. daz er sprach. daz an Cristo zwo natur weren vnd ein persone. bi den ziten do kam Tocila[2]) der kunig der wandalen in ytaliam. vnd gewan aquileyam die stat. do er si. III. iar besezzen het vnd slug vnd verbrante waz do waz. vnd dar nach brach er Bern.[3]) Vincencie. Prixie. Pergamum. Meylan. vnd Tycinum. vnd dar vmb daz er niht ze rome keme.
CXVI a. vnd ouch also verwuste. do fur der babst Leo selber zu ime. vnd vant in bi dem pfade.[4]) vnd er warb an ime vil friden vnd heil. niht allein der stat rome. sunder allem ytalischen riche. vnd wundert die heiden alle daz daz kunig Atila[5]) den babst so erlich enpfing wider sin alte gewonheit. wanne er in vnd die Cristen vor hazzet. Do sprach der kunig wider si. daz ich in so geeret hab. vnd sin bet erhoret. daz tet ich dar vmb. wanne vor ime sach ich einen man mit einem grulichen antlizze. der trug ein blozzes swert in siner hant. vnd wolte mich getotet haben vnd het ich in niht gewert aller siner bete. vnd also fur er vz ytalia zehant wider
c. + c. in pannoniam. *Diser heilig babst schreib ein episteln wider fabianum vnd Anchisen. vnd leit die vf sant peters alter. vnd liez si do ligen. XL. tage vnd bat sant peter*
CXVI b. *mit vasten vnd mit gebet. ob iht dar an were ze bezzern an dem glouben. daz er daz bezzert. daz ouch geschach.*

---

[1]) Eutyches, A. B. C. [2]) Attila, A. [3]) Veronam, A. B. C. [4]) circa Padum, A. B. C. [5]) Totila, B. C.

wanne do die. XL. tage vz waren. do vant er die episteln gebezzert an allen stucken nach sinem willen. vnd daz selbe tet ime sant Peter kunt. bi der selben zit waz sant paulinus ein bischof zu der stat Nolana. der gab sich gevangen fur einer wittiben sun. vnd liez sich furen in affricam. von dem sant gregorius schribet in sinem dyalogo.

Hilarius waz geborn von Sardia. von sinem vater Crispino. der besaz den stul. VI. iar. III. monad. X. tage. Diser satzte daz kein bischof einen nach ime mohte gesetzzen. vnd macht bi sant laurencien ein pot.[1]) vnd ein munster. vnd wart ouch aldo begraben. bi den selben ziten als man liset in den hystorien der pricanen.[2]) do richsent in Pricania Archarus[3]) der kunig schuf mit siner milte vnd biderbkeit. daz ime dienen musten Frankrich Flandern Norwegen. Denmarken. vnd ardere[4]) rich vf dem mere. vnd der selbe wart in einem strit totlich wunt vnd fur hindersich in ein Inseln sin wunden ze heilen. dar nach vernamen sin lute niht war er kam.

A. B. + CXVIc

Simplicius waz geborn von Tyburtino von sinem vater Castino. der besaz den stul. XV. iar. I. monad. X. tage.[5]) Diser wihet die kirchen dez heiligen sant stephans bi sant Laurencien munster. vnd bi dem munster sant wibran.[6]) do er selbe ruwet mit vier tusent. vnd. II. hundert. vnd. LXXII. heiligen lichenamen.[7]) on wip vnd on heilige kint. Diser besatzte ouch. ze sant peter vnd zu sant paulus. ie zu der wochen. VII. priester weren vmb die ruwer vnd ze touffen. vnd machet funf gegent in der stat die heizzent regiones. vnd teilt die den priestern. Die ersten region zu sant peter. Die andern zu sant paulus. Die dritten zu sant

CXVId.

---

[1]) balneum. [2]) Britonum, A. B. C. [3]) Arturus, A. B. C. [4]) l. andere. [5]) 7, A. B. C. [6]) stae Bebianae, A. B. C. [7]) 4262, A. B. 4257, C.

laurencien. die IIII. zu sant Johannes. ze lateran. die V. zu vnser frowen der grozzern. vnd besatzte ouch daz kein pfaffe sin newe stur[1]) von einem leyen neme. Diser simplicius wart begraben ze vaticano bi sant peters lichenam. Bie der zit waz in Britania ein wissage genant Merellinus. vnd waz geborn von des kuniges tohter von Sanctimoniali. vnd von einem heimelichen tufel. wanne des kuniges muter. waz tohter demerie.[2]) vnd het sich begeben vnder Munche in sant peters munster zu der stat Carmedia. vnd die sprach daz si niemant bekant het. Do kam eines moles ein man zu

CXVII a. ir. der ir erschein in einer gar schon formen vnd kust si. vnd verswant zehant. vnd dar nach erschein er ir anderweit vnd vmbving si. do von wart si tragent. vnd bi den ziten machet der kunig von Britanie ein grozzen pav. vnd waz man in dem tage gemachet. daz verswant in der naht. vnd dez nam in groz wunder. vnd dez fraget er die zouberer wo von daz geschehe. Do antwurten si daz der bau niht mohte volbraht werden. man menget denne den morter mit eins kindes blut. daz on vater geborn were. vnd do man einen solichen funde in dem kunigriche. Do wart diser Merellus[3]) verruget mit einem reinen kinde. daz mit ime krieget. daz er on vater geborn were. vnd do wart er gevangen. Do machet er die zouberer zu lugener. vnd wiset vnder der erden ein hol daz den pau allen verslant. vnd wart

A.+ also des todes lidig.

CXVII b.

Felix.

Felix der dritte waz geborn von rome. von sinem vater felice einem priester vz der strazze Fasciole. der besaz den stul. VIII. iar. XI. monad. XVII. tage.[4]) Diser machet die kirchen agapiti. Er besatzte die bischofe. daz si die kirchen solten wihen. Er wart ouch

A. B. C.+ begraben in sant peters[5]) munster. Diser besatzte daz

---

1) investituras, A. B. C. 2) Regis de Merciae, B. Demerciae, A. Regis Daemone filia, C. 3) Merlinus, A. 4) 18 d., C. 5) Pauli, A. B. C.

man einem iechlichen der besaget wurde frist solde geben ze antwurten.biz daz er sich bedehte ze antwurten vnd die rihter sullen also sin on allen bosen arckwan.

Gelasius der erste waz geborn von Rome.[1] von sinem vater valerio einem bischof. der besaz den stul. IIII. iar. VIII. monad. vnd. XXVII. tage.[2] Diser machet Collecten.[3] Tractus. vnd ymnos. vnd prophecien.[4] die man tegelich sang. Bi dises ziten wart funden daz hol sant michahels. ouch wart funden. der lichenam sant Barnabe. vnd daz ewangelium mit ime. daz sant Matheus selber geschriben het in Ebraischer zungen. Auch waz bi der zit Auctus[5] bischof ze vienne. der do beschirmet Galliam daz lant von der ketzzerie Arriana.

CXVII c.

A. C. +

Anasta—.

Anastasius der ander waz geborn von rome von sinem vater Fortunato. der besaz den stul. II. iar.[6] XI. monad. vnd. XXIII. tage. vnd do cessirt der stul IX. tage.[7] Diser besatzte daz kein pfaffe sin ampt vnderwege liezze durch zorn oder durch krieg.[8] *Er verpannet den keiser.*[9] *bi den ziten satzten sich vil pfaffen wider den babst. dar vmb daz er heimelich waz Fociuo*[10] *einem dyaken Tessalonitensi der ouch gestunt Actario*[11] *der verdampnet waz von der heiligen kirchen. vnd dar vmb daz er den Actarium wider setzzen wolde. dez er doch niht enmohte. do wart er von gotes rache geplaget. do er zu stule solde gan. do ging ime daz gederme vz dem libe vnd starb iemerlichen.*

C.

CXVII d.

Syma—.

Symachus waz geborn von Sardia. von sinem vater Fortunato. der besaz den stul. XV. iar. VIII.

[1]) natione Apher, A. B. C. [2]) 18, A. B. C. [3]) Orationes, A. B. C. [4]) Praefationem Missae, A. B. C. [5]) Auitus, A. B. C. [6]) 3 ann. 11 m. 22 d., A. B. 1 ann. 11 m. 23 d., C. [7]) 4, C. [8]) rancore, A. B. C. [9]) sc. Anastasium, B. C. [10]) Fontino, B. Fotino, A. [11]) familiaris Acacij, A. B.

monade vnd. XVIII. tage.[1]) Diser besatzte daz man alle suntage. vnd der heiligen hochzit daz Gloria in excelsis sol singen. vnd machet in dem selben sange daz ander nach dem selben worte dez engels. Diser wart gewihet in einem kriege eins tages mit einem hiez Laurencius. Diser Symachus in der kirchen Constantiniana. vnd Laurencius in vnser frowen munster der grozzern. vnd von der sache waz die pfafheit gezweiet. vnd daz volk ouch von dem Senat. do wart ein gerihte dar vber gemachet ze Rauenna. do wart Symachus gewelt vnd bestetiget von der pfaffheit vor dem kunige

CXVIII a. Theodorico. Bi den ziten wart Cleodeneus der kunig von frankrich geteuffet von sant Remigio. vnd der ma-

A. + chet ze Paris ein Munster in der stat in der ere sant

A. B. C. + peters vnd sant paulus. Bi der zit besament der babst

A. B. Symacus ein Concilium. vnd satzte *von siner barmhertzikeit* sant Laurencium den vorgenanten ze byschof ze nucherino. vnd dar nach kurzlicht wart Symacus besatzte[2]) an bosheit an valschen gezugen. vnd wart laurencius heimelich wider gesant. vnd do wart aber ein zweiunge vnder der pfafheit. wanne ein teil gestunden Symacho. vnd die andern laurencio. Do wart ein concilium gemachet von zwein hundert. vnd. XV. byschofen. do entschuldiget sich Symachus von der bosen ansprache. vnd wart mit eren wider gesetzet ze babst. vnd Laurencius wart verdampnet mit den sinen die ime gestunden.

CXVIII b. Hormisda. waz geborn von Campania von der stat Freselon[3]) von sinem vater Justo. der besaz den stul. IX. iar. XVII. tage. Diser versunet die pfafheit. vnd meret die psalmos. vnd versunet die kirchen.[4]) die von dem stul verdampnet waren. von peters wegen von Alexandrina dem byschof. do diser vil almusens armen luten gab. vnd den kirchen vil gezierde verliez.

---

[1]) 15 ann. 7 m. 28 d., A. B. C. [2]) terminatur, A. B. criminatur, C. [3]) Frusinonia civitate, A. B. [4]) l. kriechen. Graecos.

do liez er zu sant peter einen silberin Trom von tusent. XL. pfunden. vnd wart auch aldo begraben.

Johannes.

Johannes der erste waz geborn von Tuscan. von sinem vater Constantino. der besaz den stul. II. iar. IX. monade. vnd. XVI. tage.[1]) do cessirt der stul. V. tage. Bi dises ziten wart frankrich bekeret zu Cristen. Disen sant der kunig Theodoricus in ytalia zu Constantinopel zu dem keiser Justiniano. vnd do er her wider kam. Do verderbt Theodoricus der kunig in vnd sin gesellen in einem kerker. daz rach vnser herre kurtzlich dar nach: wanne Theodoricus der starb. *vnd ein heiliger einsidel sach daz Johannes der babst sin sele in einem furinen hafen stiez*. also starb Johannes ze Rauenna in dem kerker vnd wart sin lichenam zu Rome gefurt. vnd begraben in sant peters munster.

CXVIII c.

B.

A. +

Felix der vierde. waz geborn von Sabina[2]) von sinem vater Constantino. der besaz den stul. IIII. iar. II. monad. XIII. tage. do cessirt der stul. I. monad. XV. tage.[3]) Diser besatzte daz man die sichen an irem tode sol olen. Er pannet auch den patriarchen von constantinopel.

Benedictus der ander[4]) waz geborn von rome von sinem vater Sygesmundo[5]) der besaz den stul. II. iar. XVII. tage.[6]) Der besatzte daz die pfaffen in der kirchen sint gescheiden von den leyen in der messe. er wart begraben in sant peters munster.

CXVIII d.

Johannes der ander. waz geborn von rome. von sinem vater Proiecto von dem berge Celio. der besaz den stul. II. iar. IIII. monade. VI. tage. der

---

[1]) 2 ann. 8 m. 18 d., A. B. C. [2]) Samius, A. B. Sauinus, C. [3]) 1 m. 13 d., A. 1 m. 15 d., B. 5 d., C. [4]) Bonifacius, A. B. C. [5]) Sigmulto, A. B. Figunuldo, C. [6]) 26 d., A. B. C.

verdampnet Archeum[1]) den bischof der Arrianen
A. B. C. + ketzzerie.

A. B. C. Agapitus waz geborn von Rome von dem kirchspel Johannis vnd pauli *von sinem vater Gordiano einem priester*. der besaz den stul. XI. monade[2]) vnde. XVIII. tage. Der besatzte daz man an dem suntage die processio sol behalten. der fur ze Constantinopel zu dem keiser Justiano. vnd starb aldo. vnd wart gefuret gen Rome vnd wart aldo begraben in sant peters Munster.

CXIX a. Siluerius waz geborn von Campania. von sinem vater hormisda einem Romischen bischof. der besaz den stul. IX. monade.[3]) vnd. XI. tage. der wart gesant in daz ellende. von der keiserinne. Theodora. vnd wart erslagen in der Inseln pontia. dar vmb daz er niht wolte widersetzzen anthenum den bischof der verdampnet waz vmb den vngelauben.

virgilius.[4])

Virgilius waz geborn von Rome. von sinem vater Johanne. der besaz den stul. XVII. iar. VI. manade. vnd. XXVI. tage. do cessirt der stul. III. monad. V. tage. bi dises ziten waz Pelisanus[5]) patricius. der lediget rome von den goten. vnd braht zu sant peter ein guldein krutze. daz ime worden waz von den roubenden.[6]) daz er den wandalis nam. daz wag hundert marck goldes. Diser starb in dem ellende. vnd in dem lande Syranensi[7]) Diser ordiniert daz man die messe singen sol. wider der sunnen ufgank. Auch wart CXIX b. er verderbet von der keiserinne Theodora. als si vor A. B. C. + var[8]) Siluerius. Bi den ziten waz in einer stat in dem lande Sycilia[9]) Theophilus ein archidyaken. der gotes vnd siner muter Marie verleugent het. vnd sich dem

---

[1]) Anthemium, A. B. C. [2]) 2 ann. 11 mens. etc., A. B. C. [3]) 1 ann. 5 mens. etc., A. B. C. [4]) Vigilius, A. B. C. [5]) Belisarius, A. B. C. [6]) ex spoliis, A. B. C. [7]) Syracusis, A. B. C. [8]) l. sin vorvar. [9]) Ciliciae, A. B. C.

Tufel ergeben. vnd do sin wille geschach von dem Tufel. do bedahte er sin grozze missetat. vnd kam in sin grozze ruwe mit schrien. vnd weinen. daz ime Maria half daz er genade vmb got erwarb. Bi den ziten wart zu Constantinopel. daz. V. Concilium gesament in dem man Theodoram. vnd alle die ketzzer verdampnet het. die do sprachen daz maria niht got vnd menschen geborn het. sunder einen menschen allein. *Bi den ziten starb ouch remigius der die kirchen ze Remensi. LXXII. iar het verrihtet.*

A. B. C. + / A. B. / C. / A. +

Pelagius. der erste. waz geborn von Rome. von sinem vater Johanne. der besaz den stul. IIII. iar. X. monade. XVIII. tage. *do cessirt der stul. IIII. monade.*[1]) Daz[2]) man die ketzzer mit werltlichem grihte pinigen mohte. *Diser babst wart besaget daz er schuldig were an dem tode des babstes virgilij. do ging er vor allem volke. vnd greif an daz krutze. vnd uf daz ewangelium. vnd entschuldiget sich. Bi disen ziten wart sant Stephans gebein gefurt zu Rome. vnd bi sant Laurencien geleit in ein grab.*

CXIX c. / C. / A. B. + / C.

Jo—.

Johannes der dritte waz geborn von Rome von sinem vater anastasio. der besaz den stul. XII. iar. II. monade.[3]) XXVII. tage. do cessirt der stul. I. monad. vnd. III. tage. Diser machet vnd buwet wider die kirchof der heiligen marterer. Bi disen ziten waz fortunatus ein herlich buchtihter. der kam von ytalia ze Turon. vnd beschreib daz leben sant mertins dez bischofes. ze letste wart er gewihet ze bischof der stat Pictauia. *Johannes der babst volbrahte in der stat daz munster der aposteln sant Philippi vnd Jacobi. vnd wihet si. vnd wart begraben in sant peters munster. Bi disen ziten lebte sant Germanus bischof ze Paris. do der siech*

CXIX d. / A. B. C. + / C.

---

1) 4 m. 25 d.; A. B. 2) sc. Der besatzte etc. 3) 11 m., A. B. C.

lak do hiez er entgegen ime an die Maur mit buchstaben ergraben funf kalende dez Meyen. Do meinet er do bi daz im von gote waz kunt geton daz er danne sterben solde. vnd wart begraben in der kircke ze sant German.

Benedictus der erste. waz geborn von Rome. von sinem vater Bonifacio. der besaz den stul. IIII. iar. einen monad. vnd XVIII. tage. bi den ziten furen die lamparter in ytaliam. vnd machten vil hungers vnd sterbens in dem lande. do vnder der betrubnusse starb der babst Benedictus. vnd wart begraben in sant pe-
A. + ters kirchen.

CXX a. Pelagius der ander. waz geborn von rom. Der besaz den stul. X. iar.[1]) II. monad. vnd. X. tage. do cessirt der stul. VI. monade.[2]) vnd. XXV. tage. Diser wart gewihet on des fursten heizzen. bi den ziten besazzen die Lamparter Rome. vnd taten grozzen schaden in ytalia. bi den ziten waz do so vil regens daz die lute gemeinclich sprachen daz die werlde ab ze gen
A. B. C. + wolde von der sint fluht. vnd wart groz slaht vnd freyse.
C. *vnd die Tyber vz ging von dem regen. do wart der fluz so groz daz er vber die maur ging. vnd verderbet ein groz teil der stat. vnd brahte ein vnzellich menige von vihe vnd von slangen vnd von wurmen. vnd einen grozzen T(r)acken. vnd die Tyer vnd die wurme beliben alle do vmb die mur ligen. vnd do daz wazzer verlief do fulten si. vnd der stanck entreinet die luft. daz so grozzer ster-*
CXX b. *ben wart der lute. also daz vil huser wurden wuste sten in der stat. vnd do von starb ouch der babst Pelagius. vnd wart begraben in sant peters munster.*

C. Gregorius der erste lerer[3]) *waz geborn von rome von sinem vater Gordiano vnd waz neve des babstes*
A. B. C. *Felicis.* der besaz den stul. XIII. iar. VI. monade. X. tage. vnd dar nach cessirt der stul. V. monade.

[1]) 12, A. B. [2]) 6 m. 26 d., C. [3]) Doctor, A. B. C.

vnd. XVI. tage. Diser waz der hoheste lerer der Heiligen schrift. vnd ein suther. Diser machet. XL. Omelyen. vnd betutet daz buch Job. Ezechielem. vnd Dyalogum Pastoralem. Er machet ein munster vz sinem eygen huse. *vnd. VI. munster machet er in Sicilia. in dem namen sant Andres. der heiligen zwelfboten.* Da von wart er billich genant ein yrdisch engel. wanne er uf erden hielt ein himelische leben. Er besatzte in allen kirchen der stat in der vasten. daz man in iegelicher sunderliche den gotes dienst vmb antloz vnd gnade fur allez menschlich kunne. vnd daz die alte irrunge der aptgote iht wider uf stunden. Do hiez er den aptgoten allen die houb(t) vnd die gelider abslahen. vmb daz der vngeloube ze mal vertilget wurde. vnd der Cristen geloube gesterket. Er legte ouch zu der messe. Diesque nostras in pace disponas. *vnd machet vil buch.* vnd hiez ob den houbten der aposteln daz ampt erlich von einem babst oder von den Cardinalen begangen werden. Er machet ouch ein lob vnserm herren mit einer Latin[1]) von siben formen. Wanne in dem ersten kor waz alle die pfafheit. In dem andern die epte mit iren munchen. In dem dritten die eptissin mit iren Nunnen. In dem vierden reine kint die megde waren. In dem funften die leyen. In dem sehsten alle witiben. In dem sibenden alle getouften wip. Diser waz der erste der sich schreib einen kneht der gotes knehte. *vnd wie er an leben vnd an wisheit volkomen were. so het er doch vil lugener nach sinem tode. daz man alle sine buch wolde verbrant haben nie wanne daz petrus sin dyaken bezuget mit sinem eyde. daz er het gesehen den heiligen geist in einer wizzen tuben forme uf sinem houbte. vnd in lerte die Omelien vnd die buch die er schribe vnd daz bezuget er auch mit dem zil sines todes. daz er ime vor seit. vnd do mit beuestent er sine buch offenlich ze lesen.*

A. B. C. — CXX c. — A. B. C. — CXX d. — C. — A.+

Fabianus[2]) besaz den stul. I. iar. V. monde vnd. X. tage.[3]) do cessirt der stul. I. monade. vnd.

---

[1]) Litaniam. [2]) Sabinianus, A. B. C. [3]) 9, A. B. C.

CXXI a. XV. tage.[1]) Diser besatzte daz man leutet die zit der tage in der kirchen. Diser bewert mit vngelimpfen sant Gregorien leben nach sinem tode. vnd allermeist daz er den armen so frilich gab. daz brach er abe daz er den armen niht gab. Do erschein ime sant Gregorius ze drin molen vnd strafte in vmb die schulde. vnd do er sich niht bezzeren wolde. Do kam er zu dem vierden mole. vnd slug in vf sin houbt daz er erwachet vnd ouch starb.

Bonifacius der dritte. waz geborn von rome der besaz den stul. VIII. monade vnd. XXVIII. tage. Diser besatzte daz man wisse[2]) tucher uf den alter A.+ legen solde.

Bonifacius der vierde waz geborn von rome[3]) von sinem vater Johanne einem artzzet. der besaz den stul. VI. iar. VI. monade. vnd. XXII. tage.[4]) do cessirt der stul. VII. monade. vnd. XXV. tage. Diser CXXI b. erwarb von dem keiser Foca. daz sant peters kirche ein houbt were aller kirchen. wanne man vor die kir- A. B. C.+ chen ze Constantinopel schreib die ersten aller kirchen. Er erwarb ouch vmb daz Tempel Pantheon. daz gemachet waz der gottinne Cybiles die ein muter waz aller gote. daz liez er wihen vnser frowen. vnd allen heiligen ze einer kirchen. vnd also besatzte der babst die hochzit aller heiligen zu begen in aller Cristenheit. vnd an dem andern tage. ein gedehtnisse allen selen ze troste. vnd uf aller heiligen tag sol der babst die messe singen. vnd daz volk sol vnsers herren lichenam enphahen an dem wihennahtage.

Deus dedit.

Deus dedit waz geborn von rome. von sinem vater Stephano einem subdyaken. der besaz den stul.

---

[1]) 1 m. 26 d., A. B. 11 m. 21 d., C. [2]) nitidus, A. B. viridus, C. [3]) natione Marsorum, A. B. C. [4]) 6 ann. 8 m. 12 d., A. B. C.

III. iar. vnd. XX. tage. Diser kuste einen Malatschen der wart gesunt von der vzsetzzikeit siner suchte. CXXI c.

Bonifacius der funfte waz geborn von Campania. von der stat Nychopoli.[1]) der besaz den stul. V. iar. XIII. tage. Diser besatzte daz die kirchen diebe in des babstes banne weren. vnd daz die Acoliten niht sullen beruren daz heiligtum der Marterer. der wart begraben zu sant peter.

Honorius.

Honorius der erste waz geborn von Campania von sinem vater petromocorsi. der besaz den stul. XII. iar. XI. monade. XVII. tage. do cessirt der stul. VII. monad. XVIII. tage. Diser besatzte daz man ze sant peter alle tage die Letanien solte lesen. diser besatzte sunderlichen. daz man alle samtztage zu sant peter die Letanien hielt. Diser berihte och die pfafheit selicliche. vnd on die almusen die er tegelichen den armen gab mit milter hant. do zierte er vil kirchen mit silber vnd mit golde. Diser wart begraben zu sant peter. *bi den ziten wart gemartert anastasius ein munch von Persia geborn. vnd do er ein kint waz. do lerte in sin vater die zouberliste. vnd do wart er den cristen gelouben gelert. der lief zu Jerusalem. vnd bat sich teuffen. vnd wart ein Munich. vnd ze letste wart er gevangen von den heiden. vnd mit grozzen pinen getotet. vnd zehant tet ein man sin rock an der wart erlost von dem Tufel. Darnach do der keiser Eraclius persiam gewan do nam er sinen lichnamen. vnd furt in gen Rome. vnd legte in in sant Paulus munster ad Aquas saluias. Ez ziert auch der babst sant peters munster mit silber vnd mit golde. vnd bedahte ez alzemal mit erinen Taueln. Er machet auch die kirchen sant Agneten do si lit. vnd die kirchen sant Pancracien an dem wege Aurelia. vnd die kirchen Quatuor Coronatorum. vnd wart begraben in sant peters munster. nach einem guten leben.*

CXXI d. c. CXXII a.

---

[1]) Neapoli, C.

Seuerinus waz geborn von Rom von sinem vater Abieno. der besaz den stul ein Jar. vnd cessirt der stul. IIII. monade vnd. XXVIII. tage. Diser heilige babst waz milte vnd selig. vnd ein minner der pfaffen. vnd der armen. Er merte daz gut vnd den nutz der kirchen vnd wart begraben zu sant peter.

Johannes der vierde waz geborn von Dalmacia. von sinem vater venancio einem schulmeister. der besaz den stul. I. iar.[1]) IX. monade. XVIII. tage. Diser greif an den schatz der heiligen kirchen. vnd erloste manig tusent menschen von der eygenschaft mit CXXII b. den steten. Dalmacia. vnd hystria. vnd wart begraben in sant peters munster. Diser furt die lichnam Anastasij vnd vincentij. vnd ander marterer von dalmacia vnd hystria. vnd begrub si ze sant Johannes munster bi dem brunnen ze Lateran.

Theodorus.

Theodorus der erste waz geborn von kriechen von sinem vater Theodoro einem byschof von Jerusalem. der besaz den stul. VI. iar. V. manade. VIII. tage. vnd cessirt der stul. III. tage.[2]) Diser besatzte daz man die osterkertzzen segent an dem Osterabent. Diser rihtet daz buch penitencie. Bi disen ziten waz paulus ein bischof ze Constantinopel. nach dem bischof pirro. der niht allein mit siner bosen lere die Cristenheit piniget sunder ouch mit offenlicher vervolgunge. vnd baten der romischen kirchen.[3]) *vnd sant boten wi-* CXXII c. *der dar. vnd gab in die Ewangelia geschriben an einem* c. *buche mit guldinen buchstaben vnd mit edelm gesteine durchzieret daz er sant Peter sant. Diser machet einen Munch von kriechen genant Theodoricus. von grozzer kunst wart er ze bischof ze Catuanensi in engellant. Diser Theodorus*

---

[1]) 7, A. [2]) 52, A. B. C. [3]) Die Päpste Martinus, Eugenius und Vitalianus in A. B. C. werden übersprungen, wo das Folgende zu Vitalianus gehört.

machet ein buch der penitencie. vnd vnderschiet daz mit schoner ordenunge. von dem buche man vil hat ze sagen in dem geistlichen rehte.

Deodatus. waz geborn von Rome von sinem vater Jobiano. der besaz den stul. IIII. monade. vnd. XV. tage.[1] *Diser waz so milte. daz er alle lute die zu ime komen durch bete trost. vnd mit freuden liez. Bi daz ziten waz der lichnam sant benedicten gefurt von dem berge Cassina in ein erlich Closter in dem bystum Aurelianense. vnd ouch den lichnam Scolastice. Diser wart begraben zu sant peter.* C. CXXII a. A.+

Bonus[2]) waz geborn von rome von sinem vater Mauricio. der besaz den stul. III. iar. V. monade. X. tage.[3]) do cessirt der stul. II. monade. IIII. tage.[4]) Diser zierte die stat vor sant peters munster daz do heisset daz Paradise. der wart ouch zu sant peter begraben.

Bonifacius der sehste waz geborn von Rome. der besaz den stul. IIII. iar. II. monade. vnd. VI. tage. diser machet die stat daz do heizzet daz paradyse. A. B. C.

Agatho waz geborn von Sycilie. der besaz den stul. II. iar. VI. monade. vnd. III. tage. do cessirt der stul. I. iar. VII. monade. und. XV. tage. Do diser einen malatschen kuste. do wart er zu hant reine. Bi disen ziten wart die stat Rauenne vnd die kirchen gehorsam der Romischen kirchen. die sich vor lange wider gesetzzet het. A. B.+

Leo.

Leo der ander waz geborn von Sycilia von sinem vater Paulo. der besaz den stul. X. monade.[5]) XVII. tage. Diser besatzte daz petz[6]) ze geben in CXXIII a.

---

[1]) 4 ann. 2 mens. 5 dies, A. B. C. [2]) Donnus, A. B. Donus, C. [3]) 3 ann. 6 m. 10 d., A. B. 1 ann. 5 m. 10 d., C. [4]) 15 d., A. B. C. [5]) 3 ann. etc., A. B. [6]) Pacem, A. B. C.

der kirchen in alle der Cristenheit den geleubigen. nach dem Agnus dei. Er waz gespreche vnd wol geleret in der heiligen schrift. in kriechischer zungen vnd in Latin. vnd waz sorgsam zu der furderunge vnd helfe. niht allein der armen. sunder mit dem leyde.[1] Bi disen ziten von gotes ordenunge vnd von siner arbeit. vnd ouch von des keisers gebot. vnd do gab sich die kirche von Rauenna vnder den gewalt dez Romischen stules. die ime vor vngehorsam gewesen waz. nach der alten gewonheit. wenne ein ertzbyschof sturbe. daz sich der nach ime bischof wurde ze Rome liez wihen mit dem Pallio. vnd machet ouch daz kein ertzbyschof sin

CXXIII b. pallium niht vmd die kirchen kouffen sol. noch kein ampt sol man do verkouffen. sunder durch got geben. Diser wart begraben in der kirchen sant peters. *vnd*

A. B. *sin hochzit leget man in dem monen Julio.*

Benedictus der ander waz geborn von Rome von sinem vater Johanne. der besaz den stul. X. monad.[2]) vnd. XII. tage. vnd do cessirt der stul. II.

A. B. C. monade. vnd. XV. tage. *Des tag beget man in dem*

C. *monade Julio. Wanne er sinen namen wol gelich tet mit einem heiligen leben. der machet wider vil kirchen in der stat vnd wart begraben ze sant peter.*

Johannes der funfte. waz geborn von Syria. vz der stat Anthyochia. von sinem vater Habundio. der besaz den stul ein iar. vnd. X. tage. do cessirt der stul zwen tage.

Zeno[3]) waz geborn von Rome von dem berge Celio. von sinem vater benedicto. der besaz den stul.

CXXIII c. II. iar. vnd. XI. monade.[4]) Do cessirt der stul. I.

C. monade. vnd. XVIII. tage. *Der was eines heiligen le-*

A. + *bens. vnd wart begraben ze sant Peter.*

---

[1]) studii labore sollicitus. [2]) 2 ann. etc., A. B. [3]) Conon, A. B. Cono, C. [4]) 2 ann. 11 m. 9 d., A. B. 11 m. 9 d., C.

Sergius der erste. waz geborn von syria. vz dem kunigriche Anthyochia. von sinem vater Tyberio. der besaz den stul. IX. iar. VIII. monade. vnd. III. tage vnd. XX. tage.[1]) Der besazte daz man da agnus dei zu drin molen sunge in der messe. Diser vant von gotes offennunge in der Gerkamern. sant peters. an einer heimelichen stat ein silberin kapsen. der so alt waz. daz man kume kunde geprufen. daz er silberin waz. dar vf waz ein Ingesigel gedrucket. Do er den vf gebrach. . do vant er ein krutze gezieret von edelm gesteine. vnd dar innen waz ein groz stucke dez heiligen kreuczes. Er furte ouch von gotes manunge den heiligen lichnam dez babstes leonis dez ersten ze witenburg.[2]) Bi den ziten wart sant kylian mit sinen gesellen gemartert. diser babst sergius wart begraben ze sant Peter.

CXXIIIc.

A. +

Leo.

Leo der dritte. waz geborn von Rome. von sinem vater Nycolao einem dyaken. der besaz den stul zwei iar. vnd. XI. manad. Diser wart babst gemachet von Patricio dem Romer. *bi den ziten waz sant Lampreht der byschof dar vmb daz der strafte den kunik pippein der kunig Karlen vater waz. der ein ander wip minnet fur sin elich wip. Dar vmb erslug in des vnelichen wibes bruder. Die do genant vnd si hiez Alpaida ze Leodio. vnd sin lichnam ze Traięcto gefurt wart. vnd wart do begraben. vnd darnach wart er gefurt ze Leodiense in daz bistum. Diser Leo ist niht geschriben in den Romischen kroniken in dem buche der bebste. lihte dar vmb daz er mit vnrehte babst wart. vnd dar vmb mit in. vnd auch in dem decreto darnach komend Leo heizzet der dritte.*

C.

CXXIIIIa.

Johannes.

Johannes der sehste waz geborn von Criechen. von sinem vater Patrono der besaz den stul. III. iar.

---

[1]) 23 d., A. B. C. [2]) Virzenburg, A. B. Visemburch, C.

II. monad.[1]) vnd do cessirt der stul. I. monad. vnd. XXI. tage.[2]) Diser wart gemartert. vnd begraben in der kirchen sant Sebastiani ad Cathecumbos.

Johannes.

Johannes der. VII. waz geborn von Rome von sinem vater Gregorio. Der besaz den stul. III. iar. VII. monde. vnd. XXVII. tage.[3]) do cessirt der stul. c. IX. monade. *Diser waz wol geleret in der kunst vnd wol gespreche. Diser machet ein Cappeln in sant peters munster in vnser frowen ere. die wende machte er mit kostlichem werke. Vnd da vor dem alter wart er begraben.*

Sysinius waz geborn von Rome. von sinem vater CXXIIII b. Cresimundo. der besaz den stul. XX. tage. vnd do cessirt der stul. VI. monade.[4]) Bi dez ziten waz groz kriek.

Const.

Constantinus der erste waz geborn von Syria. von sinem vater Johanne. der besaz den stul. VII. iar. XV. tage. vnd cessirt der stul. XL. tage. Diser wart begraben in vaticano bi sant peter. disen hiez der keiser Justianus zu ime gen Constantinopel komen. Vnd enpfing in erlich. vnd bat in daz er an dem Suntage messe sunge in sant Sophien munster vnd enpfing alda vnsers herren lichenam von sinen handen. vnd leget sin antlitze uf die erden vnd bat got fur sin sunde. vnd ernuwet da alle die Priuilegia. der romischen kirchen. Diser kundet ouch den keiser philippum ze panne dar c. vmb daz er der heiligen bilde hiez ab tilgen. *vnder di-* CXXIIII c. *sem babst gaben die zwen kunige von Engellant Herek*[5]) *vnd Oppha ze rome sich zu Munich. vnd got ze dienen. vnd endeten ir leben mit einem seligen ende. Diser babst wart begraben zu sant Peter.*

---

[1]) 3 ann. 2 m. 28 d., A. B. C. [2]) 19 d., A. B. C. [3]) 17 d., A. B. C. [4]) 2 m., C. [5]) Choeret, A. B.

Gregorius.

Gregorius der ander waz geborn von Syria von sinem vater Johanne. der besas den stul. XVI. iar. VIII. monade. XX. tage. Diser satzte in aller Cristenheit den Donrestag ze vasten. vnd daz ampt der messe begen daz vor niht geschach. Bi den ziten waz der bischof Bonifacius der daz volk in Tutschem lande bekert zu Cristo. Bi den ziten waz Petronax ein burger von Brixia. der machte von der bete Gregorij des babstes. vnd von der gotlichen manunge wider daz Closter sant Benedicten. bi der burg Cassino. daz do vor mer danne hundert iar die Lamparter heten zerstoret. Bi den ziten kam sant Egydius in Provantz CXXIIII d der von kriechen geborn waz. Diser Gregorius wihet den vorgenanten bonifacium ze byschof. do er kam zu Britania vnd hiez in daz gotes wort predigen in Germania. vnd bekerte die lute zu Cristen gelouben. vnd dar nach wart er ein ertzbischof ze Mentz. vnd dar nach wart er gemartert ze Frisen. do er da prediget. vnd wart darnach gefuret gen Folde in daz Closter daz er gebuwen het. Do der keiser Leo die bilde ze Constantinopel abtilget vnser frowen. vnd der heiligen. Do gebot er disem babste daz selbe tun. daz widersprach er niht allein. sunder tet er ouch den keiser ze banne. *Bi den ziten waz Karolus der grozze kunig von* c. *francktrich. der betwank die sahssen. vnd fur vber rin vnd betwank die tutschen lute Swaben vnd Peyer biz vf die Tunauwe vnd betwanck auch die friesen. vnd Burgundiam* CXXV a. *vnd gesiget auch an den heyden vber mere. vnd kam auch in Prouantz mit den sinen vnd wustet daz alzemal. Gregorius der babst der gab den pfaffen vnd den kirchen daz gut der heiligen kirchen vnd wart begraben zu sant peter.*

Gregorius der dritte. waz geborn von rom von sinem vater Marcello. der besaz den stul. X. iar.[1]) VIII. monen. vnd. XXIIII. tage. Do cessirt der stul.

---

[1]) 9 ann. etc., A. B.

IX. tage. Diser machet die wort in der stille.[1]) Vt quorum sollempnitas hodie inconspectu maiestatis tue celebratur domine deus noster in toto orbe terrarum. vnd machet daz sich alles ytalia satzte wider den keiser Leonem den ketzzer. vmb daz er die bilde verbrant
A. B. C.+ vnd tilget. Do diser Gregorius sach. daz der keiser
CXXVb. Leo niht ab wolde lazzen von der vertilgunge der bilde vnser frowen vnd der heiligen. Do machet er daz Rome. ytalia. vnd hyspania.[2]) sich zugen alzemal vz sinem gebot. vnd verbot ime sin reht zegeben. vnd machet ze Rome ein Concilium von Tusent byschofen. vnd vestent vnd bestetiget. die ere vnd die wirdikeit der heiligen bilde. vnd verpannet mit dem grozzen panne
C. alle die die bilde versmeheten. *Do Roma besessen waz von Alebrando dem kunige von Lamparten. do sant mit schiffen diser babst zu dem kunige karulo pippini vater. vnd bat in daz er ze hilfe keme der Romischen kirchen. Er machet auch ein ertzbistum ze vienne.*[3]) *daz in zwein iaren alles gar gebuwen wart.*

Zach.

Zacharias. waz geborn von kriechen. von sinem vater Politronio. der besaz den stul. X. iar. II. mo-
CXXVc. nade. vnd. XV. tage. Der machte die dyaloga von kriechische in latin. vnd machte den kunig von frankrich pippini bruder zu einem pfaffen. vnd sante in in daz Munster Cassinense. daz er do ein Munch wurde. vnd er den kirchen ouch vil gutes gab. mit handvesten dez stules ze Rome. von dises babstes lere verlie der kunk Eraclis von Lamparten die werlte. mit wip vnd mit kinden. vnd wart ein munch. vnd ze disem babste komen die Munche ze Cassiensi zu rome. vnd namen mit in karolum.[4]) vnd baten den babst daz er briefe dem kunige von Frankrick pippino sand daz er sant Benedictus lichnam in ir Closter wider gebe. dem die

---

[1]) in Secreta. [2]) Hesperiam, A. B. C. [3]) Biennae, A. Viennae, B. [4]) Carolomanno, A. B. C.

Munche von Floriacensi die in billichen[1]) heten. do daz mit botschaft geworben wart. do weinten vnd vasten die Munche mit irem gebet gen gote. vnd die boten die den lichnam Benedicti von danne solten furen die wurden blint. vnd bleib aldo. *Also waz der babst zacharias geziert mit allen tugenden. vnd starb vnd wart begraben in sant peters munster. Bi disen ziten wart der lichnam sant Marien magdalenen ze versiliaco braht von dem grefen Gerhardo von Purgundia. wie doch etlich schriben daz si lige ze Epheseo. vnd die andern sprechen si lige in einer Inseln sant Cristinen ze ytalia. Diser babst nam in der kirchen ze Lateran den lichnam sant Georien dez marterers. vnd brahte in mit grozzer wirdikeit. vnd brahte in ze dem guldenin vmbhange in die kirchen sines namen.* CXXV d. c. A.+

Stephanus der ander waz geborn von rome. von sinem vater Constantino. der besaz den stul. V. Jar. vnd. XXVIII. tage.[2]) do cessirt der stul einen monad. vnd. V. tage.[3]) Diser fur ze frankriche. vnd machet pippinum ze kunige vmb die irrsal. die der kunig Asculpus von lamparten dem stul vnd der stat tet ze rome. vnd do er kunig Pippin het gemacht ze franckrich. vnd do fur er engegen Asculpo bi dem malen nahen. vnd stunt von sinem pherde vnd furt in bi dem zoume gevangen. vnd braht in heim in sinen palast. *An der iarzal vnsers herren. LII.* in dem Jungesten iar dises babstes. Do braht er daz romische rich von kriechen vz irem gewalte in der Teutschen gewalt in der Personen dez grozzen Herren karolen. der noch do in sinen Jungen tagen waz. von des wandelunge man vindet in dem decretal vil von ime ze sagen. CXXVI a. A. B. C. A.+

Paulus waz geborn von rome. von sinem vater Constantino. vz der gegent vielate. der besaz den stul. X. iar. vnd. I. monen. Do cessirt der stul. I. iar.

---

[1]) furtive, A. B. furtim, C. [2]) 5 ann. 1 m. 28 d., A. B. [3]) 10 d., A. B.

CXXVI b. vnd. I. monen. Diser besatzte daz gotliche ampt in der vasten der. XL. tage zu begen vor sexte zit. Diser erhub den lichnam der Juncfrowen sant petronellen sant peters tohter mit dem Tytulo den sant peter ir schreib. der also waz. siner aller liebsten petronellen der guldenin. vnd leit si in einen kostlichen sarg. c. *Diser waz milte vnd barmhertzig. vnd tet nieman vbel wider vbel. Er ging ouch des nahtes mit lutzzel dienern zu den Cellen der siechen. vnd der armen. vnd der gevangen. vnd schuf in ir notdurft. Vnd auch tet er sin helfe. wittiben vnd weisen. vnd do diser babst wonte bi sant paulo fur die hitzze des sumers. do starb (er) ouch alda. vnd wart do begraben. vnd dar nach wart er von sinen romern erlich gefurt zu sant peter. bi den zit n lebte sant Gangolfus in burgundia. der koufte einen brunnen in franckrich vnd tet zu Burgundia sin vzgang. Do der* CXXVI c. *sin wip begab vmb daz si ander man nam. Do stach irre manne einer in zu tode. der ein pfaffe waz. vnd do er erslagen waz. do tet er grozze zeichen. Do sprach daz wip tut min man Gangolfus zeichen. so singet min ars*[1]) *daz ouch. ze hant geschach. wanne als dicke si sprach ein wort so sang ir der ars.*

Constantinus.

Constantinus der ander waz geborn von Rome. vnd besaz den stul. I. iar.[2]) Diser wart Hailingen[3]) vz einem leyen ze babst. daz ein groz schande waz der heiligen kirchen. vnd von dem hazze der geleubigen von der heiligen kirchen wart er geschant vnd wurden ime die ougen vz gestochen. wanne er mit vnreht an daz babstampt kam.

Stephanus.

Stephanus der dritte waz geborn von Sycilia von sinem vater Olyuo. der besaz den stul. III. iar.

---

[1]) anus, A. B. [2]) 2 ann. 1 m., A. B. 1 ann. 1 m., C. [3]) subito, A. B. C.

V. mönade. vnd. XXVIII. tage. do cessirt der stul. CXXVI d.
VIII. tage.[1]) Diser wart begraben bj vaticano in sant peters munster. Diser berufte ein Concilium. von ytalia vnd Gallia gen Rome. vnd satzte alle dink die Constantinus gesatzt vnd geordent het. on den touf. vnd on den Cresmen. vnd alle die von ime gewihent waren die degradiert er. A. +

adrianus.

Adrianus der erste waz geborn von Rome von sinem vater Theodoro. von der strazze violata. der besaz den stul. XXIII. iar.[2]) vnd. X. monade. vnd XVIII. tage. do cessirt der stul. III. tage. Diser bat den kunig karlen pippini sun. daz er keme vnd besezze die Lamparten ze papia. vnd vink iren kunig Desiderium. vnd sin wip. vnd furte si gevangen gen franckriche. vnd kam do wider ze Rome. vnd gab sant peter wider allez daz sin vater Pyppinus im vor gegeben het. CXXVII a. vnd gap sant peter wider allez daz hertzogentum ze Spolet. vnd von bonivento. vnd dar vmb wart er houbtman der stat zu rom. Diser adrianus machet wider Anastasium genant ad aquas saluias daz verbrant waz. Diser puwet auch die Turne. vnd die Maur der stat ze rome. Er gab auch sant peter die grozzen ereinen A. B. C. + porten. vnd den andern synodum hielt der selbe babst Adrianus ze rome. von dem kunige karulo. mit hundert. vnd mit. LIIII. bischofen vnd vil ander Epte. vnd prelaten in dem der babst Adrianus vnd daz Concilium gemeinlich dem kunige karlen gaben gewalt einen babst ze kiesen. vnd den stul ze Ordenne. vnd daz die ertzbischofe alle ir bestetigunge solten enphahen von ime. vnd wer daz widerspreche daz er ze banne were. vnd in ir gut nemen si wolten ime danne gehorsam sin. CXXVII b. vnd waz die Lamparten den Romern vor der zit genumen heten. daz gab in der kunik karle allez wider. vnd do verging daz kunkriche der Lamparter. do ka-

[1]) 9, C. [2]) 24 etc., C.

rolus gewaltig wart vber allez ytaliam. Bi den ziten lebt Albinus. der auch hiez Alcinus. der Karolus meister waz. Diser Alcinus. waz geborn von engellant. vnd waz ein groz meister von sinnen vnd kunsten. vnd waz auch volkomen an erbern leben. vnd von dem het karolus gelernet die siben kunste. vnd der leit daz studium zu paris. daz die romer von kriechen heten geleit

A.+ gen rome. *vnd karolus machte in zu einem apte zu Tu-*
c. *rin*[1]) *zu sant Mertin. vnd die Munche die do waren heten vergezzen ir alten geistlichèit. vnd trugen syden kleider. vnd vergulte schuhe. vnd lebten vnkuschlich. vnd dar vmb sach ein munch daz zwen engel gingen uf den Tornenter*[2])

CXXVII c. *vnd die Munche alle ertoten. on den allein der die engel sach. der erbat kume die engel. daz si in niht toten. sunder daz si in sin sunde liezzen ruwen vnd buzzen. Dises Closters apte wart Alcuinus dar nach. vnd ein wiser aller Cristenheit. vnd starb in einem heiligen leben. Diser heilige babst wider buwet kirchen beide innewendig der maur der stat vnd vzwendig. vnd machte der maur stat wider die gebrochen woren biz vf den grunt. Diser machet ouch ein samenunge von Munchen in sant Stephans Munster bi sant peter mit drin kirchen. die sant Gregorius der dritte*

A.+ *besatzte hete. Diser wart begraben bi sant peters munster.*

Leo der viert waz geborn von rome. von sinem vater Asculpho. der besaz den stul. XX. iar. V. mona.

CXXVII d. vnd. XVI. tage. do cessirt der stul. III. tage. Do diser solde varen an sant Marcus tage ze sant peter mit der Letanie die er gemachet het. vnd besatzte vor der uffart vnsers.[3]) do wart er gevangen vnd geblendet vnd wart ime die zunge vz gesniten. Vnd der gewaltige got vnser herre Jhesus Cristus. gab ime gesihte vnd sprach wider. vnd darnach fur er zu dem kunige Karulo von frankriche. vnd prahte den mit ime gen rome. vnd der rach in an sinen veinden. wanne er sich vor karulo entschuldiget. der dinge der man in zech.

---

[1]) Turonensis, A. B. [2]) dormitorium, A. B. [3]) sc. herren.

vnd der selbe karolus. wart do von ime gekronet ze Romischem keiser. Diser Leo machet daz furbrucke sant peters. daz noch heisset die stat Leonina. *vnd ein Maur dar vmbe. fur den Inlauf der heiden. Diser Leo starb vnd wart begraben zu sant Peter.* c.

Stephanus der vierde besaz den stul. III. iar[1]) vnd. VII. monen. do cessirt der stul. XVIII. tage.[2]) Diser waz geborn von rome. von sinem vater Julio. vnd wart begraben in sant peters Munster. Diser fur ingallias. vnde wart erlich enphangen. von dem keiser Ludewico. vnd loste vil gevangener lute. vnde fur wider ze Rome. CXXVIII a.

Pasca.

Paschalis waz geborn von rome. von sinem vater Martino der besaz den stul. VII. iar.[3]) XVII. tage. Do cessirt der stul. XVIII. tage. der grub vz mit siner hant den lichnam sant Cecilie. die ime erschein. vnd in daz hiez. vnd die lichnam sant Tyburcij vnd valeriani. vnd den lichnam sant vrbani des babstes vz dem kirchof do si begraben logen. vnd furte si an die stat in sant cecilien kirchen. vnd si lit da mit grozzen eren. *Diser machet vor dem zu gange sant peters bi dem turen erein alter. vnd leit dar in den lichnamen sant Syxten dez ersten. Er puwet auch wider die kirchen sant praxedis der Juncfrowen. vnd machet ein samenunge do von kriechischen munchen. vnd sament alvmb in den kirchofen. wol zwei tusent lichnamen der heiligen vnd leit die dar in das Munster.* c. CXXVIII b.

Evgenius der ander. waz geborn von Rome. der besaz den stul. III. iar. vnd. II. monade. vnd sin vater Bouomundus. vnd wart gemachet babst von den leyen. vnd wart gemartert. vnd begraben in vaticano. *Diser waz von erst ein priester cardinal. der kirchen sant* c.

---

[1]) fehlt bei A. B. C. [2]) 28, C. [3]) 8 ann. etc., A. B.

Sabinen. vnd ziert die selben kirchen. mit silberinnen gesmeltz gar schon vnd gar erlich.

Valentinus der erste. waz geborn von rome. Der besaz den stul. XL. tage. do cessiert der stul. XVIII. tage.[1])

Gregorius der dritte.[2]) waz geborn von Rome CXXVIII c. von sinem vater Johanne. der besaz den stul. XVIII. iar.[3]) Der brach sant Mertins kirchin an dem berge. vnd machet si wider von nuwem fullemunt. Diser besatzte mit dem rate des keisers ludewiges. vnd aller byschof. die hochzit aller heiligen ze begen in den kalenden dez Monen nouembris in Teutschen landen. vnd in frankrich. daz auch die Romer vor begingen von dem gebot des babstes Bonifacien. Bi disen ziten geschach den Cristen grozz betrupnisse. wanne etliche bosewihte waren ze Rome die santen zu dem Soldan von Babylon. daz er keme ze Rome. vnd ytaliam besezze. vnd do kam ein so grozze menige von heyden zu den porten in zu hundert Cellen genant. daz si daz ertrich bedakten. vnd gewunnen Rome vnd die stat Leoninam. vnd sant peters Munster wart beroubet al- CXXVIII d. zemal. vnd allez Tuscan wart verwustet. ze letste bat Gregorius der babst den Marckgrafen Gwiden. der kam mit den Lampartern. vnd do kam ouch Ludewicus mit den walhen vnd mit grozzem schaden der Cristen wurden die heiden veriaget. Auch verwusten die heiden bi den selben ziten. Pulle. vnd Sicilie. *Diser heilige* c. *babst. nam die lichenam der heiligen sant Sebastiani vnd valeriani. vnd Tyburcij. vz den kirchofen do si vor lagen. vnd furte si in sant peters Munster. vnd kirchen. vnd teilte die altar in sant Gregorien Cappeln. vnd leit si da. als man noch wol sihet. Er erhub ouch den lichnam sant Gregorien von der stat do er vor lag. vnd leit in vnder sinen alter. vnd noch vil guter werk die er beging. do* A.+ *starb er vnd wart begraben zu sant peter.*

---

[1]) 3 d., A. B. C. [2]) quartus, A. B. C. [3]) 16 ann., A. B. C.

Sergius der ander waz ge-

Hier ist im Manuscript Fol. 129 herausgerissen, und fehlen demnach die Geschichten von Sergius II., Leo V., von Johannes, welcher die berüchtigte Johanna Papissa gewesen sein soll, und von Benedict III. nach A. und B., und fährt erst wieder mit Nicolaus I. fort. Im Vergleich des Raumes im Manuscripte mit dem Druck A. muss auch in ersterem die Geschichte der Päpstin Johanna auf dem verlornen Blatte mit enthalten gewesen sein. C. hat statt des Johannes die Anmerkung des Herausgebers: „Candide Lector, ne mireris hoc loco praetermitti Joannem, quem vocant octavum, Faeminam ortam, ut fabulantur, Moguntiae. Non erasimus e Codice nostro, ut fortassis criminaberis: verum candide ea quae scripta invenimus, edimus. Nihil plane addidimus, nihil etiam subtraximus, solum demptis erroribus manifestissimis Librarii manu commissis, quos fidelites, ubi visum fuit, sustulimus.“ — In A. und B lautet die berühmte Stelle: „Hic, ut asseritur, foemina fuit. Et quum in puellari aetate, a quodam suo amasio, in habitu virili, Athenis ductà fuit: in diversis scientiis ita profecit, ut nullus sibi par inveniretur. adeo ut post Romae trivium legens magnos magistros discipulos et auditores haberet. Et quum in Urbe vita et scientia magnae opinionis esset, in Papam concorditer eligitur. Sed in papatu per suum familiarem impregnatur. Verum tempus partus ignorans, quum de Sancto Petro in Lateranum tenderet, angustiata, inter Coliseum et Sancti Clementis ecclesiam peperit. Et postea mortua ibidem (ut dicitur) sepulta fuit. Et propterea quod dominus papa eandem viam semper obliquat, creditur omnino e quibusdam, quod ob detestationem facti hoc faciat. Nec ideo ponitur in catalogo sanctorum Pontificum, tam propter muliebris sexus, quam propter deformitatem facti.“

CXXXa. sinem vater Theodoro. der besaz den stul. IX. iar. II. monade vnd. XX. tage. Diser waz so ein heilig man. daz nach dem grozzen Gregorien uf dem stule sin geliche nie gesehen wart. Des wihunge der keiser Ludewick mit siner gegenwertikeit pflack. vnd bestetiget in. Bi dez ziten kam ze koln ein gewiter von hymel also groz daz die lute fluhen in sant peters Munster. vnd mit dem weter kam ein blitzzen schoz geschaffen als ein furin Tracke. vnd spielt daz Munster vnd slug dar inne. III. menschen ze tode. vnd. VI. bliben da c. ligent fur tot. *Bi den ziten lebte sant Cyrillus. der ein apostolus waz. vnd ein lerer der Slauen. Der furt den lichnam sant Clementis zu Rome in daz Munster. der da gewihet wart. den er nam in der Inseln Crisona. do er in daz Mer geworfen wart. Auch wart der selbe Cyrillus* CXXXb. *zu sant Clementen in sin munster geleit. vnd der babst Nicolaus wart begraben in sant peters munster. Do er* A.+ *groz zeichen tet.*

A. B. C. *Paulus besaz den stul. II. iar. vnd. II. monen. vnder Ludewige dem keiser. an dem iar vnsers herren. VIII. hundert vnd. LXXII. iar.*

Adrianus.

Adrianus der ander waz geborn von rome. von sinem vater Talacio[1]) einem bischofe. der besaz den stul. V. iar. zu disem kam der keiser Lotharius den der babst zu banne het getan. daz er in vntschuldiget. vnd also hiez er den keiser mit sinen fursten fur sich gen. vnd vnsern herren von im enphing ze einem vrkunde siner vnschulde. vnd wanne si dez sacramentes vnwirdig waren. do sturben si alle in dem selben iar. vnd vf dem wege. do der kunk wider wolte riten ze placencie. do starb er ouch.

Johannnes der. VIII. besaz den stul. X. iar. CXXXc vnd. II. tage.[2]) Der wihete karolum den kunk Lude-

[1]) Carolo, A. B. Thalaro, C. [2]) 12, A. B.

wiges sun ze keiser. ze disem Johanne schreib ein dyaken hiez auch Johannes von rome in vier buchelin daz leben des babstes Gregorij. dez ersten. diser leit vil freuels von den romern. wanne si in gevangen hielten. dar vmb daz er niht gestan wolte dem kunige karulo do er zu franckrich waz. wanne er wol ein iar wonte mit einem hiez Ludowicus Balbus. der Karolus widersache waz. *Diser gab och dem ertzbischof angesio. von Senense sant Gregorien houbet. vnd den arm sant leonis dez babst s. vnd daz groz heiligtum leit er mit grozzer wirde ze Senone in sant peters Munster. vnder disem babste wart daz. V. Concilium ze Constantinopel. mit drin hundert. vnd mit. LXX. bischofen. vnder den die besten waren an wirdikeit. peter ein Cardinal. vnd paulus ein bischof von Anthyoch. vnd Eugenius bischof zu hostiensi.* A. B. C. + c. CXXX d. A. +

Martinus der ander besaz den stul. I. iar. V. monade. do cessirt der stul. zwen tage.

Adrianus der dritte waz geborn von Rome von sinem vater Benedicto. der besaz den stul. III. monad. vnd. I. iar.[1]) *Diser besatzte daz der keiser sich niht solde an nemen der welunge der bebste.* c.

Stephanus der. V. waz geborn von rome. von sinem vater Adriano von dem breiten wege. der besaz den stul. VI. iar. IX. tage. Do cessirt der stul. V. tage. *Bi dises ziten komen die Normanni. vnd namen die Dacos zu in. vnd wusten nahent alles ytaliam mit raub vnd mit brande. vnd von irre vorhte wart sant Marcus lichenam geflohet von Turon ze Ancissidorium. vnd wart do geleit in die kirchen sant Germani. do wurden die munche vmb daz opfer kriegen. Vnd die zeichen die do geschahen die schriben si von iren heiligen vnd niht sant Mertin. vnd zu einem versuchen der underscheidunge* c. CXXXI a.

---

1) 2 ann., A. B.

der. zeichen. Do wart nu sant Mertin zu einer andern siten geleit. do wart er auch da gesunt. vnd waz niht darvmb daz ez sant Germanus niht vermohte. sunder daz er dem gaste sant mertin die ere liez.

Formosus ein bischof von portinensi. Der besaz den stul. V. iar. vnd. VI. monade. Do cessirt der stul. II. tage. Diser waz do vor e. er babst wurde geflohen von sinem bistum portuensi. von vorhte des babstes Johannis. der da waz. vnd dar nach do er besant wart. do wolde er niht wider komen. do tet in der babst ze banne. vnd darnach kam er in Galliam zu dem babste. do wart er degradiert vnd entwihet zu einem leyen. vnd dar vber swur er weder uf daz bis-
CXXXI b tum noch zu Rome wider niemer ze komen. vnd dar nach do Johannes gestarb. vnd Marcius[1]) babst wart. der satzte in wider uf daz bistum. wider den eyt den er gesworn het. vnd kam ouch niht allein wider ze Rome. sunder er wart auch romischer bischof. dar vmb grozze irrunge wart als hie nach geschriben stet.

Bonifacius der. VI. waz. XV. tage babst. Diser waz geborn von Tuscan vz dem lande.

Stephanus der. VI. waz geborn von rome. der besaz den stul. I. iar. Darnach cessirt der stul. III. iar.[2]) Diser waz ze Aganine bischof gewihet von dem babste Formoso. vnd volget ime nach. vnd bestetiget alle sin wihunge. Man liset ouch do formosus gestarb. do wart sin lichnam gesatzt in ein Concilium. vnd wart ime babstlich kleit vz gezogen. vnd wart ime linin gewant angetan. vnd tet im do. II. vinger ab slahen ab
CXXXI c. siner rehten hant. vnd in die Tyber wurfen.

Romanus waz geborn von rome. der besaz den
A. B. + stul. III. monade vnd. XXII. tage.

---

[1]) Martinus, A. B. C. [2]) diebus, A. B. C.

The.

Theodorus der ander waz geborn von rome. der besaz den stul. XX. tage. *Der bestetiget wider den babst stephanum alle die wihungen die formosus het getan.* A. B.

Johannes der. IX. waz geborn von rome. der besaz den stul. II. iar. vnd. XV. tage.[1]) Diser machte sich ze striten wider die romer. vnd besatzte ein Concilium ze Rauenna in dem er bestetiget die wihunge des babstes formosi. vnd wider rufte do den send vnd daz Concilium. daz der babst Stephanus wider Formosum gemachet het.

Benedictus der. IIII. waz geborn von rome. Der besaz den stul. III. iar.[2]) II. monade. vnd do cessirt der stul sehs tage.

Leo der. VI.

Leo der. VI. besaz den stul. XL. tage. vnd nach den XL. tagen. ving in ein sin priester. vnd legte in in einen kerker. der hiez Cristoforus. vnd nam daz babstum an sich mit gewalte. vnd do er den stul. VII. monen besaz do wart er verstozzen von Sergio dem babste. CXXXId.

Cristoforus.

Cristoforus besaz den stul. VII. monde. der wart verstozzen von dem stul. vnd wart in einen kerker geleit als ein freueler des stules.

Sergius der dritte. waz geborn von rome. von sinem vater Benedicto. Der besaz den stul. VII. iar. III. monade vnd. XVI. tage. Do cessirte der stul. VII. tage. Bi des ziten viel sant Johans kirche. die machte er wider von dem fullemunt vf. ze lateran. Diser sergius waz ein dyaken gewesen vnd ze babste erwelt. vnd wart do von vertriben. von dem babste Formoso.

---

[1]) 20 diebus, C. [2]) 4 ann. etc., C.

CXXXII a. vnd fur zu den Franzoisen mit der helfe piniget er Cristoforum vnd behielt daz babstum. vnd kam ze Rome. vnd zu einer rache siner vertribunge. do tet er Formosum vz dem grabe nemen. vnd vf den babst stul setzzen bekleidet mit bebstlichen gewande. vnd also daz houbt abslahen vnd in die Tyber werffen. vnd entwihet alle die von ime gewihet waren. vnd darnach wart er von vischern funden. vnd in sant peters Munster geleit.

Anastasius der dritte waz geborn von rome. Der besas den stul. II. iar. vnd. II. monade. vnd do cessirt der stul zwen tage.

Laudo.[1])

Laudo waz geborn von rome. vnd besas den stul. VII. monade. vnd. XXI. tage.[2])

Johannes der. X. besas den stul. XIII. iar. II. monade. vnd. III. tage. Diser waz des babstes sun CXXXII b. Sergij. vnd bischof zu Rauenna. daz er freuenlichen hiel. vnd doch ze letste entsetzzet wart von aller gemeine ze Rauenna. von dises rate vnd helfe die heyden ytaliam vber riten die wurden vberwunden nahen da bi der stat. ze letste fur der babst mit alberto[3]) dem markgrafen mit einem grozzen her in pulle. vnd striten einen herten strit mit den heiden. bi Garruliano.[4]) vnd gesigten den heiden an. vnd komen dar nach ze Rome. vnd wurden erlich enphangen von den Romern. vnd darnach wart ein zweiunge. daz der Marckgrafe vertriben wart. vnd machte ein burg in sinem garten[5]) vnd enthielt sich da. vnd sant boten gen vngern. daz die kemen. vnd der Romer Lant besezzen. do komen die vngern. vnd verwusten alles Tuscan. vnd vingen man vnd wip. vnd waz in werden mohte daz furten si

---

[1]) Lando, A. B. C. [2]) 6 mens. et cess. Pontif. XXXI d. A. B. C. [3]) Alberico, A. B. C. [4]) Galianum, C. [5]) in Orta, A. B. C.

gen vngern. Dar vmb wurden die romer betrubet. vnd erslugen den Marggrafen. Darnach komen die vn- CXXXII c. gern alle iar lange zit wider romer gegent ze verwusten. *Dar nach wart der babst Johannes gevangen von den* C. *Rittern des Grefen Gwiden. vnd in einen kerker geleit. vnd wart ime ein hantschuch fur sinen munt geleit. vnd wart also getotet. vnd an sin stat wart ein ander gesetzzet. der hiez ouch Johannes. Wanne der mit vnrecht babst wart gemachet. do wart er zu hant verstozzen. vnd dar vmb wart er niht geschriben an daz buch der bebste.*

leo.

Leo der. VII. waz geborn von rome. der besaz den stul. VII. monade. vnd. X. tage.[1]) do cessirt der stul. X. tage.

Stephanus der. VII. waz geborn von rome. der besaz den stul. II. iar. vnd. I. monad. vnd. XII. tage. do cessirt der stul XII. tage.[2]) *Des ersten Jares* C. *sines babstums do entsprang ein brunne mit blut in der stat Janua mit einem grozzen fluzze. Do kam ime in sin* CXXXII d. *hertze. daz ein groz totslag betutet daz ouch geschach. die heiden komen vz Affrica. vnd gewunnen die stat Januam. Vnd namen do lute vnd gut.*

Stephanus der ahte[3]) besaz den stul IIII. iar[4]) A.+ IIII. manade. vnd. XV. tage. Diser waz geborn von Germania. vnd wart ertotet[5]) heimelich von etlichen Romern.

Mar.

Martinus der. III. waz geborn von rome. der besaz den stul. III. iar.[6]) VI. monad vnd. X. tage. vnd do cessirt der stul. VI. tage.[7])

---

[1]) 6 mens. 15 d. A. B. C. [2]) 2 dies A. B. Johannes XI. in A. ist übersprungen, bei dem sich das Folgende findet. [3]) Leo VIII. in A. B. C. ist übergangen. [4]) 3 ann. A. B. C. [5]) mutilatus, A. B. intitulatus, C. [6]) 4 ann. 6 m. 14 d. A. B. C. [7]) 3 d. A. B. C.

Agapitus.

Agapitus der ander. waz geborn von rome. der besaz den stul. VIII. iar. VI. monade. vnd. X. c. tage. *Bi dez ziten der erste apt Otto von Clunias starb. nach dem wart apt Adamarus. vnd nach dem Mayolus ein man von grozzen tugenden. vnd ein merer der geistlichen zuht.*

CXXXIII a. Johannes der. XII. waz geborn von rome. der besaz den stul. VII. iar.[1]) X. monade. V. tage. Do cessirt der stul. XII. tage. sin vater hiez Albertus[2]) ein furste von rome. der Albertus wanne er gewaltig waz in der stat. do sament er die edeln herren ze rome vnd braht die mit bet dar zu daz si ime swuren mit eyden. wenne der babst Agapitus gesturbe. daz si ime sinen sun Octauianum ze babst machten. Daz ouch geschach. wanne er wart sider geheizzen Johannes. Diser waz ein Jeger. vnd an allen dingen getlose.[3]) vnd mit vnkusche hielt er offenlich sin wip. Dar vmb schriben etlich Cardinal. vnd och romer heimelichen den fursten Otten von Sahssen. daz er sich liez erbarmen die smacheit der Cristenheit. daz er ze Rome keme an sinnen.[4]) daz vernam Johannes der babst vnd tet in einen dyaken vnd Cardinal die. nasen absniden. CXXXIIII b. daz er ez geraten solte haben. Vnd Johanni einem Subdyaken der die briefe da schreib. dem tet er die hant abslahen. Do diser babst dicke gestroffet von dem keiser vnd ouch von der pfafheit vmb sin vnreht leben. vnd niht ab wolte lazzen. Do wart er von dem keiser entsezzet. vnd wart Leo gekronet mit gemeinem rat.

Benedictus der funfte besaz den stul. II. monen. vnd. V. tage. do cessirt der stul. XX. tage. Diser wart von den romern ze babste gewelt die wil

---

[1]) 8 ann. etc. A. B. [2]) Albericus. A. B. [3]) l. gotlose. [4]) sine mora. A. B. C.

leo noch lebte. vnd dar vmb besaz der keiser Otto die stat. vnd si musten in iren babst benedictum herus geben. vnd den furt er mit ime zu sahssen. vnd satzte Leonem wider zu dem ampt. A. B. C. +

Leo der ahte[1]) besaz den stul. I. iar. vnd. VIII. monade.[2]) do cessirt der stul VII. tage. *Diser* C. *besatzte. vmb die bosheit der Romer. die ir frunt alle fur zugen daz kein babst solte gewelt werden on dez* CXXXIII c. *keisers willen.*

Johannes der vierzehende.[3]) waz geborn von Naruiense. Der besaz den stul. VII. iar. XI. monad. vnd. XV. tage. do cessirt der stul. XIII. tage. Diser wart gevangen von Petro Prefecto von Rome. vnd in die burg geleit zu dem heiligen engel. vnd dar nach wart er gesant in Campaniam daz ellende. Vnd vber. X. monade. vnd. XIII. tage do kam er wider ze rome. vnd wart von dem keiser Otten gewihet on sinen vzgenden. wanne die edeln von der stat die er schuldig vant der enthaubtet er ein teil. vnd die andern tet er hohen an einem strick vnd sant ir vil gen Sahssen in daz ellende.

Benedictus der sehste besaz den stul. I. iar. vnd. VI. monade. Do cessirt der stul. X. tage. Diser waz geborn von rome. vnd wart geleit in die burg zu dem heiligen engel. vnd wart dar inne erwurget von CXXXIII d. Cychio.[4])

Bonus[5]) besaz den stul. I. iar. vnd. VI. monad.[6]) do cessirt der stul zwen tage.

Bonifacius der sibent.[7]) der besaz den stul. III. iar.[8]) einen monen. XII. tage. Do cessirt der

---

[1]) nonus. A. B. [2]) 4 m. A. B. C. [3]) XIII. A. B. C. [4]) absynthio. A. B. C. [5]) Donnus. A. B. Donus. C. [6]) 8 m. A. B. [7]) VI. C. [8]) 1 ann. 5 m. 15 d. A. 1 m. 15 d. C.

stul. XX. tage. Do die romer Benedictum den sehsten verderbten. do satzten si disen der darnach niht mohte beliben in der stat. vnd beraubet die kirchen sant peters. vnd floch ze Canstantinopel. ze letste kam er mit grozzem gute. vnd do er niht mohte beliben an dem stule. do brach er Johanne dem Cardinal vnd dyaken. sin augen vz. vnd darnach ze hant wart er verderbet.

Benedictus der sibent waz geborn von rome. der besaz den stul. VIII. iar.[1]) vnd. VI. monade. do cessirt der stul. V. tage. Diser tet den Romern vil nahen[2]) mit dez keisers vrlop. *bi den ziten waz bischof ze reinensi radolfus von dem kunne Karoli dez grozzen. vnd daz kunne het gehöret kunge ze wizzen.*[3]) *Do waz ein kunig von einem andern geslehte der hiez Lugo.*[4]) *der sprach daz dieser Radolfus vnelich were. vnd hiez in verstozzen von sinem ertzbistum. vnd satzte einen munch dar zu ze byschof. der hiez Gylbertus. der waz ein philosophus. vnd ein zauberer. Daz vernam der babst. vnd sant einen legaten dar. der berufte ein Concilium ze Remis. vnd verstiez Gylbertum. vnd satzte Rudolfum wider. Do fur Gylbertus zu dem keiser Otten. den lert er sin kunst. Do beitet der keiser einer zit. vnd machet in zu ertzbischof ze Rauenne vn darnach machet er in ze babste. vnd geheizzen Siluester der ander.*

C. CXXXIIII a. — A. +

Johannes.

Johannes der. XV.[5]) besaz den stul. VIII. monen. do cessirt der stul. X. tage. *vnd waz geborn von Rome.* Diser wart erhungert. IIII. monad in der burg zu dem heiligen engel. daz er starb. vnd wart begraben ze vaticano.

C. CXXXIIII b.

Johannes.

Johannes der. XVI.[6]) waz geborn von rome. der besaz den stul. X. iar. VII. monade. vnd. X.

---

[1]) 10. A. B. [2]) l. vahen. [3]) cessaverat regnare. A. B. [4]) Hugo. A. B. [5]) XIV. A. B. C. [6]) Johann. XV. in A. B. C. ist übersprungen.

tage.[1]) do cessirt der stul. III. tage.[2]) Der waz wol geleret. vnde machet vil buch. Den begonde Crescendius ein houbetman von Rome so sere hazzen. daz er von der stat muste vnd fur in Tuscan. Do Crescencius vernam. daz der babst gesant het zu dem keiser Otten dem dritten. do sant er sin boten nach ime daz er wider keme ze rome.. vnd do er her wider kam ze rome. do viel er mit den Senaten dem babste ze fuzen. vnd bat in vmb genade. do wart ein sune zwischen in gemachet. vnd darnach starb der babst ze Rome.

Gregorius der funfte waz geborn von Sahssen. von sinem vater Ottone. Der besaz den stul. II. iar. vnd. VI. monen.[3]) *do cessirte der stul. XV. tage.* Diser waz neue dez keisers Otten. vnd durch sin bete. do wart er gewelt ze babste. doch kurzelich darnach do sant Crescencius der ratherre ze Constantinopel nach placentino dem bischofe der dar in daz ellende gesant waz. vnd do Placencius wider kam mit grozzem gute do machet in Crescencius ze babste. Vnd die tat nam ein swer rache. von dem keiser. CXXXIIII c. c.

Johannes der XVII[4]) waz geborn von kriechen. der besaz den stul. X. monad. do cessirt der stul. XX. tage. Diser besatzte nihtes niht. er waz bischof gewesen Placentino. vnd wart babst gemach von Crescencio do der babst Gregorius auch lebte. vnd dar nach tet in der keiser blenden.

Siluester der ander. waz geborn von welhischen landen. vnd hiez Gylbertus. der starb ze Jerusalem. zu dem heiligen Creutze. Diser besaz den stul. IIII. iar. einen monen. vnd. VIII. tage. do cessirt der stul. XXIIII. tage. do der ein Jungeling waz. do waz er Floracensi. vz dem bistum aureliana. ein Munch vnd begab sinen orden. Vnd ergab sich dem Tufel. daz CXXXIIII d.

---

[1]) 10 a. 10 m. 7 d. A. B. [2]) 6. A. B. C. [3]) 5 m. C.
[4]) XVII, C.

er ime alle ding fugte nach sinem willen. das gelobte ime der Tufel ze volbringen. also bleib er in dez Tufels dinst daz er ime heimelich waz. vnd vmb sin begerunge steteclich zu ime sprach. vnd darnach kam er ze Hyspalim ze hyspanne durch lere. vnd nam so sere zu. daz sin lere den grosten herren vnd meistern behagte. Auch het er Jungern den keyser Otten. vnd den kunig Robertum von frankrich. der vnder anderm getihte machet die Sequenciam. Sancti spritus assit nobis gracia. Er het ouch ze Jungern Neotrium[1]) der darnach ertzbischof wart ze Senona. Diser Gylbertus kam an vil grozzer ere. vnd Gewert in der Tufel wez er in bat. Er waz von erste ertzbischof ze remensi. dar nach ze Rauenne. ze letste wart er babst. vnd fraget er den Tufel wie lange er leben solde an dem babsttum. Do antwurte in der Tufel. als lange er wolte. die wile er niht messe sunge ze Jerusalem. Do wart er gar fro. wanne gar verre wante sin von sinem tode. wanne er keinen willen het ze varen vber mere. Darnach in den XL. tagen der vasten. do fuget sich daz er messe singende wart in einer kirchen ze lateran die waz geheizen Jerusalem. Do horte er ein geruffe von den Tufeln. ze hant weste er wol daz er sterben muste. Do ersufzet er vnd erschrack. Vnd wie er do gar bose were do verzwifelt er niht an gotes barmhertzikeit. Vnd veriach siner sunde vor allen luten. vnd hiez ime absniden alle die gelide. do mit er dem Tufel gedienet het. vnd die stunpfe also vf einen karren legen. vnd zwei Tier fur spannen. war die in zugen. do solt man in begraben. daz auch geschach. wanne die Tier zugen in in die kirchen ze Lateran. do er wart begraben. Wanne sin grab gab ein vrkunde dez antlozzes siner sunde. mit dem gebeine vnd andern wundern. als noch darob geschriben stet in dem steine.

CXXXVa.

CXXXVb

Johannes der. XVIII. der besaz den stul. V.

---

[1]) Leotherium, A. B. C.

monade. vnd XXI. tage.[1]) do cessirt der stul. XIX. tage.[2])

Johannes der. XIX. waz geborn von rome. vnd besaz den stul. V. iar. vnd wart begraben ze sant peter. *Bi den ziten lebte der kunig Rupertus der volkomen waz an kunste vnd an gutem leben der so andehtig waz. daz er ze allen hochziten niemer in etlich ein munster wolde sin durch dez amdtes willen vnd sang niht allein mit den munchen. sunder ein seidein pen an*[3]) *vnd regirt den kor. vnd darvmb do er eines ein burg besezzen het. do kam er ze Aureliana durch die hochzit. sand anianen. vnd do er in dem kor stunt vnd regiert. vnd ze drin molen anrink mit luter stimme vnde knie. Agnus dei. Do vielen die maure der burg die er besezzen het biz vf den grunt der nider. Diser Rupertus machet die Sequencien Sancti spiritus assit nobis gracia.* c. CXXXV c. A.+

Sergius.

Sergius besaz den stul. II. iar.[4]) vnd starb in heiligem leben. vnd wart begraben zu sant peter.

Benedictus der. VIII. waz geborn von Tusculano. von sinem vater Gregorio. der besaz den stul. XI. iar. XI. monade. vnd. XXI. tage.[5]) Do cessirt der. I. iar. Diser waz verstozzen von dem babsttum vnd wart ein ander gemachet dar vmb groz krieg wart. von disem sprichet petrus Damianus. daz in ein byschof nach sinem tode sach sitzzen vf einem swartzzen rosse. vnd reit fur in. Do sprach der bischof. bistu nit Benedictus der babst. der nuwelich tot ist. Do sprach er ia ich bin ez der verfluchet bischof. vnd babst benedictus. Do sprach der bischof. lieber vater wie verst du. do sprach er ich lide grozze pin. doch verzwivelt ich nit an gotes barmbhertzikeit. ob mir helfe wirde CXXXV d.

---

[1]) 15 d. A. B. 29, C. [2]) 20. C. [3]) cappa serica indutus. A. [4]) et 7 m. A. B. C. [5]) 11 ann. 2 m. 22 d. A., 11 ann. B. 11 ann. 21 d. C.

c. getan. do von gang zu minem nachkomen *dem babst Johanni*. vnd sage ime. daz er in dem schreine also vil gutes neme. vnd daz armen luten gebe. als ime
CXXXVIa. wol kunt sol werden wanne waz er biz her verzert het. daz het er den armen ab genomen. vnd waz alles mit roube gesamment. diz warb der bischof mit flizze daz ez geschach. vnd gab ouch vf sin bistum. vnd fur in ein Closter.

Johannes der. XX.

Johannes der. XX. waz geborn von Rome von sinem vater Gregorio. der besaz den stul. IX. iar.
c. *vnd do cessirt der stul. II. tage. Bi dez ziten starb Americus.* [1] *dez ersten kuniges sun von vngern der ein reine maget bleib wie er doch ein brut het. der tet grozze*
A. B. + *zeichen.*

Benedictus der. IX. waz geborn vón Tuscan von sinem vater Alberico. der besaz den stul. XIII. iar. [2] Diser waz eines verstozzen von dem babstum. vnd waz babst gemachet ein bischof von Sabina. der hernach geheizzen ist Siluester. vnd der wart ouch
CXXXVIb. verstozzen vnd Benedictus wider gesatzzet. vnd der wart anderweit verstozzen. vnd wart babst gemachet ein ertzpriester hiez Johannes. vnd sant Johannes von der Lateinischen porten genant. der hernach genant ist Gregorius der sehste. vnd der waz vngeleret von der schrift. vnd liez einen andern mit ime ze babste setzzen. der wol geleret waz. vnd ime hulfe die heiligen kirchen berihten. Diz missehaget den luten. vnd der pfafheit. vnd machten den dritten babst der allein der zweier ampt erfullet. also waz der ein wider die zwen. vnd ze letste starb Gregorius. Do fur der keiser heinrich ze rome wider die zwen. vnd nam in den gewalt vnd die friheit die si heten von dem riche. vnd von dem stule. vnd machet ze babste Syndigerum byschof ze babenberg der

---

1) Haimericus, A. B. 2) 14 ann. A. B. C.

Clemens geheizzen wart. vnd von dem selben liez sich der keiser kronen. vnd die Romer gelobten vnd swuren ime. daz si niemer keinen babst wolten gemachen on sinen rat. Diser Benedictus der des vorgenanten Benedicti neue waz do der gestarb. do erschein er einem bi einer Mulein gestalt als ein greulichez Tyer. dem daz haubt. vnd der zagel waz als ein esel. vnd der ander lip als ein per. do erschrack iener vnd flohe. do rufte ime das Tyer nach vnde sprach. du solt mich niht forhten. wizze daz ich ein mensche waz. als du bist. vnd alsus bewise ich mich in eines Tyeres forme wanne ich hie vor waz ein verfluchter babst. vnd min leben vihelich. vnd boslich vertreip. *Bi den ziten waz sant Gerhardus zu vngern. der wart gebunden vf einen karren. vnd der wart verlozzen louffen von einem hohen berge also daz er gekronet wart mit der Marter.* CXXXVIc. c. CXXXVId.

Gregorius der. VI.[1]) waz geborn von rome von sant Johannes ante portam Latinam genant. der besaz den stul. II. iar. vnd. VII. monen.[2]) Diser het ein vrluge mit dem kunige Heinrich. Jn schribet auch Gylbertus[3]) in sinen kroniken einen heiligen man. Vnd do er an daz Bistum kam daz er da wenik iht funde. daz zu dem babstum gehoret von versumenisse wegen siner vorvarn. wanne ez nahent allez genomen waz von den Raubern.[4]) — Vnd die Bilgerin die zu rome walleten die wurden alle beroubet. vnd daz opfer daz si brahten. daz wart freuenlich alles genomen. vnd die daz getan heten die manet der babst von erste. Darnach tet er si ze banne. zu dem dritten mal. wanne si den pan versmeheten. do kert er —

Hier fehlt im Manucript Fol. CXXXVII bis CXLIV incl., eine Lage von 8 Folien, so dass die Päbste

---

1) Silvester III. in A. B. C. ist übergangen. 2) 6 m. C. — 3) Guilielmus, A. B. C. 4) Hier folgt Clemens II. u. s. w. in A. u. B. C. stimmt dagegen mit dem Manuscripte.

Clemens II, Damasus, Leo X, (Leo IX in B. C.) Victor II, Stephan IX, Benedict X, Nicolaus II, Alexander II, Gregor VII, Victor III, Urban II, Paschalis II, Gelasius II, Calixt II, Honorius II, Innocens II, Cölestin II, Lucius II, Eugen III, Anastasius IV, Adrian III, Alexander III, Lucius III, Urban III, Gregor VIII, Clemens III, Cölestin III, Innocens III, Honorius III, ein Theil der Geschichte Gregors IX, mithin die Jahre von 1058 bis 1229, ausfallen. Nach Vergleich des Raumes im Manucripte mit den Drucken muss ersteres sich indess etwas kürzer als der lateinische Text gefasst haben.

CXLVa. — gewunnen. Do daz der babst[1]) sach. do machet er ein Processen mit den houbten der Aposteln. sant peters vnd sant paulus. vnd ging von Lateran mit der pfafheit zu sant Peter. do mit beweget er die Romer also die meiste menige. Also daz si das krutze namen wider den keiser. Do daz der keiser vernam do zoget er hindersisch von der stat. wanne vor wonte er daz er in die stat komen solde. Darnach leit derselbe babst so vil betrubnisse. daz er starb ze Rome. *Diser* C. *heiliget sant Dominicum. der ein vrhabe waz Prediger ordens. vnd begraben waz ze Bononie. von gotes geburt. Tusend. zwei hundert. XXXIII. von dem Jar daz der orden confirmiert wart. XVIII. vnd in dem Jare vor* A.+ *sinem tode. XI. iar.*

Celestinus der vierde. waz geborn von meylan. CXLVb. Der besaz den stul. XVII. tage.[2]) Do cessirt der stul. XXII. monen.[3]) vnd XIIII. tage. Diser waz byschof ze Sabina. vnd waz ein alt man vnd loblich an allen sachen.

Inocencius der vierd. waz geborn von ytalia. Der besaz den stul. XI. iar. vnd VI. monad. Diser

---

[1]) Scil. Gregor IX. [2]) 4 diebus, A. B. [3]) 20 m. C.

erwelt personen von vil landen. der werlte. vnd erfullet die stule der Cardinalen. die lange lere gestanden waren. Diser kam mit helfe der von Janua in Gallias nach langen Tedingen. die er mit dem keiser gehabt hete vmb ein sune. vnd machet ein Concilium. vnd in dem er den keiser entsetzet von dem riche. Vnd machet den Lantgrafen. von Durgen. ze kunige. welen den Grafen *Wilhelm* von Hollant. Diser babst erhub ze Lugdune sant Emundum[1]) einen ertzbischof von Canturiaria. Diser babest heiliget *an dem. X. iar sines babstumes* sant peter prediger ordens der geboren waz von Verona. den die ketzzer erslugen durch sin Predige. Er heiliget auch ze assis sant Stanizlaum den bischof von Crakawa.[2]) der von einem bosen fursten erslagen wart. do der keiser friderich gestarb. do fur Innocencius mit einem grozzen her gen pulle. vnd starb kurtzlich darnach. vnd wart begraben ze Napels. *Bi disen ziten lebte der Hugo von sant Theodorico ein Cardinal des Prediger ordens. der mit siner kunst ernuwet die bybeln vnd Concordancias. dar vber machet.*

A. B. C. — A. B. C. — CXLV c. — C. — A. +

Alexander der vierde waz geborn von Campania. der besaz den stul. VII. iar.[3]) *vnd cessirt der stul. III. monen.* vnd vier tage. Bi disen ziten waz Manfredus keiser Frideriches sun. der nam sich an er wer mit bar[4]) Cunradi des keisers Neue. vnd nam sich dez riches an in Sycilien wider den babst. der tet in von erste ze banne. vnd ze letste wart er erslagen. Diser heiliget sant Claren ze Anagine. die sant Damianus[5]) ordens waz. In disen ziten *an der iarzal vnsers herren. Tusent. II. hundert. vnd LVI.* Do zweiten sich die Fursten in Tutschen landen. die einen kunig welten. daz ein teil welten den kunig *alfonsum* von castella. vnd die andern den richardum grefen von Cornubia. der

A. B. — CXLV d. — A. B. C. — A. B. C.

---

[1]) Edmundum, A. B. Aymundum, C. [2]) Turonensem, A. B. Cracoviensem, C. [3]) 7 ann. 3 m. 4 d. A. B. [4]) gerens se pro paedagogo, A. B. C. [5]) Dominici, A. B.

C. krieg werte vil iar. *Diser babst widersprach vnd Tylget zwei bucher die von vnrechten dingen geschriben waren. Daz ein seit daz die geistlichen lute. die dez almusens lebent niht mugen behalten werden. vnd daz ander daz niemant volkomen mohte werden von dem Ewangelium vnd*
A. B. + *der Cristen lere. vnd seit vil mer vngelaubens Diser*
CXLVI a. *Alexander starb ze viterbie. vnd wart begraben in sant peters munster.*

Urbanus der vierde waz geborn von walhischem lande von der stat Trecensi. der besaz den stul. III. iar. I. monad vnd III. tage.[1]) do cessirt der stul V. monad.[2]) Diser machet zwo wihe. vnd die heiden die Manfredus gefuret het die vertreib er mit sinem her die daz crutze von ime genomen heten. vnd lehe karulo dez kuniges bruder von Frankrich daz kunigrich in Sycilia. daz er ez manfredo an gewunne. Diser vrbanus starb ze pyse[3]) vnd wart alda begraben.

Clemens der vierde. waz geborn von provantz. von sant Egydien dorfe. der besaz den stul. III. iar IX. monad. vnd XXI. tage.[4]) *Do cessirt der stul.*
C. *III. iar. II. monad vnd. X. tage.* Diser waz ein voget
CXLVI b. gewesen. vnd het wip vnd kint. vnd waz ratgebe des kuniges von Frankrich. vnd do sin wip gestarb. Do wart er vmb sin kunst. vnd vmb sin gut leben byschof gesatzt zu Senacienci.[5]) vnd darnach ertzbischof ze Nardocensi.[6]) vn darnach bischof ze Sabina. vnd Cardinal. vnd darnach wart er babst. Der beging so vil gut werk mit vasten vnd mit gebet. daz man wil daz vnser herre der Cristenheit vil guter dinge tet durch sin gebete. Do der kunig Cunrat[7]) mit dem kunge karulo kriegen wolte. vnd mange wonten daz der kunig karolus verliesen solde. wanne ime sin lute in Sycilia

---

[1]) 4. A. B. C. [2]) 5 d. C. [3]) Perusiis, A. B. C. [4]) 25 d. A. B. [5]) Podiensis, A. B. C. [6]) Narbonensis, A. B. C. [7]) Conradinus, A. B. Das Manuscript weicht von C gänzlich ab, und schliesst mit Clemens IV.

vngehorsam waren. Vnd auch Cunradus mer lute het. Do seit diser babst offenlich an der predigen. daz Cunradus verliesen muste. vnd daz er erslagen wurde. daz auch geschach. wanne er wart gevangen vnd wart ime daz houbet ab geslahen. *Diser babst heiliget ze viternia.* CXLVI c. *Edwwigam ein witiben eines hertzogen von Polan. vmb daz* c. *erheben lag ein bote in dem hofe. der waz betrubt. wanne sich die sache lange verzogen hete. Do erschein si ime. vnd seit ime. daz si solde erhaben werden vnd vf welhen tag.* *Diese gegenwertig Cronike. hat iren sti-* A. B. *lum verwandelt. wanne von dem anevang erlief sich die zahl nach Cristus geburt. vnd wart iegelich babst gesetzzet in sinem ersten Jahre. wanne nu mere bebste waren in einem iar. vnd sturben. vnd die mohte man alle in einer linien niht gesetzzen. vnd darvmb sint si vnderscheiden. als an dem vorgenannten Clementem kuntlich ist. vnd an den andern nach ime.*

Gregorius der zehende. waz geborn von Lam- c. *parten. von der stat Placencie. der babst wart in dem iare* CXLVI d. *vnsers herren. Tusend. II. hundert. vnd LXXII. iar. vnd besaz den stul. IIII. iar vnd. X. tage.*[1] *Diser waz ein archydiaken ze Leodiensi. vnd ging durch got vber mer. vnd waz in dem Palast ze viteruie. do wart er von Cardinalen ze babst erwelt. Diser machet ein wihe von V. Cardinalen pischof die lobelich waz. wanne er erlich Lute an in enpfing. Diser machet in sinem dritten iar ein erlich Concilium ze Luddune. vmb helfe dem heiligen lande. wanne er auch selber willen het dar ze varen. In dem Germanus Patriarch von Criechen. vnd der Ertz-* A. B. *bischof waz ze Nycea vnd ein meister in Theologia. vnd zwen ander ertruncken in dem mere.* Auch waren do erlich boten von Tathern. vnd die kriechen gelobten wider ze keren. vnd den stul ze rome ze erenden. Vnd CXLVII a. dez zu einem vrkunde veriahen si den heiligen geist

[1]) 15. A. B.

vz gen von dem vater vnd dem sune vnd die boten von Tathern wurden auch getauffet. in dem Concilio. vnd kerten wider ze lande. Die zal der Prelaten die in dem Concilien waren. der waren V. hundert pyschof. LX. Epte. vnd ander Prelaten Tusend. Diser babst besatzte in dem Concilio vil guter dinge. Bi dises ziten nam der kunig von Franckrich. vnd der kunig von rome daz Creutze mit vil fursten vnd herren ze hilfe dem heiligen lande. Diser babst waz ein endelich man an allen guten dingen. vnd ahte niht vil vf gut. wanne er ez allez durch got gab. Er starb ze Arretz. vnd wart begraben in dem munster.

Inocencius der funfte waz geborn von Burgundia. vnd wart babst von gotes geburt. Tusent. II. hundert. vnd LXXVI. iar. Der besaz den stul. V. monad. vnd zwei tage. Der waz von kinde in prediger orden gewest. vnd ein meister in der heiligen schrift. vnd wart gesatzt ze ertzbischof ze Lugdune. vnd darnach bischof ze Ostia. ze letste wart er babst. vnd starb ze Rome vnd wart begraben in der kirchen ze Lateran.

CXLVIIb.

Adrianus der funfte. waz geborn von Janua. vnd wart babst von gotes geburt. Tusent. II. hundert. vnd. LXXVI. iar. Der besaz den stul einen monen. vnd. IX. tage. Der wart gewelt ze Rome in dem palast ze Lateran. vnd starb zu Vitervia. vnd wart auch do begraben. Diser Adrianus waz Innocencij Neue dez vierden. vnd wart von dem einen Dyaken Cardinal gemachet zu sant Adrianen. vnd wart von dem selben Clemens gesant in Engellant ze sunen einen krieg. zwischen dem kunig vnd den lantherren. Do diser babst wart. ze hant slug er uf die gesetzte die der babst Gregorius gesetzzet het. der zehent vmb die kur dez babstes. vnd het die willen anders ze machen. vnd bleib doch also sten.

CXLVIIc.

Johannes der. XXI. waz geborn von hyspania

von der stat vlthonensi.[1]) Der wart babst in dem iar B.
vnsers herren Tusent. II. hundert. vnd LXXVI. Der
besaz den stul. VIII. monad. vnd. I. tag. Do cessirt
der stul. VII. monad. vnd VII. tag. Diser babst Johannes
hiez vor petrus. vnd waz namhaft in allen
kunsten. ze erst wart er byschof zo Tusculano. darnach
babest. der enteret daz babst ampt. vnd die kunst
zu einem teile. dar vnder waz er doch vil lobelich an
vil dingen. Also daz er sich liebet richen vnd armen CXLVII d.
an mangen tugenden. vnd gehiez ime selber ein lang
leben. vnd verdarb doch schier ze viterbie in einer
newen kamern. Die er ime selber do gemachet het
die wil er do inne waz alleine. vnd slug in ze tode.
doch so wart er an dem sehsten tage funden vnder
dem holtze lebendig. biz im sine reht geschachen. do
starb er zehant. vnd wart do begraben in sant Laurencien
kirchen.

Hier schliesst die Chronik Martins und zu dem folgenden Appendix des lateinischen Fuldaer Codex in B. und der Antwerpner Ausgabe verhält sich unser Manuscript nur wie ein kurzer Auszug, enthält aber auch so viel Neues, dass der Schreiber andere Texte als die den lateinischen Drucken zum Grunde liegenden benutzt haben muss, ähnlich wie oben bei der Kaisergeschichte.

Nycolaus der.

Nycolaus der dritte waz waz geborn von Rome
von dem geslechte der Vrsinen. vnd wart gewelt in
dem iar vnsers herren. Tusent. II. hundert. vnd.
LXXVIII. iar. an sant katherinen tage kurtzlieh do
vor. do waz die Tyber ze Rome etwie manigen tag.
daz si ging vier fuzze hoch vber den fron alter sant
peters. vnd vnser frowen Rotunden alter. Diser machte
ein wihunge in dem mertzen in sinem ersten iar. Vnd CXLVIII a.

[1]) Ulixbona, A.

wihet. V. bischofe. der waren zwen werltlich vnd die drie barfuzzen ordens vnd machet zwen priester Cardinal Prediger ordens ze sant Potencianen vnd zwen dyaken Cardinal. vnd machet auch vil puwes. Diser entsatzte auch den kunig von Sycilia von rehten sachen. die er fur zoch. vnd der bat sich machen einen Senaten die wil er lebte. Diser machet auch vil gesetzze von der welunge der prelaten. vnd dez Senaten. vnd berihte den Senat nahent zwei iar. vnd starb in der burg Suriana. bi der stat viterbie. Do die hamerwalde[1]) vernamen. daz Nycolaus der babst tot waz. zehant besatzten si daz Capitolium wider die vrsinen. vnd ander ampt die der babst mit sinen frunden besatzt hete. vnd wart do getedinget. daz von den hanibalden teil vz iegelichen einer solten berihten daz ampt dez Senates. vnder den vil lute erslagen wurden. vnd vil vbels geschach. Vnd kurtzlich nach des babstes tode. do verstiezzen die von viterbia vrsum von dem potestat ampt schentlich do er niht zegegen waz. vnd besazzen do die burg valeriam. Do kam berhtolt vrsus bruder mit sinen helfern. vnd vertreib die von dem velde. daz si liezzen ligen waz si heten vnd fluhen von dem velde. doch wart ir vil gevangen.

CXLVIII b.

Martinus der vierde. waz geborn von welhischen landen vz der stat Turon. der waz vor ein priester Cardinal. Der wart gewelt ze babste. in dem iar vnsers herren Tusent. II. hundert vnd. LXXXI. iar. an dem tage kathedra petri. der wart begraben ze Perusa. vnd besaz den stul. IIII. iar. vnd. I. monen. vnd. III. tage. Bi dez ziten vil dinge geschahen do von ze lange. vnd ze vil ze sagen were.

CXLVIII c.

honorius.

Honorius der vierde. waz geborn von Rome von dem Sabellensen. Der waz ze erste ein dyaken

---

1) Hanibaldenses, A.

Cardinal. vnd wart gewelt ze Perusa. in dem iar vnsers herren. Tusent. II. hundert. vnd. LXXXV. iar. an dem andern tage in dem Aprillen. vnd starb ze rome ze sant Sabinen. vnd wart begraben ze sant Peter. Der besaz den stul. II. iar. vnd. I. tag. do stunt der stul on babst. X. monen. vnd zwen tage.

Nycolaus der vierde. vz der stat Osculana. Der waz barfuzzen ordens. vnd waz bischof ze Penestra. Der wart gewelt ze rome ze sant Sabinen in dem iar vnsers herre. Tusent zwei hundert. vnd. LXXXVIII. iar. an dem. XV. tage in dem monen Februario. vnd wart ze sant Peter gewihet. vnd starb. vnd wart begraben ze vnser frowen der grozzern. Der besaz den stul. IIII. iar. vnd. I. monen. vnd XVII. tage. Do stunt der stul on babst. II. iar. III. monen vnd. I. tag. CXLVIII d.

Celestinus der funfte waz geborn von Merona. vnd waz ein Munich sant Benedicten ordens. der wart gewelt ze Perusa. In dem Jar vnsers herren Tusent. II. hundert. vnd. LXXXXIIII. iar. an dem. V. tage des monen Julij. Diser wart gewihet ze Aquila. der besaz den stul. V. monade. vnd. VIII. tage. vnd begab daz babst ampt vmb sin demutikeit. vnd wonte ze Napels. vnd nach ime cessirt der stul. XI. tage.

Bonifacius.

Bonifacius der ahte waz geborn von Campania vz der stat Anaginum. vnd waz vor ein priester Cardinal. vnd wart gewelt ze Napels. In dem Jar vnsers herren Tusent. II. hundert. vnde. LXXXXIIII. iar. an dem Christabent wart er gewihet. vnd starb. vnd wart begraben ze Rome ze sant peter. der besaz den stul. XVIII. iar. IX. monade. vnd. XVIII. tage. do cessirt der stul. X. tage. CXLVIIII a.

Ben.

Benedictus der. XI. waz geborn von ytalia.

vz der stat Terius[1]) Prediger ordens, vnd waz bischof ze Ostiensi. vnd wart gewelt ze rome ze sant Peter. In dem Jar vnsers herren. Tusent. III. hundert. vnd. III. iar. In dem monen Octobri. vnd alda gewihet vnd gekronet. vnd wart ze Perusa begraben. Der besaz den stul. VIII. monen. vnd. XI. tage. vnd do stunt der stul on babest. X. monad. vnd. XXVIII. tage.

Clemens der funfte. waz geborn vz wasco. vnd wart gewelt ze Perusa. In dem Jar vnsers herren. Tusent dri hundert. vnd. V. Jar. An dem funften tage dez Monadez Junij. vnd wart gewihet vnd gekronet an dem pfingest abent ze — — — Der besaz den stul. VIII. iar. X. monade. vnd. XV. tage. Do waz der stul on babst. II. iar. III. monad. vnd. XV. tage. Bi dez ziten wart der Templer orden zerstoret. vnd keiser heinriche wart vergeben mit dem Sacrament. von einem Munche prediger ordens der sin byhtiger waz. vnd starb vnd wart begraben. ze Pyse in dem munster. — (A. u. B. schliessen mit Johann XXII. a. 1320.)

Der Güte des Herrn Bibliothekar Dr. Bethmann zu Wolfenbüttel verdanke ich ein einzelnes Pergamentblatt, welches demselben der Geh. R. R. Lepsius im Jahre 1834 gegeben, als er wahrscheinlich diesen Codex noch nicht besass, und welches mit demselben in Form und Handschrift, Farben der Tinte, Beschaffenheit des Pergaments, Abtheilung der Folien in 2 Spalten, und Interliniirung der Zeilen so durchaus genau übereinstimmt, dass nach Vergleichung desselben nicht wohl ein Zweifel bleiben kann: es sei aus demselben Scriptorio und zu derselben Zeit, wie unser Codex hervorgegangen. Leider ist das Blatt so stark beschnitten, dass die Folienzahl oben jetzt fehlt, und

[1]) Tervisio, A. B.

daher nicht mehr ersichtlich ist, wo es einzureihen sein möchte. Allein der Inhalt zeigt auch, dass mit diesem Blatte ein Anhang oder Nachtrag von mancherlei historischen Notizen (ähnlich wie in dem oben im Vorwort ad f. erwähnten Manuscr. der Heidelberger Bibliothek) begann, der über die Lebenszeit des Martinus hinausgeführt ist. Gewiss wird es von Interesse sein, auch hiervon im Folgenden Kenntniss zu nehmen. Die Ueberschrift ist roth; die Schrift gleichfalls gothische Minuskel.

Hie nach vindet man. geschriben von mangerley sachen. die von andern buchen genomen sint. vnd gerecht sint. von erst heb an also. a.

Nach gotes geburt MCXXVI iar. wart Eberach daz Closter gestift. Nach gotes geburt M. hundert XXXII iar wart daz Closter Holsprunne gestift. — Nach gotes geburt M.C.LVI iar wart daz hertzogtum ze beheim zu einem kunigrich gemachet. vnd dez selben iares wart daz lant ze Osterrich ein hertzogtum gemachet. daz waz vor ein Marggrafenschaft. Nach gotes geburt. MCLXXX. iar wart hertzog Heinrich von Beyrn von keiser Friderichen mit vrteil der Fursten entsetzet von sinem hertzogentum. vnd wart an sin stat gesetzet Grafe Otto von Steyr. — Nach gotes geburt MCCXXXI. iar wart hertzog Ludewig von Beyrn erstochen von einem stecher. der waz vnbekant. b. bi Kelheim daz es alle sin diener an sahen. — Nach gotes geburt MCCXLI. iar kam ein vinster. die wert von none biz vesperzit. vnd wart also vinster daz man die stern sach als bi der naht. Des selben jares kamen die heiden Tartari. vnd wusten vngern gar grozlich. — Nach gotes geburt MCCL. iar Predigt bruder berthtolt von Regensburg. — Nach gotes geburt MCCLV. iar. Do teilten hertzog Ludewig vnd hertzog Heinrich ir lant ze bayrn mit ein ander. Darnach uber on eins

XL. iar. starb derselbe hertzog Ludewig. vnd in dem nehsten iar darnach. vnd si geteilt heten. do liez derselbe hertzog Ludewig siner frowen die Maria hiez. vnd dez hertzogen swester waz von brabant daz haubt ab slahen in der stat ze werde. vnd tet ir unreht dar c. an. — man saget. daz si ime erlich nach irem tode geriht. vnd zu bezzerunge stiftet er daz Closter ze Furstenvelt. — Nach gotes geburt MCCLXXII. iar. waz der stul ze rome on babst III iar. minner zwen monad vnd X tage. — Nach gotes geburt MCCLXXVIII. iar. wert kunk Octacker von beheim erslagen. — Nach gotes geburt MCCLXXXIX. iar. wart hertzog Ludewig von beyern. dez alten hertzogen Ludewigs sun mit einem sper ze nurenberg erstochen. an einem rennen. von einem von schelchlingen. Nach gotes geburt MCCLXXXXVIII. iar. vmb sant Mertins tag. het kung Albrecht ze Nurenberg einen grozzen hof. Darnach in dem sibenden iare starb grafe gebhard von Hirsperg on erben. vnd dez selben iares wart kung wentzelaus erslagen. vnd liez auch keinen erben. — Nach d. gotes geburt MCCCVI. iar. sant kunig Albreht sinen sun Ludolf gen peheim ze einem kung. vnd der leit sich fur ein stat. vnd starb in dem nehesten iar darnach eines vnzitlichen todes. — Nach gotes geburt MCCCVIII. iar. wart kung Albrecht erslagen. von hertzog hansen sinem veter. der kunig wentzelaus swester sun waz. vmb daz er ime sin veterlich erbe vor het. — Nach gotes geburt MCCCLXI. iar giengen die geisler. vnd der waz vil. vnd do von bi drin iaren. do kunig Ludewig von Franckrich vber mer wolde varn. Do sammenten sich in sinem kungrich scheffer menig Tusent. vnd sprachen. si wolten irm herren ze helfe komen uber mer. vnd namen einen haubetman meister Jacobum der ein gelert man waz. vnd volkomen waz in vil sprachen vnd waz ein ab — — —

Magdeburg. A. Schulz.

Shakspeare's Geistesleben,

in seinen Grundzügen dargestellt.

Eine Gelegenheitsrede.

Ich trete mit einem grossen Gegenstande vor Sie, mit einem Dichter, der zu den wenigen welthistorischen Genien zählt, die die Geschichte aufzuweisen hat, und der die seltene Erscheinung bietet, dass sich die verschiedensten Völker und die entgegengesetztesten Partheien in seiner Verehrung vereinigen. Es ist Shakspeare, von dem ich rede, dieser grosse brittische Dichter, der uns nahe steht wie unsre Schiller und Goethe und dem auch Sie Alle schon zu Danke verpflichtet sind für Stunden des Genusses und der Erhebung. Ich will aber heute nicht reden von dem Dichter Shakspeare oder einem einzelnen seiner Werke, sondern ich will versuchen, Ihnen ein Bild des Menschen zu entwerfen, der hinter diesen grossen Werken steht, und des Entwicklungsganges, den er durchlaufen hat. Ich weiss es wohl, die Werke Shakspeare's stehen da wie reine Offenbarungen des Geistes, in die sich zu versenken man nie müde werden kann, weil sie, wie alles wahrhaft Grosse, immer auf's Neue den Geist anzuregen und das Herz zu beleben vermögen; ich ehre auch die Gesinnung, mit der Schiller in Bewunderung des ächten Dichtergenius ausruft: „Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht Er hinter seinem Werke, Er ist das Werk und das Werk ist Er, man muss des Ersteren schon nicht mehr werth, oder nicht mächtig oder schon satt sein, um nach Ihm

nur zu fragen,“ ich theile sogar, die diesem Ausruf zu Grunde liegende Anschauung, denn auch mir gilt das Kunstwerk als eine selbstständige, in sich abgeschlossene, die Harmonie des Weltalls wiederspiegelnde Schöpfung — aber ich glaube, dass der Meister immer noch mehr ist als sein Werk, ich glaube auch, dass die Betrachtung des in ihm wirkenden lebendigen Geistes nicht abführt von seinen Werken, sondern nur noch tiefer in sie einführt, vor Allem aber glaube ich, dass das grösste Kunstwerk immer und ewig der Mensch selber bleibt und dass es kein erhabneres Schauspiel gibt, als das Bild eines Menschen, der da ringt nach dem Höchsten und dessen Ringen einen so grossartigen und heiligen Charakter trägt, wie nach dem Eindruck seiner Werke das Ringen Shakspeare's getragen haben muss. —

Es ist aber nicht leicht, das Bild dieses Menschen zu fixiren. Es ist schon nicht leicht wegen des fast grenzenlosen Umfangs seines Geistes, der alle Formen des Menschlichen in sich zu schliessen scheint und mit dessen materiellem Reichthum eine nicht weniger universelle Anschauungsweise Hand in Hand geht; wo soll man diesen Menschen fassen, der dem Anschein nach aufhört, ein Individuum zu sein und kaum irgendwo eine Einseitigkeit oder Schranke blicken lässt? Es ist auch deshalb nicht leicht, weil es uns fast an allen beglaubigten Nachrichten über sein persönliches Leben fehlt. Er selbst hat keinerlei Sorge getragen für seinen Ruhm; soweit es an ihm lag, wären nicht einmal seine Werke auf uns gekommen, die wirklich nur einerseits der Spekulationsgeist industrieller Buchhändler, andrerseits die treue Anhänglichkeit und Verehrung seiner Freunde vor dem Untergang bewahrt hat. Und auch sonst ist uns, abgesehen von ganz vereinzelten dürren Notizen, nicht das Mindeste weder über sein persönliches noch über sein geistiges Leben überliefert. Es bleiben also als einzige Quelle seine Werke, die aber wieder für den angegebenen Zweck kaum eine lohnende Ausbeute verheissen. Sind sie doch nur dadurch, was sie sind, dass er sie wie selbstständige Welten aus sich heraus gestellt hat, die ihren Schwerpunkt in sich selber tragen und die wohl im Allgemeinen den Stempel seines Geistes zeigen,

in denen aber seine Person, ähnlich wie die Homers in den seinigen, völlig zu verschwinden scheint; wovon jenes Wort Schillers ein so treffender Ausdruck ist. Es kommt hinzu, dass sie auch von Seiten ihres Stoffes das Vordringen zu seiner Person von ihnen uns erschweren. Ihr Thema ist der Kampf des Menschen mit dem Schicksal, mit allen seiner Entwicklung und seinem Glücke feindlichen Gewalten in ihm selbst und in der Welt, und derselbe Kampf bildet auch den Inhalt unseres Lebens. Wir sind also bei jedem seiner Werke persönlich betheiligt und die Fülle von Gemüth, die Shakspeare in seine Dichtung hineinlegt, steigert unsere Betheiligung in einem Grade, der die denkende Betrachtung ihr gegenüber nur schwer zu ihrem Rechte kommen lässt. Wer vermöchte denn wohl, wenn die anmuthigen Töne des Sommernachtstraumes sein Ohr berühren, oder die mild ergreifenden des Wintermährchens, oder gar der eiserne Gang des „grossen gigantischen Schicksals“ im Othello oder Lear, sein Gemüth frei zu erhalten, dass er den Dichter belauschen könnte in seiner Werkstatt? Und wer es vermöchte, er wäre sicher kein Shakspeare verwandter Geist und ein für allemal unfähig, das Räthsel seines Gemüthslebens zu lösen.

Wenn wir uns aber auch erheben über unsere persönliche Betheiligung, so sind wir darum noch nicht frei, sondern verfallen wieder nach andren Seiten der Macht seines Geistes. Da ist zuerst der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des individuellen Lebens, das er vor uns entfaltet und das uns fesselt, wir wissen nicht wie, und uns immer wieder einlädt, uns darein zu versenken und selbst das Kleinste uns bedeutend macht. Dann aber vor Allem der Zauber der Erkenntniss, die er uns erschliesst. Kein andrer Dichter führt so tief ein in das Verständniss des Lebens, keiner vermag es, uns so in das Bewusstsein der Welt zu versetzen. Wer kennte nicht die berühmten Worte Goethe's: „Shakspeare gesellt sich zum Weltgeist, er durchdringt die Welt wie Jener, Beiden ist Nichts verborgen, aber wenn des Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniss zu verschwatzen und uns vor oder doch gewiss in der That zu Vertrauten zu machen.“ Ist es also wohl zu

verwundern, wenn beim Studium solcher Werke das Bild ihres Urhebers uns immer wieder vor den Augen zerrinnt? und muss man es nicht ganz begreiflich finden, dass selbst Männer wie Lewes, der vielgelesene Biograph Goethe's, es für geradezu unmöglich erklären, auch nur die Ansichten Shakspeare's aus seinen Werken zu erkennen, geschweige sein Geistesleben zu ergründen und die Entwickelungsstufen zu bestimmen, durch die er hindurchgegangen ist?

Und doch sind seine Werke nichts Andres als Krystallisationen seines inneren Lebens und er selbst ist so weit entfernt, seine persönlichen Ueberzeugungen zurückzuhalten oder überhaupt auf seine Person zu verzichten, wenn er dichtet, dass im Gegentheil seine Poesie einzig und allein auf der Energie und Wahrheit seines persönlichen Lebens beruht und jedes seiner Werke als eine förmliche Proclamation einer persönlichen Ueberzeugung zu betrachten ist, zu der er sich durch inneren Kampf hinaufgearbeitet und an der sich seine dichterische Begeisterung entzündet hat. Das ist eben das erhebende Resultat jedes tieferen Eindringens in Shakspeare, dass seine Grösse, wie die aller ausserordentlichen Menschen, wenn auch allerdings zuerst begründet durch eine fast verschwenderische Naturbegabung, in letzter Instanz doch sein eigenes Werk gewesen ist, das Werk seines tief persönlichen Ringens und seines unerschütterlichen Glaubens an die Wahrheit unserer Ideale. Dass dem wirklich so ist, habe ich später zu zeigen. Jetzt will ich nur darauf hinweisen, wie es einmal überhaupt keine andere Quelle der Begeisterung gibt, als die in dem tiefgefühlten persönlichen Bedürfniss des idealen Lebens liegt, und wie insbesondere gerade Shakspeare's Poesie in sich zusammenfallen müsste, wenn man ihr den persönlichen Charakter rauben wollte. Man hat seine Dichtung wohl als Ganzes ein Weltgericht genannt und gewiss ist, dass man mit dieser Bezeichnung wenigstens eine Seite derselben treffend charakterisirt hat — wer aber vollzieht das Gericht in seiner Dichtung? oder vielmehr, was gibt demselben diese überwältigende Macht über die Gemüther, wenn nicht eben die persönliche Betheiligung des Dichters, sein Hass gegen das Böse, seine Begeisterung für das Gute, sein persönlicher

Glaube an eine sittliche Weltordnung? Und ist es nicht diese selbe persönliche Erregbarkeit, die ihn, der als Dichter Keinen über sich hat, zugleich neben die ersten Redner aller Zeiten stellt? Oder wo gäbe es eine des Namens würdige Beredtsamkeit ohne Betheiligung des eignen Menschen?

Es ist überhaupt ein Wahn, von der Objektivität eines Dichters zu reden, wenigstens sobald man diese als absolute Partheilosigkeit und Freiheit von sich selbst auffasst. Der Dichter ist in Einem Sinne immer Parthei, d. h. er kämpft für die ewigen Interessen der Menschheit und es gehört zu seinem Wesen, dass diese Interessen zu Lebensfragen für ihn werden, an die sein Friede und sein Glück geknüpft sind. Wie sollte er also hier frei von sich selbst oder partheilos sein? Und ebensowenig ist er frei in Bezug auf sein Schaffen selbst, er schafft nicht willkürlich aus der Phantasie heraus, sondern er gestaltet nur sein Inneres, er kann nur Worte geben dem, was in ihm lebt, und das sind eben jene allgemeinen Interessen, deren Realität und siegreiche Macht im Gegensatz zu allem Endlichen und Schlechten es ihn darzustellen und sich selber wie seinen Mitmenschen anschaulich zu machen drängt. So haben Schiller und Goethe geschaffen und so auch Shakspeare, ja gerade Shakspeare, dieser sogenannte objektive Dichter, ist derjenige unter diesen Dreien, bei dem dies Gemüthsinteresse am durchgreifendsten zur Herrschaft gekommen ist und den ausgeprägtesten Charakter trägt. Kein einziges seiner Werke ist aus einem bloss künstlerischen Interesse entstanden, das bei Goethe so stark war und das bei Schiller ein seiner persönlichen Anschauung so widersprechendes Werk, wie die Braut von Messina möglich machte; ebensowenig haben seine politischen Sympathien, wie man hat behaupten wollen, ihn zu künstlerischem Schaffen angeregt und selbst seine Begeisterung für die Grösse seines Volkes ist seinem Dichten wenigstens so weit fremd geblieben, als sie zu keinem seiner Werke den eigentlichen Anstoss gegeben hat und seine Seelenstimmung überhaupt nur an der Oberfläche berührt. — Was ihn dagegen in den letzten Tiefen seines Wesens ergreift und seine dichterische Kraft unmittelbar in Thätigkeit setzt, das sind die Interessen

des inneren Menschen, seine sittliche Würde, die Herrschaft des sittlichen Geistes in der Welt, das Grauen vor der Sünde, die Möglichkeit einer Beherrschung des Schicksals und einer wirklichen Versöhnung mit dem Leben — kurz sein Ringen nach einem menschenwürdigen, auf das Göttliche gestellten Leben, und seine Dichtung ist nichts Anderes als die Darstellung dieser seiner rein persönlichen Kämpfe. Und wie er nun diese Kämpfe einerseits darstellt auf der Grundlage des allumfassenden Gemüths, des Menschen, der die ganze Welt im Busen trägt und für die Interessen Aller kämpft; so begleitet er sie andrerseits mit einer solchen Wärme und Partheinahme für das, was ihm als höchstes Ziel des Menschen gilt, dass man leicht durchsieht, wie es seine eigne Sache ist, für die er ficht, sein eigentliches und letztes Lebensinteresse, das mit ihm wächst und sich entfaltet und mehr und mehr alle besten Stoffe seines Wesens in sich umsetzt. Kurz seine Dichtung ist gleichsam sein geistiger Leib, seine wirkliche, organisch erwachsene und organisch fortschreitende Lebensgeschichte und das schöne Wort, das Horaz in den Sermonen seinem Freunde Lucilius gewidmet hat, lässt sich im vollsten Sinne auch auf ihn anwenden:

> Gleich als treuen Genossen vertraut einst dieser den Schriften
> Herzensgeheimnisse an. Niemals, ob ihm Schlimmes begegnet,
> Wand er sich anderswohin, ob Erfreuliches, also dass hierin
> Völlig das Leben des Greises enthüllt wie ein Weihegemälde
> Vor uns liegt.

Begleiten Sie mich nun zu der Betrachtung dieses seines geistigen Lebens. Das Erste, was uns hier wichtig ist, ist der Standpunkt, von dem er ausgeht, oder besser das allgemeine Interesse seines Gemüths. Es ist kaum möglich, über dieses ernstlich im Zweifel zu sein. Shakspeare ist geboren im Anfange der Regierung der Elisabeth, zu einer Zeit, wo der protestantische Geist in England eben siegreich durchgebrochen war, und die ganze Epoche des Heranwachsens des Dichters zum Jüngling und Mann ist bezeichnet durch eine Reihe der glänzendsten Erfolge, die dieser Geist im Vollgefühl der eben errungenen Freiheit auf allen Gebieten des Lebens davontrug. Sieht man nun das gewaltige Ringen in der Dichtung Shak-

speare's, so liegt der Schluss nahe, dass es der protestantische Geist sei, der demselben zu Grunde liege, und in der That ist Shakspeare der vollendete Ausdruck dieses Geistes auf dem rein menschlichen Gebiete und keine Dialektik katholischer Partheiführer oder protestantischer Romantiker wird ihn jemals zu einem Vertreter der katholischen Weltanschauung machen. Ebensowenig hat er aber irgend etwas gemein mit der dogmatischen Fixirung des protestantischen Geistes in dieser oder jener einzelnen Confession und überhaupt muss man sich hüten, einen welthistorischen Menschen wie Shakspeare in Abhängigkeit zu bringen von irgend einem positiven Glaubensbekenntniss. Als Ganzes betrachtet, wird sich seine Poesie nach dem in ihr wirkenden Lebensprincip vielleicht am treffendsten bezeichnen lassen als eine Reproduction der protestantischen Auffassung des Christenthums aus dem Wesen des Menschen heraus, und bis zu welcher Höhe ächt christlichen Geistes Shakspeare sich von diesem Boden aus erhebt, dafür will ich als Beleg hier nur die Thatsache anführen, dass er selbst die letzte und schönste Blüthe des christlichen Princips, die Feindesliebe, aus dem menschlichen Wesen herausentwickelt und den Beweis führt, wie dieselbe ein nothwendiges Produkt des Strebens nach Läuterung des inneren Menschen, nach Versöhnung mit sich selbst ist. Aber trotz dieses letzten Resultates seiner Dichtung hat er doch mit dem dogmatischen Protestantismus nichts Andres als den allgemeinen Ausgangspunkt gemein, nämlich das Bewusstsein des Widerspruches zwischen der göttlichen und sinnlichen Natur des Menschen, zwischen der Forderung absoluter Reinheit und Vollkommenheit einer-, und der Thatsache seiner Existenz als sinnliches, beschränktes, der Sünde preisgegebenes Wesen andrerseits. Seine weitere Entwicklung von diesem Ausgangspunkte aus ist eine völlig freie, es ist die Entwicklung eines Menschen, der keine Wahrheit anerkennt, die er nicht aus seiner eigenen Brust geschöpft, nicht an sich selbst erlebt hat, für den überdies der Gegensatz zwischen Heiligem und Profanem, zwischen Himmel und Erde zunächst nicht existirt, sondern der das Leben muthig beim Worte nimmt und den Himmel schon auf Erden finden will, der aber mit dem Selbstbewusstsein und dem unendlichen Reichthum des Genius zu-

gleich die diesem nie fehlende Demuth und das Bedürfniss der Schranke in sich trägt und der von Allem der Wahrheit gegenüber kein Ich hat, sondern sich ihr willig unterwirft, in welcher Gestalt sie sich ihm auch offenbaren möge. Es ist mit einem Wort der Entwicklungsgang eines ächten, ursprünglichen Menschen, der aus sich heraus die Wahrheit findet und durch sein Beispiel den ursprünglichen Adel des menschlichen Wesens bekundet. —

Ich gehe dazu über, die einzelnen Phasen der Entwicklung Shakspeare's darzustellen. Schon seine ersten Dichtungen, die aus einer Zeit stammen, in der ihn die Mehrzahl seiner Biographen ein lockeres Leben führen lässt, zeugen für sein bei aller leidenschaftlichen Erregbarkeit tiefernstes Streben. Wie alle grossen Genien, so sehen wir auch ihn eine Sturm- und Drangperiode durchleben, in der er alle Bedingungen des menschlichen Daseins in Frage stellt, weil sie seinen Anforderungen nicht genügen, oder mit anderen Worten: er geht durch den Weltschmerz hindurch. Mitten in der unmittelbarsten Freude am Leben, die den Dichter charakterisirt und die bei ihm einen fast glühenden Charakter trägt, taucht der Widerspruch der geistigen und sinnlichen Natur des Menschen in immer anderen und inhaltsvolleren Formen in ihm auf und treibt ihn zu immer tieferem Ankämpfen gegen die sinnliche Seite unseres Wesens und überhaupt gegen Alles, was sich unserer Sehnsucht nach einem vollkommenen Dasein in den Weg stellt. Verzweiflung am Menschen, der ihm des Namens eines sittlich-geistigen Wesens unwürdig scheint, und Verzweiflung an der Welt, weil diese keine Bürgschaft biete für den Sieg des Guten, bildet seinen Ausgangspunkt, und eben dass er die ewigen Schranken der Menschheit, die auch auf uns noch drücken, an sich selbst erfahren und dass er tief hineingeblickt hat in den düsteren Hintergrund des Lebens, eben das ist es, was ihn unserem innersten Menschen so nahe bringt und ihm auch heute noch die Kraft gibt, nicht bloss uns zu erschüttern, sondern auch uns über uns selbst zu erheben. Denn ich brauche nicht erst zu sagen, dass er nicht stecken bleibt in seinem Weltschmerz, sein Glaube an die Welt und an die Menschen ringt

sich wieder durch und schon sein Humor, der in dieser ersten Periode einen so weiten Raum einnimmt, zeigt, dass er sich gründlich ausgesöhnt hat mit den Schranken des menschlichen Wesens und sich ihrer nicht mehr als Schranken bewusst ist. Das eigentlich grossartige und entscheidende Resultat seines Weltschmerzes aber ist seine Erkenntniss des göttlichen Grundes alles Lebens, die schon in diese Periode fällt. Mit dieser Erkenntniss hat er seine Basis gewonnen für sein geistiges Leben. Die Immanenz Gottes in der Welt und im eignen Wesen des Menschen gilt ihm als die Lösung des Lebensräthsels und erfüllt ihn mit einer Begeisterung, die ihn wie mit Einem Schlage zum Herrn aller seiner Geisteskräfte macht und ihn gleich in seinen ersten Werken als vollendeten Dichter vor uns treten lässt. Und die Berechtigung dieser seiner neuen Weltanschauung ist es, die er in den Werken seiner Sturm- und Drangperiode darstellt, die also sämmtlich den Zweck verfolgen, das Göttliche als die beherrschende Macht des Lebens aufzuweisen.

Wirklich spricht dieses Streben schon aus seinen lyrischen Gedichten, Venus und Adonis und Lucretia, den frühesten unter allen seinen Schöpfungen, und ebenso beruhen auf ihm der erste grosse mittelalterliche Dramencyclus Heinrich VI. 2. und 3. Theil *) und Richard III, ferner die ältesten Lustspiele, die beiden Veroneser, die Komödie der Irrungen und der Sommernachtstraum, und endlich seine beiden frühesten Tragödien, Romeo und Julia und Hamlet. Ich will nur zwei dieser Stücke etwas näher betrachten, Richard III. und Hamlet. Zuerst Richard III. Sie kennen dieses gewaltige historische Drama und den fürchterlichen Menschen, von dem es den Namen trägt, Richard III. selbst, der nicht bloss ohne eine Spur von menschlichem Gefühl Alles aus dem Wege räumt, was zwischen ihm und dem Thron steht, sondern dem das grauenvolle Spiel, das er mit den Menschen treibt, an und für sich ein Genuss ist und den wir gleich zu Anfang des Stückes sich förmlich lossagen hören von jeder Pflicht gegen Gott und die Menschen,

*) Der erste Theil Heinrichs VI. ist wenigstens grösstentheils unächt.

ja der den schauerlichen Muth hat, „das Wort Liebe,“ wie er sich ausdrückt, „das Graubärte göttlich nennen,“ abzuschwören und sein Leben auf die absolute Selbstsucht, auf die grundsätzliche Verläugnung alles Guten im Menschen zu begründen. Hier haben wir also eine Personification nicht sowohl des bösen Willens als solchen, als vielmehr des Atheismus und zwar des eigentlichen, nackten Atheismus, der nicht nur Gott selbst, sondern der alles Gute schlechthin läugnet und der das Böse zum Princip der Welt erheben will.

Was ist es denn nun, was Shakspeare bestimmen konnte, diese Ausgeburt von einem Menschen zum Mittelpunkt eines Kunstwerks zu machen? Wo lag für ihn das begeisternde Element, das ihn zum Schaffen anregte und aus dem er die Kraft zu einem Werke zog, das, obgleich eins der frühesten unter allen seinen Werken, dennoch für immer zu den grössten Schöpfungen des Menschengeistes zählen wird? Hier bewährt sich, was ich oben über die Wirkung sagte, die seine Erkenntniss des göttlichen Grundes der Welt auf sein inneres Leben übte. Richard III. oder vielmehr die ganze grosse Trilogie, die mit Richard schliesst, ist die erste reife Frucht dieser Erkenntniss und die Wahrheit, die er in ihr darstellt, ist die, dass die Liebe kein blosses Wort ist, wozu Richard sie machen wollte, sondern dass sie der durch die Welt ergossene göttliche Geist ist und dass dieser Geist eine reale Macht ist in der Welt, die Niemand ungestraft verletzt. Selbst in seiner höchsten Steigerung ist das Böse ohnmächtig, sich in der Welt zu behaupten. Und nun vergegenwärtigen Sie sich die persönliche Betheiligung, mit der Shakspeare diese Wahrheit, die ihm Lebensbedürfniss war, vertritt, vergegenwärtigen Sie sich die Gluth der Empfindung, mit der er in der Gestalt der Margarethe, der fürchterlichen „Meisterin des Fluchs,“ wie man sie genannt hat,*) nach Rache schreit für die Frevel am Menschen, die er schildert; mit der er die unglückliche Mutter der beiden von Richard gemordeten Kinder Gott selbst anklagen

*) Vergleiche die schöne Abhandlung Vischers in Prutz Literarischem Taschenbuch 1844. 2. Jahrgang.

lässt, dass er „solch zarte Lämmer dem Wolfe in den Rachen geworfen,“ und mit der er durch das ganze Stück hindurch die sittliche Weltordnung als eine unabweisliche Forderung des menschlichen Gemüths hinstellt, mit deren Nichterfüllung die Welt in sich zusammenstürzen müsste. Vor Allem aber vergegenwärtigen Sie sich das sittliche Gericht, dem er Richard verfallen lässt, jene schauerliche Scene, in der Richard schlafend die Geister seiner Ermordeten vor sich heraufziehen sieht, jeder Einzelne seinem Gegner Richmond freudigen Muth und Siegeshoffnung in die Brust senkend, ihm aber in fürchterlichem Refrain den Fluch zurufend: „Verzweifle und stirb!“ Und dann sein innerer Zerfall beim Erwachen, diese trostlose Erkenntniss, dass er, der die Liebe abgeschworen, nun dahin gekommen ist, auch sich selbst nicht mehr lieben zu können, dass er sich hassen und verdammen muss, als wäre er sein ärgster Feind — das ist ein wirkliches, vernichtendes Selbstgericht und das ganze Drama ist in seinem letzten Grunde eine Theodicee, eine Rechtfertigung Gottes in Bezug auf die Zulassung des Bösen in der Welt, wie sie nicht grossartiger gedacht werden kann. Die Anklage Gottes, von der Shakspeare in seinem Weltschmerz ausgeht und die im Stücke selbst noch mehrfach titanenartig anschwillt, hat sich somit in eine Verherrlichung der Weltordnung verwandelt. —

Ich komme zu dem zweiten Stück aus seiner Sturm- und Drangperiode, das ich besprechen wollte, zum Hamlet. Mit diesem berühmtesten Werke Shakspeare's hat sich bekanntlich Goethe in seinem Wilhelm Meister eingehend beschäftigt. Er kommt dort zu dem Resultat, „Shakspeare habe schildern wollen: eine grosse That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist:“ „Hier wird, fährt er fort, ein Eichbaum in ein köstliches Gefäss gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schoss hätte aufnehmen sollen, die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäss wird vernichtet.“ Ein schönes Bild! und hätte man es auch nicht als den Schlüssel des Gedichtes betrachten sollen, so legt es doch ein merkwürdiges Zeugniss ab für die Kraft der dichterischen Intuition in Goethe, ja das Bild selbst lässt sich mit geringer Veränderung beibehalten. Hamlet ist

in der That ein köstliches Gefäss voll lieblicher Blumen, denn er ist ein reiner Mensch, durchdrungen von Begeisterung für alles Grosse und Schöne, ganz in Idealen lebend und vor Allem voll Glauben an den Menschen, — aber was dieses Gefäss sprengt, ist nicht die über seine Tragfähigkeit hinausgehende grosse That der Rache für seinen ermordeten Vater, sondern es ist die Erkenntniss der Schlechtigkeit der Menschen, des Widerspruchs zwischen seinem Ideal und dem, was ihm plötzlich die wirkliche Welt als Bild des Menschen entgegenbringt, ja was er nach und nach an sich selbst als das eigentliche und wahre Bild des einst von ihm vergötterten menschlichen Wesens erkennt — kurz, Hamlet geht zu Grunde an dem Innewerden, dem eignen Erleben der Sündhaftigkeit des Menschen, und wenn Shakspeare in Richard III. ausging von dem Zweifel an der sittlichen Weltordnung, so geht er hier aus von dem Zweifel an der sittlichen Natur des Menschen und seiner geistigen Würde überhaupt.

Tief genug durchgekostet hat Shakspeare wahrlich diesen Zweifel und geschont hat er den Menschen nicht in seinem Hamlet. Wie der Geist im Stücke vor Hamlet's Blicken, so zieht er vor den unseren den Schleier weg vor den sittlichen Abgründen, die das menschliche Wesen in sich birgt und die er hier noch überdies von einem Menschen messen lässt, der keinen andern als den rein idealen Maasstab kennt. Welch einen grauenvollen Blick in das Innere eines völlig gottverlassenen Menschen lässt er uns thun durch das Gebet des Königs, der nicht beten und nicht bereuen kann! und auch Hamlet's Mutter sieht „schwarze Flecken in ihrer Seele, die nicht von Farbe lassen." Und wie lässt er uns allein dadurch sein eigenes Grauen vor der Sünde mitempfinden, dass er Hamlet an dem Einblick in sie zu Grunde gehen lässt! Der erschütterndste Anblick aber bleibt Hamlet selbst, der nicht bloss mit jedem Wort, das er spricht, rettungslose Verzweiflung am Menschen ausspricht, sondern der durch den steten Widerspruch zu der Forderung seines Gewissens, Rache zu nehmen für seinen Vater, einer Forderung, die er nicht erfüllt und nicht erfüllen kann, weil sein inneres Leben längst zerstört ist, der, sage ich, bei aller

Reinheit seines Willens, endlich auch dem Bösen verfällt, ja in dem ein wahrhaft teuflischer Hohn sich entbindet und der unter der Herrschaft der einmal entfesselten Dämonen seines Innern, sich zuletzt sogar mit einer wenigstens für sein Bewusstsein unsühnbaren Schuld belädt, dem Morde des Polonius und dem Tode jener beiden Speichellecker des Königs. Und diese völlige Zerstörung eines einst so herrlichen Menschenbildes begleitet Shakspeare durch das ganze Stück hindurch mit jenen schauerlich dumpfen Grabesklängen, die Hamlet nicht sowohl spricht, als dass sie ihm entquellen, und die immer dumpfer und dumpfer erklingen, bis sie nach der Kirchhofsscene allmählich hinsterben in schmerzvoller Wehmuth.

Durchgekostet also hat Shakspeare die Verzweiflung am Menschen und ich wenigstens kenne, den Faust allein ausgenommen, Nichts im ganzen Umfang der Literatur, das auch nur entfernt heranreicht an den reinen tiefen Schmerz, der den Charakter des Hamlet dictirt hat. Aber ist denn nun die Stimmung des Dichters und ist der Inhalt des Stücks schon erschöpft mit dieser düstern Seite, die ich bis jetzt allein hervorgehoben habe? Keineswegs! Shakspeare hat auch diesem Widerspruche gegenüber seine Rettung wieder in jenem allgemeinen Princip gefunden, das ihm überhaupt alle Widersprüche löst und das schon in Richard als das Fundament seines persönlichen Lebens erscheint. Der Mensch ist sündhaft, ist die im Hamlet dargestellte Ueberzeugung Shakspeare's — aber bei aller seiner Sündhaftigkeit ruht er doch auf Gott und nie und nimmer kann er sich lossreisen von diesem göttlichen Grunde. Ist es nicht allein das Bedürfniss einer absolut sittlichen, dem reinen Ideal entsprechenden Welt, das Hamlet seinem Untergang entgegen führt? und selbst wenn er dem Bösen verfällt, ist es nicht nur, weil er seiner Pflicht nicht genügen und weil er über diese seine Ohnmacht sich nicht erheben kann? Und wie kindlich rein erscheint er noch in jener Begrüssung des Laertes, durch die er diesen zu versöhnen sucht. Gerade Hamlet also, dieser Verkündiger der Nichtigkeit des Menschen, zeugt durch seine eigne Person für das uns eingeborne sittliche Bedürfniss, ja er ist im vollsten Sinn des Wortes ein Märtyrer unserer sittlichen

Natur, deren Wahrheit er mit seinem Untergang besiegelt, und der Adel seiner Gesinnung, die Reinheit seines Wollens — sie schweben versöhnend und ausgleichend über allen seinen Reden und Handlungen, und nehmen ihnen ihren Stachel für unser Gemüth. Selbst König und Königin tragen noch bei zu dieser Versöhnung, denn wenn auch zu tief gesunken, um sich noch von dem Schlechten loszureissen, bestätigen doch auch sie, wie unvertilgbar das Gute dem Menschen eingepflanzt ist, sie zwingt es wenigstens noch, sich vor sich selber zu verdammen und sich das Bekenntniss abzulegen, dass nur im Guten das Heil zu finden ist. Also schon hier weicht Shakspeare in der Lösung des Widerspruchs ab von dem dogmatischen Protestantismus. Sein Gedicht ist eine Rechtfertigung des Menschen nicht durch den Glauben, sondern aus sich heraus. Mitten durch den Zweifel, ja durch den geraden Gegensatz hindurch, ringt er sich allein durch Vertiefung in die menschliche Natur wieder empor zur Versöhnung und wenn auch dieselbe grosse Frage noch später mehrfach wieder in ihm auftaucht und ihn zwingt, sie von neuen Seiten zu betrachten, das Princip selbst stand ihm doch seit seinem Hamlet fest und niemals ist er wieder irre geworden an der sittlichen Grundlage des menschlichen Wesens.

Ich muss Ihnen jetzt noch den Abschluss dieser Entwicklungsperiode Shakspeare's schildern, seine Versöhnung mit dem Leben. Er hat dieselbe in einer Reihe von Werken dargestellt, deren gemeinschaftliche Grundlage die Idee der menschlichen Freiheit bildet und die uns wieder die tiefsten Blicke in sein Inneres gestatten. Die wichtigsten Werke sind hier der Kaufmann von Venedig und der zweite grosse mittelalterliche Dramencyclus, Richard II., die beiden Theile Heinrichs IV. und Heinrich V. Ich will nur den Kaufmann von Venedig kurz skizziren: Nach zwei Seiten hin zeigt Shakspeare hier, wie der gute Mensch in jeder Lebenslage Herr seines Schiksals ist und wie es in der That nichts weiter bedarf als eines reinen Herzens und einer richtigen Erkenntniss dessen, was allein zu beglücken vermag, um der Macht des Zufalls und der äussern Welt überhaupt entzogen zu sein.

Betrachten Sie zunächst Bassanio. Wenn es diesem vor den anderen Freiern der Portia gelingt, das Räthsel zu lösen, an das Portia's Besitz geknüpft ist, so verdankt er es nur seinem wirklichen Glücksbedürfniss und dem aus diesem entspringenden Ernste, mit dem er zu der Wahl schreitet. Rein wie er selbst, ist auch seine Liebe zu Portia und diese allein hat ihn bestimmt, als ihr Bewerber aufzutreten. Es ist also nicht der blinde äussere Zufall, der sein Geschick entscheidet, als er nun nach langer ernster Sammlung seine Wahl trifft, sondern seine vom Herzen aus erleuchtete Erkenntniss leitet ihm die Hand und lässt ihn aus innerer Nothwendigkeit gerade das unscheinbare bleierne Kästchen wählen, in das das Bildniss Portia's eingeschlossen ist. Und eben die Macht der inneren Erleuchtung wollte Shakspeare darstellen an Bassanio. Ueber die ganze Scene seiner Wahl ist eine feierliche Stimmung ausgegossen, eine Andacht, die zwar die religiösen Worte meidet, die aber auf den sinnigen Leser darum nicht weniger einen religiösen Eindruck macht und deren Grundton sich so wiedergeben lässt: Nur dem reinen Menschen werden die Augen aufgeschlossen, nur das Sehen mit dem Herzen führt uns sicher. Und wie Shakspeare in Bassanio die Macht des Menschen in Begründung seines Glückes darstellt, so zeigt er an Antonio den Triumph des liebenden Gemüths über alle irdischen Leiden und Schmerzen. Antonio erlebt die völlige Ohnmacht des Menschen in Beherrschung seines äusseren Schicksals. Aus einem reichen Manne, der wie ein König mit seinen Schätzen schalten konnte, sinkt er zum Bettler herab und verfällt der Rache des Juden, dem er die dargeliehenen Summen nicht erlegen kann — was vermag nun aber das Unglück über ihn? Er sieht sich nicht nur getragen von der Liebe aller derer, die er einst mehr durch seine Person als durch die Dankbarkeit an sich gefesselt hat, sondern er erhebt sich auch innerlich über sein Schicksal und sieht selbst dem Tode ruhig entgegen, in Hinblick auf seinen Freund, für den er ihn erleiden soll.

Hier ist die Welt thatsächlich überwunden und wenn Antonio noch gerettet wird, so ist das nur noch eine Genugthuung für unser Gefühl, er selbst bedurfte der Rettung nicht. Und

nun vergleichen Sie mit diesen beiden Charakteren, die Shakspeare als Vertreter unserer Freiheit hingestellt hat, den Juden Shylock und dessen Schicksal! Wie richtet er den Standpunkt dieses Menschen, der sein Glück auf die Selbstsucht und den Hass begründet, und sich durch seinen Verstand gegen alle äusseren Unfälle sichern zu können glaubte. Sein Diener verlässt ihn, seine eigne Tochter flieht aus seinem Hause und entführt ihm seine Schätze, sein Anschlag gegen Antonio scheitert trotz aller Schlauheit, die er aufgewandt hat, und nicht genug, dass er seine Geldsäcke einbüsst, die ihm sein ganzes Lebensglück bedeuteten, er sieht sich auch von seiner einst wirklich grossartigen Energie verlassen, die, in grellem Contrast zu der sich immer steigernden Seelenstärke des an sich so schwachen Antonio, schliesslich vollständig in sich zusammenbricht. Mit festerer Zuversicht und beruhigterem Bewusstsein ist die weltbezwingende Macht des Guten gewiss nie dargestellt worden, als es Shakspeare in diesem Stücke thut, und so erklären sich denn auch die wunderbar ergreifenden, milden Töne des fünften Acts, der recht eigentlich ein Ausströmen dieser ganz in sich versöhnten, seeligen Stimmung ist. Hier nämlich schildert Shakspeare noch an zwei Liebenden das Glück des reinen Menschen und nicht umsonst findet sich gerade in diesem Stücke, das fast unmittelbar bestimmt scheint, die Harmonie der Welt im hellsten Licht zu zeigen, jene berühmte Stelle über die Musik:

> Der Mann, der nicht Musik im Busen hat,
> Den nicht die Eintracht süsser Töne rührt,
> Taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücken;
> Die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht,
> Sein Trübsinn düster, wie der Erebus.
> Trau keinem Solchen.

Und weiterhin die herrlichen Worte, die er dem Lorenzo in den Mund legt:

> Wie süss das Mondlicht auf dem Hügel schläft!
> Hier sitzen wir und lassen die Musik
> Zum Ohre schlüpfen, sanfte Still und Nacht,
> Sie werden Tasten süsser Harmonie.
> Komm, Jessica! Sieh, wie die Himmelsflur

Ist eingelegt mit Scheiben lichten Goldes!
Auch nicht der kleinste Kreis, den du da siehst,
Der nicht im Schwunge wie ein Engel singt
Zum Chor der hellgeaugten Cherubim.
So voller Harmonie sind ew'ge Geister,
Nur wir, weil dies hinfäll'ge Kleid von Staub
Uns grob umschliesst, wir können sie nicht hören.

Diese Verse, wie die ganze über dem Drama liegende Stimmung, können, glaube ich, uns Bürgschaft sein für die innere Harmonie in Shakspeare selber, und nur diese konnte eine Poesie erzeugen, die wie ein Evangelium uns neuen Glauben gibt ans Leben und uns hinaushebt über alles Kleinliche und Gemeine der Alltagswelt!

Ich komme zu der zweiten Periode Shakspeare's. Wenn die eben dargestellte erste uns den Dichter zeigt, wie er sich das Leben gleichsam im Sturm erobert und in jubelnder Begeisterung sich einerseits des göttlichen Grundes alles menschlichen Daseins und andrerseits der Bedingungen bemächtigt, an die unsre Freiheit geknüpft ist, so treffen wir ihn hier wieder als in sich beruhigten, völlig reifen Mann, in dem die Begeisterung nicht mehr jubelnd ausbricht, sondern in dem sie als stilles heiliges Feuer brennt und dem wir es an jedem Worte anmerken, dass er sich tief durchdrungen hat mit dem Ernst des Lebens. — Unter den vielen schönen Aussprüchen Goethes über das Wesen des Dichters findet sich einer, der denselben für einen „verkappten Busprediger" erklärt, dem die Aufgabe gestellt sei, „das Verderbliche der That, das Gefährliche der Gesinnung an den Folgen nachzuweisen," der mithin den Leser oder Hörer nicht durch direktes Lehren oder Predigen, sondern durch das Ergreifen des ganzen Menschen vermöge der an ihm vorübergeführten Lebensbilder zur Einkehr in sich selbst zu stimmen sucht. Als einen solchen Bussprediger haben wir uns Shakspeare in dieser zweiten Periode vorzustellen, oder wie man auch sagen kann, als einen Mahner und geistigen Führer, der uns bei jedem ernsten Anlass zuspricht, auf unsrer Hut zu sein, uns nicht gedankenlos dem Impuls des Augenblicks oder unseren eignen Trieben und Leidenschaften in die Hände zu liefern,

uns bewusst zu werden, welche Güter auf dem Spiele stehen, wenn wir irgend eine Forderung unsrer sittlichen Natur überhören oder ihr nicht Folge geben. Und er beschränkt sich nicht auf das Einzelleben, er zieht auch das öffentliche Leben in sein Bereich und deckt auch hier das Morsche in den Grundlagen, das Verderbliche in den Principien auf, auf denen es beruht. Vor Allem aber mit welcher erschütternden Wahrheit und Gluth der Empfindung, mit welcher Hingebung an die Sache, übt er sein Amt! Hier lernt man erst verstehen, was die sogenannte Objectivität seiner Werke, dieses scheinbar völlige Verschwinden seiner Person in ihnen, bedeutet. Die Objectivität Shakspeare's ist wesentlich sittliche Kraft, er verschwindet nur deshalb als Person in seinen Werken, weil er wirklich verschmilzt mit seinem sittlichen Pathos und nur noch in diesem lebt; er identifizirt sich mit demselben und wenn uns seine Werke berühren wie unmittelbare Offenbarungen des sittlichen Geistes, der durch ihn sein Gericht vollziehen lässt, so ist es, weil er die Kraft hatte, sich von allen persönlichen Syn- und Antipathien, von allen Einseitigkeiten des Partheistandpunktes zu läutern und sich mit ganzer Seele hinzugeben an die Alle umspannende und Allen gemeinsame Eine sittliche Idee. Besonders ist es das Grauen vor der Schuld, das in dieser Periode immer wieder in ihm auftaucht und ihn nicht ruhen lässt, bis er alle in den Lockungen der Welt oder im Innern des Menschen lauernden dämonischen Kräfte, die ihn in Schuld verstricken oder dem Bösen zuzutreiben vermögen, in leibhaftiger Gestalt und in voller Entfaltung ihres Wirkens vor sich fixirt hat und hier dringt er so tief ein, dass er den Keim des Bösen auch noch in den scheinbar edelsten Regungen des Menschen aufdeckt.

Lassen Sie mich Ihnen einige Beispiele geben von der Art wie er verfährt. Vergegenwärtigen Sie sich seinen König Johann. Wo der König zuerst auftritt, erscheint er als ein Mann von energischem Willen und entschiedener Thatkraft, als ein wirklich grossartiger Mensch, und so bewährt er sich auch noch im Stücke selbst durch seine ersten Thaten. — Er überwindet Frankreich mit imponirender Raschheit, er hat den Muth,

den Anmassungen des Papstthums mit Entschiedenheit entgegenzutreten, er stellt auch sonst den seiner Würde sich klar bewussten, fest auf sich selber stehenden Fürsten dar, und nun vergleichen Sie, was nach der Gefangennehmung seines Neffen Arthur, des rechtmässigen Königs von England, und nach der heimlich ausgestellten Vollmacht, den unschuldigen Knaben zu blenden oder zu ermorden, aus ihm geworden ist. Seine ganze frühere Grösse ist hin, das Bewusstsein seiner Schuld hat seine sittliche Kraft aufgerieben, er gleicht einem schwankenden Rohre, das jeder Luftzug hin und her wehet, und das, wie es selbst haltlos ist, so auch Niemandem einen Halt zu gewähren vermag. Und fragen Sie, was ihn in Schuld gestürzt hat, so antwortet Shakspeare: die verführerische Macht der Gelegenheit, des Augenblicks, der aus der Ferne winkende unverhoffte Vortheil, kurz die jeden Menschen bedrohende Versuchung und an dieser Macht lässt er nicht bloss den König, sondern mehr oder weniger alle handelnden Personen scheitern, nur der Bastard Faulconbridge, der sich im Lauf des Stücks zu einem unerschütterlichen sittlichen Charakter entwickelt, nur dieser geht unversehrt durch alle äusseren Versuchungen hindurch und die grosse Mahnung, die Shakspeare uns durch sein Stück zuruft, ist diese: Bilde dich zum Ernste, stärke deine sittliche Widerstandskraft. —

Ein noch furchtbareres Bild der vernichtenden Macht des Bösen rollt er in seinem Macbeth vor uns auf. Hier sind es nicht die Verlockungen durch die Aussenwelt, sondern die noch tiefer greifenden durch die eigne Einbildungskraft des Menschen. Was Macbeth unvermerkt sich selber raubt, so dass er dahin kommt, den König zu ermorden, das ist das gefährliche Spiel, das er mit sich selber treibt, indem er den lockenden Vorspiegelungen seiner Einbildungskraft, den Trugbildern von der „Königsmacht und Herrscherkrone," mit denen sie ihn umfächelt, mit Begierde nachhängt. Diese Bilder nehmen allmählig Besitz von ihm, sie umnebeln und umdüstern sein Bewusstsein und sie berauben ihn endlich so weit seiner Klarheit, dass sich ihm die Grenzen des Guten und Bösen vollständig verwischen. Damit ist er verloren und nun sehen Sie, wie ihm die Einbildungskraft Wort

hält. All sein Glück ist mit der That zerstört und keinen Augenblick lässt sie ihn der theuer erkauften Königsmacht froh werden. Denn nun wendet sich die Einbildungskraft gegen ihn. Statt der lockenden Bilder aus der Zeit vor dem Morde verfolgen ihn Schreckbilder, Banko's Geist setzt sich mit ihm zum Gastmahl und zwingt ihn, „mit dem Grau'n zur Nacht zu speisen," er glaubt sich von immer neuen Gefahren bedroht und schreitet, um sich zu sichern, zu immer neuen Freventhaten und als er am Ende seiner schauerlichen Laufbahn steht, da ist sein Inneres so verödet, dass keine Spur einer beglückenden oder milden Empfindung mehr in ihm ist. Das ist wieder eine Busspredigt in dem Sinne Goethe's oder vielmehr es ist die ewige Feststellung der Gesetze, nach denen die uns zur Freude und zum Glück verliehene Macht der Phantasie, wenn wir sie nicht zügeln lernen, uns zum Verderben gereichen muss.

In demselben Sinne sind alle die grossen Tragödien und Schauspiele dieser Zeit gedichtet, Othello und Julius Cäsar, Ende gut Alles gut und Mass für Mass und wie die übrigen alle heissen mögen, und auch König Lear und Timon von Athen, in denen Shakspeare die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft selbst der Kritik unterwirft, sind solche Darlegungen der Consequenzen eines falschen Standpunkts, Darlegungen, deren ganze Grossartigkeit man erst würdigen lernt, wenn man bedenkt, dass ihnen jedes Mal das Verständniss dessen, was sein sollte, zu Grunde liegt und dass der Dichter eben für diese von der Menschheit oder den Einzelnen verletzten sittlichen Ideen einsteht. Und glauben Sie nicht, dass ich hier oder sonst wo irgend etwas hineintrage in meinen Dichter oder dass es möglich wäre, sich mit einer derartigen wohlfeilen Einwendung der Wucht seiner Gedanken zu entledigen. Die hier angedeuteten, wie alle anderen Gedanken, die ich Ihnen heute als Gedanken Shakspeare's vorgeführt habe, gehören ihm an, wie ihm seine reiche und gewaltige Sprache angehört, die die Welt der Erscheinungen wie spielend beherrscht, wie ihm seine zugleich mächtige und zarte, das ganze Gemüthsleben umfassende Empfindung angehört und wie endlich seine grandiose Schöpferkraft sein eigen ist. Wer sollte denn überhaupt hoher und

umfassender Gedanken fähig sein, wenn nicht gerade der Dichter, dessen ganze Auszeichnung vor uns Anderen allein darin besteht, dass er das Leben principiell und nach allen Richtungen mit dem Gemüthe umfasst, dass er gar nicht anders kann als fortwährend die diesem eingebornen idealen Forderungen geltend machen und dass es ihm keine Ruhe lässt, bis er sich die Realisirbarkeit des Ideals klar hingestellt hat vor seine Seele! Haben doch schon die Alten den Dichter wegen dieser Allmacht des Gemüths in ihm einen Seher und Propheten genannt und weiss doch heut zu Tage wieder jeder sinnige Mensch, dass die einzige, in letzter Instanz stichhaltige Wahrheitsquelle das reine, von sich selber freie, zu Klarheit und Stille geläuterte Gemüth ist. Wo also bleibt das Wunderbare d. h. das ganz Unglaubliche, dass der wirklich grosse Dichter als ein Priester und Apostel der Wahrheit zu gelten habe? Es ist wahrlich nicht gut, sich gegen eine solche, nicht dem einzelnen Dichter, sondern der menschlichen Natur als solcher zu Gute kommende Auffassung zu sträuben — es ist ein Sträuben, dem der verwerfliche Zweifel an der Existenz wahrer menschlicher Grösse zu Grunde liegt, ein Zweifel, der sich nach der einen oder anderen Seite hin nothwendig rächen muss, und dann beraubt er uns auch einer der reinsten Quellen der Erhebung, die das Leben bietet. —

Ich habe jetzt noch die dritte und letzte Periode Shakspeare's darzustellen, die man trotz mancher Eigenthümlichkeiten ohne Bedenken als die grösste und reichste von allen bezeichnen kann. Wenn man freilich ausgeht von der Zahl der Stücke, die er in dieser Periode gedichtet hat, so steht sie den beiden ersten nach, aber desto reicher ist sie an Ausbeute für das Gemüth. Shakspeare hat kein hohes Alter erreicht, er hatte eben sein 52. Lebensjahr vollendet, als er starb, aber seine Mission als Dichter hat er erfüllt, es ist ihm vergönnt gewesen, nach allen Richtungen hin mit dem Leben abzuschliessen und seine Werke aus dieser Periode sind das Product eines Geistes, der in verklärter Heiterkeit und ernster Sammlung über der Welt schwebt und innerlich schon abgelöst ist von ihren Leiden und Freuden. Wenn wir absehen von den wenigen grossen

Tragödien, die noch in diese Zeit hineinreichen, so sind seine letzten Werke sein religiöses Vermächtniss, sein Glaubensbekenntniss, und nur in dem wahrscheinlich letzten von allen, dem Sturm, wendet er sich noch einmal zurück auf das sittliche Leben, aber auch hier leitet ihn doch ein vorwiegend religiöses Interesse, denn was er hier zu Grunde legt, das ist die Reinheit des Herzens, die er überhaupt in dieser Periode als das Eine was Noth thut, als das heiligste Gut des Menschen hinstellt und in deren selbst wieder glockenreiner Ausprägung in seiner Dichtung die überwältigende Macht derselben liegt. — Ich gehöre nicht zu den Gläubigen im gewöhnlichen Sinne des Worts, ich theile nicht einmal alle Ueberzeugungen meines Dichters, aber ich spreche es mit Freuden vor Ihnen aus, dass ich vielleicht nie reinere und seeligere Stunden gefeiert habe, als indem ich diese seine letzten Werke las, sein Wintermährchen, seinen Cymbeline, Heinrich VIII, den letzten Act des Perikles und seinen Sturm. Ich habe mich besser gefühlt, so lange ich in diesen Werken lebte, und ich weiss, dass Jeder, der die Kraft hat, sich ernst in sie zu versenken, dieselbe Erfahrung an sich machen wird, denn es ist eine Weihe ausgegossen über diese Poesie, wie über Weniges, was von Menschen herrührt. Man kann auf sie anwenden, was ein Kritiker über Beethovens Musik aus dessen letzter Zeit sagt: „Sie ist die treuste Freundin der Vereinsamten und Unglücklichen, richtet sie liebevoll empor, gibt ihnen den Glauben an die eigne Kraft und die ewigen Ideale zurück. In ihr haben wir das reinste künstlerische Vermächtniss einer Seele, in der das Eine fort und fort erklang: Ehre sei Gott in der Höh und Friede auf Erden!“

Heinrich VIII. eröffnet diese religiöse Poesie Shakspeare's, und gleich hier gehen jene beiden Töne durch, sie schweben über den Kämpfen, die der Dichter darstellt, und sie treten voll und mächtig herein in die eigne Brust der Kämpfer, sobald der Kampf gelöst ist, sie bilden den überaus wohlthuenden reinen Refrain, mit dem jeder Einzelne von ihnen aus dem Kampfe oder aus dem Leben scheidet. Einer nach dem Andern erfahren in diesem Stücke die Grossen und

Mächtigen die Nichtigkeit aller Bürgschaften, mit denen menschliche Weisheit das Leben des Einzelnen umgibt, zuerst der unschuldig zum Tode verurtheilte hochadelige Buckingham, dann die von Heinrich verstossene unglückliche Königin, endlich der aller seiner Würden und Aemter beraubte, einst allmächtige Kardinal Wolsey — aber sie alle erkennen in ihrem Schicksal eine Mahnung, sich einem höheren Streben hinzugeben, das der menschlichen Bürgschaften nicht bedarf, sie sterben ohne eine Spur von Bitterkeit, ein Hauch des Friedens wie aus einer reineren Sphäre umweht sie und gleich als ob Shakspeare andeuten wollte, aus welcher Quelle er den Frieden schöpfte, den er in diesen Menschen darstellt, lässt er noch am Schluss des Stückes bei der Taufe der Elisabeth ausdrücklich die Prophezeihung aussprechen: unter ihrer Regierung werde Gott wahrhaft erkannt werden und des Friedens heitre Klänge würden rings ertönen. —

Das schönste und tiefste unter diesen Stücken ist Cymbeline. Hier herrscht eine Verklärung, die sich mit Nichts vergleichen lässt, und es ist auch nicht möglich, den Inhalt des Dramas anders zu erschöpfen, als indem man es als die poetische Verkörperung der Verklärungsidee selbst auffasst. Allerdings muss man hier Eins überwinden. Die Höhe der Anschauung, zu der sich Shakspeare hier aufschwingt, ist nicht ohne Rückschlag geblieben auf sein Urtheil über die wirkliche Welt und seine Versöhnung mit ihr, er hat sie erkauft mit schweren Opfern sowohl für sich selbst, für sein eignes persönliches Glück, als auch sogar für die Geltung und Berechtigung seiner Auffassung des Lebens. Er theilt nämlich hier wie in andern Stücken dieser Periode die Menschheit in zwei Hälften, in Solche, die auf ihren Verstand pochen, die nur glauben, was sie mit Händen greifen können, und ohne eine Ahnung höherer Interessen nur endliche Zwecke verfolgen — und in Menschen, deren Leben auf das Gemüth begründet ist, die von vornherein nach höheren Gütern streben und denen dann auch der religiöse Glaube aufgeht, der sie über die Sphäre der Endlichkeit hinaus zu göttlich reinen Menschen läutert — und er verwirft nicht nur die ganze Masse derer, die der ersten Classe angehören, sondern er stellt ein Bild von ihnen auf, das schon bei der Conception seine

persönliche Abneigung in sich aufgenommen hat und ihnen also nicht einmal gerecht wird.

Hierher ist es denn freilich unmöglich, ihm zu folgen, ja wir wenden uns mit schmerzlichen Empfindungen ab von dem fast calvinistisch strengen Geiste, der uns hier entgegentritt, und wir sehnen uns hinein in die freie Welt der Goethe'schen Dichtung, in der es, um mit einem neueren Schriftsteller (Herman Grimm Essays p. 336) zu reden, „keine ungeheilten Wunden, kein vorher bestimmtes Schicksal, keine Schuld sogar“ gibt, in der „alle finsteren Thaten sich auflösen in Licht und nur verhüllende Gewölke sind, hinter denen ewig die Sonne scheint.“ Aber wenden wir uns dann zurück zu den Lieblingen Shakspeare's, zu jenen Menschen des tiefen innigen Gemüthsdrangs, die er in seiner letzten Periode aufstellt, vor Allen zu Posthumus und Imogen, den beiden Helden seines Cymbeline, so sind wir wieder wie gebannt von seiner Zaubermacht und so lange wir unter ihrer Herrschaft stehen, möchten wir es für geradezu undenkbar erklären, dass irgendwo reinere und schönere Menschen uns begegnen könnten als die sind, die er aufstellt: solche Innigkeit und Lauterkeit, solche Weihe und Verklärung hat er ihnen eingehaucht und lässt er von ihnen aus auch in uns überströmen. Hier zuerst im ganzen Verlaufe seines dichterischen Schaffens steht die göttliche Natur des Menschen, wenn auch freilich nur des zum Glauben erweckten Menschen, ihm fest, ja hier stellt er diese mit einer Art Absichtlichkeit oder doch Vorliebe in den Vordergrund und selbst indem er seine Menschen hindurchführt durch die Schuld, weiss er noch in ihrem Schmerz und in ihrem Ringen nach Läuterung von derselben das Wirken des Göttlichen in ihnen aufzudecken: Rein ist der Mensch trotz aller Sünde, das ist der durch diese ganze Seite seiner letzten Dichtung durchgehende Refrain, nur Eines, fordert der grosse Dichter, darf er nie in sich ersterben lassen, das ist die Scheu, die Ehrfurcht vor dem Heiligen, „Ehrfurcht der Engel dieser Welt!“ lässt er den Greis Bellario in Cymbeline ausrufen und diese Ehrfurcht ist es denn auch, auf die er sowohl den Glauben wie Alles Edle und Hohe im Menschen zurückführt.

Wenn aber so der Mensch als solcher ihm heilig ist, sofern er sich zum reinen Gefäss des Göttlichen läutert, so besitzt wieder das Weib seine besondere Verehrung und Liebe. Er hat das Wesen des Weibes in seinen letzten Werken verherrlicht wie vielleicht selbst Goethe nicht, oder sagen wir lieber: es geht auch durch seine Dichtung das Goethe'sche Wort: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan,“ nur hat er es in Gestalten verwirklicht, die vielleicht noch unmittelbarer alles Starre in uns lösen, alles Gemeine aus uns auslöschen und uns wie mit unsichtbaren Händen in eine Atmosphäre emportragen, wo eine reine milde Luft weht, und so hat er wirklich selbst das Weibliche empfunden, ja es liegt ihm soviel an dieser Auffassung, dass er sogar den Versuch macht, sie etymologisch zu begründen, er geht nämlich auf das Lateinische zurück und findet, dass die Römer das Weib mit einem Wort bezeichneten, das sich unschwer als milde, weiche Luft deuten lässt.*) Die herrlichen Gestalten seiner Imogen im Cymbeline, seiner Hermione und Perdita im Wintermährchen, ferner Miranda im Sturm, Marina in Perikles und Katharina in Heinrich VIII., sind der lebendige Kommentar zu diesem tiefsinnigen etymologischen Spiele.

Ich stehe am Schluss. Ich habe Ihnen im Verhältniss zu dem, was ich sagen wollte und was Sie vielleicht berechtigt waren zu erwarten, eine dürftige Skizze gegeben von dem grossen Dichter, zu dem Viele unter Ihnen längst gewohnt sind, nicht nur mit Bewunderung, sondern mit warmer Verehrung aufzublicken, ich habe wesentliche Richtungen seines Geistes ganz unerörtert gelassen, ich habe nicht einmal erwähnt, wie er, hierin ein echter Engländer und zwar in einem Sinne, in dem sein Volk hoch über uns steht, die wahre Freiheit des Menschen ausser in der Reinheit des Herzens auch in der Hingebung an das öffentliche Leben, an das sittliche Ganze findet, in dem er steht. Und wie so manches Andere, was einem wirklichen Bilde Shakspeare's erst Leben und Sprache geben würde: so habe ich auch seine Schroffheiten und Härten

---

*) mulier = mollis aer.

unerwähnt gelassen, ja nicht einmal für seinen Humor habe ich Raum gefunden, dies so charakteristische Moment seines Geistes, das sich mit dem Ernste seiner sittlichen Gesinnung zu schöner Einheit zusammenschliesst. Aber Eins hoffe ich erreicht zu haben: dass Sie seine Werke betrachten als Ausflüsse seines persönlichen Lebens und dass Sie ihn als Menschen hinfort auf eine Höhe mit dem Dichter stellen.

Gotha. E. W. Sievers, Dr.

Beiträge zu einer
Charakteristik der englischen Sprache.*)

I.

„Sprache ist der volle Athem menschlicher Seele."
J. Grimm.

1. Die Sprache ist kein dem Menschen von vorn herein gegebenes Ding, kein fertiges Produkt, sondern eine lebensvolle Schöpfung des menschlichen Geistes, der in ihr sich offenbart. Ihr Ursprung ist weder in dem Sinne göttlich, dass Gott gleich einem Sprachmeister sie den Menschen gelehrt oder im Anfange sie in einer bestimmt und vollständig ausgeprägten Form demselben als unmittelbares Geschenk verliehen hätte; noch ist er in dem Sinne menschlich, dass sie von dem individuellen Verstande erfunden und nach Verabredung und Vertrag eingeführt wäre. Er ist vielmehr göttlich und menschlich zugleich, insofern der menschliche Geist nach allen seinen Seiten oder Thätigkeiten hin, trotz aller selbstbewussten, eignen und freien Lebensäusserung, doch immer in der Gottheit gegründet ist. Das Geheimniss der menschlichen Freiheit überhaupt, wie es Göthe dichterisch in seinen „Urworten" (Dämon, das Zufällige, Liebe, Nöthigung, Hoffnung) dargestellt hat, und wie es ein Jeder nur sich selbst im ganzen Zusammenhange seiner Weltanschauung lösen kann: das ist auch das Geheimniss von dem Ursprunge der Sprache. Diese ist das Organ des subjektiven Geistes, die Aeusserung oder Aeusserungsform des verständigen Denkens in artikulirten Lauten, eben darum aber immer wieder auf den allgemeinen objektiven Geist, auf die göttliche Vernunft zurück-

---

*) Berichtigung: Seite 369, Zeile 17 von unten lies: In dem grossgeschriebenen I verkörpert sich etc.

zuführen, auf ihm beruhend, in ihrer ältesten wie jüngsten Entwicklung hervorquellend aus dem verborgenen, wenigstens dem Auge des einzelnen und bloss verständigen Geistes undurchdringlichem Naturgrunde. Das Sprechen ist gar nichts Anderes als die fortwährend erneute Zusammenfassung und Erhebung des Geistes zu selbstbewusster, freier Persönlichkeit. Vernunft und Sprache, λόγος, ratio, oratio sind identisch. Der Mensch spricht, weil er denkt; er denkt, weil sein ganzer geistiger Organismus dies verlangt und sein ganzer leiblicher Organismus es bedingt und fordert; die Sprache ist die höchste Blüthe, die feinste Verleiblichung des Geistes. Dieselben Gesetze also, nach denen die Menschheit und die einzelnen Menschen sich entwickeln, müssen auch für ihre Sprache gelten. Sie ist das Spiegelbild, das freilich nicht das überhaupt unsagbare Wesen der Dinge, wohl aber das zeigt, was sie dem Menschen gelten, und dadurch dessen Eigenthümlichkeit und Wesen an den Tag bringt. Was Buffon in Bezug auf das Individuum aussprach: „Le style c'est l'homme," das gilt auch im allgemeinen: „Die Sprache ist der Mensch."

Die Menschheit aber, so sehr sie einerseits ein Glied der Erd- und weiter des Welt-Organismus ist, so bestimmt erscheint sie andrerseits als ein selbständiger, in sich scharf und reich gegliederter Organismus. Ja für die erfahrungsmässige und historische Betrachtung ist der Urmensch eine Abstraktion und mit ihm die Ursprache. Ohne auf den Streit der Monogenisten und Polygenisten genauer einzugehn, ohne insbesondere die Aussagen der heiligen Schrift einer Prüfung zu unterwerfen, bei der sie vielleicht tiefsinniger erscheinen dürfte, als die meisten ihrer Ausleger ahnen, begnüge ich mich für meinen Zweck, hier auf die von A. v. Humboldt im Kosmos I, 381, angeführten Worte seines Bruders zu verweisen. „Wir kennen geschichtlich, oder auch nur durch irgend sichre Ueberlieferung keinen Zeitpunkt, in welchem das Menschengeschlecht nicht in Völkerhaufen getrennt gewesen wäre. Ob dieser Zustand der ursprüngliche war oder erst später entstand, lässt sich daher geschichtlich nicht entscheiden." Bisjetzt ist es den Physiologen und Ethnologen nicht gelungen, die verschiedenen Rassen auf einen ursprünglichen und gemeinsamen Menschenstamm zurückzuführen

und ebensowenig ist die historische Sprachwissenschaft im Stande gewesen, die verschiedenen Sprachengruppen aus einer Ursprache abzuleiten. Vielmehr ist immer deutlicher das Resultat hervorgetreten, dass von Anfang an verschiedene Sprachen- so gut wie Menschen-Stämme waren und dass jene ziemlich genau mit diesen übereinstimmen. Ja es ist z. B. von Pott (die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichem Standpunkte u. s. w. Lemgo. 1856) darauf hingewiesen worden, dass die aus der Vergleichung der Sprachen gewonnene Unterscheidung und Classification der Völker sichrer sei, als diejenige, welche sich auf physiologische, kraniologische Merkmale gründe, weil die Sprache der reinste und zuverlässigste Ausdruck des Geistes auch in seiner Individualisirung sei. Er mag darin zu weit gehn, denn der Geist, und zumal als sprachbildender allein genommen, ist eben nicht der ganze Mensch und die reinste oder zarteste Form ist auch gerade oft die am wenigsten constante, deshalb bei historischer Betrachtung leicht trügerisch. Wie aber dem auch sei, so viel steht fest, dass die Sprache immer ein wesentliches Merkmal und Kennzeichen des Menschengeistes ist, dass in der einzelnen objektiv vorhandnen Sprache sich der Geist des Volkes ausprägen muss, das sie redet, dass der Charakter einer Sprache identisch mit der Nationalität sein, das heisst mit dieser in einer innigen, ja unauflöslichen Wechselbeziehung stehen muss. Es ist daher mit Recht als die höchste Aufgabe der Sprachwissenschaft bezeichnet worden, ein Sprachensystem aufzustellen, in welchem jede einzelne Sprache nach ihrem eigenthümlichen Wesen ihre besondere Stelle erhielte, und welches zusammen die volle Entwicklung der menschlichen Sprache überhaupt aufzeigte, also des Menschengeistes, sofern er sich in der Sprache manifestirt. Diese Aufgabe ist natürlich eine höchst schwierige oder streng genommen, wie die einer jeden Wissenschaft eine unendliche, weil sie es mit einer lebendigen, in Raum und Zeit nie gänzlich abgeschlossenen Entwicklung zu thun hat. Würde doch mindestens eine genaue Kenntniss aller Sprachen der Erde dazu gehören, um nur für einen gegebenen Zeitpunkt die Untersuchung zu einem Abschluss zu bringen. Jedenfalls jedoch ist dadurch dem Sprachforscher für jede einzelne Sprache das letzte

Ziel seiner Untersuchungen gesteckt — eine Charakteristik der Sprache, „die in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren innern Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nation eingehn soll." W. v. Humboldt. Solch eine Charakteristik hat, auch wenn man die Sprache, um die es sich zunächst handelt, sowie zur nothwendigen Vergleichung noch diese und jene andre auf das genauste kennt, ihre grossen Schwierigkeiten, aber eben deshalb auch ihre grossen Reize. Dies wird sich zeigen, wenn die einzelnen Momente, die dabei in's Spiel kommen, die Gesichtspunkte aufgezeigt werden, von denen aus man die Betrachtung anzustellen hat.

> „Die Verschiedenheit von Sprachen ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern von Weltansichten selbst."
>
> W. v. Humboldt.

2. Einheit in der Verschiedenheit ist das Grundgesetz aller organischen Entfaltung. Das eine und ihm eigenthümliche Wesen des Menschen kommt doch nur zur Erscheinung in den unendlich weit auseinandergehenden Rassen, Gruppen, Familien, Völkern, Stämmen und Individuen der Menschheit. Es ist ebenso einseitig, die Mannigfaltigkeit über der Einheit vergessen, als diese in jener verkennen zu wollen. Wendet man dies auf die Sprache und die Sprachen an, so ergiebt sich daraus die Berechtigung, aber auch die Schranke aller derjenigen, welche wie Becker ein und dasselbe abstrakt logische Schema des Verstandes als Grundlage aller Sprachen annehmen. Indem sie die Einheit und Einerleiheit des menschlichen Denkens zu sehr betonen, verwischen sie gerade die charakteristischen Unterschiede der Sprachen. Das logische Element ist weder überall gleich entwickelt, noch das einzige in der Sprachbildung, sowenig wie andrerseits bloss die äussere, stoffliche, phonetische Seite hervorgehoben und jeder Vorgang in einer Sprache, alle Verschiedenheiten in den verschiedenen Sprachen aus euphonischen Rücksichten und Einflüssen erklärt werden dürfen, wie dies theilweise von Wocher mit scharfsinniger Consequenz versucht worden ist. Vielmehr, weil die Menschheit sich in getrennte, körperlich und geistig auf die mannigfachste Weise verschiedene Völker gliedert: darum treten uns verschiedene Sprachen entgegen. Der Charakter derselben ist wesentlich ein ethnologischer; die Cha-

rakterisirung einer bestimmten Sprache wird also nur die des entsprechenden Volks sein können. Indessen muss sich die Betrachtung auch hier von vorn herein vor Uebertreibung und Einseitigkeit wohl hüten. Die Sprache nämlich ist nicht der einzige, nicht der volle Ausdruck des Volksgeistes; nicht auf allen Stufen ihrer Entwicklung spiegelt sie gleich klar und scharf die Nationalität ab. Jede Nation ist eben ein Völkerindividuum, welches wie jeder einzelne Mensch wohl seinen ihm eigenthümlichen Urkeim und Charakter hat, aber auch von einer unendlichen Vielheit von Umständen, Verhältnissen, Zuständen bedingt und verändert wird, in einer reichen Mannigfaltigkeit von Lebenserscheinungen und Wesensäusserungen sich bethätigt und auslebt. Ihre Eigenthümlichkeit kommt in Sitten und Einrichtungen, in Religion und Politik, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe zur Erscheinung; sie beruht auf ursprünglicher Anlage und hängt doch mit ab von dem Boden, auf dem sie lebt, dem Klima, unter dem sie sich entwickelt, von den Schicksalen, den Berührungen, Förderungen und Störungen, welche sie erfährt. Die Sprache ist nicht die, sondern eine wesentliche Erscheinungsform des Volksgeistes. — Den Charakter bestimmen heisst das Wesen von Etwas erforschen und darlegen, das ist, könnte man skeptisch meinen, das Unsichtbare sehn und das Unsagbare sagen. Der Dichter ruft:

„In's Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Glückselig, wem sie nur die äussre Schale weist!“

Wir haben für das verständige Denken der Dinge Wesen nur in ihrer Erscheinung und die Erscheinung wird zum Scheine, der trügt. Dennoch kommt andrerseits in dem ganzen Complexe der Erscheinungen nothwendig das zu Tage, was ihnen zu Grunde liegt und sie können am Ende nichts Andres zeigen, als was sie sind.

„Natur hat weder Kern noch Schale,
Alles ist sie mit einem Male.“

Was folgt daraus? So gewiss das einzelne Merkmal unsicher, täuschend, ja widersprechend sein kann, für sich allein genommen trügerisch und ungenügend sein muss: so gewiss muss es mit und neben allen andern in Betrachtung gezogen werden, steht mit ihnen allen in engster Verbindung, spiegelt

in sich auf gewisse Weise alle andern wieder. Und man kann, darf bei der Betrachtung des Ganzen von jedem einzelnen ausgehn: verkehrt ist es nur, dasselbe zu dem einzigen, zu dem charakteristischen Merkmale machen zu wollen. Man hat den Menschen nach den Schädelformen, nach den Gesichtszügen, nach der Hand, nach dem Fusse, nach der Handschrift, nach dem Gange charakterisirt. Weit entfernt davon, diesen Versuchen eine gleiche Berechtigung und Wichtigkeit beizulegen, kann man ihnen darum doch allen eine gewisse Bedeutung und ein relatives Recht getrost zugestehn. Was immer zu einem Organismus gehört, steht mit allen übrigen einzelnen Gliedern und Lebensäusserungen in ursprünglichem und festem Zusammenhange, der wohl zuweilen entfernter, verdunkelt, gelockert oder selbst krankhaft gelöst sein kann, immer aber nachweisbar und unleugbar bleibt.. Dieser Nachweis der innigen Beziehungen des Gliedes zu den andern Gliedern und somit zum Ganzen ist die einzig vernünftige Charakteristik des Gliedes und aus den Charakteristiken aller der verschiedenen Glieder ergiebt sich die des ganzen Körpers.

Diese Betrachtungen sollen und können erst uns auf den rechten Boden stellen für die Charakterisirung einer einzelnen bestimmten Sprache. Dieselbe wird darin bestehen, dass man in der Sprache die Eigenthümlichkeit der Nation nachweist, also die Beziehungen zu und Analogien mit allen den Bedingungen und Verhältnissen, in deren Mitte der Volksgeist erwächst, den verschiedenen Gebieten, auf denen er sich bethätigt und offenbart; dass man zeigt, wie Land und Klima, Körperbeschaffenheit und geistige Befähigung, das Temperament im allgemeinsten Sinne, wie Geschichte und Bildung sich reflektirt und ausprägt in der Sprache gerade dieses bestimmten Völkerindividuums. Dabei ist zu beachten, dass die Sprache weder vor noch nach, sondern mit der Nation entsteht und sich bildet, demnach zur Nationalität in steter Wechselbeziehung steht und Rückwirkung auf diese ausübt; dass die Sprache aber auch wieder, zumal in ihren spätern Perioden eine gewisse Selbständigkeit, ja eine zähe Beharrlichkeit gewinnend langsamer und schwerer nur leise Eindrücke aufnimmt; dass sie ebendeshalb zu Zeiten hinter der Entwicklung, die der Volksgeist

nach andren Seiten hin zeigt, zurückbleiben oder derselben voreilen, zum Beispiel von der Wissenschaft und Literatur bald Förderung bedürfen und empfangen, bald ihnen dieselbe gewähren kann. Die Charakterisirung der Sprache ist also allerdings eine physische und historische Charakterisirung des Volkes, aber indem überall von den sprachlichen Erscheinungen ausgegangen wird. Die Vergleichung mit ältern Entwicklungsstufen, wie mit verwandten und mit weit entfernten Sprachen zeigt überall Unterschiede, eigenthümliche Formen und Ausdrucksweisen. Diese sind zu suchen, festzustellen, auf die Nationalität zurückzuführen, aus ihr zu erklären, auf eine innere, einheitliche, charakteristische Sprachform zu bringen.

> „Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens, theilt die Sprache darin die Natur alles Organischen, dass Jedes in ihr durch das Andre und Alles nur durch die eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht."
>
> „Der Charakter der Sprache hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes wird durch die charakteristische Form der Sprache auf irgend eine Weise bestimmt."
>
> W. v. Humboldt.

3. In der Sprache wird ein geistiger Inhalt körperlich, hörbar. Bestimmte Vorstellungen des Menschen von den Dingen, ihrem Wesen, ihren Eigenschaften, ihren Thätigkeiten, sowie von den Verhältnissen und Beziehungen derselben zu einander und zu dem Sprechenden sind mit gewissen Lauten und Lautverbindungen verknüpft, werden durch sie bezeichnet. Es sind daher bei der Charakterisirung einer Sprache vor allem zwei Seiten, die äussere, phonetische und die innere, logische oder intellektuelle zu unterscheiden, wiewohl beide natürlich überall in engster Beziehung zu einander stehen, und so sehr gerade die Art und Weise, wie in einer bestimmten Sprache die geheimnissvolle Verbindung von Begriff und Laut vor sich geht, ihre charakteristische Eigenthümlichkeit ausmacht. Alle die Elemente, welche bei der Charakterisirung einer Sprache einzeln berücksichtigt werden können und zusammen betrachtet werden müssen, sie alle in systematischer Ordnung aufzuführen: dazu würde eine vollständige und strenge Entwicklung der Sprache im allgemeinen, der ganze erste Theil einer philosophischen

Sprachwissenschaft erforderlich sein. Da es mir aber in diesem Versuche nur darauf ankommt, vorweg die nöthigsten Grundzüge zu geben, um daran einzelne specielle Beiträge zur Charakteristik der englischen Sprache zu knüpfen: so wird es genügen, im Folgenden auf einige der wichtigsten Punkte hinzuweisen, die sich concret und einzeln den Sinnen und der Reflexion des Forschers in der Sprache darbieten, an die er seine charakterisirende Betrachtung anknüpfen kann. Dabei ist stets festzuhalten, was in den oben angeführten Worten W. v. Humboldt's angedeutet und von demselben in seiner Einleitung zu dem Werke über die Kawisprache p. LXXXVIII. LIX. CCVI. etc. weiter ausgeführt ist, dass in keiner einzelnen Erscheinung, in keinem Elemente für sich genommen der Charakter der Sprache ausschliesslich zu suchen ist, sondern dieser sich erst aus dem Zusammenhange aller ergiebt, wie er nicht bloss in Grammatik und Wörterbuch, sondern in der Rede und Literatur, in dem ganzen Leben der Nation zum Vorschein kommt.

Eine Charakterisirung dieser oder jener bestimmten Sprache kann nicht Statt finden ohne Vergleichung derselben mit andern, weil ja die ihr eigenthümlichen, sie von den übrigen unterscheidenden Merkmale aufzusuchen, zusammenzustellen und zu einem Gesammtbilde zu verarbeiten sind. Denken wir uns also gegenüber der eignen Muttersrache irgend eine andre, um deren Charakterisirung es uns zu thun sei, so wird das Erste, was uns auffällt, wenn wir sie selbst unverstanden hören, der Unterschied des Lautsystems sein. Die fremden Laute, nicht nur unverständlich, sondern ganz fremdartig und ungewohnt, zusammen mit abweichender Accentuation machen den ersten bestimmten Eindruck. Ohne uns davon bewusster Weise Rechenschaft geben zu können, erkennen wir an dem blossen Klange der Worte den Franzosen, Engländer, Italiäner, Slaven. Ja es hat Leute mit feinem Gehöre und grossem Nachahmungstalent gegeben, welche fremde Sprachen, ohne etwas davon zu verstehen, in sinnlosen Lauten bis zur Täuschung nachzubilden wussten, so dass der Fremde selbst auf kurze Zeit seine Muttersprache zu hören glaubte. Sie verstanden eben den rein phonetischen Charakter einer Sprache mit Sicherheit aufzufassen und mit Gewandtheit zu reproduciren. Dieses bestimmte Laut-

system kann und muss also bei der Betrachtung bis ins Einzelnste verfolgt und in seiner Eigenthümlichkeit erkannt werden. Keine einzelne Sprache hat die ganze Fülle aller möglichen Töne und Laute verwendet; in jeder sind einzelne Laute oder ganze Lautreihen bald vernachlässigt und ganz unbekannt, bald mit entschiedener Vorliebe benutzt. An dem Verhältniss, in welchem die Buchstaben als Schriftbilder der Laute sich wiederholen und vorkommen, kann man die Sprache einer chiffrirten Schrift erkennen und der Setzer in der Buchdruckerei weiss für verschiedene Sprachen in bestimmten Formeln die Zahlen der wiederkehrenden Lettern anzugeben. Jedes aufmerksame Ohr hört sofort dem Italiänischen die Fülle reiner Vokale ab, dem Französischen den Reichthum an naselen, dem Deutschen den an dentalen, dem Slavischen den an palatalen Lauten. Der Mangel an Aspiraten im Lateinischen, das Fehlen des R sowie des Unterschiedes von Tenues und Mediae im Chinesischen fällt auf und selbst die Dialekte des Deutschen zum Beispiel scheiden sich scharf gerade durch mehr oder minder grossen Reichthum an reinen Vokalen und an Doppellauten, schärfere oder geringere Trennung der Tenues und Mediae. So wird es denn nicht ohne Interesse und Wichtigkeit sein für die einzelne Sprache die Verhältnisse festzustellen, in welchen die Vokale untereinander, die Consonanten ebenso unter sich, so wie diese zu jenen stehen; welche Lautverbindungen erlaubt, und welche vorzugsweise beliebt sind. Solche bis ins Einzelnste gehenden und scheinbar kleinlichen Untersuchungen stehen doch offenbar in der engsten Beziehung zu den schon auf den ersten Blick bedeutsamen Fragen: ob eine Sprache überhaupt einen musikalischen Charakter habe und den Wohllaut besonders berücksichtige, oder andre Elemente bevorzuge; ob sie nach ihrer historischen Entwicklung noch in die organisirende, synthetische Periode gehöre, während welcher die Verleiblichung, das stoffliche Element, immer ein gewisses Uebergewicht hat, oder in die desorganisirende, analytische, wo die Vergeistigung, die intellektuelle Seite vorherrscht; ob die rauhen, harten Laute auf ein Gebirgsvolk voll strenger Kraft oder die milden, weichen Klänge auf ein freundliches Klima, einen sanftern Sinn und weichere Sitten des Volks hinweisen. So gewiss die philosophische

Sprachwissenschaft es mit zu ihren, wenn auch schwierigsten Aufgaben rechnen muss, in gewissen Lauten, Lautverbindungen und Lautclassen einen bestimmten Charakter zu ermitteln: so gewiss ist die Betrachtung dieser phonetischen Seite für die Charakterisirung jeder einzelnen Sprache unerlässlich. Beides bedingt sich gegenseitig; ohne Vergleichung können die Merkmale im Einzelnen nicht gewonnen, ohne die einzelne Untersuchung kann das allgemeine Resultat nicht erzielt werden. Specielle und, wenn man will, kleinliche Forschungen setzen eine gewisse, allgemeine Methode voraus, aber fördern sie auch.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient ferner, wie oben schon angedeutet wurde, die Accentuation einer Sprache, die Verhältnisse der Quantität, die Stärke der Betonung und die Art des grammatischen, logischen, rhetorischen Tones. In diesem Allem, das wieder mit dem Lautsystem und dem grammatischen System der Sprache aufs engste zusammenhängt, offenbart sich ebenfalls der eigenthümliche Geist auf eine wenn auch feine und gleichsam flüchtige, doch gerade sehr vernehmbare Weise. Selbst eine genaue Aussprache der einzelnen Buchstaben, Silben und Wörter macht noch nicht den richtigen nationalen Typus des Sprechens aus und das französische Wort: „pour bien parler il ne faut point avoir d'accent“ zeugt, richtig verstanden, gerade von der charakteristischen Bedeutsamkeit der Betonung. Wie verschieden sind in dieser Beziehung die neuen Sprachen gegenüber den alten! Wie sehr muss im Griechischen die Quantität gleichberechtigt neben der Betonung zur Geltung gekommen sein! wie erscheint es uns, die wir mehr und mehr in unsrer Sprache das Gefühl für eigentliche Länge und Kürze verloren haben, fast unbegreiflich, wenn noch Cicero in gewissen Versfüssen eines Redeschlusses eine bedeutende Wirkung auf die Hörer erkennt! Wie scharf sticht noch heute unsre nachdrückliche, vorzugsweise logische Betonung der Stammsilben, der wesentlichsten Wörter im Satze gegen die flüchtigere, einförmiger zum Schlusse des Wortes und Satzes eilende der Franzosen ab. Dem Deutschen, der sonst alle Schwierigkeiten überwunden und im fremden Idiome sich correkt, geläufig und sicher auszudrücken weiss, wird meist zuletzt noch der Vorwurf gemacht, dass er zu viel, zu scharf betone. Diese Hindeutungen

auf bekannte Erscheinungen sollen nur zeigen, wie grosse Unterschiede also auch im Punkte der Accentuation die Sprachen trennen. Die Betrachtung einer einzelnen Sprache kann und muss zeigen, dass die Betonung ein wesentliches, charakteristisches Merkmal mit den andern ist. Insofern dieselbe gerade bei uns vorzugsweise auf dem logischen Princip beruht, finden wir in ihr auch am leichtesten den Uebergang zu dem charakteristischen Merkmale einer Sprache nach ihrer intellektuellen Seite. Unsre eigenthümliche Art der Betonung steht schon weit näher als etwa die Aussprache, das Lautsystem, im Zusammenhange mit unserem eigenthümlichen Denken.

Gedanken, geistigen Inhalt auszudrücken dient die Sprache. Um indessen Missverständnisse zu vermeiden, will ich hier ausdrücklich noch einmal berühren, was theilweise bereits oben angedeutet wurde, Sprache und Denken oder Geist sind keineswegs in dem Sinne identisch, dass eine völlige Congruenz Statt fände. Es ist vielmehr mit Recht kürzlich betont und ausgeführt worden (cf. Was spricht die Sprache? von Krüger. Archiv. XXIII. p. 221. etc. und besonders Dr. Lazarus im zweiten Bande seiner psychologischen Monographien), dass sich ganze Gebiete des menschlichen Geistes mehr oder weniger dem Ausdrucke durch die Sprache entziehen, dass das einzelne Wort nicht einmal völlig adäquate Form für die Vorstellung, geschweige denn für den Begriff ist. Darum bleibt aber die Sprache nicht minder ein Ausdruck, ein Spiegel des Geistes. Die charakteristischen Verschiedenheiten der einzelnen Sprachen nach ihrer intellektuellen Seite, auf welche es hier zunächst ankommt, beruhn grossentheils darauf, dass verschiedene Völker nicht bloss verschiedenen geistigen Inhalt auszudrücken haben, sondern auch denselben Inhalt auf das verschiedenste geistig erfassen und wiedergeben müssen. Die eine Sprache wird nicht bloss reicher als die andre sein können, auf gewissen Gebieten sogar reicher sein müssen, sondern die Ausdrücke der einen werden auch niemals vollständig die der andern decken.

Der Reichthum einer Volkssprache wird bedingt und hervorgerufen durch den Reichthum der äussern Welt in der die Nation, wie durch den Reichthum der innern Gemüths- und Geisteswelt, die in der Nation lebt. Für das gänzlich Unbekannte

giebt es natürlich keinen Ausdruck; für das Fremdartige und Fernliegende nur einen allgemeinen, unbestimmten; für die reiche Mannigfaltigkeit des Selbstgeschauten, Erlebten und Durchdachten stellt sich auch eine Fülle von zart abgeschatteten Bezeichnungen ein. Als Erläuterung dazu mag es dienen, wenn A. v. Humboldt (Ansichten der Natur I, 320 ff. 338) sagt: „Der Menschen Rede wird durch Alles belebt, was auf Naturwahrheit hindeutet: sei es in der Schilderung der von der Aussenwelt empfangenen sinnlichen Eindrücke, oder des tief bewegten Gedankens und innerer Gefühle.“ Um den linguistischen Reichthum zu beweisen, welchen ein inniger Contact mit der Natur und die Bedürfnisse des mühevollen Nomadenlebens haben hervorrufen können, erinnert er an die Unzahl von charakteristischen Benennungen, durch die im Arabischen und Persischen Ebenen, Steppen und Wüsten unterschieden werden, sowie an die auffallend vielen Ausdrücke alt-castilianischer Idiome für die Physiognomik der Gebirgsmassen. Aehnlich ist es, wenn unsere ältern Dialekte innerhalb ihrer beschränkten Sphäre eine erstaunliche Menge von Ausdrücken für gewisse Vorstellungen wie „Held,“ „Schiff“ „Kampf,“ „Fürst“ und dergleichen bieten.

Ja wenn auch vermöge gleichartiger Entwicklung und ähnlicher Befähigung der sinnliche sowohl als der geistige Gesichtskreis für zwei Völker ziemlich derselbe ist, deshalb ihre Sprachen im allgemeinen gleich reich genannt werden können, so sind es doch immer einzelne, bestimmte Gebiete, welche von verschiedenen Nationen mit verschiedener Vorliebe bebaut werden und dies kommt in der Sprache zum Vorschein. Nicht minder die Grundrichtung des Volksgeistes, in Folge deren bei der Aneignung und Wiedergabe der objektiven Welt die sinnliche Anschauung, wie bei den Griechen, oder die innere Empfindung, wie bei den Germanen, oder der abstrakte Verstand, wie bei den Römern, vorzugsweise in der Sprache wirksam erscheint.

Aus Allem geht hervor, eine wie reiche Ausbeute zumal die synonymische Seite der Wörterbücher für die Charakteristik der Sprache und des Volksgeistes gewähren kann. Der genauern Betrachtung zeigt sich bald, wie wenige Worte in verschiedenen Sprachen sich genau decken, wie leicht die traduttori zu traditori werden können. So hat die französische Sprache

keine genauen Aequivalente für „heim, daheim, Heimath, Heimweh, Wonne, Wehmuth, Sehnsucht, Innigkeit, Weiblichkeit, Gemüth, wandern" und wieder können wir esprit, pointe, saillie, bonmot, trait d'esprit oder die Abschattungen von moquerie, raillerie, persiflage, ironie, sarcasme nur annährend wiedergegeben. So liess und lässt sich im lateinischen doch nur mit Mühe philosophiren; so weist auch in dieser Beziehung ein bestimmtes Gepräge der Sprache überall auf einen Zug im Charakter des Volkes, auf eine hervorstechende Seite in dessen Entwicklung deutlich hin.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist sodann die Art und Weise der ursprünglichen Sprachschöpfung und der Grad, in welchem eine Sprache sich das Bewusstsein über die erste Bedeutung der Wörter bewahrt. Eingehn auf einzelne Wörter ist hier so nöthig als lehrreich, ihre Etymologie wird bedeutsam für den Charakter der ganzen Sprache. Es erscheinen da die wesentlichen Unterschiede zwischen Stammsprachen und abgeleiteten und gemischten, zwischen primären, secundären und tertiären Sprachformationen. Je weiter nämlich eine Sprache sich von ihrem ursprünglichen Stamme entfernt hat, desto abstrakter, unsinnlicher, an sich minder poetisch und lebendig wird sie, während sie dabei an Klarheit und scharfer Bestimmtheit bedeutend gewinnen kann. Die einzelnen Worte werden immer mehr blosse Zeichen, feststehende Formeln für gewisse Vorstellungen und Begriffe; die Erinnrung an das einzelne concrete Merkmal, nach dem zuerst ein Ding benannt, eine Thätigkeit bezeichnet wurde, geht allmählich verloren. Wo dieselbe noch vorhanden oder wo wenigstens die Sprachforschung im Stande ist, mit Sicherheit die Geschichte eines Wortes zu ermitteln, treten eben darin bedeutsame Unterschiede hervor, dass ein Volk an dieses, das andre an jenes Merkmal den Namen für dasselbe Ding oder die ziemlich gleiche Gesammtvorstellung knüpfte. Schon die Vergleichung der altclassischen mit den modernen und unter diesen der romanischen Sprachen mit dem Deutschen in seinen verschiedenen Dialekten und Perioden zeigt dies aufs deutlichste und gewährt ein hohes Interesse. Der Anklang an vir, den der Römer in virtus vernehmen musste, ist natürlich dem Franzosen bei seinem vertu verloren gegangen;

dieser kann sich bei den Wörtern truie, foie nicht mehr des Zusammenhanges erinnern, der ursprünglich zwischen ihnen und der aus troia, dem jecur ficatum Statt findet; die Verbindung von foi und fier ist unsichtbar geworden und bei se gêner denkt Niemand mehr an Gehenna und das Thal Hinnon. Freilich findet Aehnliches im Deutschen grossentheils auch Statt; auch wir erkennen in dem „Wolf" nicht mehr gleich den Zerreisser, in dem „Elenden" den aus der Heimath getriebenen und zumal die Menge der Eigennamen sowie der eingebürgerten Fremdwörter ist uns undurchsichtig geworden oder geblieben, wo nicht durch assimilirende Sprachthätigkeit verdreht (wie wenn uns Armbrust, Liebstöckel und dergleichen heimisch anklingen, während sie ursprünglich der Fremde entnommen sind). —

Gerade diese Vorliebe zu Assimilationen aber, die zumal in der lebendigen Rede des Volkes noch immer wirksam genug unter uns erscheint, weist auf den eigenthümlichen Zug der deutschen Sprache hin, nach dem sie tiefsinniger, unmittelbar lebendiger, naturwüchsiger, anschaulicher und an sich poetischer als das Französische ist. In ihr als einer Stammsprache ist der Zusammenhang mit ihrem Alterthum und Grunde im Grossen und Ganzen unzerrissen und fühlbar geblieben. Darum haben wir noch immer bei aller Abschleifung und Vergeistigung eine Fülle von sinnlichen Ausdrücken und Bezeichnungen; eine Menge von Wörtern, die einen weniger scharfen Begriff haben, aber eine reichere Anschauung zurückrufen, tiefere und mannigfachere Gefühle erwecken als die etwa entsprechenden französischen Worte. Daher kommt es, dass uns die französische Dichtersprache leicht künstlich und rhetorisch, unsere Prosa sogar dem Franzosen unbestimmt, unklar und überschwenglich vorkommt; ja in der gewöhnlichen Unterhaltung ist es charakteristisch, dass es dem Franzosen nie am Worte fehlt, während wir dies immer mühsam für die vorhandenen Ideen suchen; wir wollen Jeder aus den reichen Barren seine eigne Münze prägen, während jener die ein für allemal geprägten und fertigen Stücke unbesehen ausgiebt und umlaufen lässt.

Dies führt uns weiter zu der verschiedenen schöpferischen Kraft und Bildsamkeit verschiedener Sprachen. Die Fähigkeit, neue Wörter zu schaffen, Ableitungen, Zusammensetzungen zu

bilden, kommt hier in Betracht. Dieselbe wird zunächst um so grösser sein, je weniger zerrissen und gelöst der Zusammenhang mit der ursprünglichen Sprache ist; abgeleitete und secundäre Idiome erstarren leichter in sich; doch gewinnen sie wieder, wenn sonst die Nationalitäten, von denen sie getragen werden, wirklich lebendige und der Weiterentwicklung fähige sind, von andrer Seite her zum Ersatze eine Kraft der Aneignung. Ja in ihnen wird eher die Mode, die von oben nach unten steigt, von grosser Bedeutung und von wesentlichem Einflusse sein können, während zunächst, in gewissem Sinne für jede lebende, vorzugsweise aber für jede Stamm-Sprache das Gesetz richtig ist: „Die Sprache steigt von unten nach oben; die niedrigsten Stände sind die produktivsten, weil sie dem Naturleben näher stehn, und was sie erfunden, bringen sie durch bis in die höchsten Regionen, trotz aller Grammatiker und Akademien.“

Wie in der Laut- und Wortbildungslehre, in dem Wortschatze und der Synonymik, so treten weiter in der Formen- und Satzlehre uns charakteristische Merkmale der Sprachen entgegen, in denen sich die ganzen Nationalitäten abspiegeln und ausprägen. In dem grammatischen Systeme erscheint die eigentliche Logik eines Volkes und ein jedes Volk hat allerdings seine eigne. Es war der Fehler der alten Grammatik, jede Sprache nur unter das einmal aus der lateinisch-griechischen Philologie genommene Schema bringen zu wollen und derselbe wiederholte sich in der Betrachtungsweise Becker's in Folge der Voraussetzung einer Einerleiheit des verständigen Denkens. Freilich konnte hier auch erst ein weiterer Blick, die Vergleichung von grundverschiedenen, weit von einander getrennten Idiomen und Sprachstufen auf das Richtige führen. Die comparative und historische Sprachforschung musste bedeutende Fortschritte gemacht haben, bevor neben der allgemeinen Aehnlichkeit in der logischen Entwicklung, wie sie zum Beispiel alle Sprachen des indo-germanischen Stammes zeigen, die Unterschiede deutlich hervortreten und in ihrer wahren Bedeutsamkeit erkannt werden konnten. Dann aber stellte sich unleugbar heraus, wie dieselben Kategorien nicht überall passen; es zeigte sich, um an das schlagendste Beispiel zu erinnern, dass alle unsere gewohnten grammatischen Termini auf das Chinesische sich schlechterdings

nicht anwenden liessen. Andrerseits kommt man in der Classification der Sprachen nicht zu grosser Bestimmtheit, wenn man einzig das grammatische System der Eintheilung zu Grunde legt. Man gewinnt damit nur die allgemeinen — allerdings sehr wichtigen — grossen Gruppen von flexionslosen, affigirenden und flektirenden oder isolirenden, agglutinirenden, eigentlich flexivischen und einverleibenden Sprachen. Es muss eben der specifisch verschiedene innere Sprachsinn der verschiedenen Völker und die dadurch erzeugte innere Sprachform, die historische Entwicklung der einzelnen Sprache hinzugenommen werden, nach welcher diese aus der organisirenden Periode allmählich in eine desorganisirende übertritt, oder in dieser erst als ein besonderes Idiom sich neu bildet, mehr den synthetischen oder den analytischen Charakter zeigt. Wenn es sich daher um die Betrachtung einer der wichtigen neuern Sprachen Europas handelt und dabei natürlich zumal die nächst verwandten zur Vergleichung herbei gezogen werden, so werden sich die wesentlichen Merkmale in der verschiedenen Abstufung finden, welche die Desorganisation der ursprünglich sehr ähnlichen Flexionsformen zeigt. Aber näher betrachtet ergeben sich immer noch hinreichend grosse und bedeutsame Unterschiede daraus, ob und wie weit zum Beispiel an die Stelle der Deklinations und Conjugations-Flexionen Hilfswörter treten, ob und wie scharf noch überhaupt die in der Sprache bewusst gewordnen Kategorien durch deutlich getrennte Formen ausgedrückt werden. Je geringer der Formenreichthum wird, wie im Französischen oder selbst dem heutigen Deutsch gegenüber den classischen Sprachen und unsern ältern Dialekten, desto weniger positiv charakteristische Merkmale kann natürlich die Wortbiegungslehre bieten. Anders ist es mit der Satzlehre in den modernen Sprachen, in der sie auch unter einander deutlich abweichen, weil gerade in der Zusammenstellung, Beziehung und Ordnung der Wörter und Sätze der eigenthümliche Sprachgeist seine ganze Wirksamkeit entfaltet, selbst und gerade wenn der analytische Process im vollsten Gange ist und die organisirende Wortbildungskraft sich vorzugsweise nur noch in Ableitungen und Zusammensetzungen zeigt. Hier zeigt sich also in den bestimmten Regeln für Rektion und Congruenz, für Dependenz der Sätze

und Periodenbau, für Stellung der Wörter der Charakter der Sprache und der Nation. Selbst das scheinbar Aeusserliche, die Zeichensetzung kann hier nicht ausser Betracht gelassen werden, sowenig wie das Verhältniss der geschriebenen Wortform zu den Lauten, die Orthographie etwas ganz Willkührliches und darum Gleichgültiges ist.

Endlich dürfen als charakteristische Eigenthümlichkeiten einer Sprache nicht unerwähnt bleiben die Idiotismen, weniger der Grammatik als des Gedankens, der Denkungsart, die Wendungen, Redensarten, Sprichwörter, in denen das Wesen einer Nation sich gerade sehr deutlich kundgiebt, die aber freilich schon zum Theil in das Gebiet der Sitten, Gebräuche und Einrichtungen des Volkes hinüberspielen; sie dürfen noch als sprachliche Erscheinungen angesehn werden, stehen aber oft auf der äussersten Grenze, gehen auch, eben als Gedanken, leichter von einer Sprache und Nation zur andern über als die eigentlich lexikalischen oder grammatischen Idiotismen. Je weniger sie sich übersetzen lassen, oder je unverständlicher zunächst jede wörtliche Uebersetzung bleibt, desto charakteristischer erscheinen sie für die Nation, welcher sie angehören. Dennoch wird es hier immer weniger die sprachliche Ausdrucksform als der Inhalt, die zu Grunde liegende Idee, Anspielung, Vergleichung, bildliche Vorstellung sein, welche für die Unterschiede der Völker bedeutsam wird. In ähnlicher Weise steht der eigenthümliche und wesentliche Inhalt einer ganzen Nationalliteratur zwar in der innigsten Beziehung auch zu der Sprache, ohne jedoch, wenn man von dieser ausgeht, als charakteristisches Merkmal gelten zu können; wenigstens tritt da die Wichtigkeit des sprachlichen Ausdrucks hinter der praktischen, künstlerischen Wirksamkeit zurück, die eine Nation zunächst in ihren Schriftwerken offenbart.

Dies werden keineswegs alle, mögen aber etwa die wichtigsten Gesichtspunkte sein, von denen aus eine Sprache betrachtet werden muss, um zu ihrem Wesen zu gelangen, um sie zu charakterisiren. Streng genommen und behufs einer erschöpfenden Behandlung würde man dann so zu verfahren haben, dass man ausgehend von allen den Untersuchungen speciellster Art sich allmählich zu einem weitern Gesammtblick

erhöbe und zuletzt ein übersichtlich allgemeines Bild der Sprache entwürfe, in dem zugleich der Nationalgeist lebendig hervorträte. Indessen einmal lässt sich dies, wie oben bereits angedeutet wurde, so ganz abstrakt kaum durchführen; die Betrachtung der blossen Lautlehre zum Beispiel wird erst wahrhaft fruchtbar und erquicklich, wenn fortwährend auch die andern Seiten der Sprache herbeigezogen und berücksichtigt werden, wird erst recht möglich, wenn man die ganze geschichtliche Entwicklung der Nation und ihrer Sprache hinzunimmt. Sodann aber erscheint hier, wo ich nur einzelne „Beiträge" liefern will, eine vorläufige Orientirung wie bisher über die Sprache überhaupt, so über die bestimmte, englische Sprache, die ich wählte, unerlässlich. Ich werde deshalb zunächst ein allgemeines Bild ihrer Art, Entwicklung, Stellung und Bedeutung zu geben suchen und danach einzelne Theile zu ausführlicher und genauer Darstellung herausnehmen.

II.

„Keine unter allen neuern Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten alter Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen eine grössere Kraft und Stärke empfangen als die englische und von ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer andern menschlichen Zunge zu Gebote stand. Ihre ganze überaus geistige, wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des spätern Europas, der germanischen und romanischen. Ja die englische Sprache, von der nicht umsonst auch der grösste und überlegenste Dichter der neuen Zeit im Gegensatze zur classischen alten Poesie — ich kann natürlich nur Shakspere meinen — gezeugt und getragen worden ist, sie darf mit vollem Rechte eine Weltsprache heissen und scheint gleich dem englischen Volke ausersehn, künftig noch in höherm Maasse an allen Enden der Erde zu walten. Denn an Reich-

thum, Vernunft und gedrängter Fuge lässt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen."

J. Grimm. Ueber den Ursprung der Sprache p. 33.

Mag auch das hohe Lob, welches der englischen Sprache in den vorstehenden Worten gespendet wird, Manchem mit einem gewissen Anschein von Recht übertrieben vorkommen, das wenigstens wird Jeder von vornherein zugeben müssen, dass keine andere neuere Sprache mehr als die englische zu einer historischen, vergleichenden und charakterisirenden Betrachtung einladet und auffordert, das Interesse des Sprachforschers lebendiger weckt und die auf sie im Sinne des bisher Gesagten verwandte Mühe reichlicher belohnt. Denn die englische Nation ist doch einmal durch ihre Geschichte, Verfassung und Literatur, wo nicht die grösste, wenigstens eine der bedeutendsten aller Zeiten, geworden; sie besitzt eine so scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit, dass es unter allen Umständen der Mühe werth ist, dieselbe in der Sprache sich abspiegeln zu sehn, dass dieser Sprache schon a priori eine grosse Bedeutsamkeit zuerkannt werden muss. Weiter aber zeigt sich nun, dass eben diese Sprache auf eine kaum sonst dagewesene Weise aus der Verschmelzung zweier nationalen Elemente sich gebildet hat, welche in ihrem Gegensatze die ganze neuere Entwicklung der civilisirten Menschheit vorzugsweise bedingen, dass die wichtigsten Zweige des grossen sanskritischen Sprachstammes hier eine innige Verbindung eingegangen sind und sich ergänzend nicht ein wüstes Gemisch, sondern ein neues, eigenthümliches, lebendiges Ganzes haben entspringen lassen. Jünger nach ihrer bestimmten Gestaltung und Festsetzung als alle andern gewährt die englische Sprache dem Forscher den Vortheil, dass er die Vorgänge der sprachlichen Bildung an ihr näher und deutlicher als irgend sonst beobachten, meistentheils in dem hellen Lichte historischer Zeit betrachten, in einer reichen Fülle von Denkmälern Jahrhunderte hindurch verfolgen kann, wenigstens Lücken in der Entwicklung minder als anderswo und seltener zu bedauern hat. Daneben aber weisen die unvertilgbaren Spuren der sprachlichen Elemente immer wieder und auf allen Seiten nach den ältern Formationen hin, verlangen den weitern Blick auf die bedeutendsten Stammsprachen Europas, führen zwanglos die Berüh-

rung der entferntesten und schwierigsten Probleme der Sprachforschung und Sprachgeschichte herbei. Gerade weil sie die jüngsten sind, haben die englischen Wörter oft eine Geschichte wie die keiner andern Sprache und ein und dasselbe griechische, römische, keltische oder germanische Wort erscheint je nach der Zeit und dem Wege seines Eindringens verschieden, oft in mehrfachen Bildungen nebeneinander. Ein rascher Ueberblick der Geschichte englischer Nation und Sprache mag dazu dienen, einzelne charakteristische Züge hervortreten zu lassen.

Die ältesten Bewohner der brittischen Inseln, von denen wir wissen, gehörten zu den Kelten, dem westlichen und am wenigsten bekannt wie politisch bedeutend gebliebenen Zweige der grossen Völkerfamilie, welche mit dem Namen der indoeuropäischen bezeichnet werden kann und ausser jenen in Europa die Graeco-Romanen, also auch alle romanischen Nationen und die neugriechische, die Germanen mit Einschluss der Skandinavier, die Slaven, in Asien aber die indischen und die iranischen oder persischen Völker umfasst. Seit Julius Caesar dringen die Römer nach dem heutigen England, unterwerfen es nach langem und hartnäckigen Widerstande, doch weniger vollständig und auf die Dauer als andre Provinzen, müssen um die Mitte des fünften Jahrhunderts es zuerst und ganz wieder aufgeben. Ihr Einfluss war, anders als zumal in Frankreich und Spanien, nicht sehr bedeutend; die Spuren davon sind gering und spärlich auch in der Sprache. „It is not probable," sagt Macaulay darüber, „that the islanders were at any time generally familiar with the tongue of their Italian rulers. From the Atlantic to the vicinity of the Rhine the Latin has, during many centuries, been predominant. It drove out the Celtic; it was not driven out by the Teutonic; and it is at this day the basis of the French, Spanish, and Portuguese languages. In our island the Latin appears never to have superseded the old Gaelic speech, and could not stand its ground against the German." Kaum einzelne Wörter sind es daher im heutigen Englisch, die sich mit Sicherheit auf die Zeit der Römerherrschaft zurückführen lassen, wie Chester (cester), street, coln (Lincoln) auf castra, strata (via), colonia. Um so gründlicher war die Unterwerfung und Vertreibung der Kelten durch die germanischen Einwanderer

und Erobrer, zunächst zum Nachtheil der Civilisation. Denn die Britten, wie die irischen Kelten hatten im fünften Jahrhundert eine nicht unbedeutende Bildung, waren längst Christen; nur die alte Tapferkeit hatten sie eingebüsst und mussten deshalb den Angeln, Sachsen und Jüten unterliegen. Diese kamen von den deutschen Küsten und Inseln der Nordsee, zumal aus Holstein herüber und wurden der Grundstock, aus dem eine neue Nation, doch erst nach langer Zeit der Verwirrung und unter den mannigfachsten Einflüssen entsprossen sollte. Ihre Abstammung und Sprache war niederdeutsch; deutsche Zunge, deutsches Wesen und Recht machte sich durch sie geltend, indem sie anfangs vielfach in sich gespalten, allmählich fast ganz England für sich allein in Besitz nahmen, endlich sich auch vereinten zu einem Gesammtstaate mit gemeinsamer Einrichtung und Sprache. Eine selbständige und zum grossen Theile uns glücklicher Weise erhaltene Literatur entwickelte sich, sobald die Angelsachsen mit dem Christenthum höhere Cultur aufnahmen und pflegten; die erhaltenen Werke, die Dichtungen zumal zeigen uns deutlicher als irgendwo anders, wie in Anschauungen, Stoffen und Sprache das ursprüngliche nationale heidnische Element allmählich von christlichem, römisch-kirchlichem Wesen bedrängt und verändert wird, ohne doch jemals ganz verloren zu gehn. Denn seit dem sechsten Jahrhundert beginnt Rom seinen zweiten, geistigen und nachhaltigern Einfluss auszuüben. Seit dem neunten Jahrhundert kommen die gewaltsamern und roheren Berührungen mit den Dänen hinzu, welche in wiederholten Raubzügen England verheeren, zeitweise unterwerfen, aber auch den Widerstand wecken, den gesunkenen Heldengeist neu erwachen lassen; gleichwohl im ganzen mehr störend als fördernd in das Staats- und Cultur-Leben der Angelsachsen eingreifen, ohne es zu zerstören oder nur wesentlich umzugestalten. Was insbesondere die Sprache anbetrifft, so ist sie also in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts, wo zuerst Berührungen mit den normännischen Franzosen vorkommen, eine rein deutsche. Die alten Römer hatten, wie wir sahen, fast gar keine Spur zurückgelassen; das keltische Element darin kann ebenfalls nur als unbedeutend angesehn werden, ist vielleicht hier und da in dem veränderten Lautsysteme zu spüren.

Viele einzelne Wörter demselben zuzuschreiben, bleibt trotz mancher neuern Versuche immer bedenklich, wenn man die Urverwandtschaft des keltischen und des germanischen Sprachstammes gehörig in Betracht zieht und zugleich berücksichtigt, wie einzelne Uebergänge bis auf die jüngste Zeit Statt finden mussten, wo das Keltenthum wenn auch in immer mehr beschränkten Gränzen neben der angelsächsischen und später der englischen Nation ein kümmerliches Dasein gehabt hat. Auch dem Skandinavischen unmittelbar entnommen erscheint nur Weniges, in einzelnen Mundarten vielleicht deutlicher. Dagegen hatte das Latein als Sprache der Kirche und Wissenschaft bereits auf das Angelsächsische einen entschiedenen Einfluss geübt, der Nationalsprache eine besondere Färbung gegeben, die sich nie wieder gänzlich verwischen liess.

Die Normannen, welche seit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts sich in Frankreich niedergelassen hatten und, in schneller Entwicklung die romanischen Elemente in sich aufnehmend, zu einem blühenden ritterlichen Volksstamme geworden waren, hatten bereits unter Eduard dem Bekenner Eingang in England gefunden; der Sieg bei Hastings machte sie zu unumschränkten Gebietern der Insel. Je strenger und gewaltsamer sie ihre Nationalität und Sprache geltend machten, desto zäher und eigensinniger hielten die Besiegten auch an den Sitten und der Rede ihrer Väter fest und zwei bis drei Jahrhunderte hindurch dauert der Kampf, bevor eine wirkliche Verschmelzung Statt findet, bevor von englischer Sprache und Nation in dem eigentlichen und heutigen Sinne die Rede sein kann. Während dieses Kampfes sank das Angelsächsische allmählich, seit ungefähr 1125 fast gänzlich, zur Volkssprache herab, sodass es weiter keine bedeutende Literatur mehr hat, das Französische dagegen den Schriftstellern dient, sowie allein bei Hofe, vor Gericht, in Schule und Kirche benutzt wird. Es würde ganz und gar obgesiegt haben, wenn nicht physische und historische Ursachen seit dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts unter Johann mächtig dahin wirkten, das Band zwischen England und Frankreich zu lockern, endlich zu zerreissen. Isolirt auf der Insel, den Stammverwandten jenseits des Kanals entfremdet, ja bald feindlichst gegenübergestellt, sahen die Vornehmen Englands sich genöthigt,

sich mehr und mehr dem unterjochten Volke zu nähern, mit ihm sich zu mischen. Die französische Sprache verfiel und in demselben Grade hob sich die ursprüngliche Volkssprache wieder. Wie auffallend schnell der Umschwung war, geht daraus hervor, dass noch 1350 Higden über den Verfall des Englischen und über die Bevorzugung des Französischen klagt, 1362 aber schon Eduard III. auf Verhandlungen in englischer Sprache dringt; oder um die charakteristischen Worte Macaulay's anzuführen: „The stages of the process by which the hostile elements were melted down into one homogeneous mass are not accurately known to us. But it is certain that, when John became King, the distinction between Saxons and Normans was strongly marked and that before the end of the reign of his grandson it had almost disappeared. In the time of Richard the First, the ordinary imprecation of a Norman gentleman was „May I become an Englishman." His ordinary form of indignant denial was „Do you take me for an Englishman?" The descendant of such a gentleman a hundred years later was proud of the English name." Will man trotz der schwankenden Gränzen und natürlich fliessenden Uebergänge bestimmte Perioden unterscheiden und nach runden Zahlen bestimmen, so kann man etwa das eigentliche Angelsächsische bis 1150, von da bis 1250 das Halbsächsische, von 1250 bis 1350 das Altenglische, von 1350 bis 1550 das Mittelenglische ansetzen, welches mit dem Regierungsantritt Elisabeth's völlig zum Neuenglischen wird. Die frühsten englischen oder besser noch halbsächsischen Gedichte, das Ormulum, Nicolas v. Guilford's Oul and Nightingale und Layamon's Bearbeitung des Geoffrey von Monmouth c. 1200 zeigen nur einzelne französische Wörter; ebenso die Lieder aus der Zeit Eduard I und R. v. Gloucester's Chronik. Grösser wird die Mischung bei Laurence Minot, bedeutend im Piers Ploughman und ganz entschieden bei Chaucer, ohne dass dieser etwa allein oder vorzugsweise der Urheber davon genannt werden darf. Um 1300 also ist etwa die eigentliche Zeit der Verschmelzung der Sprachen wie der Nationen zu suchen. Damals nun war das Angelsächsische, das schon in seiner Blüthezeit gegenüber dem Gothischen und Althochdeutschen, ja selbst dem Altsächsischen formell gesunken und vielfach getrübt, abgestumpft und verwirrt

erscheint, völlig zu einer lingua rustica geworden, so dass es zum heutigen Englisch, abgesehn von der französischen Beimischung, in einem ähnlichen Verhältniss, wie das spätere Latein zu den romanischen Sprachen steht; im zehnten und elften Jahrhundert war die Literatur immer dürftiger geworden, die Mundarten mochten schon früher vielfach verändert und abgestumpft sein; die Schriftsprache eines König Alfred verstand man bei dem Entstehen des Englischen kaum mehr. Die Abstumpfung und Verkürzung der Formen, welche diesem im Vergleich mit allen andern germanischen Sprachen vorzugsweise eigenthümlich ist, war mithin schon vor dem französischen Einflusse nicht nur angebahnt, sondern sehr weit gediehen, wurde indessen durch den letztern ohne Zweifel noch mehr gefördert und gewissermassen aufs äusserste getrieben.

Die Veränderungen auf dem Gebiete der Laut- und der Formenlehre sind zwar im ganzen nicht gering und deutlich genug, im einzelnen aber oft schwer nachzuweisen, besonders auch weil sie meistentheils sich an Erscheinungen und Vorgänge des spätern Angelsächsisch anschliessen, vorhandene Keime nur weiter entwickeln. Dahin gehören die Einführung der Zischlaute ch und g, das Verschwinden des Gutturals ch, h, das eigenthümliche iu in vielen Wörtern, die vocalische Auflösung oder völlige Auswerfung des l, das allmählich verstummende e der Endsilben, bei dem die Betonung in's Spiel kommt und von dem die Einsilbigkeit mit bedingt wird, die endliche Entscheidung für den Plural auf s und dergleichen mehr. Für die Charakteristik der Sprache noch weit wichtiger sind diejenigen Veränderungen, welche in der Syntax, der Wortstellung, der Betonung, sowie dem ganzen Wortschatze die neue Sprache gegen die angelsächsische gehalten zeigt. Die ganze Construktion und Stellung schliesst sich weit enger an die französische als an die deutsche an; auf dem Gebiete des Accentes findet ein besonders interessanter Kampf Statt, in welchem bald dies, bald jenes Element bis auf den heutigen Tag obsiegt. Eine Vergleichung des Worttones zu Chaucer's Zeiten mit dem jetzigen, andrerseits wieder des Worttones mit dem Satztone und der rhetorischen Accentuirung ist in dieser Beziehung äusserst lehrreich und für die Erkenntniss des in der Sprache waltenden

Nationalgeistes von grosser Bedeutung. In dem Wortschatze halten sich im ganzen die beiden Bestandtheile die Wage; genaue Zahlenverhältnisse sind schwierig und misslich; dabei aber erscheint es charakteristisch, wenn rein quantitativ im Wörterbuche, in der Gelehrtensprache das Romanische, moralisch dagegen bei dem Volke und den Dichtern das Germanische überwiegt, wenn die unentbehrlichsten Wörter, Fürwörter, Hilfszeitwörter, Zahlwörter, Vorwörter, Bindewörter, ebenso die Namen der nächsten Naturgegenstände, die Benennungen auf den Gebieten des Landes, Hauses, Meers, der Familie fast nur deutsch, dagegen die Ausdrücke für Hof und Staat, Titel, Würden, Künste, Wissenschaften, das feinere Leben und Abstraktionen aller Art fremden Ursprungs sind.

Wie innig aber die Verschmelzung beider Bestandtheile geworden, das zeigt sich theils formell, indem deutsche Wörter französische Bildungssilben und umgekehrt annehmen, theils materiell, indem aus der Aufnahme französischer Wörter neben den erhaltenen deutschen ein besonderer Reichthum entspringt. Es ist zwar nicht zu leugnen, dass auch in andern Sprachen ähnliche Erscheinungen sich zeigen, allein das Verhältniss ist da ein ganz andres. Wenn wir z. B. im Deutschen neben unsrem „Schweiss“ das fremde „Transpiration“ vielfach und gern gebrauchen, so ist dagegen im Englischen perspire neben sweat gar kein fremdes Wort mehr; wenn bei uns die meisten Bildungen von Zeitwörtern auf „ieren“ Tadel verdienen, so ist das mit Formen wie talk-ative, duke-dom, en-light, under-value keineswegs der Fall. Damit ist nicht gesagt, dass nicht auch im Englischen sowohl eigentliche Hybridismen wie blockheadism, als auch Fremdwörter, die der Sprachgeist als solche fühlt und betrachtet, zu allen Zeiten vorhanden gewesen sind, dass nicht auch da zuweilen eine im hohen Grade widerliche Sprachmengerei Statt gefunden hat. Dauerte es doch zunächst lange genug, ehe die aus der völligen Mischung entstandne neue Sprache wirklich Gesammtsprache wurde. Chaucer hatte wohl den Grund gelegt, aber blieb allein; die Bürgerkriege des fünfzehnten, die Religionskämpfe des sechszehnten Jahrhunderts wirkten vielfach störend; erst unter Henry VIII begann die Sprache sich fester zu gestalten, wie denn die meisten mittel-

englischen Erzeugnisse noch mundartlich sind; die völlige Niedersetzung trat erst in dem klassischen Zeitalter der Elisabeth durch die Dichter Spenser und Shakspeare, durch Prosaiker wie Ascham, Sidney, Raleigh ein. Seitdem sind zwar durch die classischen Studien, durch die Einflüsse der verschiedenen romanischen Literaturen, durch die mannigfachen Berührungen der Engländer gerade mit den verschiedensten Nationen bis auf den heutigen Tag eine grosse Menge von fremden Wörtern eingedrungen, aber eine wesentliche Veränderung des Sprachschatzes ist nicht mehr eingetreten. Dem eigentlich Fremden gegenüber hat das Englische meist mehr wie andre Sprachen dadurch seine Selbständigkeit bewahrt, dass es wenigstens seine Aussprache und seine Betonung geltend macht; die beiden ihm selbst eigenthümlichen und zu Grunde liegenden Elemente des Romanischen und des Germanischen haben den alten Kampf zuweilen in neuer Form, durch einzelne grosse Schriftsteller zumal, erneut und sich dabei einseitig geltend zu machen gesucht; aber im ganzen hat der Sprachgeist mit richtigem Gefühle gegen die Extreme nach beiden Seiten hin wohlthätig reagirt und der mustergiltige Stil eines Addison oder Macaulay ist gleichweit von dem französisirenden Gibbon's wie von dem, wenn auch auf andre Weise, germanisirenden Carlyle's entfernt. Der vor Jahrhunderten gewonnene Grundcharakter ist geblieben und haftet selbst unter den fremdesten und verschiedensten Einflüssen und Umgebungen mit bemerkenswerther Zähigkeit. In dieser Beziehung besonders wichtig und lehrreich ist der Blick auf Nordamerika. Während die vereinigten Staaten nicht blos politisch, sondern durch Sitten, Volkscharakter und nationale Bestrebungen längst von dem Mutterlande getrennt sind, hat doch kaum ihre Literatur, geschweige denn ihre Sprache angefangen, selbständig zu werden, wiewohl natürlich auch in dieser einzelne und von Jahr zu Jahr mehr Spuren den Zusammenhang von neuem beweisen, der überall und stets zwischen Volks- und Sprachgeist Statt findet, und in Folge dessen eine politische nationale Trennung auf die Dauer ohne eine allmähliche, aber zuletzt durchgreifende Scheidung auch der Sprachen kaum denkbar erscheint.

So hat sich auf eine wunderbare Weise die jüngste aller

gebildeten Sprachen Europas entwickelt und tritt uns in ihrer jetzigen Erscheinung bedeutsam und mächtig entgegen. Nach allen Gegenden des Erdkreises haben die Engländer sie mitgeführt und fast an allen den Punkten ist sie heimisch geworden, welche von der europäischen Kultur berührt sind. Nicht bloss für die Gelehrten wie seiner Zeit das Latein, nicht bloss an den Höfen und in den feinergebildeten Kreisen, wie später das Französisch, auch nicht einmal allein für kaufmännischen Verkehr, sondern für alle aussereuropäischen Länder ist sie schon jetzt die allgemeine Sprache, durch welche die verschiedensten Nationen, wie sie immer häufiger und leichter fern vom Vaterlande zusammentreffen, sich mit einander verständigen. Daneben ist die in ihr vorhandene Literatur so grossartig, vielseitig und einflussreich schon längst gewesen und in der jüngsten Zeit noch mehr und mehr geworden, also dass ihre Kenntniss eine dringende und allgemein anerkannte Forderung an jede höhere Bildung ist. So verdient sie jedenfalls mehr als jemals irgend eine andre eine Weltsprache zu heissen, und dass sie vorzugsweise dazu tauge, dass ihre ganze Entwicklung darauf angelegt sei, sodass der weltbeherrschende Volksgeist der Engländer sich in ihr ein passendes Organ geschaffen habe und fort erzeuge, das wird aus der Betrachtung ihres eigenthümlichen Wesens sich ergeben.

Ihrem lexikalischen Stoffe nach, dies erhellt aus dem Vorigen, ist die englische Sprache vielleicht die gemischteste aller gebildeten Sprachen Europas; aber „eine merkwürdige, in ihrer Art einzige Erscheinung ist es, wie der kräftige, englische Volksgeist und der klare praktische Verstand dieser Nation diese verworrene, dem Stoffe nach so ungleichartige Masse bewältigt und zu einer einheitlichen Sprachform ausgeprägt hat, die sich durch grosse Einfachheit des grammatischen Systems und strenge Beschränkung auf den formellen Ausdruck der durchaus erforderlichen logischen Kategorien bei grosser Feinheit in der Nüancirung der Begriffe durch umschreibende Hülfswörter auszeichnet."*) Gerade weil wir in den meisten Fällen

*) „System der Sprachwissenschaft von K. W. L. Heyse. Herausgegeben von H. Steinthal. Berlin. 1856." p. 207. Das ganze in echt wissenschaftlichem Geiste, mit grosser Besonnenheit und Klarheit geschriebene Werk ist

mit Leichtigkeit nachzuweisen vermögen, dass das englische Wort dem Deutschen, dem Französischen, dem Lateinischen entnommen ist, tritt uns die individuelle Eigenthümlichkeit der Bedeutung um so lebendiger entgegen, welche ihm der Volksgeist verliehen hat, in welcher er sich offenbart. Wie prägt sich der praktische, realistische Sinn des Engländers deutlich aus in der Art, wie er sein „philosophy" gegenüber dem deutschen Philosophie, oder selbst dem französischen philosophie verwendet! Wie wenig decken sich dem Begriffe nach die etymologisch gleichen oder ähnlichen Ausdrücke common sense und sens commun, spirit und esprit, gentleman und gentilhomme, comfort und confort. Und so hat das Englische eine Menge von Ausdrücken, welche sich strenggenommen nicht übersetzen, höchstens umschreiben lassen, weil sie Anschauungen bezeichnen, Charakterzüge andeuten, welche der englischen Nation eben eigenthümlich sind. Darin allein schon liegt der Beweis dafür, dass es kein chaotisches Gemengsel, sondern etwas wahrhaft Neues, Lebendiges, organisch Gestaltetes ist, dass es seinen bestimmten Charakter und hohen Werth neben, in mancher Hinsicht über andern Sprachen hat, die mit ihm verglichen werden können. Bei einer solchen Vergleichung ist auch für das Englische von principieller Bedeutung der Unterschied zwischen Stammsprachen und abgeleiteten, wie er oben, wenn auch nur kurz, angedeutet wurde. Im Ganzen kann es gerade dazu dienen, die späteste Sprachperiode zu charakterisiren. Bei seiner Entstehung war, wie sich ergab, bereits der deutsche Dialekt der Angelsachsen in der vollsten Auflösung begriffen und eine Sprache trat hinzu, welche von Hause aus Tochtersprache des Lateinischen wieder mit germanischen Elementen vielfach selbst gemischt war. So war es natürlich, dass grosse Verwirrung und Zerrüttung der ursprünglichen Lautgesetze Statt fand, dass

in hohem Grade anregend, verdient die dringendste Empfehlung und ist von mir zu meinem Versuche vielfach und dankbarst benutzt worden. Um jeder Missdeutung vorzubeugen, will ich nicht unerwähnt lassen, dass mir ausserdem besonders folgende Bücher lehrreich gewesen sind und gedient haben:

Fiedler „Wissensch. Grammatik der englischen Sprache." Zerbst. 1850.

Maury „On the distribution and classification of languages" in dem Werke Indigenous races of the earth; or new chapters of ethnological inquiry etc. by Nott and Gliddon. Philadelphia. Lippincott 1857.

in der Anwendung und Behandlung der von verschiedenen Seiten aufgenommenen Wörter der abstrakte Verstand herrschend ward; dass die grammatischen Formen sich auflösten, abschliffen, verloren gingen, die Aussprache mit der Schreibung in Widerspruch gerieth, das rein geistige Element über das sinnliche entschieden die Ueberhand gewann. In allen diesen Punkten geht nun das Englische weit, weiter als irgend eine andre Sprache; nur das Neu-Persische bietet ähnliche Erscheinungen. Die alten einfachen Lautreihen sind gestört und geschwunden; zumal die Vocale haben meist eine trübe Färbung angenommen, selbst unter dem Accente, und werden ausser demselben zu unbestimmten, deshalb mehr lern- als lehrbaren Mitteltönen; das Knochengerüst der Consonanten tritt schärfer und nakter hervor als irgendwo anders, der sinnliche Wohllaut ist verloren gegangen. Das Englische ist keine musicalische Sprache, nicht für den Gesang geschaffen, wie das Italiänische; aber was sie an Weichheit und schöner Form eingebüsst, hat sie an Kürze und gedrungner Kraft gewonnen. Mag es richtig sein, dass man das Englische am besten ausspricht, wenn man am wenigsten ausspricht, so ist doch wieder der Sylbenaccent im einzelnen Worte so scharf, als er nur sein kann, die ganze Aussprache beruht auf ihm; er drängt die Formen zusammen, verkürzt sie zur Einsilbigkeit. Es offenbart sich der derbe praktische Sinn, welcher nicht spricht, um zu sprechen, sondern soviel als zum Handeln nöthig ist, welchem der kürzeste Weg der Mittheilung nicht nur genügt, sondern gerade der liebste ist.

Derselbe Charakterzug ist es, der in dem Aufgeben der grammatischen Flexionen zu Tage tritt. Verglichen selbst mit den jüngsten Bildungen andrer deutschen Dialekte oder den romanischen Tochtersprachen ist im Englischen die Deklination und Conjugation nach ihren Flexionsformen bis aufs Aeusserste zusammengeschrumpft, der Formenunterschied selbst zwischen Substantiv und Verbum verwischt, der alte kräftige und sinnliche Ausdruck der logischen Kategorien völlig aufgegeben. Nach dieser Seite hin stehen unbedingt Sprachstufen wie das Gothische oder das Baskische höher; ja, man muss zugestehn, dass selbst bei einer hohen geistigen Vollendung und Durchbildung die sinnliche Fülle, Kraft und Schönheit keineswegs

verloren zu gehn braucht, wie das Griechische beweist. Dennoch scheint es ungerecht, das Englische deshalb herabzusetzen, weil es sich in seiner einsilbigen Flexionslosigkeit wieder den Sprachen tieferer Stufe, dem Chinesischen genähert zu haben scheint. Denn genau betrachtet ist es eben nur Schein. Jenes bleibt „trotz der Reduktion und Auflösung seiner grammatischen Formen doch immer noch dem innern Sprachsinne nach eine flektirende Sprache. Die grammatischen Kategorien liegen in völliger Klarheit im Sprachbewusstsein; es genügt nur dem Verstande die leiseste Andeutung, um das grammatische Verhältniss zum Bewusstsein zu bringen„ (vgl. Humboldt p. CCCI flg.). Dabei ist nicht zu übersehn, dass in ihrer jetzigen Gestalt alle Sprachen der gebildeten Völker an grammatischer Formfülle bedeutende und unersetzbare Einbusse erlitten haben und was sie davon bewahrten, kaum in Anschlag gebracht werden darf gegenüber der Freiheit, Fülle, Feinheit und geistigen Kraft, welche in der englischen Syntax überwiegend hervortritt.

Wie es aber ein wesentlicher Charakterzug der englischen Nation ist, in langsamer, stetiger Entwicklung auf dem alten Grunde weiterzubauen und, wenn man will, an dem alten Gebäude schonend zu bessern, statt in stürmischer Umkehr auf geebnetem Boden Neues zu errichten; wie das englische Gesetz, Recht und Herkommen das wunderlichste Gemisch von Altem und Neuem und dennoch im Ganzen vortrefflich genannt werden kann: so zeigt auch in der Sprache zähes Festhalten an dem Ursprünglichen sich auffallend neben und unter den grössten Veränderungen und Fortschritten. Aeusserlich am deutlichsten und zugleich am unbequemsten erscheint dies in dem Gegensatz, der zwischen der Schreibung und der heutigen Aussprache vorhanden ist, sodass in zahllosen Fällen die Laute an andre Zeichen als ursprünglich geknüpft oder ganz unterdrückt sind. Aber es ist selbst dies ein bedeutsames Symbol eines Sinnes, der an seiner Vergangenheit festhaltend jeder eigentlichen Revolution abhold ist, und darin mag der Grund liegen, dass bisher noch alle Versuche scheiterten, die zurückgebliebene Orthographie mit den wirklichen Lauten in Uebereinstimmung zu setzen.

Es ist dann weiter trotz aller gewaltsamen Eroberung, Mi-

sehung und Aendrung der Grundcharakter der Sprache wesentlich der alte germanische geblieben und das gereicht ihr in hohem Grade zum Vortheile; das Englische hat an den Vorzügen einer Stammsprache noch immer wesentlichen Antheil, so sehr es gerade auf der andern Seite die späteste Sprachbildung repräsentirt; es steht, wie das Volk in gewisser Beziehung in der Mitte zwischen dem Deutschen und dem Französischen, für die unbefangene Betrachtung meist nicht zu seinem Schaden, gewiss nicht zum Beispiel hinsichtlich des Reichthums und der Bedeutsamkeit seines Wortschatzes. Noch immer steht vermöge des unverwüstlichen germanischen Elements die englische Sprache in einem engen Zusammenhange, ja in einer gewissen lebendigen Verbindung mit ihrer Muttersprache; sie ist von dem natürlichen Grunde nicht so abgelöst wie die romanischen Idiome. Nach ihrer ganzen deutschen Seite besitzt sie noch eine gewisse Unmittelbarkeit und Tiefe des Ausdrucks, innre Lebendigkeit und Bildsamkeit. Daher kommt es, dass zumal in der Dichtersprache so viel sinnige Worte sind, denen im Gegensatze zu den romanischen oder neben ihnen die Bildlichkeit und Tiefe der sinnlichen Grundbedeutung sich noch abfühlen lässt; die Sprache an sich ist noch poetischer und philosophischer. In Folge der Mischung tritt dann eine reiche Fülle ein, welche die Wahl des passenden Ausdrucks in den feinsten Abschattungen möglich macht, sehr häufig mehrere Worte besitzt, wo unserm Worte die scharfausgeprägte Bedeutung fehlt, die das Französische in seiner abstrakt-conventionellen Weise für gewisse Gebiete so tauglich macht, während es wieder des tiefsinnigen, beziehungsreichen Inhalts deutschen Ausdrucks entbehrt. Es muss einer besondern, eingehenden Behandlung überlassen bleiben, dies im Einzelnen nachzuweisen, Wörter z. B. wie love, charity, amour unserm Liebe gegenüber zusammenzustellen. Zum Beweise nun, wie tief Engländer selbst das Bemerkte fühlen, mögen hier die Worte von Bosworth stehen, die dieser allerdings in der Begeistrung für und zur Empfehlung von der alten angelsächsischen Sprache sagt: „Where is the Englishman that does not feel his heart beat with conscious pride and independence, when he considers his F r e e d o m? He feels he has a f r e e doom province or jurisdiction, in which none dare interfere, —

he is entirely free, — free to enjoy, and do all the good of which his benevolent nature is capable. How tame is the Romanised liberty, in comparison with the old Gothic, Germanic and English Freedom! With boasted liberty superficially on the lips, there is often licentiousness, and consequent oppression, — but we feel Freedom to be more deeply seated, even in the heart: — here Freedom is not only enjoyed, but cordially permitted, and extended to all. This is true, heartfelt Freedom, and we derived it from our Anglo-Saxon forefathers. Every Englishman who glories in the vigour of his Father-land, — who would clearly understand, and feel the full force of this Mother-tongue ought to study Anglo-Saxon. . . . . Though a word of Latin or Anglo-Saxon origin may be equally well understood, the one will impart the most vivid, and the other the most frigid conception of the meaning. The difference is that of the winter's and summer's sun. The light of the former may be as clear and dazzling as that of the latter, but the genial warmth is gone.“ (A Compendious Anglo-Saxon And English Dictionary. Preface. III. IV.). Wie hier darauf hingewiesen wird, dass das Freiheitsgefühl und die innerlich tiefe Gemüthlichkeit des Nationalcharakters sich in der Sprache wiederspiegelt, so hat bereits Addison einen andern Zug in dieser ausdrücklich nachgewiesen (vgl. The English Language bei Herrig, The British Classical Authors p. 188. flg.). Er berücksichtigt vorzugsweise die Einsilbigkeit der Wörter, Verkürzung durch den Accent, Verwischung der Beugungsendungen, Zusammenziehung mehrerer Wörter, Verstümmelung andrer bei der Aufnahme, Bildung von Deminutivformen, Auslassung von syntaktischen Fügewörtern: dies Alles führt er darauf zurück, dass der Engländer is „a man who is sparing of his words, and an enemy to loquacity,“ dass „the English delight in silence more than any other European nation.“

In dieser Weise kann und soll die Sprache als Spiegel des Nationalgeistes charakterisirt werden. Eine strenge, einfache, mathematisch genaue und kurze Formel für die englische oder für irgend eine andre Sprache aufzustellen, ist natürlich ebenso schwer oder unmöglich, wie der Charakter eines Volks oder eines Individuums trotz noch so scharf ausgeprägter Eigenthümlichkeit

nie so leicht und erschöpfend in kurze Worte gefasst werden kann. Darum bleiben die Grundzüge dennoch nicht minder deutlich und sicher. Wenn wir sonst aus Sitten und Benehmen, Recht und Verfassung, Geschichte und Literatur, wie aus den physischen Bedingungen der klimatischen Verhältnisse oder des Schädelbaus und des körperlichen Temperaments ein Resultat gewinnen für den Engländer; so kann und soll dasselbe auch in seiner Sprache nachgewiesen werden. In der Mitte stehend zwischen dem celtisch-romanischen und dem germanischen Stamme verbindet er die Eigenschaften beider zu einer höhern Einheit, besitzt er weder die Vorzüge noch die Mängel eines jeden in gleich hohem Grade; er kommt an Lebendigkeit, Enthusiasmus, Witz und Lebensgenuss nicht dem Franzosen, an idealem Tiefsinn, speculativem Wissen, Gelehrsamkeit und treuherziger Gutmüthigkeit dem Deutschen nicht gleich — er ist abgeschlossen wie sein Land, voll grosser Selbstachtung, auf sich bauend und sich im Auge haltend, kalt, ruhig, verständig, praktisch, melancholisch wie sein Nebel, stolz wie das Meer, welches ihn umbraust. Erscheinungen in der Sprache, die dies beatätigen, sind eben nicht zufällig und Bemerkung derselben, wenn in dem rechten Lichte stehend, mehr als eine blosse Spielerei. In dem grossgeschriebenen I verkörpert sich das sichre, stolze Selbstbewusstsein, in den Participialconstruktionen tritt die gedrungne Kraft und Energie des Wesens an den Tag, wie in manchem Gebrauche der persönlichen und besitzanzeigenden Fürwörter der Werth, der auf die Persönlichkeit gelegt wird; die Interpunktion selbst verräth dem aufmerksamen Beobachter den praktischen Sinn gegenüber unsrer abstrakten Logik und eine sprachliche Wendung mag die ganze Geistesrichtung verrathen. Während wir uns meistens bescheiden zu sagen: „Ich bin aus Deutschland,“ spricht der Franzose: „Je suis Français;“ wir haben eben nur die natürliche Nationalgemeinschaft hervorzuheben, dieser fühlt und nennt sich gleichsam als Attribut und Theil der grossen Nation als seiner Lebenssubstanz; der Engländer stellt seine individuelle Persönlichkeit voll Selbstbewusstsein hin und ruft: „I am an Englishman.“

Die gegebene Uebersicht, welche leicht weiter ausgeführt werden konnte, sowie die einzelnen Bemerkungen, die sich vielfach

vermehren lassen, sollen und können nicht eine erschöpfende Charakteristik sein. Sie werden aber genügen zu zeigen, in welcher Weise eine solche entworfen werden kann, wie die in dem ersten Abschnitte gegebenen Gesichtspunkte auf die bestimmte englische Sprache ihre Anwendung finden. Dass diese Art der Behandlung sich im Einzelnen durchführen lasse, will ich in den folgenden Beiträgen zu beweisen suchen, indem ich „das charakteristische Lautsystem“ und „den Reichthum des Englischen in Folge seiner Mischung“ zu Gegenständen specieller Untersuchung wähle.

Jedenfalls hoffe ich, dass eine derartige Charakteristik geeignet ist, von übertriebener Lobpreisung wie von einseitiger Herabsetzung gleich weit entfernt, die Sprache möglichst objectiv und parteilos zu würdigen. Denn je mehr man ein Ding in seinem organischen Zusammenhang und nach allen seinen Beziehungen betrachtet, desto weniger läuft man Gefahr, ein ungerechtes Urtheil zu fällen, nur die Schatten- oder nur die Licht-Seiten des Bildes hervortreten zu lassen. Selbst an praktischem Nutzen aber wird es nicht fehlen, wenn es überhaupt Gewinn bringt, in das Wesen der Dinge einzudringen und sich des Grundes und Zusammenhangs der Erscheinungen bewusst zu werden. Nur im längern Umgange mit Fremden lernt sich die fremde Sprache vollkommen; der erste Schritt zu wahrem Verständniss und wirklicher Fertigkeit ist der, dass der Schüler nicht mehr in sie übersetzt, sondern in ihr denken lernt; „indem ich die Sprache wechsle,“ sagte Mezzofanti, „setze ich gleichsam eine neue anders gefärbte Brille auf, die mich Alles in einem eigenthümlich gefärbten Lichte erblicken lässt:“ auch in der Praxis also wird gerade das bedeutsam, worauf es bei der wahren Charakteristik ankommt, der innige Zusammenhang zwischen der Sprache und der ganzen Nationalität eines Volkes.

Köthen. E. Müller.

Beiträge
zur englischen Lexicographie.

(Zweite Sammlung.*)

A.

accordion, a musical instrument.

advice, according to Mrs. Gaskell, Company Manners, the end: a kind of game.

aflame, glühend, flammend. Wilkie Collins, After dark p. 238 Tchn. The same, Hide and Seek I, p. 297 Tchn. Kingsley, Two years ago I, p. 329 Tchn.

aglow, Longfellow, The Golden Legend. The Castle of Vautsberg: The hill-tops all aglow with silver and with amethyst.

alms-knigths, twenty-six salaried knigths of the garter, invalid officers of the army, residing at Windsor and being under an obligation to say prayers for the other members of the order.

Amber-stream, name of the Ohio on account of the yellow colour of this river.

ambeer. Cpt. Mayne Reid, The hunter's feast, chpt. 1. A swarth complexion, aided, no doubt, by several lines of „ambeer" proceeding from the corners of the mouth in the direction of the chin.

any one, employed as an adjective noun, frequently in Tristram Shandy f. i. any one soul living.

arguments, proofs alleged by a person to show the justice of his opinions, in order to persuade another to do something: Vorstellungen.

assembly. In Smollet, Roderick Random, it is always synonymous with a ball, a dancing-party. See chpt. 37, where the two words alternate.

associations, thoughts raised by the objects round us by way of association of ideas, and thence: Erinnerungen.

---

*) Sind Seitenzahlen ohne weiteren Zusatz angegeben, so sind es stets die der Tauchnitzer Ausgabe. — Mitunter sind Wörter aufgeführt, die auch schon in der ersten Sammlung vorkommen, sie erscheinen alsdann hier mit neuen Erklärungen oder Belegen.

awoke, participle, not mentioned in any grammar: Lady Blessington, Country Quarters 1, p. 317 Tchn. From this dream-like happiness he was awoke by a letter from his mother. Lever, The Dodd family III, p. 158 Tchn. Byron, Don Juan. — — at his door arose a clatter might awake the dead, if they had never been awoke before.

B.

bablative = talkative. Fluegel, Herrig Arch. VIII, p. 258.

baby, a picture in a book. Sylvester, Dubartas ed. Lond. 1621, fol. p. 285. We gaze but on the babies and the cover,
The gaudy and flowerd edges painted over,
And never further for our lesson look
Within the volume of this various book.

Badger. Emmerson, English Traits Chpt. IV. I found(in Tacitus) abundant points of resemblance between the Germans of the Hercynian forest and our Hoosiers, Suckers and Badgers of the American woods.

baking-peers. Dickens, My country town, chpt. I.

ballast to, to spread a substratum of gravel, before the rails of railway are laid. Americanism. Kohl.

banian-days, sailor's term for fasting-days, thus called after the caste of the Bannians, Indian merchants, who abstain from animal food.

banjo. Wilkie Collins, Hide and Seek I, p. 292 Tchn. A bad piano to which were occassionally added, by way of increasing the attractions, performances on the banjo and guitar.

bark the, substantive. Macaulay, Hist. of E. VII, p. 5 Tchn. The bark of a shepherd's dog or the bleat of a lamb.

Bastile the, la Bastille.

basket, place of a stage-coach, where the guardian is seated. (Strathmann.) Goldsmith, She stoops t. c. I, 1. London's fopperies come down not only as inside passengers, but in the very basket.

bedrabbled, soiled. Kingsley, Two years ago II, p. 210 Tchn.

beluted, splashed with mud. Tristr. Shandy b. II. chpt. 9.

bender, affectedly for leg, Americanism. Longfellow, Kawanagh. Young ladies are not allowed to cross their benders in school.

Berlin wool, wool of the very best kind.

between = together. Tackeray, Hist. of S. Titm. chpt. 9. We were but forty years old between us. Thack., Vanity F. Let us abuse the company which, between them, this pair of friends did perfectly.

beholding. For Brutus's sake I am beholding to you. (Shak. J. C.) Collier in speaking of this passage, quotes the following lines from Buttler, author of an english grammar (1633), not mentioned by Mr. Sachs, Archiv XXIII, p. 404: „Beholding to one of to behold or regard: which by a synecdoche generis, signifyeth to respect and behold, or look upon with love and thanks for a benefit received, etc. yet some now adays had rather write it — beholden — i. e. obliged, answering

to that: teneri et firmiter obligari: which conceipt would seem the more probable, if to behold did signify to hold, as to bedeck to deck; to besprinkle to sprinkle. But indeed neither is beholden english, neither are behold and hold any more all one than become and come, or beseem and seem.“ Vide Strathmann.

bestrided for bestridden. Tristr. Shandy b. 1, ch. 10, as sorry a jade as humility herself could have bestrided.

bind the. Americanism. Large reservoir for corn. See under elevator. Kohl.

bingy milk, sourly milk. Mrs. Gaskell, Charl. Bronte I, p. 63 Tchn., where the author calls it a provincialism.

bird's eye, a sort of tobacco.

bishopess, wife of a bishop, Thackeray, Vanity Fair p. 113 Tchn.

black jack, word used in America and signifying: ore containing zinc. Kohl.

blot to. Wilkie Collins, Hide and seek 1, p. 214. Here Mr. Thorpe carefully blotted the first page of the letter, and went on to the other side.

blotting book, case for letters and papers to be kept safe and clean. Briefmappe.

Bluchers, a species of boots.

blue. Tackeray, Vanity F. III, p. 204 Tchn. Some of the ladies were very blue and well informed.

bosom, Chemisette.

bowpot (Archiv XXI, p. 160). Mrs. March, Time the avenger chpt. 19. Under (the willow-trees) was a bench and a table before it, where we used to lay cut flowers, and where we used to dress the beau pots, as they were called in those days.

box-turtle? Emerson, English traits, chpt. 13. Englishmen alk with courage and logic, and show you magnificent results, but the same men who have brought free trade or geology to their present standing, look grave and lofty, and shut down their valve, as soon as the conversation approaches the English church. After that, you talk with a boxturtle.

brandenburgs, formerly button-holes trimmed with gold-lace

bulse. Macaulay, Hist. of E. VI, p. 230 Tchn. bulses of dia monds and bags of guineas.

burr-oak, a species of the oak. Cpt. Mayne Reid, A hunter's feast, chpt. 29.

brant = brantfox. Longfellow, Hiawatha. I have given you brant and beaver.

brattle to. Omission in Webster and Flügel. Lucas: donnern (North). Smollet, Humphrey Clinker p. 38 Tchn. The bursting, belching and brattling of the French horns in the passage.

brass-jack? Tristram Shandy, b. II, ch. 2. The print will be as unlike the prototype as a brass-jack.

brethren. (Fluegel: Brüder im kirchlichen Sinne, oder von Bundesgenossen, Freunden. Lucas: Brüder im kirchlichen Sinn.) Fluègel, Lucas and all grammarians are wrong; Webster is right in saying: brethren is used almost exclusively, in solemn and scriptural language, in the place of brothers. Indeed there is only between these words, brothers and brethren, a difference of style, and in solemn language, brethren signifies as well real brothers, as brothers. This appears from the following passage, where the question is merely of real brothers. Thackeray, Vanity Fair II, p. 133 Tchn. So that the Baronet and his brother had every reason which two brothers possibly can have for being by the ears. — — — These money-transactions, these speculations in life and death, these silent battles for reversionary spoil make brothers very loving towards each other in Vanity Fair. I, for my part, have known a five pound-note to interpose and knock up a half century's attachment between two brethren. — p. 136 Mr. Crawley's brother, the Baronet, with whom we are not, alas! upon those terms of unity in which it becomes brethren to dwell etc. p. 141 Miss Crawley had fled there in a fit of rage against her impracticable brethren.

brooch 1) Brosche. 2) Busennadel für Herren.

bro' for borough. Hambro', Scarbro'.

C.

cabbage-rose, a species of rose.

caggy mutton. Marryat, Rattlin the Reefer 14, mutton which tastes of the cag (keg)?

cap-pudding, a species of pudding, showing, when on the dinner-table, a cap of raisins on its round top.

catch, to, catch me doing so again. (I'll never do so again). Catch me coming here again.

cat-squirrel, sciurus cinereus. Cpt. Mayne Read, The hunter's feast chpt. 19.

caveson, Macaulay, History of E. VI, p. 273 Tchn.

Cawdie. Smollet, Humphrey Clinker p. 249. There is at Edinburgh a society or corporation of errand-boys, called Cawdies, who ply in the streets at night with paper-lanterns and are very serviceable in carrying messages. — They are particularly famous for their dexterity in executing one of the functions of Mercury.

cawl of a wig, that part of a wig to which the hair is sewed on. Tristr. Shandy II, ch. 33.

chaplet to = to adorn with flowers. James, Castle of Ehrenbr. p. 180 Tchn.

chapter of accidents, often ludicrously for accidents. Smollet,

Humphrey Clinker p. 15 Tchn. Let us trust to time and the chapter of accidents.

cheatery, fraud. Strathmann.

check, checked, being cross-lined like a chess-board. Gewürfelt. Carrirt. (Eigentlich schachartig.) Strathmann.

check-clerk, clerk, commissioned to write down the votes on the hustings. Strathmann.

check-book, cheque-book, port-folio of an english gentleman containing his cheques. Strathmann.

chelsea, vases of old chelsea. Mrs. Gore, Castles in the air p. 22 Tchn.

chick. Warren, Ten thous. I. The old gentleman had neither chick nor child.

chided for chid. Lady Blessington, Meredith p. 104 Tchn.

chicker-berry, Amer. Cooper, The spy pg. 340 Tchn.

chiefest. Byron, Manfred A. I, sc. I. From thy own lip I drew the charm, which gave all these their chiefest harm. Sardan. A. III, sc. 1. My chiefest glory shall be to make me worthier of your love.

to chivy. (Fluegel and Lucas have only: chiving-lay.) To cut the cords with which the trunks are tied in a mail-coach and to rob the passengers in the disturbance which ensues. Punch Nro. 818, 1857. Mr. Cobden was not so gracious, and demanded that somebody should chivy the Indian mail, now on its way, and give the postman a note a. s. o.

choke, the, a large neckcloth. Tackeray, Snobs chpt. I.

chunk the, quid of tabacco. Americ. Cpt. Mayne Reide, The hunter's feast, chpt. 2.

chunk-lead, clumps of lead which detach themselves from the rocks. Americ. Kohl.

chutney, an Indian fruit. Thacker., Van. F. III, p. 164 Tchn.

churr to. Kingsley, Two years ago II, p. 183 Tchn. The night-hawks chirred softly round their path.

claim the. Americ. A spot of land, claimed as his own by a squatter, but not yet conferred upon him by act of government.

claim-club, club formed by several squatters to repel invasions of their „claims."

clavers the. As yet there is only in Lucas: to claver, beschwatzen (North.). Tackeray, V. F. III, p. 204 Tchn. Emmy, it must be owned, found herself entirely at a loss in the midst of their clavers (importune talk).

cloop, Thack., Snobs ch. 14 and 15. Interjection serving to denote the noise of the fluid, made in pouring out a glass of wine.

coach to. Tacker., Snobs: sometimes coaching a stray gentleman's son at Carlsruhe or Kissingen.

cock to, to move a thing a little from its ordinary position. Bulwer, Lucret. Prolog. The second Beau cocked his handsome head

on one side. Pilgrims of the Rh. chpt. XII. the pie, cocking down her left ear. (Strathmann: Marryat, Japhet. He cocked his eye at me).

cock the, the moving a thing a little from its ord. pos. W. Scott. Ronan's Well I. 8, A knowing cock of the eye to his next neighbour, Dickens, Bleakhouse. An unearthy cock of the eye.

cohorn, a species of gun. Smollet, Roderick Random p. 198 Tchn. (Str.)

collection, examination in a college at the end of the term. The further adventures of Mr. Verdant Green chpt. 7.

colt to, beat with the colt (a rope's end, Marryat, Mr. Midshipsman Easy chpt. 12.

come, to come round a person = to establish one's self in a person's good graces. Thackeray, V. F. p. 134. The governess has „come round" every body. The signs of quotation mark it as vulgar.

commemoration, publication at the university of the names of the students who have been graduated.

commission, the persons elected for the office of a justice of peace. He is in the commission = he is a Justice.

compursions of the mouth, wry faces, pursing up of the mouth. Smollet, Tristr. Shandy b. 4, ch. 27.

condemn to, naval and military term, to c. a ship, a piece of ordnance = to declare her or it unfit for further use. (Str.)

condiddle to, (Lucas only: condiddled) = to steal. W. Scott, St. Ronan's well b. 1, ch. 4. He is condiddling the drawing.

convenience a (Lucas and Fluegel: Ludicr. a leathern convenience eine Kutsche.) It is not at all ludricrous, and signifies „any thing contrived for our convenience." Therefore it is 1) a waggon or chair. In this sense it occurs frequently in Smollet, Roderick Random. 2) a spitting-box. Rod. Random p. 239 Tchn. A convenience to spit in, appeared on one side of her chair. 3) a close-stool. 4) a tinder-box. Now it grows obsolete and is supplanted by the word contrivance.

coon, coony, Americ., familiar abbreviation for racoon.

counter to? Kingsley, Two years ago I, p. 336. His left hand countered provokingly, while his right rattled again upon Trebooze's watch-chain.

cover to, military term, to stand the hindmost in a file, to be the

covering file.

cow-catcher, in America a contrivance at the locomotives, to imenace away cows and cattle from the rails.

craddy? Mrs. Gaskell, Ruth p. 25 Tchn. I'll set thee (bet you) a craddy.

Crescent-city, epithet of New-Orleans. Cpt. Mayne Reide, The Hunter's feast chpt. 1.

culverkey, for culverkin? diminutive of culver in imitation of the french name „colombine" of the same plant.

cut-away a, a species of coat.

D.

dab a, a clever fellow. Wilkie Collins, Hide and Seek p. 188 Tchn. — — who's the greatest dab at toasting muffins. (Str. Thos. Hook. At this harmless diversion I was what Etonians call a dab.)

daddypole, blockhead. Tristr. Shandy b. 9, ch. 25.

day-tall, a „day-tall" critic. Tristr. Sh. b. 4, ch. 13.

debativeness. Warburton, Darien I, p. 333 Tchn.

demi-pique. Smollet, Humphrey Clinker p. 9 Tchn. = a demi-peaked saddle. Tristr. Shandy.

dene. Kingsley, Two years ago, p. 52 Tchn. Great banks and denes of shifting sand.

derrick. 1) a crane to lift wares. 2) a floating derrick, a ship to raise foundered vessels from the ground of the ocean.

dingey the, a species of boat, (dingy). Kingsley, Two years ago II, p. 53 Tchn, Warburton, Crescent and Cross II, 2 Tchn.

disrespectability. Thack., V. F. III, p. 252 Tchn.

do to = to overreach. James, Stepmother p. 304 a. 306 Tchn. A horse couper and his cully, said Mr. Prior. He'll do him. — That jockey will do him, if he doesn't look sharp.

dove, imperf. of to dive, not mentioned anywhere. Longfellow, Hiawatha: (Kwasend) dove as if he were a beaver. (Cooper, The two Adm. p. 302 Tchn.)

drive to. To drive trees. Americ. Headley, The Adirondack, Lett. 3. Five as good choppers as ever swung an axe, have made the woods ring for the last three hours with their steady strokes, and yet not a tree has fallen. But look, now one begins to bend and a whole forest seems falling. Those choppers worked both down and up the hill, cutting each tree half in two, until they got twenty or more thus partially severed. They did not cut at random, but chose each tree with reference to the other. At length a sufficient number being prepared, they felled one that was certain to strike a second that was half-severed and this a third and so on, till fifteen or twenty came at once with that tremendous crash to the ground. The process is called driving trees.

draw to. To draw the curtain? Macaulay, H. of E. VIII, p. 7. Halifax died with the serenity of a philosopher and of a Christian, while his friends and kindred, not suspecting his danger, were tasting the sack posset and drawing the curtain.

droop, the. John Halifax, Gentleman I, p. 287 Tchn. Yes, said Miss March, with a little droop of the head.

dug-out the, a canoe made out of the trunk of a tree. (Marryat, Diary in Amer. chpt. 25.)

duntle? Kingsley, Two years ago I, p. XVI Tchn. His cap was duntled in.

E.

elevator. Americ. Great storehouse for corn into which the corn is lifted by steam-engines. (Kohl.)

emperor of Marocco the. (According to Dickens, Two college friends chpt. 2.) the popular name of a certain butterfly.

épergne. Smart is the first who gives this word and explains it thus: An ornamental stand for a large dish in the centre of a table. (Without reference.) He calls it french (from épargne?). But no french dictionary gives épergne, and the pronunciation of the word is quite english. Fluegel did not admit it. Lucas has it. It is still in use. Mrs. Gaskell, Company manners. I prefer an honest way-side root of primroses in a common vase of white ware to the grandest bunch of stiff-rustling artificial rarities in a silver épergne. (Str. Mrs. Gore, Castles in the air, ch. 34.)

euphemize to. Kingsley, Two years ago p. 51 Tchn.

extenuating circumstances.

F.

fair, frequently synonymous with female, fair reader = female reader, fair correspondent = she-correspondent etc.

far from, emphatical negation, far from rich = not at all rich.

farcical, labouring under the farcy (malady), Tristr. Shandy V, chpt. 1.

farrantly, comely, pleasant-looking. (Lancash.) Mrs. Gaskell, Mary Barton p. 5 Tchn.

fancy the, art of fighting. A gentleman of the fancy = a prize-fighter.

fashionist. Fuller, A Pisgah sight of P. 1650 p. 1, b. 1, c. 14, p. 16.

fatherland, first made use of by Isaac Disraeli. (Fluegel. H. Arch. VIII, p. 260.)

fence to. To fence again = to defend. Tristram Shandy Dedic. I live in a constant endeavour to fence against the infirmities of ill health and other evils of life, by mirth. — b. I, ch. 10. This evil has been sufficiently fenced again by the prudent care of the Yorick family.

feeder, tributary streamlet of a great river.

fex, i'fex, a popular oath.

fibster, feminine of fibber. Thacker., V. F. II, p. 352 T.

fig. Dickens, Little Dorrit I, p. 27 T. Whenever I see a beadle in full fig. (fig for figure.)

filly-folly = filly. Tristr. Sh. b. 8, ch. 31.

firework a, a hoop, Crinoline. Invented by Punch, adopted by the nation.

flemish to? (To bungle??) Marryat, Peter Simple p. 228 Tchn. to flemish down the ropes. Kingsley, Two years ago II, p. 119. The hounds have overrun the scent and are back again, flemishing about the plashed fence on the river brink.

float-mineral. Americ. Such lead-ore as is found without the veins. Kohl.

florentine a, a meat-pie. Omitted by Lucas. Goldsmith, She stoops to conquer Act II.

flushing, a kind of cloth for sailor's jackets.

fly-away-pigeon, a children's play.

flying-machine. It appears to have been the name of a sort of stage-coach in Smollet's time. Smollet, Humphrey Clinker p. 78. Shall I commit myself to the high-roads of London or Bristol, to be stifled with dust, or pressed to death in the midst of post-chaises, flying-machines, waggons and coal-horses.

fogram, fogey? Lady Blessington, Marm. Herb. I, p. 61. The old fograms of a college take a very different view of such matters from what military men do.

fox-squirrel, sciurus niger. Cpt. Mayne Reide, A hunter's feast, ch. 19.

frabbit, peevish. (Lancash.) Mrs. Gaskell, Mary Barton, p. 35.

french-polish to? Dickens, Sketches p. 271.

fret. On the fret. Smollet, Humprey Clinker p. 12: My uncle is an old kind of humourist, always on the fret.

futilitous. Tristr. Shandy b. 8, ch. 13.

G.

Garden-city, epithet of the town of Chicago.

garden-gate, a children's game.

gazer a, an individual employed by shopkeepers to gaze at the hings exhibited in the window and to allure the public by going in as if to make commands.

gesticular. Emerson. English traits chpt. 13. Electricity cannot be made fast, mortared up and ended like London Monument or the Tower . . . it is passing, glancing, gesticular — —.

give, to give away. In nuptials after the english rite the bride before the altar is conducted to the bridegoom by her father or any person representative of her father with the words: She is given away.

goody = sweet meat.

grass, at the next grass = next summer. Sylvester, Dubartas p. 228. Swift. (?)

graze, substant. Lever, Gwynne III, p. 19. Paul had been touched — a mere graze — skindeep.

grind. To grind latin and greek. Tackeray, V. F. p. 116 Tchn.

ground-grinder = teacher. Tristr. Shandy b. V, ch. 32.

guffaw, loud laugh. Thack., Vanity Fair II, p. 185.

H.

hackle (Fluegel: hackle-feathers. Lucas: hackles). Kingsley, Two years ago I, p. 164. You're a cock from a different hackle from old Heale, then?

haglet. Emerson, English traits. Gulls, haglets, ducks, petrets, swim, dive and hover around.

hive to, to gather honey for the hive. Byron, Sard. A. IV. sc. 1. Happier than the bee which hives not but from wholesome flowers.

hominy. Luc. and Flueg. give it as an americanism. Smollet, Humphrey Clinker p. 141.

honey-dew, a species of tobacco. Kingsley, Two years ago I, p. 119 a. 110.

horde to. Byr., Sardan. Act V.

My father's house shall never be a cave
For wolves to horde and howl in.

Hopeful denotes very often a young man not yet of age (contrary to „old Squaretoes"). Smollet, Humphrey Clinker p. 15. (Mat. Bramble is speaking of his nephew.) Hopeful was equally obstinate. Generally: Young Hopeful.

hum, a prefix giving to words an emphatical sense, humgumption from gumption, humdudgeon from dudgeon.

humguffin. Punch Nro. 830 from hum and guffin (guffer.)

hundreds. Roderick Random p. 299. At length it was proposed by Bragwell that we should scour the hundreds. (?)

(I. vacat.)

J.

Jim Crow, a Jim Crow hat.

jingle a, a species of hackney-coach. Knight of Gwinne 1, p. 86.

K.

kind. In kind = similar, in a similar manner. (In the same kind.) Washington Irving, Oliver Goldsmith chp. 33. Oglethorpe's retort in kind was taken in good part. (O. had poured the contents of a full wineglas in the face of the prince of Wurtemberg who had besprinkled him with wine.) Ibid. This story . . . appears to have been credited by both, Johnson and Goldsmith each of whom had something to relate in kind. Goldsmith, Retaliation:

But let us be candid and speak out our mind.
If dunces applauded, he paid them in kind.

kiss a, a sort of cake, the french méringue, the german baiser.

L.

ladger-machine?

lady's grace, a sort of cheese-cake. James, Heidelberg p. 425.

lad's love, provincialism for southern wood. Ruth p. 242.

lagend = lagan. Kingsley, Two years ago I, p. 81.

lay cord. James, Stepmother I, p. 291. There was moreover the strong string, which boys call lay cord.

lights. A round game. Mrs. Gaskell, Company manners, The end.

live and learn, proverb.

liver-grown. Smollet, Rod. Rand. p. 306. She was only liver-grown (not with child).

loosener. Tristr. Shandy 9, ch. 19 (wor. ch. 26). Love wrought neither as an astringent or a loosener.

luffy, sugardrop.

M.

main, adverb = very. Mackenzie, Man of feeling. The morning is main cold, sir. — Mrs. Gove, Castles in the air p. 18. Poor old Nicholls being main poorly after his cold journey.

malstick the, the german Malerstock. Wilkie Collins, Hide and seek I, pp. 66 and 321.

Manton a, a kind of gun called after the name of a famous gunsmith.

mast the. The Hunter's feast, Cpt. Mayne Reide, chpt. IV. The staple food for the passenger-pigeon is the beechnut or „mast" as it is called.

meet the. Thackeray, Vanity Fair II, p. 39. When shall we have a meet? p. 310 to appear at the public meet.

merestead. Longfellow, Courtship of Miles Standish.
— — the men were intent on their labours,
Busy with hewing and building, with garden-plot and with merestead.

mess to = to make a mess of. Wilkie Collins, Hide and seek II, p. 160. I've messed them (a pair of trowsers).

mill-head. Smollet, Humphrey Clinker p. 344. There was such an accumulation of water that a mill-head gave way just as the coach was passing under it.

mineral-weed. Kohl: „Die Einwohner von Minesota haben auch ein Kraut, das sie the mineral-weed nennen, weil es da wachsen soll, wo Blei unter dem Boden liegt."

mince-pies. There is a proverb about these pies that he who

wishes to be happy in the new year, must eat eleven of them between Christmasday and the last day of the year.

miserable. Commercial term. Husks of the grains of cacao. (Verhandlungen der Berl. Polytechn. Gesellsch. 1857. 1. Quartal.)

mither to (Lancash.) = to trouble, to perplex. Mrs. Gaskell, Mary Barton 64.

Mo. = Missouri.

monkey, a monkey's tail, naval expression, a short bar of iron.

Monumental city = Baltimore.

moral. Smollet, Humphrey Clinker p. 350. He has got the trick of the eye and the tip of the nose of my uncle; and as for the long chin, it is the very moral of the governors. Ibid. p. 387. They said I was the very moral of Lady Rickmanstone, but not so pale.

Mound-city = St. Louis. (Cpt. Mayne Reide, The hunter's feast chpt. 1.)

mover the, Americ., emigrant for the „far west."

mug to? Dickens, Little Dorit II, p. 24. The low comedian had „mugged" at him in his richest manner fifty nights for a wager and he had shown no trace of consciousness.

Mumbo Jumbo. Dickens, Little Dorrit I, p. 311. He did homage to the miserable Mumbo Jumbo (would be gentility?) they paraded.

music-box, (barrel-organ?), Goldsmith, She stoops to conquer. Aminadab that grinds the music-box.

N.

Nash, name of a celebrated beau of the past century whose name occurs frequently in the authors of the period. (See Walter Scott, St. Ronan's Well I, ch. 13.)

nauseate to with the accusative. Smollet, Humphrey Clinker p. 22 to nauseate the smell of another's excretions.

night-hawk. American. A great black tinglobe suspended from the mast of an american steamer and serving for the pilot to steer his course. (Kohl, Reisen im N.W. der Ver. Staat. p. 19.)

nimini-pimini. Mrs. Gore, Castles in the air p. 99.

nugget, a lump of mere gold, australian expression.

nurr and spell, a game. (Bell's Life.)

O.

olden to. Thackeray, Vanity Fair I, p. 252. In six weeks he oldened more than he had done for fifteen years before. II, p. 280. His feelings are not in the least changed or oldened.

oranges and lemons, a children's game.

original. Sometimes like origin. Smollet, Humphrey Clinker p. 189. She is really a good sort of woman in spite of her low original. Locke. The mind is backward in itself to be at the pains to trace

every argument to its original and to see upon what basis it stands and how firmly.

osage-orange, americanism, plant serving for fencing, first found in the country of the Osages. (Kohl.)

otiosity. Thackeray, Vanity Fair III, p. 182.

out-edge. Tristr. Shandy 1, ch. 13. Her fame had spread itself to the very out-edge and circumference of that circle of importance.

oxonians, a species of boots.

P.

parliament? Thackeray, Vanity Fair II, p. 204. He gorged the boy with apples and parliament.

paspy, an old dance.

passamezzo, an old dance.

pass-book, book containing one's account at the banker's. Dickens, Two college friends chpt. 4.

Pan-handle. Geogr. Popular name of that narrow strip of land belonging to Virginia which inserts itself wedge-like between Ohio and Pennsylvania. (Kohl.)

pawpaw, an eatable fruit in North-America.

peg in the ring, a children's game.

philosophate to. Tristr. Shandy b. VII, ch. 38.

pined, a pined leg, Tristr. Shandy b. 8, ch. 5.

pipe = curl. Tristr. Shandy b. 8 ch. 28. I'll put your white ramillie-wig fresh into pipes.

pixy. „Die Benennungen der Riesen und Unterirdischen fällt zusammen mit den Namen besiegter, zurückgedrängter Volksstämme. Die pixies sind die Picten, Peohtas.“ Grimm, Gesch. d. d. Sp.

pocket. (Austral.) Grains of gold (contrary to nugget.)

post-oak, a kind of oak in America. (Kohl.)

pot-pie. Americ. species of meat-pie.

powan, a delicate kind of fresh-water herring peculiar to Loch Lomond. Smollet, Humphrey Clinker p. 273.

preraphaelite, adherent of a modern artistical sect who despise all rules in art handed down to us by tradition.

propensely = with malice aforesought. Tristr. Shandy b. 4, ch. 27. A real and substantial oath propensely formed against Yorick.

prospect, prospecting. Supposition that there is ore under ground. Muthung. (Americ. Kohl.)

puss-in-the-corner, a children's game like the german Verwechsele das Bäumchen. Four children or more take the four corners of the room and one stands in the middle and tries to get one of the corners, when the keepers change their places in crying: Puss, puss, give me a glass of water.

pshaw to = to say pshaw at a thing. Tristr. Shandy b. 1, ch. 17.

Q.

quaff, a drinking-cup in Scotland, „a curious coup made of different pieces of wood, such as box and ebony, cut into little staves, joined alternately, and secured with delicate hoops, having two ears or handles. It holds about a gill, is sometimes tipped round the mouth whit silver and has a plate of the same metal at bottom, with the landlord's cipher engraved.“ Smollet, Humphrey Clinker p. 263.

Queen-city = Boston.

Queen of the West = Pittsburg.

query, the english spelling of the latin imperative quaere, and in this form the word occurs Tristr. Shandy b. 3, ch. 41, with one single quaere of three words unseasonably popping in full upon him in his hobby-horsical career.

quiddle. Emerson, English Traits chpt. 6. The Englishman is very petulant and precise about his accommodations at inns and on the roads, a quiddle about his toast and his chop and every species of convenience. — —

quile? John Halifax, gentleman: The hay-fields lay, either in green swathes or tedded, or in the luxuriously scented quiles.

R.

Ravenstone, the german Rabenstein. Byron, Werner, Act II. Do not think, I'll honour you so much as save your throat from the Ravenstone by choking you myself.

redargue to. Smollet, Humphrey Clinker p. 5. The objections you mention, are such as may be redargued.

renowner, the german „Renommist.“ Longfellow in Hyperion. Thackeray, Vanity Fair III, p. 278.

renverse to. Tristr. Shandy b. 8, ch. 19. (Spenser is the latest authority quoted by lexicographists).

repose to. Smollet. Roderick Random p. 354 (I) shot his horse under him. The fellow got upon his feet and began to repose me, upon which I charged my bayonet breasthigh and ran him through the body.

rhubarbtart, a species of tart garnished with the stems of the rhubarb.

ruck a, a great quantity. (Provinc.) Mrs. Gaskell, Mary Barton p. 110.

S.

sap = sapiens, learned man.

sarsen. Emerson, English traits. Stonehenge: How came the stones here? for these sarsens or Druidical sandstones are not found in the neighbourhood.

secretive. Emerson, English traits ch. 15. In England the power of the newspaper stands in antagonism with the feudal institutions and it is all the more beneficent succour aggainst the secretive tendencies of a monarchy.

shame to. Byron, Sardan. IV, 1. The queen is gone. Thou need not shame to follow.

shandygaff, a beverage composed of ale and gingerbeer.

shop to = to imprison. Smollet, Humphrey Clinker p. 168. They would find matter enough to shop the evidence himself before the next jail delivery.

sipple to. Smollet, Roderick Random p. 293.

slosh to, to be thoroughly drenched. Eothen p. 28. Then, on we went, dripping and sloshing and looking very like men that has been turned back by the Royal Humane Society as being thoroughly drenched.

smooth a, Thackeray, Van. Fair III, p. 264. She gave one smooth to her hair.

sobeit, albeit. Longfellow, Hyperion. The heart of his friend cared little wither he wend sobeit he were not too much alone.

soss, interjection marking the noise produced by a falling object. Tristr. Shandy II, ch. 24.

stand to, a sort of auxiliary verb, when connected with the participle past. 1) Tristr. Shandy 2, ch. 17. He stands self-accused. 2) Stand you affected to his wish. (Shak., G. V. 1, 3.) I stand affected to her. (Sh, G. V. 2, 1.) 3) Tristr. Sh. 1, ch. 18. and stood moreover deeply concerned for the public good. 4) Tr. Sh. 1, ch. 9. all which shall stand dedicated to your Lordship. 5) Tr. Sh. 1, ch. 18. the argument may stand as much distinguished for ever . . , as . . 6) Tr. Sh. 1, ch. 3. To my uncle stand I indebted for the following anecdote. (Debted Sh. C. E. 4, 1.) 7) Byron, Foscari 1, 1. but thou may'st stand reproved. 8) Dryden: Accomplish what your signs foreshow. I stand resigned. 9) Tr. Sh. 1, 6, 2. The homunculus stands confessed a being guarded and circumscribed with rights. It reminds one of the spanish estar = esse and stare.

staragan = tarragon. Tristr. Sh. 8, ch. 12.

stoke. Thack., V. F. III, p. 274. That was a lucky stoke of her's about the child torn from her arms!

streel to. Thack., Van. Fair I, 291. A yellow satin train that streeled after her like the tail of a comet.

stretch, on a = at a stretch. Thack., Hist. of Sam. Titmarsh I.

Swedeland. Tristr. Sh. 2, ch. 20.

T.

tancy = tancycake. Smollet, Roderick Random p. 273.

thermic. Emerson, English Traits, the same thermic belt, Wärmegrad.

toffy, sugar and butter boiled together.

topside-turvy = topsy-turvy. Trist. Sh. 4, ch. 19.

tremble a. Thack., Van. F. III, p. 273. There stood Emmy in a tremble.

trend = trending, direction. Longfellow, Courtship of Miles Standish: along the trend of the sea-shore.

turn about, alternately. Ibid. II, p. 256. The remains which they watched turn about.

twitterboned. Trist. Sh. 1, 10. His horse was twitterboned.

U.

unforgetable. Emerson, Engl. Tr. ch. 1.

V.

value, to value of. Smollet, Humphrey Clinker p. 6. His minatory reproaches which I value not of a rush.

W.

wed to. Contracted verb. Imperf. wedded or wed. Participle: wedded or wed. — Imperf.: Byron, Werner, Act 4. Sir, you wed for love. — I did. Byr., Foscari Act II, Sc. 1. This ducal ring with which I wed the waves. — Partic.: Longfellow, Sweet April! — many a thought is wedded unto thee, as hearts are wed. — Longf., Hyperion. In cities there is danger of the soul's becoming wed to pleasure and forgetful of its high vocation. (Not to be found in any grammar.)

will to. This infinitive occurs, in spite of grammarians, in Walter Scott, St. Ronan's Well II, 3. A manly and well constituted mind, which is in itself desirous to will its freedom.

X. (vacat.)

Y.

yacht. Evelin's Diary, Oct. 1, 1661. I sailed this morning with his Majesty in one of his Yachts (or pleasure-boats vessels not known among us till the Dutch East India Company presented that curious piece to the king, being very excellent sailing vessels).

yester'evening. Byr., Werner, Act II. whom he ne'er saw til yester'evening.

Z.

zoggy. Thack., Van. F. 1, p. 279. She was calling the poodle a little darling and a sweet little zoggy.

G. Büchmann.

Französische Etymologien.

Abyssus.

Das französische abîme, dem das spanische und portugiesische abismo entspricht, während der Italiäner abisso sagt, wird von Diez für einen substantivischen Superlativ erklärt, in seiner romanischen Grammatik, 1. Aufl. II. Thl. S. 48, noch mit einem „vielleicht", im romanischen Wörterbuche aber ohne irgend eine Beschränkung und mit Vergleichung von oculissimus (Plautus), dominissimus (Mittelalter), casissimo (italiänisch).

Es ist allerdings eine interessante Thatsache, dass Substantive comparirt werden; wir sehen daraus ihre ursprünglich adjectivische Natur, vermöge welcher sie nämlich Ein Merkmal des Dinges herausheben und als das Ding selbst bezeichnen. Sie sind somit wieder zu Adjectiven geworden: oculus = ac-utus (vgl. acies!), oculissimus eig. acutissimus, oculatissimus, dann pulcherrimus, carissimus; dominus = superus, dominissimus = supremus, summus. Auch ipse, ipsus scheint aptus zu sein, wie pulsare von pulsus (pultus) erst pultare hiess; also ist ipsissimus = aptissimus, was nicht einmal scherzweise verstanden zu werden braucht, sondern von Plautus aus der Volkssprache genommen sein kann.

Sonach wäre abyssus = profundus, wie es denn wirklich im Griechischen diese adjectivische Bedeutung auch hat, abyssimus = locus profundissimus.

Aber müsste das doch nicht abyss-issimus heissen, wie oculissimus, domin-issmus? So ohne Weiteres machte man doch später keine Superlative mehr auf imus, wie optimus u. dgl. Abyssimus wäre daher wohl zuerst als abyssissimus, syncopirt abyss'ssimus, zu erklären! Dies nochmals syncopirt gibt abyss'ss'mus, woraus abisme, abîme entstanden wären.

Allein diese Herleitung scheint mir nicht ohne Anstoss zu sein, weil die Bedeutung von abyssus, Abgrund, keine Steigerung verlangt. Mit diesem dürren Worte ist Alles gesagt; wer also hier eine Steigerung annimmt, die nicht einmal durch andere Wörter im Romanischen sehr zu belegen wäre, ist anderer Ansicht, als ich sein kann.

Es scheint in Erwägung gezogen werden zu müssen, dass das Wort abyssus im Kirchenlatein die Bedeutung Hölle angenommen hatte. Dies ist für die Volkssprache, in welcher man anfangs noch dem lateinisch in der Kirche agirenden Priester antwortete oder einfiel, von Wichtigkeit; es ist ausgemacht, dass die lat. Kirchensprache noch wohl verstanden wurde. Wirklich heisst auch noch im Englischen abyss unter Andrem „Hölle", abysm „Abgrund". Darum nehmen wir an, abîme ist abyssismus, nicht die Hölle, sondern eine Art Hölle, ein Abgrund wie die Hölle, eine höllische Tiefe, wie wir sagen. Archaismus, Organismus u. s. w., Wörter auf ismus sind ja beliebte Bildungen gewesen.

Was nun endlich die Betonung anbelangt, so ist auch hierin die Sache nicht anders, als bei abyssissimus. Auch dies muss als abyss- mit iss'mus erklärt werden, so dass ein is dem andern Platz gemacht hat, so gut wie in dem übrigens viel einfachern abyss-ismus, das wir vorschlagen und das sich auch als abyss'smus erklären lässt, indem das i von ismus wegen des voraufgehenden yss, is nicht mit angesetzt worden.

Wir geben zur Vergleichung schliesslich nochmals zu bedenken, dass eine Superlativirung eine Ausnahme, eine Seltenheit, ein angehängtes ismus hingegen etwas ganz Geläufiges zu nennen bleibt.

Aqua.

Die Entstehung von eau betreffend, ist die Herleitung, welche Diez im rom. Wb. S. 611 versucht, einer näheren Prüfung werth. Aus aqua wurde, das steht fest, eve. Dies erkläre ich mir, indem ich eine Aussprache acba, woraus euphonisirt aba entstanden, annehme. Soweit ist keine „starke Umbildung" vorhanden; aus equa wurde auch yve.

Nun aber bildet Diez aus eve, mit Vergleichung von bel, eau auf folgende Art:

eve, ieve	bel, biel
iave	bial
eaue	beau
eau	

Dies ist aber doch schwerlich eine richtige Parallele. Dass auslautendes ll und l zu u wurde, ist bekannt und beau ganz in der Ordnung. Dass aber v auf die obige Weise wieder zu u geworden, ist noch zu beweisen, wenigstens für das Französische, wo für auslautendes v überall f eintritt: boeuf, brief u. s. w., inlautendes aber, bei folgendem Vokal, wie wir dies in iave haben, sich eher zu b verhärtet: courbe, übrigens aber sich hält: brève, griève. Bei folgendem Consonanten ist die Sache natürlich anders, wie outarde aus av(is)tarda, prov. daus aus de-abs u. s. w. (Ueber daus weiter unten!) Sonach wäre eaue aus iave nur als Syncope: iae (vgl. paon pavon-em, viande vivenda) und nachmalige Diphthongisirung: iaue,

eane, erklärbar; woraus eine Künstlichkeit der Deduction entspränge, die ihres Gleichen suchen müsste, abgesehen davon, dass a sonst nicht zu au wird, sondern nur vor einfachem m und n zu ai. Auch wenn man das Provenzalische, wie breu aus brev-is m., zu Hülfe nähme, wäre Verwandlung von v in u doch nur für den Auslaut, nicht für den Inlaut darzuthun.

Dem eau muss nicht unmittelbar aqua zu Grunde liegen.

Zur Erklärung stehen uns zwei Weiterbildungen zu Gebote: aquella und aqualis, die zu avel und aval, wie aqua zu eve, aquarium zu évier, geworden wären; aus aval aber avau, wie vau aus val: à-vau-l'eau stromabwärts, opp. d'amont.

Für aquella spricht mehr, als für aqualis, die Bedeutung. Aqualis, dem Genus nach Commune, ist ein Waschnapf, Wassergefäss; man hätte anzunehmen, dass das Gefäss dem Inhalte den Namen gegeben, was uns nicht recht zusagt, da das Gegentheil eher üblich.

Gegen aquella könnte aber das Genus von eau sprechen. Aquella selbst kommt bei den Lateinern nicht vor, wohl aber aquula, bei Cicero; das aber ist Nebensache oder von gar keinem Belang. Man erwartet avella, evelle. Vergleichen wir indessen oiseau! Dieses entstand aus avicella, aucella, aucellus. Die Deminutiven verändern wohl das Genus: bouleau betulella, boulet bulletta (betulus ist ein Edelstein). Wäre nun eau ebenfalls m. wie oiseau, also aus aquella aquellus geworden, so wäre alle Schwierigkeit gehoben. Auch stände wohl Nichts im Wege anzunehmen, dass man wirklich zuerst avellus, avel, evel, eel, eau gebildet und eine Zeit lang männlich gebraucht habe, dann ein Schwanken im Genus, wie bei automne, und endlich wieder das Feminin eingetreten sei, wie bei aigle f. (m. von aquilus) in der Bedeutung „Feldzeichen". Vgl. seau sitella (situlus) m.

Indessen scheint hier nicht so genau für die alte Zeit getrennt werden zu müssen, wie für später, zwischen el und elle; aus fabulella ward fablel, chèvre capra bildete caprella, chevrel, chevreau, und als Feminin war für die Endung eau oder au das Beispiel in peau, pellis nicht zu entlegen. Unsere Meinung ist also, dass so gut wie ellus zu ell, el, ebenso auch wohl ella zu elle, ell, el, werden konnte, in der Regel aber nicht geworden ist. At nulla regula sine exceptione!

Obliquus.

Dass man bigot wohl unrichtig von bi got (bei Gott!) ableite, da das wahrscheinlich bigoi ergeben hätte, ferner, dass die Ableitung von Visigothus, auf die „Normannen" ausgedehnt, zu künstlich sei, hat Diez (rom. Wb. S. 569 f.) recht deutlich entwickelt. Aber viel treffender ist seine Schlussbemerkung über das Wort bigot: „Bei der Untersuchung wird man festhalten müssen, dass es eigentlich ein gemeinromanisches ist." Es hätte seine Stelle im

ersten Theile des Wörterbuches einnehmen sollen; aber sein Ursprung war freilich noch zu ermitteln.

Diesen haben wir schon anderwärts (Originationis latinae liber memorialis, Leipzig, Teubner 1857) angedeutet und suchen ihn hier festzustellen.

Wir vergleichen das ital. bieco, sbieco, schielend, schief, das von obliquus stammt und regelrecht obbico, bico zu bilden war, wie sich denn auch im Reim bico findet. Auch sagt (hieher gehörig, wie wir vermuthen, obgleich noch Niemand die Etymologie der Wörter erkannt hat) der Italiäner sbigottire, gleichsam exobliquottire, aus der Fassung bringen, und der Spanier nennt den quergehenden Knebel- oder Schnurrbart bigote.

Demnach halten wir bigot für obliquottus, das den schielenden oder, wie man wohl sagt, mit den Augen himmelnden, etwa auch den kopfhängerischen, schräg mit dem Kopf dastehenden oder einherschreitenden Frömmler, übertrieben andächtigen oder scheinheiligen Betbruder bezeichnen sollte, gerade wie von uns durch: „Augenverdreher, Kopfhänger", das Schiefe des Innern mittels Benennung des äusseren Erscheinens desselben bei der nämlichen Klasse von Menschen bezeichnet wird. Ableitung durch Anekdoten oder von Völkernamen sind meist sehr bedenklich. Das Volk hat nicht so auf's Gerathewohl hin Wörter gemacht.

Also die eigentliche Heimath des Wortes bigot scheint Spanien (und warum nicht gerade?) oder, wenn das g ja so gut in bigote wie in sbigottire eingetreten ist, Italien, nicht aber Frankreich zu sein. Dass man bisher nicht auf obliquus gekommen war, daran ist, wie an allen verunglückten ausführbaren Versuchen der verkehrte Standpunkt, eine falsche Annahme (das Wort sei französischen Bürgerthums und deutschen Ursprungs) Schuld.

Aër.

Dass air in der Bedeutung „Luft" von aër stamme, wird Niemand bezweifeln. Aber in Bezug auf die Bedeutungen „äusseres Ansehn" und „Liedweise" ist man wohl versucht, andere Aushülfe zu suchen. Auch Diez sagt ausdrücklich, dass air, sowie ital. aria u. s. w. in diesen Bedeutungen Nichts mit aër gemein haben können (rom. Wb. S. 25). Allein unsere Ansicht ist das durchaus nicht.

Wir müssen wohl zusehen, welchen Umfang der Bedeutung ein Wort bei den Lateinern selbst gehabt hat.

Aër heisst gar nicht bloss „Luft".

Es heisst überhaupt „Luftkreis, Dunstkreis", wie bei Virgil im Landbau 2, 123:

Extremi sinus orbis, ubi aëra vincere summum
Arboris haud ullae jactu potuere sagittae,

von der hohen Luftregion, zu welcher Indiens Bäume mit den Wipfeln hinaufgehen. Oder: „Dunst, Witterung". Lucan 4, 438:

— Sic dum pavidos formidine cervos
Claudat odoratae metuentes aëra pinnae —
Venator, tenet ora levis clamosa Molossi.

Oder „Nebel, Nimbus". Valerius Flaccus 5, 400:

— Ille (Jason) protinus urguet
Aëre septus iter, patitur nec regia cerni
Juno virum.

Virgil Aeneis 1, 411:

At Venus obscuro gradientes aëre sepsit.

Diese letzte Bedeutung „Nimbus" war gar nicht so abgelegen und ungebräuchlich. Auch wir sagen ja: „sich mit einem gewissen Nimbus umgeben" — warum sollte nun air nicht auch „Betragen, Gebärde, Anstand" als Bedeutungen annehmen, abgeleitet von aër? Stimmt oder verstimmt nicht auch Luft, Wetter, heiterer oder trüber Himmel oft Launen, Mienen, Aussehen zur Heiterkeit oder Betrübniss? Wir sagen: „Hofluft," air de la cour, vom Lebenskreis und seinen Manieren. Auch sagen wir: „Die Luft ist nicht rein (bei ihm), es ist schlechtes Wetter bei ihm heute" und dgl.

Aehnlich haben wir für être à l'abri unsere Redensart „im Trockenen sein" angezogen. (Osterprogramm der Realschule zu Siegen 1858. S. 5.) Das Volk drückt sich unter allen Himmelsstrichen ähnlich aus, da die natürliche Anschauung nicht viel verschieden sein kann.

Auch für die Bedeutung „Liedweise" glauben wir die Wurzel ar (wovon unser „Art", womit Diez das nicht „Luft" heissende air dem Sinne nach vergleicht) nicht erst zu Hülfe nehmen zu müssen. Auch hier genügt aër „der Luftzug", hinsichtlich welcher Bedeutung bekannt ist, dass aër und ventus für einander gebraucht wurden. Man hat also nur an die Weite der Blasinstrumente und den dadurch bedingten Ton zu denken, um auf die rechte „Melodie" zu kommen, „Luft, Ton" oder „Blasart, Singweise" sind wie die Bedeutungen von canere, „musiciren, blasen, singen", eng zusammengehörig. Auch von der Farbe sagt man „Ton", wie vom Menschen: „Er spricht in hohem Tone"; das Auftreten des Menschen ist gleichsam sein Farbenton, und wir sehen also, wie auch sogar „Nimbus" und „Ton" zusammenhängen.

Interessant ist eine Stelle bei Seneca in den Quaestiones naturales, 3, 24, wo man fast um des Kaisers Bart streitet, ob es aere oder aëre heissen muss: fistulae aere tenui, aëre tenui. Zum Beweise, wie genau Weite und Ton beim Blasen (Luftausstossen) in Verbindung stehen! Auch ohne Instrument können Manche recht fein im Leben blasen, wie man sagt, und das hilft auch meist; grob blasen aber ist nicht die Art des Auftretens, welche weiterbringt. Diese Redensarten auch zum Beleg für die verschiedenen Bedeutungen von air; sonst wären sie überflüssig.

Addere.

Im rom. Wb. S. 18—21 hat Diez den höchst interessanten Versuch gemacht, das ital. andare, span. und port. andar, franz. aller auf die nämliche Quelle, auf das lateinische aditare, zurückzuführen. Aus ander nämlich entstände durch Syncope des d aner, wie bénir aus benedicere (ben'dire), und aus aner wäre dann aler, aller enstellt. — Eine andere Ableitung werden wir versuchen.

Beiläufig hier die Bemerkung, dass für bénir aus benedicere das alte benistre, das Frisch anführt, ohne Belang ist; beide haben zwar Syncope des d erlitten, aber bénir entstand aus ben'dire, wie angegeben, benistre aus ben'diç're, benisre, wie être aus ess're, esre, ancêtres aus ant'cess'res, ancesres.

Vor Allem sei nicht verschwiegen, dass man eine Entstehung von aller aus ambulare, also von aller aus ambler nicht zugeben darf. „Möglichkeit einer Umbildung aus ambulare" glaubt freilich Diez einräumen zu müssen; aber womit wäre denn die zu erweisen? Konnten amblare, amlare, allare auseinander entstehen? Ich glaube das nicht. Die Assimilation von ml wurde durch mbl umgangen; sembler, humble, u. s. w. Wie sollte denn ein vorgefundenes mbl abgewiesen worden sein! Ein anderes Beispiel! — sonst ist diese Ableitung null und nichtig. Vgl. ambler! (Diez' rom. Wb. S. 664. Houblon.)

Aber auch aditare, auf das Muratori nach Ferrari's Andeutungen rieth und das Diez unbezweifelt für richtig erklärt, hat ein formelles Bedenken zu bestehen, das weniger in dem Einschieben des d, als in dem abgehauenen Schluss (dem eigentlichen Worte!) itare auftaucht. Zudem: aditare, anditare, and'tare, antare soll andare geworden sein? Das alte ital. und span. renda aus reddita ist durch die Aehnlichkeit des Stammwortes rendere erklärlich; an dessen d denkend, sagte man renda statt rend'ta, renta, franz. rente; oder vielleicht hiess es, unmittelbar von rendere, renda, wie tenda von tendere, span. prenda von prendere, franz. tente von tendre. Und wodurch wäre dann andare statt antare zu rechtfertigen? Cantare, vantare u. dgl. sprechen entschieden nicht für Bevorzugung eines ndare vor ntare. Von der Seltenheit oder vielmehr Seltsamkeit des Wortes aditare, von der Bedeutung „besuchen" (nicht „gehen") in ihm wie in adire, wollen wir sogar noch absehen.

Lautlich passt kein Wort besser als addere. Wie nämlich reddere zu rendere, rendre wurde, um dem Worte mehr Umfang zu geben, so muss aus addere ein andere hervorgegangen sein (vgl. das altital. Perf. andiedi, andetti, altsp. andide, andude). Dies trat, wie consumare, tremare, zur ersten Conjugation über, um die Form voller zu machen, und so haben wir denn andare. Hieraus nun anare, aner, aler, aller zu bilden, scheint uns nicht durchaus geboten zu sein. Ein andulare (vgl. ital. crepolare von crepare, franz. mêler misculare von

miscere und dgl.), daraus annulare, allare, würde einfacher vorausgesetzt.

Aber nun — was soll addere?

Virgil sagt im Landbau 1, 513: quadrigae addunt in spatia, Silius Italicus ahmt ihn 16, 374 nach. Man übersetzt in spatia richtig wie in dies: „von Raum zu Raum", addunt aber erklärt man: „sie fügen immer hinzu", d. h. sie vermehren ihren Lauf — auch nur so zu billigen. Die Lesart addunt se hat weder Hand noch Fuss.

Andare, aller ist ein gar sinnreicher Ersatz für proficisci „sich fortmachen": spatium addere, voranmachen, doubler le pas. Sehr bekannt ist addere gradum (= accelerare, wobei ja auch gradus zu suppliren ist). Also allez, addite sc. gradum! agite! immerzu! macht voran! fürbass! Virgil nimmt schon das, vielleicht im Volksmunde vorhandene, elliptische addere für proficisci, ferri, agi.

Niemand wird andito, schmaler Gang, von aditus, zu andare ziehen wollen; dies gab andata, wie passata, cantata u. s. w. Auch Diez führt andito nur wegen der Einschiebung des d an. Aber hieher gehört uns andain, Mäherschritt, das wir für andamen, eig. addamen (vgl. additamentum), entsprechend dem Worte airain, von aeramen, erklären. Es ist der Raum, den der Mäher in der Arbeit jedesmal zusezt oder weiter kommt. Ableitung mit men und mentum ist gewöhnlich und scheint auch dem vielverbreiteten „Visimatenten", von visitare (visimatenta statt visitamenta), zu Grunde zu liegen. Die südwestlichen Formen andana, andaina wären dann der pl. andamina; andamio, andaimo aber eine Weiterbildung: andaminus (vgl. port. soar, sonare), wenn nicht vielmehr für en von andam-en hier ius gesetzt worden. Das Suffix -anus scheint nicht mit im Spiele zu sein. Vgl. umgekehrt ital. saíme von sagina, sain-doux; guaíme gain.

Wem addere zuerst noch nicht recht zusagen wollte, wird sich vielleicht schon damit befreunden, wenn er bedenkt, dass andare und aller nicht umsonst den Etymologen so viel zu schaffen machten. Ein addere gradum für proficisci liess sich nicht im Sturm gewinnen! Vgl. noyer necare sc. undis. Gehen ist eine Art Addiren!

Wohl könnte auch Jemand an ante denken und davon, wie superare von super, ἀντᾶν von ἄντα, ἀντιᾶν von ἀντί, ein antare, antulare bilden; aber das d in andare würde opponiren. Dagegen scheint es uns noch nicht ganz ausgemacht, dass vanter von vanitare kommt. Es kann auch abantare, d. h. prae se ferre, extollere, sein. Vanitare kennt nur Augustin und möchte eher von vannus, begrifflich ventilare, als von vanus (vanum reddere? gerade das Gegentheil!) abzuleiten gewesen sein. Da würde die ältere Ableitung von venditare, übertragen gleich ostentare, auch mitsprechen dürfen. Denn dem vanitare trauen wir gar nicht. Ganz der Bedeutung „sich vordrängen, breit machen, herausstreichen" würde aber abantare se entsprechen, und der Form nach vergleiche man nur ital. vantaggio für

avantaggio! Das Prahlen freilich ist noch kein vantaggiare, es ist aber der Anlauf dazu, der Wunsch zu glänzen. Ist vantaggio der wirkliche Vorrang, Vortheil und Glück, so ist vantagione, die Prahlerei, der vermeintliche Vorzug, und besonders sind die beiden Bedeutungen von vantaggioso, vortheilhaft und eigennützig, treffende Belege für das Ineinandergreifen von Form und Inhalt bei den genannten Wörtern.

Dirimere.

In Bezug auf trancher und die entsprechenden Formen der übrigen romanischen Sprachen sagt Diez: „Wie bei vielen andern lässt sich auch bei diesem Worte nur verneinen" und verwirft mit Recht truncare und ein von unserem „trennen" zu bildendes trennicare.

Hätten wir es mit trancher allein zu thun, so wäre die Erklärung leicht, nämlich aus einem vorauszusetzenden transsecare durchschneiden. Aber damit sind die übrigen Formen: trinchar (span., port., prov.), trinciare (ital.) u. s. w. schwerlich zu einigen. Altfranzösisch ist trenchier.

Es liesse sich an tremere denken, so dass tremicare „springen machen, sprengen" hiesse, wie denn im Portugieschen trincar wirklich „platzen" heisst. Aber theils gesucht in Hinsicht der Bedeutungsentwicklung, theils lautlich nicht ohne Tadel wäre diese Ableitung, da e in der Position wohl in ie, nicht aber in i übergeht. Auch bei tricare = extricare (nach Tiro's Noten), mit eingeschobenem n, ist nicht wohl möglich stehen zu bleiben, da manche Bedeutungen der romanischen Wörter aus trahere, tricare sich nur herauskünsteln liessen.

Es muss demnach wohl eine kleine Unregelmässigkeit vorliegen.

Wir schlagen dirimere vor, woraus d'rimicare, drincare, nicht aber, wird man sofort einwenden, trincare entstehen konnte.

Die Regel soll auch nicht angefochten werden, dass insgemein anlautendes d unverändert bleibt. Aber, wie alle Regeln, hat auch sie sich Ausnahmen gefallen lassen. Der Italiäner sagt: Tertona aus Dertona, Trapani aus Drepana; wie es scheint, weil er vor unmittelbar oder in der Nähe folgendem r die Tenuis vorzog, zumal wenn die folgende Silbe mit einer solchen anlautet. R scheint wirklich Einfluss gehabt zu haben: Die Tartsche, targe, von tergum, nennt der Spanier und Portugiese darga, adarga; das Kraut Dragun, targon, hat seinen Namen ja auch von dracunculus, heisst auch estragon; unser „Dachs" heisst taisson (ohne r); von τραγήματα „Naschwerk" stammt dragée; „dreschen" ward altfranzösisch trescher tanzen; „Druck" heisst prov. truc; tulipe vom persischen dulbend, woher auch turban, mag nebenbei, ohne Rücksicht auf r, die Reihe schliessen.

Ist nun auch zuzugeben, dass t aus deutschem d auf älteres, ursprüngliches th im Deutschen zurückweist, so sind doch aus anderen Sprachen Tertona, Trapani, darga, estragon, dragée, Belege genug für die doppelte Art des Ueberganges von anlautendem d in t und um-

gekehrt, um irgend eine andere Ausnahme stützen zu können; dagegen, wie wir gerne zugeben, viel zu wenig, um die oben erwähnte Regel umzustossen.

Das begrifflich vollkommen passende dirimere also hat trotz eines kleinen Formfehlers so lange Zutritt, bis ein höher stehender Staatsbürger Einsprache thut. — Schienen „ziehen“ und „schneiden“ nicht zu entfernt von einander, so wäre, wie gesagt, tricare, trincare, vielleicht aber auch trahicare, traicar, traincar, trincar (prov. trencar), auch eine zu beachtende Art, hier die Ableitung zu versuchen; oder auch mittels traîner: trahinare, trainicare, wenn nicht (s. Diez, rom. Wb. S. 351) trahimare richtiger ist, was sich aber hier gleich bleibt.

Uebrigens fällt mir noch interimere ein, aus dem sich regelrecht: interimicere, intrimcare, trincare (nach tra von intra) gewinnen lässt.

Bellus.

In Bezug auf beau-père, belle-mère u. s. w. ist keinenfalls an andere Herkunft, als aus bellus, zu denken. Auch der Niederländer, aus dessen Sprache einmal Jemand das beau erklären zu können glaubte, sagt schoonvader. Unser „Stief“ soll „Waise“ bedeuten; aber das schweizerische „stief“, steif, strack, schmuck, möchte doch nicht verdienen, so ganz bei Seite geschoben zu werden.

Ursprünglich, meint nun Diez, (rom. Wb. S. 563) habe man die gute Stiefmutter im Gegensatz zu den bösen schmeichelnd, beschönigend, hypokoristisch so genannt und diese Benennungsweise auf père, frère, fils, u. s. w. übertragen. Diese Art Uebertragung eines Beiwortes mit bösem Vorurtheile auf Andere will uns aber nicht recht zusagen. Das Beiwort lässt sich vielleicht, einfacher gedeutet, eher rechtfertigen, also dass es seinen sämmtlichen Trägern mit Recht zustehen könnte.

In meinem Heimathlande, dem Bergischen, heist der Grossvater Bestevader und die Grossmutter Bestemoder. Dies ist im Ernst gemeint; man weiss ja, wie lieb die Enkel den Grosseltern sind und umgekehrt.

Auch beau-père, beau-frère u. s. w. wird wohl ernst gemeint sein. Alles Neue hat einen gewissen Reiz; man findet es leicht schöner, als das Bekannte. Aus einem neuen Familiengliede, einem neuen Schwager u. s. w. wird im Anfange ein ganz besonderer Staat gemacht; man sucht Etwas darin, sie und dadurch sich mit ihnen herauszustreichen und zu heben. Die neue oder zukünftige Mutter ist eine „brave, gute Frau“, wie der Vater mit den Kindern von ihr spricht; sie müssen ihr hübsch ein Händchen und die Kleinen ein Küsschen geben, dann hat sie ihnen auch was mitgebracht!

Es ist immer die alte Geschichte auf dieser Welt hienieden. Am objectivsten hat sich freilich der Grieche gehalten; er sagt: ἐπιπάτωρ

und *μητρυιά*. Aber schon der Lateiner hebt mehr das Neue hervor: vitricus, wie wir glauben: v-itericus, und nov-erca d. i. noverica (an arcere ist nicht zu denken). Das Neue ist beliebt, ist schön; der Franzose also nahm stellvertretend „beliebt, schön“ für „neu“ und empfahl dadurch die Personen nachdem Grundsatz des Theognis:

Ὅττι καλὸν, φίλον ἐστί, τὸ δ'οὐ καλὸν οὐ φίλον ἐστίν.
Τοῦτ' ἔπος ἀθανάτων ἦλθε διὰ στομάτων.

Tripus.

Das Wort tripe, Wanst, ist noch nicht genügend gedeutet worden. Wir machen auf tripus aufmerksam, das freilich m. ist. Das italiänische treppiède m. (woneben die Form treppiè, franz. trépied, vorkommt), scheint zu beweisen, dass das lat. tripes den Vorrang hatte. Die gallischen Landleute aber nannten den tripus (tripes) tripetia f. (s. Forcellini). Es gab also schon sehr früh Nebenformen.

Nehmen wir nun an, dass die Suffix-Endung von trip-oda, der griech. Form, wegfiel, wie in ange, évêque u. s. w., so wäre ital. trippa, span. und port. tripa, tripe, lautlich ganz angemessen aus tripus, das f. geworden zu sein scheint, da a in tripoda irre führen konnte oder tripetia vorschwebte, entwickelt, indem im Ital. nach der Regel, aber auch im Franz. p sich hielt, wie in sapin, propre, couple u. s. w.

Der Kessel an sich (mit oder ohne Füsse, mit langen oder kurzen Füssen versehen, die sich leicht wegdenken lassen) ist ein Bild, das auf den Wanst sehr gut passt. Man nennt diesen auch scherzhaft „Trommel“ (auch ist eine „dicke Trommel“ die Person selbst, besonders Frau) und Balbini Epigramma auf einen Dickwanst mag die Anschauung aus älterer Zeit belegen:

Pelle sua moriens fieri vult tympana Zisca:
Tu de pelle tua tympana vivus habes! —

Im Siegerland heist ein einfältiger Mensch Driwes (Dreifuss). — Hierher ist tripot mit tripoter, tripotage zu rechnen, das man zu tripudium, auch zum ital. olla potrida hat stellen wollen, sintemalen die etymologische practica est multiplex.

Tripottus zeigt wieder das eig. Genus. Der tripot ist der Kessel, worin Allerlei gebraut wird, das Element des Pöbels, die Kneipe: Il est dans son tripot, in seinem Elemente. Tripoter durcheinanderbrauen, tripotage Allerlei durcheinandergekocht.

Die Bedeutung von tripot „Ballhaus“ scheint eine abgeleitete (Kneipe, Kegelbude), wenn man nicht unmittelbar daran denken will, dass sich hier, als in einem Kessel, die Ballspieler gleich wie Kraut und Rüben durcheinander einfinden.

Mancus.

Prov. und altfr. hiess mancus manc, ital., span. und port. heisst

es manco; davon manquer, manchot. Im Ital. ist auch monco, moncare vorhanden, worin der Uebergang von a in o auffällt, vielleicht aber Anbildung an tronco anzunehmen ist. Vgl. soldo saldo, talpa topo.

Sollte aber nicht auch mince hierher gehören?

Rinceau ist rainceau, ramicellus; also gäbe mancius maince, mince. Von minutius wäre allerdings menuce zu erwarten; der ahd. Superlativ minnisto aber, wovon Diez mince ableitet, würde einer richtigen Ableitung aus dem Lateinischen nachstehen. Vgl. Diez' rom. Wb. S. 405 über ius!

Pingere.

Dem franz. pincer würde hinsichtlich der Bedeutung pungere entsprechen, ist aber in Bezug auf die Form nicht wohl damit in Verbindung zu bringen. Denn punctiare von punctus (wie directiare, dresser, von directus) ergäbe poincer, was sich allenfalls in paincer, pincer abändern liesse, da ja auch frayer aus dem alten froyer von fricare stammt und die Laute ai und oi schon durch die frühere Schreibart (j'avois) als sich nahe berührend bestätigt sind. Von unregelmässigen Uebergängen gibt es noch andere Beispiele, wie frotter statt froiter von frictare und vielleicht auch froisser von frictiare statt frisser, fresser, ital. frizzare, wenn man die Ableitung von fressus (zu frendere) nicht für nöthig hält. Vgl. fumier von fimus, altfr. frumer = fermer. Allein wir thun immer besser, dem Regelmässigen, wo es angeht, den Vorrang einzuräumen. Die Vergleichung des venetianischen pezzare, ital. pizzicare, führt auf pictiare, von pingere, und wir haben nicht nöthig, eine neue Regel, nämlich Uebergang von u in i (punctiare, pincer) aus oi anzunehmen.

Freilich ist etwas auffallend, dass pingere der Bedeutung nach nicht unmittelbar genügt; und das kann auch der Grund sein, warum man nicht darauf gekommen ist, sondern, wie immer oder meist, wo das Lateinische nicht sofort helfen wollte, über den Rhein ruderte und niederländisches pitsen, pfetzen, pitzeln (Frisch), herbeiholte.

Aber pingere heisst ja nicht bloss „malen“; es ist Scheideform zu pangere, pungere und heisst ursprünglich „stecken, sticken“, also auch „stechen“. Aus pictus entstand pictiare, davon pizzare, aus pinctus (vgl. point! peinture pictura) aber pinctiare, pincer, und „malen“ heisst daneben peindre pingere, „stechen“ poindre pungere. Dass „sticken“ in peindre nicht mehr zu suchen ist, hat dabei Nichts zu sagen; broder ist doch faire à l'aiguille un point (peinture), und die Bedeutung des „Stechens“ müssen wir also in pingere als fortdauernd annehmen dürfen, da man nicht bloss mit dem Pinsel, sondern auch mit der Nadel malt. Warum der Franzose pinctiare nicht pictiare vom regelmässigen pictus, nahm, hat, ausser der Form peint, auch eine Zweideutigkeit vielleicht zu rechtferigen, die nothwendig entstanden wäre.

Ringere.

Ein dem pangere, pingere, pungere ganz entsprechendes Trio: rangere, ringere, rungere, findet sich zwar nicht; rancare, ringi, runcare aber sind vorhanden. Rancare gebraucht der Autor Philomelae, wenn die Lesart raucare, wie wir glauben, ohne Gewicht ist, von der Tigerstimme. Es liegt in allen dreien das frangi, frangere, wie auch rancidus mit fracidus, ringi mit frangi, infringi und runcare mit frangere (glebas), fricare, vergleichbar sind. Runcina heisst der Hobel, griech. ῥυγκανή. (Beiläufig die Frage, ob das Adj. franc nicht auch von frangere, wie parc von parcere u. s. w., abzuleiten ist? Kurz abgebrochen, einsilbig, entschieden ist das Wesen des Aufrichtigen, dessen Stammbaum weit höher reicht, als der Bund der Franken. Unser „frank, frech, frei“ würden freilich wurzelhaft verwandt sein.) —

Wie nun das feinere Stechen mit pingere, statt mit pungere, das allgemeiner ist, gegeben wurde, so nahm man, wie es scheint für rungere, runcare eine Nebenform ringere, rincare, um das leisere Abschaben und Abkratzen anzuzeigen.

Von rinc(i)are, d. i. runcare ollas, leiten wir rincer spülen. Die alten Stämme hatten sich erhalten; es musste den Romanen freistehen, sie, für verschiedene Begriffsnüancen modificirt, im Gebrauch zu entfalten. Und was würde auch eine Herleitung aus altnord. hreinsa frommen? Nichts weiter, als zu zeigen, dass im blendenden Schimmer der Eisfelder Naturausdrücke dieselben bleiben, wie im lachenden Grün der Matten.

Humanitus.

Audentes Fortuna juvat. Wo ausserhalb des Lateinischen der scheinbar beste Vorrath noch nicht ausreichte, um eines Wortes Zurückführung zu seinem Ursprung in überzeugender Weise darzustellen, da ist oft ein kühner Entschluss und beharrliches Suchen am Platze, das von Erfolg gekrönt werden möchte. Mit dem Gedanken: „Das Wort muss lateinisch sein!“ wird das ersehnte Land, die Küste, endlich gefunden, und: „Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor!“

Wir behaupten, maint ist humanitus, wie moite hu-meetus.

Humanitus ist „menschlicher Weise“, also: insgemein, gewöhnlich, manchmal. Ferre humana humanitus, si quid mihi humanitus accidisset i. e. si obiissem und dgl. sind bekannte Beispiele. Das Wort ist jedenfalls ein sehr übliches gewesen.

Lautlich ist unsere Ableitung den bisherigen vorzuziehen, da sie in jeder Weise genügt. Das kymr. maint heisst „Grösse“, vom deutschen „Menge“ oder „manch“ ist nicht ohne Sprünge auf maint zu

gelangen. Es ist nur übrig, zu beweisen, dass Adverbia von den Romanen zu Adjectiven gemacht wurden.

Hierüber sehe man tôt, vite, alerte nach, wie dieselben von uns im Osterprogramm der Realschule zu Siegen 1858, S. 12, abgeleitet und zusammengestellt sind. Vgl. noch altfr. romans aus romanice.

Dux.

Was die Herleitung des Wortes douane anbelangt, so hat Diez (rom. Wb. S. 126) darüber so erschöpfend gehandelt, dass es nur noch einiger Bemerkungen bedarf, um bisherige Versuche gegen einander zu wägen und einer alten Etymologie vielleicht wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Die, wie es scheint, von Diez bevorzugte Ableitung vom arab. divân, Staatsrath, hat, von formellem Bedenken abgesehen (die Herstellung des ou scheint uns sehr künstlich oder vielmehr zweifelhaft, da hier der oben bei Aqua berührte Fall vorliegt, dass ein Vokal nach v folgt), doch auch die Bedeutung gegen sich. Denn so eine vereinzelte Bedeutung wie „Rechnungsbuch“ ist verdächtig und kann gegen die allgemein bekannte, die aber nicht passt, wohl nicht in Anschlag gebracht werden.

Am Ende hat der alte Frisch hier doch ungefähr das rechte Wort getroffen. Von seinem ducere, einführen, wollen wir indess douane gerade auch nicht abgeleitet wissen, sondern von dux, das dem Suffix anus nicht widerstreben kann.

Angenommen also, domus ducana oder mansio ducana (ital. dogana) liege zu Grunde, so entstände die Frage, was heisst hier: domus ducis, domus ducum? Es ist eine Gentileinrichtung, um so zu sagen, und das Suffix anus (romanus, venetianus u. s. w.) daher wahrscheinlich recht an seinem Platze. Freilich die Zollhäuser ursprünglich als herzogliche zu nehmen und auf irgend einen Herzog oder den Dogen von Venedig, das jedoch das England des Mittelalters war, zurückzuleiten, wäre eine Arbeit, die dem Geschichtsforscher Ehre machen könnte, wenn sie anginge und man sie von ihm verlangen dürfte.

Soweit brauchen wir vielleicht aber nicht zu gehen. Die duces können die Zolleinnehmer selbst sein, welche die Ein- und Ausführer der Waaren unter ihre Oberhoheit nehmen und hinführen, wo untersucht werden soll. Sie sind eine Art duces so gut wie andere, die Grenzhauptleute, Aufseher an den Grenzen, Führer des internationalen Verkehrs, und duc hiess ja auch ehedem „Heerführer“. So ein „Heerführer“ war auch bei den Zollbeamten der Oberaufseher, und von ihm speciell könnte die Bezeichnung zuerst genommen sein, da wohl annehmbar, dass die mansio ducana auch seine Wohnung enthielt.

Studium.

Nur langsam schreiten wir Sterblichen die Stufen hinauf, die zur Wahrheit führen. Wo einmal Jemand einen leichten Tritt gemacht hat, da klimmen ihm die Anderen nach — der Tritt ist ja so leicht! Aber wir kommen nicht hinauf, wohin wir wollen. Wir haben nur den Tritt hinter uns, aber zur Wahrheit ist beinahe noch weiter, als früher.

Wenn ich nicht irre, war es Frisch (nicht zuerst Adelung, wie Diez angibt), der auf „Stauche" hinwies; in Frisch' Dict. des passagers 1746 steht bei étui „Stauche, stecken" eingeklammert (im genannten Jahre war Adelung aber erst 12 Jahre alt). Genug, es ist deutscher Ursprung beliebt worden, weil die Hinleitung auf das Lateinische, wie häufig, eine Meditation verlangte, die nicht sofort zu Gebote steht. Es liegt, wie wir sicher glauben, ein lat. Wort zu Grunde, das mit étui eine nahe verwandte Bedeutung hat. Und dieses Wort ist?

Studium — studjum, studj, estuj, etui, wie
appodium — appodjum, appudj, appuj, appui.

Lautlich untadelhaft; denn étude ist ohne Frage eine neuere Form. Beiläufig möchte auch auf étai, étaie als Wörter ähnlicher Bildung aufmerksam gemacht werden können, die wir auch nicht aus dem Deutschen, sondern eher aus stadium, stadia, ableiten würden, wenn stadium als *τὸ στάδιον* von *στάδιος* stabilis gegenwärtig geblieben ist. Dann ist stadium „Anhalt, Halt, Stütze" ganz allgemein und nicht bloss ein feststehender Raum, in welcher Bedeutung es freilich einmal ganz üblich gewesen war; doch lag stare sehr nahe, und es ist an exagium zu denken, das auch aus exagere neben examen aufkommen konnte.

Welche Bedeutung von studium ist nun entscheidend?

Man gebraucht auch étudiole, Papierschränkchen, von studiolum, Studirstübchen, wie aus einer Inschrift hervorgeht (s. Forcellini: statualis). Auch studium hiess bei den späteren Schriftstellern „Studierstube", museum. Ursprünglich mag also étui den „Bücherschrank" bezeichnet haben oder auch ganz allgemein das Behältniss für jede Lieblingsbeschäftigung, so dass selbst die Deckflügel der Käfer, als fliegender Wesen, mit gutem Sinn ihre étuis, studia, heissen, und das Wort als arma, instrumenta u. dgl. zu erklären ist.

Nehmen wir nur den ganz auf der Hand liegenden Fall, dass z. B. die Arbeit der Frauenzimmer, wie wir auch sagen, eigentlich ihr Arbeitszeug, in ein Behältniss gelegt, studium hiess, so war die Benennung des Behältnisses vom Inhalte von selbst gegeben. Oder denken wir, um an die Männerstudien auch zu erinnern, etwa einmal an ein Cigarren-Etui, allenfalls auch an eine grosse Schnupftabaksdose (es bleibt sich ja gleich, was für eine Sitte wir wählen, Altes oder

Neues, der Stoff macht hier keinen Unterschied, wenn das Wort auch älter ist, als Columbus), so liesse sich ja die Frage: „Was sieht da aus ihrer Tasche heraus?“ ganz verständlich von einem Raucher oder Schnupfer beantworten: C'est mon étui, Studium meum.

Vielleicht nicht angelegentlich genug lässt sich die Untersuchung empfehlen, wie weit die ursprüngliche Bedeutung der Wörter in die späteren Zeiten eingegriffen hat. Man hat mit Recht dringend daran gemahnt, dass die lateinische Sprache so gut aus der romanischen, als diese aus ihr, sich Raths erholen müsse und kein klassischer Philologe die romanischen Sprachen, wenn er Sprachforschung bezwecke, ungestraft bei Seite schieben könne. Couper ist wahrscheinlich culpare = alapare, wie wir im Osterprogramm von Siegen 1858 behaupten (S. 22). Culpare „beschuldigen“ hatte den Sinn bewahrt: „Einen hernehmen, rechts und links um die Ohren schlagen“ u. dgl.; daraus bildete sich wieder die ursprüngliche allgemeine Bedeutung in couper.

Ebenso ist studere eigentlich tundere, tuditare, tudiculare, also „stossen, hineinstossen, einstecken“ und also auch studium eigentlich „Stauche“. Jedoch soll damit nicht einmal gesagt sein, dass diese ursprüngliche Bedeutung von studium für die Ableitung von étui erforderlich sei. Nur so viel ist klar, dass die Romanen vielfach zu den natürlichen Grundanschauungen, die in den Wörtern lagen, auf natürlichem Wege, vielleicht unbewusst, zurückgekehrt sind. Altfr. heisst étuier „verwahren“, also auch „einstecken“, gleichsam studiare, sich einer Sache mit Fleiss annehmen.

Das ital. astuccio ist entweder als adstudicium, eine Weiterbildung mit icius, oder sofort als adstudium, woraus astutium, astucium geleitet wären (vgl. mezzo von metius aus medius, Galuzzo neben Galuccio), zu erklären und hilft unsere Ableitung bestätigen, da es zu „Stauche“, mhd. stûche, nicht recht stimmen will.

Asturius.

Die Form asturius für astur kommt freilich bei den Alten nicht vor; indessen auch astur ist der spätesten Latinität angehörig — freilich ob es den „asturischen Vogel“ bezeichnet, wie Diez erklärt, möge dahingestellt bleiben. Ebensogut könnte vultur, vulturius den Vogel vom Berg Vultur in Apulien, von welchem man auch den Wind vulturnus benannt wissen will, bezeichnet haben. Hängt vultur, vulturnus vielleicht, wie vultus, mit volvere, volutus, zusammen und bezeichnet den „Tummler“, so ist astur wohl auf arire (ferire), artus oder astus, zurückzuführen und bedeutet den „Taubenstösser, Stossvogel“. Jedoch dies nur beiläufig.

Diez läugnet die Herkunft von autour aus astur; das hätte, meint er, astre gegeben. Dagegen ist Nichts zu sagen. Sobald wir

aber eine dem vulturius von vultur entsprechende Form asturius setzen, ist Alles in Ordnung und autour eine Anbildung zu vautour, wie bei der Verwandtschaft in der Natur auch für die Sprache natürlich erscheinen muss.

Dazu kommt, dass die von Diez vorgeschlagene Ableitung von einer Form acceptor für accipiter ihre nicht geringen Bedenken hat.

Erstens fragt sich noch, ob das Volk acceptor ōris oder blos accepter (syncopirt für accipiter) tris gesagt hat, welches Letzere wahrscheinlicher ist. Eine Umdeutung von accipiter in acceptor wäre wenig zusagend. Wir leiten accipiter von ancus (aduncus) und petere „Krummgreifer", da die Eigenthümlichkeit des Habichts beim Fange in dem Stossen von unten herauf im Bogen besteht. Es wird wohl bei Flavius Caper accepter, nicht acceptor, heissen sollen, wie Priscian auger für augur anführt, was beweisen mag, dass man eher or in er, als umgekehrt, verändert hätte.

Zweitens aber, wenn auch wirklich acceptor gesagt wurde, so ist dessen Verwandlung in astóre doch noch nicht so leicht. Regelrecht hiesse es doch accettóre, wie das Diminutiv accertello (accipitrellus) im Italienischen auf das Schlagendste darthut; im Franz. erwartet man achetour (vgl. amour) oder acheteur, was freilich „Käufer" (acceptator) heisst. Wir wissen wohl, wie astóre aus acceptor-em (acç'ptorem) entstanden sein soll; aber wir zweifeln sehr an einer derartigen exemplarischen Syncope.

Bei der Herleitung aus asturius ist allerdings in den einzelnen Formen einiges leicht Auffallende; aber dieses Nämliche ist auch bei der Herleitung aus acceptor auffallend, wie prov. austor statt astor, altfr. ostor statt astor. Von austor sagt Diez, dass es sich wie austronomia verhalte. Autour ist jedenfalls aus ostor, austor zu erklären.

Wäre asturius, astur aber ein zu entlegenes Wort gewesen, hätte man astur oder asturius vielleicht doch nicht wohl gekannt; nun, so ist noch ein anderer Ausweg, als durch acceptor. Es lässt sich nämlich ein avis taurus denken, wodurch die Formen austor, ostor sofort erklärt werden; denn aus ist Nominativform von avis, wie im prov. austarda, franz. outarde.

Avis taurus, Stiervogel, Stossvogel, wäre eine ganz volksmässige Anschauung. Aus austóro hätte sich astore gebildet, wie aus vulturius avoltóre, avoltojo.

Vergleichung von outarde avis tarda, Trappe, und autruche avis strucea — denn so glauben wir struthio, strucio umgebildet, wie peluche aus pellucea entstand — liegt nahe. Jedoch wollen wir mit avis taurus nur sagen, dass es etwa nebenher eine volksmässige Erklärung oder Deutung von dem doch wohl wirklich zu Grunde liegenden asturius sein mochte.

Ad.

Bekannt ist die grosse Menge von Nachkommen, deren sich das

lat. ante im Romanischen zu erfreuen hat. Sie sind leicht zu erkennen, meist leicht gefunden worden und liegen vor Jedermanns Augen offen da. Aber mit ad, dem vielgeschäftigen, dativbildenden, hat man noch sehr wenig etymologische Freundschaft schliessen wollen; wie die Amphibien den Naturforscher wenig anziehen, weil er ihnen nicht traut, so scheint man dem ad nicht zu trauen. Mit grossem Unrecht, wie wir sicher glauben.

Aus ante ward ante-s, das im Spanischen und Portugiesischen noch vorliegt, prov. und altfranz. ans; das ital. anzi ist ante-s-i mit vokalischem Zusatz, wie senza sine-s-a. Nun sagt der Provenzale az — also: ads! So gut wie sine und ante, hätte demzufolge auch ad ein adverbialisches s erhalten; es ist dies ein gewiss berechtigter Schluss, den wir aus az ziehen und auf dem wir also vielleicht mit Glück weiterbauen.

Betrachten wir zuerst dès. Aus de ipso ist dies wohl schwerlich zu deuten; besser sagt de-ex zu, weil dès eine durchaus präpositionale Anwendung und daher auch wohl Zusammensetzung hat. Wie stimmt aber hierzu das im Gebrauch ganz entsprechende ital. da? Dès ce temps-la heisst ital. da quel tempo. Da ist de-ad, warum soll dès nicht de-ads sein? Der Provenzale sagt daus, was Diez, wenn ich ihn recht verstehe, vom lateinischen de-abs leiten will (rom. Wb. S. 1); wir glauben, es ist de-apuds (waldensisch ist au apud, altfr. und prov. heisst apud ab, so dass also in der Form kein Unterschied entsteht, sondern nur in der Erklärung!) und also wirklich ähnlich dem dès (wenn dies de-ads = de-ad = da, churwälsch dad), dem es in der Anwendung ganz entspricht. Denn einmal ad, dann dessen Gegentheil lateinisch ab, für Wörter ganz gleicher Bedeutung anzusetzen, ist sehr bedenklich.

Es steht demnach Nichts im Wege, dès für de-ads, von-an, zu erklären; ja, die Vergleichung von da scheint diese Herleitung gebieterisch zu fordern. Dès lors ist dann de-ads illam horam von der Zeit an, désormais de-ads horam magis, von Stunde zu Stunde mehr, von Stund' an. Und wir stimmen désormais und essorer? Man erwartet dessormais, wenn's mit dem ex scharf genommen würde.

Gehen wir aber noch einen kleinen Schritt weiter, so wird sich der schwierigsten Wörter eins aufklären, die es im Romanischen geben mag, vielleicht ohne Hazardspiel, das auch in der Etymologie verboten ist, aber nicht ohne — hazard!

Ante-s-are, antsare mit ab gibt avanzare, avancer (abansare, nicht abanticare, was wohl auch möglich wäre, oder abantiare, wie man glaubte; denn eben ans schwebte schon vor, nicht mehr ante, wie auch bei ancien, ital. anzi-ano). Nun ads ebenso fortgebildet, gibt: adsare, azar (catalanisch atsar), das im Span., Portug. und Prov. vorliegt und in den beiden ersteren Sprachen „Unglücksfall", in der letzeren „Glücksfall" heisst; vgl. casus Zufall, Unfall, fortuna Ungefähr, Glück, (adversa) Unglück.

Ad heisst „zu", demnach adsare, azar „zufallen" accidere. Den Zufall nennt der Italiäner azzardo, der Franzose h a s a r d. Eigentlich ist dies das Verbum azar, wie l o i s i r licere, p l a i s i r placere, und das d zugesetzt (s. Diez, rom. Wb. S. 33). Formell genügender kann wohl keine Ableitung gedacht werden.

Was nun aber von dem ital. zara (alt zaro) zu halten sei, will ich nicht entschieden beantworten. Ob zara, Wurf von drei Assen, Pasch, doch nicht vielleicht von as stamme und für sara stehe (as-saria), demnach mit azzardo Nichts gemein habe, ist eine Frage, deren Bejahung am Stande der Dinge, für oder gegen unsere Ableitung von h a - z a r d, im Uebrigen nicht das Geringste ändert. Zaro kann azzardo sein, b r a u c h t es aber gar n i c h t zu sein.

Hier wäre über d é noch ein Wort am Platze.

Die Ableitung von datus ist lautlich so vollkommen genügend, (dare ist ital. Verb), dass nur die richtige Erklärung noch fehlt, um datus über allen Zweifel zu erheben. Dieses soll „geworfen" (ad terram datus, wie man ja z. B. sagte) bedeuten. Allein gegen eine solche durch Auslassung des wichtigsten Begriffes (ad terram oder dgl.) erzwungene Auslegung, ist sehr zu protestiren; warum denn nicht geradezu jactatus, j e t é? Der W u r f heisst j e t, so könnte der W ü r f e l j e t é heissen.

Nein, datus ist ganz einfach: „Der Gegebene, Uebergebene, Zugefallene," allgemeiner „Zufallende", indem er geworfen dem Spieler gleichsam angehört, sein Geschick entscheidet: Jacta est alea = Data mihi est sors futura. Es ist der Spielerantheil, d e s t i n, das destinatum selbst, das in datus liegt: d e r S c h i c k s a l s s t e i n.

Datus, dado, d é von ad als adatus herzuleiten, ist abzurathen. Es hiesse eher adsatus, azzado, zado, zé, da man einmal azar sagte. Uebrigens stimmen die Bedeutungen von dari und azar (accidere = dari) sehr gut zusammen; und wenn im Altfr. hazart „Würfelspieler" heisst, so ist dies nur ein Zeichen, dass der Zufall besonders als im Würfelspiel herrschend (vgl. alea eig. Glücks-, dann Würfelspiel) gedacht wurde. Uebrigens ist die Erklärung mit dem Masculin datus willkührlich. Viel richtiger ist: d é datum, eig. das Zugefallene, der ganze Wurf; dann pars pro toto: Der einzelne Würfel. Vgl. blé ablatum, das ganz ähnlich gebildet ist!

Sancire.

Man ist der Ansicht, dass s a i s i r im Lateinischen kein Etymon finde (s. Diez, rom. Wb. S. 301), also leitet man es vom deutschen „besetzen", ahd. bi-sazjan. Allein der Vordersatz des Schlusses, dass nämlich s a i s i r nicht aus dem Lat. komme, könnte unrichtig sein, und so gut daher das deutsche Wort passen mag, so zufällig wäre dann die Uebereinstimmung zu nennen und nachgerade wieder aufzugeben.

Ursprüngliche Bedeutung ist „in Besitz setzen", ital. sagire, altfr. saisir, wie auch jezt noch s e s a i s i r d e q u e l q u e c h o s e und d e s s a i s i r nachweisen.

Nun hat aber das lat. sancire gerade häufig die Bedeutung firmare, confirmare, welche Wörter auch dabei erscheinen, s. Forcellini. Schlagend sind besonders Stellen, wie bei Silius 1, 304: Verba ocius acer Intorto sancit jaculo, bei Claudian Bell. get. 573: Haec mundo pacem victoria sancit, und bei Statius und Anderen vor Allem sancire = dicare, wie sancire alicui carmina, cibaria ruris sancire operariis u. dgl. Das ist ganz die Bedeutung „Besitz verschaffen", wo man früher „Anderen" meinte (Besitz geben), später „sich" hinzudachte (Besitz nehmen). Es handelt sich nur noch um einen kleinen Lautwechsel, den zu begründen vielleicht nicht schwer fällt.

Aus sancire ward sansire, wie aus placere, plasere, plaisir u. s. w. Sansire gab sasire nach der bekannten, schon den Lateinern geläufigen Behandlung des ns; daraus ital. sagire, franz. saisir. Ganz ähnlich ist z. B. im Ital. das aus concinnare, consinnare entstandene conge̊gnare; port. comezar aus comenzar, commencer (com-initiare) u. s. w. Für sagire ist allerdings genauer ein sanctiire, sansiire, sasiire, wo, mit Syncope des einen i, regelrecht si in gi überging (mansion-em, masion-e, magione), und für das ai in saisir eine ähnliche Form anzunehmen, so dass i in die erste Silbe versetzt wurde.

Corbis, raptare, bucca, catus, refutare.

Wenn geringfügige Unregelmässigkeiten, die übrigens nicht ohne entsprechende Beispiele sind, unbeachtet bleiben, lassen sich die folgenden Wörter auf das Lat. zurückführen.

Groupe von corbis, umgestellt crobis, ganz wie troupe von turba. Corbeille und tourbe sind Nebenformen. Der Höcker ist etwas Korbartiges, der Bucklige trägt gleichsam eine Kiepe (croupe, vgl. croupir, hocken, stocken, grouper intrans.), und so ist die Bezeichnung besonders für einen Bergrücken (croupe), noch eigentlicher für ein Packet oder eine Geldrolle (group), ganz angemessen aus corbis zu entnehmen.

Gratter von raptare, cor-raptare; dazu mit Umlaut gredin, gleichsam kratzig, woneben ital. gretto, Kratzerei, Schrapperei, Knickerei, zu halten ist. Vgl. lisse und g-lisser, die wir auf pro-lixus zurückführen; auch regretter, das wir von recorreptare ableiten.

Bocal m. von bucca, ital. bocca, span., port. und prov. boca — also buccale (vgl. span. bozal Maulkorb). Das mittellat. baucalis ist wahrscheinlich eine gelehrte Falle. Denn gäbe βαύκαλις, baucălis f. nicht bocala, bocla, ital. bocchia, franz. bocle? Das franz. bocal ist dem Süden entlehnt und bezeichnet ein Ding für den Mund, den mundgerechten Trinkbecher, ital. boccale, span. bocal.

Chat von catus schlau, dem charakteristischen Merkmale des Thieres. Cātus, cattus, catta (Aurelia Catta) zeigen, dass das Wort schon den Lateinern geläufig war und in späterer Zeit, der es angehört, die Quantität, wie andere (statim), vertauscht hatte.

Refuser scheint refutiare, wie chasser captiare, hausser altiare,

coiser quietiare, pousser pulsiare (gäbe sonst pouser; soulager unserer Meinung nach sublaticare von sublatum, denn subleviare gäbe souléger), exaucer exaltiare, dresser directiare, alléger alleviare statt allevare u. s. w., da Einschieben eines i vor der Verbalendung are beliebt gewesen; also statt refucer, womit man exhausser, exaucer, hausser und prov. ausar vergleiche und etwa eine Form futum, refutum zu Grunde gelegt denke. Eine Vermengung von recusare und refutare anzunehmen, wäre daher überflüssig. Auch im ital. rifiutare zeigt sich Einschiebung eines i, wenn auch an anderer Stelle. Ob nun ruser aus rehuser, reüser (Winkelzüge machen, sich drücken wollen) zu erklären sei, ist nach Diez (rom. Wb. S. 289 fg.) nicht zweifelhaft.

Patere.

Manche Wörter wurden aus dem Lat. noch nicht nachgewiesen, weil zufällig andere Sprachen näher zu liegen schienen. Mehr oder minder sind dies Naturausdrücke (λισσός lisse, πάτος patte u. s. w.), die aber auch dem Lat. nicht abgehen.

Patte wird (wo nicht pacta, compacta, was weniger stichhaltig sein möchte) eine Schwester von patina, patena, patella sein und, gleichwie cattus aus catus, wovon chat, wie oben vermuthet, durch Verlängerung oder Schärfung des Vocals mehr Umfang und Ausdruck haben gewinnen sollen. Es wäre demnach patte aus pata, patta von patere, wie tente als tenda von tendere, zu erklären.

Hier kommen wir auf patois zurück, das wir schon im Osterprogramm der Siegener Realschule 1858 S. 13 für pattense, Ausdruck des breiten Volkstones, Platt, erklärten. Neuerdings, ohne diese Ableitung übrigens noch erfahren haben zu können, hat freilich Büchmann (Archiv, XXIII. Bd.) patois für pagense (pagens, pages, pagois, paois, patois), also für eine Scheideform von pays genommen. Allein die Einschiebung des t wird ihre Schwierigkeit haben. Es scheint nämlich, t wurde nur vor Endungen eingefügt, wenn das Wort selbst schon bekannt war, wie in: abri-t-er, bijou-t-ier, cafe-t-ier, caillou-t-eux, filou-t-er, ju-t-eux, sonst nahm man v: veu-v-e, glai-v-e. Nun heisst pa — Nichts, aber freilich pavois Schild (aus Pavia). Allein es ist ausserdem nicht einleuchtend, warum man nicht auch die platte Sprache geradezu pays nannte, welche Form ja vorhanden war und, wie so manche andere, noch eine oder die andere Bedeutung recht gut mitnehmen konnte.

Torquare.

Ein Verbum torquare anzunehmen, sind wir durch den Beinamen Torquatus vollkommen berechtigt. Selbst wenn unsere „Rave“ oder „Bender“ ihren Vorfahren hätten, dem entweder einmal ein Rabe im Zweikampfe geholfen oder der einem Gegner ein Band (quel bonheur!) genommen, so möchten die Märchen von einem Valerius Corvus oder Manlius Torquatus noch schwer glaublich sein. Rave's und Corvi sind schwarzhaarige und Torquati, gleichviel wie sie genau zu Deutsch heissen

müssten, Kurze's u. dgl., etwa gedrungene Leute, beide von einer charakteristischen Eigenthümlichkeit des Geschlechts benannt, so gut wie Scipio „Stock", Paetus „Scheele", Fronto, Capito u. dgl. „Breitkopf" u. s. w.

Dieses alte Verbum torquare scheint sich in der Volkssprache erhalten und, wie wir glauben, stark entwickelt zu haben.

Dahin gehört uns ital. torciare, altfr. torser, neufr. trousser (aus trociare) aufschürzen, trousse Bündel, wie trousseau; torche gewundene Fackel (Docht), Strohwisch, torcher abwischen (vgl. chercher circare). Die Verwandlung der Verbalendung are in iare kann nicht auf Bildungen aus dem Supin beschränkt gewesen sein (allé-ger). Wenn uns ein tortiare von tortum auch für trousser hilft, so ist es für torche doch nicht ausreichend; Diez will dies aus dem c eines torctus (wo findet sich dies?) erklären, zieht aber doch eine Form torca vor, womit er denn auf eine Form torcare (prov. torcar) kommt, ohne in dieser torquare zu erkennen. Kurz, statt torquēre hat sich torquare in der rustica erhalten; das ist am Ende so einfach, wie sich nur wünschen lässt.

Hierher wird auch wohl troquer verdrehen, vertauschen, gehören (Scheideform von trousser, torcher), mit umgestelltem r und beibehaltenem Kehllaut. Also nicht transvicare, travicare, wie Diez meint; dies scheint vielmehr trafiquer zu sein, vgl. fois von vices.

Wie nun tosta in testa, wovon tête, überging, wozu sich tergum (torquens se) und tergere (auch ein torquere) vergleichen liessen; so könnte etwa (!) später torcare, torciare in toercare, tercare terciare umgewandelt sein, wodurch wir dann tricher verdrehen, betrügen (wegen ital. treccare nicht auf tricari zurückzuführen, nur im Nothfalle auf niederl. trekken), tric Betrug und triquer herausdrehen, herauslesen, so wie auch tresse (torcia, tercia, trecia) Flechte erhalten würden, die zu torquere wie geschaffen sind, wenn man der Bedeutung nach schliessen will. Soll übrigens tresser einmal „dreitheilig machen" heissen, so lässt sich zwar, wie Diez will, τρίχα zu Grunde legen, aber ein tertiare wäre nicht schlechter. Ob für tricher auch an tergere „Einem Einen wischen" gedacht werden könne, ist zu überlegen. Am Ende wird's begrifflich auf torquare hinaus müssen!

Schliesslich ziehen wir trouer trocare (wie louer locare) hierher und erklären es „ausdrehen, bohren", trou torcum, trocum „das Ausgebohrte, Bohrloch".

Was die Mär von Torquatus anbelangt, so will ich beiläufig noch eine deutsche Anekdote zum Besten geben. Im Siegerland sagt man, „zickeln", d. h. zitternde Bewegung der Hände u. s. w. zeigen. Die Volksetymologie ist nun fest überzeugt, dass es von „Zicke", Ziege, kommt, weil die so mit dem Schwänzchen mache. — Als wenn man dann nicht auch „hundelen, pferdelen" u. s. w. erdacht haben könnte! — Es ist „zückeln" von zucken, ziehen, vgl. Zickzack; „Zickzack machen".

Aehnlich leitet man „vergellen“ unrichtig auf Galle, anstatt auf gellen, zurück und schreibt auch „vergällen“; es ist: misstönend machen (Einen Fisch „vergallen“, bitter machen, ist etwas Anderes). Belehrend übrigens für eine Umlautung von torquare in terquare, tirquare könnte eben unser „ziehen“ sein, das in allen Vokalen, Umlauten u. s. w. spielt: Zacken und Zickzack; Zäcke, Zecke, Zickwolf u. s. w.; zochen und gezogen, zögern; Zug und Zucken, Zucht, züchtigen; zeugen, zaudern u. s. w. Ob nicht auch zeigen (so dass zugleich alle Diphthongen vertreten wären) als „herausziehen“ dahingehört, liesse sich noch in Frage ziehen. Wie mit „ziehen“ wäre also auch mit torquare, um für etwas verschiedene Begriffe etwas verschiedene Formen zu haben, alles Erlaubte vorgenommen worden: torcare, torcher; i eingeschoben und r umgestellt: torciare, trociare, trousser; c nicht verändert: torcare, trocare, troquer; umgelautet: terciare, treciare, tresser und tercare, trecare, tricare tricher, dessen i in ivre ebrius, pays pagense u. s. w. seine Erklärung finden wird. Tordre ist torquĕre, torcere, torsdre.

Debere.

Dass ital. vedetta, franz. vedette, nicht von videre stammen kann, hat Diez (rom. Wb. S. 445) deutlich genug begründet. Wenn aber, wie unser Altmeister will, vedetta und veletta (von vigilia) ganz das nämliche, gleichdeutige Wort wären, so liesse sich nicht absehen, wozu die beiden Formen geschieden worden.

Es scheint mir vielmehr, dass wir in vedetta eine eigenthümlich gebildete Form vor uns haben. Es heisst auch „Anrede in Briefen, Titel“.

Demnach scheint es vice debita, Ablösung, in Briefen: Standesschuldigkeit (s. v. v.) zu sein. Vgl. dette debita, vicomte, vidame, ital. vidame, vece von vice u. s. w.

Ante.

Ich habe die Ansicht ausgesprochen, dass ainsi ante-sic, al-so, sei (Osterprogramm von Siegen S. 4). Es möchte aber genauer: ante hoc sic sein.

Wir müssen auf das altfranzösische ainc zurückgehen. Dieses wird auf unquam, adhuc, hanc von Diez (rom. Wb. S. 16 f.) in der Weise zurückgeführt, dass adhuc für das passendste Etymon zu halten sei. Wir glauben aber ainc ist ante hoc: auch, noch, welche Bedeutungen es aufweist. Alle entsprechenden romanischen Formen, ital. anche, anco, prov. anc, anc mais, anc sempre u. s. w. würden völlig stimmen. Ein rhinistisches adhuc, also adhunc, hat doch für ainc sein Bedenken, wenn auch das altfr. ainsinc für ainsi allerdings einigen Anhalt gewähren möchte; die Betonung wäre dann doch adúnc, nicht ádunc, also eine Syncope des u nicht annehmbar, während ántoc, anc wohlbegründet ist. Allein Diez schliesst auf adhùc vom spanischen aun, das gar nicht zu ainc gehören mag.

Aber das span. aun führt uns vielleicht auf eine andere Form, die im Franz. entspricht.

Adhuc.

Bei der Herleitung von ainsi aus aeque sic stützt sich Diez auf das Spanische, wo auslautendes c wohl als n erscheint, wie eben in aun aus adhuc. Ich glaube aber, dass ital. così mit ainsi nicht gleichen Ursprungs ist, sondern von come sì stammt, ainsi aber (wie altfr. ainsinc, das Diez auch auf aeque sic zurückführt), wie obengesagt, von ante hoc sic. Ist aber così nicht ae-quesic, so fällt schon ein guter Grund weg, ainsi dafür zu halten; denn eine ebenmässige Entstehung von cosi und ainsi scheint für Diez bei der Herleitung beider aus aeque sic massgebend gewesen zu sein.

Auffallend entweder muss es scheinen, dass der Spanier für donc keine lautlich entsprechende Form hat — oder es muss dies eben aun sein. Ist aber aun adhuc, so wird auch wohl donc adhuc sein.

Ital. heisst donc dunque, adunque, alt dunche, adunche. Dies ist nicht de-unquam, noch weniger donec, wie man auch vermuthet hat, aber kaum auch ad-tunc, wie Diez will. Eine Composition ad-túnc wäre lautlich nicht wohl zu billigen, da áttunc schwerlich Abkürzung erlitten hätte; begrifflich vielleicht auch nicht, da man das ad wohl entbehren könnte. Schon Muratori schloss auf ad-hunc (sc. modum), was sehr wohl lautlich, nicht aber begrifflich geeignet scheint.

Demnach bleibt nur adhuc, rhinistisch adhúnc, übrig, das auch dem Begriffe nach wohl passt. Altfranz. hiess es auch adunc, prov. auch adonc. Qu'a-t-il donc? Quid habet adhuc? Was hat er noch? Je pense, donc je suis, cogito, adhuc igitur sum, so bin ich auch noch. Die Entstehung der Bedeutungen „doch, denn, demnach, folglich, also“ aus „noch, dann“ ist somit klar genug; eigentlich Zeitpartikel ist ja unser „dann“, wovon „denn“, auch, wie Diez für ad-tunc schon anführt.

Bijugus, calculus, felis.

Bijou, ein dem Franz. eigenthümliches Wort, wird von bijocus, gleichsam bis jocans, auf zwei oder mehreren Seiten spielend, glänzend, abgeleitet und, wie joyau, gaudiale, Kleinod, Edelstein, gedeutet. Es ist aber die Annahme eines Wortes bijocus willkürlich. Viel entsprechender wäre bijugus, das lautlich leicht in bijocus überging, und „zweijochig, zweiseitig, doppelt geschliffen, mit doppeltem Rücken“, auch wohl „über beide Schultern herabgetragen“ (also ein reiches Geschmeide) bedeuten sollte. An binio (binjon-em, bijon? oder Nominativform?) i t wohl nicht zu denken.

Ist in bijou die Endung ou durch ocus richtig erklärt, so sind auch caillou und filou vielleicht zu deuten. Diez (rom. Wb. S. 630) bemerkt nämlich, dass über die Natur des Suffixes ou nicht leicht zu entscheiden sein möchte. Nehmen wir Poitou und Anjou beiläufig dazu. Poitou ist Pictavum, Anjou Andegavum, also für unseren Fall beider Entstehung nicht von Belang. Caillou aber könnte calculus, calcolus, callocus, caljocus sein. Ueber filou ist weniger leicht zu urtheilen.

In frühem Mittelalter findet sich filo, dass dem Romanischen seinen Ursprung bereits verdanken wird und daher bekanntlich nicht durchaus massgebend in Bezug auf die Beurtheilung der Form sein kann, wenn nicht etwa der römische Beiname Philo durch unrichtige Schreibung dem Lateinischen entfremdet worden ist (Liv. 9, 7). Diez will ahd. filon, feilen, unterlegen und den expolitus (affilé) in filou erkennen; an das lat. filare, spinnen, erinnert er mit dem Bemerken, dass die Bedeutungen nicht stimmen. Es scheint aber felis, die schlaue Mauserin, bête filoutante, zu Grunde zu liegen; Felicula, Felicla, Feliculus waren römische Beinamen. Aus felicolus, fel'colus, felocus ist filou gedeutet: „der listige Stehler.“

Carruca, genu, scapha, adjutare, mulcare, mutilare, sedere, vaccula.

Zum Schluss einige Ableitungen, die wir zum Theil schon bei anderer Gelegenheit angedeutet haben und hier etwas näher motiviren wollen.

Wir glauben, dass jachère für charchère steht und carrucaria ist, ein Land, das den Pflug bedarf und erwartet, das gebrochen werden soll: Brach-Land. Die Formen garquière, ghesquière, gaquière sind picardisch und zeigen das Verschwinden des r. Aber auch altfranzösisch ist gaschière (jedenfalls wohl aus garchière) neben gachière. Diez fragt: „Woher?“ Seit Frisch, der jacere zu Grunde legt, hatte man nichts Ordentliches beibringen können. Ghesquière und gaschière, sind übrigens auch Belege für chaise aus chaire cathedra und Aehnliches, wenn carruca zu Grunde liegt.

Die von Diez versuchte Herleitung des Wortes jambe von camur, camurus (beide Nominative sind nach den vorliegenden Stellen möglich) wird der unsrigen von genua insofern nachstehen, als dies üblich und bezeichnend ist und leicht zu genba, gemba, gamba (auch mittellateinisch: Bein) wurde. Vergleichen lässt sich ganache von gena, gleichsam genacea, und gamache, das aus dem Altfranzösischen mit erhaltenem Guttural herübergenommen ist. An das spätlateinische gamba, Huf, anzuknüpfen, ist deswegen nicht so empfehlenswerth, weil genua ein viel geläufigeres Wort sein musste und der Bedeutung wegen eher passt, wenn auch in beiden Fällen pars pro toto genommen wäre. Nicot's Herleitung des Verbs regimber wird wohl nicht mit Recht von Diez bezweifelt; es ist doch höchst wahrscheinlich von jambe (also regenuare) und steht für rejaimber, wie rinceau für rainceau. Das Bedenken wegen des altfr. regiber ist allerdings zu beachten; allein dass auch einmal ein Nasal ausnahms- und zeitweise inlautend geschwunden sei, wie regelmässig auslautend: jour diurnum, besser noch prov. nô non, wäre schwerlich zu genau zu nehmen, wo übrigens Alles buchstäblich und dem Sinne nach passt, zumal wenn man folgende Entstehung annähme: regimber, regimer, regiber; so dass b für m eingetreten

wäre. — Vgl. recalcitrare, recalcare von calx, die ganz entsprechend gebildet sind.

Auch bei sabot fragt Diez: „Woher das Wort?“ Die Ableitungen von sabaudus, sappinus, dem slavischen sabogi (Frisch) hält er, wohl mit Recht, der Erwähnung nicht werth Sollte es nicht scapha sein? Also: scaphottus mit verändertem Genus, will man nicht scaphus zu Grunde legen. Buchstäblich sind ja auch σκάφη, σκάφος etwas Ausgehöltes, von σκάπτειν, woher man auch saper leitet. Den Holzschuh ein Schifflein zu nennen, ist eine recht volksthümliche Art der Metapher. Wegen Umwandlung des ph, f in b vgl. ital. fórbice von forfex, span. Esteban von Stephanus, Etienne u. s. w. Savate, abgenutzter Schuh, wird vom Arab. hergeleitet (Diez, rom. Wb. S. 99) und kann mit sabot dann Nichts gemein haben, als einigen Gleichklang. Ob's aber nicht scaphata, ausgehöhlt, löchrig, heisst? Vgl. span. zapa = franz. sape, zapata = savate! Die Ableitung aus dem Arab. scheint ohnehin nicht so sehr gesichert.

In Bezug auf die Bildung von aider und guider ist Folgendes zu beachten. Aus adjutare ward ajtare und, weil ein Consonant folgte, nach Vocalisirung des j: aitare, aidare, franz. aider. Dass letztes aber auch sein d nach der Regel verlieren konnte, zeigt das altfr. manaier manu adjutare (Diez, rom. Wb. S. 680). Aus coadjutare wurde, indem o in co überwog, cojtare, coidare, guidare, guider, nicht gaider; das „mit“, co, sollte hervorgehoben werden. Eine andere Entstehung des Anlautes g, aus lat. v, ist seltener, wie in gâter vastare; übrigens rechnen wir dazu auch gauche, das wir als valga sc. manus, die ungeschickte, linkische (vgl. dexteritas Geschicklichkeit) erklären, indem valgus nicht blos „krummbeinig“, sondern überhaupt „schief“ hiess.

Morguer ist nach Diez (rom. Wb. S. 691) „unbekannter Herkunft“. Sollte es nicht mulcari sein? Prügeln macht trotzig. Buchstäblich entspricht remorquer remulcare, und das lat. remulcum gibt für morgue ein Adjectiv mulcus, das den „Beleidigten, Geschlagenen“ bezeichnen konnte, wenn nicht vielmehr den „Zurückschlagenden, Abstossenden.“ Oder ist's maurgue, mauricus, mohrenschwarz?

Wenn mouton von mutilus stammt, so wird auch wohl émousser lateinisch sein können. Ist mouton mutilo, mulito, multo, so lässt sich auch aus mutilare bilden: mutiliare, mulitiare, multiare, mozzare, mousser (émousser), und das deutsche „mutzen“ muss zurücktreten, wiewohl es wurzelhaft verwandt sein kann. Pousser, nicht direct von pulsare, sondern von pulsiare, verglichen, würde auch mulciare für mulcare zulassen („abstossen“); aber die Bedeutungen decken sich dann nicht so gut. In Bezug auf die Ableitung aus dem Deutschen wird auch Diez schon zweifelhaft, indem er fragt (rom. Wb. S. 233 fg.): „Oder ist span. mocho (wovon mochin Scharfrichter, eig. Verstümmler) von mutilus, wie man cachorro aus catulus leitet? Das bask. mutila Knabe (kleiner Stümmel) könnte diese Ansicht unter-

stützen.“ Ist aber mochin mutilinus, so hat mocho (auch franz. mousse) gleich begründete Ansprüche auf mutilus, mulitus, multus (multius), wie ja auch aus dem eig. multus nichts Anderes, als span. mucho wurde, engl. much. Im Bergischen habe ich, beiläufig bemerkt, von älteren Leuten noch „motsch, mottalsch“ gehört, ganz in der Bedeutung des engl. much, muchel, muckle, mickle.

Wegen siége, assiéger ist Diez (rom. Wb. S. 312) im Zweifel, ob er es durch ein assedium, assediare erklären könne, „da, wie er sagt ein unmittelbares sedia von sedes kaum anzunehmen ist.“ Dies Letzte ist gewiss richtig; aber warum wollen wir nicht, die viel gebräuchliche Frequentativendung icare benutzend, ein sedicare annehmen? Wie ital. pareggio, pareggiatura zu pareggiare (paricare) gehören, indem aus Verbis auf icare sich vielfach Substantive bildeten, so ist siéger, assiéger sedicare, assedicare und siége etwa sedicum. Das ital. sedia neben seggia zeigt uns noch den Uebergang von sedica in sedija, sedja, aus welchem letztern regelmässig seggia entstand, aber auch sedia werden konnte, wenn j zum Vokal gemacht wurde, um nach dem Konsonanten die Aussprache zu mildern. (Bei iave und divan geht aber auch ein Vokal vorher, s. o.).

Das schwierige Wort bachelier, welches wir bis zum Schluss zurückbehielten, lässt sich vielleicht einfach als vaccularius deuten, indem für die Verwechselung des Anlautes brebis, ital. berbice, vervex, als Beleg dienen kann. Baccalaria hiess nämlich seit dem 9. Jahrhundert ein grösseres Bauerngut (vgl. Diez, rom. Wb. S. 34), wo also besonders Kühe gehalten wurden, welche den Hauptbestandtheil der zur Betreibung der Landwirthscaft wesentlichen Viehheerden ausmachen. Möglich auch, dass baccalaria früher den Kuhstall, étable à vache, und dann erst den „Kuhhof“ bedeutete. Im Bergischen bildet Hippekoten (Ziegenkothe) eine Art Gegensatz. Zunächst nun bezeichnete baccalarius den Besitzer eines ansehnlicheren Bauerngutes, etwa einen „Dorfherrn“, aus welcher Bedeutung sich die übrigen: „Dorfjunker“, dann „Dorfgelehrter (Dorfschulmeister)“, ohne Schwierigkeit hervorbildeten. Vgl. franz. magister „Dorfschulmeister“. Walther von der Vogelweide klagt:

Die stolzen ritter tragent dörperliche wât,

und zeigt uns in diesem Verse, wie die beiden Stände sich in späterer Zeit assimilirt oder äusserlich genähert haben. Wie poetisch man zuletzt das Wort umdeutete, ist bekannt: Baccalaurei nomine insignitur (sagt Gumprecht in einer Anmerkung zu Erasmi Coll. 1713), qui in facultate academica primum gradum et publicae doctrinae testimonium est consecutus: forte, quod illi olim corolla ex lauri baccis nexa imponeretur. „Vielleicht“ also übersetzt aus: Beer-lorer, statt Lor-Beerer! Denn die etymologischen „Vielleicht“ sind wie die Sterne nicht zu zählen und übersehen.

Siegen. Dr. Langensiepen.

Das provenzalische didactische Gedicht

Breviari d'amor

des

Matfre Ermengau de Breziers.

Die mittelalterliche Literatur liebt es vielfach, sich mehr oder weniger eng an die Religion anzulehnen und von ihr entlehnte Gedanken oder Worte in ihrem profanen Sinne zu verwenden. So wurde auch der Name des seit 1050 unter dem Titel Breviarium Romanum gebrauchten Erbauungsbuches der catholischen Kirche frühzeitig benutzt für Zusammenstellungen encyclopädischer Art, die in den eben erblühten Volksidiomen der Menge überantwortet werden sollten und die, von religiösen Betrachtungen in Poesie oder Prosa ausgehend, sich auf diejenigen Kenntnisse erstreckten, welche die romantische Richtung von einem vollendeten Liebenden forderte. Denn nicht blos in späterer Zeit nannte man jene im weitschichtigsten Umfange angelegten Poetiken Leys d'amor, und die Liebe, in der sich das ganze Wesen des ritterlichen Dichters concentrirte, ward zu ihrer schwärmerischen Anbetung des Geliebten erst durch die Vermittlung des Marien-Cultus; also auch hier die 2 Gebiete im engsten Vereine. Im Ms. Bibliothèque Impériale 7093 fol. findet sich ein traité de la concorde oder wie es p. 243 genannt wird l'art d'amours, welcher handelt 1) d'amours, 2) des vertus, 3) de beneureté und im cap. 3 erklärt, combien amors est necessaire en tous estas und pag. 50 untersucht, se amours est vertu ... il semble que oui. Hier ist amour als Krone und Beförderin aller Tugenden ebenso an die Spitze gestellt wie in einem in Versen verfassten Buche dieser Gattung in der Bibliothek des Britischen Museums (Harlej. 4390, XIV s. klein

Fol.), das in seiner Anordnung mit dem in den folgenden Blättern näher zu besprechenden provenzalischen Gedichte viele Verwandtschaft zeigt und dessen Autor sich und seinen Zweck auf Fol. 4 folgendermassen zu erkennen gibt:

Qui que velt enquerre de mun noun,
un clers su de petit renun,
de poi de valur verreiment
en dreit del cors e de l'entendement,
mes por iceo' que preire me put valer
de bone gent, si me voil nomer,
dunt jeo por l'amor Jhesu Crist
por Pieres priet qui ceste livre fist.

La Lumere a Lais ici comence.
Lumere a Lais l'ai nomé
por ceo qu'en poent estre enluminé;
ne mie pur ceo verreiment
que clers ne puent ensement
estre enluminéz par regarder
en dreit de saver e en dreit d'amer.

Der Verfasser handelt von Gott nach seinen 3 Personen, der Erschaffung der Welt, den verschiedenen Ordnungen guter und böser Engel, vom Sündenfall [warum Gott den Menschen geschaffen, da er doch wusste, dass er sündigen müsse; ob Adam oder Eva mehr gesündigt], von den verschiednen Sünden; von der Menschwerdung, den Glaubensartikeln, den 10 Geboten, den 7 Sacramenten, dem jüngsten Gericht und den Strafen der Hölle und Freuden des Himmels — alles in weitschweifiger Form und einer nur in jener Zeit erklärlichen Ineinanderwirrung des Kirchlichen und Profanen. Nicht anders steht es mit dem Breviari d'amor in provenzalischer Sprache, das wegen seiner gewaltigen, oft ermüdenden Ausdehnung noch nie edirt, aber auch selbst noch weniger besprochen ist als es verdiente, wenn man auch nur die sprachliche Seite berücksichtigen und von den vielerlei auch sonst interessanten Beziehungen darin absehen wollte. Ich habe das Gedicht in den besten Handschriften collationnirt und will hier zunächst eine nothwendige diplomatische Notiz über dieselben geben (das Ms. der Lyoner Bibliothek 1223 wie ein in Catalonien befindliches standen mir nicht zu Gebot, das von Raynouard vor Ms. Supplement français 2001

genannte Ms. 1247, welches er collationnirt zu haben angibt, existirt wenigstens unter dieser Nummer nicht als Breviar).

1) Ms. Colbert Bibl. Impériale 7226. 3. 3. gross folio: Poesies de Masre Armengeud (sic) enthält hinter den lateinischen z. Th. unvollständigen Berichten über die Passion Jesu Christi nach den 4 Evangelisten (1 — 7) auf 234 fol. das reich mit Bildern gezierte und durchgängig stets auf 2 Spalten gut geschriebene Breviari, abgeschlossen durch einen Brief des Verfassers an seine Schwester. Das Ms. ist sehr genau im Festhalten des Nominativ-s und wendet h sehr oft an, als lh, nh, und zu Anfang der Worte.

2) Bibl. Imper. 7227. 4⁰ Pergament, mit zahlreichen Bildern, der Anfang etwas unleserlich. Es enthält 1. das Breviar auf fol. 1 — 246; dann ayso es la pistola que trames frayres Maffres (sic) menres ... 3. fol. 246 b. Salve regina en romans. 4. petit traité du péché naturel: 247 b. Hier finden vielfach Zusammenziehungen von Worten statt, quez statt que, ez statt et, qu statt c, sh statt ss sind gewöhnlich, das Nominativ-s weniger streng festgehalten als in 7226.

Aus diesem Ms. corrigirt ist das vielfach unvollständigere 3) Ms. 7619 li Breviaris d'amors de messier Matfrets Ermengau de Bezen de l'an MCCLXXXVIII, dessen Anfang correspondirt mit Ms. 7227 fol. 25 verso 2 unten (Mus. britt. 19 C. XXV recto 2 unten) und vor sich die Note hat: manque ici denanz 22 feuilletz de l'escritture de Ms. de Bourieulz oultre la table des chapitres et une chanson avec les notes de musique. ensemble un siruentez ou satyre du mesme autheur mis en teste du mesme volume.

4) Mus. Brittann. Bibl. reg. 19. C. fol. 242 fol. membr. XV s. ist ein sehr gutes genaues Ms., das vielfach den besten Text aufweist, aber wie vers 798 zeigt, nach 7226 corrigirt ist.

5) Eine Copie von 7226 ist Suppl. franç. 2001, zu Anfang unvollständig, cf. meine Beiträge pg. 71.

6) Harlej. 4940 fol. XV. membr. 240 fol. weniger gut als das unter 4 angeführte.

7) Ms. Bibl. Imper. 7693. 4⁰ petit parchemin. Ayssi comessa la taula de totz los capitols del libre de uicis e de uertutz. En la primeyra carta comesso los mandamens de la

ley. Die sämmtlichen Tugenden, die Bitten des Vaterunsers etc. werden durchgenommen. Auf 36 recto 1 heisst es: la sancta escriptura compra arma bona ad un bel jardi plen de verdura e de bells albres e de bos frutz perque dieus dis els cans d'amors: ma sor e ma amiga tu es un bell jardi ben claus de doas clauzuras so es de dieu e de sos angels. Aquest jardi plantet lo grans ortolas so es dieus lo payre ell mezeys et aisso es cant apparelha lo cor e lo fay gratios e tractable coma cera amolegada et aparelhada recebre bona semensa e bonas plantas. Nun wird der albre de vida ausführlich durchgesprochen; fol. 105 verso 2 nennt sich der Autor: aquest libre fes un frayre prezicador a la requesta del rey Felip de Franssa. en l'an de nostre senhor de l'encarnation que hom comtaua M.CC.LXXIX. Auf fol. 106 recto folgt eine versifizirte Passionsgeschichte, in deren Anhang der Autor sagt:

Jeu Eneas magestre dics
dels ebrieus ay trobatz l'escrigz
lo fagz que fero li juzieu
a Jhesu Crist lo fil de Dieu
e Nicodemus qui ho vi
ho escrius tot em pargami
en ebrays segon sa razo,
pueys un en grec car mi fom bo
ho translatieu e ho escrips
si com la letra departys ...

122 folgen los XV signes, 125 los VII gaugz de la mayre de dieu; 130 recto 2: ayssi es de contricio cossi deu hom auer contricio de sos peccatz e de las penas infernals. Diese und die folgenden Abschnitte sind aus dem Breviari d'amor entnommen; 134 verso 2 und 135 recto sind frei, dann folgt die von Bartsch publicirte Arlabeca „Dieus vos salua trastotz essems," ein Gedicht religiösen Inhalts — 136 verso. Von 137 verso 1 — 144 recto 1 steht eine versificirte passio de nosta dona sancta maria ayssi co nos retras S. Augusti, dann geht das Ms. wieder in Prosa über und enthält noch von verschiedner Hand und aus verschiedner Zeit mancherlei interessante Abschnitte, z. B. 148 — 153 einen Calender, 157 recto 2 eine Alba an die Jungfrau Marie: Esperansa de totz ferms esperans, 158 — 166 la vida de Sant Alexi, 170 — 181 Nicodemus mit

der Notiz zum Schlusse: Symon bretelli de tornaco ... scripsit anno 1378 ...

Zeit und Namen des Autors gibt uns am besten der Anfang des Gedichtes, den wir nach Ms. 2 hier folgen lassen: Matfres eszenha los aymadors els trobadors. aysi comenssa lo breuiari d'amors. Auf einem Bilde steht Matfre links und hält mit der Rechten ein grosses Blatt nach der rechten Seite hin, wo 3 Männer stehn, um es in Empfang zu nehmen.

E (1. el) nom de Dieu nostre senhor
quez es fons e payre (1. 4. 5.) d'amor
ez es cenes (1. 4. senes) comenssamen (4. commensament)
essez (1. et ses) fi sera esshament (1. ysamen, 4. issament)
5 e l'escriptura per ayso
l'apela alpha et o (1. et alfa)
quez es sustantia unitat (1. qu'es en)
et en persona trinitat,
Matfres Ermengau (1. 5.; 4. Eymengau) de Beze (1. 4. 7.)s,
10 Senher en lyeys (1. 4. leys) e d'amor cers (1. 4. sers)
e no solamen sers d'amor,
mas de tot fizel aymador
en l'an quez om ces falhenssa
comptaua de la nayshensa
15 de Ihesucrist miel (4. mil) e dozens
uchanta VIII. ces mays ses mens
domentre qu'als no fazia,
comencec (1. comenset) le primier (4. prumier) dia
de primauera sus l'albor
20 aquest Breuiari d'amor
per declarar las figuras
de l'albre d'amor obscuras
lo qual es mezeyhs compilec
ayssi co Dieus lo menistrec (1. ministrec)

(1 r°.2) Ayso es lo prolix (1. prolec, 4. omis.) del breuiari d'amors.

25 Ges nom platz ossios estar
ni riquesza en home auar
ni sauieza en home mut
ni saber qu'om te rescondut,
car repaus segnon que dit Cat (1. ditz Catz)
30 es gran noyimen de pecat
et auars a (r)riqueza gran
si ben cossirat a(s)son dan
e(s)sauieza en home mut

sabetz be qu'es tezaur perdut
35 ni sabers prezi yeu un dat (l. sabers no — hieu —)
en home qu'el te amaguat,
quar say per speriensa (l. esperiencia)
que natura yeis de siensa (l. ys de scientia)
que aytant quant hom pus l'espan
40 e l'abandona essenhan,
aytant mays creyhs e s coferma.
D'autra part sapiatz qu'amerma
ez es cenes frugz qui l'escon
que fan cels que canatz en son.
45 Doncx dieus per la gran bontat
m'a un pauc de saber donat
aquel mezeyhs uolh desplegar (l. uuelh)
(l. v°1) e uolh la prezent obra far
per ubrir los entendemens
50 e declarar los pessamens
de cels que no son aprinat
ni fort entendent ni fundat (l. fondat)
en las santas scripturas (4. escripturas)
ni en leys ni en naturas
55 satisfazen a(b 4.) preguieyras
mot corals e plazentieyras
a me fachas per aymadors
e per diuerçes (4. diuersses) trobadors
que m son uengut souen denan
60 de cor humielmen sopleguan (4. humilment)
qu'ieu de lor dubitatio
ab uera declaratio
doctrina de se uertadieyra
dizen en aytal manieyra:
65 Messier Matfre pus de cosselh (4. gosselh)
entre nos no us trobam parelh
en fay d'amors en quel dubtam (4. duptam),
per amor queran e preguam
quar uos et prims e subtiels (4. etz — subtils)
70 e sabetz d'amors los dreytz fiels (4. fiels),
que no ls denhat declarar
e far entendre e mostrar
souen qu'auem lonctemps dubtat
e mot enquist e demandat
75 ses trobar certificament
veray, clar ni sufficient,
so es a saber d'esta amor
de que an quantat li trobador (4. de quanton —)
quinha causa es e don nay(h)s.

80 e quar yeu soy ayman uerays
e soy cert que naturalmen
ueray aymans de tot so sen
voluntiers cossira d'amors,
en parla a(m)b autres amadors
85 et escouta de bon talen
autres qu'en parlo eshamen
e uolontiers se trebalha
(1. v° 2) per amors senes ualha
ez ondra (4. et hondra) de cen e de cor
90 ez obezihs ces tot demor
cels que z entendo en amor
et en ben dir et en ben far
per amors e fuguon lo mal,
car ayso son ueray cenhal
95 d'aymador complit e ueray.
e car yeu conosc (4. reconosc) e say
qu'yeu soy en uera amor complit
e sobiranament grazit
por amors no s mes lunhs perilhs (4. nulhs)
100 quar yeu soy d'amors ueray filhs
ni trebals si m coue pessar (4. simp)
en lo dir dubte trebalhar (4. digz — declarar)
e per so que no posca dir
ni cossirar ni presumir
105 que yeu m'en lau(h)s per mesprezamen
o per orguelh (4. erguelh) o per noscen (4. nossen)
o qu'ieu m'en layhs per no saber,
lor eu diray ces pec lo uer,
declaran la drecha uia
110 de la genorologia
d'amor e la diuizio
ez on fag sa estasio
quan en creatura se met
e ls bes e ls guanhs que amor tramet
115 e fis aymans per ben amar
ez en que deu sa amor pauzar
e las cauzas per que pura
amors nayhs e creyhs e dura
entre las gens ses preterir
120 e las occaysos de partir
e de rompre lo liam d'amor
lequal guardo mal li pluzor.

Ein Bild mit der Erklärung Matfres pregua nostre senhor qu'el do grascia de ben dir e de l'obr' acomplir leitet das folgende

Stück ein; nach vers 260 steht die Rubrik: aysi comensa la materia del albre d'amors en general, nach 378 aquest tractat es de la natura e de las proprietat de l'albre d'amors, nach 432 l'expozicio de las dichas proprietatz del' albre d'amors. und nach 527 folgt in Prosa ein langes Stück l'entendement de l'albre d'amors abreuiat cenes rimas (4 vo 1) — 6 ro 2, wo der Baum in einem grossen, reich mit Gold verzierten Bilde dargestellt ist.

In welchem Verhältnisse hierzu steht nun das Breviarium Amoris Alberti Brixiensis der Bibl. St. Germain F. 137 klein fol. pergam., das nach dem Catalog spanisch, genauer aber catalonisch ist? Es beginnt: En nom de nostre senyor ihu-crist e d' la gloriosa vergen madona sancta M. commencen les rubriques del libre aquest qui es apelat breviari d'amor. primerament lo maestre prega nostre senyor deus que li don gracia de ben a dir e de la obra acomplir. amen. Per ço cascun la ley el enteniment el saber e la subtilitat el enginy ha e pren d' la trinitat sancta qui es solament enuer deu en qui es tot poder.... In ähnlicher Weise schliesst sich diese prosaische Bearbeitung des Gegenstandes ziemlich nahe an die poetische Behandlung des Matfre: das Ms. ist sehr sauber gehalten, mit gut gemalten Bildern; die Bibelstellen sind vielfach am Rande noch lateinisch, oft sogar auch ebräisch, aber ohne Vocale geschrieben; p. 112 steht am Rande bei oracio al sagrament del altar ein lateinisches Kirchenlied Salve sancta caro dei.... Die Capitelüberschriften sind fast ganz gleich in beiden Werken, nur dass einige Male das catalonische durch e dels altres seguens zusammenzieht; einzelne kürzere Abschnitte finden sich nur im Catal., dagegen 7 Capitel über die 7 Bitten nur im provenz. stehen, wie 5 dort in 1 zusammengezogne des Textes bei Matfre. 3 Artikel d'la fe und 1 de la passio de jhesucrist sind im catal. Texte zugesetzt, der gegen das Ende sehr abgerissen ist, denn während nach dem Capitel de la sancta cosseptio e de la encarnacio del filh de dyeu in F. 136 bis zum sermon de l'avenimient del sant spirit nur 8 Capitel folgen, enthält 7227 hierüber 19 und dahinter noch 45 Capitel und den Brief Matfres. F. 137 fol. 192 ro 1 correspondirt mit 7227 fol. 188 ro 1 oben und lautet: en aytal manera vendras per aytal camin [e can er complit tos camis] a la gloria de paradis un estan e habiten los sans

e auras ab els ensems gloria e benuyrança sens fin ab aquel qui viu e regna sus al cel per infinita secula seculorum.. amen. Laus honor virtus gloria potestas et imperium atque graciarum actio deo patri et filio sanctoque sunto paraclito nunc et semper et in secula seculorum. amen.

In welchem Zusammenhange stehn diese beiden besprochnen Werke? Ist das catalonische eine prosaische Umarbeitung des provenzalischen Gedichtes in der Weise, wie so oft die mittelalterlichen Epen in späterer Zeit behandelt sind? So sehr auch der Styl des Ganzen darauf hinführen möchte, müssen wir uns doch aus den folgenden Gründen dagegen erklären und vielmehr annehmen, dass beide Autoren aus einer und derselben uns verlornen lateinischen Quelle geschöpft haben. 1) Albert citirt nie eine andre als lateinische Quelle, 2) die höchst dürftigen Notizen, die sich über den Autor Albertus Brixiensis ermitteln lassen (bei Fabricius biblioth. latina mediae et infimae aetatis I. 40) nennen ihn einen Schüler des heiligen Thomas und Autor von 3 lateinischen Schriften: de casibus conscientiae, de sacerdotum instructione und Sermones: das nach Possevinus angegebene Jahr 1314 würde allenfalls erlauben, ihn als Uebersetzer eines im Jahre 1288 geschriebenen Werkes anzusehen, aber 3) im Ms. F. 137 steht auf fol. 193 r° 1 Folgendes: Açi comença lo libre de consolation e de conseyl loqual Albert savi en dret ciutadan de Brixa compila el burch de sancta Agata en l'ayn de M.CC.XLVI en los meses d'abril e de may. Car molts homens son qui son turmantats en tal guisa en lurs contrarietats e en lurs trebayls que per lo torbament loqual els han en lur cor no reheben en si conscyl ne consolacion ne la esperen aver d'altres ... doncs segons la qualitat de la mia sciencia yo he procurat d'escriure alscunes paraules de consolacion e de doctrina a tu fyl meu Iehan qui uses pensant e studiant en la art de cirurgia e alcuna vegada trobes moltz aytals de consolats. Das Buch beginnt mit einer Erzählung, die an Chaucer erinnert, von Melibeus und Prudencia und belehrt den Sohn des gelehrten Mannes durch Belegstellen aus Ouidi de remey d'amor, Seneca, Tullius, Ihesus Sirach, Salamo, Seneca en les sues epistols, Sent Pol, Pere Amphos (geb. 1060, Verfasser

der disciplina clericalis ed. Val. Schmidt), Caton, Pamphili,*) Seneca en la doctrina de honesta vida, Iustinian l'emperador el primer libre del codi; Innocent papa; el philosoph (d. h. Aristoteles), Cassiodorus, Marcian, Ysopus (gewöhnlicher Name Aesops im Mittelalter cf. Marie de France), Salustius, Boeci, Socrates; zu diesen kommen im zweiten Theile des Buches (217 v° 1 etc.) Açi comença lo libre de la amor e de la caritat laqual hom deu aver envers son proysme noch Platon, Terentius, Ecclesiastes und besonders Kirchenväter, unter denen Isodorus, Ieronimus, Gregorius, Augustinus, Bernardus, Hugo de Sto Victore; übrigens ist von 231 r° 1 an nicht klar, ob die unter der Rubrik aquestz son los ensenyamens que dona un savi a un seu dexeble qui estava ab un rey e castigal axi noch demselben Verfasser angehören: bei diesen 12 Regeln in catalanischer Sprache findet sich am Rande die Jahreszahl M.CCC.XLVIII, p. 233 v° 1 folgt: incipiunt meditationes beati anselmi canthuarensis archiepiscopi, unvollständig, lateinisch, mit wenig Catalanisch dazwischen.

Die obigen Notizen liefern das Wesentlichste zu einer literarhistorischen Einleitung in das Breviari d'amor, aus dem wir im Folgenden bedeutendere Proben mit, wo es nöthig erscheinen sollte, critischen und exegetischen Anmerkungen geben wollen in der Hoffnung, dass wenn auch hier und da der Text etwas ermüden sollte, doch das Interesse an der Sprache genügend sein werde, um über dergleichen Stellen fortzuhelfen. Wir beginnen auf fol. 2 r° 1 Ms. 7227.

Matfres pregua nostre Senhor qu'el do grascia de ben dir e de l'obra complir.

Empero car cascus lo cen (= sent),
el saber e l'entendemen,
125 l'engen (ingenium) e la subtilitat
pren de la sancta trinitat
qu'es tant solament us Dieu(s) vers
en cuy per cert es tot poders,
local fay los petit effans (enfans),
130 enrazonatz e gent parlans
e sa gratia liberalment
tramet aondozament (abondamment)

---

*) Chaucer 11422: than ever did Pamphilus for Galathee, und in seinem Meliboeus bezieht sich auch auf dies liber Pamphili, von dem Leyser p. 2071 nähere Auskunft gibt.

tot jorn a cels que s vol el platz,
monda los de lors malvestatz
135 ez enlumina del cieu (sien) be
tot home qu'en aquest mon ve;
e quar yeu say cert que non suy (Ms. soy)
poderos d'ayso far ces (ses = sans) luy,
quar lunhs (= nulhs) homs nos pot re far be(n?)
140 si de Dieu lo payre no l ve(n?) (vient),
yeu per so de cor humielmen
prec le payre homnipoten *)
quez el sa grassia en trameta
per sa gran bontat e meta
145 e mi per sa gran pietat
seu poder e voluntat
quez ieu a la sua honor
a(s)sa gloria, a(s)sa luzor
et a estructio de la gent
150 quez an d'amar cor e talent,
r°. 2 parle d'amors en maniera
profechan e vertadiera
en la sua amor abrassan **)
totz cels que ayso legiran.
155 Et adoncx er complit en mi
so que ditz lo salme Davi
que ditz lauzan nostre senhor:
Senher tu complihs ta lauzor
per boca de lacchis effan. (= allaité von lac Rayn. IV. b.)
160 car sitot yeu hoymay soy gran
en etat, yeu soy paux e nutz
etz effant lacchis enve(z) tuts, (Ms. falsch vetuts.)
don sapiatz, qu'ieu re dic be,
aquo ven de Dieu, non de me,
165 e si eu re de mal dizia,
aquo sapiatz que vendria
de ma suffecientia ***)
(de vertutz e de siensia): †)
Venet donc tug fin aymador,

---

*) Das öfter wiederkehrende h ist ein Zeichen, dass der Copist ein Gaskogner war, was auch sonst der Dialect vielfach zeigt.

**) So geschrieben = embrasser s. Raynouard Lexique II. 253, doch steht es nach der im Ms. gewöhnlichen Orthographie für abrasar = embraser cf. id. II. 252.

***) Die Bedeutung suffisance (Ray. III. 268) passt nicht, es steht wohl statt insuffisance.

†) Dieser Vers, im Text ausgelassen, steht unten.

170 car Dieu lo payre es font d'amor
e de savieza payres
e de tot cant es creayres (créateur),
vera veritatz e vida
e vera salut complida
175 e verays lumps tot poderos (lumen),
veray misericordios,
qu'es en sub(s)tantia unitat
et en persona trinitat
ses comensament, senes fi,
180 non trasmudables atersi
e vers solehs*) de drechura
que per sa gran bontat pura
semblans asi nos volc crear
qu'el poguessem partissipar (Ms. 4. participar)
185 et al sobira gaug venir
amb ben amar etz ab sevir (Ms. 4. servir),
e per enlumina(s)tio (Ms. 4. illuminatio)
nos a dada cogni(s)tio
et en sa amor nos aviva (Ms. 4. avia)
190 et en be far nos abriva (presser, hâter Rayn. II. 259)
e ns fay lo sieu be dezirar
2 v⁰. 1 sobre autras res e demandar
e us fay al sieu sobira be
que deziram part tota (r)re
195 partessipar e(s)ser dignes
quar li play, tant es benignes,
e quar per nostra gran folor
em endevengut pecador (nous sommes devenus),
nos aduts a penedensa
200 et en be far nos adressa
e nos met en via de salut
e nos coferma en sa salut (Ms. 4. e ns coferma pueys en vertut)
e per sa grassia nos vezita
et apres en nos vezita**)
205 e viore en (2. 4. nos) fay am drechura
et de mort nos assegura
e l'arma del cors partida***)
dona ns perdura(l)bla vida.
aquest veray Dieus ques a faytz
210 moltiplican sos bemfaytz,

*) Soleil: hier zeigt sich schon der son mouillé.

**) So in allen Mss., aber in 2. habita, 4. abita corrigirt.

***) Absolute Participial-Construction.

nos vezira novelamen
et espessialmen laygua gen (laica),
quar per mot gran bontat sia
aquest libre lor envia (envoie),
215 en loqual si volo legir,
pogran Dieu vezer e auzir:
vezer, si liezon le tractat (lisent)
noble de sancta trinitat
ab los autres IIII seguens;
220 et auzir lo pot eshamens (= eyssamens)
hom que del tractat s'aproyme (s'approche)
d'amor de Dieu et de proyme;
quar tot hom que bel ligira,
aqui Dieu per cert auzira.
225 A Dieu fay gratias donc del be
que y trobaret e non a me,
quar ges non es obra mia,
ans es per cert obra (s)sia,
mas que Dieu las escriu per mas mas (par mes mains),
230 donc yeu en soy sos scrivas,
et escriu e parli lo be
2 v°. 2 qu'en aquest libre se conte
tot dreg ensemb la maniera
que trobam de la saumiera
235 de Balam la qual trop vi yeu (Numeri 22. 28. asina Balaam)
que parlec per vertut de Dieu,
qui'eu no soy teol(o)gias (Ms. 4. hat wieder die richtige Form)
ni soy ges estronomias,
quar nul temps astronomia
240 non auzi ni geumetria (geometria)
ni las santas scripturas
ni fizicas ni naturas,
donc no pora parlar lo be
quesz en est libre si conte,
245 per mi mezeyhs, si no m fos dat
per vertut de la deitat
laquals a tot plenier poder
de far tot so que pot voler
e quar sperit er, so say,
250 Dieus spira la on li play
e tramet grascia ses falhir
e de ben far e de ben dir.
e per so no volc apelar
home saben az ayso far
255 le maystre de tot cant es
per so quez om miels conogues

que non era la doctrina
d'ome carnal mas devina.
Comensem donc nostre tractat
260 e(n)nom de santa trinitat.

Aysi comensa la materia del albre d'amor(s) en general.

Brandenburg a. d. H. Dr. Sachs.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

In der Sitzung vom 14. December 1858 unterzog Herr Städler die neu erschienene italienische Grammatik von Fabrucci einer vernichtenden Kritik. Er wies zuerst die Unwissenschaftlichkeit der Behandlung nach, sodann die Unselbständigkeit des Verfassers und zuletzt den grossen Mangel an Sachkenntniss so wie an Sorgfalt, der diese Sprachlehre zu einer völlig unbrauchbaren macht. Mit einer Blumenlese aus den der Grammatik beigegebenen Beispielen zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Italienische erheiterte der Vortragende die Versammlung.

Als Gast anwesend, sprach darauf Herr Prof. Röber in einem längeren, freien Vortrage über die Lauterzeugung. Von der Theorie des Schalls in der cylindrischen Röhre ausgehend, kam er zu den Willis'schen Experimenten der Vocalproduction durch einen über der frei schwingenden Zunge tönenden Cylinder. Er übertrug die so gewonnenen Resultate auf die Verhältnisse und Bedingungen der menschlichen Mundhöhle und zeigte, wie jene physikalischen Erscheinungen durch den organischen Körper hervorgebracht werden. Nach den musikalischen Lauten der Vocale wurden die Consonanten und die Uebergangsbildungen aus Vocalen in Consonanten durchgenommen und nach erfolgter Classificirung dargelegt, wie durch die Entstehungsorte und Hervorbringungswerkzeuge der einzelnen Classen und durch die mannigfachen Combinationen jener Factoren die verschiedenen Buchstaben sich mit physiologischer Nothwendigkeit aus der Einrichtung der menschlichen Sprachwerkzeuge ergeben.

Nachdem Dr. ph. et med. Rosenberg, der gleichfalls als Gast zugegen war, das Gesagte bestätigend, interessante Beobachtungen mitgetheilt hatte, die er selbst und Andere neuerdings am lebendigen Körper angestellt haben, entspann sich eine Discussion über den Vortrag, an welcher die Herren Michaelis, Döbbelin, Prince-Smith und Petermann Theil nahmen.

Die Sitzung vom 4. Januar 1859 eröffnet Herr Philipp mit einem Referat über eine von Herrn Emil Preusser in Leipzig als Manuscript eingeschickte Uebersetzung der Urania des Tiedge in's Englische. Er

erkennt den beharrlichen Fleiss des Uebersetzers an, weist jedoch in der Arbeit Schwerfälligkeit der Constructionen, Unverständlichkeit des Ausdrucks, Willkür im Versbau und Unreinheit der Reime nach. — Nach ihm hält Herr Kannegiesser folgenden Vortrag:

Ueber ein italienisches Volkslied und Goethe's Nachbildung desselben.

Als ich vor meiner Aufnahme in die hochgeehrte Gesellschaft, der ich jetzt als Mitglied angehöre, den Wunsch äusserte, die bisher, wie es scheint, unbeachtet gebliebene italienische Sprache und Literatur einzuführen, und mir dieser gewährt wurde, beschloss ich, die Erlaubniss auch sogleich zu einem längeren Vortrage, namentlich über Dante oder Metastasio zu benutzen, oder da ich diesen hinlänglich vorzubereiten verhindert wurde, eine Abhandlung über einen Dichter, der der italienischen verwandten spanischen Sprache vorauszuschicken. Indess ich fürchtete, die Ausführlichkeit derselben werde zu viel Zeit wegnehmen und kehrte desswegen zu meinem früheren der italienischen Sprache den Vorzug gebenden Vorsatze zurück, muss nun aber wegen der Kürze und Unbedeutendheit meines Vortrages um Nachsicht bitten. Er betrifft ein kleines Gedicht von Goethe, zu welchem ein italienisches Volkslied die Veranlassung gegeben hat. Ich lasse das letztere, auch für den der Sprache unkundigen Zuhörer oder Leser leicht verständliche, dem deutschen vorangehen, um einige Bemerkungen daran zu knüpfen.

Tu sei quel dolce fuoco,
L'anima mia sei tu!
E degli affetti miei —
Dormi, che vuoi di più?

E degli affetti miei
Tieni le chiave tu!
E di sto cuore hai —
Dormi, che vuoi di più?

E di sto cuore hai
Tutte le parti tu!
E mi vedrai morire —
Dormi, che vuoi di più?

E mi vedrai morire
Se lo comandi tu!
Dormi bel idol mio —
Dormi, che vuoi di più?

O gib vom weichen Pfühle
Träumend ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele —
Schlafe, was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle —
Schlafe, was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich hoch und hehr
Aus irdischem Gewühle —
Schlafe, was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle —
Schlafe, was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Gibst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle —
Schlafe, was willst du mehr?

Diess in der Goethe'schen Liedersammlung „Nachtgesang" überschriebene Gedicht ist, wie schon aus der Vermehrung um eine Strophe hervorgeht, eine sehr freie Nachbildung des vorstehenden italienischen Volksliedes. Caspar Poggel sagt in seiner sehr empfehlungswerthen Schrift „über den Reim und die Gleichklänge mit besonderer Rücksicht auf Goethe, Hamm 1834," S. 52: „derselbe Reim geht durch alle Strophen hindurch. Eine lieblichere Nachtmusik lässt sich nicht denken. Denn Musik ist das ganze Gedicht. Das zarte, dringende Verlangen, in die Seele der einschlummernden Geliebten noch die süsse Ueberzeugung unbegrenzten Wohlwollens zu flössen und Himmel und Erde, innere und äussere Natur mit dem reinen Gefühle des

Herzens in Einklang zu bringen, und so die Liebe bis zur höchsten Andacht und seligsten Begeisterung unsers Wesens zu läutern, verbunden mit dem Wunsche, dass auch die Geliebte von dieser Seligkeit des Gefühls bis zum letzten Abklingen des Bewusstseins in Traum und Schlaf möge durchdrungen werden; diese Regungen sprechen aus allen Bildern und Tönen, womit diese Verse uns berühren. Weil es immer nur Ein Gefühl ist, was mit leisem Wechsel sich äussert und aufgibt und dann wieder einholt, so bleiben auch dieselben Klänge gern im Ohr, besonders da sie eine für die ganze Empfindung so malerische Bewegung haben." — Heinrich Viehoff urtheilt dagegen in seiner Erklärung der Goethe'schen Gedichte II, 492 mit Beziehung auf Poggel etwas weniger günstig, wenn er sagt: „So gern ich im Ganzen in diess begeisterte Lob einstimme, so möchte ich doch Eines zu bedenken geben: ob nicht das Gedicht in den beiden Schlussstrophen etwas zu sehr sinke. Der Dichter stellt eine edle, entsagungsreiche Liebe dar, die nicht auf Aeusserung der Gegenliebe Anspruch macht, die sich an sich selbst erlabt. Der Liebende verlangt nur ein „halb Gehör," der Refrain „Schlafe, was willst du mehr?" vergegenwärtigt immer auf's Neue die Bescheidenheit seiner Wünsche. Der reine, ruhige Sternenhimmel, zu dem er aufblickt, gibt seinen Empfindungen eine religiöse Weihe (Str. 2), es sind keine flüchtigen, eiteln Empfindungen, die ihn bewegen, es sind „ewige Gefühle." Sie heben ihn zu hehren Höhen empor (Str. 3), und lassen allen Tand des irdischen Gewühles hinter ihm versinken. — Nach einem so edlen und würdigen Inhalt der drei ersten Strophen will die Klage in Str. 4 und 5, dass die Geliebte ihn „nur zu sehr" vom irdischen Gewühle trenne und in die Abendkühle banne, nicht recht gefallen; jedenfalls möchte den beiden Endstrophen ein reicherer, bedeutsamerer Inhalt zu wünschen sein."

Wenn Viehoff mir und vielleicht auch Andern hinsichtlich seines Tadels Recht zu haben scheint, so fragt es sich, ob die beiden letzten Strophen des Goethe'schen Gedichts nicht zu verbessern, oder — ob nicht überhaupt eine ganz neue deutsche Nachbildung zu versuchen wäre. Freilich bleibt es eine der schwersten Aufgaben. Der Kehrvers am Schlusse jeder Versreihe ist fast das Einzige, was Goethe beibehalten hat; und da er kaum anders als wörtlich zu übersetzen ist durch: „Schlafe, was willst du noch mehr?" so ist damit die Nothwendigkeit des viermaligen Reimes auf mehr verbunden, während im italienischen dieselben Reimwörter tu und più wiederkehren. Was dürfte nun in dieser Hinsicht, wie überhaupt beizubehalten und was aufgeopfert werden können? Die Aufgabe ist aber wohl der Berücksichtigung werth, und ich lade durch folgenden leicht zu übertreffenden Versuch zum Wettstreit ein:

Du, Wonne meines Lebens,
Du süsse Hoffnung mein!
Darf ich in nächtger Stunde —
Schlafe! Schlaf ein, schlaf ein!

Darf ich in nächtger Stunde —
Wirst du mir hold verzeihn?
Bei meiner Laute Tönen —
Schlafe! Schlaf ein, schlaf ein!

Bei meiner Laute Tönen,
Darf ich ein Lied Dir weihn?
Du wohnest, Du gebietest —
Schlafe! Schlaf ein, schlaf ein!

Du wohnest, du gebietest
In meines Herzens Schrein.
Dein bin ich lebend, sterbend —
Schlafe! Schlaf ein, schlaf ein!

Darauf las Herr Schmidt die Fortsetzung seines Aufsatzes über die literarischen Clubs in England während des 18. Jahrhunderts. Nachdem er die englischen essays mit der satira der Römer verglichen, theilte er Auszüge aus Goldsmith's essays mit, in denen das Clubwesen der damaligen Zeit mit launiger Uebertreibung geschildert wird. Dann ging er näher auf den im Jahre 1714 gestifteten Scribblerusclub ein, gab eine Inhaltsübersicht der unvollendet gebliebenen Transactionen dieses Vereins und las nach einer kurzen Schilderung des Streites über die Authenticität der Phalarisbriefe ein paar Proben aus dem gegen Bentley's Emendationen des Horaz gerichteten Virgilius restauratus vor. — Herr Strack bespricht und empfiehlt eine Abhandlung der Herren Wigger über die unregelmässigen Verba der zweiten Conjugation im Französischen. An einer sich hieran anknüpfenden Debatte über die Eintheilung der französischen Verba betheiligten sich die Herren Lazarusson, Kleiber, Mahn, Michaelis und Städler.

In der Sitzung vom 18. Januar trug Herr Kleiber eine von Herrn Sievers, corresp. Mitgliede des Vereins, zugeschickte Abhandlung vor, in welcher der Verfasser in geistvoller Weise die Geschichte der inneren Entwicklung Shakspeare's aus den ethischen Anschauungen, die in seinen Dramen enthalten sind, zu gewinnen sucht; speciell sucht er an zwei Stücken aus der Zeit, die er Shakspeare's Sturm- und Drangperiode nennt, Richard III. und Hamlet, seine Ansicht zu begründen. — Der Vorsitzende spricht im Namen der Gesellschaft dem Einsender Dank für die höchst anregende Zuschrift aus, bestreitet aber selbst die Möglichkeit, in dieser Weise aus der Betrachtung der einzelnen Dramen zu einem untrügerischen Urtheil über die Individualität des Verfassers zu kommen. Herr Lazarusson macht geltend, dass die geistige Entwicklung des dramatischen Dichters nur an den jedesmaligen Fortschritten in der Gestaltung und Darstellung der Charaktere gemessen werden dürfe. Herr Kleiber führt aus, wie die Charaktere eines Dramas nicht zu einem Schlusse auf den sittlichen Gehalt des Dichters, wohl aber auf den Umfang seiner genialen Kräfte und Anlagen berechtige. Herr Schmidt findet die Methode der Sievers'schen Beurtheilung ungenügend. Es müsste der Wechsel in Shakspeare's Empfindungen und Ideen zuvörderst aus seinen Sonetten festgestellt werden, und nachdem man so, hauptsächlich für seine reiferen Jahre, einen Kern von Anschauungen gewonnen, könne man dieselben mit dem ideellen Gehalte der gleichzeitigen Dramen zusammenstellen und zu einer Analyse seiner gesammten geistigen Entwicklung fortschreiten.

Dann begründet Herr Mahn in einer etymologischen Untersuchung über den Namen Rhein die keltische Herkunft dieses Wortes.

Den Schluss bildet die Mittheilung eines literarischen Curiosums von Seiten des Vorsitzenden. Derselbe liest sehr detaillirte Auszüge aus der Broschüre eines spanischen Arztes, Dr. med. Don Antonio Hernandez Morejon, über den Don Quixote. In dieser

wird alles Ernstes die medicinische Genialität des Cervantes in der Darstellung der Verrücktheit und ihrer einzelsten Symptome an der Person des Don Quixote verherrlicht und zwar in einer dem Gegenstand durchaus entsprechenden Form.

Die Sitzung vom 1. Februar eröffnete Herr Kannegiesser durch Mittheilung „Einiger Spracheigenthümlichkeiten in Goethe's Schriften," in denen derselbe zuerst eine reiche Lese ganz ungewöhnlicher Wörter, danach auffallende und der Sprache nicht geläufige Wortbildungen von bekannten Stämmen (z. B. echoen, pasteten) zusammenstellte.

Der zweite Vortrag, den Herr Hartung hielt, betraf die Methode des Sprachunterrichts.

Er unterwarf die bisherigen Sprachlehrmethoden einer ausführlichen Kritik und suchte zu zeigen, wie einerseits die abstract-grammatische Methode die Mittheilung des Stoffs, andererseits die Conversationsmethode die Erzeugung des Formbewusstseins der Sprache ganz dem Zufall überlasse. Nachdem er ferner die Frage, ob blosses Uebersetzen oder blosses Hören und Nachsprechen die geeigneten Mittel zum lebendigen Eindringen in eine fremde Sprache seien, mit Nein beantwortet, leitete er aus den von ihm zusammengestellten Ansichten der philosophischen Sprachforscher W. von Humboldt, Heyse, Steinthal u. s. w. folgende Forderungen und Vorschriften für eine auf wissenschaftlichen Grundlagen beruhende praktische Methode her:

1) Sie soll durch harmonische Entwicklung der geistigen Kräfte beitragen zur Gewinnung einer neuen Weltanschauung im Schüler.

2) Dies ist nur möglich, wenn die zu erlernende Sprache im Geiste des Schülers eine lebendige Wiedererzeugung erfährt nach denselben Gesetzen, wie sich in ihm die Muttersprache entwickelt hat.

Demnach muss 3) vom einfachen Satz ausgegangen werden als dem Ursprünglichen und zwar so, dass nicht todte Vocabeln und Formen oder todte grammatische Beispiele dem Gedächtniss übergeben werden, sondern so, dass mit Hülfe eines sowohl sachlich, als nach dem Leitfaden der Grammatik geordneten Gedankenstoffes, Urtheile im eigenen Geiste des Schülers erregt werden, die er nun als Antwort auf vom Lehrer ihm vorgelegte Fragen sogleich in der fremden Sprache ausspricht, wobei auf richtige Betonung (Wort- und besonders auch Satzaccent) zu halten ist.

4) Die Flexion wird so als inneres Bedürfniss gefühlt werden, und (was sie soll) dem Satze dienstbar sein. Sofern diese technische Seite der Sprache auch durch technische, d. h. mehr mechanische Mittel angeübt werden muss, darf man Schemata für Declinationen und Conjugationen nicht von vorn herein geben, sondern muss sie vielmehr durch Hinweisung auf Sprachanalogien und Gewohnheiten den Schüler selbst finden lassen.

5) Für die Syntax ist die bisherige Eintheilung derselben nach sogenannten Casusregeln ganz zu verwerfen, und vielmehr der Sprach-

stoff unter die Kategorien des Denkens unterzuordnen, welche die eigentlichen Formen des Satzes sind.

Sitzung vom 15. Februar. Zum Andenken an den hundertsten Geburtstag Friedrich August Wolf's las Herr Büchsenschütz einen Aufsatz, in dem er darlegte, wie die moderne Philologie ausser den allgemeinen und mittelbaren Beziehungen, derentwegen sie dem berühmten Schöpfer der neueren Philologie auch ihrerseits zu Dank verpflichtet ist, ihn noch speciell wegen seiner Verdienste um die deutsche Sprache zu den Ihrigen zu zählen hat, und wie er durch seine geistvolle und namentlich in der Nachahmung der metrischen Erscheinungen ungemein treue Uebersetzung der Wolken des Aristophanes in's Deutsche einen begründeten Anspruch darauf hat, dass auch auf dem Felde der modernen Philologie sein Gedächtniss gefeiert bleibt. — Alsdann begründete Herr Heller in einem Vortrage über die Formation der starken Verben im Deutschen, namentlich über die Unterdrückung des Bindevocals e im Präsens bei vorhergehendem Ablaut aus dem Gebrauche der Gebildeten, aus dem Gesetze der Analogie und aus entsprechenden Erscheinungen in der englischen Sprache folgende, bisher in den deutschen Grammatiken vermisste Regel: „Der Bindevocal e in der zweiten und dritten Person des Präsens muss weggelassen werden, wenn der Vocal des Stammes eine Modification erleidet.“ Als Ausnahme sei zu betrachten, wenn, weil der auslautende Consonant des Stammes ein Zischlaut ist, ein in diesem Falle als euphonisch anzusehendes e eintritt, wie in du liesest. Die vielen Abweichungen von dieser Regel, die sich factisch in Schriftstellern vorfinden, seien als durch Analogie entstandene Irrthümer zu betrachten, wie wenn wegen der Analogie von mischet für drischt „drischet“ geschrieben wird. — Sowohl die Regel, wie Einzelheiten des Vortrags stiessen bei den Anhängern der historischen Schule auf Widerspruch; namentlich sprachen gegen Herrn Heller die Herren Sachse, Davvis, Michaelis, Mahn. Der Vortragende wird ersucht, bei der Wichtigkeit der Sache seine Arbeit zu eingehenderer Erörterung dem Druck zu übergeben.

Herr Lazarusson las darauf den ersten Theil einer Vergleichung der Dramen Othello und der Arzt seiner Ehre.

Er geht davon aus, dass diese Tragödien passend erscheinen, um daran die Gegensätze des Shakspeare'schen und Calderonischen Stils überhaupt zu entwickeln, insofern das poetische Motiv beider dasselbe, die Durchführung durchaus verschieden sei. Er wolle dies an den Charakteren und Situationen sowie an der ganzen Handlung der Dramen nachweisen. Was zunächst die Charaktere betrifft, so handelt Mencia überlegt aus Princip und fällt als Opfer des in ihr verkörperten Princips, der Ehre. Desdemona, ein durchaus naiver Charakter, wird ein Opfer der sich arglos hingebenden Natur. Jede von beiden trägt den Keim ihres Untergangs in sich und zwar grade in dem, worin ihr eigentlicher Adel und höchster Vorzug besteht. So wie dem eng-

lischen Dichter in Bezug auf das Opfer seines Stücks der Vorzug lebensvollerer Schilderung gebührt, so auch mit Rücksicht auf Othello selbst, den Herr Lazarusson als eine gewaltiger Aeusserungen fähige, blinde Naturmacht charakterisirt im Gegensatz zu dem Spanier Gutierre, welcher fortwährend reflectirt und selbst weiss, dass er eine Maschine in der Hand seines Princips ist. Nach einer kurzen Schilderung der um die Helden gruppirten Charaktere geht Herr Lazarusson besonders auf Jago näher ein, weist die glänzenden Seiten seiner Persönlichkeit neben der furchtbaren Gemeinheit seines Innern sowie die verschiedenen Triebfedern seiner Handlungsweise nach und deutet an, dass die Freude Shakspeare's an der Darstellung des Bösen darauf beruhe, dass in gänzlicher Verruchtheit, im Abfall von allem Göttlichen sich die formelle Unendlichkeit der Willensfreiheit am gewaltigsten enthüllt. Der Gegensatz der Situationen und der die Helden beider Stücke umgebenden Welt besteht darin, dass sich das Calderonische Stück ganz und gar in der unmittelbaren Wirklichkeit des spanischen Nationallebens und der dadurch bedingten gewöhnlichen Verhältnisse bewegt, dass uns dagegen Shakspeare in eine fremdartige, phantastische Welt versetzt, dessen ungeachtet aber in den Kreis wahrhaft und ursprünglich menschlichen Daseins erhebt.

Zum Schluss erheiterte Herr Strack die Gesellschaft dadurch, dass er aus einer Haitischen Zeitung eine französisch geschriebene, höchst bombastische und verstiegene Schilderung eines öffentlichen Examens in einer höheren Töchterschule auf St. Domingo mittheilte.

Am Schlusse jeglicher Sitzung wurden von dem Vorsitzenden die eingegangenen Schriftstücke vorgelegt und die Namen der durch Ballotage neu aufgenommenen Mitglieder der Gesellschaft mitgetheilt.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz. Stuttgart und Augsburg bei Cotta 1857, 8.

Der als Dichter, als Literarhistoriker und Kritiker wohlverdiente Verfasser beschenkt uns hier wieder mit einem Buche, welches ebensowohl geeignet ist, eine Lücke in der Literaturgeschichte auszufüllen, als den guten Geschmack zu fördern und ein gesundes ästhetisches Urtheil zur Geltung zu bringen und zu befestigen. Schon von letzterem Gesichtspunkte aus betrachtet verdient dasselbe in unsrer Zeit die grösste Beachtung, eine grössere als von Seiten seiner Verdienstlichkeit für die genauere Kenntniss der dänischen Literaturgeschichte.

Das Buch ist Dahlmann gewidmet nicht bloss zum Dank für Anregungen, die der Verfasser von jenem erhalten, sondern auch, weil er wünscht und hofft, dass der Name „des alten gefeierten Vorkämpfers der Schleswig-Holsteinschen Rechte“ dem Buche ein Schild sei, Missverstand und Vorurtheil davon abzuwehren.

Laut der Vorrede ist Holberg seit mehr denn 20 Jahren ein beinahe täglicher Begleiter des Verfassers gewesen. Gleich bei der ersten Bekanntschaft gefesselt durch die komische Kraft des Dichters und entrüstet über das falsche Bild, das die Romantiker von ihm entworfen, fasste er den Entschluss, das deutsche Publicum mit Holberg genauer bekannt zu machen. Als erste Frucht dieser Studien erschien im Jahre 1843 ein Aufsatz über „Ludwig Holberg“ im zweiten Jahrgange des literarhistorischen Taschenbuchs von Prutz. Das vorliegende grössere Werk sollte unmittelbar darauf folgen und wurde schon im Messkatalog von 1844 als demnächst erscheinend angekündigt. Dass es durch die lange Verzögerung in jeder Hinsicht nur hat gewinnen können, ist nach dem umfassenden und gründlichen Studium des Verfassers von vornherein als gewiss anzunehmen. Noch mehr überzeugt uns davon der Einblick in den reichen Inhalt des literarhistorischen Theils des Werkes, sodann die Uebersetzung selbst von 6 Komödien und die denselben beigefügten Anmerkungen.

Die literarhistorischen Untersuchungen werden eingeleitet durch ein Raisonnement über allgemeine Beziehungen der dänischen und der deutschen Literatur. Wie schlecht auch die Dänen oft sich zu Deutschland gestellt haben, wie sehr wir Ursache haben, ihre Politik zu hassen, wie sehr wir die rohe Gewaltthätigkeit verabscheuen, mit der sie in Schleswig-Holstein (oder meinetwegen, wenn das ein Anderes sein sollte, in Schleswig und Holstein) — Gesetz und Recht mit Füssen treten, das Alles darf uns nicht ihre Literatur, ihre Leistungen in Kunst und Wissenschaft gehässig werden lassen. Trotz der nahen Verwandtschaft, zumal der innerlichen, geistigen

theilt sie das Schicksal mit der schwedischen und niederländischen Literatur, in Deutschland nur wenig gekannt zu sein.

Die deutsche Wissenschaft hat von der skandinavischen Literatur so gut wie keine Notiz genommen; oder, wo sie es gethan, erstreckt sie sich nur auf die ältesten Zeiten. Dies ist Unrecht und weder durch wirkliche, noch durch Scheingründe zu beschönigen. Es ist vielmehr Pflicht, dankbar dessen zu gedenken, was wir überhaupt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, besonders in der Gestaltung der deutschen Komödie durch Holberg gewonnen haben.

„Holberg hat in Deutschland wunderliche Schicksale gehabt. Vor hundert Jahren einer der bekanntesten Namen, auch in Deutschland, ein geachteter Mitarbeiter, in manchen Dingen wohl gar ein Nebenbuhler und Muster unsrer Geschichtschreiber, vor Allem der unbestrittene König unsrer komischen Bühne, die Lust unsers Publicums, der Stolz unsrer Schauspieler, das gefeierte Vorbild unsrer Komödienschreiber, war er bald darauf in der öffentlichen Meinung eben so tief gesunken, als sie ihn zuvor in die Höhe gehoben hatte. Der ekle Geschmack eines verfeinerten Geschlechts wandte sich von der Derbheit der Holberg'schen Komödie mit Ueberdruss zurück, man warf seinen Namen zu denen der Possenreisser und unanständigen Gesellen, und wie ehemals der Hanswurst, so ward nun (und mit noch grösserem Unrecht) dreissig Jahre später Holberg von der deutschen Bühne verbannt oder doch nur unter allerhand Verkleidungen selten und so zu sagen heimlich zugelassen."

Erst die Romantiker stellten den vergessenen oder verurtheilten Holberg in der Erinnerung wieder her; Tieck las ihn vor, man ahmte ihn nach, wenn auch nicht in seiner gesunden und derben Komik, seiner lebendigen Charakteristik, seinem warmen Nationalgefühl, seiner behaglichen Bürgerlichkeit, sondern umgekehrt: . Die fremden romantischen Elemente der dänischen Komödie, die ironischen Capricen und Wunderlichkeiten, die Holberg selbst erst den Italienern und Franzosen entlehnt hatte, nur die ahmte man nach. Selbst Oehlenschläger's Uebersetzung misslang. Und als vollends Hegel in seiner Aesthetik sich gegen Holberg, als einen nüchternen, langweiligen Menschen von erzwungener und unwahrer Komik aussprach, da war das Todesurtheil unterschrieben, so dass gegenwärtig bei uns von Holberg nirgends mehr die Rede ist, und sein Name so gut wie verschollen.

Unter diesen nicht besonders günstigen Umständen wagte Prutz sich zuerst 1842 mit seinem Versuch über L. Holberg im zweiten Jahrgange des damals von ihm herausgegebenen literarhistorischen Taschenbuchs hervor. Der Versuch fand wohlverdienten Beifall, namentlich auch in Dänemark, so dass schon dadurch diese umfassendere Arbeit und die Uebersetzung einiger Stücke vollkommen gerechtfertigt wäre. Noch mehr wird sie es dadurch, dass weder in deutschen, noch in dänischen Werken dem Gegenstande eine erschöpfende und der heutigen Wissenschaft entsprechende Behandlung zu Theil geworden ist.

Der zweite Abschnitt (S. 22 — 42) behandelt die Geschichte der dänischen Literatur bis auf Holberg; der dritte (S. 43 — 102) Holbergs Leben; der vierte (S. 102 — 126) Holberg's wissenschaftliche Schriften; der fünfte (S. 126 — 218) Holberg's poetische Werke; der sechste (S. 219 — 227) die Einwirkung der Holberg'schen Komödie auf die Deutschen.

Es ist nicht meine Absicht, hier nach der umfangreichen und gründlichen Darlegung des Verfassers auch nur in kürzester Darstellung das vielbewegte und mitunter von schweren Prüfungen heimgesuchte Leben Holberg's zu zeichnen. Er hat ein in vielen Beziehungen anderen bedeutenden Männern ähnliches Loos gehabt: Noth, Kampf, Verkennung, unstätes Leben, bis er endlich in dem Hafen der Ruhe anlangte und einen ehrenvollen Wirkungskreis fand. Von besonderem Interesse ist der Abschnitt über die poetischen Werke Holberg's. Nach einer kurzen Uebersicht und Eintheilung

derselben gibt der Verfasser eine möglichst genaue Auskunft über ihre Entstehung und erstes Erscheinen, über Ausgaben, Bearbeitungen, Uebersetzungen u. dergl.

Dem literarhistorischen Abschnitte folgen zunächst zur besseren Würdigung des poetischen Werthes der Holbergischen Werke einige allgemeine Bemerkungen über die Natur und das Wesen des Komischen überhaupt, so wie über den Entwickelungsgang der komischen Literatur bis auf Holberg. Sodann — und das dürfte wohl bei Weitem der wichtigste Theil der Untersuchung sein — werden die Resultate derselben an Holberg's poetischen Werken und ihren Einwirkungen auf Mit- und Nachwelt im Einzelnen nachgewiesen. Er stellt die Prinzipien Holberg's dar und bewahrheitet sie durch die eigenen Worte des Dichters. Der Charakter der Komödie, wie er sich theils aus gelehrten Studien, theils durch Bekanntschaft mit volksthümlicher Komik anderer Völker gebildet hatte, wird von Holberg in seine Rechte eingesetzt, und das Ursprüngliche und Frische, was dieselben durchzieht, wird ihnen nicht bloss für alle Zeiten Reiz und Werth verleihen, sondern muss gerade für unsre schwächliche, in materielle oder überspannt ideelle Richtungen auseinandergehende, dem gesund Klassischen nicht eben günstige Zeit von besonderer Wichtigkeit sein.

Die grössere zweite Hälfte des Buches enthält als Auswahl aus Holberg's sechsunddreissig Komödien eine Uebersetzung von sechs Stücken derselben nebst Anmerkungen. (S. 229 — 611.) Diese sechs sind: der politische Kanngiesser; Jean de France oder Hans Franzen; Jeppe vom Berge oder der verwandelte Bauer; der elfte Juni; die Wochenstube; Ulysses von Ithacia oder Eine deutsche Komödie.

Die Uebersetzung selbst ist, wie sich das von dem Verfasser erwarten liess, in ihrer Art musterhaft. Niemand würde sich beikommen lassen, die Komödien für übersetzt zu halten, wenn nicht in einer Menge von Einzelnheiten nach Ort und Zeit manch' Fremdartiges enthalten wäre, was der Uebersetzer trotz seiner Meisterschaft nicht ausmerzen konnte oder durfte.

Möge der Verfasser in der allgemeinen Anerkennung seiner höchst verdienstlichen Arbeit den Lohn finden, auf welchen er für seine umfassende Thätigkeit die gerechtesten Ansprüche hat!

Dr. Sachse.

Lyrisches Album aus dem Lahngau. Herausgegeben von Dr. Paul Wigand. Giessen. Ritersche Buchhandlung. 1858.

Unter so manchen Blumensträussen deutscher Dichtung begrüssen wir mit besonderer Freude den vorliegenden, als dessen Herausgeber sich der ehrwürdige Geschichtsforscher Paul Wigand ankündigt, der Gründer des seit sieben Jahren aufgelösten werkthätigen Wetzlarschen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. Und Wigand hat sich nicht damit begnügt, jüngere Kräfte zum schönen Bunde zu sammeln und unter seiner Fahne in's Feld rücken zu lassen, er hat sich selbst daran mit einer bedeutenden Anzahl Lieder, Distichen und Elegien betheiligt, aus denen ein noch immer frisches Gemüth, männlicher Edelmuth und ein besonders an Goethe gebildeter anschaulichklarer, gesunder und feiner Formsinn uns freundlich ansprechen. Die Gegend, welche uns diesen freundlichen Dichtergruss sendet, ist dieselbe, in welcher Goethe seinen idyllischen Werthersommer verlebte, in welcher die wonnigsten und lieblichsten Natureindrücke sich in sein empfängliches Herz prägten, in welcher seine Dichtung so manchen frischen Lebenssaft in sich sog. Auch die hier gespendeten Gedichte zeugen von jener lieblich den Geist umspielenden, ihn auf sanften Blumenpfaden leitenden,

innig erwärmenden und beseelenden Natur, und gehören die dieser Richtung zugewandten Stücke zu den vorzüglichsten, hinter denen die geschichtlichen meist sehr zurückstehen. Fünfzehn Dichter haben sich zu dieser Sammlung vereint, die zuerst nach gewohnter Weise in alphabetischer Folge ihre Gaben uns bieten, dann aber noch einmal gleichsam im Chor sich vor uns vernehmen lassen; denn am Schlusse folgt ein fast ein Fünftel des Albums bildender „Bunter Liederkranz," worin die Namen der Dichter verschwiegen sind. Dass alles hier Gebotene mustergültig und neu sei, wird man nicht erwarten; aber meistentheils erfreut uns ein frischer, heller Sinn und eine das Gefühl in lieblichem Flusse wiederspiegelnde Form; die falsche Verfeinerung und das eitle Haschen, durch die Form oder den Gedanken schlagartig zu wirken, ist den Dichtern meist fern geblieben. Ausser Wigand heben wir besonders hervor Heinrich Sixt von Arnim, Wilhelm Birnbaum, Carl Otto von Fransecky, Carl Ernst Kohlhauer, von dem F. Hiller mehrere Lieder gesetzt hat, Adolph Menk, Christian Müller von Wittgenstein und Erwin Wester. Dürften wir einen Wunsch äussern, so sähen wir Uebersetzungen, so gelungen sie auch sein mögen, von diesem lyrischen Album gern ausgeschlossen. Möchte dasselbe mit diesem Jahrgang nicht geschlossen sein, sondern Jahr aus Jahr ein uns erfreuen, wo wir denn, da der Führer sich einmal gefunden, auch einer grössern Zahl von Dichtern zu begegnen hoffen dürfen. Und so schliessen wir mit Wigand's Ausspruch:

Es schliesst sich nie das Buch der Lieder,
Die Sänger ziehn und kommen wieder. D.

Die Braut der Kirche. Lyrisch-epische Dichtung von Carl Stelter. Breslau. Verlag von Eduard Trewendt. 1858.

Im Spätherbst, wenn die Blumen verblüht und die Früchte des Jahres eingeerndtet sind, sieht sich Mancher in der Literatur um, der bisher an den Freuden der Natur seine volle Weide und sein Genüge hatte, und wenn die langen Abende Unterhaltung verlangen, horcht Mancher auf Erzählungen, der sich sonst an Erfahrungen begnügt. Zugleich erkundigt er sich, ob die Leipziger Messe, die in Masse Neues bietet, den Leib zu schmücken, ihm nicht auch ein hübsches Buch gebracht habe, den Geist damit zu zieren, und es den Seinigen an den bevorstehenden Festen zum Geschenk zu bringen. Ein Buch, das zu dieser Zeit erscheint, hat immer einen Vortheil, und wir freuen uns, dass dieser dem neusten Gedicht unsres C. Stelter zu Theil wird, dessen lyrische Dichtungen eine so grosse Verbreitung gefunden haben. Würde die Geschichte, welche den Gegenstand dieser lyrisch-epischen Dichtung ausmacht, in gewöhnlicher schlichter Weise erzählt, so würde jeder Zuhörer mit Theilnahme der Begebenheit folgen, und sich den Personen mit Liebe zuwenden; die Erzählung in Prosa würde ihn unterhalten. Sollte es die gebundene Rede nicht mehr thun, die gefällig daher fliesst und dem lyrischen Erguss des Dichters freies Feld gibt? Wir sind überzeugt davon, dass das zierlich ausgestattete Bändchen den Beifall findet, der sonst, nach der Meinung mancher Verleger, heute besonders dicken Büchern zugewendet ist, und um nicht so viel zu bringen, dass der nach neuen Erscheinungen in der Literatur Lüsterne zu seiner Kenntnissnahme genug hat, aber doch hinreichend, um eine Probe zu gewähren, theilen wir eine Stelle mit, die, aus dem Zusammenhang genommen, verständlich ist:

In Ketten liegt die ganze Welt,
Dem schmiedet Glauben sie, dem Hoffen,
Den hat sie jählings einst getroffen,
Und selbst mit Rosenketten hält
Die Liebe Herzen fest umschlungen.

Wie Mancher hat sein Leben lang
Bis an den letzten Tag gerungen,
Doch ist die Kette, die ihn zwang,
Erst mit dem letzten Hauch gesprungen.
Ob sichtbar oder unsichtbar,
Ob schwer, ob leicht die Kette war,
In Fesseln leben mehr und minder
Auf Erden alle Menschenkinder.
Doch eine Kette, hart und schwer,
Das ist die drückendste von allen,
Die Sklavenkette —

Sie umschlang Alphons, den Helden der Erzählung, welche die Entsagung feiert, bei ihm und seiner geliebten Marie im dritten Gesang „Sklavenketten.“ Ganz anders sind die Liebesketten im ersten Gesang, der aus 5 Romanzen besteht und die Geistesketten des zweiten Gesanges in drei Romanzen; aber doch einheitlich in Plan und Form, was weiter im Gedichte nachzusehen wir die Leser dringend bitten.

Dr. C. A. W. Kruse.

---

1. Tannhäuser. Zweite verbesserte Auflage. Ein Sohn der Zeit. Aphorismen aus der Gegenwart. Dichtungen von Carl Siebel. Iserlohn. Jul. Bädeker.

2. Gedichte von Carl Siebel. Zweite vermehrte Auflage. Iserlohn. Jul. Bädeker. 1859.

Wenn auch der Gesang des Sängers Lohn, so ist doch seine Freude, dass sein Lied gehört wird, und die Weise, die er anstimmt, bei verwandten Seelen Anklang findet. Diese Freude ist dem jungen Sänger in reichem Masse zu Theil geworden, dessen Gedichte in zweiter Auflage vor uns liegen, nachdem wir erst nach verhältnissmässig kurzer Zeit die erste begrüsst hatten. Unter allen Kritiken, welche beide Bändchen, sowohl die Gedichte, wie den Tannhäuser, entweder mit kurzen Worten charakterisiren oder eingehend besprechen, ist uns keine einzige bekannt geworden, welche das Talent des Dichters gering geschätzt oder den Ton verkannt hätte, den er in frischer Originalität anschlägt; dagegen sind uns so viele zu Gesicht gekommen, welche des Lobes so voll waren, dass sie dem Dichter hätten nachtheilig werden können, wenn nicht Bescheidenheit, — nicht die falsche, welche Goethe gebrandmarkt hat, — sondern die echte, die Bescheidenheit des Genius, auch eine seiner Gaben wäre. Der Tannhäuser erschien unter einem Pseudonym, den der Dichter jetzt mit seinem wahren Namen vertauscht, indem er die schöne Jugenddichtung in der neuen Ausgabe in der Form abgerundeter und feiner vorlegt. Der neue Geist in der alten Sage ist so warm und lebenswahr, dass der Versuch, den Alfred Meissner selbst beim ersten Erscheinen einen gewagten nannte, als ein gelungener bezeichnet werden kann. Wir rufen ihm den Schluss seines lyrischen Epos zu:

Strebt voran, haltet nimmer still!
Der Mensch mag streben, was er will;
Es ruht ein Gott in seinem Streben,
Und ohne Streben ist kein Leben!

Dass der „Sohn der Zeit“ in einem Bändchen mit dem Tannhäuser gebunden ist, konnte als eine Zusammenstellung heterogener Stoffe erscheinen, —

der Minnesänger und der Ritter neben dem Maler aus der haute bourgeoisie der Gegenwart; — aber die Verwandtschaft der Idee tritt in Geist und Form unverkennbar hervor: es ist hier wie dort der Conflict im Leben und mit dem Leben, der Kampf mit herrschenden Vorurtheilen und Gewalten, die stärker sind oder zu sein wähnen. Im Sohn der Zeit ist die leider nur zu alltägliche Geldaristokratie, die schlimmste von allen, ein Hinderniss des Glücks und der freien Entwickelung, und die Geschichte spielt in Dresden während des Aufstandes. Das ist das einfache epische Moment: das lyrische ist an und für sich und noch mehr für den, welcher den Dichter kennt, von besonderm Interesse: Die Liebe ist der Mittelpunkt.

Nur der ist gottverlassen,
Der nicht mehr lieben kann.

Die Gefühle äussern sich klar und ohne Rückhalt, und hell und durchsichtig fliessen die Verse, in denen auch der nach einzelnen Ausstellungen suchende nur einen unreinen Reim findet, wenn er Ziele — fühle nicht passiren lässt, was bekanntlich bei Schiller noch zu den bessern gehört; aus diesen zum erstenmale gedruckten Gedichten nehmen wir als Probe aus des Malers Nachlass:

Wein und Brod.

Wein und Brod und Geist und Stärke,
Frohen Muth zu gutem Werke
Gibt Natur zu jeder Frist,
Die die Mutter Gottes ist.

Gib, o Mutter, alles Lebens,
Die du nichts uns gibst vergebens,
Dass wir, als dein wahres Kind
Wahrhaft rein natürlich sind.

Nacht.

Es ist so friedlich, ist so still umher.
Nicht eine Woge, die sich leise regt;
Vor Anker liegen ruhig, unbewegt
Die goldnen Gondeln in des Himmels Meer.

O Zeit der Nacht, o wärest du der Tag!
Der Morgen kommt; leer ist des Himmels Port;
Es treibt ein Sturm die goldnen Gondeln fort;
Der Frieden flieht dem Sturm des Morgens nach.

Diejenigen Gedanken, welche die höchsten und heiligsten Angelegenheiten betreffen, wie der

Choral

Der Du Himmel, Meer und Land
Wunderbar bereitet;
Der Du uns mit starker Hand
Immerdar geleitet;
Der Du über Land und Meer
Herrschest herrlich, gross und hehr:
Woll' uns nicht verlassen!

Was wir lieben, lassen wir,
Kommt der Tod gegangen.
Wolle Du, dass nur nach Dir
Stehe all' Verlangen.
Was wir lieben, lassen wir;
Wolle Du, dass nur nach Dir
Stehe all' Verlangen!

legen die Seele des Dichters offen und geben den Geist kund, der in ihm lebt, einen kräftigen, liebenden, ringenden, wie er sich auch in den Gedichten offenbart, die in der neuen Ausgabe vollendeter und abgerundeter vor uns liegen. Sie sind nach vier Klassen geordnet: Bilder aus dem Leben, aus der Innenwelt, Erzählendes und Liederbuch, das in drei Ordnungen zerfällt: a. Liebes-Leid und Lust, b. Wein und Wandern, c. Natur und Naturstimmung. Ueber die meisten der in der Empfindung lautern, im Ausdruck sichern Gedichte haben Leser und Kritiker ihr lobendes Urtheil ausgesprochen; die neu hinzugekommenen erhöhen in Stimmung und Form den Werth der Sammlung, die alle Freunde der Dichtkunst mit freudiger Zustimmung begrüssen. Wie seinem Freunde, Carl Rittershaus, von dessen Gedichten ebenfalls jetzt eine neue Auflage erschienen ist, der Tannhäuser, so sind die Gedichte Alfred Meissner gewidmet, und wie viele kleine Gedichte vollendete Devisen sind, so tragen sie alle gleichsam als Devise den Scluss des ersten Gedichtes:

> Lass eine Hoffnung nichts verdrängen,
> Halt einen Glauben fort und fort:
> „Es löst aus wirrverworrnen Klängen
> Versöhnung sich, als Schlussaccord!"

Es wird einem Dichter, der so mitten im Leben steht, so sicher um sich blickt und seine poetischen Schätze so aufrichtig aus seinem vollen Busen greift, der eine so edle Gesinnung hegt und sie natürlich, frei und schön ausspricht, nicht an Kränzen fehlen, die auch in seinem heimathlichen Thale gewunden werden und nicht bloss in schönen Mädchenherzen, an die er in dem Gedichte „In dem Thal, wo ich geboren" appellirt, sondern von allen für das Wort der Kunst empfänglichen Gemüthern, selbst unter den in manchen Richtungen Befangenen; denn wahre Poesie siegt eben so unwiderstehlich, wie wahre Humanität. Die zierliche, geschmackvolle Ausstattung beider Bändchen gereicht der Verlagshandlung zur Ehre und muss dazu beitragen, den Eingang in die Büchersammlungen zu vermitteln.

Dr. C. A. W. Kruse.

Beiträge zu einem Wörterbuche der englischen Sprache. Von Franz Heinrich Strathmann, vierte Lieferung. (Goll bis Lace.) Bielefeld. August Helmich.

Herr Franz Heinrich Strathmann hat nun die vierte Lieferung seiner „Beiträge zu einem Wörterbuche der englischen Sprache" von goll bis lace herausgegeben. Die früheren Sammlungen sind Archiv XXI p. 153 und p. 208 besprochen worden. Wir müssen dem Verfasser für die Veröffentlichung seiner mühevollen Sammlungen in einem Gebiete, das so brach liegt, und das man erst jetzt wieder in England zu beackern anfängt, Dank wissen; zugleich müssen wir ihm zu jener Gemüthsruhe glückwünschen, die es ihm ermöglicht, die nicht unerheblichen Ausstellungen, die an seinen Sammlungen gemacht worden sind, mit der grössten Gleichgültigkeit von der Welt zu ignoriren. Und so machen wir uns denn abermals mit der kränkenden Gewissheit, auch diesmal über die Achsel angesehen zu werden, an die Arbeit, des Verfassers Fehler zu rügen. Noch immer fehlt zuerst seinen Arbeiten jegliches Princip. Denn in dem Vorwort zur ersten Lieferung heisst es nur, dass der Verfasser zehn Jahre lang mit dem Plane umgegangen sei, ein möglichst vollständiges Wörterbuch der englischen Sprache, „der Art etwa wie das treffliche deutsche Wörterbuch der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm"!! (ein kühnes Wort, und gelassen ausgesprochen) zu schreiben. Da

die Arbeit aber über des Einzelnen Kräfte gehe, so habe er sich entschlossen, das gesammte Material als Nachtrag zu den vorhandenen Wörterbüchern herauszugeben, um dem augenblicklichen Bedürfniss abzuhelfen. Man sollte nun daraus schliessen zu dürfen meinen, der Verfasser werde sich nicht erlauben, Ausdrücke als neue Beiträge drucken zu lassen, die in den vorhandenen Lexicis bereits stehen. Weit gefehlt! Denn Flügel und Lucas sind für ihn kaum vorhanden, und der Leser staunt über das, was er für neu zu halten gezwungen werden soll. Um nicht von den früheren Lieferungen, die von solchen vermeintlichen neuen Angaben strotzen, zu reden, citire ich aus der jetzt zu besprechenden to make good, ersetzen, was bei Luc. p. 1062 zu finden ist, the good people (Luc. p. 781); good gracious, ja good bye!!! wenn dies nicht beigebracht ist, um zu sagen, dass good hier für god steht, welche Vermuthung für den Verfasser den Reiz der Neuheit zu haben scheint, für uns aber doch wenigstens aus Flügel (p. 186 unter bye) alt ist. Ebenso hält der Verfasser gossip für eine neue lexikologische Entdeckung; denn dass er bloss, um die alten Formen godsib und gossib aus Chaucer und Holinshed anzuführen, das Wort aufgenommen, dagegen sprechen drei höchst überflüssige Citate aus modernen Schriftstellern. Neu soll ferner sein: Grandiloquent (Flügel p. 605), grange (Flüg. 606) grasp als Substantiv (Fl. 606), gratel (Fl. 607), gratify (ebendaselbst), und ohne nun weiter Flügel zu citiren, greatly, grecian, greedy, green room, green wood, gridiron, grievance, grieve, wenn es nicht dem Verfasser bei manchem dieser Wörter nur um die angeführte Etymologie zu thun war, worüber er seine Ansichten nirgend geäussert hat, grievously, grim, guess in other guess, gull. Dies ist, aber nicht ganz, das, was uns auf dem ersten Bogen als neu geboten wird. Danach wird mir der Leser wohl glauben, dass der Verfasser auch auf den folgenden Bogen und in seinen früheren Lieferungen ähnliche Dinge unbegreiflicherweise als neu anbietet, und wohl in nachfolgenden Lieferungen auch anzubieten fortfahren wird. Denn er verhält sich zur Kritik, wie nach dem arabischen Sprüchwort die Karawane zum Hunde. Das armselige Geschöpf bellt und die Karawane zieht stolz vorüber. Die vorhandenen Wörterbücher sind für den Verfasser also nicht vorhanden, oder vielmehr, er versteht unter vorhandenen Wörterbüchern nur die in seiner Bibliothek oder für ihn vorhandenen. Deren sind aber nicht viel. In allen Lieferungen finden wir fast ausschliesslich, neben den aus Selbstlectüre gewonnenen Citaten, die den wirklich nicht geringen Vorzug dieser Sammlungen bilden, Citate aus Halliwell, Franke, Spiers, Streit und hin und wieder aus noch andern Lexikologen. Was in aller Welt kann nun den Verfasser bewogen haben, sich auf eine gegebene Anzahl von Wörterbüchern zu beschränken, andre, vorzügliche Wörterbücher mit dem consequentesten Stillschweigen auszuzeichnen? Ueberzeugung von ihrem Unwerthe? Laune? Der zufällige Umstand, dass er sie für seine Bibliothek nicht gekauft hat? Und was in aller Welt kann den Verfasser bewegen, dass er, als Nachtrag zu den vorhandenen Wörterbüchern, aus den vorhandenen Wörterbüchern wie Beil ruhig abschreibt? Man sollte meinen, weil es in Beil steht, brauche es eben nicht als neu angeführt werden. Zu welchen vorhandenen Wörterbüchern ist denn nun seine Sammlung ein Nachtrag?? Ich komme wieder darauf zurück, dass es für eine erspriessliche Thätigkeit auf lexikologischem Gebiet unumgänglich nothwendig ist, ein brauchbares, gutes Lexikon als Ausgangspunkt anzunehmen, wie ich am Ende meiner ersten Sammlung im Archiv Lucas als einen solchen Ausgangspunkt anzunehmen vorgeschlagen habe. Dieser Vorschlag ist freilich von keiner Seite adoptirt worden, offenbar weil sich nur Wenige überhaupt mit englischer Lexikologie befassen. (Der Einzige, der sich damit befasst, Strathmann, steht zu hoch da, um Bestrebungen, die ein gleiches Ziel verfolgen, einige Aufmerksamkeit zu zollen, selbst dann, wenn ihm, worüber ich Archiv XXI etc. unter acting, beady etc. nachzusehen bitte, manche unrichtige Auffassungen eines Wortes nachge-

wiesen werden.) Wenn wir Nachträge liefern, müssen wir Nachträge zu irgend Etwas liefern. Nachträge aber zu einem schlechten Taschenwörterbuch zu liefern, wird wohl keinem vernünftigen Menschen einfallen.

So viel nun über den hauptsächlichsten Fehler Strathmann's als neu aufzutischen, was nicht neu ist.

Wir gehen auf seine Etymologien über. Zuerst ist es sehr fraglich, ob Etymologie überhaupt in ein Wörterbuch gehört. Wohl eben so wenig, als die Syntax. Wie man aber nun syntaktische Regeln alphabetisch ordnen kann – für das Englische ist das geschehen, – so auch etymologische Sammlungen, wie Diez in seinem etymologischen Wörterbuch der romanischen Sprache verfuhr. Ein onomatisches Lexikon und ein etymologisches Lexikon sind doch nun aber die heterogensten Dinge der Welt. Jenes liefert das Material, um die Schriftstücke in ihrem ganzen Zusammenhange verstehen zu können; es gibt die Bedeutung. Dieses kümmert sich um den Zusammenhang nicht; es untersucht die Form des einzelnen Wortes. Nun ist eine etymologische Rücksicht allerdings selbst in dem englischen Wörterbuch zu nehmen, und zwar nicht der Form, sondern der stylistischen Bedeutung wegen. Es ist nämlich wichtig zu wissen, ob ein Wort sächsischer oder normännischer Herkunft ist, und zwar deswegen, weil das normännische Wort wie to commence, für sich betrachtet, allerdings so viel bedeutet als das sächsische to begin, jedoch der Färbung und dem Tone des Satzes einen ganz andern Werth verleiht, als der entsprechende sächsische. (Mrs. Gaskell behauptet, ein ganz naturwüchsiger, sich in sächsischen Ausdrücken behaglich fühlender gentleman fange gewöhnlich an, in normännischen Wörtern zu reden, wenn er beim Genuss des Weins über die Schnur gehauen habe.) Es wäre daher eine nicht unbedeutende Verbesserung sämmtlicher Lexika, wenn sie durch ein Zeichen oder den Schriftsatz selbst zu erkennen gäben, ein Wort sei sächsischer oder normännischer Herkunft. Diese Neuerung wäre in einem Lexikon hoch anzurechnen, für den Verleger wäre sie vielleicht Gold werth. Doch weiss ich wohl, aus eigner Erfahrung, dass, was auch über Lexikologie vorgeschlagen wird, in den Wind geredet ist. Der Verfasser geht nun aber, — freilich ist er der erste nicht, — über besagte Forderung weit hinaus, wie aus beifolgendem Beispiele ersehen werden mag: Goose, angls. gôs, f., schwed. gås, dän. gaas m. u. f. (gasse, m.) nd. gaus, f., hd. gans, f., russ. gusi, m., gr. χάν (anst. χάνς), χήν, m. u. f. sanskr. hansa, m. hansi, f. (Bopp, p. 397.) Warum steht nicht auch die böhmische, polnische etc. Benennung daneben? Steht das Alles für den Linguisten da? Der weiss es entweder so, oder wenigstens informirt er sich darüber nicht aus einem englischen Lexikon. Oder steht es für den da, der Englisch lernen soll? Wie lernt er daraus mehr englisch? Ich glaube, es ist kein gewagtes oder zu scharfes Wort, diese Zusammenstoppelungen, diese polyglottischen Brimborien, als höchst unsinnig zu bezeichnen. Dabei soll nicht geleugnet werden, dass Strathmann wiederum ganz hübsche Ideen hat, wie wenn er gollop auf gulp zurückführt; aber die rechte Mitte, wenn er doch einmal etymologisiren will, zwischen dem Ueberflüssigen und dem Nutzbaren zu finden, darum kümmert er sich nicht. Auch das ist ihm schon früher gesagt worden, aber, wie es sich von selbst versteht, ganz vergeblich.

Wir haben Herrn Strathmann ferner gebeten, uns gnädigst mit der Erklärung des seinen Citaten so oft angefügten N. N. zu beglücken. Beispielsweise gibt er ein allerdings neues Substantiv the impel mit der Erklärung the steam which impels the piston. Dieser Erklärung nun ist ein N. N. hinzugefügt. Heisst das nun, der Verfasser bürgt mit seiner Kenntniss des Englischen für die wirkliche Existenz dieses Wortes? Oder aber, er erinnert sich, es einmal gehört zu haben, wisse aber nicht, wo? Oder, es stehe in seinen Collectaneen ohne Angabe der Quelle? Herr Strathmann sieht, dass es sich hier ganz einfach um seine Glaubwürdigkeit handelt, man kann nämlich seinen N. N. Citaten überhaupt erst trauen, wenn er sich durch

öffentliche Erklärung zu ihnen bekennt. Ich gestehe, gegen anonyme Citate bei einem Sammler sehr misstrauisch zu sein, der die Lexika mit einem Worte wie bouterosity!!!!! beschenkt hat, wenn er gleich statt der fünf Ausrufungs- ein Fragezeichen setzte. Aber auch diese Bitte hat er nicht zu erfüllen geruhen zu dürfen gemeint. Und deswegen flehen wir ihn abermals, und gewiss wiederum unnützerweise, an, erstens: um weniger Altes, zweitens: um weniger Etymologie, drittens: um weniger N. N.

Bevor ich nun auf die Besprechung einiger Einzelheiten übergehe, muss ich noch bemerken, dass, was Vielen erfreulich sein mag, bei einer grossen Anzahl von Wörtern, die dem Verfasser bekannten dialectischen Formen beigefügt sind.

Gope, ein Cumberlandprovincialism soll eine Form für grope sein, was doch nichts als eine Behauptung ist. Analoge Fälle sind nicht beigebracht. Eine Quelle ist nicht citirt. Es könnte aus Lucas aufgenommen sein. Gorbelly soll aus gorell entstanden sein, wogegen der Accent spricht. Gorble und gorke, ohne Quelle, könnten aus Lucas aufgenommen sein. Goss, ohne Quelle, ebenfalls Gousty - frightful, ohne Quelle. Goul, ohne Quelle, vielleicht, wie hundert andre, aus Lucas. Bei dem allbekannten Ausdruck in grain steht in dem Satze: my father was a philosopher in grain das Wort „(echt?)"!! Dass the graze (turning him out for a graze on the common) nur in Berkshire gebräuchlich sei, ist eine schwerlich haltbare Vermuthung. In den Lexicis fehlen Hunderte solcher substantivirten Infinitive, worüber ich meine früheren Sammlungen nachzulesen bitte. Das zahlreiche Vorkommen derselben beweist, wie sehr es im Geiste der Sprache liegt, sie zu bilden. Unter grecian fire wird behauptet: „Jetzt greek fire." Dass letzteres heut allein gebräuchlich sei, glaube ich nicht. Unter gruff führt der Verfasser an: „on the very day we so inexcusably gruffed you away (durch grobe, unhöfliche Behandlung wegtrieben?)" Es ist wohl kein Zweifel, dass es so heisst.

Nachträge zu diesen Beiträgen sind, wie für g, so für die folgenden Buchstaben in den von mir mitgetheilten Verzeichnissen zu finden.

Wir gehen zu h über. Hab or nab wird erklärt durch have or not have. Liegt es nicht näher es aus have or nab, habe oder nimm, herzuleiten? Mitunter findet sich auch ein aus Lexicis bekanntes Wort ohne jegliche Erklärung, als ob der Verfasser von vorn herein daran verzweifle. So ist aus Warren citirt: ... saw a hatchment suspended from the house, ohne jegliche Erklärung. Das Wort ist sehr gebräuchlich. Was es ist, kann der Verfasser aus Webster, Fluegel, Lucas etc. etc., auch aus der Lecture des Shakespeare erfahren. Oder weiss er es, wozu das Citat? Oder hält er es gar für eine neue Entdeckung? Haze heisst Nebel, also hazy light, trübes, nicht mattes Licht, wie der Verfasser will. Mattes Licht braucht nicht trübes zu sein. Unter jestee führt er aus Sterne an jester and jestee, erklärt aber letztere Form nicht, was man doch von einem Lexicologen erwartet. Joe und Joey hat er meinen Beiträgen entlehnt. Ich übersetzte es, Marryat folgend, mit eight dollars, er ohne jeglichen Grund mit guinea.

Hätte ich hier immer notiren wollen, was für neu geboten wird, so würde ich diese Recension zu dem drei- oder vierfachen Volumen habe anschwellen lassen müssen und häufig das Staunen oder die Heiterkeit des Lesers erregt haben.

Wie scharf ich nun auch den Verfasser angegriffen habe, so weiss derselbe trotzdem sehr wohl, dass ich auch mit dem Lobe der guten Eigenschaften seines Buches nicht sparsam gewesen bin. Denn da er mich unter head citirt, wofür ich meinen gefühltesten Dank hiemit abstatte, so hat er auch meine frühere Arbeit Archiv XXI. gelesen. Auch diesmal empfehle ich das Buch seiner guten Eigenschaften wegen. Man wird viel Neues uns Hübsches darin finden. Aber allerdings wäre es wünschenswerth gewesen, wir hätten statt der vier Lieferungen jetzt eine ohne Ballast und gelehrten Wust

und nur Dinge enthaltend, die wir für wirkliche Bereicherungen anzusehen genöthigt wären.

Ich wünschte angelegentlichst, mit meinem hochgeschätzten Collegen, der mit Glück und Eifer sich demselben Gegenstand gewidmet hat, für den auch ich nach schwachen Kräften zu wirken gesucht habe, auf dem Gebiete der Lexikographie in innigster Collegialität hinfüro zusammenzutreffen. Allerdings wird man empfindlich, wenn man in einem öffentlichen Blatte vor der ganzen Welt seine Ansichten ausspricht und den geäusserten Wünschen auch nicht die geringste Folge gegeben wird. Ja, meine Empfindlichkeit geht so weit, dass, wenn der Verfasser auch für die nächste Lieferung mich in meines Nichts durchbohrendem Gefühle gänzlich unbeachtet liesse, er es sich zuzuschreiben haben würde, wenn ich ihn und seine lexikographischen Arbeiten der — — „bouterosity" zeihe, über welches tiefe, aber unverstandene Wort ich den Nichteingeweihten auf Archiv XXI verweise.

G. Büchmann.

Programmenschau.

Wiggers, Dr. Julius, Die unregelmässigen Zeitwörter der zweiten Conjugation im Französischen. Probe aus einer Grammatik der französchen Sprache. Rostock, 1858. Druck von Adler's Erben.

Julius und Moriz Wiggers, die Söhne des würdigen Consistorialraths und Professors Dr. Gustav Friedrich Wiggers in Rostock, hatten sich im Jahre 18i48 in Mecklenburg politisch so weit vergangen, dass man sie zu zehnjähriger Einzelhaft verurtheilte. Drittehalb Jahre haben sie diese Strafe in aller ihrer Strenge ertragen: von da ab gewährte man ihnen wenigstens den „Trost, dass sie sich zwei Stunden täglich, wenngleich unter strenger Ueberwachung, sehen und sprechen konnten." Sie haben diese „langen, trauervollen Jahre," zu sprachlichen Studien benutzt und Grammatiken der spanischen, der italienischen und der französischen Sprache ausgearbeitet, die völlig druckfertig daliegen, über deren Veröffentlichung aber noch verhandelt wird. Eine Probe aus der französischen Grammatik, „die unregelmässigen Zeitwörter der zweiten Conjugation," hat nun Herr Dr. Julius Wiggers zur Feier des 23. August herausgegeben, an welchem Tage funfzig Jahre vorher sein Vater in das Amt eines ordentlichen Professors der Theologie eingeführt worden war. Ein unter so ausserordentlichen Umständen entstandenes und veröffentlichtes Buch verdient wohl eine nähere Besprechung, als vierundzwanzig nicht zu eng gedruckte Seiten sonst in Anspruch nehmen dürfen.

Eine Erörterung der „Methode, nach welcher die Verfasser den grammatischen Stoff zu ordnen und zu gliedern versucht haben," lehnt Dr. Wiggers mit den Worten ab: „Dieser einzelne Paragraph erhebt den Anspruch nicht, auch schon für sich ein Ganzes zu sein. Erst wenn die eine oder die andere dieser Grammatiken vollständig vorliegt, wird beurtheilt werden können, ob durch unsre Methode die erstrebte Verbindung des wissenschaftlichen und des praktischen Charakters einer Sprachlehre verwirklicht wird, und ob es uns gelungen ist, etwas Genügenderes zu leisten als die beiden in der Grammatik der neueren Sprachen noch immer dominirenden Richtungen, von denen die eine praktisch zu sein glaubt, wenn sie zu einer lediglich mechanischen Aneignung der fremden Sprache Anleitung gibt, und die andere wissenschaftlich, wenn sie eine Menge von Regeln aufthürmt, die aus Beobachtungen äusserlichster Art entsprungen sind."

Nach diesen Aeusserungen darf sich ein billiger Beurtheiler nur an den dargebotenen Lehrstoff halten.

Der Lehrstoff aber ist ein völlig anderer, als man erwarten sollte. Unter Zeitwörtern der zweiten Conjugation im Französischen haben wir Alle bis-

her die Verba verstanden, deren Infinitiv sich auf ir endet, und anders wissen es bekanntlich auch die Franzosen selber nicht. Bei Wiggers aber erscheinen als Verba der zweiten Conjugation die Zeitwörter auf re und auf oir, mithin diejenigen, die wir bisher als Zeitwörter der vierten und der dritten Conjugation gekannt haben. Mit welchen Gründen die Verfasser diese, so viel ich weiss, ihnen allein eigenthümliche Umänderung der Benennung rechtfertigen, ist aus dem hier gegebenen Bruchstücke nicht ersichtlich. Hier sagen sie nur: „Wegen des gemeinsamen Ursprunges mit den Zeitwörtern auf re gehören die Zeitwörter auf oir zur zweiten Conjugation, und zwar mit nicht minderem Recht als z. B. boire und croire, bei welchen nur durch den Gebrauch, nicht aus inneren Gründen, die Schreibung mit angehängtem e statt des blossen oir geltend geworden ist.“ Wahrscheinlich haben die Verfasser die Verba auf er und die auf ir gleichfalls zusammengefasst und stellen demgemäss überhaupt nur zwei Conjugationen für das Französische auf; sonst wäre gar nicht abzusehn, warum die Zeitwörter auf ir den Verben auf oir und re ihren so lange behaupteten Namen haben abtreten müssen.

Wenn wir aber zu Gunsten der Herren Verfasser diese Annahme auch wirklich machen, so müssen wir ihnen das Recht zu solcher Namenveränderung dennoch aus inneren und äusseren, aus historischen und pädagogischen Gründen auf das Entschiedenste bestreiten.

Abgesehen hiervon bieten die Verfasser auch in diesem Bruchstücke ihres Werkes so manches Gute, Belehrende und Interessante, dass man der Veröffentlichung des Ganzen mit Spannung entgegensehen kann. Sie classificiren die Verba in eigenthümlicher, aber höchst geschickter, das Lernen erleichternder Weise, wobei sie sich meistentheils durch etymologische Gründe leiten lassen. Sie geben die Formen nicht bloss an, als seien dieselben willkürlich so gebildet oder zufällig so geworden; sie erklären dieselben kurz, aber ausreichend und überzeugend, aus dem Lateinischen, oder durch Analogien aus anderen romanischen Sprachen und geben dem Lernenden so das Bewusstsein von einer selbst in den scheinbar wunderlichsten Formen vorhandenen Gesetz- und Regelmässigkeit.

Dies sind bedeutende Vorzüge, die gross und eigenthümlich genug sind, dass die Verfasser ihnen bei Veröffentlichung der ganzen Grammatik die verfehlte, weder historisch noch methodisch zu begründende Eintheilung in zwei Conjugationen gern zum Opfer bringen können, ohne dass sie besorgen dürfen, ihre Arbeit werde dadurch den Werth der Eigenthümlichkeit verlieren.

Zum Schluss noch ein paar einzelne Bemerkungen.

Bei pleuvoir brauchten die Verfasser zur Erklärung des darin vorkommenden v nicht auf das Italienische piovere und auf das Spanische llover aufmerksam zu machen; sie konnten einfach auf das Lateinische pluvia, den Jupiter pluvius und auf das Perf. pluvit statt pluit, dessen u stets lang ist, verweisen.

Das Futurum verrai leiten die Verfasser „von der (doch nur spanischen) Infinitivform ver ab, mit unregelmässiger Verdoppelung des r.“ Richtiger ist wohl die Ableitung von der Infinitivform vedere, vederai, oder, mit Ausstossung des e, vedrai, woraus dann nicht unregelmässig, sondern durch gewöhnliche Assimilation verrai entstanden ist.

Bei asseoir schreiben die Verfasser der allgemeinen Regel gemäss i statt y vor jedem stummen e. So schreibt auch die Grammaire des Grammaires. Es wäre aber doch zu sagen, dass viele der besten französischen Schriftsteller grade bei diesem Worte eine Ausnahme zu machen pflegen.

Dr. M. Strack.

Die französische Sprache und Literatur, als Bildungsmittel für das weibliche Geschlecht. Programm der höheren Töchterschule in Elberfeld vom Director H. H. Friedländer. 1859. Commission der Bädeker'schen Buchhandlung.

Diese Schrift, welche mit ihren 67 Seiten weit über den gewöhnlichen Umfang der Programme hinausgeht, gibt Zeugniss dafür, dass der Verfasser viel und fruchtbar über die Aufgabe der Töchterschule und die des französischen Unterrichts insbesondere gedacht hat. Diese Blätter haben sich natürlich nur mit dem letzteren Gegenstande zu beschäftigen, finden indess auch in diesem Theile der Arbeit Veranlassung genug, sie der sorgfältigen Beachtung der Lehrer dringend zu empfehlen.

In seinem gerechten Eifer gegen das Bonnenwesen lässt sich der Verf. S. 10 zu weit hinreissen, indem er sagt: „Gilt es nicht gleich, ob ihnen Vocabeln und Sätze vorgesagt, oder ob sie von ihnen selbst gelesen werden? Auch von dem schlechtesten Lehrer kann man etwas lernen, und ich dächte wir lernten von den Bonnen gerade das Vorsagen statt des Lesens, mit andern Worten, wir wendeten die Sprech-, Schreib-, Lese-Methode, die sich in unseren Elementarschulen ja längst Bahn gebrochen hat, auch etwas allgemeiner, als es bisher geschehen, auf den Unterricht in fremden Sprachen an. Referent verweist zur Begründung dieses Wunsches auf die Vorrede zu seinem heuristischen Elementarbuche der englischen Sprache. (Zweite Auflage. Erfurt, Villaret. 1859.)" — Vollkommen stimmt Ref. dem bei, was der Verfasser gegen die Behandlung der Sprache als Gedächtnisssache vorbringt. Nur das hat für die Schule einen didaktischen Werth, was, indem es gelernt und angewendet wird, die geistige Kraft ausbildet und stählt. — Unsre Dankbarkeit erwirbt sich der Verfasser, indem er Mädchenpensionen, namentlich ausländische, und Conversationsstunden in ihrer Halt- und Werthlosigkeit hinstellt. —

Als Probe, wie der Verf. die Aufgabe des französischen Unterrichts in seiner Gesammtstellung zur Geistesbildung auffasst, geben wir folgende Entwickelung.

„Die Sprache hat es mit Wörtern und deren Verknüpfung zu Sätzen zu thun. In den Wörtern haben wir die konkrete Erscheinung von Vorstellungen und Begriffen und in den Sätzen die Verknüpfung derselben zu Urtheilen oder Gedanken, diese, wie jene, Bestandtheile des Seelenseins. Die Sprache ist also ein Aeusseres für das Innere, und zwar in so inniger Verknüpfung, dass dieses erst durch jenes fixirt und reproducirt werden kann, und dass jenes die eigenthümliche Beschaffenheit von diesem reflectirt. Unsere Vorstellungen und Gedanken existiren für uns nur, das Gebiet der Empfindungen und Gefühle, die Welt des Gemüths findet seine bewusstvolle Begrenzung erst innerhalb des sprachlichen Ausdrucks. Durch die Sprache sind wir allein im Stande, mit den erworbenen Vorstellungen die mannigfachsten Combinationen vorzunehmen und zu den höchsten geistigen Operationen zu gelangen. Auch abgesehen, dass sie das sicherste Mittel der Mittheilung ist; könnten wir ihrer nicht entbehren, ohne die Kontrolle unsers Innenlebens aufzugeben.

Die elementarischen Gesetze für die Auffassung der Aussenwelt sind bei allen Menschen dieselben; die Form der Auffassung jedoch ist verschieden, je nach dem Moment, welches bei derselben hauptsächlich thätig war. Machen wir dies an einigen Beispielen klar! Nach der Form unsrer Auffassung sehen wir in der Schlange das sich schlingende, schlanke Thier, während es im französischen Worte als das kriechende gesehen wird. Im Worte „Obst" bezeichnen wir das Erzeugte, im französischen fruit wird das Zugeniessende bezeichnet. Bei dem deutschen „spaziren" fassen wir den zurückzulegenden Raum auf, bei dem se promener wird ein Sichvorführen aufge-

fasst. In unserm „gesunden Menschenverstand“ liegt die ungetrübte Kraft des praktischen Verstehens, in dem französischen „bon sens“ die gute Beschaffenheit der Sinne ausgedrückt. Auch im Italienischen heisst in buon senno bei vollem Verstande, und da Erkennen und Wollen zusammenhangen, heisst da buon senno, mit festem Willen.

Weist schon das Wort einer fremden Sprache auf eine eigne Gedankensphäre für das Bezeichnete hin, so sehen wir, wie innerhalb derselben die zahlreichen Modificationen der ursprünglichen Auffassung durch Flexion, Ableitung, Zusammensetzung, Verbindung, Stellung etc. der Wörter ebenso viele eigenthümliche Formen entstehen.

Das Innere ist es, welches die Form der Auffassung bestimmt; sie hängt von der Art und dem Umfange der innern Erregung ab; den Ausdruck derselben nennen wir Sprachform. So hat jede Sprache ihre eigenthümlichen Sprachformen, und sie sind um so abweichender von einer andern, je mehr sie von dieser durch die Schranken der Zeit, des Raumes und der gegebenen Verschiedenheit beider Völker auseinandergehen.

Die Formen der Muttersprache fixiren sich in der Seele des Kindes, wie Kristalle, ohne sein Dazuthun, auch ohne absichtliche Einwirkung von aussen, durch einfache Uebertragung mittels des Gehörs. Das Kind empfängt sie auf so empirische Weise nach der Beschaffenheit und der Anzahl, wie sie dem Kreise seiner näheren und weiteren Umgebung, insofern letztere in erstere lebendig hineinreicht, eigenthümlich sind, und gebraucht sie instinctmässig zum Ausdruck seines Vorstellungsinhaltes. Es vollzieht mit der Sprache und ihren Formen alle die Denkprozesse, deren seine Entwickelung fähig ist, und es ist interessant zu beobachten, wie das der Sprachbildung vorauseilende innere Leben sich entweder der gegebenen Form accommodirt, oder dieselbe zu sprengen und fortzubilden sucht.

Das Kind bedient sich bei seinen geistigen Funktionen der Muttersprache ebenso, wie der Luft beim Athmen, wie der Muskeln bei seinen Bewegungen; die Sprache selbst ist niemals Gegenstand seiner innern Erregungen. Sobald es aber eine andere Bezeichnung für einen Vorstellungsinhalt erhält, tritt es aus seiner sprachlichen Isolirtheit heraus, und die Sprache selbst fängt an, Objekt seines Denkens zu sein.

In dem fremden Worte, in der fremden Form, erhalten wir nicht bloss einen Klang mehr für unser Ohr, sondern eine Form der Auffassung mehr, und zwar eine solche, die unter dem Einflusse einer andern innern Erregung stattgefunden hat. Wir finden da andere Formen des Vorstellens, Denkens, Empfindens; wir sehen auf die unsre; wir vergleichen, unterscheiden, wir ergänzen und bestimmen; unser geistiger Horizont erweitert sich; für unser Erkennen sind neue Bahnen eröffnet, neue Interessen kündigen sich an; das Leben des Gemüths erhöht und vertieft sich; das Wollen ist auf edle, geistige Zielpunkte gerichtet, kurz das ganze innere Leben findet eine Erweiterung und Umstimmung, wie sie in solcher Vielseitigkeit und Energie von keinem andern Unterrichtszweige für die Form unsres innern Seins ausgehen kann.“

Wir machen dabei nur darauf aufmerksam, dass, wenn der Verf. den ersten Satz so fasste: Die Sprache hat es mit Sätzen und deren Zergliederung in Wörter zu thun, er schwerlich der Grammatik den wiederholten Vorwurf der Trockenheit machen würde. Trocken ist doch nur das, woraus der Geist keinen erfrischenden, nährenden, belebenden, befruchtenden Saft saugen kann. Ist denn aber die Grammatik trocken, wenn sie auf dem Gebiete des gesprochenen Wortes, wie die Mathematik auf dem Gebiete der gemessenen Grösse, einführt in das geheimste Weben des Gedankens und anleitet, die gefundenen Fäden mit eignem Sinnen, eigner Kunst zu neuen Gebilden zu verschlingen?

Von S. 30 ab gibt der Verf. eine vortreffliche Zusammenstellung von manchen gleichartigen und verschiedenen Ausdrucksweisen der deutschen

und französischen Sprache, die jedem Lehrer eine willkommene Grundlage bilden werden, durch deren Erweiterung und Vervollständigung er in den Stand gesetzt wird, seinen Schülern die Erkenntniss der Charaktereigenthümlichkeit beider Sprachen zu vermitteln. Zu beklagen ist nur, dass typographische und orthographische Incorrectheiten und Inconsequenzen, welche überhaupt die Schrift verunzieren, sich auf diesen Seiten in gar zu störender Weise häufen. Wir haben ferner zu erwähnen: S. 31 Je l'ai gorgé d'or heisst nicht: ich habe ihn bestochen. S. 35 und 36 beruhen die Erklärungen von dévorer des yeux, nous commençames de bon appétit, c'etait à qui, à l'envi, de son mieux, auf mangelhafter Erkenntniss der Präpositionen de und à. S. 36 Force lui fut de céder heisst nicht: es wurde ihm sehr schwer, nachzugeben. S. 40 ebenso wenig: on a dû vous dire, man hätte Ihnen sagen sollen. S. 48 ist der Dativ der Person zur Vermeidung des doppelten Accusativs nach faire und laisser fälschlich auf den Wohlklang zurückgeführt.

Das Buch schliesst mit einer Abgrenzung des aus der französischen Literaturgeschichte für Töchterschulen zu Behandelnden und einem daraus sich ergebenden Verzeichnisse von 44 Werken, „welche die französische Bibliothek der Gebildeten des weiblichen Geschlechts bilden können.“ Ref. erklärt sich im Allgemeinen mit beiden einverstanden und erinnert nur Folgendes: Der Verfasser sagt S. 60: „Les aventures de Télémaque werden noch immer von der Schuljugend gern gelesen.“ Ref. macht sich zum Wortführer vieler Collegen und Schüler, indem er den Télémaque für die langweiligste Lecture erklärt, die man in die Schule bringen kann. S. 63 wird über das moderne französische Theater doch gar zu absprechend geurtheilt. Der Bataille de Dames z. B. von Scribe, so wie der Philiberte und Diane von Angier wird doch Niemand den Zugang zu den Töchterschulen verwehren, der in denselben das verre d'eau liest. Noch möchten wir bei Corneille den überhaupt gar zu wenig beachteten Polyeucte und bei Voltaire Zadig nachtragen.

Die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat, das Publicum, namentlich die Aeltern seiner Schülerinnen, für den französischen Unterricht zu gewinnen, hat er mit Einsicht, wir wollen hoffen und wünschen, auch mit Erfolg gelöst. Im Interesse des Verf. bitten wir noch, es möge sich Niemand durch den etwas breiten Styl des Eingangs abschrecken lassen; der positive Theil der Schrift ist mit löblicher Kürze behandelt.

van Dalen.

Miscellen.

Goethe und Gödeke.

Eine Abfertigung.

Es muss denjenigen, der gewissenhaft von wissenschaftlichem Standpunkte aus anspruchsvoll hervortretende Erscheinungen der Literatur beurtheilt, höchst unangenehm berühren, wenn der Getroffene eine solche Beurtheilung kleinlicher Rechthaberei und bösen Willens zu zeihen sich verleiten lässt; dass er mit triftigen Gründen, wo es Noth thut, sich seiner Haut wehre, das wird ihm niemand verdenken, wenn er nur den vom Beurtheiler selbst gewählten Ton anständiger Besprechung inne hält. Dagegen muss es als der ärgste Missbrauch freien Gedankenaustausches gelten, wenn eine ernste Besprechung mit böswilliger Schmähung oder verächtlicher Grosssprecherei erwiedert und stichhaltige Gründe durch Verdrehungen aller Art abgefertigt werden. Eines solchen Missbrauches, ja des offenbarsten Luges und Truges hat sich neuerdings Herr Karl Gödeke gegen mich schuldig gemacht. In seinem „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung" hat derselbe eine Biographie Goethes geliefert, wie er behauptete, „auf dem umfassend gesammelten und kritisch gesichteten Material" aufgeführt, die es „an Zuverlässigkeit der Angaben" mit jeder andern aufnehmen dürfe. Niemand würde eine grössere Freude empfunden haben als ich, hätte sich diese Behauptung bewährt; da sich aber bei genauerer Betrachtung ergab, dass Gödeke nichts weniger als überall zuverlässig sei, dass er oft das Material nicht vollständig kenne, andern unbedacht folge oder sich zu falschen Schlüssen hinreissen lasse, dass seine Beurtheilung oft schief und meistentheils darauf ausgehe, dem Dichter etwas anzuhaben, so glaubte ich mich verpflichtet, vor einem solchen Vertrauen auf diesen Abriss, der sich so anspruchsvoll hervorthat, zu warnen, und zwar zunächst die Lehrer, in deren Besitz oder Gebrauch dieser Grundriss sich befinde. Diese durchaus in anständigem Tone geschriebene, Gödekes Kenntnisse im allgemeinen ehrenvoll hervorhebende Beurtheilung erschien in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" LXXVIII, 320-324. Dawider hat sich nun soeben Herr Gödeke in der nachgelieferten Vorrede zu jenem „Grundriss" in einer nicht bloss unverständigen, von lächerlicher Ueberschätzung zeugenden, sondern, was das Schlimmste ist, völlig unwahren, auf Lug und Trug sich stützenden Weise erhoben, welche die entschiedenste Zurückweisung von meiner Seite verlangt. Wenn Herr Gödeke sich wundert, dass mein Urtheil durchaus abweiche von allen öffentlich und vertraulich ihm mitgetheilten Lobsprüchen, so hätte er sich wohl sagen können, dass sehr wenige im Stande sind und sich die Mühe nehmen, eine solche Arbeit genau zu kontrolliren, dass dies am allerwenigsten von meist rasch gefertigten öffentlichen Beurtheilungen, zumal in politischen Blättern gilt, beson-

ders wo Freunde zu Gericht sitzen und dass briefliche Lobsprüche, wenn sie nicht von durchaus Kundigen, nach gewissenhaftem Studium erfolgen, nur den allgemeinen äussern Eindruck bezeichnen. Alle wahren Kenner müssen mit mir zunächst darin übereinstimmen, dass Gödekes Biographie auf das Lob der Zuverlässigkeit keinen Anspruch habe.*) Freilich hat er einen grossen Haufen Quellen zusammengebracht und besonders in bibliographischer Hinsicht manches Gute geleistet, aber weder ist gewissenhaft alles an Ort und Stelle benutzt, noch ist das Material kritisch gesichtet, nicht einmal dasjenige gehörig verwandt, was in letzterer Beziehung, besonders von mir selbst, geschehen war. Wenn Herr Gödeke gesteht, dass ihm die bedeutende Schrift von Strauss über Schubart entgangen ist, so sieht man, wie wenig vollständig sein Material gewesen, und wenn er die Briefe Goethes an Herder — unter Herder wird die Sammlung „Aus Herders Nachlass" freilich angeführt — bei Goethe selbst gar nicht angeführt, viel weniger benutzt hat, so spricht dieser eine Umstand mit beredter Stimme über das „umfassend gesammelte Material" das Urtheil.

Die harte gegen Gödeke gerichtete Beschuldigung, dass sein ingrimmiger Angriff gegen mich aus Lug und Trug zusammengewoben, fordert den strengsten Beweiss, und diesen gedenke ich hier durch urkundliche Darlegung der Unwahrheit der sämmtlichen von ihm gegen mich aufgebrachten Bemerkungen zu liefern. „Düntzers Insinuation, dass ich eine Darstellung des Jahres 1775 aus seinen Frauenbildern geschöpft haben möge, erledigt sich durch meinen Aufsatz in den Blättern für literarische Unterhaltung," bemerkt Herr Gödeke. Die Sache liegt aber ganz anders. Herr Gödeke hatte behauptet, nirgends sei bisher eine fehlerlose Darstellung des Jahres 1775 gegeben worden. Das erklärte ich für unwahr, da ich bereits in meinen „Frauenbildern" (1852) die Lebensereignisse Goethes während dieses Jahres so festgestellt hatte, wie sie bei Gödeke erschienen — und dies wagt er nicht zu bestreiten. Wenn ich hinzufügte, Gödeke habe daraus schöpfen können und ohne Zweifel geschöpft, so war ich im entschiedenen Rechte, da ich nicht vermuthen konnte, ihm sei die betreffende weite Ausführung in meinen „Frauenbildern" entgangen. In welches Jahr gehört denn Gödekes ohne weitere Angabe genannter Aufsatz? Hat er in demselben etwas entdeckt, was schon längst von mir mitgetheilt war, ohne dass es ihm, bei seiner eifrigen Beschäftigung mit der Goetheliteratur, bekannt geworden? Uebrigens kann ich selbst jetzt jene damalige Darstellung mit neuen, bei Gödeke fehlenden Angaben vervollständigen, die ihm sehr wohl, mir zu jener Zeit noch nicht bekannt sein konnten.

Herr Gödeke wirft mir vor, ich habe in meiner Darstellung — ich bediene mich seiner Worte — auf vermeinte Fehler förmlich Jagd gemacht, und dabei Böcke auf seinem Gehege entdeckt, die ich selbst hineingetrieben. Hiergegen habe ich zunächst zu bemerken, dass ich nur einzelne Versehen beispielsweise hervorhob, da es mir leicht gewesen wäre, die Zahl derselben auf das Dreifache, um nichts mehr zu sagen, zu vermehren, wie ich denn eine hier gar nicht erwähnte falsche Vermuthung Gödekes in diesem Archiv XXIII, 204 f. zurückgewiesen. Ferner hat Gödeke einen Theil meiner Ausstellungen stillschweigend hingenommen oder verbessert. Das Schlimmste für ihn aber ist, dass alle seine Gegenbemerkungen auf Verdrehungen und

*) Einer der allergenauesten Kenner Goethes schrieb mir, ehe er meine Beurtheilungen kannte: „Glauben Sie mir, Gödekes Buch wimmelt von Irrthümern und schiefen Urtheilen", und er freute sich später, dass ich ihm sein Recht habe widerfahren lassen. Die schiefen und verwirrenden Urtheile Gödekes nachzuweisen, erforderte ein eigenes Buch; ich darf ihnen gegenüber auf meine eingehenden Erörterung der meisten goetheschen Werke diejenigen verweisen, welchen es Ernst um die Sache ist.

Fälschungen beruhen, im besten Falle nichts gegen mich beweisen, obgleich er mich gerade des Irrthums zeihen will, der ganz auf meiner Seite sei.

„Zu Seite 714 berichtigt er," so beginnt er, „dass Goethe am 6. August 1771 nicht Doctor, sondern Licentiat geworden. Ich habe einfach nur mit Goethes eigenen Worten gesprochen, und dem Dichter nach der Promotion nur den Namen des Doctors gegeben, mit dem er in Sesenheim und fortan Jahre lang schlechthin benannt wurde." Dass Goethe am 6. August 1771 nicht Doctor wurde, sondern Licentiat, muss er zugeben; als er nach Frankfurt zurückgekehrt war, trug ihm Salzmann an, Doctor zu werden, was er anfänglich abwies; zu Wetzlar aber war er schon Doctor. Es bleibt also ein Irrthum, wenn Gödeke „den jungen Doctor Goethe" im August noch einmal nach Sesenheim gehn, wenn er den „Doctor Goethe" Ende August nach Frankfurt zurückkehren lässt, da er damals nur Licentiat war. Offenbar war dies Herrn Gödeke unbekannt, und wenn er sich darauf beruft, er habe mit Goethes eigenen Worten gesprochen, so fragen wir, sollten denn Goethes nachweislich irrige Angaben einfach von Herrn Gödeke fortgepflanzt werden, der doch anderwärts selbst gesteht, die Darstellung in „Wahrheit und Dichtung" könne nicht entscheidend sein, wo die Urkunden widersprechen! Mit dieser Beschönigung eines durch Unkenntniss entstandenen Fehlers ist es also offenbar gar seltsam bestellt.

Viel schlimmer steht es mit der zweiten Bemerkung: „S. 715 wird es „ganz irrig" genannt, dass der Götz schon in Wetzlar concipirt sei. Irrt hier jemand, so irrt Goethe selbst, dessen Angabe (S. 878 zum J. 1771) ich einfach nur wiederholt habe. Goethe irrt aber diesmal nicht, wie die Vergleichung von Gone's Masuren mich belehrte, und Herrn Düntzer belehren könnte, wenn er den Götz nicht schon vor Jahren commentirt, und damit jede weitere Belehrung abgeschnitten hätte." Wie kann man die Wahrheit frecher ins Gesicht schlagen! Herr Gödeke braucht mich nicht zu belehren, dass Götz schon in Wetzlar concipirt war; ich habe ja gerade das Umgekehrte bemerkt von dem, was er mich sagen lässt, dass Götz nicht später, sondern früher schon concipirt und im ersten Entwurf vollendet war. Aeussere ich ja bestimmt genug: „Der erste Entwurf fällt 1771, wo er in Frankfurt weilte (Herr Gödeke wird sich doch wohl erinnern, füge ich jetzt hinzu, dass Goethe erst 1772 nach Wetzlar ging), die Umarbeitung in das Jahr 1773."

„Zu S. 717 glaubt H. Düntzer nicht, dass Goethe die Episode vom Bauernknecht als künstlerischen Contrast in den Werther eingeschoben habe. Da dieser Unglaube ästhetischer Natur ist, bedarf es gegen Herrn Düntzer keines Versuchs der Erschütterung." Herr Gödeke übersieht aber völlig, dass diese Geschichte in die Werthers eingreift und als ein Moment hervortritt, worin sich Werthers eigene Zerrüttung enthüllt, ja diese wird dadurch noch beschleunigt. Also kein blosser künstlerischer Contrast ist es, weshalb sie eingeschoben ist, sondern sie steht in innigster Beziehung zur Geschichte Werthers. Freilich darf man sich die Augen nicht verschliessen, wenn man etwas sehn soll, und wäre es noch so offenbar.

„S. 720 wird bemerkt, Goethe habe sich nicht nach, sondern vor seinem Abgange von Wetzlar in Giessen aufgehalten. Da Goethe selbst (S. 878) die Hauptepochen verzeichnet, und Frankfurt, Wetzlar, Giessen in dieser Folge nennt, wollte ich die Folge nicht ändern, zumal da gar nichts darauf ankommt." Freilich, wenn überhaupt auf die Genauigkeit nichts ankommt! Worauf beruft sich aber Herr Gödeke? Nicht auf die Darstellung in „Wahrheit und Dichtung," welche die Zeitfolge ganz richtig angibt, sondern auf das frühere rasch hingeworfene, in manchen Punkten die Zeiten verwechselnde autobiographische Schema. Was aber das Seltsamste ist, so wird in diesem Schema Giessens gar nicht gedacht, und soll in der dortigen Zusammenstellung „Darmstadt — Die Schlosser. Merck — Wetzlar," wie Gödeke in unglaublicher Verblendung anzunehmen scheint „Die Schlosser.

"Merck" auf den giessener Besuch gehn; da diese Bezeichnung doch offenbar nur seine erste Bekanntschaft dieser Männer andeuten soll, so müsste Gödeke ja den Dichter, ehe er nach Wetzlar ging, Giessen besuchen lassen. So ergibt sich diese Beschönigung als grösste Albernheit, Gödeke musste, wie es in „Wahrheit und Dichtung" geschieht und es der sonst bestätigten Geschichte gemäss ist, Goethe vor seinem Abgange von Wetzlar nach Giessen gehn lassen.

Wenn er weiter bemerkt: „Zu S. 719 wird die Ausdehnung der Recensionen, die Goethe in die frankfurter gelehrten Anzeigen lieferte, bis zum 21. April 1775 um zwei Jahre beschränkt; was mit den Thatsachen nicht übereinstimmt," ist das wieder eine der gröbsten Unwahrheiten. Herr Gödeke behauptet, die Recensionen der frankfurter gelehrten Anzeigen gingen bis zum 21. April 1775: dies ist irrig. Goethes letzte Recension findet sich im Blatte vom 17. August 1773. Goethe lieferte keine weitere Beiträge, nur dass seine Erklärung vom 9. April 1775, dass er nicht Verfasser des „Prometheus" von H. L. Wagner sei, auch hier abgedruckt wurde. Gödekes Angabe: „Im Ganzen ziehen sich diese 36 Recensionen vom 11. Februar 1772 bis zum 21 April 1775", ist demnach irrig; freilich sehe ich jetzt, dass es sich hier nicht um einen blossen Druckfehler handelte, eben so wenig wie eben bei dem Aufenthalte in Giessen, wo ich nach für nichts weiter erklären wollte. Gödeke macht eine Erklärung zur Rezension, und lässt Goethe sich zwei Jahre länger an jener Zeitung betheiligen.

„Zu S. 720 bemerkt H. Düntzer bescheiden, die Angabe, dass Hans Sachsens poetische Sendung ins Jahr 1774 zurückverlegt werde, „scheine durchaus haltlos." Für 1776 spricht nichts als die Erwähnung eines Pappdeckels, auf dem Goethe das Gedicht begonnen, für 1774 innere und äussere Zeugnisse." Solche innere und äussere Zeugnisse hat aber Gödeke nicht beigebracht! Ueber die Zeit der Abfassung kann vernünftiger Weise kein Zweifel obwalten; denn wenn Goethe im Juni 1776 an Frau von Stein einen Pappdeckel sendet, auf dem er, wie er sagt, reisend nach Leipzig (im März 1776) die Zettelchen unterwegs an sie geschrieben und mitunter das Gedicht Hans Sachs (doch wohl auf derselben Reise und nicht zwei Jahre früher) angefangen, so muss jeder Zweifel schwinden. Dazu kommt — und auch diesen Umstand hatte ich nicht unerwähnt gelassen —, dass Riemer aus dem Tagebuche Goethes berichtet, Hans Sachs sei am 27. April 1776 vollendet worden.

„S. 723 habe ich das Lustspiel mit Gesängen, das Goethe im Spätherbste 1773 beendet hatte und in einem Briefe an Kestner erwähnt, ganz willkürlich auf Erwin und Elmire gedeutet. Die Willkür besteht in der zwingenden Nothwendigkeit, da Goethe kein anderes Lustspiel mit Gesängen nachgewiesen ist." Das also wäre eine zwingende Nothwendigkeit! Herr Gödeke sieht also wirklich die Möglichkeit nicht ein, dass irgend ein goethesches Stück uns verloren gegangen sein könne! Und ist denn wirklich Erwin und Elmire nachweislich 1773 gedichtet? Nein, im Gegentheil gehört es in den Anfang des Jahres 1775, wie ich gleichzeitig bemerkt habe. Die Arie „Ein Schauspiel für Götter" in „Erwin und Elmire" ward Ende Februar 1775 gedichtet, und alles zeigt, dass das Stück aus der Liebe zu Lili hervorgesprossen, gleich der etwas spätern Claudine. Meine Bemerkung, dass der betreffende Brief an Kestner nicht aus dem Spätherbst, sondern offenbar am 25. December 1773 geschrieben sei, woher sich auch die Zeit jenes Lustspiels etwas ändert, hält Gödeke, so offenbar die Sache auch ist, keiner Erwähnung werth.

„S. 724 sagt Gödeke, als Goethe in der Frankfurter Frühjahrsmesse 1773 das Puppenspiel von Dr. Faust gesehen, habe ihn die Gewalt des Stoffes gefasst; Herr Düntzer lässt mich sagen, Goethe habe den ersten Plan zum Faust gefasst, als er 1773 das Puppenspiel gesehen, und meint, das sei „durch nichts zu begründen." Die kleine düntzersche Wortverdrehung

lässt sich freilich durch nichts begründen.“ Wenn Gödeke sagt, 1773 habe ihn, als er jenes Puppenspiel gesehen, die Gewalt des Stoffes erfasst, und hinzufügt: „Und nachdem er sich durch frühere Entwürfe glücklich durchgearbeitet, mit andern vergeblich zu vertragen gesucht, wurde Faust seine liebste Lebensaufgabe,“ so ist es doch wohl klar, dass nach ihm der Anblick des Puppenspiels den Gedanken an eine dramatische Bearbeitung des Stoffes hervorgerufen, und mehr sollte auch der von mir gewählte Ausdruck nicht besagen; von einem Entwurf des Plans ist keine Rede. Wenn in der Frühjahrmesse 1773 wie gewöhnlich ein Puppenspiel in Frankfurt sich befand, wie Goethes Brief an Kestner Nro. 67 beweist, so folgt daraus mit nichten, dass Goethe es besucht — ja man könnte aus dem Briefe eher das Gegentheil schliessen —, noch weniger, dass er den Doctor Faust darin gesehen, am allerwenigsten, dass dieser ihn damals besonders ergriffen habe. Das Puppenspiel hatte er wohl schon als Knabe gesehen, besonders angereizt durch das Volksbuch, und die „Puppenspielfabel summte in ihm wieder,“ ohne dass er nöthig hatte, in seinem vierundzwanzigsten Jahre diesen Eindruck zu erfrischen.

„Die Aeusserung S. 725, dass wer den Prolog im Himmel gelesen und bedacht, keines andern Faustcommentars bedürfe, nennt H. Düntzer eine „ungerechtfertigte Phrase;“ ich glaube, sie ist durch H. Düntzers Commentar mehr als gerechtfertigt, der doch wohl nach des Verfassers Urtheile der beste ist.“ Es bedarf keines Wortes zum Beweise, dass eine Erläuterung der verschlungenen Räthsel in beiden Theilen des „Faust“ dadurch keineswegs erreicht sei, wenn man den Grundgedanken nach jenem Prolog richtig gefasst hat. Und gar manche scharfsinnigere und gewandtere Geister als Herr Gödeke haben sich meines Faustcommentars gefreut, der auch bereits in zweiter Auflage, trotz mancher anderweitigen Ausbeutung seines reichen Inhaltes, erscheinen konnte. Mag Herr Gödeke sich immer zu den Bequemen zählen, die ein tieferes Studium eines so grossartigen Dichtwerkes mit dem Prolog abthun, kein Verständiger wird glauben, über den Homunkulus, die Mütter, die klassische Walpurgisnacht und hundert andere Dinge sein Licht am Prolog im Himmel anzünden zu können. Dass dieser Prolog 1806 hinzugekommen sei, wird von Gödeke jetzt nur insofern geändert, als statt 1806 1805 zu lesen sei. Warum gedenkt aber Gödeke nicht seiner eigentlichen viel frühern Entstehung (1797)? Die Freude an seinem puerilen Witze lasse ich ihm gern.

„Die gelegentliche Bemerkung S. 726, dass Goethe Ende März 1775 Claudine von Villa Bella der Beendigung nahe gebracht, nennt Herr Düntzer „ungenau“ und belehrt die Leser mit der genauen Angabe, dass Goethe am 14. April beinahe damit fertig gewesen ist. Ende März ist freilich unbestimmter als 14. April, aber aus der genauen Angabe erfährt man genau dasselbe, wie aus der ungenauen, dass Claudine im Frühjahr 1775 in Arbeit war.“ So beschönigt es Gödeke, das ihm die betreffende Stelle entgangen war. Dass „Goethe am 5 Juni davon schon Abschriften verlieh,“ ist, um dies gleich mit zu bemerken, ebenfalls ungenau. Goethe hatte, wohl Anfangs Mai, eine Abschrift der Schwester gesandt, wahrscheinlich die einzige Reinschrift, und dieselbe theilte er am 4. Juni an Knebel mit. Sollen genaue Nachrichten geboten werden, so muss man auch durchaus möglichst genau sein.

Einen neuen Absatz beginnt Herr Gödeke, um zu einer ungeheuerlichen Fälschung einen Anlauf zu nehmen. „Die Anmerkung zu S. 726 behauptet nach H. Düntzer Unmögliches; indessen räumt H. Düntzer ein, dass Goethe am 23. Juni nicht zugleich in Offenbach und in der Schweiz gewesen sein könne. Genau dasselbe behauptet die Anmerkung.“ Man höre den Wortlaut der betreffenden Anmerkung: „Zu den mannigfachen Selbsttäuschungen Goethes über sein Verhältniss zu Lili muss auch das angebliche Scherzspiel: „Sie kommt nicht“ gehören. Am 23 Juni, den er in Offenbach zugebracht haben will, war er in der Schweiz.“ Die Anmerkung bestreitet

demnach nicht allein die Möglichkeit, dass dieses („angebliche") Festspiel zum 23. Juni in Offenbach (oder vielmehr in Frankfurt) gedichtet sei — und hierauf hatte ich zuerst, längst vor Gödeke, aufmerksam gemacht, sondern sie leugnet dasselbe geradezu, indem sie den falschen Schluss macht, weil dieses Scherzspiel am 23. Juni nicht gedichtet sein kann, worauf es Goethe verlegt, hat er ein solches gar nicht geschrieben. Wie hätte aber Goethe sich dergestalt täuschen können, da er genau den Gang des Stückes aus dem Gedächtnisse wieder herstellte! Und sagt er uns ja, dass er sich oft nach einer Abschrift oder dem Concept des Stückes erkundigt. Eine Vermuthung, wann das Stück gedichtet worden, habe ich in meinen „Frauenbildern" gewagt.

„S. 738 wiederhole ich urkundliche Worte über das „ins Conseil sitzen vom Sonntag 11. Februar." (1776), und suche dieselben zu deuten; H. Düntzer nennt das „irrig," aber nicht die Deutung, sondern die Anführung der Quellenstelle nennt er irrig, da dieselbe, wie er schon irgendwo dargethan, dem folgenden Jahr (1777) angehöre; 1777 fiel aber der 11. Februar nicht auf Sonntag." Die Sache ist einfach die, dass Schöll das Billet in ein falsches Jahr gesetzt. Gödeke aber greift zu einer Fälschung, um mich zu widerlegen, indem er behauptet, es stehe urkundlich fest, das Billet sei am 11. Februar, einem Sonntag geschrieben, woher es nicht dem Jahre 1777 angehören könne Nun aber trägt das Billet, wie man sich durch Augenschein überzeugen kann, bloss das Datum „den 11. Februar;" den Wochentag hat Schöll in Klammern beigefügt, weil er es ins Jahr 1776 versetzte. Offenbar ist es aus seinem Gartenhause geschrieben, das aber Goethe erst ein paar Monate nach dem Februar 1776 bezog. Auch stimmt es ganz zu dem Billet vom 4. Februar 1777. Ein „Gastiren" im Conseil, wovon Schöll spricht, ist ein Unding, und auch Gödekes Erklärungsversuche konnte nur die Verzweiflung eingeben. Zur Vertheidigung greift er jetzt zu einer Fälschung. Immer weiter treibt es ihn auf seinem Wege abwärts, die Fälschung wird immer kecker. „Die S. 743 gegebene Bemerkung, dass Rastlose Liebe (dem Schnee, dem Regen) am 11. Februar 1776 entstanden sei, nennt H. Düntzer ein „Versehen;" er hat die Briefe an Frau von Stein nachzuschlagen, um sich von dem Versehen auf seiner Seite zu überzeugen." Das ist die unverzeihlichste Unwahrheit, die einen Literarhistoriker auf Zeitlebens um alles Vertrauen bringen sollte. In den Briefen an Frau von Stein findet sich auch nicht die allergeringste Spur jenes Gedichtes, dagegen steht, wie ich in meiner Beurtheilung bereits bemerkt, um Herrn Gödeke zurecht zu weisen, unter dem 12. Februar 1776 „Wanderers Nachtlied." Ein Irrthum ist verzeihlich, aber eine so dreist wiederholte Unwahrheit muss jeden rechtlich Gesinnten entrüsten. Hatte Gödeke sich ein falsches Citat gemacht, darauf hingewiesen, musste er die Briefe an Frau von Stein nachschlagen, um sich der Sache zu versichern.

„S. 755 bin ich nach H. Düntzer über die Iphigenie (ich sage „über die drei ersten Gestalten der Iphigenie") im Unklaren; H. Düntzer ist nur über die klare Bedeutung meiner Worte im Unklaren." Gödekes Worte sind klar genug, um seine völlige Verwirrung in der Sache nachzuweisen. Den wahren Verhalt habe ich unzweifelhaft in meiner Ausgabe der drei ältesten Bearbeitungen festgestellt. Aber Herr Gödeke hat keine Zeit, der Sache eine ruhige Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn er weiter bemerkt: „Auf S. 781 ist es H. Düntzer auffallend, dass ich Goethe nachschreiben konnte, die Iphigenie sei auf der ersten italiänischen Reise mehr Entwurf als Ausführung gewesen. Ich denke, Goethe wusste doch, was er sagte, wenn er Entwurf und Ausführung unterschied. H. Düntzer meint freilich, die Iphigenie sei in Italien ja nur in geregelte Verse gebracht." Herr Gödeke hätte hier nicht denken d. h. meinen, sondern die jetzige „Iphigenie" mit der zu Grunde liegenden Gestalt vergleichen sollen, wie es von mir in ausführlichster Weise geschehen. Von derselben Sorte ist die folgende

Bemerkung: „S. 785 begehe ich nach H. Düntzer einen Irrthum, indem ich mit Goethes Worten sage, was Er über die Nausikaa sagt. Der Irrthum ist wie bisher immer auf H. Düntzers Seite.“ Freilich ist es immer wie bisher d. h. Herr Gödeke übersieht gerade das, worauf es ankommt, und sieht nur, was er wünscht. Goethe soll den Plan der „Nausikaa“ verzeichnet, aber nichts davon aufgeschrieben haben. Woher kommen denn nun die wirklich aufgezeichneten Scenen, die uns erhalten sind? Oder kennt Gödeke diese nicht? Sie stehen am Ende der dramatischen Paralipomena. Goethe sagt auch keineswegs, er habe nichts, sondern er habe „wenig oder nichts“ davon aufgeschrieben.

Endlich kommt Herrn Gödeke einmal der Gedanke, ich könne mit einer Behauptung Recht haben, „obgleich Burgs Lebensbeschreibung keinen Anhalt dafür bietet,“ was ich auch nicht im mindesten behauptet, die italiänische Reise und Goethes Briefe an Fritz von Stein und Herder beweisen hier sattsam.

„S. 798 ist meine Bemerkung über die nach innen wirkende Kälte der äussern Erscheinung „ganz willkürlich“ und die Entfremdung Wielands und Herders von Goethe ein „entschiedener Irrthum.“ Was ich behauptet, liegt dem Sehenden in den uns erhaltenen Mittheilungen offen vor. Von einer Entfremdung Wielands und Herders ist im Jahre 1789 noch keine Spur, und gerade davon ist die Rede.

„Ebenso ist das, was ich S. 829 über „das erste der famosen Sonette“ sage, „irrig,“ da das Sonett, das Goethe an Schlegel schickt, das erste aus Schlegels Ehrenpforte für Kotzebue sein soll. Goethe schickte sein Sonett am 2. April 1800 an Schlegel; die Ehrenpforte war ihm im December eine neue Erscheinung.“ Dass Sonette Schlegels gegen Kotzebue früher gedichtet und Goethe bekannt sein konnten, ehe die „Ehrenpforte“ erschien, darauf war es freilich Herrn Gödeke unmöglich zu verfallen. Wie man seiner eigenen Ansicht in gleicher Weise den Umstand entgegenstellen könnte, dass das Sonett Schlegels, worauf das von ihm angezogene goethesche eine Erwiederung ist, erst in Schlegels Gedichten erschien, wovon das erste Exemplar erst im Mai 1800 in Goethes Hände kam, entgeht ihm. Die Beziehung der beiden betreffenden Briefsteller auf ein Sonett Schlegels gegen Kotzebue muss ich aus andern Gründen jetzt aufgeben, aber auch Gödekes Deutung auf Goethes bekanntes Sonett ist eine reine Unmöglichkeit. Die „famosen“ Sonette Goethes, von denen nur eines vollendet ward, müssen von derber Art gewesen sein. Jenes Sonett konnte unmöglich am Eingange einer Reihe von Sonetten stehn, da der Dichter hier ja dieser Kunstform ganz entsagt.

„S. 842 werde ich desselben Irrthums geziehen wie Lewes. Dieser hatte als Theilnehmerin des goetheschen Clubs eine Gräfin Egloffstein genannt, ich ganz allgemein „Einsiedels.“ H. Düntzer weiss genau, dass die Gräfin Egloffstein genannt werden musste, vergisst aber, dass eine Gräfin kein Mann, und noch weniger ein Paar ist, wie das Stiftungslied es andeutet.“ Der schlechte Witz zeigt, dass Gödeke, als er dieses schrieb, nicht im geringsten wusste, worauf es denn eigentlich ankommt. Lewes und Gödeke folgten hier beide Viehoff, der in dem Berichte Falks, in dem Club hätten sich ausser Schiller, Goethe und Meyer meist weibliche Mitglieder gefunden, unter denen er die Gräfin und Hofmarschallin von E. unter andern nennt, irrig E. durch Einsiedel ergänzte, da es gar keine Hofmarschallin von Einsiedel gab. Wir wissen durch Ludecus, dass eine Gräfin Egloffstein gemeint sei, und dies wird durch Kundige bestätigt. Herr Gödeke lässt sich aber nicht belehren und spricht ins Blaue hinein von „Einsiedels,“ ja er thut, als ob ein Gattenpaar nothwendig erforderlich wäre. Die Gräfin Egloffstein war gerade Goethes Partnerin. Vgl. meine Erläuterungen zu Goethes lyrischen Gedichten I, 151 f.

Zu guter Letzt holt Herr Gödeke noch zu einem tüchtigen Luftschlage

aus, nachdem er meine Berichtigung wegen des Marschalls Augereau einfach bemerkt hat: „Von der Bemerkung zu S. 882 möchte ich zu Ehren H. Düntzers schweigen. Ich führe aus dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel an, dass Goethe am 28. Mai 1798 ein Gedicht an Schiller gesandt habe, und füge den Namen Amyntas bei. H. Düntzer findet es unbegreiflich, wie ich den Amyntas, der schon im September 1797 entstanden, in den Mai 1798 setzen könne. Begreiflich ist mir dabei nur, dass H. Düntzer zwischen der Entstehung eines goetheschen Gedichtes und der Uebersendung an Schiller keinen Unterschied begreift.“ Wir haben hier einen wahren Knäuel gödekescher Verwirrung. Da ich Herrn Gödeke die ihm entgangene, sonst allgemein bekannte Entstehungszeit des goetheschen Amyntas nachgewiesen, so will er seine Unkenntniss unter der Bemerkung verbergen, er habe bloss gesagt, das Gedicht sei im Mai 1798 an Schiller gesandt worden, ohne zu bedenken, wie wunderlich ein Literarhistoriker sich ausnähme, der die bekannte Entstehungszeit eines Gedichtes verschwiege und nur die der Uebersendung desselben an einen Freund anführte. Offenbar musste Gödeke den Amyntas unter den Erzeugnissen der Schweizerreise anführen (S. 825), wenn er sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, er gehöre in den Mai. Wie wenig aber Gödeke selbst wusste, was er eigentlich behauptet hat — oder verdeckt er die Sache wissentlich? — ergibt sich daraus, dass er, den Druckfehler 1798 statt 1797 in meiner Anzeige missbrauchend zu behaupten wagt, nach seiner Ansicht habe Goethe am 28. Mai 1798 den Amyntas an Schiller gesandt. Der gemeinte Brief ist am 28. Mai 1797 geschrieben, wie Herr Gödeke sich aus beiden Ausgaben des Briefwechsels überzeugen mag; da nun Amyntas nachweislich erst im folgenden September gedichtet ist, so kann er in diesem Briefe unmöglich gemeint sein. Gödekes Leichtfertigkeit tritt hier auf das glänzendste zu Tage; kein Schatten eines Scheins spricht dafür, dass das in jenem Briefe gemeinte Gedicht Amyntas sei, ja die Unmöglichkeit liegt vor, und dennoch wird die Sache als unzweifelhaft hingestellt. Das Gedicht, welches Goethe am 28. Mai 1797 an Schiller sandte, war wohl das Lied An Mignon.

Wir stehen am Ende von Gödekes Beweisen, dass ich Böcke in sein Gehege hineingetrieben, dass meine Angaben, er wolle nicht sagen selten, aber doch nicht immer mit den Urkunden übereinstimmen. Und was haben wir gefunden? Dass Gödeke mir nicht die allergeringste Unrichtigkeit nachgewiesen, dagegen seine Widerlegungen meist auf offenbarem Lug und Trug beruhen. Hiernach brauche ich kein Wort über sein weiteres Missurtheil gegen mich noch über seinen durch nichts, ich sage nicht berechtigten, sondern nur veranlassten unanständigen Ton hinzuzufügen. Ob Herr Gödeke oder ich die Kenntniss Goethes gründlicher gefördert, wen von uns beiden des Dichters Geist inniger angeweht, darüber mögen die wenigen Kundigen, es möge darüber die Folgezeit entscheiden. Wenn Herr Gödeke auf meine „philologische Mikrologie“ mit einer gewissen Verachtung herabblickt, so geziemt einem Literarhistoriker wohl nichts weniger, der — und das hatte ja Gödeke selbst bei seinem Grundriss angestrebt — auf „philologische Akribie“ angewiesen ist. Und eines solchen Strebens darf ich mich wohl rühmen jenen Bequemen gegenüber, die nur das am Wege Hängende leichter Hand abpflücken, und alle mühsamen Untersuchungen scheuen. Von solchen werden denn auch meine Studien oft undankbar genug ausgebeutet, indem sie meine Entdeckungen als gute Prise aufnehmen, ohne meiner zu gedenken, dagegen reichlich in angefügten Noten an dem und jenem, meist unverständig genug, mäkeln. Wenn aber Herr Gödeke und andere, denen ich im Wege bin, meine Thätigkeit für Goethe gern auf den Kreis „philologischer Mikrologie“ beschränken möchten, so ist dies den Thatsachen gegenüber lautere Thorheit; denn glaube ich auch das Geringste nicht unbeachtet lassen zu dürfen, so zeigen doch meine Schriften dem, der die Wahrheit sehn will, zur Genüge, dass mir über dem Buchstaben der Geist nicht

entgeht, ich vielmehr stets bemüht bin, diesen lebendig zu erfassen, wobei ich aber statt in beliebter Weise mit leichtfertigem Räsonnement mich über die Dichtwerke hinwegzusetzen, sie aus sich selbst und dem goetheschen Geiste, der sich immer mehr der in ihn sich versenkenden Betrachtung offenbart, zu begreifen bestrebt bin. Und ich weiss, dass mein Streben schon jetzt, trotz Neider und Gegner, nicht ohne schönen äussern Erfolg geblieben; diese Ueberzeugung, nebst dem Bewusstsein treuen und redlichen Forschens, tröstet mich auch über alle Angriffe, denen mein Weg ausgesetzt ist. Wenn aber die Lüge in solcher Maske, wie bei Gödeke, gegen mich auftritt, da gilt es sie zu entlarven. Möge denn Herr Gödeke die Beschämung hinnehmen, die er im vollsten Masse verdient. Ehrlich währt am längsten!

Köln. H. Düntzer.

Ein lexicographischer Nachtrag zum Dictionnaire de l'Académie und dem Complément du Dictionnaire de l'Académie.

Seit einer Reihe von Jahren hatte ich bei der Lecture von Zeitungen, Romanen, Theaterstücken u. a. m. alle Neologismen, besondere Bedeutungen und Wendungen in einem zu diesem Behufe durchschossenen Exemplare des Dictionnaire de l'Académie gesammelt, welche dieses Werk nicht enthielt. Ich war im Begriff, diese umfangreiche Sammlung durch diese Blätter mitzutheilen, als ich erfuhr, dass seit 1856 ein Complément du Dictionnaire de l'Académie française unter Leitung eines Mitgliedes der Académie und unter Mirwirkung von zwanzig namhaften Männern herausgegeben sei.*) Eine Einsicht in dasselbe überzeugte mich, dass meine mühselige Arbeit zum grössten Theile umsonst gewesen sei: denn das neue Werk umfasst auf 1281 Seiten gross Quart, zu 4 Spalten jede, ausser den im Dictionnaire fehlenden Wörtern und Wendungen auch eine mir und vielen Andern gewiss willkommene Sammlung geographischer und geschichtlicher Namen und Ausdrücke.

Erst nach geraumer Zeit hatte ich wieder Lust und Muth genug, meine Sammlungen mit dem neuen Complément zu vergleichen, über seinen Werth ein höchst günstiges Urtheil zu gewinnen, aber auch mich zu überzeugen, dass eine kleine Nachlese übrig blieb, welche ich hier unten beifüge. Es liegt in der Natur der Sache, dass eine lexicographische Arbeit nie zum Abschlusse gelangt, wenn es sich um lebende Sprachen handelt: denn neue Begriffe erfordern neue Ausdrücke oder ältere Ausdrücke erhalten neue Bedeutungen und Verwendungen. Die Besitznahme Algiers und die Berührung mit den Arabern, der russisch-englisch-französische Krieg, die englische Allianz, vor Allem aber zahllose Verbesserungen und Erfindungen auf industriellem Gebiete haben eine Menge Néologismes erzeugt. Dazu kommt das Bekanntwerden deutscher Philosophie, Literatur und Wissenschaft, noch mehr aber die Vorliebe neuerer Schriftsteller für Darstellung volksthümlichen Lebens und der Nachtseiten der Gesellschaft. Seit dreissig Jahren hat sich die französische Sprache, gewiss nicht zum Vortheil in Bezug auf Eleganz, verändert. Wenn schon der Exécuteur des hautes-oeuvres aus der Revolutionszeit in den dreissiger Jahren den Verfall der Sprache beklagte und in seiner Vorrede mit bitterer Ironie sagt: „Man spreche nicht mehr französisch, sondern Hugotisme, Arlincourisme und Argot," so hat sich erst in diesem Jahre der Staatsminister veranlasst gesehen, „de signaler aux directeurs des théâtres avec beaucoup de justesse l'abus, dans le langage du théâtre, des locutions vulgaires et brutales, ainsi que de certains termes grossiers empruntés à l'argot. Danach ist die Censur mit Anweisung ver-

*) Das hier erwähnte Complément existirt im Brüsseler Nachdrucke bereits seit 1843. Red.

sehen worden und diese Massregel hat selbst unter Autoren Beifall gefunden. Ein Feuilletonniste sagt im Courier de Paris: „Dans telle pièce que je pourrais citer, les personnages ne disent plus: „je m'en vais," mais „je me la casse ou je me la brise." Si l'on vient annoncer la mort du héros, on a recours aux formules suivantes: „il a cassé sa pipe; il a lâché la rampe; il a dévissé son billard." Les plus scrupuleux et les mieux élevés se contentent de dire: „Il a éteint son gaz." Le verbe dormir est devenu „pioncer ou piquer un chien." On ne mange plus, on béquille. Veut-on exprimer cette idée qu'un homme est devenu fou, on vous dira: „Un tel a une araignée dans le plafond" et ainsi de suite pendant une multitude d'alinéas.

Wie hat sich die Lexicographie dem Allen gegenüber zu verhalten, insbesondere die für deutsche Leser französischer Werke, z. B. der Schriften Paul de Kock's, Sue's, A. Dumas', Musset's und der Vaudevillisten? —

Ich denke, sie hat einfach das Factum zu constatiren und kritische Bedenken mit der Note: pop. oder fam. zu beseitigen. Der Leser, der mein Lexicon consultirt, will belehrt sein über die Bedeutung, seltener schon über den Werth oder Unwerth und den Grad der Nachahmungswürdigkeit. Oder würde ein Franzose nicht auch unter „empfehlen" oder „Armée" nachschlagen, wenn er läse: „Er hat sich empfohlen," „Er ist zur grossen Armée abgegangen" und dergleichen mehr?

„Wann soll ein Wort aufgenommen werden?"

Ich meine, sobald es in der Schriftsprache angeführt wird oder erscheint, denn im lebendigen Verkehr ist das Lexicon unnöthig, da man auf Fragen belehrt wird, auch nicht wohl wie die angesehenen Bürger Graff und Kohle aus Pirna in den fliegenden Blättern mit Quartanten auf Ausstellungen reist. — Ein andrer Punkt ferner ist es, ob Worte zugelassen werden können, deren Bildungsfähigkeit voraussetzbar ist?" Ich sage „nein." Nach éclairage, macadamisage etc. könnte man sonst auch maniage statt maniement, nach rente, vente, entente nicht battage, sondern batte erwarten, abgesehen davon, dass rente nicht rendement ist u. s. w. Es kann also ein Wort erst von uns aufgenommen werden, sobald es wirklich nachweisbar erscheint. Noch wären einige Worte über Ausdrücke zu sagen, welche andern Sprachen entnommen sind. Sie scheinen unter zwei Bedingungen aufgenommen werden zu müssen: einmal, wenn sie unverändert von den Gebildeten gewöhnlich zur Bezeichnung desselben Begriffs gebraucht werden, wie: turf, spleen, landwehr etc., oder — und dann unzweifelhaft — wenn ihnen der Sprachgeist eine veränderte Form aufgedrückt hat, wie in „loustic, feldzeugmestre" etc. Jedenfalls ist ein wenig mehr dem Nachschlagenden willkommener.

Ich füge im Folgenden die Stellen aus Zeitungen und Büchern wörtlich bei und gebe theils französische Erklärungen, theils — für deutsch-franz. Lexica bestimmte — deutsche. Dinge, die ich — hier fast alleinstehend — nicht feststellen konnte, habe ich mit Fragezeichen versehn.

Acté, ée p. p. La déclaration du témoin actée dans l'instruction écrite etc.
affermage, s. m. Pachtung.
aiguillage, s. m. Das Stellen der Weichen auf Eisenbahnen.
albacore, s. m. = Espadon. Schwertfisch.
américaine, s. f. Espèce de voiture. — Vol à l'a. voyez Vol au bon jour.
amure, s. f. Ajoutez: Naviguer bâbord amures. Mit Presswind links segeln.
animique, Adj. T. d. philos. Le principe a. (la justice) et intelligible est immanent à la nature humaine. Proudhon.
antiquaille, s. f. fig. Altes Weib. P. de Kock. Ni Jamais ni Toujours.
apiculteur, s. m. Éleveur d'abeilles.
apiculture, s. f. Bienenzucht.
approchant. A. six semaines (sans la prép. de). P. de Kock, Moustache.

arabesque, Adj. Des feux arabesques. Farbenspiel von Linien, Kreisen etc. des Chromatotrops.
arachnide. Des huiles d'olive, d'a. et de sésame.
arbre de couche. L'eau entrait par l'ouverture de l'arbre de couche et par des bordages disjoints.
astiqué. part. p. Tu as une figure autrement astiquée que les nôtres. P. de Kock, Sanscravate. Pop. Gewichst.
attaché, s. m. Petit tableau formant le dessus d'une tabatière. Voyez Fixé. P. de Kock.
audience, s. f. Ajoutez: audience tenante.
aunage, s. m. Ajoutez: magazin d'aunages.
avant-projet, s. m. L'avant-projet d'un jardin d'hiver.
avenant. Ajoutez: l'orteur d'un énorme ventre et d'un corps à l'a. P. de Kock.

Baderne, s. f. T. injurieux. Une jeune b. Le dernier des flibustiers par G. de la Landelle.
bas-bleu, s. m. Femme auteur. P. de Kock.
batteuse, s. f. Une de ces b. mécaniques (Dreschmaschine) est de l'invention de M. B., décédé à Tournai.
bavette, s. f. Une b. d'aloyau. T. de Boucherie. Ende eines Rückenstücks vom Ochsen, welches einer b. gleicht.
béarnaise, s. f. Espèce de voiture.
beauté Elle a la b. du diable. Pop. P. de Kock. „Elle n'a point d'attraits, mais ce qui plaît en elle, cest la jeunesse."
benzoline, s. f. La b. Rimmel enlève à l'instant les taches sur la soie, le velours, le drap etc.
bésigue. Une partie de b. (Espèce de jeu).
bibi, s. m. Pop. Elle était fort agaçante avec son petit b. rose. P. de Kock.
biche. Il appelle sa femme ma b. ou ma chouchoutte. Pop. P. de Kock. Pied de b. als Ende eines Klingelzugs.
bigrement, Adv. Tu es b. ennuyeux avec ta pipe. P. de Kock. Pop.
bisquine, s. f. Espèce de vaisseau. La b. „la Créole" se trouvait à la hauteur du Grinez à mi-canal.
bizeauté, s. m. Travailler dans le b. = Tricher au jeu. Pop.
blanquette, s. f. Blanquette de crapaud.
bleu. Faire des bleus à qu. P. de Kock. Ihm blaue Flecke kneipen.
blond. Des cheveux blonds — pure. P. de Kock.
blondinette, s. f. Liebkosend bei P. de Kock.
blosse, s. f.? J'effectuai ma retraite ne trouvant pour me substanter que des blosses, des carottes, des queues de betteraves et des pommes de terre. Indépendant du Luxembourg.
bombancer. Aller b. chez les traiteurs. Pop. P. de Kock.
bonjour. Vol au b. — Argot. Diebe treten offen früh in's Haus, als hätten sie dort Geschäfte; sie gehen in offene Zimmer und stehlen Schlafenden ihr Geld, ehe diese erwachen oder es bemerken. P. de Kock.
bordereau, s. m. Anschlag eines Baumeisters. L'entreprise des travaux d'entretien, à exécuter, sur b. de prix, au bâtiment de l'entrepôt général de commerce d'Anvers. E. de B.
borne-poste, s. f. Gusseiserne Säulen, inwendig hohl zur Aufnahme von Briefen, welche dann von der Post weiter besorgt werden.
bouffarde, s. f. Pop. Fumer une b. P. de Kock.
bouillie, s. f. Avoir de la b. dans la bouche. Pop. P. de Kock. = Avoir la voix empâtée.
bouge, s. m. Bien remplir ses bouges. Pop. „Pochette s'est insensiblement changée en bogète, bougette, vieux mots dont le dernier a été conservé par l'Académie, avec son augmentatif bouge qui garde encore son

acception primitive dans cette locution: bien remplir ses bouges, c'est à dire bien garnir ses poches ou faire un gros gain et qui partout ailleurs signifie un petit endroit propre á resserrer divers objets dans une maison, comme la poche dans un habit. Bulga (enveloppe, bourse) est la racine de tous ces termes: bogète, budget. E. de Br.
bougonneur = bougon. P. de Kock.
bouilloter. P. de Kock. Jouer à la bouillotte.
boulivari, s. m. Faire du b. (tapage). Pop. P. de Kock.
bouloter, v. P. de Kock. = flâner?
bourgeron. Un pantalon d'un b. bleu. P. de Kock.
brassier, s. m. Arbeiter beim Keltern des Weines. E. de Br.
brise-neige. Le traîneau b. fonctionne pour déblayer les rues.
broches-frisettes. Voyez frisettes.
broker. On a vu le b. du gouvernement acheter des bills de l'Échiquier en quantités importantes.
budgétaire, adj. Le travail b. de 1859.
buffet, s. m. En face des deux terrasses latérales, on remarque, dans des cabinets de verdure deux buffets d'eau avec gerbes d'environ huit mètres, dont l'eau retombe en nappe dans des bassins inférieurs. Le Parc et les grandes eaux de Versailles. Paris 1855. p. 11. — Springbrunnenaufsatz.
buisson, s. m. Un magnifique b. d'écrevisses. P. de Kock.

Cachet de correspondance, s. m. Marke, um mit Omnibuswechsel zum nämlichen Preise grössere Strecken in Paris machen zu können.
cachet-loup, s. m. Espèce de cachet.
cacolet, s. m. Les mulets de cacolets. Espèce de bâtards.
cager, v. Des cellules pour cager les prisonniers.
calé. Nous t'avons rencontré mis en monsieur calé. Pop. Fein. P. de Kock.
caler, v. réfl. Monsieur S. se cale (baisse) après une console. P. de Kock.
callé = calé? Riche d'argent. P. de Kock.
calorgne. T. injurieux. Bei P. de Kock gegen eine triefäugige, alte, dürre Dame.
calot grec. Käppel. P. de Kock.
cap-de-bious. Juron de matelot (gascon. Red.).
capitolade. Mettre qu. en c. (rosser). P. de Kock. Mettre qu. à c. Courrier de Paris.
capitonné. Drap gris capitonné.
carcelle (carcel. Red.). Une lampe c. dont il brise le globe et le verre.
carre, s. f. Argot. Dans ses poches profondes, disposées comme celles des voleuses à la carre, on trouva différents articles. — Art Diebstahl, gewöhnlich von Frauen verübt. Dieselben kommen mit schweren Koffern in einem Hôtel an, borgen daselbst, verschwinden endlich und man findet Steine und Stroh statt der Werthsachen in den Koffern.
carrik. Couvert d'un vieux c. noisette dont les collets sont parsémés de taches d'huile très-étendues. P. de Kock.
carteau. Il a descendu dans ma case avec un martinet, il s'est amusé à tirer de ce vieux c. que j'avais mis en réserve, et il s'en est tapé, mais j' dis tapé. Poisson chez Colbert. Vaud. p. Moreau et Lafortelle.
casse-bras. Charlot Casse-bras. L'exécuteur des hautes-oeuvres eut ce nom pendant la révolution de 1789. Mémoires de l'exécuteur des hautes-oeuvres.
casse-poitrine, m. Du piqueton, de mauvais vin. P. de Kock.
casse-tête, s. m. Dasselbe. P. de Kock. - A life-preserver. Gazette des tribunaux.
cassine. Le plus souvent que j'enverrai qu. dans une pareille cassine. Je la connais votre dame du troisième! c'est une rogneuse de portions. P. de Kock.

castorine. Il portait une redingote de c. marron. P. de Kock.
caulis. Elle ne jouissait pas d'une meilleure santé, malgré les c. qu'elle avalait tous les soirs.
cavas. Tout en face du café d'Espagne à Galata se trouve un poste de cavas. (Police turque.)
ceinture. Chemin de fer de c. Ringeisenbahn zur Verbindung der verschiedenen Linien, welche von einer Stadt ausgehn.
chamarreur, -euse. P. de Kock.
chameasie. ? On avait quelque crainte que le ch. rajah de Sherapoor méditât une révolte.
charançon du palmier. Nicht bloss Hornwurm.
charge. Il crayonnait facilement la ch. de chaque personne de la société. P. de Kock.
chemin de fer. Jeu prohibé.
cherche-fuites, s. m. Instrument pour découvrir les fuites de gaz dans les tuyaux de conduite.
cheviot? On y verra des moutons ardennais améliorés par le croisement avec le cheviot.
chic. Sais-tu que te voilà mis comme un propriétaire de l'île St. Louis... Bigre... quel chic! (Putz). — Ça donne un certain chic! (Ansehn). P. de Kock.
chicard — chichard? Un déjeuner assez chicard. P. de Kock
chipie. Zimperliches Frauenzimmer. P. de Kock.
chiqué. Des coutumes un peu chiquées (trop libres et sans décence). P. de Kock. Avec un physique chiqué comme ça, on doit avoir des maîtresses dans toutes les rues. Id. Sanscravate.
chorégraphe. Une artiste chorégraphe.
chouchoute ou chouchoutte. Liebkosend vom Mann zur Frau. Pop. P. de Kock.
chouette. Une annonce un peu chouette. — Un emploi un peu chouette. Nicht ehrenvoll? — P. de Kock.
chouetteau. Voilà ma femme... hein... c'est gentil... c'est coquet... c'est chouetteau, comme on dit maintenant dans le beau monde. P. de Kock, Mon Ami Piffard.
chromolithographique, adj. Les presses... chr. de l'imprimerie impériale.
cigarier, s. m. Ouvrier cigarier.
cipaye, adj. Une défroque cipaye.
circulaire. Ajoutez: Scie circulaire.
clapotement, s. m. J'aime à entendre le cl. de l'eau contre le bâtiment. P. de Kock.
clipper, s. m. Espèce de navire.
clissoir. P. de Kock. Clysoir. Académie.
clôturer une lettre, l'école, une séance.
codifiable. On a reconnu la nécessité de cette loi; mais à titre de loi tout à fait transitoire, et non pas de principe codifiable.
colimaçon. Colimaçon borgne... montre moi tes cornes... Si tu ne me les montres pas, tu ne connaîtras pas ton père, ni ta mère. Kinderlied.
colombophile. Un c. anversois.
commémoratif, -ive. Médaille c. de St. Hélène.
comtat, -e. Les familles comtales et princières.
concasseur. Un c. de grains.
convoi de grande vitesse. Schnellzug.
corde. T. de manége. Dans cette course ce cheval avait la c. et l'avance.
cornette. Sa femme peut se flatter d'être joliment cornette. (Dumm.)
corpsé. Du vin c. — Contraire de vin léger.
cotonnier, -ère. L'industrie cotonnière.
couêne, s. m. Argot. Un filou qui s'est défait de ses mauvaises habitudes.

coulage, s. m. Das Bluten des Weinstocks. La Gironde de Bordeaux.
coupe-bourse. Espèce de voleurs de jadis. P. de Kock. Ils coupaient lestement les cordons de la bourse que l'on avait l'habitude de porter à sa ceinture.
coupe-racines, s. m. Un coupe-racines à disque.
cracovienne, s. f. Danse nationale des Polonais. P. de Kock.
crânement, adv. Pop. C'est c. joli. P. de Kock.
cré! Pop. Abréviation pour sacré. Cré coquin de sort! Maurice et Madeleine p. Couailhac et Bourdot.
Credié, pop. Abréviation et corruption pour „sacredieu!" P. de Kock.
crépé = crêpé? s. m. Le coiffeur fait du crêpé. P. de Kock.
crépiter, v. Une liqueur qui crépite.
crinoline, s. f. Robe bouffante; jupon bouffant.
crinolinistique, adj. Une boutade crinolinistique. (Scherzhaft.)
croquemitaine, s. m. Rotomago ou c. qui vient ici pour fouetter tous les petits enfants qui ne sont pas sages. Knecht Ruprecht. Ni jamais ni toujours p. P. de Kock.
croustillant = croustilleux. P. de Kock. Son petit mot qui est ordinairement fort c. excite le gros rire de celle à qui il s'adresse.
cuffat, s. m. Ils étaient occupés à réparer la bure de cette fosse lorsqu'un mouvement de bascule imprimé au cuffat dans lequel ils se trouvaient, les fit tomber etc.
culasse, s. f. Un fusil à culasse (qui se charge par le bas). T. d'arquebusier.
cuvette, s. f. Des mâts de cocagne, des jeux de c. et vingt autres divertissements nationnaux. (En Belgique.)
cylindre, s. m. Le c. d'une pendule (verre qui sert à la couvrir).

dame, s. f. = dame-blanche. (?) Espèce de voiture. P. de Kock, Mon ami Piffard.
débarcadère, s. m. = embarcadère. Bahnhof.
débarras, s. m. Rumpelkammer. Un cabinet noir qui sert de débarras.
débordé, part. p. T. de Bourse. Les primes vendues depuis la reprise pouvaient du reste seules faire question; car les autres étaient tellement débordées (offertes?) que leur sort, fixé depuis longtemps, ne donnait plus lieu à aucun intérêt.
débraillé, -ée, part. Un homme tout débraillé en chemise.
débusquer, v. intransitif. Tout à coup, un homme armé d'un bâton, débusque d'un massif d'arbres...
dégoiser, v. réfléchi. Il faut espérer qu'il s'y dégoisera. P. de Kock, Moeurs parisiennes. Sich abschleifen, verfeinern, nicht mehr so tölpisch sein.
dégrats, s. pl. m. Terme de Boucherie.
dégringolade, s. f. Fig. Ruine, banqueroute.
déjuger, v. réfl. Se contredire, changer d'opinion. — La chambre n'est pas disposée à se déjuger.
déluré. Un gaillard plus déluré que toi. P. de Kock.
demander confirmation ou rétractation d'un bruit accrédité.
déplié, part. employé substantivement. Ses regards se tournent vers un magazin de toile où un commis lui fait des signes tout en ayant l'air de faire son déplié. P. de Kock.
déposant, s. m. Einleger. Celui qui confie de l'argent à une caisse d'épargne.
déprometttre, v. refl. Je me suis promise à Pierre. — „Tu te déprometttras."
Derby, s. m. Cette course (de chevaux) n'était qu'un prélude au D. continental, pour lequel vingt-six chevaux avaient été inscrits.
désopilant, -e. Assister aux fêtes désopilantes offertes à la population par les ouvriers tanneurs, à propos de la kermesse. (Eröffnungsfeier? —)
deux. Pourvu qu'il ne soit pas tous les deux (hypocrite et sot). Auffallend. P. de Kock.

déverser. La métallurgie belge déverse chaque jour 720 mille Kil. de fonte sur les marchés de l'étranger.
dia. En acquittant la d. ou prix du sang, le meurtrier arabe est à l'abri de toutes les recherches.
distancer, v. Le Constitutionel est certainement distancé. fig. T. de manége.
dondaine, s. f. Fam. Allons, de la bière à moi, grosse d. P. de Kock. = dondon.
donner lecture de qch. à qn.
dormeuse, s. f. Une paire de dormeuses. (Espèce de coiffure.)
drowski, s. m. Espèce de voiture.
dynothérium, s. m. Un d. fossile.

ébouter, v. Un couteau ébouté (dont la lame a été brisée).
écarquiller, v. réfl. S'écarquiller les gens. P. de Kock.
échangiste. Financier échangiste ou libre-échangiste. Anhänger des Freihandelssystems.
écrabouiller. Si tu ne fais vite ma commission, je t'écrabouille si bien le nez avec, que je te défierai ensuite de te moucher. Pop. P. de Kock. — Une pomme nullement écrabouillée. Id.
effiloquer, v. réfl. Ce gilet s'effiloque par les entournures. P. de Kock.
égalitaire, adj. Un emblême égalitaire. — Paris, pays de confusion égalitaire.
électoral, -e. Liste électorale.
embarbillonner, réembarbillonner la Seine. Expressions hasardées par le Charivari parisien.
embarcadère, s. m. Bahnhof.
émincé, -ée. Fig. Avoir la taille plus émincée qu'un autre. P. de Kock.
emprise, s. f. Les emprises pour la construction du chemin de fer sont faites. Grundinbesitznehmung; Expropriation.
énéphrégie, s. f. La mort a été la suite d'une é., dont il était atteint.
enfoncer. Fig. Enf. un cheval = courir plus vite que ce dernier. P. de Kock.
enjolivé. Il ne se dit point en parlant des personnes. Académie. Un petit menton rond enjolivé d'une légère fossette. P. de Kock.
s'ennuyer à bouche que veux-tu? — Bournou-Ginestoux.
enrubanné, part. D'un ténor léger on exige un chant léger, brodé, enrubanné, plein de fioritures et d'ornements. Fig.
enseigné, part. Une maison enseignée l'hôtel de France.
ensemencé, s. m. Les ensemencés sont magnifiques. Journal de Maine et Loire.
envoyage, s. m. La cage s'élevait déjà du fond de la bure avec quatre ouvriers hiercheurs, lorsqu'une jeune fille, arrivée la dernière, voulant poser le pied sur le bord du waggon, retomba dans l'envoyage où elle se noya.
épiornis. Oeuf d'épiornis.
épuroir, s. m. Instrument épuratoire. T. d'Agriculture.
espadrilles, s. f. pl. Leichte Kleidung der Reisenden in Spanien.
exhaure. Les services qu'il a rendus à l'industrie houillère par son invention de la machine d'exhaure à traction directe.
extra-utérin, e. La vie extra-utérine.

faire irruption dans un domicile; f. fi de qch. (la mépriser).
fameuse. Par ellipse: boisson. En voilà un qui en a pris une fameuse! Figurez-vous qu'il montait l'escalier à quatre pattes; il a dû se cogner plus d'une fois. Fam.
falourde, s. f. Vendre du bois en gros et non pas à la f.
favorite, s. f. Espèce de voiture.
faninegt, pop. pour fainéant. P. de Kock.

feldzeugmestre. Le f. baron Hess. — Dignité militaire en Autriche.
fermeture, s. f. Il faut se servir de pains à cacheter pour la f. des lettres adressées dans les régions intertropicales.
féronnière, s. f. Espèce de coiffure.
fétiche, s. m. T. de Jeu. Ceux qui n'ont plus d'argent mettent un f. devant eux et donnent à cela la valeur qu'il leur plaît (p. ex. une clef, une olive). P. de Kock.
fiche. Va te faire f. avec tes cigarres. P. de Kock. Sie sind zu schlecht. Pop.
ficher qu. à la porte (l'y mettre); se ficher de qu. (s'en moquer); quéque ça vous fiche (importe) à vous? P. de Kock. Pop.
fichu. Qui est-ce qui m'a f. des hommes comme cela? Ils sont toujours malades! et je me porte toujours bien! P. de Kock. Pop.
ficelle, s. f. Il ne faut pas le laisser tirer la ficelle. Fam. et fig. ihn warten oder im Stich lassen.
filial, adj. Devoirs filiaux. — cfr. Grammaire des grammaires p. 245.
finot, pop. P. de Kock. Schlaukopf. Nicht bloss vom Cardinal de Retz gebraucht.
fisquer, pop. pour fixer qn. Savez-vous qu'il est malhonnête de ne pas regarder une femme... quand elle vous fisque? P. de Kock.
fixé, s. m. Je tiens beaucoup à ma tabatière sur laquelle se trouve un f. de Téniers. P. de Kock. Et plus loin: vous devez avoir trouvé sa tabatière, il y a dessus un petit attaché de Téniers.
fixe. Pont fixe.
flambage, s. m. Eclairage des villes au moyen de l'huile: „Cette ville en est encore au flambage" par contraste à une autre qui éclaire au gaz.
flambant, -e. Avoir une tenue fl. P. de Kock. Pop.
flambard = flambart. On ne va pas au cabaret quand ou se met en fl. (stutzerhaft). Pop. P. de Kock.

Un soudard,
Franc pillard,
Gai pendard,
Luron et flambard,
Par Monbars!
Par Jean Bart!
Nulle part
Ne reste à l'écart.

Le dernier des flibustiers par G. de la Landelle.

flânoter. P. de Kock.
flanquette. Des airs tout ronds à la fl. Ehrliche Gesichter. P. de Kock.
flegmose. D'autres écrivent phlegmose. Phlegmon ou flegmon.
fractionnement, s. m. Des mesures contre le fr. de la propriété foncière.
frimousse, s. f. Espèce d'oiseau? (P. de Kock.)
frisette. Ces frisettes (broches-frisettes) ont l'avantage de faire boucler les cheveux, n'importe leur longueur, et gonfler toute espèce de rouleaux et bandeaux sans faux cheveux et sans les passer au fer chaud.
frusqué. Achetez des frusques pour vous! (Du linge.) P. de Kock.

Garde-barrière, s. m. Le g. d'un chemin de fer.
gardien, -enne. École g. Kleinkinderbewahranstalt.
gare, s. f. Oft für embarcadère.
gasconnador, s. m. Qui hâble, ment beaucoup.
gaz, s. m. Éteindre son g. Pop. „Mourir."
gendebourse. Un modeste g. Pop. Courrier de Paris. Börsenmann.
gibus, s. m. Une malle est descendue avec le plafond de la vigilante sur le gibus d'un voyageur.

gifle, giffle. P. de Kock. Pop. Appliquer, donner à qu. une paire de g. (soufflets).
girie. Vos giries de canoteries. Komisch. „Eure Wasserfahrten." P. de Kock. L'amant de la lune. — Pas de giries! Keine Winkelzüge! Id. Pop.
gîtage, s. m. Tombé de la hauteur du deuxième étage jusque dans la cave de la maison, en passant à travers un g., la victime de cet accident en a été quitte pour quelques contusions.
glucose. La transformation de l'amidon en gl. dans l'estomac.
goguette, s. f. sing. Mais qui me met en goguette?

La fossette
Que j'aime en Lisette.

Il n'est pas venu travailler... Je le suppose en goguette. P. de Kock.-
gouailleur, adj. Sourir d'un air g. — P. de Kock.
gourbi ou gourbis. Espèce de cabane ou d'étable en Algérie chez les Cabyles. — Gourbi conjugal. Un gourbis avec 40 chèvres.
grainer. Les vignes grainent bien. = Grener.
grand'peine. Avoir grand'peine.
grincement. Le g. d'une scie.
grinchir. Pop. et Argot. rauben.
gris-verdâtre. Argile gris-verdâtre.
guérite, s. f. Bahnwärterhäuschen.
gueurdine, s. f. T. injurieux. P. de Kock. Menteuse.

Havane. Il se livra à son goût pour les parfums virils du manille ou du havane.
hiercheur, -euse. Ouvrier dans une bure, dans un charbonnage. Houilleur?
homme-mouche. L'un des hommes-mouches qui font les délices du public du Cirque se laissa tomber hier soir au moment où il exécutait l'exercice de la promenade au plafond. La Gironde.
honorabilité, s. f. Parfaite h.
hotte, s. f. La course à la hotte. Les personnes qui portent ces hottes doivent arriver au but sans répandre une goutte.
hottée, s. f. Jeter une hottée d'eau sur le public.
huile à gaz. Camphine.
hutois, -e. Habitant de la ville d'Huy en Belgique.

Inamusable. La vieillesse i. de Louis XIV. Indépendance belge.
inostensiblement, adv. Il le suivit inostensiblement.
insecticide, s. m. Poudre pour la destruction des punaises, mites etc.
interlope. Les industriels interlopes qui vivent uniquement du crédit et sur le crédit profitent de la crise commerciale comme d'un prétexte naturel pour ne pas faire honneur à leurs engagements.
irracontable, adj. Faire des choses impossibles et irracontables.

Jean. „Je vois que l'ordre est impossible; je vous invite à évacuer la salle." Les actionnaires se sont retirés gros Jean comme devant. Fam.
jernidié. Juron. P. de Kock. Patois: Je renie Dieu.
jungle, s. m. J'ai suivi le lion à travers les jungles. — Les rebelles sont toujours dans les j. de Canara. (Pays des Mahrattes.)
jurer haine au beau sexe. P. de Kock.

Khan, s. m. Cette ville possède quelques mosquées, de grands khans (caravanserai?) et des marchés publics.
kilométrique, adj. Une borne k. Meilenstein.
knucle-duster. T. anglais. Instrument qui sert à armer la main dans un combat au pugilat.

Laiterie, s. f. L. alpestre. Sennerei.
lance, s. f. Das auf die Röhre einer Wasserleitung, an eine Spritze oder Pumpe geschrobene Schlauchende nebst Mundstück.
landamman, s. m.
landorium, s. m. An einem Fische. (?)
lanlaire. Allez vous faire lanlaire, et ne dérangez plus les amis avec vos embarras. P. de Kock. (?)
lest, s. m. Ce navire est parti sur lest. Ohne son. Acad.
libre-échange, s. m. Partisan du libre-échange.
libre-échangiste, adj. u. subst. Réforme l.
liesse, s. f. Leurs banquets et leurs liesses.
ligne ferrée. Chemin de fer.
ligne, s. f. Un organiste hors ligne (ohne de).
limace, s. f. Nez en l. P. de Kock.
locomobile, s. f. Espèce de batteuse.
lori, s. m. Myctícebus bengalensis. Singe paresseux nocturne ou l. du Bengale.
lourd, -e. T. de Bourse. Flau. Les fonds sont l.
lunch, s. m. T. anglais. Le goûter.

Macadamisage, s. m.
mail-steamer, s. m.
main-chaude. Une partie de m. (Il tenait sa main sur son dos et chacun frappait dessus en riant aux éclats, car on rit beaucoup aux jeux innocents. P. de Kock.)
malinot. Pop. Schelm!
mansarde, s. f. Le premier de cette maison fait mansarde. P. de Kock.
marge, s. f. T. de Bourse. Les prix des blés à Londres permettent quelques envois en France quoique la m. soit bien faible.
matinal, -e, Pl. m. Des habitants matinals. P. de Kock. Fehlt in der Grammaire des Grammaires p. 240 sq.
mauvaiseté, s. f. P. de Kock.
maximâ. Les prix m. et minimâ.
mazurker, v. P. de Kock.
médico-légal, adj. Point de vue m. Gerichts-ärztlich.
meloton, s. m. Robe de m., petit carré. Echo de Courtrai.
meringué, -ée. Pomme meringuée.
merle, s. m. Aussi rare que les m. blancs. Fig. Selten wie ein weisser Sperling.
métrique, adj. Lieue métrique.
miète. Chaussures mietes (sic) à semelles de bois. (?)
milliare. Mesure agraire employée en Belgique. Jardin d'une superficie de 5 ares 89 centiares 9 milliares.
mince, s. m. V'là le griffon (Schreiber, pop.) qui prend une voltigeante (plume) pour broder sur du mince (de mauvais papier). Pop. P. de Kock.
minque, s. f. Passer par la m. (Steuerlocal?)
minute, Interjection. Abwarten! P. de Kock.
misty. Avoir m. (au jeu de la bouillotte). Le valet de trèfle entre deux cartes pareilles et de même couleur comme p. e. entre deux as noirs, entre deux neuf rouges. P. de Kock.
mofussilites. Dans la présidence de Bombay, il n'y a pas eu de nouveaux troubles aux stations mofussilites. (?)
monse, s. f. Espèce de vache laitière.
mordious. Juron. Mort de Dieu, morbleu! G. de la Landelle.
morgué. Juron grossier. G. de la Landelle.
moulin à moutarde.
mufle, s. m. Déchirer le m. à qu. avec les ongles. P. de Kock. Pop.
musqué. Des musqués (par dérision: feine Leute) dans ton genre. P. de

Kock. Des saucissons à l'ail et qu'ils soient musqués dans le bon style. Id.
mylord. Un cabriolet-mylord.

Narguilé, s. m. Espèce de pipe turque d'une longueur prodigieuse.
neuf, -ve. Un terre-neuve. (Espèce de chien.)
niche, s. f. Faire n. à qu. (lui jouer un tour).

Oïsti. Singe oïsti noir.
opale, s. f. P. de Kock schreibt öfter: faire de l'opâle. Une boisson opâle. Boisson qui se compose d'eau et d'absinthe pour stimuler l'appétit.
orchestrium, s. m. Facteur d'orchestrium.
ours, s. m. Tableau fort médiocre.

Paille. Des gants (en couleur de) paille. P. de Kock.
pan! pouf! Onomatopée imitant le bruit des coups que se portent deux personnes qui se battent. P. de Kock.
parisienne, s. f. Espèce de voiture à l'ancienne mode. P. de Kock.
parlementarisme, s. m. Le régime du p.
passe, s. f. Mot de p. Parole.
patchouli, s. m. Embaumer le p.
patchouliser. Un billet patchoulisé.
patère, s. f. Accrocher un chapeau à une p.
patronnet, s. m. En faveur d'Anette on fait grâce au petit patronnet. P. de Kock.
paumée, s. f. Vendre qch. avec bénéfice de paumée et d'enchères.
paumer. Argot. Être paumé marron. Être arrêté pour vol en état de récidive.
pelure. Une p. soignée. Fig. Habit, vêtement s. P. de Kock.
piger, v. P. avec un chalumeau de paille pour savoir si tel son est plus près de sa pièce ou du bouchon. (Messen?) Ein Kinderspiel. P. de Kock, Mon ami Piffard.
pince-nez, s. m. Espèce de lorgnettes.
pipe-cigarre à ressort.
piqueton, s. m. Landwein.
placeuse, s. f. Une pl. de domestiques. Eine Gesindevermietherin.
plaqué. Fig. Se tenir plaqué contre une maison. Fam.
plat, s. m. Les plats de côte d'un boeuf. T. de boucherie. Rippenstücke.
poétisation, s. f. Comment s'expliquer la poétisation tolérée du vol pendant 200 représentations des Chevaliers du Brouillard?
poigne, s. f. Quelle poigne (feste Griff) vous avez! — Fig. Il à la poigne solide, richtigen Verstand. Pop. P. de Kock.
polichinelle, s. f. Espèce de cachet.
pondereux, -se. Marchandises pondereuses.
porcelainier, -ère. Industrie porcelainière.
porphyrion, s. m. Poule sultane.
porter, v. Un vaisseau portant pavillon amiral.
poser, v. Ce dentiste pose bien les dents.
pot, s. m. Vol au pot. De deux filous qui s'entendent, l'un faisant semblant de ne faire que baraguiner le français, invite un commis qui porte un châle superbe à lui faire voir les curiosités de la ville. Celui-ci espérant de gagner d'une manière si facile quelques francs le suit et lui indique un théâtre. Avant d'y entrer, l'étranger feint de craindre pour une somme d'argent dont il est porteur et il l'enfouit dans un monceau de pierres dans une rüe déserte. Puis il prie le commis qui l'a vu cacher mille francs d'aller les chercher et de lui laisser en gage le châle de huit cents francs. Quand le commis retourne, il ne retrouve plus l'étranger, un compère duquel a enlevé l'argent. — Argot. P. de Kock.

potable, adj. Vient-il des dames un peu potables? Moustache p. P. de Kock. Libertines.
pouf, s. m. Faire des pouf... (Streiche). — Il allait dîner pendant un mois à crédit et puis... bien le bonjour! Des qu'on lui demandait de l'argent, ce monsieur faisait ce qu'on appelle un pouf, il ne revenait plus. P. de Kock.
poulinière, s. f. Ohne dabeistehendes „jument."
poussée, s. f. Il ne m'a donné qu'un cachet de plus pour ma commission... c'est trente sous... belle poussée pour une mission délicate! [Récompense.] P. de Kock.
preneur, s. m. T. de Bourse. Le cours des actions est nominal; car il y a peu de preneur. Gegentheil: détenteur.
prétoire, s. m. Cette affaire qui, dans le temps, a fait assez de bruit avait attiré dans le prétoire (salle d'audience du tribunal) un public nombreux.
progressiste. Les chefs du parti pr. ont demandé à capituler.
prohibitionniste, s. m. Anhänger des Schutzzollsystems.
propulseur, s. m. Le pr. d'un bateau à vapeur.
prout ou prrout, prrrout! Interjection. P. de Kock. Pop.
Punjaub, s. m.
Pounjaubees, habitants du P. Pendschab.

Quart d'oeil. Pop. Le commissaire de police du quartier. — Tiens, de la morale! Nous v'là à l'école chez le quart d'oeil. P. de Kock.
quinquet, s. m. Fig. Pop. Ouvrir les quinquets (yeux). P. de Kock.

Rafalé. Et vous, quand vous êtes quelquefois si r., vous n'avez pas trop l'air d'un comte. P. de Kock. = Individu râpé. Id. Pop.
raffiné, s. m. Un r. d'honneur. Kitzlich im Ehrenpunkt. P. de Kock.
rageur. En grandissant il a continué d'être emporté, colère et même rageur. P. de Kock.
ramouichen, s. m. Espèce d'argot des Israëlites qui paraît mélange d'hébreu et de patois allemand.
rampe, s. f. Perdre la r. Pop. Mourir.
rat, s. m. Il faut qu'on vous éclaire dans l'escalier quand vous avez oublié votre rat. P. de Kock.
recaver, réfl. Se r. (Au jeu de la bouillotte). Wieder setzen.
remisier, s. m. T. de bourse.
renflouer, v. a. R. un navire.
rètraitable, adj. Qui peut faire valoir ses droits à une pension.
réversible, adj. Habillement inodore et réversible.
rhythmé. Un duo fort beau, expressif et bien rhythmé.
rigodon, s. m. Pincer son rigodon. Ein Spielchen machen. Pop. P. de Kock.
rissolé. Qu'il est bête, ce vieux r. Pop. P. de Kock.
roef, s. m. Quelques hommes de l'équipage avaient allumé un réchaud avec du charbon dans le roef où ils couchaient. Holländ.: Roof. Englisch: Rouf. Französisch.
rond-en-cuir, s. m. Sitzkissen für hämorrhoidal. Personen.
Roxolane. Avoir un nez à la R. (?) P. de Kock.

Sabin, s. m. Verser de la burette du vin dans le sabin pour la Sainte-Cène ou Communion.
saisette. On traite sur cette place des saisettes, des blés du Dauphiné etc.
samshu, s. m. Yeh ne fume pas d'opium, ne boit (sic) que du thé chaud, et ne fait usage de s. que comme médecine.
sans-coeur, s. m. Passer pour un s. (Lâche.)
sardine, s. f. Une double sardine et une épaulette frangée d'or décoraient son uniforme. (?) G. de la Landelle.

saxhorne. Instrument de musique. Saxhorne solo.
semaine sainte. Prov.: Temps de la semaine sainte. (Se dit quand il fait beau temps mais un vent froid.)
serin. Gant serin (couleur de serin). Avoir l'air fièrement serin. P. de Kock.
sifflotter, v. S. entre les dents.
skouptchina, f. Assemblée des états de Servie.
sonnette, s. f. Pop. Avoir des sonnettes. (De l'argent.)
souhaitativement. Il est vieux. „Requérir désidérativement, s., volontativement et demandativement." P. de Kock, Barbier de Paris.
souhaitatoire, m. s. u. désidératoire. Veraltet. Ibidem.
souper par coeur = n'avoir rien pour son souper. Pop.
sport. T. anglais.
sportsman. T. anglais.
steaple-chase. T. anglais.
stopper, v. Le capitaine ordonna de st. (arrêter le bateau à vapeur).
successoral, -e. L'esprit d'une société se peint dans sa loi s.
suité, -ée. Une médaille pour la plus belle jument de 1er croisement, suitée d'un poulain de 2e croisement.
susmentionné, -ée.
synthétiser. Capable jusqu'à un certain point de recevoir l'idée et d'en suivre la déduction, la femme l'attend d'ailleurs: elle ne généralise point, ne synthétise pas. Proudhon.
systématiser. S. la résistance à quelque projet.

Talon. T. de Boucherie. Le t. du collier d'un boeuf. Der Kehlstoss.
talookdar, s. m. Grands propriétaires du royaume d'Oude.
tambour. Le t. de la roue de tribord. Radkasten eines Dampfers.
tampon, s. m. Puffer am Dampfwagen.
tamponner des dents creuses.
taper, v. réfl. Il s'en est tapé (de ce vieux carteau), mais j' dis tapé. (Il s'est grisé). Poisson chez Colbert p. Morean et Lafortelle.
tiers-point, s. m. Instrument de cordonnier.
tipuloide, s. f. Espèce de cousin qui pique le fruit à la tête et y dépose un oeuf qui se développe rapidement. Peu de temps après, le fruit tombe, rongé par la larve.
tire, s. f. Vol à la tire. Taschendiebstahl.
tolérance. Maison de t. (de joie).
torticolis. Se donner un torticolis.
tortiller. Nous avons six francs à t. (dépenser). Pop.
trabucaire, s. m. Brigand espagnol.
transcaucasien, -ienne.
transfert, s. m. Le transfert de la résidence royale à Charlottenbourg.
travail, s. m. „C'est ainsi que l'on nomme maintenant la grande table sur laquelle on coupe; jadis on disait l'établi; mais aujourdhui ce mot-là ne s'emploie plus que chez les ouvriers et rappelez-vous qu'une couturière n'est pas une ouvrière, c'est une artiste en robe." P. de Kock.
trémail. Le furet, la fouille des terriers et par dessus tout le filet trémail sont des moyens de destruction auxquels la garenne la mieux fournie ne résiste pas.
tretschina. (Tiers du revenu.) L'impôt de la t. dans la Bosnie. — Zuw. Tretina.
triage, s. m. Une information vient d'être commencée contre les changeurs H. et A. sous prévention d'achat avec primes, de triage et de fonte de monnaies d'argent. Le Droit.
trial, s. m. M. Gourdon, l'excellent trial (?) a été admis au théâtre de la Monnaie.
tronçon, s. m. Le t. (du chemin de fer) de Gand à Audenarde. Bahnstrecke

truc. En v'là un truc! Spass. P. de Kock. Sanscravate. Ce cheval a un truc particulier dans les reins. Von einem Pferde, das seinen Reiter abgesetzt hat.
trucage, s. m. Un commerce peu connu de vendre des objets d'art modernes pour des antiques.
Turlupin, acteur de l'hotel de Bourgogne sous Richelieu.

Unificatrice, adj. f. L'opinion nationale u. domine en Sardaigne.
unioniste. Le résultat u. des élections dans les principautés danubiennes.

Veillée. La v. des dames ou des femmes. Der Fröwkensabend in Brüssel, gefeiert am 17. Januar jährlich unter dem Geläute aller Glocken zum Andenken an die Rückkehr wallfahrender Bürger aus Jerusalem unter Gottfried dem Bärtigen. Die Frauen trugen ihre Männer auf den Schultern in die Stadt.
voltigeante, s. v. Griffon.
vol à l'américaine. Deux filous qui s'entendent escamotent à un porteur d'argent les bons rouleaux sous prétexte de changer de l'or contre de l'argent, en lui laissant du plomb ou des sous. P. de Kock.

Zerbst. Dr. W. Corte.*)

Ueber das Wort Alkohol.

Alkohol, der höchst gereinigte oder entwässerte Weingeist.[1] Dieses Wort hat bemerkenswerthe Schicksale sowohl in Beziehung auf seine Form als seine Bedeutung gehabt. Bei den Spaniern erscheint es zuerst und bedeutet dort: 1) Spiessglas oder Spiessglanz, s. v. a. antimonio, lateinisch stibium, 2) so viel als galena, Bleiglanz, auch Bleierz, 3) das höchst feine Spiessglaspulver zum Färben der Augenbraunen; auch das Bleierz, in sehr feines Pulver verwandelt, welches die Töpfer zu verschiedenen Töpferwaaren gebrauchen, 4) das schwefelsaure Blei, 5) der bis zum höchsten Grade rectificirte oder geläuterte Weingeist, wie bei uns. Das Wort ist bekanntlich, wie man es ihm auch auf den ersten Blick ansieht, arabischen Ursprungs. Schon bei Pedro von Alcala (Granada 1505) wird spanisches alcohol durch arabisches cohol übersetzt. Jedoch hat es im Arabischen, wenigstens nach allen Wörterbüchern (Golius, Freytag, Richardson) noch nicht die Bedeutung, die es hauptsächlich jetzt und ausschliesslich bei uns hat, nämlich höchst geläuterter und entwässerter Weingeist. Diese entstand wahrscheinlich erst bei den arabischen Chemikern in Spanien, indem man die Feinheit des Spiessglanzpulvers auf die Feinheit des Weingeistes übertrug. Schon im Arabischen ist kochl chawlân oder kochl al-chawlân, succus lycii, juice of buckthorn, (Freitag 4, 15, a. 1, 538, a. Richardson. 639) ein aus dem Kreuzdorn abgekochter Saft, womit man die Augen salbte. Die ursprünglichste Bedeutung des arabischen Wortes, welches kuchlun oder nach neuerer Aussprache kochl, al-kochl lautet, ist in Pulver verwandeltes Spiessglas oder Spiessglanz, ein mit Schwefel vererztes Metall, gewöhnlich von schwarzgrauem Ansehen und von spiessigem, das ist langem und dünnem, und strahlig glänzendem Gefüge, dasselbe als Antimonium; ausserdem ist das eigentliche Wort für eine Art von Spiessglas kachâl oder kichâl (Freytag 4, 15., a. Richardson 1173), beide von der Wurzel kachala, hebräisch kâchal, ursprünglich bestreichen, im wirklichen Gebrauche die innere Seite der Augen-

---

*) Sobald ich die nöthige Musse habe, werde ich aus einigen hundert Zeitungen noch einen weitern Beitrag zusammenstellen.

lieder mit Schminke (stibium, Alkohol) bestreichen, welches später im Hebräischen zu châkal versetzt wurde. Dieses schminken der Augen war also schon bei den Hebräerinnen gebräuchlich, wie Hesekiel 23, 40 bezeugt: „Und als die Boten kamen, da badetest du dich, und schminktest deine Augen und schmücktest dich mit Geschmeide, ihnen zu Ehren.“ Auch den Römerinnen war, wie Plinius erwähnt, die Sache nicht unbekannt, und das stibium wurde bei den Römern ebenfalls wie bei den Arabern in der Medicin als Augensalbe gebraucht (siehe Celsus). Einem arabischen ch entspricht im Spanischen eigentlich und ursprünglich ein f, welches erst später, gleich allen lateinischen f, in h überging. Daher finden wir für alcohol im Altspanischen auch alcofol, so namentlich in den Urkunden von Aragon. Für das Verbum alcoholar kommt in der alten Sprache sogar alcoforar vor. Statt alcofol sagte man später auch alquifol, und beschränkte es auf die Bedeutung Bleiglanz, Bleierz (el plomo segun sale de la mina). Aus alquifol bildeten die Franzosen alquifou und alquifoux mit derselben Bedeutung, indem sie die Endsylbe fol wie ihr eigenes fol, fou, thöricht, behandelten. Die Engländer schreiben in ihren Wörterbüchern alquifou ohne x, und doch findet man in ihnen nach irgend einer französischen Quelle auch arquifoux mit x und r statt l. Die Portugiesen sagen alquifolho, als wenn es mit folha, Blatt, etwas zu thun hätte. Aus dem französischen alquifoux bildeten wir ein alquifuz, welches als deutsches Fremdwort in unsere Fremdwörterbücher und Encyclopädien einwanderte, und wieder die gewöhnliche arabische Bedeutung: Schönheitsmittel der arabischen Frauen, besonders aus Bleiglanz bestehend, zum Schwärzen der Wimpern und Augenbraunen, bekam. Durch alle diese Metamorphosen hindurch wurde das Wort so unkenntlich, dass niemand mehr den Ursprung dieses letzteren französischen und deutschen Wortes erkannte, so dass es in den Wörterbüchern ohne alle Etymologie steht. Das französische alcohol befindet sich noch nicht in den drei ersten Ausgaben des Dictionnaire de l'Académie; in der sechsten von 1835 steht es mit der ballhornisirten Form alcool statt alcohol, während die vierte und fünfte es richtig haben. Denn wenn das h auch gänzlich stumm sein sollte, so muss es nach den Grundsätzen der französischen Orthographie doch geschrieben werden; weil sonst auch andere Wörter, wie z. B. souhaiter, in dem h ganz stumm ist, ohne h geschrieben werden müssten. Alquifoux dagegen findet sich zuerst in dem Wörterbuch von Furetière vom Jahre 1727.

Dr. C. A. F. Mahn.

Ein Wink über die unterscheidenden Merkmale des Romans aus dem vorigen und aus dem jetzigen Jahrhundert.

Unter den contes populaires von Bouilly findet sich eine kleine Erzählung le cocher de place, welche für ein Meisterstück dieser Gattung wenigstens in französischem Geschmack gelten kann und deshalb in manche Sammlungen und Chrestomathien übergegangen ist. Die Einzelheiten der Erzählung und ihre Durchführung gehören gewiss Bouilly selbst an: den Anlass zu der Erfindung hat wohl eine Schilderung Sterne's in der empfindsamen Reise gegeben. In beiden Darstellungen ist nämlich die Hauptperson der Geschichte ein pensionirter Officier, den seine unzulänglichen Einkünfte nöthigen, ein Geschäft zu betreiben, nämlich bei Sterne, die von seiner Frau gebackenen Pasteten auf der Strasse zu verkaufen, bei Bouilly dagegen, Droschkenkutscher zu werden. Auch die Personbeschreibung ist, unter den für die beiden Völker und die beiden Jahrhunderte nöthigen Modificationen, dieselbe:

beide ehemaligen Officiere sind 42 Jahre alt; der eine ist of a sedate look, something approaching to gravity; sa demarche assurée et ses favoris noirs geben dem andern l'air martial et l'aplomb d'un ancien militaire. Beide tragen ein Ehrenkreuz. La Fleur, — so heisst es bei Sterne, — told me it was a Chevalier de St. Louis selling pâtés; — he had seen the Croix set in gold, with its red riband — tied to his button-hole; bei Bouilly dagegen: A ces mots Hippolyte ouvre sa veste et fait voir une croix de la Légion d'honneur qu'il porte sur sa poitrine. Beide sind pensionirt worden, der eine nach Beendigung des Krieges, der andere nach der Rückkehr der Bourbonen; ich werde die Worte der beiden Schriftsteller selbst wieder hersetzen, weil man so die Aehnlichkeit der Lage beider Officiere am besten übersieht; Sterne also erzählt: He told me in a few words that the best part of his life had passed in the service, in which, after spending a small patrimony, he had obtained a company and the Croix with it; but that, at the conclusion of the last peace, his regiment being reformed and the whole corps — left without any provision he found himself in a wide world, without friends, without a livre — and indeed said he, without any thing but this — (pointing, as he said it, to his Croix) — — He had a little wife, he said, whom he loved, who dit the pâtisserie; and added he felt no dishonour in defending her and himself from want in this way. — Bouilly dagegen: Epoux et père de trois enfants et réduit à la plus modique retraite, j'ai couvert mes cicatrices de cet habit qui n'a rien de déshonorant, et j'y trouve, à force de travail et de privations, de quoi donner du pain à ma famille, und etwas weiter hin: j'idolâtre ma femme et mes enfants. Ma fidèle compagne est une habile ouvrière. En joignant le fruit de son travail à mon gain de la journée, nous trouvons amplement de quoi fournir à nos besoins, à l'éducation de notre petite famille.

Man sieht, auch wenn Bouilly den Einfall, seine Erzählung zu schreiben nicht durch Sterne bekommen haben sollte, dass die Lage der Hauptperson in beiden Erzählungen genau dieselbe ist. Es ist daher auf jeden Fall ein Vergleich statthaft zwischen den Darstellungen beider Schriftsteller. Und da bemerkt man sogleich, dass Sterne nur eine Situation malt; denn der Chevalier thut eben Nichts, als dass er an der Ecke steht und, von Sterne gesehen und angeredet, auf seine Fragen ihm Auskunft ertheilt. Bouilly dagegen setzt seinen Helden in Action; er lässt ihn von einem Gardelieutenant beleidigt werden, denselben zum Duell herausfordern und demselben einen Denkzettel in einer leichten Wunde geben. Und das war nöthig, wenn die Lesewelt jetzt sich noch für das Schicksal des ehemaligen Officieres und nachmaligen Droschkenkutschers interessiren sollte; die blosse Situation hätte es in unserer Zeit, selbst in dem Zauber Sternescher Darstellung, nimmermehr gethan. Und vergleicht man, wie diese beiden einfachen und kurzen Geschichtchen, die zusammengesetztesten und weitläuftigsten Romane des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts, so wird man durchweg dasselbe finden: der Romanheld des vorigen Jahrhunderts zeigt sich in Situationen, der Held des Romans unsres Jahrhunderts in Handlungen. Der Roman ist dramatisch geworden; ist nur noch ein Drama in erzählender Form; und wie die Begebenheiten in Thaten, so ist die innere Entwicklung der Gesinnungen, Meinungen, Ansichten, Lebensweise in die äussere Darlegung der Bestrebungen, Handlungen, Pläne, Thätigkeit übergegangen. Angesichts dieser Veränderung, welche thatsächlich der Roman, die Novelle und die Erzählung erfahren haben, wird man den bekannten theoretischen Unterschied, den Goethe zwischen dem Drama und dem Roman im Wilhelm Meister entwickelt, und für den er allerdings an den Romanen des vorigen Jahrhunderts die völlig beweisenden Belege fand, nunmehr wohl müssen fallen lassen.

H. J. Heller.

Zur Sprichwörterliteratur. Die Symbola des Pythagoras.

Die erste Egenolphische Sprichwörtersammlung „Sibenthalbhundert Sprichwörter Frankfurt 1532." 8. *) die im Ganzen eng an Agricola sich anschliesst, durch Prägnanz der Erklärung aber und gedrängte Zusammenstellung des Gleichartigen daneben einen eigenthümlichen Werth beansprucht, enthält am Schlusse einen eigenen Abschnitt: „Pithagore Sprichwörter" von Nr. 645-664. Ich theile dieselben im Nachstehenden vollständig mit, wobei ich einige wenige Bemerkungen anschliesse. Hier also die fortlaufenden Sprüche des Pythagoras:

1. Spring nit über die wag.
   Haw nitt über die stang, überfar die gerechtigkeyt nit.
2. Grab nit fewer mit dem schwerd.
   Laß den hunt schlaffen, schüt nit ôl ins fewr, richt keyñ hader an, erzürne keynen bösen.
3. Schwalben halt nit im hauß.
   Bescheisser (in dem Sprachgebrauch dieser Zeit, namentlich in dem entsprechenden Verbum häufig zur Bezeichnung unverschämten Betruges, s. die reichen, dankenswerthen Mittheilungen bei Grimm u. d. W.), vndankbare schwetzer.
4. Zerbrich nit die kron.
   Halt landt vnd Stattrecht.
5. Hab morgens des abents acht.
   Der zeit nimm war, vnd des künfftigen.
6. Wander nit den gemeynen weg.
   Der furet zur hell. Math. 7.
7. Was krumme klaen hat, nere nit.
   Es gibt bösen lohn.
8. Brich nit das Brodt.
   Treñ keyn freundschaft dañ mohte freund sein ein brodt. 1. Cor. 10.
9. Setz saltz vff.
   In allen handlen, lass eiñ ernst vnd scherpffe neben der freundtlicheyt sehen.
10. Friß dein hertz nit.
11. Trag keyn eng fingerlin.
    Lass dir keyñ vnmut über die knie zum hertzen kommen.
12. Iß nit mit Herren Kirschen.
13. Bruntz nit gegen die Sonnen.
    Leg dich an keynen gewaltigen.
14. End des zorns, ist der rewe anfang.
15. Je weniger du den zorn truckst, je mer trucket er dich.
    Dañ so heben wir an mit vns selbs zu zürnē, so wir von andern vffhören.
16. Versüch keyn schwartz geschwentzts.
    Hüt dich vor böser gesellschaft, vnd schmeichlern
    Es gewinnt böß ende.
17. Beut niemandt bald die handt.
    Mach dich nicht zu gemeyn, Nimm vnerkandt keynen zum freunde.
18. Richt nit an in ein bruntzkachel.
    Schütt keyn Perlin für die sew. Matt. 17.

---

*) Nopitsch und nach ihm Zacher geben irrthümlich den Umfang der Schrift zu 8 Bogen an, wozu die Signatur A-H die Veranlassung gab. Es sind aber nur 7 Bogen (55 Blätter und ein leeres); von D ist die Signatur gleich zu F übergegangen. (Exemplar der Königlichen Bibliothek zu Hannover).

19. **Wirff den brochen hafen zum fenster auß.**
Lass von Zorn.
20. In deinem ring hag nit Gottes bild.
Missbrauch den namen Gottes nicht zû jeder Sachen.

So das Verzeichniss bei Egenolph, das erste meines Wissens in deutscher Sprache. Dass dasselbe höchst lückenhaft ist und manche Ergänzungen zulässt, zeigt vor allem die Vergleichung mit Göttling „die Symbola des Pythagoras“ ges. Abhandll. 1851. S. 278 ff. Auch die Unkritik der Auswahl und die theilweise Naivität der Erklärung wird dem nicht entgehn, der mit den Worten des alten Griechen die pythagoreischen Symbola dahin auffasst, dass in demjenigen, was sie einfach zu sagen scheinen, etwas Verdecktes, und das, was sie zu verdecken scheinen, verständlich sei. (Göttling a. a. O. S. 283).

Gleichwohl ist es erfreulich, dass die Einfachheit eines Mannes, der an der Weisheit der Volkssprache die hauptsächlichste Nahrung seines Geistes suchte, hier und da tiefer und richtiger geurtheilt hat, als ein gelehrter und geschmackvoller Alterthumsforscher unsrer Tage, dem alle Bildungsmittel unsrer Zeit zu bereiter Verwendbarkeit nahe stehn. Für diese Rücksicht grade habe ich durch den Druck noch einige Sprüche besonders hervorgehoben.

Nr. 3. *ὁμωροφίους χελιδόνας μὴ ἔχειν* erklärt Göttling S. 310 dahin, „dass Pythagoras mit seinem Symbol die Sclaverei der Barbaren habe untersagen wollen und somit alle Sclaverei, die er als etwas durchaus ungerechtes ansehe.“

Für eine solche der antiken Vorstellungsweise widersprechende Erklärung hätte er bestimmte politische Sätze des Pythagoras anziehn müssen: auch ist er selber nicht hinlänglich bestimmt.

Bei den beiden andern Sprüchen ist Göttling, was sich auch sonst wahrnehmen lässt, mit seiner eigenen Erklärung des Symbolischen im Widerspruch. Er fasst nämlich Nr. 9. *τοὺς ἅλας παρατίθεσθαι* als eine Vorschrift, „beständig gastfreundlich zu sein, das Salz beständig vorräthig und bereit zu haben“ (Göttling S. 316); in Nr. 20 hingegen *ἐν δακτυλίῳ εἰκόνα θεοῦ μὴ περιφέρειν* sieht er (S. 302) ein Verbot, sich des Bildes der Gottheit zum Versiegeln seiner Schätze und Vorräthe zu bedienen, weil dasselbe „zum Verehren und nicht zum Hüten des Mammons“ bestimmt sei, und denkt dann weiter an Eisenringe ohne Götterbildniss, wie sie bei den Spartiaten üblich waren.

Beide Erklärungen kommen über die erste wörtliche Bedeutung nicht hinaus, können also nicht als symbolische Auffassung bezeichnet werden. Der alte deutsche Sammler hingegen, der doch jedes theoretischen Bewusstseins ermangelt, hat im einfachen, richtigen Gefühle erkannt, worauf es bei der Deutung wesentlich ankomme.

Damit behaupte ich jedoch keineswegs, dass seine Erklärungen die einzig möglichen oder richtigen sind. Trendelenburg z. B. hat den letzten Spruch sehr entsprechend so gedeutet: „Der Spruch rügt die Frömmigkeit, die nur gefallen will und den Besitz Gottes, der in der tiefen Stille der Seele wohnen soll, wie den prunkenden Stein des Ringes zur Schau trägt.“ (Raphaels Schule von Athen. Berlin 1843 S. 14 und 15).

Neustrelitz. Fried. Latendorf.

Bibliographischer Anzeiger.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 1. Lfrg. (Leipzig, Wigand.) 2/3 Thlr.
F. Schmitthenner's kurzes deutsches Wörterbuch, völlig umgearbeitet von F. L. K. Weigand. (Giessen, Ricker.) 2/3 Thlr.
J. C. A. Heyse's Allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch, neu bearbeitet von C. A. F. Mahn. (Hannover, Hahn.) 2. Lfrg. 15 Sgr.
C. F. L. Wurm, Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage. 3. Lfrg. (Freiburg i. B., Herder.) 2/3 Thlr.
H. A. Manitius, Prakt. Handwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 2 Thle. (Dresden, Adler & Dietze.) 1 Thlr. 6 Sgr.
J. Roquette, Nouveau dictionnaire portugais-français. (Paris, Aillaud.) 11 Frcs.

Grammatik.

F. Wigger, Hochdeutsche Grammatik, mit Rücksicht auf die plattdeutsche Mundart. (Schwerin, Hildebrand.) 12½ Sgr.

Literatur.

Reynardus vulpes. Poëma ante a. 1280 a quodam Baldwino e lingua teutonica translatum. Curavit M. F. Campbell. (Haag, Nyhoff.) 2/3 Thlr.
Göethe, le renard, trad. par E. Grenier. (Leipzig, Dürr.) 15 Sgr.
A. Diezmann, Weimar-Album. Blätter der Erinnerung an Carl August u. s. Musenhof. 6. Lfrg. (Leipzig, Voigt.) 10 Sgr.
K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Hälfte. 4. Abtheilung. (Hannover, Ehlermann.) 1 Thlr. 2½ Sgr.
Schiller und Lotte. Auswahl aus ihrem Briefwechsel. (Hildburghausen, Bibliogr. Institut.) 10 Sgr.
Chassin, Ch. — Edgar Quinet. Sa vie et son oeuvre. (Paris, Pagnerre.) 6 Frcs.
Shakspeare's Romeo und Julie. Eine kritische Ausgabe des überlieferten Doppeltextes. Von T. Mommsen. (Oldenburg, Stalling.) 3⅓ Thlr.
S. Gaetschenberger, Geschichte der englischen Literatur. I. Bd. (Prag, Kober & Markgraf.) 2 Thlr.
Schmidt-Weissenfels, Geschichte der französischen Literatur während der Revolution. (Prag, Kober & Markgraf.) 2 Thlr. 10 Sgr.

Hilfsbücher.

F. Harder, die Schule der Orthographie. 40 Aufgaben. (Oldenburg, Fränkel.) 4 Sgr.
Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik bearbeit von K. A. J. Hoffmann. 5. Aufl. (Clausthal, Grosse.)
J. Kehrein, Sammlung deutscher Musterreden zum Gebrauche bei dem rhetorischen Unterrichte. 2 Hefte. (Mainz, Faber.) 15 Sgr.
C. Schmidt, The english universal letter-writer or new art of polite correspondence. (Leipzig, Wigand.) 15 Sgr.

Beilage zum 1. und 2. Hefte des XXV. Bandes.

So eben erschienen im Verlage von **Scheitlin und Zollikofer** in St. Gallen:

Neue Reisebilder
aus der Schweiz,
in Gedichten von
Adolf Stöber.

Miniaturausg. Eleg. geh. 12 Sgr. 42 kr. 1 Fr. 50.

Adolf Stöber, der geist- und gemüthreiche elsässische Dichter, mit dem treuen deutschen Herzen voll Liebe, Kraft und Glauben, bietet uns hier eine neue Reihe jener frischen und anmuthigen Naturgemälde, deren erste Sammlung so beifällig aufgenommen wurde. Es sind mannigfaltige, erhabene und liebliche Bilder in idealer, harmonischer Auffassung, die den Stempel der Gediegenheit und Würde an sich tragen, welcher ihnen einen bleibenden Werth verleiht.

Engadin.
Zeichnungen
aus der Natur und dem Volksleben
eines unbekannten Alpenlandes.

Von Dr. Jakob Papon,
Mitglied der schweiz. naturforsch. Gesellschaft.

Eleg. geh. 24 Sgr. 1 fl. 24 kr. 3 Fr.

Es eröffnen uns diese trefflichen, auf tüchtiger wissenschaftlicher Basis ruhenden Schilderungen eines gründlichen Forschers und Kenners unserer Alpennatur eine neue fast gänzlich unbekannte Gebirgswelt und es wird das frisch und lebendig geschriebene Buch jedem Freunde der Natur eine willkommene Gabe sein.

Im Verlage von **H. R. Sauerländer** in Aarau erscheint so eben eine

Neue wohlfeile Classiker-Ausgabe

von

Heinrich Zschokke's

Stunden der Andacht,

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Neue Taschen- (Classiker-) Ausgabe in 10 Theilen.

Der

Gesammelten Schriften

zweite Ausgabe

20. bis 29. Theil.

Es kann auf diese Ausgabe der „Stunden der Andacht“ sowohl als Fortsetzung zu den „Gesammelten Schriften“, sowie auch

einzeln subscribirt werden.

Dieselbe erscheint in **30** Lieferungen, von circa 9 Bogen, à 4 Sgr. — 12 kr. per Lieferung in Umschlag geheftet.

Die bereits erschienene erste Lieferung ist in allen Buchhandlungen zur Einsicht vorräthig. —

Beilage zum 3. und 4. Hefte des XXV. Bandes.

Berger, Conr. Dr., Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische. gr. 8. 12½ Sgr.

Buchholz, E. Dr., Meisterwerke hellenischer Dichtkunst in moderner Uebertragung. 1. Bändchen. gr. 8. 7½ Sgr.

Inhalt: Hero und Leander, erotisches Epos von Musäus. — Scenen aus der Euripideischen Alcestis.

Buchholz, E. Dr., Der Verbannte am Pontus Euxinus. Tragödie in 5 Acten. gr. 8. 17½ Sgr.

Kästner, E. (Gymnasial-Director Dr.), Wandkarte der alten Welt. Zum Gebrauch beim Vortrag der Geschichte in Schulen. 9 Blätter. colorirt. 2 Thlr. 15 Sgr.

Koch, Karl, Leitfaden beim Unterricht im Schönschreiben. Zum Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht. Zwei Hefte, jedes 5 Quartbogen stark. 10 Sgr.

Erstes Heft: Uebungen in Deutscher Schrift. 5 Sgr.
Zweites Heft: Uebungen in Englischer Schrift. 5 Sgr.

Mühlenpfordt, Ed., Anfangsgründe der Perspective. Zum Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht. Mit 12 Kupfertafeln. 15 Sgr.

Müller, W., (Gymnasiallehrer), Deutsches Lesebuch für die Jugend zur Bildung der Sprache und des Geschmacks. Erster Theil. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Auch unter dem Titel: Uebungen um richtig sprechen und lesen zu lernen, nebst Lesestücken in Prosa und Poesie. 6 Sgr.

Müller, W., Lateinisches Elementarbuch. Zum Gebrauch für untere Klassen gelehrter Schulen. gr. 8. 5 Sgr.

Saxesen, W., Unterricht im freien Handzeichnen. 2 Hefte. Mit 22 Kupfertafeln. gr. 4. 10 Sgr.

Erstes Heft: 12 Kupfertafeln, über 100 geradlinige Figuren nebst dem erforderlichen Text enthaltend. 5 Sgr.
Zweites Heft: 10 Kupfertafeln, Figuren mit gebogenen Linien und den nöthigen Text enthaltend. 5 Sgr.

Werlisch, Julie, Harzer Waldblumen. Gedichte. 8. geh. 1 Thlr. elegant geb. 1 Thlr. 12½ Sgr.

Bei **H. W. Schmidt** in Halle ist erschienen:

Fuchs, A., Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältnisse zum Lateinischen. Mit einer Vorrede von Dr. L. G. Blanc. Nebst einer Karte des romanischen Sprachgebiets in Europa. Halle 1849. 2⅔ Thlr.

Bei **Velhagen & Klasing** in Bielefeld ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schütz, Oberlehrer Dr. C., **Französisches Lesebuch** für untere und mittlere Classen. Mit einem vollständigen Wörterbuche. Dritte Aufl. 8. geh. 12 Sgr.

— — **Französisches Lesebuch** für die höhern Classen der Gymnasien und Realschulen. gr. 8. geh. 1 Thlr.

— — **Englisches Lesebuch,** für die höhern Classen der Real- und Handelsschulen. Zweite verm. Aufl. gr. 8. geh. 1 Thlr. 6 Sgr.

Dass der Lesestoff den Schüler anziehe, dass er ihn, wie mit dem Geist der Sprache, so auch mit der Sitte und Anschauung des Volks, bekannt mache, dies hat den Verfasser vorzugsweise in der Auswahl der Lesestücke geleitet und ihn alles ausschliessen lassen, was über den Gesichtskreis des Schülers hinausgehend oder ihn sonst theilnahmlos lassend, etwa nur als Beispielsammlung zur Literaturgeschichte Werth haben könnte.

Folgende, in den höheren Lehranstalten Elbing's eingefürte Leitfäden sind in meinem Verlage erschienen und können auf festes Verlangen bezogen werden:

Leitfaden für den ersten Unterricht im Englischen. (Von **I. D. Schilling,** ord. Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Elbing.) Preis 7½ Sgr.

Leitfaden für den naturwissenschaftlichen Unterricht. (Von **Dr. R. Schmidt.** Dir. d. höh. Töchterschule zu Elbing.)

Botanik I. 3½ Sgr., II. 3½ Sgr., III. 7 Sgr.

Mineralogie I. 3½ Sgr.

Neumann-Hartmann in Elbing.

Bei **W. Adolf & Comp.** in Berlin sind erschienen und in **allen** Buchhandzu haben:

I. Selig. Die moderne Londoner Umgangssprache. Eine Auswahl von verschiedenen Gesprächen aus dem Altagsleben nebst deutscher Uebersetzung. Dritte Aufl. Preis 10 Sgr.

— — **Die moderne Pariser Umgangssprache.** Eine Auswahl von französischen Gesprächen aus dem heutigen Leben mit deutscher Uebersetzung. Fünfte Auflage. Preis 10 Sgr.

Zum Beginn des neuen Semesters bringen wir diese **praktischen** und **billigen** Gesprächbücher den Herrn Schuldirectoren und Lehrern zur Einführung in Erinnerung. Sie werden bereits in vielen Schulen mit Erfolg benutzt und verdienen wegen ihrer Billigkeit und Zweckmässigkeit die weiteste Verbreitung.

Aus vorstehendem Werke besonders abgedruckt:

Schnizlein, Prof. Dr., die Farnpflanzen der Gewächshäuser. Eine Anleitung zur systematischen Bestimmung der vorzüglichsteu ausländischen Arten dieser Familie. Lex.-8. (38 S.) geh. 8 Sgr. oder 28 kr. rhn.

Diese schönen Zierden der Gewächshäuser sind in deutscher Sprache und in methodischer Anordnung behufs der leichteren Bestimmung noch in keinem Werke behandelt, weshalb dieses Schriftchen höchst willkommen sein wird.

Wittstein, Dr. G. C., etymologisch-botanisches Handwörterbuch. Enthaltend: die genaue Ableitung und Erklärung der Namen sämmtlicher botanischen Gattungen, Untergattungen und ihrer Synonyme. Mit zahlreichen biographischen und literarischen Notizen versehen und zum Gebrauche für Botaniker, Pharmazeuten, Naturforscher, Aerzte, Garten- und Blumenfreunde und Freunde der Naturwissenschaften überhaupt bearbeitet. Zweite Ausgabe. (952 S.) Lexicon-Format. geh. 4 Thlr. 10 Sgr. oder 7 fl. 30 kr. rhn.

Dieses Wörterbuch, welches in botanischen, pharmazeutischen und anderen Journalen allgemeine Anerkennung gefunden hat, empfiehlt sich durch seine grosse Reichhaltigkeit — es umfasst gegen 17000 Artikel — und die Masse von werthvollen biographischen und literarischen Notizen, wodurch es Jeden in den Stand setzt, sich über diesen oder jenen botanischen Namen, sowie über die betreffenden Autoren und ihre Leistungen auf dem speciellen Gebiete, augenblicklich zu orientiren

Am Schlusse einer ausführlichen durchweg höchst anerkennenden Beurtheilung in der österreich. Zeitschrift für Pharmazie VII. Jahrg. Nr. 2 heisst es:

„Dass ein Werk, wie das vorliegende, welches sich, die etymologische Erklärung aller Pflanzennamen nicht bloss nach ihrem Ursprung zu ermitteln, sondern auch die Beziehung ihrer wörtlichen Bedeutung zu der betreffenden Pflanze oder Pflanzengruppe anzugeben, zur Aufgabe gesetzt und rühmlichst gelöst hatte, den vollen Dank aller Pharmazeuten, Botaniker, Naturforscher, Aerzte und Philologen verdient, darüber kann kein Zweifel bestehen, eben weil diese Aufgabe keine geringe, und die Lösung eine würdige, mit Sach- und Sprachkenntniss geschriebene ist."

Für den Unterricht in der englischen Sprache

wird empfohlen:

Everill, G., Lehrbuch der englischen Sprache, bestehend aus einer kleinen Grammatik und Leseübungen mit Interlinear-Uebersetzung und Zeichen zur leichteren Erlernung der Aussprache. — Erste Abtheil.: Grammatik. 32. brosch. 10 Sgr.

— — dessen 2. Abtheilung: Leseübungen. 10 Sgr.

Everill, G., Lehrbuch der englischen Sprache, 3. Abtheilung, enthält: Forester, a tale by M. Edgewoth, mit Noten zum Uebersetzen aus dem Englischen in's Deutsche. 10 Sgr.

— — dessen 4. Abtheilung: Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische mit Noten. 10 Sgr.

— — dessen Recapitulation of English Grammar in questions and answers. Adapted to the authors book of instruction. 7½ Sgr.

— — deutsch-englisch-französisch-italienische Vocabeln, mehr als 2 Tausend der gebräuchlichsten Wörter enthaltend. 32. brosch. 4 Sgr.

Gay, John, Fables, with german notes by G. Everill. 32. brosch. 7½ Sgr.

Scott, Sir Walter. Lay of the last Minstrel, a Poem in 6 Cantos. Mit deutschen Noten und Anmerkungen von G. Everill. (Everill, Lehrbuch V. Bändchen.) 32. brosch. 8. Sgr.

Ueber die Recapitulation of English Grammar ist in „Herrigs Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen" folgendes Urtheil gegeben: Der Verfasser der bekannten englischen Lehrbücher recapitulirt hier in Fragen und Antworten die Regeln seiner Grammatik in englischer Sprache. Da es leider noch an sehr vielen Schulen Lehrer des Englischen gibt, welche nur höchst mittelmässig englisch sprechen können und dennoch sprechen wollen und auch wohl müssen, so empfehlen wir ihnen ganz besonders vorstehende kleine Schrift als ein praktisches Hülfsmittel. Ueberhaupt möchte das Werkchen auch für Schüler bessere Dienste leisten, als das fade Gewäsch der sogenannten Dialogen. **H.**

München. **Georg Franz.**

Anleitung zum
Uebersetzen aus dem Deutschen
in das Französische.

Von Dr. G. R. Sievers.

I. Theil oder I. und II. Cursus 7½ Sgr.
II. Theil od. III. Cursus 7½ Sgr.
III. Theil od. IV. u. V. Cursus. Zweite Aufl. 18 Sgr.

Unter der grossen Zahl von Lehrbüchern der französischen Sprache hat sich obiges Werk eine besondere Anerkennung erworben. Der Hauptvorzug des Sievers'schen Lehrganges besteht darin, dass mit wenigen Mitteln sehr viel bei den Schülern erreicht wird.

Verlag von O. Meissner in Hamburg.

beschränken und die eigentlich technischen Ausdrücke ausschliessen zu müssen, weil er nicht beabsichtigte, einen dickleibigen Band, sondern ein handliches, leicht überschauliches Heftchen für den rein praktischen Gebrauch zu liefern. Solche, denen allein mit einer Unzahl technischer Ausdrücke gedient sein kann, werden sich ohnehin dieses Heftchen nicht kaufen, sondern sich lieber ein Werk anschaffen, wie wir es etwa in der neuerdings von Peschier besorgten Ausgabe des Mozinschen ausführlichen Wörterbuchs besitzen.

Auf dieses ausgezeichnete Werk fusst auch hauptsächlich unsere lautliche Bezeichnung der Aussprache. Wir unterlassen daher irgend etwas zur Rechtfertigung derselben anzuführen, erinnern jedoch Diejenigen, denen sie noch nicht genügen sollte, an das sehr wahre Wort: „Das Beste ist der Feind des Guten," und an das nicht minder wahre von Goethe, das wir uns ganz besonders zur Schutzwehr nehmen:

„Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar sein."

Nur für Selbstlehrer stehe hier noch zum Ueberflusse ausdrücklich bemerkt, dass das die Aussprache bezeichnende Wortbild durchaus nach den allgemeinen französischen Ausspracheregeln gesprochen werden soll. Ohne Unterschied ist der Nasenlaut **in** und **ein** bezeichnet; **th** deutet die ungezischte (deutsche) Aussprache des **t** an; oft ist am Ende der Sylben und Wörter ein stummes **e** angefügt worden, um die Hörbarwerdung eines Consonanten deutlicher hervortreten zu lassen, oder das Verschwinden des Nasenlautes zu bezeichnen, solche stumme **e** die man leicht jedesmal auffinden wird, bilden also in keinem Falle eine neue Sylbe und haben nicht den geringsten Ton. Die Beobachtung dieser Fingerzeige, so wie der bereits anderweitig bekannten allgemeinen Regeln wird genügen, um den Laut, wie er hier bezeichnet wurde, auch richtig und unfehlbar zu erzielen.

☞ Wir empfehlen daher dieses instructive Werkchen den Herrn Sprachlehrern auf das Angelegentlichste, es wird ihnen (sofern es den Schülern zur Anschaffung empfohlen wird) als Stütze beim Unterricht dienen und dem Schüler selbst ein praktischer Rathgeber werden.

VERLAG VON GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG.

HERRIG & BURGUY. LA FRANCE LITTÉRAIRE. Morceaux choisis de Littérature Française ancienne et moderne. Recueillis et annotés par L. Herrig et G. F. Burguy. 2. Aufl. Velinp. 45 Bog. gr. breit Octav. geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

HERRIG. THE BRITISH CLASSICAL AUTHORS. Select specimens of the National-Literature of England with biographical and critical sketches. 8. Auflage. 45 Bogen. Velinpapier. gr. breit Octav. geh. Preis $1^1/_3$ Thlr.

HERRIG. THE AMERICAN CLASSICAL AUTHORS. Select specimens of the anglo-american Literature. 35 Bogen. gr. breit Octav. Velinpapier. geh. $2^1/_3$ Thlr.

VIEHOFF. HANDBUCH DER DEUTSCHEN NATIONAL-LITERATUR. Dichter und Prosaiker. Mit biographischen und andern Erläuterungen. — Ein Lesebuch für obere Classen höherer Lehranstalten und Freunde der deutschen Literatur. 43 Bog. gr. breit Octav. geh. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Als Anhang hierzu erschien dessen

HÜLFSBUCH FÜR DEN DEUTSCHEN UNTERRICHT in den oberen Classen höherer Lehranstalten, enthaltend Proben der älteren Prosa und Poesie, einen Abriss der Literaturgeschichte, die Verslehre, Poetik, Stylistik nebst Aufgabensammlung. Gr. 8. 12 Bogen. geh. Preis 12 Ngr.

Diese Handbücher der französischen, englischen und deutschen Literatur bieten eine Sammlung von Schriftproben, in denen sich einmal die Entwicklung und Gestalt der verschiedenen National-Literaturen und der Charakter der bedeutendsten National-Schriftsteller, dann aber auch das ganze Leben der Nationen abspiegeln, daher besonders dahin gestrebt wurde, durch wohlgeordnete, lesenswerthe, ächt nationale Beispiele einen eigentlichen historischen Organismus der drei Literaturen zu geben, d. h. die Geschichte und zugleich die einzelnen Richtungen der Literaturen zu verfolgen, und dadurch die Schüler zu einem lebendigen und in steter Zunahme begriffenen Interesse an den Literaturen der drei Hauptculturvölker zu geleiten. In sittlicher wie in confessioneller Hinsicht ist jeder Anstoss vermieden.

LIECHTENSTERN & LANGE. SCHUL-ATLAS zum Unterrichte in der Erdkunde. Nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen bearbeitet

in 29 Karten für die unteren Classen. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.
in 37 Karten für die mittleren Classen. Preis 1 Thlr. 27 Sgr.
in 44 Karten für die oberen Classen. Preis 2 Thlr. 9 Sgr.

Dieser Handatlas, welcher für Gymnasien, Real-, Militair- und höhere Bürgerschulen bestimmt ist, hat eine sehr ehrenvolle Aufnahme bei den geachtetsten Schulmännern gefunden und ist wegen der vortrefflichen Dienste, die er den neuen und erhöheten Anforderungen des geographischen Unterrichts bietet, zu einer weit verbreiteten Einführung in Schulen gelangt. — In der dreifachen Anzahl der verschiedenen Karten entspricht er den jeweiligen Bedürfnissen der unteren, mittleren und oberen Classen. — Auch ist er für den Handgebrauch ein ausreichendes und empfehlenswerthes Hülfsmittel.

Unter allen bis jetzt erschienenen Atlanten dürfte er in seiner technischen Ausführung als der gelungenste zu betrachten sein. Durch zweckmässige Verbindung des Stahlstiches mit dem Farbendruck gibt er äusserst klare, scharfe und charaktervolle Kartenbilder. Die trefflich ausgeführten physikalischen Karten verleihen ihm eine Brauchbarkeit, die allen übrigen Atlanten in dieser Weise abgeht.

Die Besitzer der Ausgabe in 29, resp. 37 Karten können sich dieselben durch die zweite und resp. dritte Section zum vollständigen Atlas ergänzen.

Die zweiten und dritten Sectionen sind dieserhalb einzeln à 12 Sgr. zu haben.

ROST, GRIECHISCH-DEUTSCHES WÖRTERBUCH für den Schul- und Handgebrauch. 4. gänzlich umgearbeitete Auflage, 4. Abdruck, unter Mitwirkung von Prof. Dr. Ameis und Dr. G. Mühlmann. 2 Bde. Lex.-8. 92 Bogen. Velinpap. $8^1/_3$ Thlr.

Die berühmten Leistungen des Oberschulraths Prof. Dr. Rost auf dem Felde der griechischen Lexicographie [illegible] mich einer besondern Empfehlung der durchgängig neuen Bearbeitung, die bereits im Laufe der letzten [illegible] den vierten Abdruck erforderlich gemacht hat. Der sehr billige Preis macht dies Lexicon zur Ein[führung in al]len Gymnasien und höheren Bildungsanstalten geeignet. Gleicherweise eignet es sich [zum] Handgebrauche nach der Schulzeit.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XIV. JAHRGANG, 26. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1859.

[illegible]

1.80 per vol. (unbound)

Inhalts-Verzeichniss des XXVI. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXVI. BAND, 1. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1859.

Inhalt.

XXVI. Band, 1. Heft.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

„Othello“ und „der Arzt seiner Ehre.“

Man erkennt leicht, wie passend diese beiden Tragödien sind, um an ihnen die Gegensätze des Shakspeare'schen und Calderon'schen Styles überhaupt zu entwickeln. Es sind hervorragende Werke der Hauptdichter zweier Nationen. Ihre Aehnlichkeit leuchtet von selbst ein. Das poetische Motiv ist in beiden dasselbe: die Ermordung einer unschuldigen Frau durch ihren eifersüchtigen Gatten, dem durch eine tragische Verwicklung der Verdacht ihrer Untreue nahe gelegt ist. In der verschiedenen Durchführung dieses Motivs wird der Gegensatz liegen. Halten wir uns an die Momente des tragischen Kunstwerks überhaupt, um in Charakter, Situation und Handlung die Unterschiede nacheinander aufzuzeigen. —

Was nun zunächst die Charaktere angeht, so sind zwei derselben in ihren äussersten Umrissen schon durch das poëtische Motiv selbst gegeben, die unschuldige Gemahlin und der zornige Mann, der das Werkzeug ihres Unterganges wird. Der Mencía des Spaniers entspricht bei Shakspeare Desdemona, dem Don Gutierre entspricht Othello. Aber diese Aehnlichkeit erstreckt sich nicht weiter auf die innere Anlage der Charaktere.

Mencía zunächst und Desdemona sind beide weibliche Charaktere von höchster Reinheit, und sind doch im entschiedensten Gegensatze zu einander. Jene ist wie eine reich entfaltete Rose, diese eine noch verhüllte Knospe. Jene kennt und durchdenkt die Pflichten ihres Lebens, und ihr gereifter Geist vermag der Pflicht der Ehre ihre Empfindungen zum Opfer zu bringen. Desdemona's Wesen beruht in kindlicher Unschuld;

sie kennt kein Arg, weiss von dem Bösen nicht, und braucht es daher nicht zu bekämpfen. Jene sucht ihr Gefieder gleichsam mit angestrengtester Mühe rein zu erhalten: diese glänzt in unbewusster Reinheit und das Böse kann sie nicht berühren. Sie bedarf keines Bemühens und keines Kampfes, und indem sie sich harmlos dem natürlichen Adel ihrer Empfindungen hingiebt, ist sie sicher, edel und schön zu handeln. Jene erscheint als Dienerin eines Prinzips: der weiblichen Ehre, der Pflichttreue. Diesem Prinzip als einem äussern Gesetze, einer objectiven Macht, ordnet sie sich entsagend unter. Desdemona folgt innern Antrieben unbedingt, sie handelt ohne tieferes Bewusstsein von sich und ihrer Aufgabe. Mencía handelt überlegt, aus Prinzip, Desdemona naiv, aus natürlicher Anlage. Das ist der Gegensatz in seiner Schärfe.

Mencía steht von vorn herein in einer schicksalsvollen Verwicklung. Sie hat einst den Mann ihrer Wahl geliebt. Er ist Infant und ihr unerreichbar. Nach spanischem Gesetze, welches das Weib auf fast orientalische Weise ganz dem Willen des Vaters, des Bruders, des Gatten unterordnet, folgt sie dem Gebote des Vaters, der ihr den wackern Ritter Gutierre zum Gemahl gibt. Ihre Liebe ist nicht erloschen; aber sie verbirgt sie als treues Weib. Sie sieht den Geliebten ihrer Jugend wieder. Fast möchten ihre alten Gefühle wieder erwachen, aber tapfer bezwingt sie ihr Herz, denn sie weiss sich als Gattin des Spaniers unter dem strikten Gesetze der Ehre. Sie kann den Infanten nicht hindern, der den Schmerz, sie verloren zu haben, nicht zu ertragen weiss, und leichtsinnig Versuche macht, sich ihr zu nähern. Der Argwohn ihres Mannes wird erregt. Ihre Angst steigert sich. Für ihre Ehre thut sie einen gewagten Schritt. Von ihrem Gemahl überrascht, durch ein unseliges Missverständniss, fällt sie als Opfer eben derselben Ehre, deren Bewahrung ihr einziges, ausschliessliches Streben war. Das ist die furchtbare Ironie ihres Schicksals. —

Auch Desdemona befindet sich gleich zu Anfang in einer Lage, in deren Hintergrunde furchtbare Verhängnisse ahnungsvoll durchschimmern. Ihr kindlich unschuldiges Gemüth, auf geistige, nicht auf körperliche Vorzüge gerichtet, der Macht des Wortes und der persönlichen Einwirkung unterliegend, umschlingt

den hässlichen Mohren wegen seiner Tugenden mit rücksichtsloser, gewaltiger Zärtlichkeit. Der natürlichste Zug des kindlichen Empfindens, Mitleid und Bewunderung, haben ihr Herz dem Mohren zugeneigt. Bis zu leidenschaftlicher Rücksichtslosigkeit folgt sie ihrer Neigung. Sie bedenkt nicht den Unterschied der Jahre, der Lebensweise, der Abstammung. Sie täuscht den Vater, sie reicht dem Mohren ihre Hand. Diese Offenheit ihres Gemüths, das sich rücksichtslos hingiebt, bewirkt ihr Verderben. Der natürlichste Zug ihres Herzens erscheint unter ihren Verhältnissen unnatürlich. Ihr Vater verflucht sie und stirbt in Gram. Der Verdacht, dass sie auch später rücksichtslos ihren Neigungen folgen werde, begleitet sie fortwährend. Arglos, aus kindlichem Mitgefühl, verwendet sie sich für den Freund Cassio. Das wird der Hebel ihres Unterganges. So stirbt auch sie einen im höchsten Grade tragischen Tod, wie Mencía als Opfer des Prinzips der Ehre, das sie selbst so kräftig bewährt, so **sie** als Opfer der arglos hingegebenen Natur, die die Zier und den Schmuck ihres Daseins ausmacht. Jede trägt den Keim ihres Unterganges in sich, und zwar grade in dem, worin ihr eigentlicher Adel, ihr höchster Vorzug besteht. —

Vergleichen wir nun die Kunst, mit welcher die Dichter diese Charaktere ausgeführt haben. Mencía's Adel tritt uns sogleich in ihren ersten Worten entgegen. Mit diesen haben wir sie aber auch vollständig kennen gelernt. Menschlich näher tritt sie uns weiterhin nicht. Sie ist eine Art von verkörpertem Prinzip, ganz und gar nichts, als weibliche Treue und Ehre. Damit ist Alles gesagt. Welche Tiefen dagegen menschlicher Natur eröffnet uns Shakspeare in seiner Desdemona! Desdemona ist ein Kind, aber den ganzen Adel der Menschenbrust in ihrer natürlichen, unverdorbenen Anlage lernen wir in ihr kennen. Welcher Reichthum von einzelnen Zügen, in denen sich die Totalität ihres Charakters darstellt. Jetzt erblicken wir die Tochter voll Liebe und Ehrfurcht, dann die treue Gattin, die in ihrem Gemahl die Hälfte ihrer Existenz hat, voll Gehorsam und Unterwürfigkeit für den Willen ihres Mannes, voll zarter Fürsorge und liebender Innigkeit. Wiederum erfreun wir uns an dieser natürlichen Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, der auch der muthwillige Scherz nicht fremd ist, an diesem allen Menschen

gewidmeten Wohlwollen, an diesem dankbaren, aufopfernden Freundessinne, der über fremden Angelegenheiten die eigenen vergisst. Wie rührend ist die Arglosigkeit dieses Gemüthes, dem das Böse auch nicht von fern bekannt geworden ist, diese kindliche Unwissenheit von den verborgenen Schäden der Menschheit und dieser unbefleckte Adel des Herzens. Von jener ersten festen Erklärung ihrem Vater gegenüber bis zu der letzten erhabenen Lüge, mit der sie stirbt, bewundern wir eine Menschengestalt in voller Kraft des Lebens, in reicher Mannichfaltigkeit individueller Züge. Mencía ist wie eine Statue von Marmor. Höchste Schönheit der äussern Form, aber das Leben lässt sich nur ahnen, die Bewegung fehlt. Sie steht uns fremd gegenüber, und wir vermögen nicht, sie in unser Herz zu schliessen. Desdemona ist wie ein beseeltes, lebensvolles Gemälde. Wir fühlen durch die Haut hindurch die feinen Blutgefässe, wir folgen dem Zuge der Adern, die diesen schönen Bau mit Blut versorgen, und fühlen den Athem, den sie einzieht, und den süssen Hauch ihrer Lippen. In diesen feuchten Augen spiegelt sich der Himmel wieder. Sie ist durch und durch Leben, Bewegung, die liebenswürdigste Thätigkeit, unser Herz schlägt warm für sie, wie für ein Wesen, das uns nahe steht.

Fassen wir kurz zusammen: Mencía ist die bewusste Kämpferin für ein Prinzip, ein einfacher, gattungsmässiger Charakter. Desdemona vertritt die unbewusste, unschuldsvolle Naivetät eines reichen Kindergemüths, als ein vielseitig entfaltetes Bild der individuellsten Lebendigkeit. —

G u t i e r r e und O t h e l l o, das sind die Charaktere, in denen das Schicksal jener Frauen gleichsam personifizirt erscheint. Was Mencía als Frau, dasselbe ist Gutierre als Mann. Jene ist die Ehre in weiblicher, dieser die Ehre in männlicher Erscheinung, jene duldend und wachsam, dieser thätig und streitbar. Dasselbe Verhältniss herrscht zwischen Desdemona und Othello. Was jene als Weib, das ist dieser als Mann: ganz unbewusster, argloser Drang der Natur. Aber in dem Maasse, als j e n e weibliche Zartheit, erfüllt d i e s e n männliche Wildheit. Desdemona ist naiv und liebenswürdig, Othello naiv und furchtbar. Mencía ist ehrliebend und furchtsam, Gutierre

ehrliebend und gewaltthätig. Beide Frauen gehen durch ihre Männer unter, die nur die Charaktere dieser Frauen gleichsam in's Männliche übersetzt darstellen. Sie zerstören in der That sich selbst.

Gutierre ist der Spanier in seiner vollendetsten Form, ganz Repräsentant des nationalen Charakters. Das eigentliche Prinzip seines Lebens ist die Ehre; sie füllt ihn ganz aus, alles Andere bezieht er auf sie, die Ehre ist ihm Inbegriff aller Tugenden, aller Thätigkeiten. Das Individuelle ist bei ihm unterdrückt, abgestreift: wir sehen nur jene formelle Allgemeinheit des Selbstbewusstseins, die sich und ihre Bewährung als das höchste Ziel menschlichen Daseins betrachtet. Und dieses Prinzips ist er sich bewusst. Er handelt nicht aus blindem Drang, sondern in bewusster Uebereinstimmung mit den Grundbegriffen seiner Persönlichkeit und seiner Nationalität. Er ist ein eiserner Charakter, voll Thatkraft, voll Gehorsam für seinen König, voll Achtung und selbst Zärtlichkeit für seine Gemahlin: aber alles dies nur um der Ehre willen. Gutierre ist ganz bewusster Sklave eines Prinzips, einer Abstraktion, die in ihrer Beziehung auf das wirkliche Leben furchtbare Thaten gebären muss.

Ein schrofferer Gegensatz könnte nicht erfunden werden, als der Othello's zu diesem Spanier. Beide gehören derselben Gattung unbändiger, unbeugsamer Wesen an, und sind doch innerhalb dieser Gattung so weit als möglich von einander entfernt. Othello ist eine Naturmacht, eine kräftige, ursprüngliche Existenz, ungebrochen, unreflektirt, ihrer eignen Grösse unbewusst, eine menschliche Pflanze. Blind gehorcht er den in ihm waltenden Mächten, er hat keine Wahl. Er muss, wie sein wilder Drang gebietet. Gutierre ist listig, versteht, sich zu verstellen, sich in falschen Schein zu hüllen. Wie schwer wird es dem armen Mohren, auch nur wenige Augenblicke sein tobendes Innere zu verbergen! Wie schnell bricht die innere Leidenschaft sich Bahn, wie kocht ihm im Busen der schäumende Groll, bis er mit wahnsinniger Wuth hervorbricht! Er hat so hingelebt ein thatenvolles, abenteuerliches Leben. Er hat nicht Zeit gehabt, an sich zu denken. Unschuldig erscheint er und einfach, wie ein Kind. Ein Schurke führt ihn an der

Nase herum, und er dankt es ihm noch. Er hat keine Ahnung von menschlicher Falschheit. Gleich dem Meere, das er sein Leben lang befuhr, gleich der Kanonenkugel, deren Donner ihm die süsseste Musik war, ist er, wie er ist, ohne Arg, auch in den furchtbarsten Aeusserungen seiner gigantischen Natur. Ein Held, ein Mensch, aus einem Guss. Gutierre ist eben wieder ein inkarnirtes Prinzip, Othello eine gewaltiger Aeusserungen fähige Naturmacht.

Gutierre als vorsichtiger Hüter seiner Ehre schöpft Verdacht, untersucht, prüft Gründe, reflektirt. Dass er eine Maschine in der Hand seines Prinzips ist, weiss er selber. Ja, er stellt die Ehre als treibende Macht seines Handelns sich gleichsam persönlich gegenüber, und unterhält sich mit seiner Ehre, wie mit seinem andern Ich. Gutierre ist eine arme Marionette, am Drath auf der Lebensbühne herumgeführt, und dieser Drath befindet sich in der Hand des Abgottes „Ehre.“ — Othello würde aus sich selbst keinen Argwohn schöpfen, ja, er würde selbst wirklich betrogen in glückseliger Verblendung dahinleben. Er hat keinen Harm. Er bedarf des äusseren Anstosses, um zu argwöhnen, und diesen giebt ihm der Bösewicht Jago, dem er sich nun blind in die Arme wirft, mit einem Vertrauen, das bei jedem andern, als bei diesem Charakter, unerklärlich wäre. Durch diese Einflüsterungen, durch ein Scheingebäude von Trugbeweisen, gerade solide genug, um ein so leicht reizbares, argloses Gemüth, wie Othello's, zu überzeugen, zu furchtbarster Leidenschaft aufgeregt, gehorcht er willenlos dem Drange seiner gewaltigen Natur und zerstört, was ihm auf Erden das Liebste war. Gutierre ist ganz Prinzip, ganz Bewusstsein und Besonnenheit. Er kennt immer nur sich selbst und seine Standespflichten. Ruhig, in aller Ueberlegung, ohne irgend eine Uebereilung, aus festem, wohl erwogenem Entschlusse, mit verständigster Wahl der Mittel, ermordet er seine Frau, wie ein Schlächter, bei kaltem Blute. Von Leidenschaft ist hier nicht die Rede. Othello, seit der Wurm der Eifersucht an seinem Herzen nagt, rast wie die tobende See, wie der heulende Orkan. Und so, in tragischer Uebereilung, — denn er hat nicht recht geprüft, wenige Minuten Aufschub, und er hätte die Wahrheit erfahren, — tödtet er seine Frau,

von der er sich namenlos beleidigt glaubt, wie der rächende Gott die Missethaten des Frevlers straft. Er ist sich seiner selbst nicht bewusst, und seine That ist eine That zorniger Leidenschaft, wie die des Gutierre eine That ruhiger Ueberlegung, Consequenz eines Prinzips ist. Mencía geht unter, wie das Lamm auf der Schlachtbank, Desdemona wie der Schiffbrüchige im Meere. Sie hätte sich dem wilden Elemente nicht anvertrauen sollen. —

Wieder ist Gutierre's Persönlichkeit im höchsten Grade einfach und abgeschlossen, ein konsequenter Vertreter eines Prinzips, das er mit Verstand und Leidenschaft zugleich erfasst hat und das er mit höchster Energie des Willens durchführt. Alles, was ihn auszeichnet, ist zugleich eine national-spanische Tugend. Wir haben in ihm eine Gattung vielmehr, als ein Individuum. Es ist der spanische Ritter in höchster Vollendung seiner Eigenthümlichkeiten. Othello dagegen, — wie reich, wie umfassend, wie lebendig ist das Bild, das der Dichter uns in ihm vor Augen stellt. Er, der Sohn einer fernen, heissen Zone, in einem kriegerischen Leben zum Helden herangebildet, mit feurig kochendem Blut, durch die hingegebenste Liebe wird er zum zärtlichen Gatten. Aus königlichem Stamme entsprossen zeigt er den Adel seiner Abstammung in jedem Worte, jeder Bewegung. Fern bleibt ihm alles Gemeine. Durch gewaltige Heldenthaten hat er sich einen Ruf der Tapferkeit und kriegerischen Tugend erworben, dass ihm in der grossen Inselstadt die ruhmvollsten Aufträge zu Theil werden. Die öffentliche Stimme zeichnet ihn vor allen Helden aus; er ist ganz Soldat, ganz Feldherr. „Seit siebenjähr'ge Kraft sein Arm gewann, übte er stets nur Kriegesthat im Felde wie im Lager, und wenig lernt' er von dem Lauf der Welt.“ Nur die Liebe kann ihn bewegen, das sorglos freie Leben des abenteuernden Kriegers aufzugeben. Die leichte Umgangsgabe fehlt ihm, die Stutzer ziert. Seine Jahre senken sich schon abwärts. Da noch bemächtigt sich das Glück der Liebe des Heldenherzens so, dass wir ihn wohl „Alles durcheinanderschwatzen und in seinem neuen Glücke schwärmen“ sehen. Sein „grades und freies Gemüth, das jeden ehrlich hält, scheint er nur so, das liebevolle, treue edle Herz,“ steht den Einflüsterungen eines Bösewichts

offen. Das schlecht verwahrte Herz ergreift die Eifersucht und krampfhaft schüttelt ihn die Leidenschaft. Bis zum Thierischen steigert sich seine Wuth, wir sehen ihn ohnmächtig, wie ein Weib zusammensinken, den rauhen Krieger bittre Thränen des Schmerzes und der Verzweiflung vergiessen. Er, der edle Mohr, „den der Senat sein Eins und Alles nennt, der edle Geist, den Leidenschaft nicht regt, dess feste Brust kein Pfeil des Zufalls, kein Geschoss des Glücks streift und durchbohrt,“ „der ruhig blieb, wenn die Kanonen ihm seine Schlachtreihn sprengten in die Luft, und wie ein Teufel ihm den eignen Bruder von seiner Seite rafften“, er, vom Zorne über Verrath an der Liebe überwältigt, er kommt in der Sinnlosigkeit der Leidenschaft dahin, den Gesandten des Senates den sonderbarsten Empfang zu bereiten, und sein Weib in Fremder Gegenwart zu misshandeln. Und dann die ruhige Fassung in dem entsetzlichen Bewusstsein eines Unglücks, dessen verblendeter Urheber er selbst war, die grossartige Weise seines Todes, — wir sehen hier die allmählige Entwicklung eines Charakters, der nicht lebensvoller, nicht erschöpfender sein konnte.

Betrachten wir nun die Charaktere, die sich in mehr oder minder tiefer Beziehung um jene Hauptcharaktere gruppiren. Da tritt uns bei dem Spanier zuerst die Leonor entgegen. Sie ist gewissermaassen der Haupthandlung fremd, aber sie erläutert durch ihre eigenthümliche Stellung weniger die Charaktere, — denn diese sind nur in allgemeinen Zügen angedeutet, — als die Lage der Hauptthelden des Stücks. Aus ihren früheren Schicksalen erkennen wir sogleich, in welcher Welt wir uns hier befinden, welche Ideen hier die herrschenden sind. Gutierre's früheres Benehmen gegen sie lässt uns wenigstens ahnen, was er zu thun im Stande ist. Ihr Verhältniss zur Mencía ist klar. Mencía will ihre gefährdete Ehre schützen, Leonor die verlorene wiedergewinnen. Jene geht in ihrem Streben unter, da die Tücke des Schicksals alle ihre Absichten in ihr Gegentheil verkehrt, diese ist zum Schluss siegreich und wird die Gattin des verklagten Mannes. Beide leiden durch unglückselige Missverständnisse: aber bei Leonor, der Jungfrau, der Geliebten, ist eine Wiederherstellung möglich, während für Mencía, die Gattin, der leiseste Flecken auf ihrer Ehre todbringend ist. So zeigt

Leonor's Schicksal die Absicht des Dichters, die unverbrüchlich strenge Auffassung speciell des ehelichen Verhältnisses tragisch zu schildern. Es ist nicht überhaupt die Liebe, deren scheinbare Verletzung Mencía den Tod bringt, sondern die strengen Pflichten der vermählten Frau. Eine eigentliche Charakteristik der Leonor würde man umsonst versuchen. Sie ist wie Mencía eine Spanierin, weiter nichts, in gleichen Situationen würde die eine handeln, wie die andre. Noch weniger zeigt der König oder der Infant einen eigenthümlich gestalteten Charakter. Der König ist der oberste Repräsentant der nationalen spanischen Ideen. Selbst die geschichtlich überlieferten Züge seines Charakters konnte Calderon nicht gebrauchen. Der Infant ist ein Liebhaber, der, wie mancher andere auch, in der Gluth seiner Leidenschaft sich nicht scheut, die Ehre eines Dritten zu verletzen. Damit ist Alles gesagt.

Anders bei Shakspeare. Hier zeigt sich auch in den Nebenpersonen eine Fülle der Charakteristik, die wahrhaft erstaunlich ist. Zwei Charaktere sind es zumal, die den Hintergrund bilden, auf dem sich die Gestalten des Mohren und seiner Gemahlin desto deutlicher hervorheben, Jago und Emilie. Diese steht der Desdemona gegenüber, wie die gemeine Wirklichkeit dem Ideal. Es ist ohne Zweifel ein treues, gutes Weib, das es mit seiner Herrin gut meint, und doch geräth sie in die Fallstricke ihres Mannes, für dessen verruchte Pläne sie ein unbewusstes Werkzeug wird. Sie pflegt eben auch über sittliche Fragen nicht viel nachzudenken, sie lässt sich gehen, wie es eben kommt, und ihre Natur ist keineswegs von so ausserordentlichem Adel, um jede Befleckung des Bösen von ihr abzuhalten. Ein grosses Unheil, das sie durch kleinen Fehl angestiftet, trifft sie unvorbereitet. Da erst lernen wir die sittliche Kraft kennen, die so lange in dieser Seele schlummerte, als sie in der Alltäglichkeit des Weltlebens keine Gelegenheit fand, sich zu äussern. Es bedarf bei ihr eines grossen Anstosses, um uns die ursprüngliche Kraft ihres sittlichen Willens zu enthüllen. Wie Desdemona naiv den natürlichen Antrieben ihrer Seele gehorcht, so auch Emilie, nur dass diese, nicht so lilienrein und kindlich fromm, dadurch einen Anstrich der Gewöhnlichkeit, ja selbst der Frivolität erhält. Wer aber fühlte sich

nicht mit ihr vollständig ausgesöhnt durch den gewaltigen Zorn, den das schwache Weib dem verblendeten Mörder ihrer Herrin gegenüber ausspricht, durch den rücksichtslosen Schmerz, der sie die ganze Wahrheit mitzutheilen zwingt trotz ihrer sonstigen Ergebenheit gegen ihren Gatten, durch jene todesmuthige Beredtsamkeit, die sie weder sich noch andre schonen lässt. Emilie ist gewissermaassen die Folie, auf der sich die Engelsreinheit der Desdemona desto glänzender darstellt. Sie steht ihr gegenüber, wie bei Sophocles Ismene der Antigone, Chrysothemis der Electra gegenübersteht, in einer allen eigentlichen Charakterdarstellern eigenthümlichen Weise.

Einen gespannteren Gegensatz zu Othello und Desdemona bildet Jago. War Othello ganz unbewusste Naturmacht, so ist Jago durchaus reflektirte Bosheit. Jago hat die Verruchtheit in ein System gebracht. Für seine egoistischen Zwecke opfert er Alles. Er ist ein gescheuter Kopf, ein energischer Charakter. Den bösen Grundtrieben seiner Natur hat er durch Reflexion ihr Ziel gegeben. Er weiss nicht allein, dass er böse ist, er weiss auch, warum er es ist. Dadurch ist er fähig, in der Tragödie, die die innere Dialektik naiver Arglosigkeit zum Gegenstande hat, als das Schicksal aufzutreten, an dem die Unbefangenheit scheitert. Bei Jago ist unsre Empfindung zwiefach getheilt. Wir verabscheuen den schändlichen Verräther, den heimtückischen Verläumder: wir bewundern seinen muntern Witz, sein klares Auge, seine sichre Beurtheilung andrer Menschen und die Macht, die er über schwächere Gemüther hat. Hat er nicht alle in seiner Hand, seine Gattin wie den Cassio, den Rodrigo wie den Othello? Mit dem furchtbaren Othello darf er sich gradezu ein Spiel erlauben, und fast scherzhaft ihm Bilder ausmalen, mit denen er weiss, dass er ihn zu rasender Besinnungslosigkeit treiben kann. Es liegt eine geniale Sicherheit in dem Mann, durch die es ihm gelingt, sich alle Menschen dienstbar zu machen. Wie fein weiss er die Charaktere zu handhaben und sie auf die einfachste Weise nach seinen Zielen zu lenken. Und als nun der Fluch seiner bösen Thaten auf ihn fällt, als seine Gemahlin seine schändlichen Pläne enthüllt hat, — die freche Schamlosigkeit, die er zeigt, vollendet uns eben so sehr das Bild des ausgemachten Bösewichts, wie

sie uns wieder die Kraft seines Selbstbewusstseins im glänzendsten Lichte zeigt, im Angesicht eines martervollen Todes. Es ist das jene Freude Shakspeare's an der Schilderung des Bösen, weil eben in gänzlicher Verruchtheit, im Abfall von allem Göttlichen die formelle Unendlichkeit der Willensfreiheit sich am gewaltigsten enthüllt.

Und Jago ist kein abstrakter Bösewicht, sondern ein voller menschlicher Charakter. Welche Motive laufen nicht bei ihm durcheinander! Wir dürfen uns nicht verhehlen, dass die eigentliche Triebfeder seines Handelns die einem solchen Gemüthe natürliche Freude am Bösen als solchem, Schadenfreude am Unglück Anderer und der Triumph darüber ist, sie durch eigne Klugheit in's Verderben gestürzt zu haben. Dazu aber tritt der Neid sowohl auf Cassio als auf Othello's neues Glück. Dem Othello will er seine Freude vergällen. Wenn Cassio lebt, so zeigt sein Leben täglich eine Schönheit, die jenen verhässlicht. Es wirkt ferner bei ihm die Rachsucht mit. Mit Verkennung seines Verdienstes, meint er, sei ihm der unkriegerische Cassio vorgezogen worden: darum will er sowohl Othello als Cassio verderben. Othello ausserdem soll Jago's Gemahlin geliebt haben. Er glaubt's selber nicht, aber er will thun, als ob er's glaube, und danach handeln. Noch andre Motive erfindet er sich, um sich vor sich selbst rechtfertigen zu können, bei denen es uns zweifelhaft bleibt, ob sie wirklich bestimmende Motive für sein Handeln sind, oder ob sie ihm bloss selbst als Beschönigungen seines Thuns gelten. Wesentlich spielt hinein, dass er selbst Nutzen haben will von der Durchführung seiner Pläne. Er will steigen, Lieutenant werden. Eben diese Ungewissheit, ob Jago's Handlungen aus zweckloser Bosheit entspringen, oder schlechte Mittel zu egoistischen Zwecken sind, dieses Schwanken zwischen rein teuflischen und wenn auch bösen, doch immer noch menschlichen Empfindungen, macht den Charakter zu einer vollendeten Darstellung des absolut Bösen, das gleichwohl die Grenzen der Menschheit nicht überspringt. Durch dieses Halbdunkel wird Jago mehr als ein gemeiner Bösewicht, eine dämonische Naturkraft, und doch wieder der menschlichen Natur angenähert, eine sittliche Abnormität. Es ist ein Mensch ohne Gemüth, ohne Liebe, eine überlegene Persönlichkeit voll hoher

Fähigkeiten, eine Natur von schlechten Grundtrieben, bei der der Schatten eines egoistischen Motivs hinreicht, um sie in ihrer ganzen Furchtbarkeit zu entfesseln. So ist er von der einen Seite durch die Gemeinheit seiner Natur, von der andern durch die durchgängige Reflexion und das Bewusstsein von seinem Thun der diametrale Gegensatz der beiden Hauptcharaktere.

Es bleiben uns noch Rodrigo und Cassio zu erwähnen. Beide sind durch die Oekonomie des Stücks gefordert als Werkzeuge des Jago. Rodrigo gehört ausserdem ganz zu den eignen Zuthaten des Dichters zu dem überlieferten Stoffe. So sehr beide nur dienende Mittel des Ganzen sind, so hat doch der Dichter vermocht, auch ihnen ein volles Leben einzuhauchen. Rodrigo in seiner Beschränktheit ist der rechte Vertreter der Mittelmässigkeit, die allen Einwirkungen offen steht und zu jeder Schlechtigkeit durch fremde Einflüsterung gedrängt werden kann, während die Fähigkeit des eignen Entschlusses und selbständigen Nachdenkens mangelt. Liebenswürdiger erscheint Cassio, der elegante Cavalier, der schmucke Mann; aber Jago beurtheilt ihn richtig; die eigentliche Männlichkeit fehlt ihm. Wir können eben sowohl Desdemona's Theilnahme wie Othello's Eifersucht begreifen. Auch er gehört der grossen Masse an in dem Sichgehenlassen in sittlicher Hinsicht, wie in der Unvorsichtigkeit und leichten Bestimmbarkeit. So ist die Masse charakterisirt, aus der sich Othello, Desdemona und Jago scharf unterschieden emporheben.

Das Uebergewicht tief ergründender Charakterzeichnung werden wir nach alle dem dem englischen Dichter zuschreiben. Aber gehen wir weiter. Der Held an sich und sein Charakter ist noch unbestimmte Möglichkeit einer unendlichen Menge von Handlungen. Die bestimmte Thätigkeit, der Gegenstand unsres tragischen Interesse wird, entwickelt sich erst aus einer bestimmten Situation, aus der Gesammtheit der den Helden umgebenden Welt. Diese wird auch über den Charakter des Einzelnen ein helles Licht verbreiten, sein Gesammtbild erst vollenden. — Wir dürfen uns hier kurz fassen: die wesentlichen Unterschiede liegen hier deutlich am Tage.

Calderon verlegt seine Handlung mitten in das spanische Nationalleben, aus dessen unmittelbarer Wirklichkeit sie genommen

ist. Die Sitten seines Vaterlandes sind es, die der Dichter in idealem Sinne schildert. Er führt uns gewissermaassen in bürgerliche Verhältnisse, in die täglichen Gewohnheiten seiner Nation. Gutierre ist ein spanischer Edelmann, seine Verhältnisse sind keine aussergewöhnlichen. Geschichtliche Begebenheiten klingen an, aber nur entfernt. Der eigentlich historische Geist fehlt durchaus. Für die grossen substantiellen Verhältnisse des Lebens, für die Angelegenheiten des Staates und der Gesellschaft ist hier kein Sinn vorhanden. Alles beschränkt sich auf die kleinen Angelegenheiten des Individuums, auf Familie und Haus, und auf die Mächte des subjectiven Gemüths, auf Liebe und Ehre. Wir bewegen uns innerhalb einer Despotie selbst gegen die geschichtliche Wahrheit. Der Wille des Monarchen ist unverbrüchliches Gesetz, das dem Einzelwillen enthobene Gesetz ist noch nicht wirksam. Selbst unter dieser Despotie bewegt sich der Wille des Individuums noch in einer gewissen Freiheit. Die Polizei ist noch nicht erfunden. Es geschehen noch ungeheure Thaten, ohne dass die Criminaljustiz einträte. Der ritterliche Charakter ist noch nicht ausgestorben. Zwar es sind das Ritter, die schon in verständig ausgebildeten Verhältnissen leben: aber die Ideen der spanischen Aristokratie sind auf die Spitze getriebene Ideen des Ritterthums, die sich in's bürgerliche Leben eingewohnt haben. Liebe und Ehre erscheinen als herrschende Grundsätze nicht abenteuernder, kriegführender Ritter, sondern innerhalb eines verständig gegliederten Familienlebens. So trägt die Handlung unsres Dramas einen ungeschichtlichen, ja unwirklichen Anstrich. Die unnatürliche Convention, die das Ritterthum überall begleitet, tritt auch hier hervor. Die Motive sind nicht aus dem Wesen der Menschenbrust geschöpft, sondern aus der Convention. Es sind nicht allgemein menschliche, sondern ritterliche Motive. Wir können dem Gutierre kaum nachempfinden. Diese aus unmittelbarer Wirklichkeit geschöpften Verhältnisse berühren uns wie eine Traumwelt, fremdartig, phantastisch, sonderbar.

Shakspeare versetzt uns von dem Boden seiner Heimath hinweg in ein fernes Land, auf eine wenig bekannte Insel. Alle Verhältnisse tragen bei ihm von vorn herein einen phantastischen ideellen Charakter. Das Venedig des Mittelalters war für

Shakspeare wohl kaum weniger als für uns ein Ort voll geheimnissvollen Helldunkels. Die eisernen Gesichter der Senatoren, das Maskenwesen, der abenteuernde Handelsgeist und daneben die sittliche Ausgelassenheit, das düstere Schweigen und der eigenthümlich lastende Druck der politischen Verhältnisse: alles das machte Venedig in allen Zeiten zu einem Lieblingsorte der Sage, geheimnissvoller Ahnungen und seltsamer Begebenheiten. Durch die vielfachen in ihm sich begegnenden und kreuzenden Interessen, wurde es eine Lieblingsbühne der Novellenerzähler. Dorthin werden wir im Othello versetzt wie im Kaufmann von Venedig. Dazu tritt die Figur des Mohren und das Geheimniss seiner Vergangenheit. Und doch berührt uns die Handlung, die er darstellt, als ob sie gestern geschehen wäre und morgen wieder geschehen könnte. Wir fühlen von Anfang zu Ende jede Stimmung des Helden mit; nichts ist uns fremd; alles berührt uns, wie der Laut der Heimath, der an das Ohr des Verbannten schlägt. Wir fühlen uns aus der zwerghaft verkrüppelten Wirklichkeit hier in den Kreis wahrhaft und ursprünglich menschlichen Daseins erhoben. Calderon will uns glauben machen, dieser schändliche Gattenmord sei wirklich dieses oder jenes Tages verübt worden, und wir glauben's ihm nicht. Shakspeare will uns zeigen, was wohl durch menschliche Charaktere unter gewissen Verhältnissen habe verübt werden können, und es ist uns als ob es an diesem oder jenem Tage wirklich verübt worden sei. Wir glauben jenem weniger, diesem mehr als er behauptet.

Der andalusische Ritter steht unter dem strikten Gesetze der spanischen Ehre. Er ist als Individuum vollkommen unfrei den Vorstellungen gegenüber, die in phantastischer und doch zugleich krass-verständiger Form ausgebildet die sittliche Substanz des Nationallebens ausmachen. Der Gouverneur von Cypern steht unter keinem andern Gesetze, als dem seiner sittlichen Anlage. Jener ist Sklave einer kastenartig konventionellen Bildung, dieser der freie Beherrscher seines eigenen Schicksals. Jener hat die Motive seines Handelns als starre objektive Formeln ausser sich, dieser holt sie aus dem tiefen Schachte seines eignen Busens. Bei Calderon befinden wir uns im Bann der Abstraktion, einer in sich unwahren Cultur: bei Shakspeare

athmen wir entzückt den erfrischenden Luftzug des allgemein Menschlichen ein. —

Shakspeare's Othello ist kein historisches Drama. Wir werden über den Kreis des individuellen Lebens nicht hinausgehoben in die Sphäre der grossartigsten sittlichen Thätigkeit, des Staatslebens. Die schauerliche Katastrophe ist nicht versöhnt durch den Hinblick auf die ewigen unverlierbaren Güter der Menschheit und auf die siegreichen Ideen des Völkerlebens. Anderswo hat er es besser verstanden, durch Hereinziehung des Staatslebens das individuelle Leid als einen Theil der grossen substantiellen Bewegungen darzustellen, deren Ziel die endliche Verwirklichung des Guten im grossen Leben der Menschheit ist. Der Eindruck des Othello ist nicht von Peinlichkeit frei, und wir stehen nicht an, dem Othello andern Werken des Dichters gegenüber einen geringeren Rang anzuweisen. Aber unendlich hoch wird er uns stehn, wenn wir ihn mit jenen ähnlichen Werken einer katholischen Literatur vergleichen, wo das Recht des Individuums verkannt wird abstrakten Formeln zur Liebe, die mit unvernünftiger Gläubigkeit das Leben in Fesseln schlagen und die einfachsten Empfindungen des Herzens verkehren und verzerren. —

Aus der Wechselwirkung der sittlichen Kreise, in die der Held gestellt ist, und seiner Charaktereigenthümlichkeit ergiebt sich das dritte Moment des dramatischen Kunstwerks, die Handlung. Diese ist als solche nur die Explikation des Charakters in seinen wesentlichen Erscheinungsformen. Von allen möglichen Handlungen wird der Dichter diejenige wählen, welche den Begriff dieses bestimmten Charakters am vollständigsten deckt, ihn uns am deutlichsten enthüllt. Vergleichen wir die Unterschiede jener beiden Kunstwerke nun schliesslich auch in dieser Beziehung. —

In Hinsicht auf die Handlung hat Calderon das Vorrecht der eignen Erfindung. Shakspeare behandelt einen ihm gegebenen Stoff, den er aus der Novelle des Cinthio schöpfte. Es ist merkwürdig, wie sehr er sich in seiner freien Erfindung beschränkt hat, wie genau er sich auch an die Einzelheiten der vorliegenden Erzählung hält. Merkwürdig, wie viel er und wie wenig er dann andrerseits der Novelle verdankt. Die eigentliche

Haupthandlung ist ganz gegeben, und die rohesten Umrisse auch zu mancher einzelnen Szene. Was er dagegen neu erfindet, das sind die Charaktere. Er scheint sich die psychologische Aufgabe zu stellen, Menschenbilder zu ersinnen, aus denen die überlieferten wunderbaren Ereignisse abgeleitet werden können. Und das ist der Triumph seiner Kunst, dass er dies auf so vollendete Weise vermocht hat. Calderon in seiner Ohnmacht, Charaktere zu schaffen, setzt seine eigentliche Aufgabe eben in die Erfindung einer Handlung. Diese möglichst spannend, mit reicher Verwicklung auszustatten, ist sein Hauptverdienst. Darin bewegt er sich freier. Seine Charaktere sind stehende, unveränderte Gestalten, ihm vorgezeichnete Schemen. Man sieht, wie wichtig es insbesondre für das Verständniss Shakspeare's ist, die künstlerische Absicht zu verfolgen, in der er je zuweilen von seiner Quelle abgewichen ist. —

Betrachten wir nun zunächst die äussere Macht, welche die Handlung vorwärts treibt. Bei dem Spanier ist sie durchgängig der Zufall. Zufällig kommt der Infant auf das Landgut des Gutierre und erblickt seine frühere Geliebte wieder, zufällig überrascht Gutierre seine Gemahlin im Gespräch mit dem Infanten, zufällig findet er den Dolch, ertappt er sie an den Infanten schreibend, und auch das ist ein Zufall, dass dieses Schreiben einen scheinbar so verfänglichen Inhalt hat. Bei Shakspeare ist die Triebfeder der Handlung der bewusste Plan eines Bösewichts. Jago hat alle Fäden in seiner Hand. Und zwar tritt Jago's überlegte Thätigkeit bei Shakspeare noch deutlicher hervor, als in der Novelle. Cassio wird in der Novelle ohne Jago's Zuthun abgesetzt und bittet ohne Jago's Rath Desdemona um ihre Fürsprache. Jago erscheint bei Shakspeare noch mehr als beredter Verführer, der andre zu seinen Zwecken missbraucht. In der Novelle thut er das Meiste selbst, was er bei Shakspeare durch andre ausführen lässt. Dort raubt er das Taschentuch selbst, fällt selbst den Cassio an, tödtet selbst die Desdemona. So geht Desdemona unter durch das, was ihr am meisten entgegengesetzt ist, durch berechnete Bosheit. In der Novelle ist das Motiv von Jago's Handeln Liebe zur Desdemona, die, als er verschmäht wird, sich in glühenden Hass gegen sie, gegen ihren Gemahl und gegen Cassio verwandelt, von dem er

glaubt, er stehe ihm bei Desdemona im Wege. Bei Shakspeare ist sein eigentliches Motiv seine Bosheit. Er will sich hier auch wohl einmal einreden, er habe Anschläge auf Desdemona: aber damit will er sich nur gleichsam vor sich selbst rechtfertigen, es ist nicht sein Ernst. So ist bei Calderon der Zufall, bei Shakspeare der mit Bewusstsein handelnde Mensch der Herr des Schicksals.

Aber wenden wir uns von den äussern Hebeln zu den inneren Motiven der Handlung. Diese repräsentirt bei dem Spanier ein abstraktes Prinzip, die unsichtbare Macht der Ehre, die sich die Menschen gleichsam knechtisch unterwift, um sie zu Vollstreckern ihres Willens zu machen. Don Gutierre will seine Ehre heilen. Schon ehe er einen Grund hat, an die Schuld seiner Frau zu glauben, ist er im Grunde entschlossen, sie seiner Ehre willen zu tödten. Er beklagt, dass es ein hartes Gesetz der Ehre gebe, welches gebiete, dass die Unschuld „sterben soll und leiden.“ Aber er fügt sich dem Gesetze. Er zweifelt nicht daran, dass Mencía ihrer Ehre eingedenk sei, wie er der seinen. Er weiss sogar, dass die wahre Ehre nicht in der Rede des Menschen liege. Und doch kehrt ihm sein spanisches Bewusstsein mit dem Gedanken zurück, dass böser Ruf vermöge, die Ehre zu trüben. Dass nachher ein Schein von Schuld auf Mencía durch jenen Brief fällt, ist eigentlich eine unnütze Zuthat, die zu dem Entschluss Gutierre's seine Frau zu tödten, im Grunde weder etwas hinzufügt noch ihn vermindert, ihn höchstens beschleunigt. Es ist, als ob der Dichter die Krassheit doch hätte mildern wollen, dass Gutierre um seiner Ehre willen eine Gemahlin tödtet, deren Treue er nicht im mindesten bezweifelt. Gutierre zeigt uns den Fanatismus der Ehre in seiner abschreckendsten Gestalt. Der einzige Schmerz, den ihm die Verwicklung macht, ist der ob erlittner Schande, die nur darin besteht, dass ein Prinz seine Frau liebt und sich fruchtlos um sie bemüht. Die Flecken dieser unwürdigen Schmach will er mit Erde decken. Das ist seine einzige Absicht. Eifersucht hält er sich fern. Er will nicht leidenschaftlich werden. Nicht seine Frau ist es, die ihn beleidigt, sondern der Infant, der es gewagt, ohne seine Erlaubniss, in nächtlicher Zeit sein Haus zu betreten. Aber seine Frau muss büssen.

Der Tod der Unschuld muss seine Ehre wiederherstellen, weil ihm der Schuldige als königlichen Blutes unerreichbar ist, nicht Gegenstand der Rache eines Vasallen sein kann. Seine verletzte Ehre zu reinigen, scheut er selbst nicht, sein unschuldiges Werkzeug, den Arzt, zu tödten, den er mit gewissenloser Hartherzigkeit zur Ausführung des Mordes benutzt. Ein furchtbarer Egoismus, der darin liegt, alle Verhältnisse des Lebens nur auf diese arme Abstraktion des unendlichen Selbstbewusstseins zu beziehen, in sich, seinem Ruf, seiner Ehre das letzte Ziel alles Strebens zu sehen und diesem Ziel Alles zu opfern, was sonst auf Erden werthvoll und heilig ist. — Gutierre selbst wird von dem Verluste seiner Frau, die er selbst getödtet, von der Grausamkeit der entsetzlichen That nicht weiter berührt. Mit derselben Besonnenheit, mit der er sie verübt, mit derselben verharrt er bei der Ueberzeugung von der Rechtmässigkeit seiner That, nachdem er sie verübt. Alle seine Mittel sind klug und mit ruhiger Ueberlegung gewählt. Sorgfältig erfindet er in dem egoistischen Gedanken, sich zu schonen, eine Todesart, die keinen Verdacht der Schuld auf ihn kommen lässt. Selbst das Motiv, dem unschuldigen Opfer einen möglichst schmerzlosen Tod zu bereiten, tritt gegen seine Selbstliebe zurück. Nach der That vermag der Mann mit versteinertem Herzen, als er kaum Mencía's letztes Todesröcheln vernommen hat, einer andern Dame als Gattin die Hand zu reichen. Er hat ja erreicht, was er wollte. Im Blute der Unschuld hat er seine Ehre reingewaschen. Er geht siegreich und glücklich aus dem Conflikt hervor. Man muss eben ein Spanier sein, um sich nicht dabei zu empören.

Aus ganz andern Gründen mordet Othello. Mit besondrem Nachdruck hat uns der Dichter seine Liebe zur Desdemona geschildert. Als der hingebendste, zärtlichste Gatte erscheint er in der Szene vor dem Senat und bei dem Wiedersehen auf Cypern. Wo in dem ganzen Umkreise der Literatur ist schrankenloses Entzücken so gewaltig ausgedrückt worden, als in der Szene, wo Othello seine Gattin auf Cypern wiederfindet. Das ist der Höhepunkt seiner Liebe und seines Glücks. Ein Grösseres würde jenseits der menschlichen Natur liegen. Aber schon neigt sich seine Sonne abwärts. Jenes entsetzliche: „Das gefällt mir

nicht“ bildet den Wendepunkt. Das Gift, das ihm tropfenweise eingeflösst wird, beginnt zu wirken. Er glaubt von der Schuld seiner Frau überzeugt zu sein, sein Verstand ist umnebelt, er ist in einem Netze von Trug gefangen, aus dem seine gesunden Sinne ihn nicht mehr befreien können. Das Unglück, welches ihm von allen allein furchtbar ist, ist über ihn hereingebrochen. Seine Leidenschaft wird zur Raserei: er wird ein Mörder, nicht aus Uebermass der Ehre, sondern weil er „zu sehr liebte.“ Was bringt ihn denn so auf, was macht ihn zum blutdürstigen Tiger? Nicht das Gefühl der Schande. Dies, sagt er selbst, würde er ertragen können. Doch „da, wo er sein Herz als Schatz verwahrt, wo er muss leben oder gar nicht leben, der Quell, aus dem sein Leben strömen muss, sonst ganz versiegen, — da vertrieben sein,“ — das ist das Unglück, das er nicht ertragen kann, das die nervige Kraft dieser Heldengestalt zum Schatten beugt, das diesen herrlichen Geist in den Staub herabzieht, die besonnene Würde des Feldherrn bis zur Selbstvergessenheit, bis zur thierischen Raserei sinken lässt. Dass auch nur ein Winkel im Herzen des geliebten Wesens für Andre sei, das ist sein ganzer Schmerz. Nicht um sich an der Schuldigen zu rächen, nein, darum muss Desdemona sterben, damit der ungeheure Verrath bestraft werde, mit dem sie an aller Sittlichkeit, an aller Liebe gefrevelt haben soll. Es ist ein Mord, den beleidigte Liebe, nicht die Ehre verübt; ein Mord, nicht aus Egoismus, nicht einmal aus Rachsucht, sondern aus sittlicher Entrüstung; ein Mord, nicht mit Ueberlegung verübt, sondern in rasender Verzweiflung. Othello mordet seine Frau, weil er die schlagendsten Beweise ihrer Schuld zu haben glaubt. An sich selbst denkt er dabei nicht. Er weiss, dass mit Desdemona's Tode seines Daseins schönre Hälfte geschwunden, dass, was übrig bleibt, nur Elend ist. So bestraft er sie und sich zugleich. In der Novelle des Cinthio wählt Othello, ähnlich wie Gutierre, mit kalter Ueberlegung eine barbarische Todesart für seine Gemahlin, die jeden Verdacht von ihm abwenden soll, und Jago hilft ihm bei der Ausführung. Bei Shakspeare ist der Mord ein Ausbruch übermenschlicher Zorneswuth, die sich selbst nicht schont.

Wir haben die äusserlich treibende Macht, die inneren

Motive der Haupthandlung kennen gelernt. Es bleibt uns drittens noch die endliche Lösung kennen zu lernen und mit ihr das Urtheil, das der Dichter selbst über die Handlung seines Helden fällt. Calderon zeigt gleichsam mit nationalem Stolz an Gutierre's Beispiel, welche Thaten ein Spanier thun könne, wenn er in seiner Ehre verletzt sei. Durch nichts wird die krasse Geschichte gemildert: ja, seinem stumpfen Geschmacke scheint je grösser die Grausamkeit, je unmenschlicher die Motive, desto herrlicher der Triumph der Ehre zu sein. In welche Welt lässt er uns hineinblicken! Es ist, als ob das so etwas Alltägliches wäre, dass ein Gatte seiner Ehre willen, die ein dritter beleidigt, seine unschuldige Frau mordet. Die grause That, die uns das Haar sträuben macht, dieser verständige berechnete, bei kaltem Blute verübte Mord, — die Leonor erschreckt es nicht, noch erschüttert es sie. Freudig ergreift sie die noch mit Blut bespritzte Hand. Und der König, der glorreiche Beschützer des Rechts, — ihm erscheint das Vorgefallene so selbstverständlich, als wenn sich zwei heirathen, die einander lieb haben. Gutierre ist der brave Ritter nach wie vor, vor Allem ehrenhaft. Eben so bezeichnend wie gefühllos wagt Gutierre sogar über sein blutiges Handwerk als Arzt seiner Ehre zu witzeln, Mencía aber — nun, Mencía ist eben todt. Ihrer wird kaum gedacht. Das Individuum, das dem Prinzip zum Opfer gefallen, scheint dem Dichter kaum der Rede werth. Er giebt sich nicht einmal die Mühe, den leisen Schein der Schuld, der auf ihr haftete, zu zerstreuen und wenigstens nachträglich sie zu rechtfertigen, dem Mörder den Stachel in die Seele zu drücken, dass er ein treues Weib gemordet. Wer von uns wendet sich nicht mit Entsetzen von einer Auffassung der sittlichen Natur des Menschen ab, die solche Thaten auf solche Weise rechtfertigt?

Shakspeare denkt anders. Ihm ist es nicht genug, dass er zum Thäter einer solchen That einen Mohren nimmt, dem wir das Aeusserste thierischer Leidenschaft weit eher verzeihen. Es ist ihm nicht genug, dass dieser arme, arglose Mohr verführt und verhetzt wird durch die Einflüsterungen einer Schlange, eines Bösewichts, der allen andern Bösewichtern so überlegen ist, wie der leibhaftige Satan einen armseligen Langfinger übertrifft: es ist ihm auch das noch nicht genug, dass er die grause

That nicht unter reellen Verhältnissen, sondern in einer phantastischen Welt vor sich gehen lässt, so dass wir mitten im Grausen des Anschauens noch das Gefühl behalten: es ist ja doch nur ein schöner Schein, der dir das vorzaubert: alles das genügt ihm nicht, wir müssen vollständig beruhigt werden, das arme Schlachtopfer muss nach seinem Tode durch die Anerkennung seiner Treue geehrt werden, und der Thäter jener furchtbaren That darf nicht mehr die Sonne sehen, muss sterben, am besten durch seine eigne Hand, in Verzweiflung sterben. Und das ist in der Novelle nicht vorgezeichnet. Dort wird Othello erst lange Zeit nach verübter That von Staats wegen mit Verbannung gestraft. Wenn Calderon auf die That seines Gutierre mit Bewunderung blickt und diese Bewunderung auch erregen will, so ist das Gefühl des Grausens vor den Aeusserungen entfesselter Naturmächte dasjenige, was allein dem Shakspear'schen Standpunkte entspricht. Ein Gattenmord aus Ehrgefühl ist schlechtweg abscheulich, und Calderon muthet uns zu, uns daran zu freuen. Ein Gattenmord aus Liebe ist ein echt tragischer Gegenstand, von Sophocles schon in den Trachinierinnen behandelt, und bei Shakspeare sowohl wie bei Sophocles durch die unselige Verblendung der Thäter gemildert und durch deren Untergang uns versöhnend. Nicht ungerächt ist Desdemona gestorben. Ihre Dienerin, die sie leichtsinnig verrathen, wird das Werkzeug zu ihrer Verherrlichung nach ihrem Tode. Der Plan des Bösewichts scheitert, und ein unsterbliches Andenken wird dem armen Opfer rasender Eifersucht zu Theil. So schliesst das Trauerspiel von dem Mohren von Venedig.

Den Eindruck, den das dramatische Kunstwerk als Ganzes zurücklässt, pflegt man mit dem Namen des Tragischen zu bezeichnen.

Beide Werke haben die erschütternde tragische Wirkung mit einander gemein. Wir haben schon oben angedeutet, wie in beiden Tragödien das Tragische dadurch bewirkt wird, dass die herrlichsten Individuen eben durch das untergehn, was ihre höchste Zierde ausmacht. Der Unterschied aber liegt darin, dass an Mencía dieses Schicksal nur äusserlich herankommt, ohne all ihr Zuthun: dass Desdemon's Tod Folge ihrer eignen

freien That ist. Mencía befindet sich in einem Conflikt der Ehre, den sie nicht vermeiden konnte. Sie war nach spanischen Begriffen sittlich verpflichtet, ihrer Jugendliebe zu entsagen, Gutierre's Gattin zu werden. Sie hat sich in ihrem spätern Leben nichts, gar nichts vorzuwerfen. Der leichtsinnige Ungestüm des Infanten ist ein Unglück, das ihr äusserlich aufgedrungen wird. — Desdemona's Verhängniss dagegen erfüllt sich, weil sie wider die gewöhnliche Natur und Sitte ihrer natürlichen Neigung folgend sich dem Mohren anvertraut hat. Darum darf ihr Vater dem Mohren zurufen: „Sei wachsam, hast Augen du zu sehn, den Vater trog sie, so mag's dir ergehn.“ Jago darf an ihrer Sittlichkeit zu zweifeln vorgeben, weil sie den Mohren geliebt, und wieder dem Othello sagen: „Den Vater trog sie, da sie euch geehlicht. Als sie vor eurem Blick zu beben schien, war sie in ihn verliebt,“ er darf ihr mit einem Schein von Recht „allzulüsternen Willen, maasslosen Sinn, Gedanken unnatürlich,“ zuschreiben, und es wird ihm geglaubt. Das hat sie durch die Einfalt ihres Gemüthes verschuldet, da sie sich nur rücksichtslos hinzugeben verstand. Man sehe hierin nicht eine sittliche Verschuldung, wie man es oft mit arger Verkennung der Absicht des Dichters gethan hat. Die Gesetze der poëtischen Welt sind poëtische, nicht moralische. Das Wahre ist, dass Desdemona's Schicksal sich aus ihrem eignen Thun herausentwickelt, als Folge wohl, aber nicht als Strafe. Darum, weil bei Desdemona innere Entwicklung ist, was bei Mencía bloss äusserlich erfahrenes Schicksal, ist das Tragische dort viel tiefer gefasst. Mencía geht unter an der starr objektiven Formel der Ehre, Desdemona an dem rein subjektiven Element der naiven Empfindung. Auf die Weise, wie an Mencía, kann sich an jeder Frau das Schicksal erfüllen, die unter jenem Gesetze der Ehre steht. Den Tod der Desdemona konnte nur Desdemona sterben.

Dieselbe Aeusserlichkeit in der Auffassung des Tragischen zeigt der spanische Dichter in jenen kleinen Hebeln des tragisehen Eindrucks. Wie das Unglück der Mencía ein innerlich zufälliges ist, nicht aus ihrem Wesen folgt, so ist es auch äusserlich durch Zufall herbeigeführt. Selbst jene einfachste, furchtbarste Art des Tragischen, die Calderon sonst noch kon-

sequenter, mit grausamem Behagen ausbeutet, der Schein, dass die unvernünftigen Dinge wie eine schadenfrohe, tückische Macht mit hartnäckiger Beharrlichkeit auf das Schicksal der Menschen einwirken, selbst diese tritt uns im Arzt seiner Ehre entgegen. Der Dolch des Infanten hat eine verhängnissvolle Bedeutung. Im Othello scheint das Taschentuch des Mohren eine ähnliche Rolle zu spielen: aber nur im Aberglauben des Mohren. Desdemona fürchtet nicht das Taschentuch, sondern die verlorne Liebe ihres Mannes. Aehnlich verhält es sich mit den düstern Ahnungen, unter deren Einfluss Mencía von vorn herein steht, und die immer wiederkehren. Wie rührend ist die ähnliche Todesahnung der Desdemona, in ihrem Schwanenliede, als sie die Erinnerung an das Lied der Bärbel übermannt, freilich erst kurz vor ihrem Tode. In dem unverhältnissmässigen Nachdruck, der bei dem Spanier auf diese äusserlichen Formen des Tragischen gelegt ist, erkennen wir wieder, dass die Unendlichkeit der innern Welt, die sittliche Freiheit des Menschen, der wahre Gegenstand Shakspear'scher Tragik, bei ihm noch nicht zum Verständniss gekommen ist.

Dem Tragischen tritt in beiden Tragödien stellenweis das Komische gegenüber. Wir müssen auch dies mit einigen Worten berühren. Das Komische beruht bei Calderon auf der Figur des Dieners. Das ist ein heiterer geschwätziger Bursche, und in diesem Mangel spanischer Grandezza liegt eigentlich die ganze komische Wirkung der Persönlichkeit, die noch verstärkt ist durch den Mangel des Gefühls für Ehre. Dass „die zarten Ehrenpunkte auf Diener nicht passen," das ist das gescheidteste Wort, das er ausspricht. Bei Shakspeare treffen wir in einer kleinen Szene auf den Narren, und gleich dessen Komik ist eine wesentlich verschiedene. Shakspeare's Komik beruht auf freiem, willkührlichem Spiel mit Begriffen und deren Zeichen, den Worten: sie ist der vollständige Sieg des Subjects über das Objektive. Das tritt noch gewaltiger in der Comik Jago's hervor. Dieser ist ein so vollendeter Virtuos im Bösen, dass die Sicherheit seines Denkens und seine unbeschränkte Herrschaft über alle Ideen der Sittlichkeit ihm den unzweifelhaften Anstrich des Humors giebt, in dem Sinne, in welchem auch Mephistopheles voll Humor ist. Ihm sind nicht allein die

Menschen, sondern auch die Verhältnisse und Ideen Gegenstand freien Spieles. Die Komik eines Jago unterscheidet sich von der eines Coquin, wie tiefsinniger Humor von schaaler Spassmacherei. —

Wir haben so zwei Werke fast gleichzeitiger Literaturen in ihren wesentlichsten Beziehungen verglichen. Wir brauchen nicht erst auszuführen, wie sehr jene Hingebung des Individuums an starre Formeln, jene Unterdrückung der Natur zu Gunsten konventioneller Prinzipien, die Unselbstständigkeit des Einzelcharakters, wie wir sie bei dem Spanier finden, dem Wesen des Katholizismus entspricht: wie wir in jener freien Menschlichkeit, in der Selbständigkeit des Individuums, in der einfachen, allgemein gültigen Natur der Motive, wie sie bei dem Engländer hervortritt, die wesentlichen Züge der sittlichen Weltanschauung wiedererkennen, die der Protestantismus zur Herrschaft gebracht hat. Wenn wir beiden besprochenen Werken hohen poetischen Werth als vollendeten Denkmalen wichtiger Bildungsepochen der europäischen Menschheit zugestehen, wer wird es demjenigen, der innerhalb des protestantischen Bildungskreises steht, verdenken, wenn das Werk des englischen Dichters seinem Herzen näher liegt, seinem Urtheil höher steht, und wenn er nicht durchaus in die Begeisterung eines Schlegel für Calderon's katholische Kunst einstimmen kann?

L.

Probe einer neuen Uebersetzung

Parzivals von Wolfram von Eschenbach

nebst Rechtfertigung

Der Wunsch, das herrlichste Gedicht Wolframs in die heutige Sprache frei zu übertragen, ist mir erwacht, nachdem ich Simrocks und San Marte's Uebersetzungen durchlesen und ungenügend gefunden: Simrock, wegen der Härten, welche die gelehrte Treue mit sich bringt, San Marte, weil er in allzu bequemem Tone der neuen Zeit das Gepräge des Alterthums verwischt hat. Die wahre Treue ist, dem Dichter sein Ewiges zu erhalten; die falsche, an seiner vergänglichen Zeitstimme festzukleben.

Jacob Grimm will überhaupt gar keine Uebersetzung: es solle und müsse eben jeder Deutsche seine vaterländischen Dichter in der Urschrift verstehen. Wie aber, fragen wir, indem er den langen mühseligen Weg mit zweifelhaftem Erfolge durchwandert, den wenige Hochbegabte kaum vollendet haben, wie soll er Liebe und Verlangen tragen nach dem, was er nicht kennt? Er lerne es kennen, nicht auf weitem grammatischen Umwege, sondern durch die Näherung eines Richtweges, die ihm ein liebreicher Lehrer gebe. In Grimms Grammatik ist Altdeutsches, Lateinisches, Slavisches, Russisches, Keltisches, Nordisches, Alles ohne Uebersetzung aufgeführt. Wird nun verlangt, jeder, der jene unübertreffliche Grammatik studirt, solle alle jene Citate verstehen, so heisst das: sie sollen alle insgesammt Jacob Grimm sein. Eben so gut könnt' ich verlangen, jeder wohlgeborne Deutsche solle Bachsche Partituren und Eccardsche Festlieder vom Blatte lesen und verstehen: sie stehen an vaterländischem und menschlichem Werthe nicht unter

Wolfram, Walther und Ulfilas; und da das deutsche Volk ein ton- und sangreiches ist, so wäre meine Forderung nicht ungerechter, als jenes grimmige Verlangen urschriftlicher Lesung, das dem Volke die ursprünglich herrlichen Dichter verschliesst, statt sie zu eröffnen.

Im Simrock ist Vieles nicht verständlich aus sich selbst und wird in gelehrten Anmerkungen nachträglich erklärt. Eine volksthümliche Uebersetzung soll aber, wie Vossens Odyssee, aus sich selbst ohne Lehrer und Helfer verstanden werden. Dazu kommt, dass bei Simrock manche Schwierigkeiten doch nicht gelöst, manche unklare oder unpassende, ja ungeziemende Wörter gebraucht sind, von denen ich hier einige der auffallendsten anführe, deren unklaren Missklang ein volksthümliches Buch meiden muss; denn für die Gelehrten ists ja nicht geschrieben.

Simrock 2, 20, sein Treue hat so kurzen Schwanz.
113, 7, Zutscherchen — Lutscherchen.
119, 2, Encken.
127, 4, Ribbalein.
179, 12, Die vierte Einbuss ist sein Kauf.
183, 25, Wichhäuser.
191, 18, Schaub.
206, 1, Ebenhöhe, Mangen.
209, 14, schart.
212, 15, Schwenkel.
247, 28, Flans.
260, 6, Schiebe.
313, 6, Der Freuden Hagelschauer.
316, 28, Freudenziel des Leids Gewähr.
317, 24 — 28. weitfängig. — fängig Fach.
319, 2, fiere.
619, 25, Kurtois (672, 25. 727, 18.)
668, 2, Rotten die quecken.
778, 20, Geneit.
788, 1, waiser.
796, 5, florie.
800, 17, Buckeram.
802, 20, Kolzen (705, 12. 684.)

Andrer Seltsamkeiten nicht zu gedenken, wie der rein Französischen Worte und Ausrufe, die ein einfältiger Deutscher Bürgersmann gar nicht versteht oder doch unrichtig auffasst, als: o we und heia hei! avoy! — fils du roi. — beaucorps. — reine de France. — fiance. — bea fiz.

Dagegen sage ich Simrock Dank für folgende 22 Verse, die ich von ihm entlehnt habe, weil sie nicht schöner übersetzt werden konnten:

3, 12. — 4, 15. — 91, 5. — 101, 13—20. — 119, 29. — 141, 26. — 161, 22. — 170, 12. — 188, 28. — 198, 2. — 480, 26. — 515, 25. — 537, 5. — 544, 4. — 555, 6. — 606, 21. — 607, 2. — 718, 26. — 737, 14. — 777, 11. — 787, 1. — 810, 10. —

Bei der Art und Weise meiner Reime wird der gemeine Mann keinen Anstoss finden, der Gelehrte freilich die Strenge der wolframschen Zeit vermissen. Hiefür ist doppelte Entschuldigung. Zuerst das seit Schiller und Göthe, eigentlich schon seit dem 15. Jahrhundert an geistige mehr als sinnlich schöne Reime gewöhnte Ohr: und wer wollte, was Luther und Göthe gedichtet, missen, oder bessern, damit es dem ungetrübten aber doch einmal verlorenen Tone erster Jugendzeit anklinge? Wenn Luther spricht:

O Herr erhör mein Rufen

. . . .

und meiner Bitt sei offen;

wenn Göthe reimt: Medicin und Bemühn, entzücken und erquicken, Wiesen und fliessen und grüssen, sehn und Höhn, kühn und hin, so wird Niemand behaupten, dass solche Reime den reinen Wohlklang eines Waltherschen Kreuzliedes übertreffen. Aber noch weniger wird Jemand die Sprache Luthers und Göthes auslöschen, tadelnd vernichtigen wollen, weil sie ein geistiges Tonspiel neben das sinnliche gestellt und damit dem Deutschen evangelischen Geiste einen neuen Ausdruck gewonnen hat. Wer daher Reime wie zehrt und stört mit strengritterlichen vertauscht wissen will, der macht überhaupt unserer Sprache unmöglich dem alten Wolfram nachzuringen, und Alles nur um den trockenen Spass, unseren Ahnen ein grammatisches

Denkmal zu setzen. Von solcher Pedanterie ist auch Simrock frei, der reimt: fest und lässt; Mann und empfahn; fragen und jagen; schien und dahin — nur auf den ersten Seiten seiner Uebersetzung.

Ein zweiter gewichtiger Grund, die alterthümliche Strenge nicht für ein stählernes Gebiss zu achten, liegt aber darin, dass Wolfram selbst unächte Reime hat, die wie Assonanzen wirken, zum Theil geradezu Assonanzen sind. Zum Beispiel 417, 21, ougen—rouben; 119, 16 halb—bald; 397, 15 vil—hin; 236, 17 ersten—hêrste; 236, 17 fianze—gurnemanzen;*) ausserdem die häufigen Fälle wie weist—reis; strîtes-rîtest; forhten—porten; und die reimgemäss wechselnden Formen Bretun—Breton; Asagouch—Asagog. — Schwieriger ist dem heutigen Gehöre der Wechsel jambischer und trochäischer Anfänge zu fassen, da wir seit bald dreihundert Jahren gewohnt sind, diese schärfer zu scheiden, als das ältere Gesetz forderte. Um hier nicht Verwirrung zu stiften und den Vortrag zu erschweren, habe ich gewöhnlich längere Stücke im selben Masse einhergehen lassen und selten in zwei gereimten Zeilen verschiedenes Mass, beim Wechsel aber jeder Zeit zu Anfang entschiedene Trochäen oder Jamben (vàter—gèliebt) angewendet.

Noch bedarf es einer Rechtfertigung wegen der Verkürzungen und Weglassungen. Dieses ist nicht mit Willkür geschehen, sondern nur da, wo lange Namenreihen unbekannter nur einmal genannter Oerter, Länder und Helden zum äusseren, damals zeitgemässen Schmuck dienten. Ist doch einmal eine Anzahl Edelsteine in 30 Zeilen hergezählt, davon wir nicht ein Drittel, und selbst der gelehrte Mineralog kaum die Hälfte kennt. Solcher Schmuck würde unsern Leser belästigen, und die Freude des Genusses nicht fördern, sondern hemmen. Wer hier der Vollständigkeit bedarf, der bedarf des Originals. Kein grösserer Lohn könnte dieser Uebertragung zu Theil werden, als wenn sie lockte, dass Original zu lesen.

---

*) In Lachmanns Ausgabe 1833 stehen diese Beispiele zum Theil anders: 417, 21 steht gelouben—ougen; 236, 17 steht ohne Variante êrsten—hêrsten. Das zweite und letzte derselben stehen nicht an der angegebenen Stelle.

Anmerkung der Redaction.

Parzival das Kind.

114, 5 Wer von den Weibern übel spricht,
Der hält ein ungerecht Gericht;
Wer alle Weiber Heilge nennt,
Dessen Thorheit helle brennt.
Das freuet mich, wo Einer preist
Die, so ihm keusche Minn erweist.
Mein Zorn ist immer neue
Gegen die Ungetreue,
Seit ich sie einmal wanken sah;
Drum muss ich tragen der Weiber Hass.
O wehe, warum thun sie das?
115 Dessen Ehr ist schlecht bestellt,
Der alle Frauen in der Welt
Verschmäht um eine Frauen.
Doch die mich recht will schauen
Mit ehen und mit Hören,
Die werd ich nicht bethören.
Schildes Amt ist meine Art.
Wenn mein Ehr gekränket ward,
Die mich dann liebt um Gesang,
Die dünket mich im Herzen krank.
Trag ich nach Weibes Minne Begehr,
Wenn ich dann nicht mit Schild und Speer
Verdienen mag ihrer Minne Sold,
So mag sie sparen ihre Huld.
Traurigkeit mein Herz bewegt,
116, 5 Dass Manche Weibes Namen trägt,
Die durch Falschheit lüget Leid;
Treue ziemet der Weiblichkeit.
Viele sagen, Armuth
Sei zu keinem Dinge gut.
Doch wer die um Treue leidet,
Höllenfeur des Seele meidet.
Armuth trug ein Weib um Treu,
Dafür sind ihr ewig neu
Gaben im Himmelreich gegeben.
Ich glaube dass nur Wenige leben,
Die jung der Erden Reichthum
Liessen um des Himmels Ruhm.
Frau **Herzeleid**, die Reiche,
Verliess ihr Königreiche.
117 Ein Nebel war ihr die Sonne,
Sie floh all weltliche Wonne;
Ihr war gleich so Nacht als Tag,

Immer sie sehnenden Kummer pflag.
Ihre drei Lande verliess sie bald
Und zog in einen öden Wald
Zur Wildniss von Soltane:
Nicht um Blumen auf dem Plane —
Jammer füllt' ihr Herz so ganz,
Ihr verblich aller Freuden Kranz,
Kummer fand sie überall. —
Zum Wald nach langem Irrsal
Da brachte sie ihr liebes Kind.
Und alle Diener, die bei ihr sind,
Die dürfen nur den Acker bauen.
So wollt sie sich getrauen,
Ehe noch das Knäblein käm zu Sinnen,
Für ihre Zucht ihn zu gewinnen.
Und allen Dienern, Mann und Weib,
Denen gebot sie bei Ehr und Leib,
Ihm alle Ritterschaft zu hehlen:
„Das würde mir mein Herze quälen,
Erführe Gamuretes Kind,
Was kühne Ritterthaten sind."
So gebot sie streng und hart.
Also der Knab verborgen ward
118 Zur Wildniss von Soltan erzogen,
An königlicher Art betrogen;
Nur Bolzelein und Bogen
Die schnitt er mit sein selbes Hand
Und schoss viel Vögel, die er fand.
Wenn aber er den Vogel erschoss,
Des Schall von Sange war so gross,
So weint er sehr und raufte gar
Sein reiches blondgelocktes Haar.
Sein Leib war schön, klar und stolz.
An dem Bach im nahen Holz
Wusch er sich alle Morgen.
Er hatte nichts zu sorgen
Es wäre denn der Vögel Sang,
Des Süsse in sein Herze drang:
Das dehnte ihm sein Brüstelein.
All weinend er lief zur Königin.
Sie sprach: „Wer hat Dir was gethan?
Du warst hinaus in Busch und Plan."
Er konnte ihr es sagen nicht,
Wie Kindern leichtlich wohl geschicht.
Dem Dinge ging sie lange nach.
Eines Tages sie ihn schauen sah

Zum Baum empor nach der Vögel Schall.
Sie ward wohl inne, dass zerschwoll
Von deren Stimme ihr Kindes Brust,
Der hörte zu mit inniger Lust.
Frau Herzeleid kehrt ihren Hass
An die Vögel, wusste nicht, um was.
91 Da liess sie Bauer und Knechte gahn
Die Vögel zu würgen und zu fahn.
Die Vögel waren gut beritten,
Gar vieles Sterben ward vermieden,
Die meisten blieben unversehrt,
Und nach wie vor ihr Lied man hört.
Der Knappe sprach zur Königin:
„Wes zeihet man die Vögelein?
Er bat um Gnade für sie zur Stund.
Seine Mutter küsst ihn auf den Mund
Und sprach: „Was wende ich sein Gebot,
Der doch ist der höchste Gott?
Solln Vögel um mich Trauer empfahn?"
Der Knappe sprach zur Mutter dann:
„Sage, Mutter, was ist Gott?"
„Sohn, ich sag dirs ohne Spott,
Er ist viel lichter, denn der Tag,
Der einst sein ewig Schweigen brach,
Erschien auf dieser Erde Grund
Und sprach durch seines Sohnes Mund.
Den flehe an in aller Noth:
Sein Treue der Welt stets Hülfe bot.
Dagegen den Schwarzen in der Hölle,
Von den ab kehre deine Seele,
Und von ihm deine Gedanken,
Und auch von Zweifels Wanken."
Seine Mutter unterschied ihm gar,
Was finster ist, was licht und klar.
120 Drauf fröhlich er zum Walde sprang.
Er lernte des Jagdspeeres Schwang,
Damit er manchen Hirsch erschoss,
Davon seine Mutter und Volk genoss.
Da zeigt sich früh des Mannes Kraft:
Was er erlegt mit leichtem Schaft,
All unzerwirket heim ers trug,
Des hätt' ein Saumthier Last genug.
Eins Tages ging er den Weidegang
In einem Thale, das war lang,
Und brach vom Baum sich einen Zweig;
Da nahe bei ihm ging ein Steig;

Da hört er Schall von Hufes Schlägen.
Sogleich begann er die Lanze zu wägen
Und sprach: „Was hab ich da vernommen?
Wie? sollte gar der Teufel kommen
Mit Grimm so schwarz und zorniglich?
O den bestünd' ich sicherlich.
Meine Mutter schrecklich von ihm sagt;
Wohl ist ihr Kraft und Muth verzagt.
So stand er stolz voll Kampfbegehr,
Nun seht, da kamen getrabet her
Drei Ritter in hellem Waffenglanz
Von Kopf zu Fuss gewappnet ganz.
Der Knappe wähnte sonder Spott,
Dass ihrer Jeder wär ein Gott.
Da stund er auch nicht länger hie,
In den Pfad er fiel auf seine Knie,
121 Laut rief der dumme Knabe dann:
„Hilf Gott, du magst wohl Hülfe han."
Der erste Ritter zornig sprach,
Wie dort der Knapp im Pfade lag:
„Der wälsche Bub bethöret
Uns schnelle Reise wehret."
Der Ruhm, den sonst wir Deutsche tragen,
Den muss ich von den Wälschen sagen:
Die sind viel dümmer, als Bairisch Heer,
Doch auch so mannlich stolz an Wehr.
Wenn daraus ein tüchtger Ritter wird,
Die Zucht an ihm ein Wunder gebiert.
Dann ritten sie eilig durch das Thal
Die drei glänzenden Ritter allzumal'.
Die waren noch nicht weit entronnen,
Da sah er auf dem Pfade kommen
Einen fürstlichen Ritter hoch zu Pferd,
Der eilig von ihm Botschaft begehrt:
122 „Junkherre, saht ihr vorüberfahren
Zween Ritter, die sich nicht bewahren
Mochten an ritterlicher Ehr'?
Die ritten vor mir eilig her.
An Ehr' und Würdigkeit verzagt,
Sie führen raubend eine Magd."
Der Knapp rief wieder sonder Spott:
„Nun hilf mir, hülfereicher Gott!"
Der Fürste sprach: „Ich bin nicht Gott,
Leist' aber gerne sein Gebot.
123 Wenn du das Rechte könntest spähen,
Du würdest in mir den Ritter sehen."

Der Knappe fragte fürbass:
„Du nennest Ritter; was ist das?
Hast du denn keine Gotteskraft,
So sage mir, wer gibt Ritterschaft?“
„Das thut Artus, der König reich,
Junkherr, kommt ihr in das Bereich,
Der bringet euch an Ritters Namen,
Dass ihr euch nimmer dürfet schamen.
Ihr mögt wohl sein von Ritters Art.“
Von dem Helden er beschauet ward
Ein herrlich Gottes Ebenbild,
So stolz und klar, so schön und mild.
Aber sprach der Knabe dann
Und sah den Ritter lächelnd an:
„Ei, Ritter gut, was soll das sein?
Du hast so manches Ringelein
An deinen Leib gebunden
Dort oben und hie unten,
So glänzend anzuschauen,
Meiner Mutter ihr' Jungfrauen
Ihr' Ringelein an Schnüren tragen,
Die nicht so ineinander ragen.“
124 Der Fürst ihm zeigete sein Schwert:
„Nun sieh, wer von mir Kampf begehrt,
Desselben wehr' ich mich mit Schlägen.
Gegen die seinen ich muss anlegen
Einen Harnisch, für Schuss und Stich
Muss ich also wappnen mich.“
Da antwort't ihm der Knappe schnell:
„Wenn die Hirsche trügen solch ein Fell,
Da brächte mein Jagdspeer wenig Noth;
Nun fällt doch mancher von mir todt.“
Da sprach zu ihm Fürst Karnachanz:
„Du Mannesschöne Blumenkranz,
Gott walte und Gott hüte dein!
O wäre solche Schönheit mein!
Dir hätte Alles Gott gegeben,
Hättest du auch Vernunft daneben;
Die liegt Dir ferne, Gott hüte Dich.“
Drauf ritt der Herre eiliglich
Und kam so fürder jagend bald
Zu einem Felde mitten im Wald.
Da fand er Herzeleidens Knechte,
Denen schmeckt' die Arbeit herzlich schlechte:
Sie quälten sich mit Egg' und Pflug
Und droschen die Ochsen derb genug.

125 Der Fürst ihnen guten Morgen bot,
Und fragt, ob sie gesehen Noth
Eine Jungfrau leiden.
Sie konnten's nicht vermeiden.
Was er fragte, das ward gesagt:
„Zween Ritter, Herr, und eine Magd
Hier ritten diesen Morgen.
Das Mägdlein fuhr mit Sorgen.
Die Sporen sie kräftig rührten,
Die diese Jungfrau führten."
Das war der Räuber Maljacanz.
Ihn ereilte Karnachanz
Und stritt ihm die Geraubte ab,
Der er Freund' und Freiheit wiedergab.
Frau Herzeleidens Bauern
Befiel verzagtes Trauern.
Sie sprachen: „Weh, was ist geschehn!
Hat unser junger Knappe gesehn
Die Ritter in heller Rüstung stehn,
So wird es übel uns ergehn!
Weh, dass der Knab hinaus mit lief
Heut morgen, da die Mutter schlief!"
Der Knappe fragte nicht mehr, wer schoss
Im Wald die Hirsche klein und gross:
Heim kehrt er zu der Mutter wieder
Und sagt ihrs an. Da stürzt sie nieder:
126 Seiner Worte sie so sehr erschrak,
Dass sie ohnmächtig vor ihm lag.
Da aber die Königinne
Wieder kam zu Sinne,
Da hub sie an trüb und verzagt:
„Mein süsser Sohn, wer hat dir gesagt
Von ritterlichem Orden?
Wie bist du's inne worden?"
„Vier Männer sah ich hell wie Licht,
So wie dein Mund von Gott mir spricht,
Die sagten mir von Ritterschaft;
Nun soll mir Artus Königskraft
Nach ritterlichen Ehren
Wohl Schildes Amt und Pflichten lehren."
Die Mutter drauf eine List erdacht,
Wie sie ihn von dem Willen bracht.
Wie nun der thörge Knabe werth
Von der Mutter erbat ein Pferd,
Da dachte sie: „Ich wills nicht versagen,
Aber ein schlechtes soll ihn tragen.

In der Welt gar viele Spötter sind,
Drum Narrenkleider soll mein Kind
An seinem lichten Leibe tragen;
Wird er geraufet und geschlagen,
Dann kommt er wieder zur Mutter heim."
127 Grob Sacktuch nahm sie aus dem Schrein
Draus schnitt sie ihm für Leib und Bein
Hosen und Hemd, so anzusehn,
Wie die Narren in Kleidern gehn.
Auf den Kopf eine Narrenkappen,
Strümpfe und Schuh von Kalbshautlappen,
Wer den Knappen also sah,
Mehr weinen als lachen mocht er da.
Ehe das Kind von dannen fährt,
Die Mutter weiblich ihn belehrt:
„Auf ungebahnten Strassen
Sollst du dunkle Wege lassen:
Die Furth muss seicht und lauter sein,
Da du magst kühnlich reiten hinein.
Du musst mit höflichen Sitten
Den Leuten Grüsse bieten.
Wenn dich ein alter weiser Mann
Zucht will lehren, der es wohl kann,
Dem folge gern und williglich.
Kannst du aber sittiglich
Erwerben gutes Weibes Gruss
Und Ring, da bitt um ihren Kuss
128 Und fass und liebe sie hochgemuth;
Treue Liebe ist höchstes Gut.
Noch sag ich Dir, eh' wir scheiden, —
Ich musst es eben leiden —
Fürst Löchlin hat geraubt zwei Land,
Die sollten dienen Deiner Hand;
Deine Leute hat er geschlagen todt;
So bist du arm: behüt Dich Gott."
„Das räch' ich, Mutter, so Gott will:
Er ist meines Speeres erstes Ziel."
Am andern Tag bei Morgens Schein
Schlug er die Fahrt zu Artus ein.
Noch fasst und küsst ihn Frau Herzeleid,
Wohl kam ihr tiefstes Herzeleid.
Dann ritt der fröhliche Knappe fort.
Die Mutter stand schauend an dem Ort.
Dann fiel sie nieder in sehnender Noth,
Da fasste sie der stumme Tod.
O wohl ihr, dass sie Mutter ward.

So fuhr die letzte Lebensfahrt
Die Wurzel aller Güte,
Der Demuth blühende Blüthe.
Nun fuhr der Knappe wohlgethan
In den Wald von Breziljan.

Aurich. Dr. E. Krüger.

Kritik des Lustspiels
Les contes de la reine de Navarre
ou la revanche de Pavie
par Scribe et Legouvé

rücksichtlich der Composition.

Motto: Conservez à chacun son propre caractère,
Qu'en tout avec soi-même il se montre d'accord
Et qu'il soit jusqu'au bout tel qu'on l'a vu d'abord.

Boileau „art poétique."

Bevor ich die Aufmerksamkeit der Leser dieser geschätzten Zeitschrift auf den eigentlichen Gegenstand meiner Abhandlung hinleite, will ich über das zu behandelnde Lustspiel in historischer Beziehung nur Folgendes bemerken.

Die neuere ästhetische Kritik hat mit Recht das Verhältniss der Geschichte zur Poesie dahin festgestellt, dass da die geschichtlichen Charaktere, die Organe des Weltgeistes, die Repräsentanten einer nothwendigen und darum berechtigten Geistesbewegung seien, die historische Wahrheit mit der poetischen in den grossen Phasen der Weltgeschichte zusammenfallen müsse; weil aber die historische Wirklichkeit noch mit groben, unreinen Stoffen, die an jede geschichtliche Entwickelung anschiessen, versetzt sei, so könne die Aufgabe des Dichters nur die eines chemischen Künstlers sein, welcher die Sonderung vorzunehmen habe, um die geschichtliche Form in ihrer reinen, durchsichtigen Form erscheinen oder den historischen Charakter als Träger derselben in seinem fest ausgeprägten Kerne hervor-

treten zu lassen (H. Th. Rötscher „Das Recht der Posie in der Behandlung des geschichtlichen Stoffes“ S. 33 ff.). — Die historische Gestalt Karl's des Fünften musste sich daher verzerren — wie es in dem zu besprechenden Stücke geschehen ist — sobald sie in ihrer kühnen, ernsten Entschlossenheit, welcher die List nicht fremd war, als Spielball der Intriguen französischer Diplomatie dargestellt wurde, um die Fiction einer „revanche de Pavie“ an dem Kaiser selbst vollziehen zu können, — einer Diplomatie, welche die Staël-Holstein „de l'Allemagne“ I. partie chap. II so gezeichnet hat: „On a vu souvent chez les nations latines une politique singulièrement adroite dans l'art de s'affranchir de tous les devoirs; mais on peut le dire à la gloire de la nation allemande, elle a presque l'incapacité de cette souplesse hardie qui fait plier toutes les vérités, pour tous les intérêts, et sacrifie tous les engagements à tous les calculs.“ — Wie spiessbürgerlich, wie precär erscheint die Politik des mächtigsten Fürsten damaliger Zeit, dessen ehrgeizige Entwürfe eine Welt umfassten, wenn ihm in der Schlussscene des Lustspiels die Worte in den Mund gelegt werden: „je suis charmé (?!) en même temps d'avoir a lui (= à la cour) faire part d'une autre nouvelle, sur laquelle j'attends ses félicitations (!): tous nos différends avec la France et avec son roi sont enfin heureusement terminés par le mariage (!) d'Eléonore d'Autriche, ma soeur, avec le roi François I.“ — In welcher Trivialität stellt sich uns hier der grosse Staatsmann dar, welcher in Folge einer listig herbeigeführten und somit ihn verletzenden Vermählung seiner Schwester mit dem Könige von Frankreich alle Differenzen, welche zwischen ihm und Franz I. bisher vorhanden gewesen waren, als beendet erachtet, während doch jeder Friedensschluss mit seinem Gegner nur die Bedeutung einer kurzen, thätigen Rast haben konnte, um mit erneuter Energie denselben auf Leben und Tod zu bekämpfen. —

Ich gehe jetzt zur nähern Betrachtung des Stückes in der auf dem Titel angegebenen Beziehung über. — Man kann nicht läugnen, dass das in Rede stehende Drama sich sowohl durch sehr gewandte Combination historischer Facta und erdichteter Züge als auch durch Eleganz der Sprache auszeichnet. —

Diesen Umständen mag es seine günstige Aufnahme von Seiten deutscher Bühnenrepertoire und der Lesewelt französischer Theaterstücke verdanken, wie es die vierte Auflage (1858) im „Théâtre français publié par C. Schütz“ darthut. - Die eben angedeuteten Vorzüge vermögen uns aber nicht für Mängel in der Composition, d. h. der genauen Abwägung und Berechnung der einzelnen Theile, welche in einem harmonischen Zusammenhange unter einander und mit der Idee des Stückes stehen müssen, zu entschädigen. — Jedem Unbefangenen wird dieser Verstoss um so mehr auffallen, als es hier zwei Männer sind — ja es finden sich oft drei, wie z. B. im „Bourgmestre de Sardam“ — welche sich der Composition unterzogen haben, wodurch Fehler gegen die Wahrscheinlichkeit des Inhalts der einzelnen Scenen zu einander offenbar leichter hätten vermieden werden können.

Ich betrachte natürlich nur diejenigen Theile des Lustspiels, welche für den Nachweis des behaupteten Compositionsfehlers erforderlich sind.

In Act I, Sc. 8 finden wir eine Unterredung zwischen Eleonore, der Schwester Karl's V., und Margaretha, der Schwester Franz I., welche nach Madrid geeilt war, um ihren Bruder zu besuchen und ihn durch ihre weibliche Schlauheit, mit der sich eine hervorragende geistige Reife paart, wo möglich aus dem finstern Kerker zu befreien. — Aus dem Ende des Zwiegespräches der beiden oben erwähnten Damen stellt sich deutlich heraus, dass Eleonore in Franz I. verliebt ist — eine Neigung, die soweit gediehen war, dass sie sich häufig in's Gefängniss des französischen Königs, wie es aus dem Schlusse des Stückes hervorgeht, heimlich begeben hatte. — Dass eine Andeutung in dieser Beziehung schon in der vorliegenden Scene vorhanden ist, geht aus Folgendem hervor: Eleonore schildert die Lage Franz I. seiner Schwester auf eine höchst ergreifende Weise: „vous ne savez donc pas que depuis deux mois — le roi de France, séparé de tous ses serviteurs, est renfermé dans une tourelle étroite et obscure .... ou plutôt dans un cachot ... en proie à toutes les tortures, livré au désespoir, ne croyant plus jamais revoir ni la France ni sa sœur qu'il appelle .... une fièvre ardente le dévore en ce moment, ses

jours sont en danger, et ni l'empereur ni le conseil de Castille n'en sont instruits; ses geôliers seuls connaissent la vérité et la cachent à tous les yeux.“ — Woher konnte Eleonore so genau die verzweifelte Lage Franz I. kennen? Nehmen wir für den Augenblick an, dass es ihr durch die Wächter hätte mitgetheilt werden können, so wäre es in diesem Falle doch unnöthig gewesen, der Margaretha gegenüber die Verschwiegene zu spielen; ja, sie antwortet auf die Frage der letzteren, woher sie seine Lage so genau kenne, „qu'importe, je le sais.“ —. Allein dürfte nicht Eleonore, als Schwester Karl's V., sich in ihrem Ansehen, in ihrer Würde beeinträchtigt haben, wenn sie sich bei den Kerkerwächtern direct oder indirect nach dem Befinden des französischen Königs erkundigt und dadurch ein inniges Interesse für ihn verrathen hätte? — ein Interesse, das sich schwer vereinigen liesse mit ihrem fest ausgesprochenen Entschlusse, in's Kloster zu gehen, als ihr Bruder Karl V. sie zwingen will, sich mit dem Connetable von Bourbon zu vermählen. Wie soll man die Aeusserung Eleonorens fassen, dass nur die Wächter die Verzweiflung Franz I. kennen und sie vor Aller Augen (à tous les yeux), also auch vor den ihren, der Eleonore Augen, verbergen? — Zu vergleichen Act II, Sc. 2, wo Guattinara sagt, nachdem der Kaiser geschwankt hatte, ob er das über den gefahrvollen Zustand des französischen Königs verbreitete Gerücht auf die Unvorsichtigkeit seines Ministers oder die Indiscretion der Wächter zurückführen müsse: ils (= les gardiens) sont plus prisonniers que leur captif, et ne sortent pas d'ici; c'est moi seul, qui communique avec eux.“ — Warum ruft Eleonore verzweifelnd aus, als Margarethe die Frage an sie gerichtet hatte, woher die Lage Franz I. ihr bekannt wäre: „si je viens sous le sceau du secret et sur le salut de mon âme vous dire à vous Marguerite, ne parlez pas de moi, ne me trahissez pas, mais sauvez votre frère qui se meurt — me croyez-vous maintenant? Woher Eleonorens Aufregung, welche soweit geht, Margarethen zu beschwören, dass sie ihrer nicht erwähnen, ja sie nicht verrathen möge; sie solle vielmehr ihren Bruder retten, der im Sterben liege? — Eleonore fürchtet also schon die einfache Erwähnung ihrer

Person in Bezug auf Franz I., als Verdacht erregend. — Warum denn? Weil sie annehmen musste, dass die Meinung der intriguanten und von der chronique scandaleuse lebenden Hofleute, sie habe zu dem Könige von Frankreich eine tiefe Neigung gefasst, dadurch an Bestand gewinnen und sie somit schwer compromittiren müsste. — Erinnern wir uns des Empfanges Franz I. in Madrid, wie ihn Guattinara seinem Kaiser schildert: „nos marquises, nos duchesses, ce qu'il y avait de plus élevé à la cour, à commencer par la princesse Éléonore, votre sœur, venaient chaque jour rendre hommage au vaincu de Pavie (Act I, Sc. 1), so werden wir es natürlich finden, dass dieses hervorragende Interesse der Prinzessin für den französischen König dem übrigen Hofe eben so wenig werde haben entgehen können, als dem Minister. — Dürfte aber wohl dem Scharfsinne einer Margarethe verborgen bleiben — was jedem Leser aus den oben angeführten Worten klar geworden sein wird, dass Eleonore im Kerker Franz I. gewesen ist? Muss es daher nicht auffallen, dass Margarethe später im Zwiegespräche mit ihrem Bruder im Gefängnisse, als dieser ihr mittheilt (Act II, Sc. 6): „Imagine-toi, ma mignonne, qu'une nuit, pendant mon sommeil, il me semblait voir une femme jeune et belle se pencher vers moi — une nuit seulement, il y a un mois, je me débattais contre la fièvre et le délire .... quand tout-à-coup, en étendant mon bras hors du lit, je sens sur ma main une larme — ... Je veux jeter un cri. Silence! me dit-on à demi-voix ... C'est moi! — Vous! — ma bienfaitrice? — Oui, pour vous soigner. — Mais, qui êtes-vous? — Je ne puis le dire ni à vous ni à personne, sans me perdre“ (vgl. denselben Gedanken im Zwiegespräche Margarethens mit Eleonoren Act I, Sc. 8) — ich sage, ist's nicht befremdend, dass Margarethe sich während dieser Mittheilung Franz I. der oben angeführten Worte Eleonorens nicht erinnert und somit auf sie verfällt? — Ja, dürfte nicht in eben dem Acte I, Sc. 8 eine sichere Andeutung für Margarethe vorhanden sein, dass Franz I. der Gegenstand der Liebe Eleonorens sei?

Ich denke hiebei an das folgende Zwiegespräch: Marg. N'y aurait-il pas, au fond de votre haine pour le connétable ....

quelques sentiments plus tendres .... pour un autre? Eleon. (vivement) Oh! non. Marg. Prenez garde .... si vous le niez avec tant de vivacité .... je vais croire que j'ai rencontré juste. Eleon. Quoi! vous pourriez supposer? Marg. (avec un soupir). Je suppose toujours avec les jeunes veuves comme moi — et cela pour cause. Eleon. (étourdiment). Quoi! vous aimeriez aussi? Sollte wohl der Margarethe diese Etourderie, welche die Frage Eleonorens begleitet, haben entgehen können? Ist's wahrscheinlich? Nein! denn sie fährt lächelnd fort: Aussi! Eleon. (confuse [warum? weil sie sich verrrathen zu haben glaubte] et à part). O. ciel! Marg. (vivement). Ne vous effrayez pas, je n'en dirai rien. — Konnte Margarethe so sprechen, wenn die Aufregung Eleonorens ihr nichts verrathen hätte? Marg. Voyons .... (avec un sourire d'interrogation) il est beau? (Eleon. fait signe que oui.) Brave? (Eleon. même geste.) Digne de vous par le rang? — Eh! oui! Wer konnte wohl dem Range nach würdig sein der Schwester eines Karl's V, in dessen Reiche die Sonne nie unterging? Doch wohl nur ein regierender Fürst. — Wir haben aber die Vermuthung, dass Margarethe bei der letzten Frage an ihren Bruder gedacht habe, zu urgiren nicht nöthig, da ohnehin Beweise aus dem Act 1, Sc. 8 beigebracht worden sind, welche eine sichere Andeutung der Liebe Eleonorens zu dem Könige von Frankreich und ihre Besuche in seinem Kerker genügend darthun. — Fragen wir, ob es nothwendig war, dass Margarethe durch Eleonore von dem tiefen Schmerz ihres Bruders unterrichtet wurde, so müssen wir es durchaus verneinen, denn Margarethe konnte ohnehin sich die Verzweiflung des stolzen, jetzt tief gebeugten Königs denken und hätte sich durch ihre geistige Ueberlegenheit leicht den Zugang zum Kerker des gedemüthigten Königs verschafft; war es doch der Zweck, wie sie selbst es sagt, ihrer Reise nach Madrid, ihren Bruder sogar aus dem Gefängnisse zu befreien, ihn mit sich nach Frankreich zu führen (Act 1, Sc. 5: „mon frère, mon frère bien aimé, moi qui en quittant notre pays, avais juré de te délivrer, de te ramener avec moi!). Dass es einer bezüglichen Mittheilung und daran sich schliessenden Aufforderung von Seiten Eleonorens gar nicht bedurfte (sauvez votre frère qui se meurt), geht aus

der hinreissenden Rede der Schwester Franz I. im spanischen Ministerrathe, der Audienza, hervor, durch welche sie sämmtliche Glieder desselben, den Kaiser selbst nicht ausgenommen, so unwiderstehlich zu fesseln wusste, dass alle sich drängten, die ohne Lösegeld zu erfolgende Freilassung Franz I. zu bewilligen. — Margarethe hatte wenigstens in Folge der allgemeinen Begeisterung, welche ihre Rede hervorgerufen hatte, den freien Zutritt zu ihrem Bruder erlangt.

Gehen wir jetzt zur Hutscene über (Act III, Sc. 11). Wir sehen Karl V. mit Margarethe Schach spielen, während Isabella, des Kaisers Braut, in der Nähe sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. — Margarethe erzählt dem Kaiser, dass sie neuen Stoff zu einer Erzählung (conte) entdeckt habe; ihr aber der schürzende Knoten, die Entwicklung (dénoûment) fehle. Karl erbietet sich, ihr bei der Auffindung desselben behilflich zu sein. Im Verlaufe seines Gespräches mit Margarethe und Isabella gelangt er zu der Aeusserung, dass er allein den Knoten und — was noch mehr sei — den Helden des Abenteuers kenne, nämlich Guattinara, welcher vor einer Stunde den Hut Karl's V. aus Versehen genommen hatte. — Margarethe ruft hierbei aus: „Lui! chez Sanchette!“ — Wie verhält sich Isabella, deren Verhältniss zu Guattinara wir freilich kennen, dieser Aeusserung des Kaisers gegenüber? Sie stösst, als sie den Namen des Ministers hört, einen Schrei der Entrüstung aus (poussant un cri d'indignation). Ja, als der Kaiser die Bemerkung macht, er habe geglaubt, dass sein Minister kalt, gleichgiltig gegen die Frauen sei — wir verweisen auf die von Seiten Karl's gleich zu Anfange des Stückes an Guattinara gerichteten Worte, als er ihm die Motive angiebt, warum er ihn vor allen andern zu seinem ersten Minister erwählt habe — mais toi, Guattinara, impassible et froid — ich sage, bei der Bemerkung des Kaisers, dass er seinen Minister für indifferent gegen die Frauen gehalten habe, ist Isabella einer Ohnmacht nahe. Als sie ausruft, c'est indigne,“ bemerkt die schlaue Margarethe lächelnd: „pas tant, il faut de l'indulgence“ und der Kaiser, ebenfalls lächelnd, äussert, mit bitterem Hohne zu Isabella gewendet: vous prenez cela trop vivement, tant qu'il n'aura pas d'inclina-

tion plus sérieuse que Sanchette sc. passe encore. — Aus dieser kurzen, für unsern Zweck aber genügenden Anführung der zwischen den drei Personen dieser Scene gewechselten Worte ergibt sich ein inniges Verhältniss Isabellens zu Guattinara. — Des Kaisers Worte sind in dieser Beziehung um so schneidender, als man sich erinnern wird, dass sie in Rücksicht auf das frühere Antreffen des Ministers in den Gemächern der kaiserlichen Braut ausgesprochen sind. — Man denke an die Verwirrung Guattinara's bei der Anfrage des Kaisers (Act III, Sc. 4: Toi, ici, Guatt.? G. (troublé). Oui, Sire! — Votre auguste fiancée me donnait des nouvelles — c'est-à-dire c'est moi qui apportais à son altesse etc.), was er hier zu thun habe. Zugegeben, dass das Beissende der letzten Worte Karl's V. (tant qu'il n'aura pas d'inclination plus sérieuse que Sanchette), als in Bezug auf Isabella gesagt, der Margarethe habe entgehen können, so wird man doch einräumen müssen, dass ihre Aeusserung an Isabella „pas tant, il faut avoir de l'indulgence" eine Malice enthalte, welche doch nur darin ihren Grund haben kann, dass sie die empörte Stimmung der Isabella, welche einer Ohnmacht nahe ist, aus der Treulosigkeit Guattinara's gegen Isabella hergeleitet haben wird. Sollte wohl der klugen Margarethe das Vorhandensein eines zarteren Verhältnisses beider haben entgehen können, da die künftige Kaiserin mit einer so ungeheuren Aufgeregtheit die Entdeckung der Untreue des Ministers aufnimmt? Konnte dem Scharfblicke einer Margarethe verborgen geblieben sein, was der Kaiser sogleich entdeckt und mit Spott verfolgt? und thut nicht Margarethe dasselbe, wie wir eben gesehen haben? Ja, wäre Guattinara der Isabella gleichgiltig gewesen, so würde sie gewiss das ganze Abenteuer zwischen dem Minister und Sanchette eben so scherzhaft, wie Margarethe und der Kaiser es thaten, aufgenommen haben. — An eine rein sittliche, interesselose Entrüstung der Isabella über das Verhalten Guattinara's zu denken, wäre gar zu naiv, da sie (die Entrüstung nämlich) nicht bis zur Ohnmacht sich hätte steigern können und das pikante Genre der Sittlichkeit an den Höfen zur Genüge bekannt ist. — Ist's daher nicht zu verwundern, dass Margarethe bei Isabellens Ohnmacht, welche nach der Erscheinung Guat-

tinara's mit dem Hute des Kaisers und somit als natürliche Folge ihrer heftigen Aufregung über die Untreue des Ministers eintritt, auf den Gedanken verfallen konnte (Act IV, Sc. 11), dass Isabella in Franz I. verliebt sei und sie (Isabella) die Unbekannte wäre, die ihn im Kerker besuche? Und warum setzt es Margarethe voraus? Weil die Ohnmacht Isabellens zufällig mit der Entdeckung der Abdankungsurkunde Franz I. zusammenfällt und sie die Ohnmacht nur aus dem Schmerze Isabellens über die fehlgeschlagene List Franz I. herleiten zu müssen meint. — Noch inconsequenter, ja geradezu unbegreiflich erscheint es, dass der Kaiser bei den Worten Margarethens: „O, mon Dieu: la princesse (Isabella) qui est sans connaissance“ (Act 3, Sc. 12) ausrufen konnte: „Dans un pareil moment!“ als ob, nach unserer Darstellung, für ihn die Entdeckung der List des französischen Königs mit der Ohnmacht der Prinzessin in einem causalen Nexus stehen könnte.

Ueberblickt man das bisher Dargestellte, so drängt sich die Gewissheit auf, dass die Entwickelung des Charakters der Hauptperson des Lustspiels, der Margarethe nämlich, an Unwahrscheinlichkeiten, ja Widersprüchen leidet. Wer wird es wohl erklärlich finden, dass einer Margarethe gleich im Anfange die Liebe Eleonorens zu Franz I. habe verborgen bleiben können (Act I, Sc. 8), dem Geiste einer Frau, deren seltene Vorzüge unter anderen Zeitgenossen der venetianische Gesandte Dandolo so begeistert schildert: „Questa credo sii la piu savia non dico delle donne di Franza, ma forse anco delli huomini. In cose di stato non credo che li si trovino miglior discorsi et nella dottrina christiana cosi ben intelligente e dotta che io credo pochi ne sappino parlar meglio“ (citirt von L. Ranke, franz. Geschichte I. Bd. S. 160); — ferner, dass Margarethe bei der Ohnmacht Isabella's trotz des kurz vorhergehenden Verhaltens der letzteren an eine Liebe derselben zu ihrem Bruder, dem Könige von Frankreich, habe denken können?

Versuchen wir jetzt positiv zu verfahren, nachdem wir durch den Nachweis von Widersprüchen uns negativ verhalten

haben. Meiner Meinung nach würde das Ganze als ein organisches, in seinen einzelnen Theilen psychologisch nothwendiges Product erscheinen, wenn man folgende Veränderungen vornähme. — Die Unterredung Eleonoren's mit Margarethen (Act I, Sc. 8), in welcher sie der Schwester Franz I. die unglückliche Lage des letzteren mittheilt, müsste ganz wegfallen; nur ihre Mittheilung an Margarethe, dass Karl V. auf sie wegen des verweigerten Almosenbeutels höchst erbittert sei, könnte von der ganzen Scene übrig bleiben (warum? zeigt der Schluss der Unterredung Margarethens mit Babieça in Act I, Sc. 9). — Denn wie aus dem Obigen erhellt, greift die Stelle (Act I, Sc. 8) höchst störend in die ganze Entwickelung des Lustspiels ein.

Ferner musste in der Hutscene (Act III, Sc. 11) Isabella ihre Aufregung insoweit bekämpfen, dass diese weder vom Kaiser noch Margarethen bemerkt wurde; ferner musste der Ausruf der Infantin: „c'est indigne" bei Seite (à part) geschehen; ebenso würde das Nahesein ihrer Ohnmacht verborgen zu bleiben haben; denn dadurch würde Margarethe nichts von der Gereiztheit der Princessin bemerkt haben und ihre Voraussetzung, dass Isabelle die Unbekannte sei, welche Franz I. im Kerker besuche, würde durch die Ohnmaht derselben, welche mit der Entdeckung der Abdankungsurkunde des Königs zusammenfällt, als motivirt erscheinen. — Ebenso müssten die verkehrten Worte des Kaisers „dans un pareil moment" (Act III, Sc. 12) in Bezug auf die Ohnmacht der Infantin, durch ein sprachloses Staunen ersetzt werden, welches aber sofort durch seine düstern Zornesblicke auf Guattinara und Isabella verdrängt zu erscheinen hätte. — Wie freilich die spätere Vermählung des Kaisers mit Isabella, deren Untreue diesem selbst offenbar geworden war, sich sittlich rechtfertigen liesse, sind Scrupel des „beschränkten Unterthanenverstandes," auf welche die „haute politique" von ihrer schwindelnden Höhe verächtlich herabblickt. — Diesen erhabenen Gesichtspunkt könnte man in usum Delphini reserviren; unserem „trivialen" sittlichen Bewusstsein möge aber insofern Rechnung getragen werden,

als man in der Schlussscene die bevorstehende Hochzeit des Kaisers mit der Infantin von Portugal unerwähnt lasse, da sie ohnehin für die Entwickelung des Lustspiels durchaus bedeutungslos ist.

Nach Vornahme der angegebenen Veränderungen schliessen sich alle Scenen — wie man sich leicht überzeugen kann — zu einem geordneten Ganzen zusammen. — Nachdem wir die Widersprüche aufzulösen versucht haben, wollen wir auf den Grund des Compositionsfehlers in der Kürze eingehen. — Es versteht sich, dass er in dramatischen Werken, mögen sie Schriftstellern angehören welcher Nation sie wollen, leicht angetroffen werden mag. In Bezug auf die Franzosen ist er aber um so charakteristischer, als sie zufolge ihrer Anlage vor allen andern Völkern zur Effecthascherei, zum Pikanten geneigt sind und daher es mit der künstlerischen Wahrheit, mit den Gesetzen der Composition, überhaupt der Wahrscheinlichkeit resp. Nothwendigkeit nicht so genau nehmen, wenn ihnen nur die Gelegenheit geboten wird, ihre geistreichen Einfälle, ihre feinen Aperçu's anzubringen, unbekümmert, ob der Gesammteindruck des Werkes darunter leidet und sich dadurch dem Leser die Vorstellung aufdrängt, ein musivisches Gemälde oder richtiger ein kaleidoskopisches Schillerbild empfangen zu haben. — Aus diesem Grunde ist's zu erklären, warum die sonst anziehende Unterredung zwischen Eleonore und Margarethe (Act I, Sc. 8) aufgenommen ist, trotz des lästigen Eindruckes, den sie auf den Verlauf des ganzen Stückes ausübt, ferner, dass die Darstellung des Verhaltens der Princessin bei dem Zwiegespräche zwischen Karl und Margarethe (in der Hutscene), um die Sticheleien dieser beiden anzubringen, sich in Widerspruch stellt mit der späteren Auffassung der Ohnmacht Isabellens von Seiten Margarethens (Act IV, Sc. 11).

Schliesslich sei es erlaubt, auf eine grammatische Ungenauigkeit, die mir aufgestossen ist, hinzuweisen. — In Act III, Sc. 6 sucht der Kaiser Margarethen zum Aufschub ihrer Abreise von Madrid zu bewegen: „Quand vous accorderiez encore quelque jours . . . . non pas à moi, mais à ce frère, qui

réclame votre tendresse et vos soins . . . . An Stelle des nun folgenden: „ne seriez-vous pas bien à plaindre (zu ergänzen si vous vouliez refuser) muss es wegen der Antwort Margarethens: „ce n'est pas moi que je plains“ heissen: „ne seriez-vous pas bien à vous plaindre.“

Dorpat.

Ad. Hermann.

Das provenzalische didactische Gedicht

Breviari d'amor

des

Matfre Ermengau de Beziers.

Indem wir uns darauf beschränken, von dem in Band XXV. S. 413 begonnenen Auszuge aus dem Breviari nur die interessantesten Partien mitzutheilen, wollen wir hier zunächst bis zu dem nächsten ausführlicher zu behandelnden Abschnitte die Kapitelüberschriften anschliessen. Auf den oben schon citirten Passus: Aysi comensa la materia del albre d'amor en general von 3 r° 1 bis 3 v° 1 folgt v. 378 aquest tractat es de la natura e de las proprietat delalbre d'amor und 4 r° 1 l'expozicio de las dichas proprietatz del albre d'amor. bis v. 527 (4 v° 1); danach l'entendent del albre d'amors abreuiat cenes rimas, ein längeres prosaisches Stück bis 6 r° 2 zu Ende. v. 528 (6 v° 1) beginnt l'espozicio del albre d'amors en especial. Hier heisst es in „aysí ditz quinha causa es amors (6 v° 2) v. 579:

Amor, quo yeu ay dit desus,
es bona voluntat ces plus
plazers, affectio de be(s).
E uolh o declarar desse,
bona perque ieu o diray,
car de be deu esser, so say,
585 e lunha uoluntat de mal
no soffre amor en son oedal.

Bona es per autra razo,
car de ben diyre nos somo,
e bona quar qu'ela ab se
590 cal venir al sobira be.
pertant es dicha voluntatz,
quar si met lay on no lhi platz
e quar dura aytant quo s vol
e quan li platz, ela c'en tol
595 plazers aff(l)ectio de be
plazer del bes quez a ab se
so en que amor c'es meza
et affectios esteza
que Dieus mayś de bes y meta
600 cui do cui trameta.
Ayso doncx es amor drecha
laqual hom doncx pauc esplecha
quez om̃ d'autra guaphz aia (MBr. d'autruy be gaugz)
el procure el atray ia (MBr. el atrassa)
605 essi a so uezi mal [atray] assalh
(7 r°. 1.) que'n aya en son cor trebalh
e qu'om autruy dou no uolha
an l'escautisca e l tolha.
ayso es uera caritatz,
610 que cor entr' els enamoratz.

De la dona del albre e perque l'amor de Dyeu e de proyme porta sus la corona: bis v. 891; Aysi comensa la exposicio del cercle de Dieu quez es prumiers e sobiras del albre d'amors. — v. 997. Auf 9 v° 1 beginnt de la santa trenitat, wobei auf Fol. 10 r° 1 das Ms.A. 2 Lücken von je 2 Versen hat, welche Ms.B. ausfüllt. v. 1288 citirt er mossenher Sant Ambrosi und 1290 Sans Agusti, 1318 li doctor; 1362 beginnt De la diuina essencia e perque Dieus es digz d'una essencia; nach 1793 del saber de Dieu e de la predestinatio dels elegitz e dels prescientia dels refuzatz.

1850 Mas li predestinatios
de Dieu es dispozitios,
so a cenes comensamen
de dar son enluminamen
ad aquels que a elegutz
1855 enans de temps e conegutz
couinens e suffessiens

als dilz sieus enluminamens
e als sieus guanhs participar
e ls aparelha a be far
1860 no que per so ls uolgues cauzir
car ilh o deman merir,
per so que Dieus cer sabia
que om merir non podia,
si non o fes en be fazen
1865 per lo cieu ènluminamen . . .

1925 wird Sant Greguori citirt, nach 1968 handelt Matfre de la uoluntat de Dieu et enqual Dieus uol bes e mals; worin 2031 lautet: contral cossel de Salamo e de Paul e de Cato. Hier ist auf 17 r°. 2. A wieder ungenauer und MBr. füllt eine Lücke von 3 Versen aus, wie es gewöhnlich genauer ist; eben so 3372 (18 r°. 2), wo 6 Verse im Ms. A ausgelassen sind. 3623 En qual manieyra e perque Dieus creet e fes tot quant es (19 v°. 2).

Quo ay dig al comensament
3625 fes Dieus tot quan es de nient.
crezatz qu'el fes tot quant es
per amor e per als non ges
e non per amor de se,
(20 r°. 1) quar non ha frachura de re, (besoin)
3630 quar es tostemps tan complitz
de tos bes e tan ben garnitz
que no ni pot plus ajustar
ni non poyria amermar,
mays volc far per bontat pura
3635 racional creatura,
si com son li angel del cels
Sant Miquel (Mus. Britt.) e san Gabriels
et home que . . . aissamen (? wohl han)
e razo et entendemen
3640 perso que elh luy de cor aman(t)
e de cor serven e lauzan
poguessen luy serven renhar
e ls syeus grans gaug participar.
e per amor d'ome fes lo mon
3645 e las creaturas que i sson.
e dir-vos-ay la manyeyra
del fazemen vertadieyra
segon que trobem naturas (ques troban e . . . Ms. Britt.)

et en sanctas escripturas
3650 e li fizolofe an dig (Ms. Britt.: philosophe und so neuer zugefügt)
e per cert proat et escrich.
tantost quan Dieus volc far lo mon
e las creaturas que i sson,
el creet al comensament
3655 lo cel e angils gran coven
e la terra en aytal guya.
el tantost lo primer dya
fes la materia lacal
nomno la natural
3660 et aquela tantost partic
et en quatre partz devezic
e fes ne quatre elemens
ses los quals non es res vivens,
ayga, terra, ayre e ffoc.
3665 cascus establic en son luoc.
pueys fes las estelas netas,
solhel et autras planetas (Ms. Br. soleylh e ls)
del fuoc que es quaut(z) e lucens.
(e pueys del ayre fetz los vens Ms. Br.)
3670 (20 r°. 2) pueys fes Dyeus de l'ayga peychos
e ls auzel volan sobre nos,
pueys fes las erbas verdeyans,
de la terra l'albres fruchans
et atressi en fes jumens
3675 et autras bestias e serpens.
et home fes tot en derrier
e femna pres del syeu layryer
quay domentre que dormia
l'oms, aysi com Dieus volia,
3680 l'angil foron aparelhat(z)
que li trayhon del costat
a costa don fo formada
la femna qu' als no y ac nada.
del costat la fes veramen
3685 sol per aquest entendemen
que om saupes que Dieus volia
que fos entr'els companhia,
quar si del cap Dieus la prezes,
semblans fora que Dieus volges
3690 que femna a ome dona fos
et era (Ms. Br. fora) semblans que dejos (Ms. Br. si dejos)
Dieus agues la femna presa
que volgues que fos sosmesa

cum serva otra manieyra
3695 e no que fos companh(e)yra,
perque volc Dieus l'autra via
per senhal de companhia.
home Dieus ad image (MBr. a ssemage) fes
e volc que el poder agues
3700 sobre auzels, sobre peychos,
sobre bestias, sobre dragos
e sobre autra creatura
qu'en terra nays e ssattura. (unser Ms. hat statt dieser guten
Lesart des Ms. MBr. . . . que sobre terra satura nayche)
Aras alcun demandaran:
3705 pus que Dieus dech poder tan gran
ad ome e volc qu'el poderos
s'ab autra creatura fos,
perque fes aytals naturas
Dieus d'alcunas creaturas
3710 (20 v° l.) que so tot jorn anosemen (ennui)
d'ome, aychi com es serpen
et os (MBr. orsses) e vibra coragos (MBr. e dragos),
bazilis (Br . . . ix) et escorpios
e lobs e las autras semblans,
3715 malignes e veri (MBr. vere) portans, = venin
breumen d'aquesta demanda
vos dirai lo ver ses ganda.
Dieus no fes vibra ni drago,
bazili ni escorpio
3720 ni fes os ni lup ni serpen
de premier a lunh nozemen
d'ome, ni lur donet poder
qu'ilh pogesso lunh don tener,
an volc qu'el degesson onrar
3725 et obezir e tener car;
mas ome per sa gran folia
mescabet sa senhoria;
pueys quan fo desobediens,
torna fals e desconoychens
3730 que manget del pom elegut
que Dieus avia defendut.
Si el fos escatz de crezensa
e gardes obediensa,
tostemps li foro obediens
3735 leos coragos e serpens.
Mas quar hom per sa gran foldat
fes contra Dieu aquel peccat

e contra sa senhoria,
fon dreg que'l perdes la sya.
3740 Aras mi poyran demandar
alcu e lur argumen far:
pus dishes que Dieus tot quan es
a fag de se qu'els diables fes,
mas ayso no sembla veray
3745 ni de Dieu a creyre no fay
ni fezes diables ifernal(s)
ni lunh autra causa de mal.
ad aysso respon breument
e coffessi tot simplament
3750 (20 v°. 2) que Dieus hanc non adordenet
re de mal ni fes ni creet
qui garda la cauza qual fo
el temps de la creacio,
quar per cert les diables maluatz
3755 foron de prumier angils creatz
ses peccat e mot bels e bos
e fo de be far poderos,
mas per l'oltragge (MBr. l'outragie) que pesset
e per gran orguelh que s carguet,
3760 cazec del cel jos en abis
ses estan anar en paradis.
Sapias donc de la deitat
que Dieus tot quan es a creat
ses moure e ses mudar,
3765 quar en Dieu vols dir e far
es una cauza solamen(t)
que non recep lunh movemen
et es propriamen crear
tal que can y a de nien far.
3770 so no pot far creatura
mais la domina natura
pero quescus homs ses doptar
pot una cauza d'autra far.

Nach kurzem Schlusse und Abbildung folgt 21 r°. 1. De la natura la cal Dieus a pauzada en alcuna creatura und zwar 3798 zuerst de la natura dels angils, 3882 de las tres gerarchias e dels nou ordes dels angils etc. Et en tripla gerarchia a d'angils segon taulaggia. . . .

3895 Le pus bas ordes es d'angels
le segons appres d'archangels, (nur im MBr.)

(21 v°. 2) e lo tres orde s'atura
vertut segon l'escriptura.
le cart ordes es potestat,
3900 le quint ordès es principat,
le seyes (MBr. seyzes) dominacios,
le setes ordes es dels tros,
le octau ordes es cherubin
el IX. ordes es seraphyn.
3905 El major gerarchia so
seraphin, cherubin e'l tro,
dominatios e principatz;
la segonda es potestatz;
de vertut e de archangils
3910 es la tersa am los angils
et es dicha gerarchia
celestials companhya
de Dieu be adordenada . . . .
4024 (22 v°. 1) Dels noms dels angils. E deuets saber que Miguels
e Gabriels e Raphaels
so nom propri don so nomnat
li angel que son enviat
losquals nom prendo d'aquels bes
per losquals obrar son trames.
4030 Vertut de Dieu vol dir Michels
e forsa de Dieu Gabriels
e Raphaels medecina, so
es devina gueriso . . .

Nach 4147 steht en qual orde dels angils es alogat quascus dels elegit quan passa d'esta vida. — 4276 de la natura dels diables, 4297 (25 v° 1) dels diverses noms dels diables.

Et es lo diable nomnatz
per diuersas proprietas
4300 diables, satan, belials;
quar nomnatz es le desliale (MBr.)
diables que vol aytan dir
com peccayres que ses falhir
el es causa de tot peccat.
4305 e per autra proprietat
sapias que es nomnat sathans
que vol dire contrarians
quar be sabes quel (autre MBr.) antiqx

adversaris et enemix
4310 a Dieu et a nos estatz.
Belial vol dir renegatz . . .

Nach 4320 folgt dels cassamens dels diables, welcher Abschnitt aus Ms. 7619 zu ergänzen ist; 4398 del sathan que temptec los prumiers payres, 4419 per qual razo Dyos volc e sostenc que diables fo. Hinter dem Verse 4466 folgt eine bildliche Darstellung des Sturzes der bösen Engel, im Ms. 7227 sogar in 7 verschiedenen Bildern; darauf (28 r°) die Rubrik De la natura del scels e del mon (v. 4467); wir folgen in diesem Abschnitte dem Ms. 7226, das auf p. 3 r° 1 etc. mit reichlichen Abbildungen versehen also beginnt:

4467 Dyos de tot quant es verays payres
e creayres e governayres
en cuy totz poders es pleniers
4470 si cum totz poderos obriers,
creet e fetz lo cel e l mon
e totas las cauzas qu'y son
e donet vigor natural
a creatura corporal,
4475 donc la corporals creatura
sapchatz que a cors de natura
e forma, dont lo cels e l mons
es per natura redons (rotundus)
et es caus lo cels deves nos, (cavus)
4480 e revirona sus e jos
la terra de say e de lay,
e la terra el miech luoc estay
dont es lo cels aytan loynhdas (lontanus)
de la terra, aysso es vers plas,
4485 de say de lay de sus de jos
tot entorn cum es en drech nos
e per natura es movens
senes dopte lo fermamens
del cel e s vira tot entorn
4490 ses estancar ni nuech ni jorn
e sitot se mou ses pauzar,
be s pot fermamenz apelar,
quar vira (MBr. gira) s totz temps en un luoc
fermamen qu'ans d'aqui no s muoc (movet)
4495 e fermamen senes mudar

fay son cors ayschi cum deu far
totz temps ez en una manieyra
fay son cors e sa carrieyra
d'orient tro en occident
4500 e d'occident tro en orient
e gira s en dos pedilhars (MBr. pezilhars)
mot ferms e mot bels e mot clars
loquals de doas estelas so,
e l'us es deves aquilo,
4505 loqual apela hom artic
l'aus (l. l'autres) deves miech jorn antartic,
recto 2 e l'artic es dich transmuntana*) (MBr. trasmontana)
en la nostra lenga romana.
si'l deves aquilo vezem,
4510 mas l'autre vezer no podem,
quar segun que dizen li artista (MBr. quar so)
que la terra nos tol la vista.

Quan d'espazi a del cel (en terra) e quan entorn la garlanda (e quant de la part sobirana) del cel tro la sotirana (partida) [die Worte in Parenthese stehen nur im MBr.]

Enqueras devetz mays saber
que del cel en terra per ver
4515 per drecha linha deyschenden
e tot entorn lo fermamen
e de la part plus sobirana
del cel entro la sotirana
e del cel entro l miey de terra,
4520 si lo philosophes non erra,
a d'espazi aytan ses plus,
cum trobaretz escrich de jus
en la probedana figura
en linhas et en sentura.
4525 ez ayshi o trobaretz el test
de Tholomio en l'Almagest.
e Mizaels e Alphagas (MBr. Alfragas) cf. Le Trésor de Pierre de Corbiac ed. Dr. Sachs p. 31.

*) cf. Poeti del primo Secolo 2, 37 Andrea:
la vera luce è la tramontana,
e dritta guida dei marinari,
chè troppo foran lor viaggi amari,
se d'essa la vertute non li aita.

dizen que aquo es vers plas
e proen o qu'enayschi sya
4530 per lor art de astronomia.
Taula dels espazis del mont.
3 verso 1. et a mostrat las quantitatz
dels espazis sobrenomnatz
en astralabi (MBr. estralabi) e quadran,
so son estrumen qu'ilh an
4535 ab que pren apertament
la quantitat del fermament.
E quant es de terra loynhdas,
aysso creatz que es vers plas,
quar la artz desobre nomnada
4540 es certana ez aproada,
pero las dichas mesuras
de las linhas e desenturas
li une comten per estadis (stadium)
e li autre per miliaris,
4545 li autre las comten per condatz, (MBr. contatz)
mas tot es una quantitatz.

Den folgenden Abschnitt dels XII signes hat schon Raynouard Lexique roman I. 517 abdrucken lassen: wir heben nur die bedeutendsten Varianten heraus: 4550 plazens statt luzens, 4552 qu'el cercles, 4561 conte, 71 adonc, 78 bissex, 87 tropis del cancer; nach 4595 folgt alsdann, nicht mehr bei Rayn. en plural dichs quar trop ne so.

Aychi son i signe nomnat
chascus per sa proprietat,
e quar an semlans naturas.
4600 a las sobredichas creaturas,
no que syan bestias autramen,
ans son estelas veramen,
quar chascus dels signes conte
mayntas estelas sol per se.
(4 recto 1) Del signe del aret.
4605 Lo primiers signes es aretz,
nomnatz per so quar trobaretz
que atressi cum aretz jay
aytant de say coma de lay,
en chascun layrier egalmen
4610 estay lo solelhs ayschamen,

quant passa per la regio
del dich signe nomnat moto (mouton)
aytan de sus cum fay de jus
e aytan de jus cum de sus.
4615 a la terra lo seus intrars
es lo quatorze jorn de Mars
e quar son egalas las vias
son egals las nuechs ab los dias.
enayschi o di Mizaels
4620 tractan la natura dels cels.
Del signe del taur.
Lo segons signes es nomnats
taurs per estas proprietats
(4 r°. 2) quar ayschi cum lo taurs aran
e la terra gen coltivan (MBr gent colltiuan)
4625 fay la terra (be) plantadiva,
eyschamen adonc s'abriva.
lo soleylhs que el aytal fassa,
quan per lo signe suedich passa.
adonc la terrenal freior
4630 adossan ab la sua calor (adoucir)
per que la fay fructificar
e adonc fay la costivar.
E dona s'en autra razos,
quar taur es plus fortz que motos,
4635 atressi a maysh de vigor
lo solelhs quant per aqui cor (court)
quant a nos que non ac davant
l'autre signe revironant.
Et intra l taurs l'an bissextil
4640 tot drech lo tretze jorn d'abril
et els autres ans sos jorns es
senes dopte lo quatorzes
segon las taulas toletanas
que son verayas e certanas,
4645 sitot lo compost nos essenha
que hom autra doctrina tenha. (MBr. regla tenha)
Del signe dels dos frayres.

Die hier im Ms. befindliche Lücke füllen wir aus durch 7227. 29 verso 1; MBr. ohne Lücke.

Del ters signe m' es veiayre
anc es nomnat li duy frayre
et aychi pench en la taula

4650 car so dis l'antiqua faula
que Castor e Pollucs essems (MBr. quastor)
frayres foro en aquel temps
(4 vers 1) E quar foron de gran vigor,
per so cossirant li auctor
4655 la vigor del solelh mon gran
en cela partida de l'an
que lo davandich signes cor,
quar adonc a dolbla vigor
que entra partida de l' an per far
4660 la terra fort fructificar,
per so lo signes que dichs es
dels dichtz dos frayres sos nos (= nom) pres.
et intra lo signes, so say,
lo quinze jorn del mes de may.

del signe del cranc.

4665 Lo quartz signes cranx es nomnatz
per aquestas proprietat(z)
quan cum lo cranc arreyre vay,
tot en ayschi lo solelh fay
quant es el dich signe montatz
4670 en loqual intra, so sapchatz,
lo quinze jorn del mes de iunh (MBr. julh)
(quar de pueys non a poder lunh)
e daqui avan no a poder nulh
de montar en neguna guia
ans decen tro vengut sia
4675 al signes de capricornius.
aychi o dis Ysodorus.

Del leo.

(4 verso 2) Leos es nomnatz lo sinques
per aysso e per als non ges,
quar ayschi cum es lo leos
4680 sobr' autras bestias vigoros,
ayschamen maysh a de vigor
lo solelhs en lo temps que cor
el signe davandich, quar maysh
espant en terra ferm sos raysh (radius)
4685 so es assaber quant a nos
quar adonc em tot drech de jos.

Del signe del verge.

E del seyze signe sapchatz
que'l es per so verges nomnatz,
quar verges se no fructifia
4690 e lo solelhs en semlan guia

en cela partida del an
en l'avandich signe passan
a la terra sostray la humor
per la soa trop granda chalor,
4695 e ayssi tol lhi ses doptar
la vertut de fructificar.
lo dig signe le soleylhs te
lo jorn del aost dez e sete.
Del signe del pezayre
(5 recto 1) Pezayres es dich lo setes
4700 per semlan quar aychi cum es
quant es pauzat en la balansa
en partimens e en egansa
que dona son drech egalment
e al comprant et al vendent
4705 aychi mezeysh fay per semlan
en cela partida del an
lo solelhs quan fay son repayre
en lo dich signe del pesayre,
quar egals fay las nuech e la jorns
4710 partent per egals parts sos torns,
e intra l solelhs se doptansa
en lo signe de la balansa
en lo dese e sete dya
del mes setembre tota via.
Del signe del escorpion.
4715 Escorpios es per semlant
l' octaus signes nomnatz per tant,
quar ayschi cum l' escorpios
es fort ponhens verenos, (venimeux)
aychi mezeysh ses dopte l' an
4720 quan lo solelhs vay declinan
en lo dich signe deyschenden,
quar adonc ges l' ayres no pren
del solelh pro bastan chalor
quant a nos. dont ab sa freior
4725 nos ponh e nos da lesio
a manieyra d' escorpio.
lo solelhs en aquest dich signe
verenos e frech e maligne
lo mes d'ochoyre fay son torn
4730 (5 recto 2) sus en lo des e seete iorn.
Del signe del sagitari.
Lo noves signes es nomnatz
per alcunas proprietatz

que a en se sagitaris,
quar mot nos es grans adversaris.
4735 l' ayres del cel e nos decassa
quan lo solelhs per aquil passa,
quar per la vigor dels planetas
nos tray cum en luoc de sagetas
vens e plueyas e nevs e bizas
4740 ab que nos fier en semlans guizas
cum fay l' arquiers ab la sayeta
cel en contra cuy la trameta.
Lo solelhs comensa reshar
en aquest signe ses doptar
4745 en novembre lo jorn quinze
e a vegadas lo setze.

Del signe del capricorn.

(5 vers 1) E del deze signe sapchatz
que es capricornus nomnatz
per semlant quar a la manieyra
4750 de chabra que es voluntieyra
las autezas cerca montan, (MBr. autaras)
tot ayschi mezeych per semblan
lo solelhs quant es vengatz jus
e(l) dich signe capricornus
4755 quar no pot deyschendre plus bas,
tot mantenen sen torna tras
per los autres signes montant
lay dont era vengutz davant
et a figura de peyscho
4760 de tras per aquesta razo (MBr. esta)
quar lo seus temps tota via
es ployos en la darrayria.
e lo solbelhs intrar comensa
el dich signe senes falhensa
4765 en decembre lo quinze jorn
e pueysh mantenen fay son torn.

Del signe del aquari.

Aquaris es nomnatz l' onzes
per aysso e per als non ges,
quar lo solelh per luy passan
4770 en sela partida del an
ayguas nos envia plovent,
quar en aquel temps pluo mot souent.
en aquest signe fay son torn
lo solelhs ses dopte del jorn
4775 (5 verso 2) tretze del mes de genoyer (MBr. ginier)

tro l dotze del mes de feorier (MBr. fevrier)
Del signe dels peychos.
Lo derrier signes es peyscho
e devetz saber que trop so
per so quar dizen li auctor
4780 qu'el signes a dolbla vigor
e dous partidas aysshamen,
l' una gara ves orien
l' autra gara ves aquilo,
et-es per so nomnatz peyscho
4785 per las aygas, quar pluo soven
e quar li peyscho maiormen
adonc se uolen ajustar
et en engendran multiplian.
en lo dich signe peyschonier
4790 intra lo solelhs en feorier
senes dopte lo dotze jorn
adonc y fay lo primier torn.
Depueysh que'l solelhs es intratz
en alqu dels signes nomnatz,
4795 en lay estay tan longament
tro qu'es intratz en lo seguent;
mas no creatz que venha sus
al cercle del zodiacus
lo solelhs, mas rodant desotz
4800 revirona los signes totz.

Hinter einer Abbildung, um den Lauf der Sonne deutlich zu machen, stehn noch 32 Verse über denselben Gegenstand, die in gewohnter Breite die Sache erledigen. v. 4832 (6 r°. 2 = 7227. 32 r° 1) De la natura de las estelas.

Part los signes que son nomnat
trobaretz el cel estelat
4835 mayntas estelas plantadas
que se giren totas veyadas
e fan lor environament
ab tot essemps lo firmament.
e sapchatz que de lor natura
4840 son de tot redonda figura
non terrena, mas ayschi coma
es una pilota o pomá,
mas que lor sobreyanas clardatz
(6 v°. 1) laqual esplanden a totz latz

4845 la nuech escura quant sayen
fay apparer que branchas ayen
e son mot grans en quantitat
tant grans que maysh tenen de lats
chascuna que no fay la terra,
4850 si lo philozophes non erra.
Ayschi o trobaretz el test
de Tholomio en l'almagest.
e tuch s'acorden en aquo,
mas alcu dizen maysh aysso
4855 que uerayah es l' entendemens
de las claras maysh apparens;
mas aysso dizon li artista
que la nostra frevol vista (faible)
e quar son ta lonh assegudas
4860 nos appareschen tan menudas.
Enquera dizen li actor
que aquela gran resplandor
que hom en las estelas ve,
an del solelh e no de se,
4865 la quals resplandor maysh appar
ab escura nuech que ab temps clar,
e que no fay ab clara luna.
e sapchatz maysch que chadauna
aychi cum a maysh de lugor,
4870 enaychi a maysh de vigor
quar mot gran vigor ses doptar
an las estelas en temprar
o destemprar l'ayre del cel
segon Beda e Mizael,
4875 segon que son de benigna
natura o son de maligna;
mas no son totas veràmen
plantadas sus el fermamen,
an n'i ha d'alcunas rodans
4880 desotz que s'apelen errans
cum selas de las set planetas
e las apeladas cometas
e sitot tan senes errar
(6 v°. 2) lo cors qu' an acosdumat a far
4885*) eraticas (MBr. erradicas) son nomnadas

*) Von diesem Verse bis 4898 hat der nachlässige Copist unsres Ms., durch den gleichen Versausgang verleitet, ausgelassen; 7227, 32 r°. 2 und Ms. Br. haben sie.

quar no so el cel plantadas.
De la natura de las VII. planetas. (en general MBr.)
Li VII. planetas davandig
be segon que yeu trop escrig
solhel luna, martis, mercuris,
jupiter, veno, saturnis.
4890 Li davandig VII. planeta
cum dizo l' astronomia
an lor selcles e senturas,
on corron per lur naturas
es an tot entorn lur via
4895 ses restanquar nueg e dia
seguen tostemps ses definar
lo cors qu'an costumat de far . . . .
. . . .
4910 quar si son ajustat essemps
so es a saber qu'en un temps
en u dels signes n'aya dos,
aquo es dich conjunctios
et adonc li dich planeta,
4915 so dizen li astrologia,
sobren segon la proprietat
del signe on son ajustat . . . .

4933 werden citirt Beda et Almassor . . . . und 4936 fährt fort:

quar chascus dels VII. planetas
segon los astromias (MBr. estolomias)
ha en cert signe sa mayzo
et en cert signe regio,
4940 e sapchatz que naturalmen
las estelas del fermamen
e las autras que son errans
totas per cert son ajudans
als VII. planetas davandichs
4945 segon los naturals escrichs
perque fan operacios
segon lor constellacios.

4993 beginnt die Besprechung der einzelnen Planeten, die wir vorläufig übergehen, mit Saturne; 5048 Jupiter, 5076 Mars, 5104 Solelh, hier hat 7226 wieder grosse Lücken, von 5195 bis 5200 und von 5210 bis 5609, welche letztere 7227 fol. 34 v° 2

etc. ausfüllt; 5222 Eclipsis del solhel — 5250; de la Venus, die den Menschen üppig macht:

don lo dig planeta pertant
penh om nut per l' aygua nadant
quar cel que mays que no s tanha
5270 en delieg carnal se banha
etz en gran perilh de negar (l. es)
cum si era neitz e miey de mar . . . .

Die unter diesem Planeten geborenen

5275 si devo far pus volontier
que d' autre mestier talhandier,
de draps despeciador,
joglars d'esturmens o cantador.
5308 Mercurius (35 v⁰. 1) es dig le seyzes
quar en miey cor, per als no jes . . . .
5331 e car ret ome fort curos,
se pengh ab alas als talos,
per senhal d'ome massier
que so qu'el es obs coren quier.
5355 Luna:
5380 quar la nuey en temps de primver
tant quant la luna may resplan,
mas en la terra cay rozal gran (rosée).

v. 5399 findet sich nur in 7227, doch ohne den darauf reimenden Vers; 5460 fehlt in allen 3; auch 5498 gibt ein Bild taula del cors del diuerses figuras de la luna orient en occident.

5517 mays de qual causa la luna
pren aquela tacqua bruna
que nos apelam lo vila,
an dubtat l'astronomia.
alqus dizen qu'el tanquamen
de la ombra de la terra pren.
D'autra part l'autre tractador
(dizo qu'a ley de mirador, ergänzt durch MBr.)
en si monstra la figura
de la terra qu'es escura.
. . . .
5581 perceu deu aver cel qu'es nat

lus renhan semblan qualitat
et aver corayge voutis
e mal azordenat sa vis;
duels a trop movens mal trespat
o guers o calucx o damnat
et offici de messaygier
deu may voler qu'autre mestier
ez a la dey d'ome vagabon
5590 deu volontiers serquar lo mon
e deu voler per natura
des guizada vestidura.

5593. (38 r°. 1) D'astre e de dezastre handelt von den desastrat und den be conplexionat oder bonastruc: von 5611 ist 7226. 9 r°. 1 wieder complet. 5763 ans a lo coratge farsit de grant ardor de avareza . . . 5770 sobrefluitat . . . 5889 en l'avangeli sent Mathyo . . .; nach 5953 de la estela caneta qui fay los jorns caniculars.

(11 r°. 2) Part los planetas sobredichts
trobem els naturals escrichtz
d'autras estelas mencio
que fan mot fort empressio
en la terrenal creatura,
segon ques es la lor natura,
6000 cum es la estela caneta
e la estela dicha cometa
et Arturus e Orio
e Caps e Coa de drago,
Dalfis, signes (siguieys MBr.) e Boosels (MBr. Bootes)
e Sagita e Pliadea.

Es handelt aber nur von den 2 ersten mit Bezug auf Ypocras (6028) und Galias (6034) qui fo mot bos phisicias . . . 6044 frelbla, afrelblesia; 6051 beginnt die Notiz über estela cometa.

La estela dicha comada
es per aysso ayschi nomnada
quar fuoc e fum en l'ayre fay,
6055 a ley de coma fazen ray
laquals cum dizen li actor
se fay de terrenal vapor

grossa, chauda e suslevada
tant aut que es deja montada
6060 (11 r°. 1) is en l'ayre part lo miey luoc
e pres de l'espera del fuoc,
laquals cum di Albumazars:
es compren la chalor del mars
ab la calor del helemen (MBr. elemen)
6065 del fuoc que lh es pres eyssahamen
e quar ert la dicha vapor
ajustada ab la chalor
per lo fuoc qui es resplandens,
aquo dura tan longamens
7070 entro la materia levada
es er creman tota gastada.
autramen que que hom s'en dya
no creatz que estela sya.
La cometa fay movemen
6075 segon lo cors del fermamen
cum fay lo focz elementars
e l dich planeta nomnat Mars,
quar preysh de lor recep l'ardor,
seguir lh'ave le cors de lor.
6080 La cometa vay sobdamen
quar non a certa nayshemen
et es suos nayshemens senhals
segon los auctors naturals
que adonc deu esser en terra
6085 mortaudatz de pro gens en guerra
e mudamens de grans senhors
o de reys(h) o d'empeyradors.
e es causa de l' entressenha,
quar lo mars qui adoncas renha,
6090 quar es mot chauz naturalmens,
muo la colera de las gens,
dont las fay esser irisozas
e leu movens e coratgosas
e met cor de mesclar barralha
6095 e de far camp a la batalha. (oder adjectiv campala? wie es im Ms. steht.)

6096. De las estelas correns e del fuoc que ve hom en l'ayre alcunas vetz (12 r°. 1) . . . . que semlan brandos o chandelas ardens; 6145 del quatre elemens e prumieyrament de la natura dal fuoc; 6209 geht über zur natura del ayre e de l'arc de saynt Marti.

6218 e per so li astronomia
dizen de l'ayre sobira
que es mot clars, suaus e luzens
e ses tempestas e ses vens.
D'autre part l'ayres sotiras
ont mays es de terra probdas
mays a semlan proprietat
6225 a la terra e qualitat . . . (sie erzeugt tonedres)
e vens . . . . plueia und nevolina.
6256 una forma mostra en si
que apela hom l'arc sent Marti
e fay se d'ivern o d'estio,
quan lo solelhs atenh la nyo
6260 que a preza de la vapor
de la terra maynta color,
quar adonc la nyeu mantenent
la clardat que del solelh prent
tencha de la calor sya
6265 en l'aire mantenent envia
formant a l'encontre de se
aquela figura qu'om ve.
6268 de la natura de l'ayga.
6288 e l'ayga de la mar, sapchatz
rezenh la terra per totz latz,
pero non ges tota complida,
ans en falh la una partida
la qual Dyos per nos descrubi
que poscham habitar aqui
e a respiesch del remanent
6298 es aquo petit verament
aytant petit coma seria
qui una pauca materia
en ayga quar pauc a per sus
a respiech d'aquela dijus
6300 que dedins la ayga seria
sobre l'ayga no apparria;
empero la part apparent
de la terra naturalment
ayga per venas trasfora
6305 per aysso quar la part defora
autrament tan se secharia
que en polvera tornaria.

De la natura de la terra . . . 6321 aur, argen, coyre, plump Metalle . . . — 6411.

Hiermit schliessen wir für dies Mal die Auszüge aus dem die Naturwissenschaften berührenden Theile unseres Gedichtes und verweisen für die zunächst folgenden Capitel auf das 4. Heft des Jahrbuches für romanische und englische Literatur, das sie, soweit sie noch nicht anderweitig veröffentlicht sind, im Zusammenhange und mit erklärenden Noten bringen wird.

Brandenburg a. d. H. Dr. Sachs.

Bericht

über

zwei altenglische Stücke.

In der Festschrift, womit das Thorner dem Danziger Gymnasium zur Feier seines 300jährigen Bestehens gratulirte, habe ich auf eine Sammlung altenglischer Theaterstücke in Quart, die sich auf der Danziger Stadtbibliothek befindet, aufmerksam gemacht und eins der Stücke, das Enterlude „the disobedient child“ ausführlicher besprochen. Es sei mir erlaubt, in diesen Blättern über noch zwei andere Stücke der Sammlung zu berichten. Nämlich

1) A Looking Glasse for London and England. Made by Thomas Lodge, Gentleman, and Robert Greene. In Artibus magister. London, Imprinted by Barnard Alsop, and are to be sold at his house within Gartar place in Barbican. 1617. — 35 Blätter. Ohne Prolog, Dedication und Personenverzeichniss.

Dieses Stück ist wegen seiner religiösen Tendenz bemerkenswerth.

Greene und Lodge, scheint es, wollten beweisen, dass sich die damals unendlich zotenhafte Bühne auch zu moralischen, ja sogar religiösen Zwecken gebrauchen lasse. Zu diesem Zwecke gingen sie aber weder darauf aus, ein seiner Idee nach sittliches oder religiöses Drama zu schreiben, noch griffen sie zu den alten Mysterien oder Moralitäten zurück, vielmehr dachten sie ihr Ziel auf die crasseste Weise zu erreichen, indem sie, fern von der kirchlichen Weise des mittelalterlichen Theaters, einen Vorgang aus der Bibel modern dramatisirten und mit moralischen

Reflexionen, die dann auch direct an die Zuschauer, sowie die Stadt London im Allgemeinen, gerichtet werden, aufstutzten. — Und zwar wählten sie noch dazu eine an sich zur Dramatisirung ganz ungeeignete Geschichte, die des Propheten Jonas und seiner Busspredigten in Ninive. Unter Ninive wird dann London verstanden und in den einzelnen Scenen der Stadt und England ein Spiegel der verschiedenartigsten Sünden vorgehalten.

Eine äussere Eintheilung in Scenen und Acte fehlt, und da es nicht der Mühe lohnt, sich den Kopf zu zerbrechen, wo man wohl am besten die Trennung in Acte eintreten lassen könnte, theile ich in folgender Inhaltsangabe nur die Scenen ab.

Scene I. Rasni, ein fabelhafter König von Assyrien, kehrt nach der Unterwerfung Jeroboam's, Königs von Jerusalem,*) nach seiner Hauptstadt Ninive im Triumphe zurück, und ergeht sich in Prahlereien und schwülstigen Schilderungen seiner Macht, noch überboten von den schmeichlerischen Höflingen, namentlich den Vicekönigen von Cilicien, Creta und Paphlagonien. Seine Schwester Remilia, die mit einem Gefolge von Hofdamen erscheint, beglückwünscht ihn, indem sie ihm zugleich ein Geschenk überreicht, das seine Macht sinnbildlich darstellen soll, eine Erdkugel, die auf einem Schiffe ruht. Rasni, der überall als ein schwacher von Eitelkeit und höfischer Schmeichelei geleiteter Monarch erscheint, ist über dieses Geschenk so entzückt, dass er, seine Schwester zu ehren, sie zu seiner Gemahlin erhebt. Obwohl der Fürst von Creta ihn vor dem Inceste warnt, bleibt der König, von dem Bösewicht Radagon bestärkt, doch bei seinem Vorhaben. — Remilia willigt mit Freuden ein, der Fürst von Creta wird zur Strafe für seine vermessenen Reden seiner Statthalterschaft entsetzt und Radagon mit der vacanten Würde belehnt. — Auch Alvida, die Gemahlin des Vicekönigs von Paphlagonien, gefällt dem Könige, indessen kommt es jetzt noch nicht zu weiteren Unthaten. — Nach dem Abgange des Hofes führt ein Engel den Propheten Hosea herbei und setzt ihn auf einen Thron oberhalb der Bühne. Der Prophet soll nach den Befehlen Gottes die Sünden Ninive's beobachten und verrichtet fast während des ganzen Stückes die Functionen eines moralisirenden Chors.

*) Dieser „Jeroboam“ ist ebenso fabelhaft wie Rasni: zur Zeit des Propheten Hosea, der in dem Stücke vorkommt, regierte freilich Jerobeam II. (825 — 78[illegible]), aber in Israel, nicht in Juda; auch ist letzterer, soviel mir bekannt, nie von den Assyriern besiegt worden. Es scheint eine Verwechselung Jerobeams mit Menachem stattzufinden, der von Phul 770 unterworfen wurde. Jedenfalls zeigen sich Greene und Lodge, trotzdem sie einen biblischen Stoff gewählt haben, nicht sehr belesen in der biblischen Geschichte.

Scene II. Eine Schaar Clowns und Spitzbuben, deren Hauptperson ein Schmiedegesell Adam ist, ziehen zur Schenke und führen ein scherzhaftes Gespräch über die Vortrefflichkeit des Schmiedehandwerks. — Hosea moralisirt über die Trunksucht, Schwelgerei, die Stadt London vor den Folgen solches Treibens warnend.

Scene III. Ein Wucherer prellt einen leichtsinnigen jungen Herrn um eine ländliche Besitzung, sowie einen armen Mann um seine Kuh. — Hosea moralisirt über den Wucher.

Scene IV. Geschraubtes Gespräch über die Künste weiblicher Koketterie zwischen Alvida und Remilia. Wie Remilia Rasni kommen sieht, verbirgt sie sich hinter dem Vorhang eines Lustzeltes, wohl in der Absicht, sich suchen zu lassen. Auf Rasni's Geheiss zaubern die Magier seines Gefolges eine Laube aus dem Erdboden, womit Remilia überrascht werden soll, plötzlich aber schlägt zur Strafe für Uebermuth und Gottlosigkeit der Blitz in Remilia's Zelt: ihr schwarz verbrannter Leichnam wird hervorgezogen. Obgleich Rasni untröstlich scheint, bläst ihm Radagon's Schmeichelei bald wieder Muth ein und er hegt ernstliche Absichten auf Alvida, wenn sie auch schon verheirathet ist. — Hosea moralisirt über den Ehebruch.

Scene V. Signor Mizaldo, ein Advocat, soll dem leichtsinnigen jungen Herrn wie dem armen Manne zum Recht verhelfen, wird aber vom Wucherer bestochen und lässt seine Clienten im Stich; der ebenfalls bestochene Richter weist die Kläger ab. — Hosea moralisirt über falsche Richter.

Scene VI. Der Schmiedegesell und seine Schaar kommen betrunken aus der Schenke, einer der Spitzbuben wird vom andern ermordet; der König, der mit Alvida und seinem Gefolge des Weges kommt, findet den Todten und wird nach einem komischen Gespräch mit dem Schmiedegesellen (Clown) von dem herbeigerufenen Schmiedemeister über den Vorfall unterrichtet. Ein Theil dieser Scene finde als Probe hier Platz.

Blatt 13 a:

(Enters the Clown, and all his crewe drunke.)

Clown. Farewell gentle Tapster, Maisters, as good ale as euer was tapt, looke to your feete, for the ale is strong: well farewell gentle Tapster.

1. Ruffian. Why sirrha slaue, by Heauens maker, thinkest thou the Wench loues thee best, because shee laught on thee: giue me but such an other word, and I will throw the pot at thy head.

Clown. Spill no drinke, spill no drinke, the ale is good, Ile tell you what, ale is ale, and so ile commend mee to you, with hartie commendations: farewell gentle Tapster.

2. Ruff. Why, wher fore Pesant scornst thou that the Wench should loue me, look but on her, and ile thrust my dagger in thy bosome.

1. Ruff. Well sirrha well, th'art as th'art, and so ile take thee.
2. Ruff. Why, what am I.
1. Ruff. Why, what thou wilt, a slaue.
2. Ruff. Then take that Villaine, and learne how to use mee an other time.
1. Ruff. O I am slaine.
2. Ruff. Thats all one to mee, I care not, now will I in to my wench and call for a fresh pot.
Clowne. Nay but heare yee, take mee with ye, for the ale is ale: cut a fresh Toast Tapster, fill me a pot, here is money, I am no beggar, ile followe thee as long as the ale lasts: a pestilence on the blocks for me, for I might haue had a fall; well, if we shall haue no Ale, ile sit me downe, and so farewell gentle Tapster.

(Here hee falls ouer the dead man. Enters the King, Aluida, the King of Cilicia and of Paphlagonia, with other attendants.)

Rasni. What slaughtred wretch lyes bleeding heere his last?
So near the royall Pallace of the King,
Search out if any one be biding nye,
That can discourse the manner of his death,
Seate thee (faire Aluida) the faire offaires,
Let not the object once offend thine eyes.
Lord. Heres one sits here a sleepe my Lord.
Rasni. Wake him, and make enquiry of this thing.
Lord. Sirrha you, hearest thou fellow.
Clowne. If you will fill a fresh pot, heres a penny, or else farewell gentle Tapster.
Lord. He is drunke my Lord.
Rasni. Weele sport with him, that Aluida may laugh.
Lord. Sirrha, thou fellow, thou must come to the King.
Clowne. I will not doo a stroke of worke to day, for the ale is good ale, and you can aske but a penny for a pot, no more by the statute.
Lord. Villaine, heres the King, thou must come to him.
Clowne. The King come to an Ale-house? Tapster fill me three pots, wheres the King: is this he? Giue me your hand sir, as good Ale as euer was tapt, you shall drinke while your skin cracke.
Rasni. But hearest thou fellow, who kild this man?
Clowne. Ile tell you sir, if you did taste of the Ale, all Niniuie hath not such a cup of Ale, it flowres in the cup sir, by my troth I spent eleuen pence, beside three rases of Ginger.
Rasni. Answere mee knaue to my question: How came this man slaine?
Clowne. Slaine, why ale is strong ale, tis Hufcap, I warrant you twill make a man well, Tapster ho, for the King a cup of ale and a fresh Toast, heres two rases more.

Alvida. Why (good fellow) the King talkes not of drinke: hee would haue thee tell him how this man came dead?

Clowne. Dead, nay: I thinke I am aliue yet and will drinke a full pot ere night, but heare yee, if ye be the wench that fild us drinke, why so: do your office, and giue us a fresh pot, or if you be the Tapsters wife, why so, wash the glasse cleane.

Alvida. Hee is so drunke (my Lorde) there is no talking with him.

Clowne. Drunke: Nay then wench I am not drunke, th'art a shitten queane, to call mee drunke, I tell thee I am not drunke, I am a Smith.

(Enters the Smith, the Clownes Maister.)

Lord. Syr, here comes one perhaps that can tell.

Smith. God saue you Maister.

Rasni. Smith, canst thou tell me how this man came dead.

Smith. May it please your Highnesse, my man here and a crue o them went to the ale-house, and came out so drunke, that onef of them kilde another: and now sir, I am faine to leaue my shoppe and come fetch him home.

Rasni. Some of you carry away the dead body, drunken men must haue their fits, and sirrha Smith, hence with thy man.

Smith. Sirrha you rise come goe with me.

Clowne. If we shall haue a pot of Ale, lets haue it, heeres money: hold Tapster, take my purse.

Smith. Come then with mee, the pot stands full in the house.

Clown. I am for you, lets go, thart an honest Tapster, weel drink five pots ere we part. (Exeunt.)

Ohne dass etwas weiteres auf den Mord erfolgt, fangen Rasni und Alvida ein Liebesgespräch an. Da erscheint Alvida's Gemahl mit heftigen Vorwürfen gegen das buhlerische Paar, und Rasni, dem es im Guten wie im Bösen an Kraft fehlt, will Alvida ihrem Gemahl zurückgeben. Sie jedoch fürchtet sich zu ihrem Gemahl zurückzukehren, wenn er ihr nicht Straflosigkeit zuschwört, worauf der Fürst auch eingeht. Alvida aber kredenzt ihm nach geleistetem Eide einen vergifteten Becher Wein, der ihn auf der Stelle tödtet. Im Triumph folgt Alvida dem Könige. — Hosea zeigt, dass eine Sünde die andere nach sich ziehe, wie hier der Ehebruch den Mord.

Scene VII. Der Ort der Handlung wird jetzt von Ninive nach Palästina verlegt. Der Prophet Jonas klagt über den durch Sündhaftigkeit veranlassten Verfall Israels. Nun folgt die aus dem Propheten Jonas Cap. I bekannte Geschichte, wie ein Engel ihn auffordert, nach Ninive zu gehen und dort zu predigen. Er aber flieht vor dem Angesicht des Herrn nach Joppe, um von dort nach „Tharsis" zu fahren.

Scene VIII. Die Scene ist in Joppe. Jonas miethet sich auf

einem Schiffe, das nach Tharsus bestimmt ist, ein. Hosea moralisirt über die Widersetzlichkeit gegen den göttlichen Willen.

Scene IX. In Ninive. Alcon und Samia, die Eltern des Höflings Radagon, nebst ihrem kleinen Sohne Clesiphon und einem Freunde Thrasibulus, die in grosser Noth leben, wenden sich an Radagon um Unterstützung, werden aber abgewiesen und Samia als ein unbekanntes Bettelweib behandelt. Als Rasni erscheint, tragen Alcon und Samia diesem ihre Klage vor; Radagon gesteht heimlich dem Könige, dass jene seine Eltern sind, er habe sie nur deswegen abgewiesen, weil er den König durch solche Bettelei nicht belästigen wolle. Rasni billigt sein Verfahren. Nun verflucht die abgewiesene Mutter ihren Sohn, eine Flamme schlägt aus der Erde und verschlingt Radagon. Der entsetzte König wird von den Wahrsagern damit getröstet, dass der Aetna oft ganze Städte verschlinge, etc. Hosea moralisirt über den Undank der Kinder gegen die Eltern, Unbarmherzigkeit u. s. w. und prophezeit das Lamm Gottes.

Scene X. Der Schmiedegesell unterhält ein zärtliches Verhältniss mit seiner Frau Meisterin; der Meister, der sie ertappt, bekommt Prügel und muss schimpflich abziehen. — Hosea moralisirt über die Widersetzlichkeit der Diener gegen ihre Herrn.

Scene XI. In Joppe. Die aus dem Sturm geretteten Schiffer erzählen dem Gouverneur von Joppe die Geschichte ihrer Fahrt, das Looswerfen über Jonas, seinen Heldenmuth und Untergang; sie aber seien durch sein Gottvertrauen vom Heidenthum bekehrt worden. Auf der Bühne wird Jehovah ein Opfer gebracht. — Hosea moralisirt über die Verstocktheit der Sünder und hält ihnen das Beispiel dieser Heiden vor.

Scene XII. Jonas wird vom Wallfisch auf die Bühne ausgespien (Jonas, cast out of the Whales belly upon the stage!), dankt Gott für seine Rettung und bereut seinen Ungehorsam. Auf nochmalige Aufforderung des Engels begiebt er sich auf den Weg nach Ninive. — Hosea moralisirt kurz über die Reue.

Scene XIII. Rasni, der durch Ehebruch in den Besitz Alvida's gelangt, wird nun selbst von ihr betrogen, indem sie ein zärtliches Verhältniss mit dem Vicekönig von Cilicien unterhält. Gartenscene mit Gesang:

Alvida. King of Cilicias kinde an courteous,
Like to thy selfe, because a louely King,
Come lay thee downe upon thy Mistresse knee,
And I will sing and talke of Loue to thee.

King Cil. Most gratious Paragon of excellence
It fits not such an abiect Prince as I,
To talke with Rasnes Paramour and Loue.

Alv. To talke nout friend, who would not talke with thee?
Oh be not coy, art thou not onely faire:
Come twine thine armes about this snow-whit necke,

A Loue-nest for the great Assirian King:
Blushing I tell the faire Cilician Prince,
None but thy selfe can merit such a grace.
K. C. Madam, I hope you mean not for to mock me:
Alv. No King, faire King, my meaning is to yoke thee.
Heare me but sing of loue, then by my sighs,
My teares, my glauncing looks, my changed cheare,
Thou shalt perceyue how I do hold thee deare.
K. C. Sing Madam, if you please, but loue in iest,
Alv. Nay, I will loue, and sigh at every rest.

Song.

Beauty alasse, where wast thou borne
Thus to hold thy selfe in scorne:
When as beauty kist to wooe thee,
Thou by beauty doest undoe me:
Heigho, despise me not.
I and thou in sooth are one,
Fayrer thou, I fairer none:
Wanton thou, and wilt thou wanton.
Yeeld a cruell heart to planton?
Do me right and do me reason,
Cruelty is cursed treason,
Heigho I loue, Heigho I loue,
Heigho, and yet he eyes me not.

King. Madam your Song is passing passionate.
Alv. And wilt thou not then pitty my estate?
King. Aske loue of them, who pitty may impart.
Alv. I aske of thee sweet, thou hast stole my heart.
King. Your loue is fixed on a greater King.
Alv. Tut womens loue, it is a fickle thing.
I loue my Rasny for my dignity.
I loue Cilician King for his sweet eye.
I loue my Rasni since he rules the world.
But more I loue this Kingly little world. (Embrace him.)
How sweet he lookes: Oh were I Cithias Pheere,
And thou Endimion, I should hold thee deare:
Thus should mine armes be spread about thy necke.
(Embrace his necke.)
Thus would I kisse my loue at euery becke. (Kisse.)
Thus would I sigh to see thee sweetly sleepe,
And if thou wakent not soone, thus would I weepe.
And thus, and thus, and thus, thus much I loue thee.
(Kisse him.)

King. For all these vawes beshrow me if I proue you:
My faith unto my King shall not be falc'd.
Alv. Good Lord how men are coy when they are crau'd
King. Madam, behold our King approcheth nie,
Alv. Thou art Endimion, then no more, heigho for him I die.

(Faints. Points at the King of Cilicia. Enter Rasni with his Kings and Lords.)

What ayles the Center of my hapinesse.
Whereon depends the heaven of my delight
Thine eyes the meteors to commaund the world.
Thy hands to axier to maintaine my world.
Thy smiles, the prime and spring-tide of my world.
Thy frawnes, the winter to afflict the world.
Thou Queene of me, I King of all the world.
Alv. Ah feeble eyes lift up and looke on him.
(She riseth as out of a trance.)
Is Rasni here? then droupe no more poore heart:
O how I fainted when I wanted thee? (Embrace him.)
How faine am I, now I may looke on thee?
How glorious is my Rasni? how divine?
Eunukes play hymnes, to prayse his deitie.
He is my loue, and I his Juno am.

Auf alle diese Unthaten geschehen nun Wunder; eine Hand schwenkt drohend ein Schwert aus den Wolken, die Sonnenpriester prophezeien Unheil, aber Rasni achtet ihrer nicht. — Hosea moralisirt über die Sittenlosigkeit der Frauen und fordert zur Reue auf.

Scene XIV. Es tritt einer auf, der sich als Teufel verkleidet hat, um unter dieser Maske allerhand Schelmenstreiche zu vollführen, da die Bewohner Ninive's jetzt durch viele Wunder abergläubisch und durch Geistererscheinungen u. s. w. ängstlich gemacht seien; leider aber entdeckt der Clown des Pudels Kern und prügelt den Vorwitzigen tüchtig ab. — Thrasybulus, Alcon und einige andre, die aus Noth zu Bettlern und Dieben geworden sind, verkaufen dem Wucherer gestohlene Kleider. Während sie bei dem Geschäfte sind, tritt Jonas auf und predigt Busse:

Repent yee men of Ninive, repent,
The day of iudgement comes.
When greedy hearts shall glutted be with fire,
When as corruptious worlde shall be unmaskt,
When briberies shall be repaide with bane,
When Whoredomes shall be recompens'd in,
When riot shall with rigor be rewarded.
When as neglect of truth, contempt of God

Disdaine of poor men, fatherlesse and sicke,
Shall be rewarded with a bitter plague.
Repent yee men of Ninivie, repent.
The lord hath spoke, and I do cry it out.
There are as yet, but forty dayes remaining,
And then shall Ninivie be ouerthrowne.
Repent yee men of Ninivie, repent.
There are as yet, but forty dayes remaining
And then shall Ninivie be ouerthrowne. (Exit.)

Sogleich kommen Wucherer und Diebe zum Bewusstsein ihrer Sünden und gehen in Verzweiflung ab. Hoseas aber moralisirt, nachdem die Bekehrung begonnen, zum letzten Male:

Looke London looke, with inward eyes behold,
What lessons the events doe here unfolde.
Sinne growne to pride, to miserie is thrall,
The warning bell is rung, beware to fall.
Ye worldly men whom wealth doth lift on hie,
Beware and feare, for worldly men must dye,
The time shall come, where least respect remaines,
The sword shall light upon the wisest braines.
The head that deemes to over-top the skie,
Shall perish in his humane pollicie.
Loe I have said, when I have said the truth,
When will is Law, when folly guideth youth.
When shewe of Zeale is prankt in Robes of zeale,
When Ministers powle the pride of Common-weale?
When Lawis made a Labyrinth of strife,
When Honour yields him friend to wicket life.
When Princes heare by others eares their follie,
When Usurie is most accounted holie.
If these should hap, as would to God they might not
The playne is neare, I speake, altough I write not.

Der Engel erscheint und führt ihn fort, damit er seine Busspredigten in Jerusalem fortsetze.

Scene XV. Während Rasni, Alvida und die Vicekönige bei Tafel schwelgen, drängt sich der Clown herein, gewinnt durch seine Spässe die Gunst des Königs und erzählt sein Abenteuer mit dem als Teufel Verkleideten. Da tritt plötzlich Jonas herein, fängt an zu predigen und sofort ziehen alle in den Tempel, indem sie einer nach dem andern reuig ihre Sünden bekennen. Auch der Wucherer tritt noch einmal auf, gefolgt von einem bösen Engel, der ihm einen Dolch und

einen Strick anbietet. Den Gedanken an Selbstmord verwirft er indessen, von der Gnade Gottes Verzeihung hoffend.

Scene XVI. Nun dauert es dem Jonas mit dem Strafgericht Gottes, wodurch Ninive verwüstet werden soll, allmälig zu lange, denn die 40 Tage, die der Stadt nur noch bewilligt waren, sind seit der letzten Scene vergangen. Da erfolgt ein neues Wunder; der Kürbiss, in dessen Schatten Jonas sitzt, wird von einer Schlange verschlungen; auf Jonas' Klage erscheint der Engel u. s. w., die ganze Geschichte, wie sie im Prophèten Jonas Cap. IV zu lesen ist. Am Schluss der Scene geht er auf des Engels Geheiss den reuigen Niniviten die Gnade Gottes zu verkünden.

Scene XVII. Adam, der Clown, verwünscht den Propheten Jonas; seitdem er Busse gepredigt, sei der König fromm geworden und habe ein langes Fasten ansagen lassen. In komischer Rede, die offenbar, wie auch sonst einzelne Stellen, Reminiscenzen aus andern Dramen in sich hat, verkündet er seinen Entschluss, trotz grosser Strafandrohung das Fasten zu brechen und fängt tapfer an zu essen und zu trinken. Dabei ertappen ihn aber 2 Aufseher, die ihn nach kurzer Verhandlung zum Galgen schleppen.

Scene XVIII. König und Hof vernehmen nun von Jonas die Verzeihung Gottes, Rasni und Alvida gehen eine förmliche Ehe ein, der Wucherer giebt das unrechtmässig Erworbene zurück, Thrasibulus verspricht das Gestohlene wiederzuerstatten und Jonas schliesst mit einer Predigt an die Londoner, dass sie sich namentlich vor den Stürmen des römischen Antichrists bewahren sollen.

Wer mehr Antheil am Stücke hat, Greene oder Lodge, und welche Theile vom einen und welche vom andern herrühren, wage ich nicht zu entscheiden, selbst Collier hatte hierüber keine Vermuthung.

Was die äussere Einrichtung des Stückes betrifft, so ist auffällig, welcher Menge von Bühnenapparaten dasselbe bedarf. Fast keine Scene vergeht, in der nicht irgend ein Wunder geschieht, eine Zauberei vorgeht, der Blitz einschlägt oder die Erde sich aufthut. Muss den Maschinisten der Bühne doch das Ungeheuerliche gelungen sein, einen Menschen von einem Wallfisch auf die Bühne speien zu lassen — wenn anders überhaupt das Stück jemals aufgeführt worden ist, wovon sich wenigstens auf dem Titel, wie sonst wohl meistens geschieht, keine Andeutung findet. — Ueber die Zeit der Abfassung ist weiter Nichts festzusetzen, als dass sie vor dem September 1592 stattgefunden haben muss, da Robert Greene damals starb. Der erste Druck,

von dem nach Collier III, 218, ein Exemplar noch erhalten ist, stammt aus dem Jahre 1594.

Der vollständige Titel des zweiten Stückes lautet:

The shoomaker's holyday or the gentle craft. With the humorous life of Simon Eyre, shoomaker and Lord Mayor of London. As it was acted before the Queenes most excellent Maiestie on Newyeares day at night, by the right Honourable Early of Notingham, Lord High Admirall of England his Servants. At London, Printed for John Wright and are to be sold at his shop at the signe of the Bible without New-gate. 1618. — 34 Blätter, meistens Blackletterdruck, das letzte Blatt durch Beschädigung zum Theil unlesbar. Ich habe das Stück nirgend erwähnt gefunden, und ist das mir vorliegende Exemplar vielleicht ein unicum. In der Vorrede, die an alle lustige Burschen, professors of the gentle craft, womit, wie in R. Greene's Pinner of Wakefield, das Schuhmacherhandwerk gemeint wird, gerichtet ist, wird besonders hervorgehoben, dass der Inhalt des Stückes keineswegs anstössig . Auch ist der ungenannte Verfasser wirklich leidlich anständig, wenn man die komischen Scenen abzieht, die an den hergebrachten Zoten keinen Mangel leiden. Hinter der Vorrede folgen zunächst 2 „Threemanssongs," welche ich mittheile.

Blatt 2b:

The first Three-mans song.

O the month of May, the merry month of May
So frolicke, so gay, and so greene, so greene, so greene,
O and then did I, unto my true loue say
Sweet Peg, thou shalt be my Sommers Queene.

Now the Nightingale, the pretty Nightingale,
The sweetest singer in all the Forrest Quier:
Intreats thee sweet Peggy to heare thy true-loves tale,
Loe yonder she sitteth her breast against a brier.

But O I spye the Cuckoo, the Cuckoo, the Cuckoo*)
See where she sitteth, come away my ioy:

*) Cf. Nares s. v. und Diez, etymolog. Wörterbuch s. v. cucco.

Come away I prethee, I doe not like the Cuckoo
Should sing where my Peggy and I kisse and toy.

O the month of May, the merry etc.

Blatt 3 a:

The Second Three-mans Song.

(This is to be sung at the latter end.*)

Cold's the winde and wet's the raine,
Saint Hugh be our good speed**)
Ill is the weather that bringeth no gaine,
Nor helpes good hearts in need.

Trowle the bowle the iolly Nut-browne bowle
And heere kind mate to thee:
Let's sing a dirge for Saint Hugh's Soule,
And downe it merily.

Downe a downe, hey downe a downe,
(Close with the Tenor boy.)
Hey very, very, downe, a downe.
Hoe well done, to me let come.
Ring compasse gentle joy.

Trowle the bowle, the Nut-browne bowle,
And here, etc. (As often as there be men to trinke. At last, when all haue drunke, this verse.)

Cold's the winde etc.

Nun folgt noch ein Prolog an die Königin. Aus der Anrede an dieselbe:

O grant (bright mirror of true Chastity)
From those life-breathing starres your sunlike eyes,
One gratious smile:

ist wohl zu schliessen, dass das Stück schon unter der Regierung Elisabeth's, die ihre Jungfräulichkeit gern preisen hörte, entstand.

---

*) sc. des Stückes.
**) Saint Hugh scheint als Schutzpatron der Schuhmacher betrachtet zu werden. Siehe die Probe Blatt 30 a.

Diese Vermuthung wird durch die Notiz bei Collier I, 350 unterstützt, dass die Truppe Henslowe's und Edw. Alleyn's, die früher im Curtain, dann in der Fortuna spielte und sich nach ihrem Patron Lord Nottingham's Servants nannte, gleich nach dem Tode Elisabeth's im Jahre 1604 in den Dienst Prinz Henry's überging und dessen Namen annahm. Es wäre zwar möglich, dass Nottingham eine neue Truppe engagirt hätte, doch findet sich hierüber keine Nachricht. Dagegen ist bekannt, dass Elisabeth zu Weihnachten 1601 von Nottingham's Schauspielern unterhalten wurde (Collier I, 319 vergleiche 317 und 318), womit der Anfang der Vorrede stimmt: Kinde gentleman etc. — I present you heere with a merry conceited Comedie, called, The Shoomaker's Holiday, acted by my Lord Admirals Players at a Christmassetime before the Queens most excellent Majesty. Vor 1591 ist aber das Stück auch wohl schwerlich gespielt worden, da damals sich erst Nottingham's Truppe bildete; auch wird des Tamburlain und des Sultan Soliman (womit vielleicht das Stück Soliman und Perseda, das Kyd zugeschrieben worden ist, aus dem Jahre 1599, gemeint ist) Erwähnung gethan, so dass wir also, freilich nicht mit Sicherheit, die Abfassung des Stückes zwischen 1591 und 1604 zu setzen haben. Möglich ist es, dass irgend eine Stelle im Texte eine mir verborgene Anspielung auf Zeitereignisse enthält. Denn es ist offenbar, dass irgend welche historische Ereignisse einen Anlehnungspunkt für das Sujet abgegeben haben. Leider fehlt mir hier in Thorn der literarische Apparat, um dies zu untersuchen; ich theile daher den Inhalt ausführlich mit, vielleicht dass Andere, denen die nöthigen Bücher zur Hand sind, die Londoner Stadtgeschichte (denn um diese handelt es sich) nach den betreffenden Factis durchsuchen.

Ich theile wiederum nur die Scenen ab.

Scene I. London. Der Lord Mayor Sir Roger Otley und Lord Lincolne im Gespräch. Lincolne, ein hochmüthiger Adliger, der es mit dem Lord Mayor nur nicht offen verderben will, warnt denselben vor seinem Neffen Rowland Lacy, der Otley's Tochter Rose die Cour mache. Derselbe sei ein liederlicher Mensch; einst nach Italien auf Reisen geschickt, habe er schon in Deutschland all sein Geld durchgebracht und sei genöthigt gewesen, sich in Wittenberg bei einem Schuhmacher zu

verdingen. Um ihn nach seiner Rückkehr wieder los zu werde, habe er seinem Neffen ein Oberstenpatent besorgt und werde derselbe bald nach Frankreich in den Krieg ziehen. Nachdem der Lord Mayor Lincolne für die Warnung gedankt und erwähnt, Rose sei schon weit genug fortgeschickt, um nicht mit Lacy in Berührung zu kommen (im Stillen nämlich ist der Lord Mayor der Verbindung seiner Tochter mit einem Adligen principiell abgeneigt), erscheint Lacy, sich von seinem Onkel zu verabschieden. Der Lord Mayor aber eilt nach der Guildhall, wo er den abziehenden Truppen Armaturen und Sold ausliefern soll. Trotzdem nun Lincoln im vertrauten Gespräch seinem Neffen die Liebe zu Rose auszureden sucht und ihn kriegerischen Ruhm erwerben heisst, bittet Lacy doch nach Lincolns Abgang seinen Cousin Askew, einstweilen das Commando der Truppen zu übernehmen, er wolle noch drei Tage in London bleiben, nachher ihn aber in der Normandie treffen, und der Vetter geht darauf ein. Hier treten Eyre, seine Frau, seine Gesellen Firke, Hodge und Rafe Dampert und Jane, des letztgenannten junge Frau, auf, die Hauptleute zu bitten, Rafe vom Kriegsdienst freizugeben. Eyre stellt sich selbst als der Mad Shoomaker of Towerstreet vor, schwatzt entsetzlich viel, indem er stets die Andern zur Ruhe ermahnt, bringt lächerliche Ungereimtheiten vor in dem Bestreben, sich die Miene eines Gebildeten zu geben, verbirgt aber unter dieser possenhaften Aussenseite einen richtigen Sinn und Verstand, den er nachher bei verschiedenen Gelegenheiten bethätigt. Freilich sieht man seine vernünftigen Thaten weniger, als dass man ihn und andere davon sprechen hört, doch ist das die Schuld der Oekonomie des Stückes, nicht der Charakteranlage. — Die Bitten der Schustergesellschaft sind indessen vergebens, Lacy verweigert, Rafe frei zu geben und dieser nimmt von Jane Abschied, indem er ihr ein Paar künstlich gearbeitete Schuhe schenkt.

Scene II. Auf dem Towerhill. Lacy, der sich indessen von der Gesellschaft Eyre's losgemacht, marschirt im Zuge am Lord Mayor, Lincolne etc. vorüber; Trommeln und kriegerischer Lärm; Rafe tritt in die Reihen, das Volk schreit Lebewohl!

Scene III. Zu Oldfort, dem Landsitze des Lord Mayors. Rose, hierher verbannt, beklagt, einen Kranz windend, ihre Trennung von Lacy:

> Here sit thou downe upon this flowry banke,
> And make a Garland for thy Lacies head.
> These Pinkes, these Roses, and these Violets,
> These blusking Gilly flowers, these Marigolds,
> The faire embroydery of his Coronet,
> Carry not halfe such beauty in their cheekes,
> As the sweet countenance of my Lacy doth.
> O my most unkinde father! O my starres!
> Why lour'd you so at my Natiuity,

To make me loue, yet liue rob'd of my loue?
Heare as a theefe am I imprisoned
(For my deere Lacie's sake) within those walles,
Which by my fathers cost were builded up
For better purposes: here must I languith
For him that doth as much lament (I know)
Mine absence, as for him I pine in woe.

Ihre Dienerin Sibylle, die aus London kommt, erzählt in dem herkömmlichen Ammen-Jargon den Abzug der Truppen unter Lacy. Da sie sich nicht darum bekümmert hat, wohin die Truppen gegangen sind, und ob Lacy wirklich mit ihnen gegangen oder nach dem Ausmarsch nach London zurückgekehrt ist, wird sie, dies zu erkunden, nach der Stadt zurückgeschickt.

Scene IV. London, Towerstrasse, früh am Morgen. Lacy erklärt seine Absicht, als Schuhmachergesell bei Eyre einzutreten, um unerkannt in London zu bleiben und Gelegenheit zu haben, Rose zu sehen. Das Handwerk habe er in Wittenberg gelernt. — Eyre treibt seine Gesellen an die Arbeit und hält Weib und Mägde zur Besorgung der häuslichen Geschäfte an. Lacy kommt singend wieder auf die Bühne:

Lacy. Der was een bore van Gelderland, Frolick si byen
He was als dronke he cold nyet stand, vpsolce se byen,
Tap eens de cauneken drink sheue mannekin.

Firke. Maister, for my life yonders a brother of the Gentle Craft, if he beare not Saint Hughe's bones Ile forfeit my bones, hee's some vplandish workman, hire him good maister, that I may learne some gibble gabble, twill make vs worke the faster.

Eyre. Peace Firke, a hard world let him passe, let him vanish, we haue iourneymen enow, peace my fine Firke.

Wife. Nay nay y'are best follow your mans councell, you shall see, what will come on't, we haue not men enow, but we must entertaine euery butterboxe; but let that passe.

Hodge. Dame, fore God if my maister follow pour councell hee'le consume little beefe, he shall be glad of men, and he can catch them.

Firke. I that he shall.

Hodge. Afore God a proper man, and I warrant a fine workeman: Maister farewell, dame adue, if such a man as he cannot finde worke, Hodge is not for you. (Offer to goe.)

Eyre. Stay my fine Hodge.

Firke. Faith and your foreman goe, dame you must take a iourney to seeke a new iourneyman, if Roger remoue, Firke followes, if Saint Hughes bones shall not be set a worke, I may pricke mine awle in the wals, and goe play: fare yee well master, God dame.

Eyre. Tarry my fine Hodge, my briske foreman, stay Firke, peace pudding broth, by the Lord of Ludgate I loue my men as my life, peace you galliman frey, Hodge, if hee want worke, Ile hire him, one of you to him, stay he comes to us.

Lacy. Goeden dach meester, end v uro oak.

Firke. Nailes if I should speake after him without drinking, I should choak, and you friend Oake, are you of the gentle craft.

Lacy. Yaw, yaw, ich beene den skoomaker.

Firke. Den skoomaker quoth a, and hearke you skoomaker, haue you all your tooles, a good rubbing pin, a good stopper, a good dresser, your four sorts of Aules, and your two balles of waxe, your paring knife, your hand and thumble-leathers, and good Saint Hughe's bones to smooth vp your worke.

Lacy. Yaw, yaw, bie niet vor veard, ik hab'all de dingen, vwur mack skooes groot and cleane.

Firke. Ha, ha, good maister hire him, heele make me laugh so that I shall worke more in mirth then I can in earnest.

Eyre. Heere you friend, haue you any skill in the mistery of Cordwainers.

Lacy. Ick weet niet wat you seg ich verstaw you niet.

Firke. Why thus man, Ich verste v niet, quoth a.

Lacy. Yaw, yaw, yaw, ick can dat well doen.

Firke. Yaw, yaw, he speaks yawing like a Jacke daw, that gapes to be fed with cheese curdes, O heele giue a villanous pull at a can of double beere, but Hodge, and I haue the vantage, wee must drink first, because wee are the eldest Journeyman.

Eyre. What is thy name.

Lacy. Hans, Hans Meulter.

Eyre. Give me thy hand, thou art welcome, Hodge entertaine him, Firke bid him welcome, com Hans, runne wife, bid your maids, your trullibubs, make ready my fine mens breakfasts: to him Hodge.

Hodge. Hans, th'art welcome, vse thy selfe friendly, for we are good fellowes, if not, thou shalt be fought with, wert thou bigger than a Gyant

Firke. Yea, and drunk with wert thou Gargantua, my maister keeps no Cowards, I tell thee: hoe, boy, bring him an heeleblock, heeres a new Journeyman. (Enter Boy.)

Lacy. O ich wersto, you ich moet een halne dossen, Cans betalen: here boy nempt dis skilling, tap eens freelicke. (Exit Boy.)

Nachdem Lacy sich so bei Eyre, der ihn in der Verkleidung nicht erkennt, vermiethet hat, gehen alle zum Frühstück.

Scene V. Warner und Hammon, zwei verwandte Londoner Bürger, verfolgen auf der Jagd in der Nähe von Oldfort einen Hirsch. Sie verlieren seine Spur, gerathen in den Garten des Lord Mayor und treffen Rose, in welche Hammon sich verliebt. Der hinzukommende

Lord Mayor ladet sie als alte Bekannte zu sich ein, indem er für sich äussert, Hammon sei ein passender Mann für Rose.

Scene VI. Lebhafte Scene bei Eyre. Die Gesellen feiern blauen Montag, werden deswegen von Eyre's Frau gescholten, wollen ärgerlich das Haus verlassen, bleiben jedoch von Eyre selbst besänftigt und bekräftigen die Erneuerung des Bundes durch einen Trunk Bier, der aus der Schenke zum wilden Schweinskopf geholt wird. Die Gesellen gehen darauf wieder an die Arbeit, Hodge arbeitet ein Paar Schuhe für Rose. Dem Meister ist von einem holländischen Schiffer durch Hans eine Schiffsladung Specereien zum Kauf billig angeboten; der Eigenthümer desselben wage sich nicht zu zeigen; warum, sieht man nicht. Wenn Eyre selbst kein Geld habe, so solle er erst an einem späteren Termine bezahlen, indessen könne er die Ladung sehr vortheilhaft verkaufen, und mit einem Schlage ein reicher Mann werden. Jetzt stellt sich erst heraus, dass Eyre bereits Alderman von London ist; er zieht sein Staatskleid an, steckt den Siegelring auf und begibt sich zu dem Schiffe, die Ladung zu besehen. Die Verhandlung hat durchaus etwas Unklares.

Scene VII. London, bei Lord Lincolne. Dodger, Lincolne's Vertrauter, berichtet über einen Sieg der Engländer über die Franzosen am 18. Mai. Dabei erfährt Lincolne erst, dass Lacy nicht bei der Armee ist und dass Askew seine Stelle vertritt. Dodger wird ausgeschickt, Lacy aufzuspüren.

Scene VIII. London, beim Lord Mayor. Dieser Auftritt, in welchem Hammon, vom Lord Mayor und dessen Freund Scott belauscht, vergeblich um Rose's Hand wirbt, finde als Probe hier eine Stelle:

L. M. Good master Scot, I have been bold with you,
To be a witnesse to a weding knot,
Betwixt yong master Hammon and my daughter.
O stand aside, see where the louers come.

Enter Hammon and Rose.

Rose. Canit be possible you loue me so?
No, no, within those eye-bals Jespy,
Apparant likelyhoods of flattery,
Pray now let goe my hand.

Ham. Sweet mistris Rose.
Misconstrue not my words, nor misconceiue
Of my affection, whose denoted soule
Sweares that I loue the dearer then my heart.

Rose. As deare as your owne heart. I iudge it right.
Men loue their hearts best when th'are out of sight.

Ham. I loue you by this hand.

Rose. Yet hands off now:
If flesh be fraile, haw weake and frail's your now,
Ham. Then by my life I sweare.
Rose. Then do not brawle,
One quarrell looseth wife and life and all,
Is not your meaning thus:
Ham. In faith you ieet.
Rose. Loue loues to spart therefore leaue loue y'are best.
L. M. What square they master Scot?
Scot. Sir, never doubt,
Louers are quickly in, and quickly out.
Ham. Sweet Rose, be not so strange in fansying me,
Nay never turne aside, shunne not my sight.
Iam not growne so fond, to fond my loue,
On any that shall quit it with disdaine,
If you will loue me, so if not fare well.
L. M. Why how now louers, are you both agreed?
Ham. Yes faith my Lord.
L. M. Tis will, giue me your hand, giue me yours daughter.
How now, both pull back, what meanes this, Girle?
Rose. I meane to liue a maide.
Ham. But not to die one, pawse ere that be said. (aside.)
L. M. Will you still crosse me? still be obstinate?
Ham. Nay chide her not my Lord for doing well,
If she can liue an happy virgins life,
Tis farre more blessed then to be a wife.
Rose. Say, sir, I cannot, I haue made a vow,
Who euer be my husband tis not you.
L. M. Your tongue is quicke but M. Hammon know,
I had you welcome to another end.
Ham. What, would you have me pale, and pine, and pray,
With louely Lady mistris of my heart,
Pardon your seruant, and the rimer play,
Rayling on Cupid, and his tyrants dart?
An shall I undertake some martiall spoyle,
Wearing your gloue at Turney and at Tilt,
And tell how many gallants I unhast,
Sweet, will this pleasure you?
Rose. Yes, when wilt begin?
What loue-rimes man? fie on that deadly sinne.
L. M. If you will haue her, Ile make her agree.
Ham. Enforced loue is worse then hat to mee,
There is a wench keepes shop in the old change,
To her will I it is not wealth I seeke,
I haue enough, and will preferre her loue

Before the world: my good Lord Maior adew,
Old loue for me, I haue no luck with new. (Exit.)
L. M. Now mammet you have well behau'd yourselfe,
But you shall curse your coynesse if I liue:
Whose within theere: see you convay your mistris
Straight to th'old Ford, Ile keep you straite enough,
Fore God I would haue sworne the puling Girle
Would willingly accepted Hammons loue;
But banish him my thoughts, go minion in. (Exit Rose.)

Nachdem also Rose zur Strafe für ihre Weigerung wieder nach Oldfort verbannt ist, berichtet Scott von dem grossen Gewinne, den Eyre bei dem Kauf gemacht, letzterer könne jetzt wohl bald Sheriff werden. Eyre selbst erscheint, Mr. Scott nach der Guildhall abzuholen; wozu, ist nicht klar. Nach ihrem Abgange berichtet Dodger im Auftrage des Lord Lincolne dem Lord Mayor, dass Lacy sich in London aufhalte. Der Lord Mayor eilt ebenfalls nach der Guildhall.

Scene IX. London, bei Eyre. Zu der, durch ihres Mannes Glück eitel gewordenen Frau, die mit den Gesellen ein nicht eben feines Gespräch führt, tritt, aus dem Kriege lahm zurückkommend, Rafe Damport und erkundigt sich nach seiner Frau Jane. Da Niemand ihm zu sagen weiss, was aus ihr geworden ist, geht er traurig ab, sie aufzusuchen. Nun kommt die Botschaft, dass Eyre zum Sheriff gewählt ist und bald er selbst mit der goldnen Kette. Der Lord Mayor hat Eyre und sein Weib zu einer Festlichkeit nach Oldfort eingeladen und die Gesellen beschliessen, zur Belustigung der Herrschaften einen Mohrentanz aufzuführen, bei welcher Gelegenheit Lacy Rose wieder zu sehen hofft.

Scene X. Gesellschaft in Oldfort. Der Mohrentanz. Rose erkennt Lacy und trinkt ihm zu.

Scene XI. Jane sitzt nähend in einem Laden, den sie zum Erwerb ihres Unterhalts geöffnet hat. Hammon, der soeben um des Lord Mayors Tochter geworben, bittet Jane, die Frau des Schustergesellen, um ihre Liebe. Sie jedoch, von der Erinnerung an ihren Mann erfüllt, weist ihn ab und erst nach vielen Bitten erhält er die Zusage, dass, wenn sie überhaupt jemals wieder heirathete, sie ihn nehmen wolle.

Scene XII. Hodge ist Meister geworden und die früher bei Eyre beschäftigten Gesellen, unter ihnen auch Lacy und Rafe, sind bei ihm eingetreten, da Eyre offenbar, nachdem er Sheriff geworden, das Geschäft aufgegeben hat. Indessen hat Rose die Sibylle abgeschickt, um Lacy aufzusuchen und ihn unter dem Vorwande, dass er die bestellten Schuhe ihr anprobiren solle, ihr zuzuführen.

Nachdem Sibylle und Lacy fortgegangen, bringt ein Diener einen Schuh, nach welchem bis zum andern Tage ein vollkommen gleiches

Paar gemacht werden solle für die Braut des Mr. Hammon, der am andern Tage in der St. Faith's Church getraut werden solle. Rafe erkennt den Schuh als einen von denen, die er Jane gegeben, als er zum Kriegsdienst gepresst wurde, beschliesst mit einer Schaar Gesellen den Kirchgang des Paares abzuwarten und die Braut, wenn sie Jane sei, dem Bräutigam zu entreissen.

Scene XIII. Beim Lord Mayor. Lacy und Rose verabreden sich, sofort in der Savoy zu heirathen und zu entfliehen. Die Flucht wird entdeckt, der Lord Mayor und Lincolne, der grade dazu kommt, beschliessen alles aufzuwenden, der Flüchtigen habhaft zu werden, um die schimpfliche Verbindung der Lord-Mayors-Tochter mit einem Gesellen zu verhindern. Firke, der Schuhmacher, der grade mit den für Rose bestellten Schuhen ankommt (ohne zu wissen, dass Hans, d. h. Lacy sie schon gebracht hat) übersieht sogleich die Lage, und befragt, ob er wisse, wohin sich sein Genosse mit Rose gewendet, leitet er die Verfolger auf eine falsche Spur, indem er angibt, sie wollten sich in der St. Faith's Church trauen lassen, wo in der That Hammon und Jane zusammengegeben werden sollen. Wie er dies Alles gleich erfahren hat, bleibt freilich im Dunkeln.

Scene XIV. Bei Eyre. Rose, die dorthin zuerst mit Lacy geflüchtet, wird wegen der Flucht aus dem elterlichen Hause von Eyre und Frau getröstet. Das Paar geht zur Kirche. — Vorbereitung zu einem grossen Fastnachtsschmaus. Eyre erzählt, dass der König bei ihm und dem Lord Mayor speisen werde.

Scene XV. Rafe und seine Schaar lauern Hammon auf. Dieser kommt mit Jane, beide maskirt, auf dem Wege zur Kirche. Rafe springt vor, Jane erkennt ihn und verlässt Hammon. Nun kommen auch der Lord Mayor und Lincolne, halten die Maskirten für Rose und den Schustergesellen, zwingen sie die Masken abzulegen und sehen sich getäuscht. In diesem Augenblick eilt aber Dodger, Lincolne's Spürhund, herbei, meldet, dass Lacy und Rose soeben in der Savoy getraut sind, und dass Eyre, bei dem der König heute speisst, diesen bitten wird, die Vermittelung zwischen dem Paare und den alten Herren zu übernehmen. Alle ab. — Eine Schaar Lehrlinge strömt zusammen, die Fastnacht mit Lärm und Gelage zu feiern.

Blatt 80 a:

Enter more Prentises.

All. Whoop looke heere.

Hodge. How now mad lads wether away so fast?

1. Pren. Whither? why to the great new Hall, know you not why? the Lord Maior hath bidden all the prentises in London to breakefast this morning.

All. Oh braue Shoomaker, oh braue Lord of incomprehensible good fellowship, whoo, hearke you, the Pancake-Bell rings.

(Cast up Caps.)

Firke. Nay more my hearts euery Shroue-tues-day is our yeare of Jubile: and when the Pancake-Bell rings, wee are as free as my Lord Mayor, wee may shut up our shops and make holiday: Ile haue it cal'd Saint Hughs Holiday.

All. Agreed, agreed, Saint Hughes Holiday.

Hodge. And this shall continue for euer.

All. Oh braue; come come my hearts, away, away.

Firke. O eternall credit to us of the Gentle Craft march faire my hearts, O rare. (Exeunt.)

Das Ganze ist eine sehr bewegte und gut durchgeführte Scene.

Scene XVI. Strasse. Der König mit Gefolge; ein Edelmann unterrichtet den König über den Charakter und Lebenslauf des neuen Lord Mayors.

Scene XVII. Schlussscene bei Eyre. Viele gedeckte Tische, Der König vermittelt die Versöhnung Lacy's und Rose's mit Lincolne und dem alten Lord Mayor. Nun wird die Gründung von Leaden-hall, die Eyre zugeschrieben wird, vom Dichter eingeflochten:

Eyre. O my Liege, this honur you haue done to my fine Journeyman here, Rowland Lacy, and all thehe fauour, which you haue showne to me this day in my poore house, will make Simon Eyre liue longer by one dozen of warme Summers more then he should.

King. Nay my mad Lord Mayor (that shall be thy name.)
If any grace of mine can length thy life:
One honor more ile doe thee, that new building,
Which at thy cost in Cornehill is erected
Shall take a name from us, weele have it cald,
The Leaden-Hall, because in digging it
You found the lead that couereth the same.
Eyre. I thanke your Maiesty.
Wife. God blesse your grace.
King. Lincolne, a word with you.

Enter Hodge, Firke and more Shoomakers.

Eyre. How now my mad knaues, Peace, speake softly, yonder is the King.

King. With the old troope which there we keepe in pay.
We will incorporate a new supply.
Before one Summer more passe ore my head:
France shall repent England was iniured.
What are thohe.
Hans. All shoomakers my Liege.
Sometimes my Fellowes, in their companies,
I liv'd as merry as an Emperor.

King. My mad Lord Maior, are all these Shoomakers?

Eyre. All Shoomakers my Liege, all Gentleman of the Gentle Craft, true Troyans, couragious Cordwainers, they all kneele to the shrine of holy Saint Hugh.

All. God save your Maiesty.

King. Mad Simon, would they any thing with us?

Eyre. Mum, mad knaues not a word, Ile doo't, I warrant you, They are all Beggers my Liege, all for themselues and I for them all. on both my knees doe intreate, that for the honour of poore Simon Eyre, and the good of his Brethren, these mad knaues, your grace would vouchsafe some priuiledge to my new Leaden-hall, that it may be lawfull for no to buy and sell Leather there two dayes in a weeke.

King. Mad Sim, I grant your sute, you shall haue Pattent,
To hold two Market dayes in Leaden-Hall,
Mondayes and Fridayes, those shall be the times:
Will this content you?

All. Jesus blesse your grace.

Mit dem Dank des Königs für die gute Bewirthung schliesst das Stück.

Thorn. Fritsche.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Goethe's lyrische Gedichte. Für gebildete Leser erläutert von H. Düntzer. 2 Bände. Elberfeld. 1857 und 1858. Verlag von R. L. Friedrichs.

> Dichter sein ist das erste;
> Aber das zweite, Dichter verstehn und lieben.

Mit diesen Worten eines griechischen Dichters hatte Kannegiesser im Jahre 1835 seine Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten geschlossen. Vor Andern scheint der neueste Ausleger dieser Gedichte jene Worte, in besondrer Anwendung auf Goethe, zu seinem Wahlspruche erkoren zu haben. Fürwahr, Niemand hat für die Erläuterung dieses Dichters so viel gethan, so viel auf ihn bezügliches Material gesammelt, so viel an Büchern und einzelnen Aufsätzen über ihn seit etwa zwanzig Jahren in die Welt gesandt, als Herr Düntzer. Sein schriftstellerischer Fleiss allein hat uns mit einer beträchtlichen Goethe-Bibliotek beschenkt. Und nicht nur Goethe, allen hervortretenden Persönlichkeiten, mit welchen Jener im langen Lebenslaufe in nähere Berührung gerathen, ist die gleiche in das Detail ihres Lebens und Wirkens mikroskopisch eindringende Sorgfalt, wie noch kürzlich dem wunderlichen Kauffmann und dem Prinzen Costantin von Weimar, gewidmet worden.

Für kein Werk der Goetheschen Muse konnten diese allseitigen Vorarbeiten fruchtbarer sein als für die das Leben des Dichters in allen seinen Stadien, vom Knabenalter bis zu den letzten Worten des Greises (wir haben ja noch Strophen aus dem März 1832) wiederspiegelnden „Gedichte" desselben. Die vorliegende Erläuterung zeigt diese günstige Wirkung der genauesten Vertrautheit mit dem Stoffe auf jedem Blatte, und wir begrüssen deshalb diesen Commentar, wie als den letzten, so auch als den gediegensten Versuch, an jenen Gedichten eine philologische Kritik zu üben.

In zwei Bändchen bespricht der Verfasser dieselben, nach einer kurzen Einleitung über ihre Entstehung und Sammlung, in der Reihenfolge, wie sie sich in Band I, II und IV der Werke (in 40 Bänden) vorfinden; dagegen ist der Inhalt der Bände III und VI unberücksichtigt geblieben. Dadurch unterscheidet das Werk sich wesentlich von dem dreibändigen, die Gedichte chronologisch besprechenden Viehoffschen Commentare. Denn dieser, insofern vollständiger, als er auch die Gedichte aus fremden Sprachen, den ganzen Band VI, und, obschon nur flüchtig, die Gedichte des Band III der Werke, sowie die in letztern überhaupt nicht enthaltenen Gedichte, in den Bereich der Erörterung gezogen, büsst dadurch, dass er fast in jeder Rubrik einzelne Nummern uncommentirt gelassen, wieder an Vollständigkeit erheblich ein. Die Düntzersche Erläuterung gewährt dagegen, innerhalb des

von ihr gewählten Gebiets, den Vorzug absoluter Vollständigkeit. Es findet daher auch äusserlich von Kannegiesser's beschränkter Auswahl, zu Viehoffs noch lückenhaftem Commentare, und von diesem zu der Erläuterung von Düntzer, welcher keiner einzigen Strophe aus dem Weg gegangen, ein Fortschritt und eine Entwicklung statt. Streng genommen, ist überhaupt erst in allerneuster Zeit ein durch die ganze Gedichtsammlung fortlaufender Commentar möglich geworden. Es ist sehr erklärlich, weshalb früher die Gedichte weniger ausgelegt, als, wie zum Beispiel Göschel mit den Sprüchen und zahmen Xenien gethan, zum Ausgangspunkt ästhetischer Abschweifungen und oft leeren Geschwätzes benutzt wurden. Aus der frühern Zeit zeichnet sich allein Wurm durch die sachgemässe und, was die orientalischen Quellen anbelangt, erschöpfende Erklärung des Divans aus, in dem Grade, dass noch heute die Divanserklärer ganz auf seinen Schultern stehn. Von einem Commentar darf man indessen nicht eine Poëtik oder eine Literaturgeschichte erwarten. Im Bewusstsein des jetzt noch dringendsten Bedürfnisses heissen wir sogar die Erläuterung am freudigsten willkommen, welche alle ästhetischen Zergliederungen vollständig ablehnt. Wichtiger als die ästhetische Würdigung, für welche der sichre thatsächliche Boden erst bereitet sein muss, ist dermalen noch die Sinn-Ermittlung. Ehe dieser Vorarbeit nicht genügend entsprochen ist, schwebt die Interpretation in der Luft. Auch beim Studium unsrer grossen Literaturepoche wird es gerathen sein, der mehr historischen als philosophischen Arbeiten zugewandten Richtung der Zeit zu folgen und zuvor die Thatsachen festzustellen, ehe von Neuem darüber speculirt wird. Unsre Zeit steht jener Epoche noch nah genug, um sie in ihrer Eigenthümlichkeit ganz zu verstehn; Viele ihrer Zeitgenossen sind oder waren noch die unsrigen. Zugleich aber stehn wir jener Zeit so fern, dass wir sie schon als fremd anzuschaun und unparteiisch zu würdigen vermögen. Was während jener Epoche nicht möglich war, was nach einigen Decennien kaum noch möglich sein wird, die geheimen Beziehungen ihrer Schrift-Denkmale offen zu legen, kann allein heute gelingen. Die massenhaften Publicationen auf diesem Gebiete haben für diese Arbeit ein reiches Material geliefert und noch zu erwartende Mittheilungen werden den mit kritischer Wünschelruthe begabten Händen unerwartete Schätze liefern. Das vorliegende Werk bezeichnet genau den Standpunkt, auf welchem sich diese Art moderner Philologie augenblicklich befindet. Freilich kann die ihrer innersten, durch das zu erklärende Object bestimmten, Natur nach universelle Aufgabe nicht von einem Einzelnen gelöst werden. Wird auch Jeder, der bei einer ausgebreiteten Lectüre alter und neuer Schriften den Text der vierzig Bände Goethescher Schriften im Kopfe gegenwärtig hat, einen grossen Theil der Erklärungen auffinden, so spielt hier doch auch der Zufall erheblich mit. Alles Dunkle aufzuklären, könnte nur Mehreren gelingen. Der Aesthetiker also darf nicht hoffen, dem Charakter und der wahren Bedeutung des einzelnen Gedichts gerecht zu werden, ehe er sich nicht die Resultate einer solchen alle die Entstehung des Gedichts betreffenden Momente zusammenfassenden Thätigkeit angeeignet hat. Und umgekehrt darf die letztre in ihren Untersuchungen über die Gränzen der Aufgabe, der ästhetischen Kritik den Boden zu bereiten, nicht hinausgehn.

Prüft man an diesem Maassstabe die Düntzersche Arbeit, so wird man die zuletzt angedeuteten Schranken nie überschritten, innerhalb derselben aber eine über Erwartung reiche Fülle an neuen Aufschlüssen niedergelegt finden. Der Trieb zu literarhistorischen Digressionen, welchem Folge zu geben der Verfasser vielfach versucht gewesen sein wird, erscheint überall zurückgehalten durch den Wunsch, nur Resultate zu geben. Diess ist denn auch so vollständig geschehn, dass schwerlich etwas vermisst, selten ein Irrthum wird nachgewiesen werden können. Der Verfasser war in Folge seiner, wohl auch durch Hirzel's vorzügliche Goethe-Bibliothek geförderten, biblio-

graphischen Kenntnisse und durch umfassende Text-Vergleichungen in den Stand gesetzt, die Lesarten vollständig zu geben, für die Entstehungszeit mancher Gedichte sichre Daten neu zu gewinnen, ihren Umwandlungs-Process darzulegen und, gestützt auf Sprachkenntnisse, den oft schwierigen Wortsinn sicher festzustellen. Dabei hat sich derselbe offenbar der grösstmöglichsten Kürze beflissen. Während andre Arbeiten dieser Art mehr für den Kenner als für das Publicum geschrieben scheinen, ist hier das Bedürfniss des letztern massgebend gewesen und der durch die Ueberschrift: „Supplement zur Volksbibliothek der deutschen Classiker," angegebne Charakter des Werks überall festgehalten. Die Fachmänner möchten dagegen oft speciellere Nachweisungen und Citate vermissen. Als Beispiel der Kürze und Enthaltsamkeit des Verfassers, sowie der glücklichen Interpretation greifen wir die Erklärung der kleinen Elegie „Wiedersehn" heraus. Die Auslegung ist mit zehn Zeilen fertig. Das Gedicht, schon 1795 gedruckt und die erste Elegie nach den Römischen, ist nicht leicht zu verstehn und deshalb wohl von den frühern Auslegern übergangen. Die Schwierigkeit liegt darin, dass von zwei Zeitbestimmungen die eine im figürlichen, die andre im wirklichen Sinne zu fassen, aber nicht ganz klar ist, welcher von beiden die figürliche, welcher die eigentliche Bedeutung zugetheilt werden muss. Ist das „Gestern" der gestrige Tag, so sind die zehn Blüthen- und Frucht-Jahre des Schlusses nothwendig figürlich gemeint. Der Sinn der Worte der Geliebten wäre dann etwa: mir, dem tiefer fühlenden Weibe, wurde die erste Trennungsnacht nach dem Geständnisse unserer Liebe, in Gedanken, zu einem ganzen Leben. Einfacher ist der Sinn, wenn man das „Gestern" figürlich nimmt, und die Liebenden zehn wirkliche Jahre getrennt sein lässt. Mit Recht hat der Verfasser die Sache so aufgefasst. Die Worte der Geliebten: „Träume, rede von gestern!" „Gestern sagst du?" deuten darauf hin, dass das Gestern eben ein erträumtes, fingirtes war, obschon die Art, wie der Geliebte zu Anfang des Gestern gedenkt, diess nicht erwarten liess.

Aehnliche, nur weit grössere Schwierigkeiten bietet das Gedicht: „Deutscher Parnass." Ist es ernsthaft, ist es ironisch gemeint? Auf den ersten Anblick möchte man Viehoff Recht geben, der das Erstere annimmt. Indem derselbe das Gedicht zugleich in das Jahr 1779 verlegt, erblickt er, dem entsprechend, in den das Heiligthum Entweihenden die Stürmer und Dränger der 70er Jahre. Düntzer dagegen hat sich, gestützt auf Stellen der Goethe-Schillerschen Correspondenz, mit grosser Bestimmtheit für die entgegengesetzte Auffassung entschieden, mithin in den Apollo-Feinden die Xenien-Dichter selbst erkannt. Damit ist allerdings der wahre Sinn des Gedichts getroffen, worin in heitrer Selbst-Parodie der innerste Gedanke der Anti-Xenisten weit reicher und schöner, als sie es selbst vermocht, ausgeführt wird. Die erstgedachte Annahme stände mit der Stellung, welche der Dichter damals auf dem Parnasse einnahm, ebenso im Widerspruch, als die Düntzersche Auffassung derselben und der Gemüthsruhe, mit welcher Goethe auf die Angriffe der Anti-Xenien herabsah, entspricht. Als Herder ihn in früher Zeit einen irren Götzenpriester schalt, schmerzte das Wort: jetzt war das innere poetische Gewissen so frei und stark, dass er sich selbst als Götzenpriester und Abtrünnigen Preis geben konnte. Diese ironische Intention kann keinem Zweifel unterliegen, da für die Annahme einer früheren Entstehung des Gedichts sich gar kein Anhalt bietet. Vielmehr lassen die Worte Goethe's: „Möge ich das edle Werk doch bald gedruckt sehn; ich habe Niemand etwas davon gesagt," darauf schliessen, dass dasselbe erst eben entstanden war. Das Absichtliche, Momentane und Locale ist jedoch in dem Gedichte derartig vertilgt, dass es Jedem unbenommen sein darf, dasselbe auch in der Viehoff'schen Auffassung zu geniessen.

Wie in vielen Fällen der Sinn der Gedichte durch positive neue Ermittlungen des Verfassers zum ersten Male erschlossen wird, davon giebt

die, Viehoff nicht gelungene, Erklärung des Gedichts: „Magisches Netz“ ein interessantes Beispiel. Die Erläuterung umfasst nur achtzehn Zeilen; aber alle Beziehungen des Gedichts sind aufgehellt. Nichts mehr ist daran erklärungsbedürftig geblieben. Durch eine Mittheilung von Varnhagen wurde die Strickerei der beiden Netze persönlich und leibhaftig entdeckt. Nur das dem Gedichte beigegebne Datum: „Zum ersten Mai 1803“ blieb unerklärt. Nun kommt in einem Briefe von Gerning an Knebel*) die Aeusserung vor: „Empfehlen Sie mich.... besonders zum 1. Mai ganz lenzerinnerlich der lieblichen Maitochter.“ Nur der Aufmerksamkeit und dem Scharfsinne des Verfassers konnte sofort die Combination dieses 1. Mais mit der vox jucunditatis des Gedichts und die Schlussfolgerung gelingen, dass dieses dem Geburtstage der Schönen, welche an demselben wohl Geschenke austheilte, nicht empfing, gegolten habe. Wem solche Aufschlüsse aus der empirischen Welt unwesentlich, gar nichtig erscheinen, der bedenke, dass die Aufgabe des Commentar's nur sein kann, Undeutliches zu verdeutlichen. Jenes Datum, ein integrirender Theil des Gedichts, war bis jetzt ganz unverständlich; so oft auch gedruckt, so vielfach gelesen, es blieb todter Buchstabe. Jetzt ist es für immer erklärt und wer kann voraus bestimmen, welchen Werth dergleichen kleine Enthüllungen dereinst einer fortgeschrittnen Kritik gewinnen können.

Aehnlicher Art ist die Notiz, der wir im Düntzerschen Commentare zum ersten Male begegnen, dass die dem Geburtstage einer andern Maitochter gewidmeten Verse: „Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,“**) sich auf den im siebenzehnten Sonette verborgenen Namen beziehn. Diese Nachricht, für die wir Herrn Düntzer besonders dankbar sind, ist insofern von Wichtigkeit, als dadurch der widerliche Streit, der über die wahre Laura jener Sonette neuerdings wieder entbrannte, wenigstens theilweise, authentisch geschlichtet wird. Denn in der Note zu jenen Versen sagt Goethe selbst, dass die darin Gefeierte sich auf manchem Blatte seiner kleinen (1815) gedruckten Gedichte wie im Spiegel habe wiederfinden können. Dieser Spiegel können nur die, mit jenen Gedichten 1815 zuerst gedruckten, Sonette gewesen sein, indem die Beziehung auf andre, frühere, Poesien durch die damalige Jugend der Geliebten ausgeschlossen wird. Es ergiebt sich demnach als sicher, dass die Sonette mehrentheils der im Charadensonett Verborgnen gelten, wobei die Annahme, dass einige davon durch Bettina oder andre Personen veranlasst seien, bestehn kann. Wahrscheinlich wird es noch gelingen, diesen Punkt ebenso klar zu eruiren, als dies in Betreff der persönlichen Beziehungen der älteren Gedichte, namentlich nach dem Erscheinen der Steinschen Briefe und des Herderschen Nachlasses, fast überall möglich geworden ist. Freilich nur fast überall. Denn leider sind, um nur Eine anzuführen, bei der schönen Epistel: „An Lottchen. Mitten im Getümmel mancher Freuden“ die individuellen Bezüge, die dieses Gedicht erst in das rechte Licht stellen, ihm Leben und Wärme verleihen würden, während man jetzt nur allgemein den Ausdruck schöner Empfindungen bewundern kann, noch nicht entziffert, die Ausleger daher auf Conjecturen verwiesen. Bei dieser leichtern poetischen Gattung ist die Kenntniss der realen Verhältnisse unerlässlich. Von der gedachten Epistel weiss man aber weder, an wen sie gerichtet, noch welche Personen es sind, deren dieselbe sonst gedenkt. Die Beziehung der darin erwähnten „Beiden“ auf die Gebrüder Stolberg ist von Herrn Düntzer sehr scharfsinnig motivirt. Doch kann die Identität der Neben-Personen des Gedichts erst dann sicher festgestellt werden, wenn sich die Hauptperson zu erkennen gegeben. Wenn

*) Zur deutschen Literatur und Geschichte, herausgegeben von H. Düntzer. Nürnberg. Raspe. 1858. 2. Thle.

**) S. 113. Bd. 6. der Werke. Ausg. in 40 Bänden.

in derselben von Düntzer eine unbekannte in einem Briefe Goethe's an Auguste Stolberg erwähnte, Dame, dagegen Lotte Buff von Viehoff, und Lotte Jacobi von Bergk gefunden wird, so kann darauf nicht viel geben, wer sich erinnert, wie durch das Bekanntwerden der wahren Beziehungen vieler Gedichte, z. B. „Pilgers Morgenlied" und „Elysium" alle frühern Auslegungen über den Haufen geworfen wurden.

Freilich gehn derartige Ermittlungen oft bei denen spurlos vorüber, welche am meisten Beruf hätten, davon Nutzen zu ziehn. So hat Kühne in dem geistprunkenden Aufsatze: Goethe in der Schule der Frauen (Europa. 1857. Nr. 27 — 36) die in jenen Liedern vorkommenden Personen Urania und Lila, über die nunmehr kein Zweifel besteht, noch nach verjährten Conjecturen gedeutet und die durch Goethe's Frau veranlassten Gedichte „Morgenklagen" und „der Besuch," ganz irrig auf Lilli und das erstre zugleich auch auf die Stein bezogen. Auch lässt er den Gatten von Charlotte Buff Ministerresident in Rom werden! Von ähnlichen Fehlern, auch, was uns hier interessirt, in Betreff der Goetheschen Gedichte, wimmelt es in dem Grundriss zur deutschen Dichtung von K. Goedeke, der alle Ursache hatte, gegen Düntzer bescheidner aufzutreten. Dass Kotzebue durch Georg Sand getödtet worden (S. 680), dass Goethe im Mai 1778 in Potsdam Friedrich den Grossen gesehn,*) der längst im Felde stand und dessen Abwesenheit grade vom Herzog von Weimar zu einem Besuche in Berlin benutzt wurde, wonach die ganze Darstellung S. 769 und 770 zu modificiren ist; dass die Marquise Branconi Langenstein vom Prinzen Friedrich von Preussen geschenkt erhalten (S. 751), während ein solcher gar nicht existirte, geschweige Güter verschenkte, die Marquise vielmehr das Gut 1776 vom bekannten Prinzen Heinrich von Preussen, wahrscheinlich mit braunschweigschem Gelde, erkaufte; dass S. 726, als Verlobter Lilli's. v. Türkheim statt Bernard und Seite 778, als „der Alte" in Hildburghausen, Herzog Ernst, statt des 80jährigen Regenten Herzogs Joseph, Führers der Reichsarmee bei Rossbach, genannt sind -- diese und eine Menge ähnlicher kleiner factischer Irrthümer, wie Seite 847 Goethe's Frankfurter Reise im Jahre 1807, kommen bei einem so grossen und verdienstvollen, gradezu Epoche machenden Werke nicht in Anschlag. Doch wird es Jedem unbenommen sein, dergleichen zu berichtigen: ein Anspruch, den Herr Goedeke, nach dem Vorwort vom 10 November v. J. zu schliessen, Herrn Düntzer absprechen zu wollen scheint. Es ist die Prätension, fleckenloser zu sein als die Sonne, bei dem, für den eignes Verdienst laut genug spricht, um so verwunderlicher. Den Seite 719 begangnen offenbaren Irrthum, wonach Goethe für die Frankfurter Gel. Anz. bis zum 2. April 1775 Recensionen geschrieben haben soll, wiederholt Goedeke, trotz Düntzer's Rüge, im Vorwort mit Berufung auf die Thatsachen; diese aber schlagen ihn; denn Goethe's Theilnahme an jenem Blatte hörte im August 1773 völlig auf, wie ein oberflächlicher Blick in Hirzel's Verzeichniss von Goethe's Schriften zeigt; aus der von Goethe verfassten Nachrede an das Publicum zu Ende 1772 geht sogar hervor, dass er schon damals vom Recensiren zurück treten wollte; dass er am 21. April 1775 das Blatt zu einem Inserat benutzte, welches Goedeke, Seite 720 zufolge, nicht gelesen zu haben scheint, hat jenen Irrthum offenbar veranlasst; im Vorbeigehn bemerken wir zu Seite 718, dass Schlosser und Herder als Mitarbeiter, erstrer als der thätigste von allen genannt zu werden verdienten. Eben so obstinat ist Goedeke, „Hans Sachsens poetische Sendung" dem Jahre 1774 zuzuschreiben, ohne die Gründe zu nennen; während Goethe selbst (Steinsche Briefe I, 41) sagt, dass er das Gedicht auf der Reise nach Leipzig, die in den März 1776 fiel, an-

*) Diesen Irrthum hat zuerst Freese, nicht Lewes, aufgebracht und durch eigne Erfindungen verstärkt.

gefangen; es geht aus der Richtung, welche der Merkur damals einschlug hervor, warum das Gedicht in dieser Zeit und für dies Blatt verfasst wurde. Mit Düntzer musste Jeder es unbegreiflich finden, dass Goedeke die Elegie „Amyntas" in den Mai gesetzt hat (S. 822); grade hier ist Goedeke's Darstellung so ungenau, dass der hohe Ton, den er im Vorwort gegen Düntzer annimmt, am wenigsten am Platze war. Thatsache ist, dass Goethe das Gedicht im Herbst 1797 beim Eintritt in die Schweiz verfasste und im Mai 1797 an Schiller sandte. Hiergegen verstösst Goedeke: 1, indem er „Amyntas" (S. 822) unter den Gedichten des Mai 1797 aufführt, während diese Elegie damals noch nicht existirte; 2, indem er (S. 825) rücksichtlich des Orts der Entstehung „Amyntas" mit „Euphrosyne" verwechselt, welche letztre damals noch nicht concipirt sein konnte; 3, indem er ebenda ausdrücklich sagt, ausser „Euphrosyne" und „der Schweizeralpe" habe jene Reise nichts Fertiges gebracht, Amyntas also ausschliesst; 4, endlich, indem er im Vorwort Seite X glaubt, er habe die Sendung des Amyntas an Schiller in den Mai 1798 verlegt. Also Irrthum über Irrthum!

Um für „Rastlose Liebe" den 11. Februar 1776 als Entstehungszeit anzugeben (S. 743) fehlt jeder Anlass, da die Worte des Briefes an Frau v. Stein von diesem Datum: „Aus Schnee und tiefem Nebel schicke ich etc." dazu unmöglich berechtigen können, wenn auch das Gedicht ganz das Gepräge jener Zeit und der verwandten des Jahres 1775 trägt, der Zeit, in welcher er, wie es in einem ungedruckten Briefe an Knebel's Schwester heisst, immer „in Strudelei und Unmässigkeit des Vergnügens und Schmerzens" lebte. Das Gedicht kann durch Frau v. Stein veranlasst sein. Jedenfalls scheint uns Viehoff, der das Gedicht dem Jahr 1771 vindicirt (I, 152), ebenso zu irren, als Düntzer, der es kurz vor 1789 entstanden sein lässt (I, 104). Die Vorwürfe, die Goedeke (S. 767 unten) den Auslegern der „Harzreise im Winter" darüber macht, dass sie „den im Gebüsch sich verlierenden Dichter mit dem Menschenhasser, zu dem ihn der Pfad durch die Oede führen soll, an Tautologien gewöhnt, zusammen warfen," fallen lediglich auf ihn selbst zurück. Der Vers: „Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad" geht eben nicht auf den Dichter und eine Tautologie ist nicht vorhanden. Herr Goedeke war es, der hier „das einfachste Verständniss" nicht fasste. Wenn ihm (S. 842) „die glücklichen Gatten" leer, die Reime des Divans (S. 863) „dürftig" erscheinen, deren unnachahmliche Grazie Heine so bewunderte, so beneiden wir ihn nicht um seinen Geschmack.

Auch ist es unzulässig und schon durch das Datum: 15 Mai 1816 ausgeschlossen, das Gedicht: „Frühling über's Jahr" mit Goedeke auf Goethe's Gattin zu beziehn (S. 797); wenigstens wäre dann der Schluss, dass „der Sommer vergebens mit Liebchen ringe" verhängnissvoll Lügen gestraft, da derselbe Sommer wenige Wochen darauf die Gattin dahinraffte. Dies Lied hat wohl überhaupt keine individuelle Beziehung. Für die Gedichte der spätern Zeit, auch für die Liebesgedichte, tritt das persönliche und biographische Interesse überhaupt mehr zurück. In reifern Jahren entnahm der Dichter äussern Anlässen und Vorfällen vielfach Motive seiner lyrischen Gedichte, und während früher das innerste Leben seines Herzens in den Liedern pulsirte, überwog später, z. B. bei den Sonetten und den Suleikaliedern, ganz naturgemäss das künstlerische Interesse. Aber auch bei diesen würde die Erklärungsart, welche Lehmann in dem sonst so verdienstlichen Buche, Goethe's Liebe und Liebesgedichte, versucht hat, sich lediglich an das Gedichtete zu halten, ohne die Welt der Thatsachen, aus welcher das Gedichtete sich ablöste, im Einzelnen zu erforschen, sich nicht rechtfertigen lassen. Dass auch hier eine Aufhellung der realen Beziehungen zum Verständniss oft unumgänglich nöthig, zeigt zum Beispiel das dem Jahre 1815 angehörige, „Juni" überschriebene Gedicht: „Hinter jenem Berge wohnt." In der ersten Hälfte dieser lose und in wechselndem Rhythmus an einander gereihten Strophen herrscht ein heitres Spiel mit Wendungen von imagi-

nirtem Zusammen- und wirklichem Getrenntsein der Liebenden, ohne dass jedoch die wahre Situation ganz klar würde, und die mehr reflectirende zweite Hälfte will nach Inhalt und Ton zur ersten nicht recht passen. Hier kann das Ganze nur durch die Einsicht der Bedingungen, unter denen es entstand, gewinnen. Schildert Düntzer jedoch bei diesem Liede die Geliebte als eine „reiche Besitzerin," so ist das hinein-, nicht herausinterpretirt, ein Fehler, dessen der Commentator sich sehr selten schuldig gemacht hat. Auch die Dornburger Gedichte aus dem Jahre 1828 sind ohne Kenntniss des Factischen zum Theil unverständlich. Die beiden Strophen: „Und wenn mich am Tag die Ferne" (S. 89 Bd. 2 der Werke) von Düntzer gleichfalls dem Jahre 1828 zugeschrieben, gehören nicht dahin, sondern in die Reihe der Gedichte zu Bildern des 6. Bandes, indem dieselben im unmittelbaren Anschluss an den Seite 174 daselbst abgedruckten Vers: „Zwischen Oben, zwischen Unten," also als ein dreistrophiges Gedicht, am 23. December 1826 in das Stammbuch des Grafen Moritz Brühl geschrieben wurden. Hiernach bedarf der Anhang zum Commentar einer Abänderung. Derartige Gedenk-Verse haben selten einen selbständigen Werth. Sie können aber interessant werden, wenn besonders prägnante Momente sich in ihnen abspiegeln. Als Beispiel führen wir die noch ungedruckten Verse an, welche Goethe in der Bedrängniss kurz vor der Schlacht bei Jena, an diesem Orte, am 5. October zu einer Zeichnung in ein Stammbuch schrieb:

Zu unser's Lebens oft getrübten Tagen
Gab uns ein Gott Ersatz für alle Plagen,
Dass unser Blick sich himmelwärts gewöhne,
Den Sonnenschein, die Tugend und das Schöne.*)

Viele allgemein gehaltne Wendungen der Goetheschen Poesie betreffen ganz concrete Verhältnisse. Diess gilt von den „An die Knappschaft zu Tarnowitz" gerichteten, einst von der Rahel so lebhaft bewunderten, Distichen. Dieselben machte im Jahre 1792 der zwanzig Jahre früher von Goethe wegen der „Empfindsamen Reisen" in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen gegeisselte Professor Schummel in seiner „Reise durch Schlesien" zuerst bekannt. Danach hatte Goethe die Verse in das Fremdenbuch der nahe bei Tarnowitz belegenen Friedrichsgrube eingeschrieben, wonach die, vermuthlich durch ein bestimmtes Zeugniss veranlasste, Angabe Düntzer's, dass jene Worte zu Wielizka gedichtet seien, zu berichtigen ist. Es ergiebt sich nun, dass die Worte: „Nur Verstand und Redlichkeit helfen" speciell auf den damaligen, durch eine Menge thätiger und geschickter Männer ausgezeichneten, Oberschlesischen Berg- und Hüttenbetrieb, an dessen Spitze zu treten Alexander v. Humboldt zu jener Zeit vergeblich durch den Minister v. Heinitz aufgefordert wurde, gemünzt sind. Die schon damals in Tarnowitz angewandten Dampfmaschinen mussten Goethe's Bewunderung erregen. Er sollte jedoch trotz jenes Lobes durch den Anfang der Verse: „Fern von gebildeten Menschen," bei Unverständigen Anstoss geben; wenigstens berichtet Schummel, dass der Dichter damit manchen Leuten „empfindlich wehe gethan," und findet, dass der Vorwurf der Ungebildetheit entweder als gegen die Stadt Tarnowitz oder als gegen ganz Oberschlesien gerichtet verstanden werden müsse. So widersinnig wurden des Dichters herzliche Verse ausgebeutet!

Eben so hohes Lob wir dem vorliegenden Commentare spenden zu müssen glauben, so darf doch Niemand Unmögliches erwarten. Ganze poetische Gruppen sind noch nicht erklärungsreif. Diess ist der Fall bei Bakis' Weissagungen, im Gegensatz zu den Römischen Elegien und besonders

*) Das Original besitzt Herr Buchhändler Cohn zu Berlin, dessen Güte wir eine Abschrift verdanken.

den Venetianischen Epigrammen. Da Viehoff bei den letztern beiden Gruppen jede Detail-Interpretation unterlassen, so fand Düntzer auch hier ein noch unbeackertes Feld vor. Die Epigramme sind unter seinen Händen, auch in den geheimeren Beziehungen, so klar und durchsichtig geworden, wie der Himmel, der sie entstehen sah. Hier möchte auf keine Frage die Antwort fehlen. Classische Anspielungen, wie im 26. Epigramm: „Ist überall ja doch Sardinien," Italiänische Sitten und Sprache, wie das Bottegha-Machen des 42. und die Bündel Wäsche des 44. Epigramms, Anspielungen auf Zeitereignisse und persönliche Zustände, Alles ist kurz, aber erschöpfend erklärt. Bei dem 67. Epigramme ist eine ganz neue Auslegung hervorzuheben; danach ist unter dem bisher als Kreuz oder Crucifix gedeuteten Zeichen etwas ganz Anderes zu denken, nämlich dasjenige Reimwort, welches zu Ende der Seite 280 des zweiten Bandes der Gedichte (Rubrik: Politika) durch vier Punkte vertreten ist. Diese Notiz beruht wahrscheinlich auf einer Mittheilung aus des Dichters Umgebung oder aus Riemer's Papieren. Der dem Dichter so oft gemachte Vorwurf, dass er das Kreuz durch Zusammenstellung mit Tabak, Wanzen und Knoblauch entweiht, fällt hienach in nichts zusammen. Dies Kreuz wäre für immer von ihm genommen!

Ganz anders verhält es sich dagegen mit den Weissagungen. Abgesehn von den, Manuscript gebliebenen, Deutungen des Landschaftsmalers Dietz, hatte Viehoff zuerst seine Zähne an diese Räthsel gewagt. Düntzer ist ihm gefolgt. Einer wahrhaft befriedigenden Auflösung jedoch scheinen uns noch die schwierigeren zu harren. Auch jetzt schon ist über Erwartung Glückliches von beiden, oft mit einander im Widerspruch stehenden, Interpreten geleistet. So geht die Düntzersche Erklärung der 9. Weissagung: „Mäuse laufen zusammen auf offenem Markte" gewiss auf richtiger Fährte, wonach nur Unmögliches hat zusammengestellt werden sollen, wie etwa in den Virgilschen Versen:

> Ante leves ergo pascentur in aethere cervi,
> Et freta destituent nudos in littore pisces,
> Quam etc.

Trotzdem ist das Resultat unsicher, so lange die Bedeutung des Wortes: „Tola" nicht ausfindig gemacht ist. Für solche Dinge besitzt der Verfasser sonst eine grosse Spürkraft, welche sich in diesem Commentar vielfach bewährt, z. B. bei der „Neuen Heiligen" Sancta Oliva, vor welcher Kannegiesser rathlos stand. Ebenso sind oft die Quellen, aus denen der Dichter schöpfte, mit besonderm Glück und Fleiss entdeckt. Dahin gehört der Nachweis, dass der Stoff der „Ersten Walpurgisnacht," sowie das Epiphaniaslied: „die heiligen drei Könige mit ihrem Stern" dem einst allbeliebten Kinderfreund von Weisse entstammen. Eine zweite, etwas anders gewendete, Bearbeitung des letztgedachten Liedes, im Programm eines Maskenzuges zum 30. Januar 1809 gedruckt, rührt nach unzweifelhaften Zeugnissen gleichfalls von Goethe her. Das Gedicht heisst hier: „Die heiligen drei Könige, voran der Morgenstern."

Es ist bekannt, wie vielen Volksliedern von Goethe's Hand Fort- und Umbildungen zu Theil geworden sind, und es gehört zu den lohnendsten, aber auch mühsamsten Aufgaben des Auslegers, die fremden, gleich alten guterhaltenen Bausteinen, zu neuen Bildungen verwendeten Bestandtheile im Einzelnen nachzuweisen. Er darf nicht fürchten, dadurch Zweifel an der Schöpferkraft des Dichters zu erwecken: denn diese zeigt sich, wie die Shakespeare's in der dramatischen Verarbeitung alter Stücke und Novellen, nie grösser als in der Art, wie das Alte oder Fremde in die Textur eines neuen Liedes verwebt wird. Veredelt und verklärt ist das schöne „Trost in Thränen" aus dem zu Grunde liegenden in vier bis fünf Versionen bekannten Volksliede erstanden. Alte Reime geben Anlass zu dem keck humoristischen „Freibeuterlied. Mein Haus hat kein' Thür;" wenigstens scheint die Ver-

muthung Düntzer's, dass das Lied solchen Ursprung habe, zuzutreffen, indem wir in Meyr's anziehenden Erzählungen aus dem Ries die schwäbische Strophe:

„Und aus isch mit mir,
Mei Haus hat kei' Thür,
Und mei Thür hat kei' Schloss,
Und mei Schatz bin i los."

angetroffen haben, deren Verwandtschaft mit jenem Liede unverkennbar ist. Wie ist dagegen, um ein Beispiel aus dem Divan zu wählen, „Selige Sehnsucht" aus dem Liebeskreise in eine höhere, ja in die höchste Sphäre erhoben! Wie man auf classischem Boden nicht graben kann, ohne auf Reste alter Denkmale zu stossen, so entdeckt man unter der Oberfläche dieser Lyrik eine ältere poetische Schicht, über welche sich jene ausbreitet, stamme diese aus dem classischen Alterthume, dem Oriente oder aus älterer deutscher Zeit. Dass so die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen ebenso sehr auf Boccaccio als auf Percy's Sammlung verweist, haben wir an einer andern Stelle zu begründen versucht.*) Welche Völker und Zeiten nun gar zu den Sprüchen und Zahmen Xenien ein Contingent gestellt, diess zu bestimmen, setzte die mühsamsten Forschungen voraus. Vieles gehört dem Italiänischen an, wie der Spruch: „Neu-Mond und geküsster Mund" (S. 12 Bd. III), Einiges dem Spanischen, wie der Spruch: „Ein kluges Volk wohnt nah dabei (ib: S. 35), jedoch verändert, da die von Zago den Kirchthurm düngen, nicht füttern: das Meiste ist aber wohl der Französischen und Deutschen Literatur entlehnt. So ist z. B. das kleine Gedicht „Nativität" (Bd. II, S. 259 der Werke) die Fortführung eines Canitzschen Dictum.

Dieser durch Herder angeregten Tendenz, dem Deutschen einzuverleiben, was ihn von den poetischen Gaben fremder Völker oder alter Zeiten anzog, blieb Goethe sein Leben hindurch getreu. Wie sehr dadurch nicht nur seine eigne, sondern die gesammte deutsche Dichtung befruchtet und ihr der Stempel der Universalität aufgedrückt worden, ist Niemand fremd. Diese Richtung, die noch in späterer Zeit durch den westöstlichen Divan den grössten Triumph feiern sollte, war charakteristisch für die ältere Weimarsche Schule. Man überzeugt sich davon durch einen Blick in das Tiefurter Journal von 1781, indem in wenigen Nummern desselben, ausser Gedichten aus oder nach dem Griechischen, in Ernst und Scherz ein Lettisches Lied, ein Esthnisches, ein Tartarisches, ein solches aus dem Malabarischen, das bekannte Marlbrough s'en va-t en guerre (im 43. Stück) und Lieder nach dem Petrarch sich finden. Besonders war es das deutsche Volkslied, zu welchem Goethe, hierin ganz verschieden von Schiller, zu allen Zeiten zurückkehrte. Den Hans Sachsischen Ton wusste er stets festzuhalten und selbst seine Huri's müssen „um einem Deutschen zu gefallen," in Knittelreimen sprechen. Jener Ton diente ihm nicht als Maske, vielmehr fand das in ihm lebende volksthümliche Element darin die natürlichste Form, sich auszusprechen.

Wer sich, wie Herr Düntzer, andauernd mit einem Schriftsteller von so reichhaltigen Beziehungen beschäftigt, hat seinen Lohn dahin. Aus dem Leben in nur edlen und dem Höchsten zugewandten Richtungen, aus der dauernden Berührung mit dem Wahrheitssinne und der Seelenschönheit des Dichters, der wie noch neulich H. Grimm rühmte, sich, im Gegensatz zu Voltaire, von Neid, Verläumdung, Lüge stets frei gehalten, gehn unberechenbare sittliche Einflüsse hervor. Scheint doch, wie W. von Humboldt schön und tiefempfunden sagt, bei Goethe die höchste Fülle und Kraft

*) Morgenblatt von 1858. Nr. 40.

hervorzubrechen aus einem Heiligthume, in dem sie lange verschlossen kochte und webte. Abgesehn davon, üben seine Schriften, in rein intellectueller Hinsicht, eine eigenthümliche Expansivkraft auf den sie Studirenden aus. Wer sie recht verstehen will, oft auch nur dem Wortsinne nach, dessen geistiger Horizont muss weit sein oder werden. Nicht nur verklungne Stimmen der Völker wird er aus Goethes Dichtungen heraushören, er wird darin von Allem, was in den letzten hundert Jahren in der Tiefe des deutschen Geistes gegährt und nach Ausdruck oder Gestalt gerungen, den Anklang vernehmen.

Bernburg. v. Loeper.

Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. Sendschreiben an Herrn H. Viehoff, Director der höhern Bürgerschule zu Trier. Von Dr. Joachim Meyer, Prof. am Gymnasium zu Nürnberg. (Nürnberg, Fr. Campe und Sohn, 1858).

Der Verfasser dieses sehr schätzenswerthen Beitrages zur modernen Philologie hat bereits vor 18 Jahren in einer Schrift über Schiller's Tell eine Reihe von Textverbesserungen gegeben, die sich der allgemeinsten Zustimmung zu erfreuen hatten. Die Cotta'sche Verlagshandlung übertrug ihm in Folge dessen im Jahre 1844 die Correctur der Ausgabe der Schiller'schen Werke in 10. Bd. 8., und im Jahre 1845 die Besorgung der neuen Miniaturausgabe der Gedichte. Eben so ward ihm in den nächsten Jahren die Leitung des Drucks der jetzigen Stereotypausgabe übertragen; und ein grosser Theil der Gedichte, die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, die Braut von Messina, Tell, der Abfall der Niederlande, der dreissigjährige Krieg u. m.A. war schon einer sorgfältigen Revision unterzogen, als eine lebensgefährliche Krankheit der Durchführung der Arbeit in den Weg trat. In dem vorliegenden Schriftchen stellt er sich nun zunächst die Aufgabe, eine grössere Anzahl der von ihm in den Schiller'schen Text zurückgeführten Lesarten, an denen man Anstoss nehmen könnte, zu rechtfertigen, knüpft daran aber mannigfache, für die Freunde des Dichters sehr interessante Mittheilungen. Das in der Abhandlung über den Tell (1840) Enthaltene als bekannt voraussetzend, bespricht er zuerst einige in den andern Dramen vorgenommene Aenderungen, und geht dann zu den kleinen Gedichten über, in der Reihenfolge der letzten Ausgabe meines Commentars über dieselben folgend. Als kritische Hülfsmittel fürdiese Partie standen ihm nicht bloss die Anthologie und die beiden von Schiller selbst besorgten Crusius'schen Ausgaben (Leipzig 1802 — 1803 und 1804 — 1805), sondern auch Handschriftliches zu Gebote, insbesondre die Abschrift, welche Schiller von seinen Gedichten Behufs einer Prachtausgabe gegen das Ende seines Lebens durch seinen Bedienten Rudolph anfertigen liess und eigenhändig corrigirte, dieselbe Abschrift, worüber zuerst Hoffmeister in meinem Archiv für den deutschen Unterricht (I, 1, 42 — 48) Bericht erstattete; ferner der für die Kritik und Erläuterung Schiller's wichtige handschriftliche Nachlass von Joh. Gottl. Regis. Zu meinem Commentar werden mehrere Nachträge aus Werken gegeben, deren Benutzung mir nicht vergönnt war. Zu meiner Freude sehe ich daraus, dass mehrere von mir ausgesprochene Vermuthungen, unter andern die von der Beziehung des Hochzeitliedes auf Körner's Vermählung, ihre Bestätigung gefunden.

Als besonders interessant hebe ich ein vom Verfasser glücklich ermitteltes bisher unbekannt gebliebenes Gedicht von Schiller „Im October 1788“ hervor. Es ist schon seiner metrischen Form wegen sehr merkwürdig; denn es besteht aus abwechselnden längern und kürzern Versen mi gekreuzten Riemen, von denen die längern Verse, wenn man von den Forderungen einer strengen quantitirenden Messung absieht, als Hexameter, die kürzern als halbe Pentameter betrachtet werden können. Der Herausgeber bezeichnet das Lied als „eines der schönsten und in der glücklichsten Zeit des Dichters entstandenen.“ Man kann, trotz des unbestreitbar schönen Gehaltes, darüber mit ihm rechten; denn eben in jener Form liegt etwas Disharmonisches. Wie Poggel in seiner Theorie des Reims näher ausgeführt hat, ertragen nur Gedichte von ganz einfachem Rhythmus, nicht aber Hexameter und Pentameter den Gleichklang. Jedenfalls aber muss das Gedicht in Zukunft einen Platz in Schiller's Werken finden, und ist eines solchen in höherm Grade werth, als manche andere Gedichte, die Jeder ungern entbehren würde.

Kaum weniger anziehend sind die Mittheilungen über ein anderes Gedicht „die Priesterinnen der Sonne,“ das schon seiner bisher zweifelhaften Authenticität wegen noch nicht in Schiller's Werke aufgenommen werden durfte. Ich hatte mich bereits 1839 für die Aechtheit erklärt und die Gründe meiner Ansicht erörtert, auch in der neusten Ausgabe meines Commentars die Veranlassung nachzuweisen versucht. Dagegen wurde es in der Schillerbibliotek Leipzig 1855 von Herrn Hartung unserm Dichter abgesprochen. In einem P. S. zum vorliegenden Schriftchen theilt nun Herr Meyer eine Stelle aus einem an ihn gerichteten Briefe der Freifrau Emilia von Gleichen-Russwurm mit, worin es heisst: „Das Gedicht die Sonnenpriesterinnen ist entschieden von Schiller. Ich besitzte eine von meiner gen Mutter gefertigte Abschrift, welche ich Ihnen schon längst zugedacht habe. Es steht auch die Jahreszahl darunter.“ Zusätzlich meldet mir Herr Prof. Meyer auf brieflichem Wege, er habe mittlerweile einen Brief der Freifrau von Gleichen nebst einer Abschrift des Gedichtes erhalten. „Die Abschrift,“ berichtet Herr Meyer, „ist von des Bedienten Rudolph Hand, die Ueberschrift von Charlotte Schiller, also Ihre Vermuthung über die Veranlassung vollkommen bestätigt, so wie auch unsere Ansicht über die Aechtheit; denn es steht darunter: Schiller.“ Strophe 1 — 6 stimmen ganz mit dem in meinem Commentar gegebenen Text überein; darauf folgt aber eine bisher unbekannte Strophe:

> Darf sich zu ihrem weichen Ohr
> Die kühne Wahrheit wagen,
> Und ist sie stolzer, Mensch zu sein,
> Mit Menschen menschlich sich zu freun,
> Als über sie zu ragen.

So viel genüge, um dem Leser des Archivs von dem, was in dem Schriftchen behandelt wird, eine Anschauung zu geben. Persönlich muss ich mich dem Verfasser für manche Belehrung verpflichtet bekennen, die einer etwaigen künftigen Auflage meines Commentars zu gut kommen wird.

Dann aber spreche ich schliesslich noch einen Gedanken aus, der sich mir über dem Lesen des Schriftchens recht lebhaft aufgedrängt hat. Das herannahende Säcularfest des Geburtstages unsers grossen Dichters hat in der letzten Zeit den öffentlichen Blättern wiederholt Veranlassung gegeben, das schon oft kund gegebene Verlangen nach einer mit strenger philologischer Kritik besorgten Gesammtausgabe seiner Werke, so wie die Klagen über die Mängel des bisherigen Textes auf's Neue laut werden zu lassen. Dass diese Klagen theilweise übertrieben, theilweise auch ganz unbegründet sind, und in den Ausgaben der Cotta'schen Officin schon seit geraumer Zeit der zur Berichtigung des Textes führende Weg eingeschlagen worden ist,

weist das Schriftchen im Einzelnen nach. Nichtsdestoweniger bleibt nach dieser Richtung noch Vieles zu thun übrig; und je weiter man den Rest der Arbeit hinausschiebt, desto schwieriger wird er. Nach meiner festen Ueberzeugung könnte nun die Cotta'sche Verlagshandlung nicht besser in ihrem und der gesammten deutschen Lesewelt Interesse handeln, als wenn sie die baldige Besorgung einer kritischen Gesammtausgabe der Schiller'schen Werke in die Hände des Herrn Prof. Meyer legte. Seine bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete geben nicht bloss die Bürgschaft, dass er das wichtige Geschäft mit der grössten Ein- und Umsicht leiten würde, sondern zeigen auch, dass er im Besitz so zahlreicher und seltener Hülfsmittel zur Constituirung des Textes ist, wie nicht leicht ein Zweiter. Dahin gehören beispielsweise ein von Schiller selbst für den Druck der Theater corrigirtes Handexemplar der Jungfrau von Orleans, das Manuscript der Gedichte, der Nachlass von Regis, ein Einzeldruck der Elegie auf den Tod Weckherlin's, zwei Manuscripte des Fiesko, ein von Schiller eigenhändig durchcorrigirtes Exemplar des Fiesko u. s. w. Ueberhaupt kann Jedem bei Fragen Schiller'scher Textkritik kein besserer Rath ertheilt werden, als sich an Herrn Prof. Meyer zu wenden, wobei es sich ihm dann zugleich bewähren wird, dass die Männer, die es am ernsteten und redlichsten mit einer Sache meinen, auch am bereitwilligsten und freundlichsten den Mitarbeitern eine hülfreiche Hand bieten.

H. Viehoff.

Heuristisches Elementarbuch der englischen Sprache von Dr. C. van Dalen. Zweite Auflage. Erfurt 1859.

Der Verfasser des obigen Elementarbuches, das jetzt in verbesserter und bedeutend vermehrterter zweiter Auflage erschienen ist (1. Auflage Erfurt 1852), ist gewiss nicht der einzige, der die Vorzüge der heuristischen Methode, von welcher er in der Vorrede zur ersten Auflage weitläufig spricht, auch selbst für grössere Classen anerkennt. Diese Methode empfiehlt sich zumal für das Englische, eine Sprache, die bei uns stets erst begonnen wird, nachdem das Französische schon in einigen Classen getrieben ist, und deren Elementargrammatik so überaus einfach und schnell zu erlernen ist. Von einer andern Seite hat man gegen die beobachtete Methode urgiren wollen, dass der Sprachstoff, der „weil ein Anfänger sich mit ihm beschäftigen soll, leicht und einfach, aber auch, weil etwas daran gelernt werden soll, nicht inhaltleer sein dürfe“ p. IV. für die Stufe, auf der sich unsre das Englische anfangenden Schüler befinden (Tertia), doch zu niedrig stehe, ihnen nur Sachen gebe, die sie zumal auf der Realschule schon viel gründlicher im Deutschen und naturwissenschaftlichen Unterrichte gehabt hätten, und daher nicht im Stande sei, zu fesseln und Interesse rege zu machen. Doch diese Ansicht ist, wie ich glaube, entschieden zu realistisch und verkennt, indem sie zu sehr die eine Seite urgirt, das wahre Wesen des Unterrichtes in einer neueren Sprache; obenein gibt auch die sehr reiche Auswahl des vorliegenden Buches Lesestoff der verschiedensten Art, um selbst diesem imaginären Mangel abzuhelfen.

Wir wollen hier, indem wir bei einem Buche, das trotz der Unzahl Grammatiken und Uebungsbücher für das Englische in 2. Auflage erscheint, das Bekanntsein der ersten voraussetzen, und kurz angeben, wodurch sich diese zweite wesentlich auszeichnet und entschieden praktischer für den Unterricht geworden ist: 1) durch die deutschen Uebungsstücke zum Uebersetzen, welche nach Art der in 1. Aufl. p. 19 — 28 gegebenen jetzt alle englischen Stücke des Buches begleiten und für 6 Curse ausreichen; 2) ein vollständiges Wörterbuch; 3) eine Conzession der heuristischen Methode an die des

streng grammatischen Fortschritts ist die im Anschlusse an den auch hier wieder als Anhang gegebnen Auszug aus der englischen Formenlehre auf S. 33 — 36 eingeschobne Anleitung zur Vervollständigung der Elementar-Grammatik, welche mit jenem Anhange im Verein dem Schüler die vollständige Grundlage gewährt, auf die weiter bauend er einen beliebigen syntaktischen Cursus durchzumachen im Stande ist. Dieser Anhang ist gegen früher dadurch verändert, dass eine regelrechte Anordnung der starken Verbe versucht ist, die, wenn sie auch nicht ganz den Grundsätzen der historischen Grammatik huldigt, doch praktisch sich als recht brauchbar erweist; als wesentlichen, für den Unterricht recht erspriesslichen Zusatz zu den nach 3 Hauptclassen geordneten Verben (1. Verba mit dem Particip auf n, en, ne. 2. Particip ohne Endung. 3. Particip auf d oder t) hat der Verfasser jetzt neben den 3 Columnen (Praesens, Imperfectum, Particip) noch eine vierte hinzugefügt: Derivatives, um so gleich bei der Einübung der Verbalformen die bedeutendsten abgeleiteten Worte mit einzuprägen. In der Anordnung der Lesestücke ist nur wenig geändert; 2 Fabeln, the Lark, und the Jackdaw, die bisher unter den Stories standen, sind ihre richtigen Plätze angewiesen, die 2 Geschichten Rain und The Painter's Servant, wie die Gedichte the Italian Greyhound und Time or Chronology sind weggelassen; daher stehen aber hier 4 neue Gedichte: The pauper's death-bed, what is death, the chil'ds first grief und the blind boy, die freilich den schon ziemlich ernsten Charakter der poetischen Stücke noch zu erhöhen geeignet sind. Zu den im Abschnitt III als Beispiele zur Grammatik gegebenen Sätzen sind ausser den bisherigen nur die Conjugation erläuternden Sätzen auch noch zehn neue Rubriken gekommen, welche für die Einübung der Nominalformen geeignet sind. In den Uebungsbeispielen in deutscher Sprache ist uns ein paar Mal aufgefallen, dass dem englischen Idiome zu Liebe dem deutschen Ausdrucke etwas Gewalt angethan oder wenigstens eine ungewöhnliche Form gewählt ist, z. B. p. 45 Was ist das Lange und das Kurze von der Sache? p. 73 Keine der Pflanzen waren selten etc.; das schon in der ersten Auflage befindliche midday is called meridiem als Nominativ, das sich in keinem Lexicon findet und bei dem Lateinisch lernenden Schüler gerechten Anstoss geben muss, hätte wohl besser fortgelassen werden können. Der Druck und die Ausstattung des Buches sind gut, die Revision der Druckbogen, was bei einem Schulbuche sehr wichtig, überaus sorgfältig gemacht, so dass die in der ersten Auflage noch mitunter stehn gebliebenen Druckfehler beseitigt sind, und wir können somit das Buch für den mit Recht immer mehr und mehr eingeführten englischen Unterricht von ganzem Herzen empfehlen.

Dr. Sachs.

L'Eco italiana. Fiore del parlar famigliare e della conversazione civile in Italia. Raccolto da Eugenio Camerini, Privato Professore di Lingua e Letteratura italiana in Torino — oder: Praktische Anleitung zum Italienisch-Sprechen etc. Leipzig, Giegler und Violet, 1857.

Ein recht nützliches und brauchbares Büchlein! Es hat den Zweck, den Lernenden mit der Rede- und Ausdrucksweise des täglichen, geselligen und Familienlebens, kurz mit der leichten, ungezwungenen, zum Theil charakteristischen und eigenthümlichen Umgangsprache, wie sie dem gebildeten Italiener eigen ist, bekannt zu machen. Eine solche „Anleitung" ist um so verdienstlicher und selbst denen, welche in der Kenntniss des Italienischen bereits Fortschritte gemacht haben, um so willkommener, jemehr sich die

Umgangssprache und die unmittelbar im Munde des Sprechenden lebende Ausdrucksweise von der gewählteren, ausgearbeiteteren Büchersprache sowohl in Wendungen als selbst einzelnen Worten und Bezeichnungen unterscheidet und deshalb nicht aus den Werken der eigentlichen Schriftsteller entnommen werden kann. Es kommt nur darauf an, dass eine „Anleitung" dieser Art geschickt genug eingerichtet sei, um die unmittelbare Conversation, wie sie im Lande selbst zu haben und zu benutzen wäre, mit Erfolg ersetzen zu können. Man darf aber gestehen, dass dies hier der Fall ist. Der Verfasser führt mit richtiger Wahl und Umsicht eine Reihe der verschiedensten Scenen des Lebens vor, welche die mannigfaltigsten Anlässe und Gelegenheiten darbieten, sich gegen Personen des Umganges, Kinder, Eltern, Freunde, Bekannte, Fremde, in der einen odern andern Richtung zu äussern, mitzutheilen oder irgend wie auszusprechen. Und zwar geschieht dies durchweg in verständiger und angemessener Haltung, in natürlicher und ungesuchter Weise, über Gegenstände und Verhältnisse, wie die Wirklichkeit sie uns entgegenbringt und wie sie uns mit gutem Grunde, wo nicht mit Nothwendigkeit zum Reden auffordern.

Der Text ist übrigens nur italienisch. Er ist nirgend mit deutschen Vocabeln oder Uebersetzungen begleitet. Dieser Umstand erfordert allerdings eine ernstere Beschäftigung mit demselben. Daraus erwächst dem Lernenden aber auch der wesentliche Vortheil, dass ihm der italienische Ausdruck wirklich als solcher verständlich und fühlbar wird, anstatt dass er sonst nur als ein farbloses Abbild, eine Art blossen Surrogates für diejenige Redensart erscheint, die uns in der Muttersprache gegenwärtig und geläufig ist.

Zum Verständnisse des Textes ist jedoch ein Wörterbuch hinzugefügt, welches, wie auf dem Titel angegeben, den Gymnasiallehrer G. Stier in Wittenberg zum Verfasser hat. Dieses mit vieler Sorgfalt angefertigte Wörterbuch gewährt nicht nur eine ausreichende Erklärung aller in dem Texte vorkommenden Wörter und Eigennamen, sondern enthält vielfach auch Andeutungen des lateinischen, griechischen und deutschen Ursprunges derselben, die, schätzbar an sich, dem kleinen Werke in dieser Hinsicht selbst wissenschaftlichen Werth verleihen.

Dr. Staedler.

Notgedrungene erwiderung.

Durch mein schweigen, den widerholten insinuazionen und angriffen des herrn G. Büchmann in disen blättern gegenüber, habe ich bewiesen, dass ich kein freund von antikritiken bin. Da meine ruhe aber als gleichgiltigkeit ausgelegt worden ist, und demnächst gar als Schwäche gedeutet werden möchte, so sehe ich mich genötigt, auf den letzten artikel des genannten herrn, bd. 25, s. 440 u. f. einige worte zu erwidern.

Herr Büchmann sagt zuerst, dass meiner arbeit (Beiträge zu einem wörterbuche der englischen Sprache) jegliches prinzip fele. Dis scheint eine kräftige wendung sein zu sollen, um anzudeuten, dass meine ansichten über zweck und einrichtung eines wörterbuches nicht die seinigen, und dass meine beiträge anderer art als die seinigen sind. Denn dass ich ein prinzip bei der herausgabe meiner beiträge habe, musste er aus dem vorworte und aus den erschienenen vier lieferungen, selbst bei einiger kurzsichtigkeit, doch ersehen können. Wenigstens ist es mir nicht schwer gewesen, herrn Büchmanns prinzipien aus dessen beiträgen zu erkennen. Ich will nun die prinzipien des herrn Büchmann nicht als unwissenschaftlich und verwerflich bezeichnen; aber keineswegs kann ich dieselben als für mich massgebend anerkennen.

Dann behauptet herr Büchmann, dass ich make good, the good people, gracious, good bye, gossip etc. für „neue lexikologische entdeckungen“ ausgäbe. Das ist mir nie eingefallen. Hätte er mein werk nur etwas genauer angesehen, so würde er one zweifel gefunden haben, dass ich to make good (ersetzen) the loss, S. Warren, now and then, ch. I aufgenommen habe um ein beispiel von dem gebrauche des ausdrucks zu geben, was weder bei Lucas, Flügel, Hilpert, Grieb, noch bei Johnson, Webster, Richardson geschehen ist; the good people, das stille volk, die elfen, Fairy legends etc., aus dem augenscheinlichen grunde, dieses völkchen, das Lucas Irland zugetheilt hat, England zu vindiziren; good gracious, Ch. Dickens, weil Lucas diese wendung nicht unter good = God, sondern als besondern artikel good-gracious (!) aufgeführt hat; good bye to philanthropy, N. N.*) des gebrauches wegen; gossip (mit belegen), weil von Lucas mit Arch. bezeichnet; there was a small fire in the grate, wegen der präposizion in; gridiron (mit verwandten wörtern) wegen der etymologie u. s. w. u. s. w.

Zuletzt tadelt herr Büchmann an meinem werke, dass es etymologische untersuchungen und vergleichungen verwandter wörter bietet. Diesen „feler“ halte ich, nachdem in der ganzen wissenschaftlichen Welt die etymologie als ein wesentlicher teil des wörterbuches anerkannt ist, nicht für nöthig zu rechtfertigen.

Nach alle dem wünscht herr Büchmann mit mir in innige kollegialität zu treten. Darauf erwidre ich, dass ich, von der wichtigkeit des Zusammenwirkens durchdrungen, dazu bereit bin, wenn er ernstlich gesonnen ist, das gemeinschaftliche werk der englischen lexikographie durch gründliche forschungen zu fördern und nicht wie bisher durch Kritteleien zu stören.

---

*) Was N. N. heisst brauche ich herrn Büchmann wol nicht zu sagen. Die so bezeichneten stellen habe ich in meine sammlungen eingetragen, als ich das Flügelsche wörterbuch noch zum muster nam und zitate für überflüssig hielt.

Krefeld. F. H. Strathmann.

Antwort.

Wen es interessiren sollte, in einem auf einem höchst untergeordneten Felde der englischen Philologie zwischen Herrn Dr. Strathmann und mir ausgebrochenen Streite Partei zu nehmen, den verweise ich an meine in diesen Blättern enthaltenen Beiträge und Recensionen der Leistungen des Herrn Dr. Strathmann (Archiv XXI. p. 153, XXII. p. 159 und 205, XXIV. p. 25, XXV. p. 371 und 440.)

Ich habe hier nur folgende Bemerkungen zu machen. Herr Dr. Strathmann nennt meine Besprechungen „Isinuationen." Diese bestehen darin, dass ich seine Arbeiten „sehr fleissig, sehr nützlich, sehr schätzbar, mit Quellen reichlich belegt, eine wesentliche Bereicherung der heutigen Lexikographie gewährend" etc. etc. etc. genannt habe, woneben ich freilich auch, was mir und Andern der Rüge werth schien, zu erwähnen, hin und wieder Unrichtiges zu verbessern, ihm Unbekanntes, mir zufällig Bekanntes zu erklären mich erkühnt habe. Da ich nun weder ein Wörterbuch schreibe, noch ihm irgend welche Concurrenz auf dem Büchermarkte zu machen gedenke, so weiss ich durchaus nicht, zu welchen unlauteren Zwecken ich überhaupt Insinuationen zu machen hätte. Nennt Herr Dr. Strathmann auch andre Recensionen, in denen die Schwächen seines Unternehmens recht scharf betont werden, Insinuationen?

Indem ich nun gern zugebe, dass er für manchen Artikel Gründe der Aufnahme haben mochte, die mir entgangen sind, muss ich zu den geringen Facten, die er neben allgemeinen Bemerkungen in seiner notgedrungenen erwiderung beibringt, folgende Noten machen. Webster, den er in seiner erwiderung noch dazu citirt, hat: to make good a loss or damage. Aus einem Citat aus der in London gedruckten Fairy legends geht an und für sich nicht hervor, dass the good people England zu vindiciren sei, was Herrn Dr. Strathmann, wie er behauptet, zur Aufnahme des Ausdrucks bewogen hat. Die Sage kann irisch sein. Er wird also um ein genaueres Citat gebeten. Gossip hat Lucas als Arch. bezeichnet; andre, namhafte Lexikographen thuen das nicht. Dass Herr Dr. Strathmann jedoch Nachträge zu Lucas schreibt, davon ist nichts bekannt. Oder haben seine Beiträge den Zweck, Widersprüche der grossen Lexika zu vermitteln? Auch davon weiss man nichts. Aus demselben Grunde, weil Lucas die Wendung good gracious nicht unter god aufgeführt hat, wohin sie in einem aphabetisch geordneten Wörterbuche auch schon deswegen nicht gehört, weil man sie da nicht suchen würde, hat Herr Dr. Strathmann ihr einen eignen Artikel gewidmet! Herr Dr. Strathmann hat jedoch ebenfalls Good bye zuerst unter by. Dass in good gracious übrigens good nothwendigerweise für god stehen müsse, ist durchaus nicht allgemein eingeräumt. (Siehe Webster unter By.) Es spricht sogar die in einer Redensart des alltäglichen Verkehrs auffallende Stellung des Adjectivs dafür, gracious steht hier zur Vermeidung des Namens god, wofür Analogien sprechen. Der Artikel gridiron heisst bei Herrn Dr. Strathmann „Gridiron, vgl. schwed. grädda (braten) und engl. girdle (the iron on which cakes are baked)." Dazu vergleiche man Richardson, und daneben stelle man griddle. Unter Collegialität verstehe ich, dass Einer auf den Andern hört.

G. Büchmann.

Programmenschau.

Reinaert de Vos und Reineke Vos. Von Collaborator Knorr. Programm der Gelehrtenschule zu Eutin 1857.

Die Abhandlung prüft die Ansichten über Abfassungszeit und Verfasser jener flämischen Dichtungen, welche von Grimm und Willems herausgegeben sind, sowie des niederdeutschen Reineke und vergleicht beide Gedichte.

Der Verfasser tritt den Gründen Grimms, dass der niederländische Reinaert in das 13. Jahrhundert und nicht wie Willems meint, in das 12. zu setzen sei, bei. Die Umarbeitung und Fortsetzung scheint ihm ebenfalls Grimm richtig in das 14. Jahrhundert zu setzen, während er die Ansicht, dass sie gerade in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts hinabzurücken sei, als zweifelhaft bezeichnet. Der im Eingange genannte Willem ist nach Grimm Verfasser des ältern Reinaert, nach Willems der Umarbeitung und Fortsetzung; da aber dieser Willem als Verfasser genannt wird, so bleibt unbegreiflich, wie der Name des Umarbeiters in den Prolog zu dem alten Text kommen konnte, und die Eingangsverse stehen in einem solchen Gegensatz zu den Schlussversen der Fortsetzung, dass dieselbe Person nicht Eingang und Epilog geschrieben haben kann. Demnach ist Willem Verfasser des ältern Reinaert. Er hat den Prolog Vers 1 — 10. geschrieben, ob auch 11 —40, ist zweifelhaft; er dichtete nach französischen Quellen, die für uns verloren gegangen sind, ebenso wie sein Nachfolger; beide waren Geistliche. Dass der Verfasser der Umarbeitung und Fortsetzung dieselbe Person sind, geht aus den gleichen Wortformen hervor.

Der niederdeutsche Reineke ist handschriftlich nicht vorhanden, er ist wohl nicht lange vor 1498 verfasst. Rollenhagen in der Vorrede zum Froschmeuseler nennt als Verfasser Nicolaus Baumann, der zu Rostok begraben liege und an der unteren Elbe nach der Ostsee hin zu Hause gewesen sei. In der Vorrede der ältern, Rollenhagen nicht bekannnten Auflage nennt sich aber als Verfasser Hierek von Alkmer (Alkmaer). Deshalb meint Grimm, Hierck habe die niederländischen Gedichte umgearbeitet und das Werk Hiereks N. Baumann ins Niedersächsische übertragen. Zu einem nicht sicherern Resultate ist Lisch gekommen.

Den älteren Reinaert bezeichnet der Verfasser mit Recht als das vorzüglichste, was uns an Thierepen überliefert ist, und sucht dies durch die Inhaltsangabe näher zu beweisen. Die Erweiterungen der Umarbeitung, deren hauptsächlichste der Verfasser ebenfalls aufführt, erscheinen nirgends als Verbesserung, öfters als Verschlechterung. Die Fortsetzung ist nichts als eine Nachahmung des älteren Gedichtes, die meisten der darin zusammengetragenen Fabeln aus Französischen Dichtungen entlehnt; aber darin gänzlich von dem älteren Reinaert verschieden, dass sie nicht aus den reinen Interessen an den Zuständen der Thierwelt, sondern aus der Absicht zu belehren und menschliche Zustände zu geisseln hervorgegangen ist.

Der niederdeutsche Reineke ist grösstentheils Uebersetzung des flämischen Reinaert, d. h. eines Textes, welcher ungefähr die Gestalt hatte, die er in der Brüsseler Handschrift gewonnen hat, er ist aber um fast 1000 Verse kürzer als der flämische, abgerechnet die Erweiterung des umgearbeiteten Reinaert; der niederdeutsche Reineke übertrifft oft sein Vorbild, steht selten ihm nach und zeichnet sich durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit aus, wie die angestellte Vergleichung lehrt; dem älteren flämischen Gedichte gegenüber hat er freilich einige Mängel.

Diese Sätze sind von dem Verfasser durch sorgfältige Vergleichung bewiesen, und seine Abhandlung, wenn sie auch keine neue Resultate gewinnt, als ein beachtungswerther Beitrag zur Reineke-Literatur zu bezeichnen.

Ueber das Wörtlein Wik. Von H. K. Brandes. Programm des Gymnasiums zu Lemgo 1858.

Diese Abhandlung des bekannten Verfassers der Geographie von Europa zeigt wieder die ausserordentliche Belesenheit des Verfassers in geographischer und statistischer Literatur und hat für den Geographen ein besondres Interesse. Sie ist aber auch in sprachlicher Hinsicht beachtenswerth. Das Wort Wik, welches als Wyk in Holland Stadtviertel bedeutet, als Wig, Wich, Vig, Vik in allen germanischen Ländern als Ortsname unzähligemal erscheint, ist dasselbe Wort mit vicus, οἶκος und heisst also zunächst Wohnung, dann Dorf, Flecken. Desselben Stammes scheint dem Verfasser das in slavischen und ehemals slavischen, jetzt deutschen Ländern häufig als Ortsname vorkommende Witz zu sein, wie nicht minder das polnische wice und wicz. Durch Contraction des deminutivs vicula, vicella wurde villa, welches als ville, villa in die romanischen Sprachen überging, als Wyl, Weiler in das Deutsche. Dagegen hält er das im Norden oft vorkommende Wik oder Wiek in der Bedeutung „Bucht, Busen“ nicht gleiches Stammes, sondern leitet es ab von dem schwedischen viga, biegen (Bucht) und nimmt einen andern Stamm ebenfalls an für das alte Wig = Kampf. —

Ueber die Redensart: Plus de spectacles und über den Gebrauch der Verneinungswörter in unserer und in andern Sprachen. Vom Rector Dr. H. K. Brandes, Programm des Gymnasiums zu Lemgo 1859.

Bekanntlich heisst die Redensart: Plus de spectacles „Keine Schauspiele mehr“. Das führt den Verfasser zu einer ausführlichen Besprechung. Die doppelte Negation findet sich in unserer Sprache seit alten Zeiten bis in die Gegenwart, bis zu Tieck und Rückert (vergleiche auch Olawsky über nicht, 1855, und Beispiele bei Kehrein in Viehoff's Archiv 1844, II. S. 88). Bei den Griechen ist es ebenso. Die Franzosen haben die doppelte Negation ne pas, ne point, ne rien; die zweiten dieser Wörter, die zunächst nicht negiren, werden in Antworten auch allein als Negationen gebraucht. Ferner steht die Negation eigentlich überflüssig hinter den Verbis, in denen eine Verneinung steckt, so im Deutschen, Lateinischen, Griechischen, Französischen; in οὐ μὴν ἀλλά und εἰ δὲ μή drücken wir auch nicht die Verneinung aus; nach den Comparativen steht im Französischen die Negation, ohne dass wir sie ausdrücken; es ist im Deutschen ebenso (vergleiche unter Andern die Beispiele von Sander im Archiv XX, 75 ff.,). Aber es gibt

auch Fälle, wo man nur eine Negation statt zwei setzt, z. B. ein *οὔτε*, ein „noch" ohne „weder;" dahin gehört non modo statt non modo non bei folgendem ne quidem, *οὐχ ὅπως*, die fehlende Negation bei den Griechen in hypothetischen Sätzen, wo wir sie gebrauchen, bei an nach den Ausdrücken der Ungewissheit. Nun ist weiter aus *οὔκουν* entstanden *οὐκοῦν* = also und dies so zu erklären, dass es fragend gefasst wurde, so dass der Fragende eine bejahende Antwort erwartete. So ist auch *πάμαλα* = keineswegs zu fassen, es war ursprünglich ein Fragewort: wie denn wohl? wie wäre das möglich? So ist auch die Redensart plus de spectacles zu erklären; sie wurde ursprünglich fragend und mit Verwunderung gesprochen: „Mehr Schauspiele sollte es geben? daran ist nicht zu denken, es gibt keine mehr!" Man gewöhnte sich an diese Voraussetzung, dachte ohne den Ton der Frage eine Negation dabei, und der positive Ausdruck ward zu einem negativen gestempelt, in entgegengesetzter Weise wie oben das griechische *οὐκοῦν*. Ein ähnliches Beispiel seltsamer Umbildung liefert das schwedische verkligen (wirklich) = wirklich nicht, das neugriechische *τίποτε* = gar nicht, *τέτοια* = keineswegs, das deutsche je, jemen nach ich waene = nie, niemand, iht = nicht, das italienische più = nicht mehr, und die Franzosen haben eben so noch du tout in Antworten = ganz und gar nicht. —

Die rhätoladinischen Dialekte in Tirol und ihre Lautbezeichnung. Von I. Chr. Mitterratzner. Programm des Gymnasiums zu Brixen. 1856.

Die rhätoladinischen Dialekte herrschen in den Thälern von Enneberg, Gröden, Abtei und Ampezzo; sie gehören wie die rhätoromanische Sprache Graubündtens zu den Tochtersprachen des Latein. Sie sind bisher nur zum Theil bekannt geworden, und da sie ihrem Untergange entgegengehen, ist es ein mit um so mehr Dank anzuerkennendes Unternehmen des Verfassers, eine Grammatik dieser Mundart seiner Heimath zu verfassen. Wie er dazu eine spezielle Aufforderung von Fr. Diez erhalten hat, so muss Jeder, welcher für diese Sache sich interessiert, den Wunsch hegen, dass diese Grammatik zu Stande komme, wenn er die vorliegende Probe gelesen hat. Der Verfasser handelt darin zwar nur über die Lautzeichen der ladinischen Dialekte und ihre Aussprache, aber so genau, dass man vor seiner Achtsamkeit und seinem Fleisse Achtung bekommt. Auch aus dem beigefügten Verzeichniss der ladinischen Literatur gewinnt man ein günstiges Vorurtheil, indem darnach dem Verfasser ein werthvolles Manuscript zu Gebote steht. Schliesslich sind einige Anekdoten in italienischer Sprache, der diese Mundarten am vertrautesten sind, angehängt und die Uebersetzung im Ennebergischen, Badiotischen, Grödnerischen, Ampezzanischen, Buchensteinischen, Nonsbergischen, Sulzbergischen, Bergameskischen, Parmesanischen (Parmigiano) beigefügt, so wie ein Verzeichniss dunkler Wörter. —

I. G. Vonbank: Ueber Lessing's Laokoon und seine Bedeutung für die Aesthetik und für die deutsche Literatur. Programm des Gymnasiums zu Feldkirch 1856.

Diese sehr empfehlenswerthe gut geschriebene Abhandlung hat einen bestimmten Standpunkt, die Schule und der Schulvortrag, und ein bestimmtes Ziel, ein schriftlicher Commentar. Dadurch hat sie ihr besonderes Gepräge und ist ihr Mass bestimmt. Sie räsonnirt also nicht über den Laokoon

wie manche andere Schrift, die wir schon über dies unvergleichliche Werk erhalten haben, und wie absichtlich scheint um solche Rivalen der Verfasser sich nicht bekümmert zu haben, wie er denn u. A. Bollmann's Schulschrift nicht zu kennen scheint, aber auch auf Guhrauer nirgends Bezug nimmt. Doch ist damit der Werth der Schrift nicht geringer, denn das feste Ziel im Auge leistet sie für diesen Zweck recht Gutes. Sie bespricht zuerst den Inhalt oder vielmehr recapituliert sie die einzelnen Aufsätze in klarer, auch für den aufmerksamen Schüler wohl verständlicher Weise, sie dient sehr gut der Absicht, nach Lesung des Laokoon denselben noch einmal der Reihenfolge nach, nur Alles kürzer zusammengefasst und das Detail der Beispiele nur berührend, dem Leser vorzuführen. Dann wendet sie sich zu der Frage: welches ist mit Weglassung der Deduction und des Entwicklungsganges die Summe der entwickelten Gedanken? Was liegt am Schlusse vor? Indem sie diese Frage beantwortet, gibt sie zugleich, wie es die Sache mit sich bringt, eine scharfe und erschöpfende Disposition der zwei Hauptheile: 1) die bildende Kunst ist verschieden von der Dichtkunst, 2) die Dichtkunst ist verschieden von der bildenden Kunst, in dem zweiten Theil jetzt die Poesie in den Vordergrund treten, ihre Differenz nicht wie bisher secundär erscheinen lassend. Daraus ergibt sich die Wichtigkeit des Laokoon a priori. Daran wird wiederum die Eigenthümlichkeit der Lessingschen Kritik klar. Im besondern bespricht der Verfasser dann noch die Sprache, die Methode, die Anordnung, indem er recht gut die kunstvolle Gestalt trotz des fragmentarischen Charakters nachweist. —

Nun wendet er sich zu der Besprechung der Bedeutung des Laokoon für die Aesthetik und für die Entwicklung der deutschen Literatur. Er erläutert die deutschen Zustände in Aesthetik und Literatur vor und bis Lessing's Laokoon, die Schwächen Gottsched's sowohl wie der Schweizer, die Principlosigkeit der Kunst, dann den Einfluss des Laokoon auf die Zustände der Aesthetik und Literatur, den Streit mit Klotz, den Werth, den Herder und Goethe dem Laokoon beilegten, den direkten Einfluss auf Wieland, den himmelbreiten Unterschied der Poesie Schillers, Uhlands, Heines (hier ins Einzelne eingehend, namentlich auf Heines Barbarossa), auch da wo sie beschreiben, von den Vorlessingschen Dichtern und Manieren, indem er mit Recht auf die Einseitigkeit in Schillers Lobe der Matthissonschen Gedichte und auf die Schwächen der Poesien Freiligraths hinweiset. So wird das was durch den Laokoon gewonnen ist, an allgemein bekannten Dichtungen dem Schüler offenbar noch deutlicher werden und sein Geschmack sich dadurch läutern.

Wenn aber der Verfasser beiläufig meint, den Einfluss des Laokoon auf die eigentlichen Kunstbeurtheiler nachzuweisen, was jedoch nicht in den Grenzen dieser Abhandlung lag, sei schon schwieriger, so hat er wohl zuviel gesagt. Einen interessanten Stoff bieten namentlich die Schriften beider Schlegel, namentlich aber A. W. Schlegels dar, nicht die Vorlesungen über dramatische Kunst, sondern die kleineren Aufsätze; Schiller, auf den verwiesen wird, steht doch auf andrem Standpunkte; aber warum hätten nicht die neueren und neuesten Gedichterklärer, wie Götzinger, Viehoff in seinen kleinern Abhandlungen, u. A., die sich ja so direkt auf Lessing berufen und seine Sätze ins Detail ausführen, berührt werden dürfen?

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Göthe's Geschwister und Scribe's Rodolphe ou frère et soeur.

Man macht es unsern armen Lustspieldichtern, welche von ihren reicheren Nachbarn, den Franzosen, den Entwurf zu einem Stücke oder auch wohl ein ganzes Stück entnehmen, ziemlich regelmässig zum Vorwurf, wenn sie hinter dem Titel ihres Machwerks die fremde Hülfe, welche sie gehabt haben, nicht eingestehen. Den französischen Dramatikern wird eine solche Verheimlichung nicht übel genommen; entlehnen sie einmal ein Lust- oder Schauspiel aus dem Deutschen, so verlangt Niemand von ihnen die Angabe der Quelle, aus welcher sie geschöpft haben; und schwerlich würde ihre Offenheit in dieser Beziehung ihnen zur Empfehlung gereichen.

Ich weiss nicht, ob es irgendwo nachgewiesen worden ist, dass ein von Scribe (in Gemeinschaft mit Mélesville) 1823 auf die Bühne gebrachtes Stück „Rodolphe ou frère et soeur" dem bekannten kleinen Schauspiel von Göthe „die Geschwister" nachgebildet, zum Theil beinahe daraus übersetzt worden ist. Er nennt als Mitarbeiter pflichtschuldigst Mélesville, die wichtigere Mitarbeiterschaft Göthe's erwähnt er nicht. Es ist unmöglich, dass irgend einem, der beide Stücke kennt, die Identität derselben hat entgehen können; gleichwohl habe ich über die Sache nirgends eine Bemerkung gefunden. Es kann den Franzosen, welche in jener Zeit, wo das Drama gegeben wurde, Göthe noch wenig kannten, allerdings verborgen geblieben sein; die Deutschen haben es übersehen können, wenn — wie es den Anschein hat, und wie man bei der Unbedeutendheit desselben sehr gerechtfertigt finden wird — das Scribesche Stück niemals in einer Zurückübersetzung auf unsre Theater verpflanzt worden ist; und auffallend bleibt es jedenfalls, dass Göthe, der in seinen spätern Jahren seine Erfolge im Auslande so wachsam zu verfolgen und so gern anzumerken pflegt, worin die Franzosen oder Engländer ihm in der Literatur nachgeeifert, oder was sie von ihm entlehnt haben, des französischen Schauspiels auch nicht mit einem Worte Erwähnung thut. Aber wäre die Sache auch früher schon bekannt gewesen, so halte ich es doch nicht für überflüssig, von Neuem wieder darauf aufmerksam zu machen: einmal, weil es eine Hauptaufgabe der neueren Literaturgeschichte geworden ist, den Wechselbeziehungen, in welchen die Schriftwerke der neuern Völker, besonders der Franzosen, der Engländer und der Deutschen, zu einander stehen, so genau als möglich nachzuforschen und sie so deutlich als möglich ans Licht zu stellen; dann aber auch, weil sich der Charakter der verschiedenen Literaturen und ihrer verschiedenen Epochen durch Nichts besser, als durch die Vergleichung der ursprünglichen und der aus ihnen zu andrer Zeit oder bei andern Völkern umgearbeiteten Werke entwickeln lässt.

Den Nachweis, dass Scribe's Stück nach dem Vorbild der Göthe'schen „Geschwister" verfasst worden ist, halte ich für überflüssig; von dem Titel

an bis zum Ende ist die Uebereinstimmung der Hauptzüge, welche den Inhalt desselben bilden, zu unverkennbar. Auch wird die Vergleichung der von Scribe eingeführten Aenderungen mit Göthe's ursprünglicher Anlage hinreichend sein, die grundsächliche Uebereinstimmung beider Schauspiele einem Jeden völlig einleuchtend zu machen. Ich würde selbst einige Stellen hersetzen, aus denen man sehen kann, dass Scribe (oder mag es Mélesville gewesen sein) Manches geradezu aus Göthe übersetzt hat, wie ich oben behauptet habe, — wenn der Gegenstand mir eine solche Ausführung zu verdienen schiene.

Die Geschwister Göthe's stammen aus einer Zeit unsrer Literatur und aus einer Periode der Entwicklung des Dichters selbst, in welcher Roman und Schauspiel, ganz wie die lyrischen Dichtungen, in der Darstellung des Gefühlslebens wurzelten. In allen Werken jener Richtung treten die äusseren Vorgänge, die eigentliche Handlung in den Hintergrund; die inneren Regungen, die seelischen Zustände, ihre Leiden und Freuden, ihre Wechsel und Uebergänge sind mit Ausführlichkeit, — von Göthe zugleich immer mit Meisterhand geschildert. Die Geschwister gleichen einem kleinen Bilde aus der guten alten Zeit der niederländischen Schule, welches ein gewöhnliches Lebensereigniss mit der grössten Natürlichkeit und Innigkeit, mit der genauesten und liebevollsten Ausführung der Einzelheiten, selbst nicht mit Verschmähung dessen, was platt und trivial erscheint, was aber dennoch gerade wunderbar zur Belebung der Scene beiträgt, zur Anschauung bringt. Eine so einfache, an Vorfällen und Ereignissen so arme Begebenheit, wie sie den Göthe'schen Geschwistern zu Grunde liegt, würde in neuerer Zeit weder im Roman die Leser, noch im Theater die Zuschauer befriedigen. Scribe hat daher die Göthesche Erfindung mit einigen Ingredienzen der Neuzeit versetzt; um eine Aufführung in Paris zu ermöglichen, hat er sie natürlich ausserdem noch mit einigen Zuthaten specifisch-französischen Geschmacks bereichern müssen; er hat dadurch zwar das ohnehin nicht allzu bedeutende Stück gänzlich verdorben, aber er hat es doch salonfähig und auf einer französischen Bühne darstellbar gemacht. Die Hauptsache war dabei zunächst, die Personen aus den engen Verhältnissen, in welche Göthe sie absichtlich gesetzt hatte, herauszuziehen und sie in eine anständige Gesellschaftsstellung zu bringen, ohne welche im Französischen der Ernst bei dem Gegenstande unmöglich war. Eine Art épicier, wie der Göthe'sche Wilhelm, würde in irgend einem französischen Stück nur als eine lächerliche Figur haben gebraucht werden können. Marianne ist ausserdem — wenigstens erfährt man nichts davon — nicht einmal in einer Pension gewesen; woher soll sie, die verlassene Waise, von einem Garçon auferzogen, Bildung bekommen haben? Auch rupft sie selbst in der Küche Tauben und hätschelt den Jungen der Nachbarin, nimmt ihn gar bisweilen zu sich in's Bett — Fi! Dies Alles und namentlich auch die Voraussetzungen des Stücks mussten eine gänzliche Aenderung erleiden, sollte es vor honnetten französischen Augen auch nur einigermassen Gnade finden.

Nach dem deutschen Stück hat nämlich Wilhelm, der als junger Mann sein Vermögen auf das leichtsinnigste und flottste verschwendet hat, zuletzt eine junge Frau — eine Wittwe in bedrängter Lage, — kennen gelernt, welche auf seine Lebensrichtung den augenblicklichsten Einfluss ausübt und deren Bekanntschaft ihn tief bereuen lässt, sich ausser Stande gebracht zu haben, durch eine Verbindung mit ihr, zu welcher eine gegenseitige Leidenschaft sie auffordert, ihr Schicksal zu erleichtern. Sie stirbt und vertraut ihm scheidend ihre Tochter an, die er als seine Schwester erzieht, und für welche er, — sonst nicht daran gewöhnt oder dazu geneigt, — ein mühevolles und einsames, ganz auf kleinen Erwerb gerichtetes Leben führt. Der Erwerb im Kleinen ist ihm, dem ehemaligen Verschwender, durch die aus Herzensneigung übernommene Pflicht so ehrwürdig geworden, dass er bei einem Spaziergange an einer alten Käsefrau, die mit der Brille auf der Nase,

beim Stümpfchen Licht, ein Stück nach dem andern auf die Wage legt und ab- und zuschneidet, bis die Käuferin ihr Gewicht hat, eine wahre Freude empfindet. Diese sentimentale Grundlage des Stücks, aus Erinnerung an eine wenn auch noch so herrliche Frau sein Leben und seine gesellschaftliche Stellung, seine Ansichten, sein Wesen und sein Treiben durch und durch zu ändern, und sich obenein mit der Erziehung der mittellos zurückgelassenen Tochter derselben und noch dazu zu einer Zeit zu befassen, wo man durch Verschwendung seine Mittel gänzlich aufgewendet hat und wo man selbst hülflos dasteht, musste dem Franzosen unhaltbar erscheinen. Bei ihm musste die Verpflichtung, sich mit einem verlassenen kleinen Mädchen zu befassen, auf eine ausdrücklichere und ausdrucksvollere Weise an den Helden des Stücks ergehen. Auch rechnete der Franzose ohne Zweifel nach, dass ein junger Mann, der die Mutter hatte heirathen wollen und der, nach vollendeter Erziehung ihrer vielleicht zweijährigen Tochter — älter durfte sie kaum sein, wenn sie ihren Fürsorger für ihren Bruder ansehen sollte — schliesslich diese heirathet, für einen Liebhaber denn doch in ein Alter eingerückt sein müsste, welches darzustellen der jenne premier einer jeden französischen Bühne sich sicherlich empört haben würde. Aus diesen Unwahrscheinlichkeiten war das Stück — sollte es anders in's Französische übersetzt werden — herauszuretten: — es wurde aus dem scheinbar Unwahrscheinlichen in's wirklich Abenteuerliche übersetzt. Bei Scribe ist Rodolphe — diesen stattlicheren Namen hat statt des prosaischen Guillaume der Held seines Stückes angenommen — man staune! ein Danziger Seeräuber — oder Kaper-Kapitain (capitaine-corsaire), der als junger Matrose von 16 Jahren bei der Wegnahme eines reichen Flibustierschiffes — auf welches die Mutter, gewiss eine Dame von dem besten Stande, ohne Zweifel als Gefangene gerathen war — 14 Jahre vor der Eröffnung des Schauspiels, — das Gränzalter des Liebhabers, 30 Jahre, ist dadurch gerettet, — während seine Kameraden mit Beutemachen beschäftigt sind, eine sterbende Frau erblickt, welche ihm feierlich ihre dreijährige Tochter als seinen Antheil an der Beute hinterlässt, und ihm nicht zu vergessen empfiehlt, dass sie dereinst Rechenschaft von ihm über seine Handlungsweise fordern werde. Von Stund' an ändert Rodolphe seine Lebensweise; — er war bisher von allen Matrosen der ausgelassenste, ja, liederlichste gewesen: le plus mauvais sujet de toute la marine; — er wird auf der Stelle ordentlich. Zehn Jahre setzte er noch sein Corsarenleben fort; aber Alles, was er erwarb, wurde für die Erziehung der jungen — natürlich in eine Pension gebrachten — Therèse verwendet. Endlich in Danzig Associé eines Engroshändlers geworden, ist er auf dem Wege, mit Hülfe der ihm von seinem Handlungstheilnehmer Antoine vorgeschossenen Capitalien — sicherlich nicht armselige 300 Thaler, wie sie Fabriz dem Wilhelm geliehen hat — ein reicher Handelsherr und Rheder zu werden. Das ganze Stück Göthe's enthält nun eigentlich an Handlung weiter nichts, als dass, während eines Spaziergangs, den Wilhelm macht, um sein zu volles Herz zu erleichtern, der Hausfreund Fabriz Gelegenheit gewinnt, der angeblichen Schwester, Marianne, einen Heirathsantrag zu machen, dass Marianne ihn an ihren Bruder weist, dass Wilhelm nun erst Fabrizen entdeckt, dass sie nicht seine Schwester, sondern die Tochter der von ihm ehemals angebeteten Frau ist; dass endlich Marianne, ohne noch von diesem Geheimniss etwas zu ahnen, Wilhelm erklärt, dass sie ihn nicht verlassen könne, und dass Wilhelm, durch dies Geständniss überglücklich gemacht, der überraschten und ganz seligen Marianne seine Hand reicht. Diesen so höchst einfachen Stoff vermannichfaltigt Scribe durch Zusätze und Verwicklungen aller Art und schiebt so die, bei Beschränkung der Gefühlsschwelgerei, sonst überschnell zum Schluss drängende Katastrophe hinreichend lange für eine schickliche Ausdehnung eines einactigen Stückes hinaus. Ausser dem Hausfreund und Compagnon Antoine — dem Fabriz des Göthe-schen Schauspiels — muss noch ein Lieutenant Müller bei Rodolphe um

Theresens Hand anhalten; das für Rodolphe nothwendig gewordene Antwortschreiben muss ihm Veranlassung geben, von seinen Verhältnissen und von Theresens Herkunft, mit Müller zugleich, auch die Zuschauer in Kenntniss zu setzen; Antoine muss noch eine Schwester Louise haben, die ihren Geliebten, einen Handlungsdiener Julien, der sich durch die Mitgift natürlich sogleich höchst anständig etabliren kann, endlich, nachdem sie lange vergebens nach ihm geschmachtet hatte, durch die Güte und Zuvorkommenheit ihres Bruders bekommt; diese Schwester hatte Antoine — wie er es nun schicklicher Weise Theresen erklären kann, — eigentlich für Rodolphe bestimmt; und diese Eröffnung gibt durch den Unwillen, den Therese darüber zeigt, ganz wie die abschlägige Antwort, die sie dem Lieutenant Müller ertheilen lässt, ihr Veranlassung, die Art und den Grad ihrer Zuneigung zu ihrem vermeintlichen Bruder zu offenbaren; Rodolphe, der Kassirer der gemeinschaftlichen Fonds, muss die Mitgift Louisens zu Händen des Notars überbringen, und es wird so für seine Entfernung eine dringendere Veranlassung zu Wege gebracht, als der Grund, den Göthe für Wilhelms Ausgehen angibt, „unter dem Sternenhimmel einen freien Athemzug zu thun.“ Rodolphe muss ferner beim Zurückkommen Antoine gerade bei seiner Liebeserklärung gegen Therese antreffen und vor Eifersucht und Wuth seinen Wohlthäter und Compagnon, unter dem Vorgeben seiner gänzlichen Vernachlässigung ihrer gemeinsamen Geschäfte und Interessen, gröblich beleidigen und zum Hause hinauswerfen; in schneller Reue über seine Leidenschaftlichkeit muss er Therese um ihre Vermittlung zu einer Versöhnung ersuchen. und diese muss von der zu demselben Zweck herbeigeeilten Louise über den Unterschied ihrer Liebe zu ihrem Bruder und zu ihrem Geliebten belehrt und dadurch auf die Regelwidrigkeit ihrer eigenen Liebe zu ihrem vermeintlichen Bruder aufmerksam gemacht werden, um sich im ersten Schreck über diese Entdeckung veranlasst zu fühlen, die Versöhnung dadurch zu bewirken, dass sie Antoine das früher versagte Jawort gewährt; Rodolphe muss, da Therese Antoine zur Bestätigung ihrer Zusage noch an ihn verwiesen hat, in höchster Ueberraschung seine Einwilligung, wenn auch mit schwerem Herzen geben; er muss, von Theresen auf immer Abschied nehmend, um wieder zur See zu gehen, von ihr erfahren, dass sie sich nicht von ihm trennen könne, und dass sie ihm überall hin folgen werde; muss so neue Hoffnung auf Theresens Liebe fassen und ihr endlich gestehen, was er noch immer nicht hatte über's Herz bringen können, und wozu er nun plötzlich den Muth bekommt, dass sie nicht seine Schwester ist; Antoine muss in demselben Augenblick vom Lieutenant Müller erfahren, was Rodolphe diesem gleich anfangs geschrieben hatte, dass Therese ein ihm von ihrer Mutter anvertrautes Kind und gar nicht mit ihm verwandt ist; er muss, die Liebe zwischen Rodolphe und Theresen jetzt begreifend, endlich ihre Hand und sein schon im Knopfloch steckendes Bräutigamsbouquet an Rodolphe überlassen, und es muss dann in aller Eile, als allein schicklicher Schluss, par devant notaire die Doppelheirath zwischen Louise und ihrem Julien einerseits und Therèse und Rodolphe andrerseits vollzogen werden. Durch alle diese Abänderungen und Zusätze war denn allerdings etwas Handlung und mehr Abwechselung in das für ein Theaterpublikum zu einfache Göthesche Lebensbild gebracht worden; und der kleine auf diese Weise entstandene Roman hatte, wenn auch nicht Interesse und Spannung, doch wenigstens Auftritte und Action genug bekommen, um es wagen zu dürfen, in den Glanz des Pariser Lampenlichts hervorzutreten.

Und was ist nun der Zweck dieser Zeilen und das Ergebniss dieser Vergleichung? Ich hoffe, meine Darstellung selbst hat mein Urtheil bereits ausgedrückt und meinen Schluss wenigstens schon vorbereitet. Dieselbe Veränderung, wie ich sie oben angedeutet habe, ist nicht blòss von Göthe auf Scribe und von den Deutschen auf die Franzosen, sie ist überhaupt auf dem Wege von dem vorigen Jahrhundert in das jetzige vor sich gegangen.

Aus der Innerlichkeit sind selbst die Herzensangelegenheiten auf den Markt des Lebens herausgetreten; das Interesse des Romans, wie des Schauspiels ist aus den Seelenzuständen, in denen sie früher wurzelten, in äusserliche Vorgänge verpflanzt worden. Reicher an Inhalt ist das Scribesche Stück ohne Zweifel: mehr Gehalt hat das Göthesche; es geht ungleich mehr in dem französischen Drama und zugleich mehr in den Formen oder in der Weise der Gesellschaft vor sich: ein reicheres Gemüthsleben und eine wahrere Schilderung allerdings sentimentaler Gefühle entfaltet das deutsche Schauspiel; heftiger und äusserlich erregter sind die Personen Scribe's: bei Göthe haben sie eine grössere Tiefe der Leidenschaft; namentlich Wilhelms stille Herzenswärme bei Göthe ist durch eine kalte und erkältende Tobsucht Rodolphe's bei Scribe ersetzt worden; die Leute sind zuletzt bei dem Franzosen alle noch ganz erträglich: bei Göthe sind sie wirklich liebenswürdig. Der Duft der Poesie, den Göthe bisweilen mit Vorliebe — wie unter andern auch in Hermann und Dorethea — über die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse, ja, über eine absichtlich an das Gewöhnliche und Mangelhafte anstreifende Ausdrucksweise seiner Personen mit verschwenderischer Hand auszugiessen wusste, — es ist dem Franzosen, trotzdem oder weil er Alles in eine gebildetere Sphäre hinaufrückte, gelungen, ihn gänzlich von seiner Nachahmung abzustreifen. Von der bescheidenen und wenig in die Ferne leuchtenden Blume hat er sich des trocknen Stengels bemächtigt und ihn mit künstlichen Blättern und gemachten Blumen von schreienderer Farbe herausgeputzt. Ich würde bei diesem an sich wenig bedeutsamen Gegenstande die Aufmerksamkeit meiner Leser nicht so lange festgehalten haben, wenn ich nicht glaubte, dass sich im Allgemeinen die literarische Thätigkeit des jetzigen Jahrhunderts an diesem Beispiele beobachten und charakterisiren liesse. Sie giebt uns gemachte Blumen in gekünstelter und gezwungener Haltung, mit destillirtem und oft betäubendem Parfüm besprengt, für die natürlichen, weniger prunkenden und zarter duftenden Blüthen, welche frühere Jahrhunderte in freier Anmuth aufspriessen sahen. Man kann an den Producten der Jetztzeit zum Theil — namentlich an den Scribeschen Stücken — die Fabrik, „die Mache“ — um es mit einem jetzt bei uns üblich gewordenen Kunstausdruck zu bezeichnen — bewundern: der herzliche Antheil, den die gute Literatur der Vergangenheit einzuflössen wusste, er ist dem neueren Geschlechte der Schriftsteller beinahe ein unergründliches und unerreichbares Geheimniss geworden. Aber auch welch' ein Unterschied in dem Wollen und in der Absicht des Wirkens! Die Einen sind zufrieden, die Aufmerksamkeit einer blasirten Lesewelt oder das Interesse eines von gesellschaftlichen Zerstreuungen oder Geschäften abgespannten und nach neuer Erregung dürstenden Publikums auf einige Stunden anziehen und fesseln zu können: die Andern waren wenigstens doch geneigt, ihren künstlerischen Bestrebungen eine Veredlung des Denkens und Fühlens zuzuschreiben, und gewohnt, die Kunst wie ein Evangelium zu betrachten, bestimmt, ihre Jünger und Anhänger in eine Welt der Schönheit und des ästhetischen Reizes einzuführen.

Berlin. H. J. Heller.

Kritik der Hellerschen Abhandlung
„Zur Kritik, Erklärung und Uebersetzung Shaksperes“

(Archiv, Band XXIII, Heft 3. 4. Pag. 291-336.)

Der Ruf „Shakspere und kein Ende“ wird nicht allein von Denen angestimmt, welche des leeren ästhetischen Geschwätzes müde sind, das sich

über Shakspere, wie es scheint ohne Aussicht auf einen Abschluss, breit macht, sondern mit Recht auch von einer andern Partei, die sich für eine strenge philologische Prüfung und Sichtung der Dichterwerke auf das Gewissenhafteste interessirt.

Die Puritanerherrschaft in England im 17. Jahrhundert war Schuld daran, dass Shakespeare einer zeitweiligen Vergessenheit anheimfiel, und doch möchte ich die Shakespearekritiker darauf hinweisen, dass es dem Gegenstande nur förderlich sein könnte, wenn sie puritanisch kurz, scharf und schroff nur das berühren wollten, was zu berühren durchaus nothwendig ist, und sich einer bündigen Klarheit befleissigten, selbst auf die Gefahr hin, statt vieler Bogen nur wenige Zeilen und diese eben nicht mit Citaten, als Beweise für ihre Belesenheit, sondern mit dem nakten Nothwendigsten zu füllen.

Oehlenschläger hat einmal von Göthe gesagt, dass dieser als ein grösserer Schriftsteller da stehen würde, wenn er statt 40 nur 20 Bände geschrieben hätte; sei dieser Ausspruch nun richtig oder nicht, jedenfalls lässt der Kern desselben sich auf die Shakespearianer insofern anwenden, als man mit Recht behaupten kann, wir würden viel weiter in unsrer Shakespeare-Arbeit sein, wenn statt jedes Bandes Shakespeare-Kritik nur ein Bogen geschrieben worden wäre. Die Shakespeare-Kritiker des 18. Jahrhunderts haben so viele hervorragende Verdienste um die Reinigung der Werke unsres Dichters, dass wir ihnen die Lust, das Tüchtige, was sie liefern, mit vielen Floskeln, unnützen Parallelstellen, noch unnützeren Beweisen für ihre Gelehrsamkeit zu verbrämen, nachsichtig durchgehen lassen können. Etwas Andres ist es mit uns: Wir Epigonen haben, im Grunde genommen, das sprachliche Verständniss des Shakespeare so wenig — im Verhältnisse zu der Masse des zu Tage gebrachten Materials — gefördert, dass wir kein Recht haben, statt mangelnder Klarheit und richtigen Verständnisses ästhetische Phrasen und eine Anhäufung von Citaten zu bringen, welche letztere höchstens einen Beweis für unser gutes Gedächtniss oder eine reichhaltige Bibliothek, nicht aber für unsre Fähigkeit liefern, den Shakespeare zu erklären oder zu emendiren.

Nach dieser Einleitung, deren Berechtigung mir Jeder zugestehen wird, der den lauten und etwas hohlen Character der modernen philologischen Shakespearekritik verfolgt hat, gehe ich zur Prüfung der einzelnen von Herrn Dr. Heller berührten Stellen über, und beziehe mich, um so kurz wie möglich sein zu können, auf die Nummern 1 — 21, und auf die entsprechenden Seiten.

Ad 1, pag. 293. „for any benefit." Der Satz ist durchaus verständlich und „for" bedarf weder einer Verwandlung in „not," noch der von Hrn. Vogel (Archiv XXV. Heft 1 u. 2. pag. 283) vorgeschlagnen Uebersetzung in „dass," wenn man daran denkt, dass „for" unter Anderm auch „denn" heisst. Also: „. . . . and believe it, for I would exchange any benefit . . . . for this one wish. . ."

Pag. 294 behauptet der Verfasser, die Redensart „I would change oder exchange" (im Wunsche) komme ohne Negation schwerlich vor; ich verweise ihn auf folgende Stellen:

Cymbeline III, 6 „I would change my sex," ib. V, 4, „he would change places," Othello I, 3, „I would change my humanity."

Ad 2, pag. 296. Die drei ersten Zeilen dieser Seite machen, wie mir scheint, die ganze Notiz ad 2 entbehrlich.

Ad 3, pag. 296. Als Widerlegung von Delius' falscher Erklärung in Bezug auf „Bar Harry England" siehe in demselben Stücke III. 6, III, 7 und V, 2 (an zwei verschiedenen Stellen) „Harry of England."

Die Delius'sche Form kommt im ganzen Shakespeare nicht vor; wohl Harry Monmouth, Harry Percy etc. aber nicht Harry England.

Ad 4, pag. 297. Shakespeare hat gewiss nicht daran gedacht, in das

Wort „to see“ noch die Nebenbeziehung „und zwar mit deinem Augenlichte“ hineinzulegen, und es sollte uns ebenso wenig einfallen, dem Shakespeare solche haut-gout-Finessen einreden zu wollen, wie es uns in unsrer Sprache einfallen könnte. Wer würde wohl daran denken, einem deutschen Dichter, welcher, in ähnlichem Falle, die Worte gebrauchte „Sieh', dass Du lebst“ (d. h. siehe zu, wie Du Dich beim Leben erhalten kannst), die Bedeutung unterzuschieben: „Lebe und erfreue Dich Deines Augenlichtes“? — Was Steevens in dieser Stelle findet, ist erschöpfend — Malone legt zu viel hinein. Was Zeile 13—15 vom Verfasser gesagt wird, ist genügend und meiner Ansicht nach das Richtige.

Ad 5, pag. 298. „While Philip breathes“ bezieht sich meiner Ueberzeugung nach (und auch Schlegel fasst es wohl so auf) auf den Bastard, und ich verweise desshalb auf Act II. Sc. 1, wo „Austria“ sagt:

„What cracker is this same, that deafs our ears
„With this abundance of superfluous breath.“

Der höhnische Sinn jener Worte des Bastards ist also, frei gefasst: „Du bist todt, und ich lebe noch“ d. h. ich habe noch immer Vorrath von dem „superfluous breath.“ Es scheint mir auch sehr natürlich, dass der Bastard in einem Augenblicke grosser Erregtheit (wie hier nach dem Kampfe) mehr des Namens gedenkt, den er sein ganzes Leben lang geführt hat, als des andern, den er erst seit so kurzer Zeit trägt. Das aber verhindert nicht, dass er Gurney zurechtweist, wenn dieser sich einer gleichen Zerstreutheit schuldig macht.

Ad 6, pag. 300. Die Delius'sche Interpunktion und Auslegung dieser Stelle mag, wie so mansches Andre, von ihrem Autor vertreten werden; mir scheint die naturgemässeste Deutung am nächsten zu liegen: „King of our fear“ muss doch etwas sein, das diese Furcht beherrscht, d. h. die Macht derselben schwächt, denn der König ist doch eben der Erste, der Mächtigste; und wenn nun dasjenige Wort des vorliegenden Satzes, auf welches das Wort „King“ sich naturgemässer Weise bezieht, in diesem Falle auch den besten Sinn giebt, so, meine ich, ist man genöthigt, die hieraus entspringende Erklärung allen anderen vorzuziehen. Man beziehe „kings of our fear“ auf „gates,“ und man hat den klarsten Sinn, und das Wortspiel zwischen „fear“ und „king“ unverkümmert. Die „strongbarred gates“ sind für die Bürger in ihrer kritischen Lage wirklich die „kings of our fear,“ weil sie es nur den „gates“ verdanken, ihre Furcht beherrschen zu können, und durch diese „kings“ sich in der Lage befinden, dem Kampfe der beiden anderen „kings“ zuzuschauen, bis der Sieg die „fear“ „deposed“ haben wird.

Ad 7, pag. 302. Ich stimme für die bisherige Form „I bid the base“ und finde sogar nur in diesem Fall das Wort „indeed“ an seinem Platze. Ich glaube nämlich zunächst nicht, dass jemals im Englischen die Form „I did an instrument“ statthaft sei für „I plaid on an instrument“ oder „I performed..“ Die pag. 304 angeführten Beispiele zeigen durchweg nur „I do it“ oder „I did it,“ niemals aber „I did,“ wie im vorliegenden Falle und ihm entsprechend, in Verbindung mit einem Hauptworte. Ferner ist zu erwähnen, dass mit Ausnahme einer angeführten Stelle, in der Hippolita „they can do nothing in this kind“ sagt, einer Form also, die als Beweis gar nicht hierher gehört, die Citate nur im Munde carricirt gezeichneter roher Gestalten zu finden sind; und so wenig man es als einen Beleg für eine richtig deutsche Sprachweise nehmen wird, wenn irgend ein Gevatter Schneider oder Handschuhmacher zu seiner Tochter sagt: „Mach' mal'n bischen Clavier,“ so wenig dürfen wohl Mr. Bottom oder Mr. Quince als Quellenbelege für das reinste Englisch angeführt werden. — Ich fasse die Stelle folgendermassen auf: Durch Julia's Wort, „your unruly base“ wird Lucetta in ächt Shakespearischer Art an ein neues Wortspiel erinnert, und geht auf die passendste Weise und zwar am Passendsten durch das Wort „indeed“ auf die neue Wendung und auf den eigentlichen Inhalt des Gesprächs über, von

dem sie fast durch die musicalischen Spielereien abgelenkt wurde. Das „indeed" sagt hier etwa so viel, wie wir im Deutschen uns oft ausdrücken: „Ach ja! Was ich sagen wollte: etc." nämlich zurückweisend, aber nicht grade auf das Zuletztvorhergehende, sondern auf den eigentlichen Grundinhalt des Gesprächs. Bliebe Lucetta bei der Wortspielerei über das Lied, dann hätte meiner Ansicht nach „indeed" gar keine rechte Bedeutung. Nur um zu erklären, wie ich die Stelle etwa verstehe, und ohne den Anspruch zu machen, eine Uebersetzung zu liefern, sei mir gestattet, zwei Zeilen herzusetzen, die auch ein Spiel mit demselben Wort geben sollen:

Die Melodie betäubst du durch den Bass.
Ach ja! Für Proteus hab' ich bass gekämpft.

Ad 8, pag. 307. Die Emendation des Collier'schen Correctors, vereint mit der Warburton'schen Erklärung von holiness: „By holiness he means hypocrisy, and says, have you not hypocrisy enough to hide your malice" scheint mir Alles zu geben, was nur irgend von der Lust am feinsten Verständniss gewünscht werden kann. Aber so fein ist allerdings mein Verständniss nicht, dass ich einsehen sollte, wieso die Thatsache, dass „holiness" und „Cardinal" neben einander stehen, zugleich ausdrücken liesse, dass Carlisle's ganze Heiligkeit darin bestehe, dass er Cardinal sei. Das heisst doch der englischen Construction viel zumuthen. — Endlich ist die erste Zeile ganz richtig, da nicht allein „Cardinal" zweisilbig gelesen wird, sondern auch „peremptory" den Hauptton auf der vorletzten Sylbe hat, während das erste e fast verschwindet. Dasselbe Wort kommt ausser an vorliegender Stelle noch zwölfmal im Shakespeare vor und hat in keinem einzigen Falle den Hauptton auf der zweiten Sylbe.

Ad 9, pag. 308. Mir gefällt es viel besser, dass ein Weib gleich Helena (wenn es auch als Gattin berechtigt zu der Art von Genüssen ist, wie die vorige Nacht sie ihr bereitet) nicht schon nach dem ersten Male, wo sie factisch die Grenze zwischen Jungfrau und Gattin überschritten hat, mit solcher Sachkenntniss, und ich möchte sagen Gourmandise, von den ihr enthüllten Geheimnissen spricht. Erstens bin ich überzeugt, dass die Schamhaftigkeit, das dem Weibe innewohnende Keuschheitsgefühl überhaupt nicht, geschweige denn so rasch erstickt wird, dass sie nicht doch, trotz alles sinnlichen Genusses, beim hellen Tageslicht, bei ruhiger Ueberlegung wie eine Mimose zurückschrecken sollte vor den Bildern, die die Sinne ihr vorführen. Hierzu aber kommt noch ein gut Stück weiblicher Eifersucht. Der Verfasser hätte auch die folgenden Zeilen beachten sollen:

„. . . . . so lust doth play
With what it loathes, for that which is away."

Es wurmt Helenen doch, dass sie persönlich nur körperlich der Gegenstand von Bertrams Liebesbezeugungen war, während er in seiner Phantasie sich weit von ihr entfernt befand. Kurz — sowohl das keusche Weib wie das eifersüchtige Weib haben trotz aller Sinnlichkeit, die gewiss zu rechter Zeit bei Helenen in ihr volles Recht tritt, hinreichend Veranlassung, zu finden, dass die „pitchy night" doch sehr „defiled" war, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn Bertram in späteren Zeiten manche Gardinenpredigt hören müsste über die Gluth, die ihn in jener ersten Nacht erfüllte, wo Diana's Bild ihm vorschwebte. —

Ad 10, pag. 311. Wer für diese Stelle in ihrer gegenwärtigen Form einer Erklärung bedarf (wem nämlich zu einer solchen die natürlichste Construction des Originals „I would adventure peril to my modesty, but not death on't" nicht genügt), dem kann sie nicht besser und erschöpfender als durch die Uebersetzung gegeben werden:

„Verletzt es Sittsamkeit nur nicht zum Tode."

„Death on't" — d. h. Tod an der Sittsamkeit, nicht Tod des Körpers.

Die vom geehrten Verfasser vorgeschlagne Interpunktion mag immerhin einen Satz geben, der einer guten Schauspielerin Gelegenheit zu grossartigem Effect bietet, ausserdem aber ist er im Englischen gewiss unmöglich:

„Though peril to my modesty not, — death on't . . . "

So construirt kein Engländer, und wo bliebe da die Cäsur des Verses? hat Shakespeare es sich je zu Schulden kommen lassen, so den Sinn durch die Form zu zerreissen?!

Von den übrigen vielen und grossen Auseinandersetzungen brauche ich nur eine zu berühren, weil sie in so fern von Wichtigkeit ist, als sie mir zu zeigen scheint, dass zwei vorhergehende Zeilen nicht richtig aufgefasst sind, und weil in der Tieck'schen Uebersetzung sich dieselbe fehlerhafte Auffassung findet. Herr Heller schreibt, pag. 311, Zeile 8 — 9 v. u.: „. . . . er hat nur gesagt, sie dürfe, bei Lebensgefahr, das, was sie ist, nicht scheinen;" während mir die betreffenden Zeilen grade das Gegentheil sagen. Pisanio will, dass Imogen sich als Mann verkleide, und dass sie sich nur in dem Falle in ihrer wahren Gestalt zeige, wo der bewaffnete Mann in Lebensgefahr schweben könnte, während das Weib natürlich einer solchen entgehen würde. Diesen Inhalt sehe ich klar in den Zeilen:

„ . . . . . and but disguise
„That, which, to appear itself, must not yet be
But by self-danger . . . . . "

„Welches noch nicht (nicht eher) in seiner wahren Gestalt erscheinen darf, sondern (als) nur im Augenblicke der Gefahr."

Man wird sagen, diese praktische Lebensregel sei unedel; es ist aber auch nicht Imogen, die sie aufstellt, sondern Pisanio, der vor allen Dingen für das Leben seiner Herrin besorgt und zugleich überzeugt ist, dass das Weib, und vielleicht ganz besonders die Fürstin, wenigstens an ihrem Leben geschützt sein wird, während der Page leicht getödtet werden könnte. Vielleicht glaubt er auch, dass der persönliche Verkehr zwischen Imogen und Posthumus die „self-danger" dadurch beseitigen würde, dass Imogen im Stande wäre, Posthumus über seinen Irrthum aufzuklären. Zu allem Dem sei noch hinzugefügt, dass Pisanio vom Lucius sagt, er sei:

„ . . . . honourable
And, doubling that, most holy . . . . "

Das Weib ist also bei ihm geschützt; dass übrigens, selbst ohne diesen Edelmuth die Tochter des feindlichen Königs, als Geissel, bei ihm ihres Lebens sicher sein würde, das liegt, sollte ich meinen, ziemlich nahe. —

Ad 11, pag. 313. Das vom Verfasser vorgeschlagne „no" ist nicht nothwendig. Der Vers ist auch ohne dasselbe vollständig, da „boy" an dieser Stelle zweisilbig gemessen wird. (Siehe meine Bemerkung ad 21.)

Ad 12, pag. 314. Das „or" ist ganz an seinem Platze. Cleopatra sandte dem Antonius durch zwanzig verschiedene Boten mündliche Liebesgrüsse — einen nach dem andern — weil sie fürchtete, jeder könne den Gruss schlecht oder gar nicht bestellen. Sie fragt:

„Met'st thou my posts?"

Worauf Alexas antwortet:

„Ay, Madam, twenty several messengers.
Why did you send so thick?

Cleopatra. Who's born that day
When I forget to send to Antony
Shall die a beggar. — Ink and paper, Charmion."

Später sagt sie nochmals:

„Get me ink and paper:
He shall have every day a several greeting,
Or I'll unpeople Egypt." d. h. „ich shreibe ihm täglich einen

Liebesgruss, oder ich sende ihm mündlich meine Grüsse an jedem Tage durch zwanzigfache Boten," wodurch dann freilich mit der Zeit Egypten entvölkert worden wäre.

Ad 13, pag. 314. Wie hier „their power," die Emendation des Verfassers, sich irgendwie vertheidigen und erklären lässt, ist mir nicht fasslich. Man beziehe, in natürlichster Weise, beide Male das „her" auf „the moon," und die Zeile heisst, die Hexe wirke durch ihre Zauberkraft auf die Thätigkeit des Mondes ein, ohne selbst seine Macht zu besitzen, zwinge ihn also, nach ihrem Willen thätig zu sein; d. h., wenn man den Satz umkehrt, sie vermöge zwar selbst nicht Fluth und Ebbe zu machen, wohl aber den Mond zu zwingen, dass er es in ihrem Dienst thue. In der Uebersetzung würde der Inhalt deutlicher in folgender Form sein:

„. . . . . seine Mutter
War eine Hex', und zwar so stark, dass sie
Den Mond im Zwang hielt, Fluth und Ebbe machte,
Und mit ihm herrscht', auch ohne seine Macht."

Dem Sinne nach ist es daher auch kein Widerspruch, dass die Worte „make flows and ebbs" auf eigne Thätigkeit der Hexe hinzudeuten scheinen; es ist nur vermittelte Thätigkeit — das ausführende Element ist der Mond (Mephistopheles bedarf des Rattenzahns, um das Pentagramma zu zernagen, bedarf der Hexe, um den Verjüngungstrank zu brauen;) ich erinnre an das französische faire faire. —

Ad 14, pag. 315. Die Steevenssche Erklärung des Wortes „embossed" dürfte hier doch wohl ganz ausreichend sein, denn Parolles ist, ohne es selbst zu wissen, allerdings durch alle die Vorkehrungen schon matt gehetzt, die ihm einen Widerstand und ein Entweichen unmöglich machen; matt gehetzt in sofern, als ihm keine Macht mehr gelassen ist, seinen Gegnern zu entkommen. Was das Wort „ambushed" betrifft, so erinnre ich den Herrn Verfasser daran, dass Webster für dasselbe auch die Erklärung „suddenly attaked from a concealed station" giebt. —

Ad 15, pag. 318. Der Verfasser sagt pag. 319: „Ich kann für: Ich verpflichte Jemanden eidlich, auch sagen: Ich lasse ihn schwören; aber statt: Ein Versprechen verpflichtet ihn eidlich, nicht auch: Das Versprechen lässt ihn schwören." Shakespeare würde letztren Satz gewiss ohne Schwanken gebrauchen, da er sehr oft Begriffe personificirt. Auch im vorliegenden Falle heisst „the truth swears etc.": Die Wahrheit, das heisst das Bewusstsein der Wahrheit in Dir schwört, oder, Du schwörst im Bewusstsein der Wahrheit. Die angeführte Stelle bedeutet nun Folgendes:

„It is religion, that doth make vows kept;
But thou hast sworn against religion,
By what thou swear'st, against the thing thou swear'st,
And mak'st an oath the surety for thy truth
Against an oath:"

Die beiden Kommata hinter „swear'st" dürfen nicht vergessen werden, denn sie sind von Wichtigkeit:

„Du hast gegen die Religion, bei der du schwörst, geschworen, hast gegen das geschworen, was Du beschwörst, und machst einen Eid zur Sicherheit für Deine Wahrhaftigkeit, gegen einen Eid;" d. h. mit andern Worten: „Dein zuletzt eingegangnes und durch einen Eid bekräftigtes Bündniss ist ein Meineid gegen die Religion, der Du früher Treue geschworen hast." Pandulpho sagt nämlich vorher:

„So mak'st thou faith an enemy to faith;
And, like a civil war, set'st oath to oath,
Thy tongue against thy tongue. O! let thy vow
First made to heaven, first be to heaven perform'd;
That is, to be the champion of our church."

Ich muss bei dieser Gelegenheit den geehrten Verfasser darauf aufmerksam machen, dass er pag. 329 (sub 19) die Worte „against the thing thou swear'st“ nicht ganz richtig aufgefasst hat, wenn er der Ansicht ist, dass hier ein zweites „by“ am Ende der Zeile fortgelassen sei; denn wenn man selbst für die, meiner Ansicht nach, falsche Uebersetzung Schlegels stimmen wollte, so würde diese immer nur folgende Construction der Zeile zulassen:

„Thou swear'st against the thing, ...“

Die nächsten Zeilen sagen dann Folgendes, wenn es mir nämlich gestattet ist, neben den ausgesprochenen Worten, die wir lesen, auch den dazwischen liegenden Gedankengang in eine Form zu kleiden: „Es kann wohl vorkommen, dass man einen Eid in einem Falle leisten muss, wo man seiner Sache nicht ganz gewiss ist; dann schwört man eben nur, dass man, seines Wissens, die Wahrheit sage — sonst wäre das Schwören ja eine Thorheit. Wer aber, wie Du, zwei Gegensätze beschwört, der belegt dann eben durch seinen Schwur die Thatsache, dass er nach einer Richtung hin meineidig war, und um so meineidiger, je mehr er hält, was er beschworen hat.“

„Truth“ tritt (siehe pag. 319. Zeile 2 — 5 v. o.) hier als Subject auf, um den Gegensatz zu Philipp's „untruth“ zu bilden.

Ad 16, pag. 319. Die pag. 321 vorgeschlagne Emendation „As living where have you no use of him“ wird, glaube ich, von jedem Engländer, der nur irgendwie ein Ohr für den richtigen Klang und die richtige Form in seiner Sprache hat, mit Protest zurückgewiesen werden; und so wenig wie der Sinn der Amme metaphysisch ist, ebenso wenig ist ihre Zunge unenglisch. Die vorhergehende Lesart „when you have“ wäre, trotz der beträchlichen Aenderung noch bei weitem vorzuziehen. Sollte man aber nicht vielleicht irgendwo im Shakspeare einen Präcedenzfall für eine Zusammenziehung finden, die etwa folgender ähnlich wäre:

„as living here, and you'd no use of him.“
„you'd“ für „you had?“

Ad 17, pag. 322. Dass Delius das „to the hour“ einer Erklärung bedürftig hielt, finde ich weniger merkwürdig, als dass der geehrte Verfasser sich einer Prüfung und Widerlegung der Delius'schen Erklärung unterzog. Wieviel müsste man schreiben, wenn man alle Erklärungen und Verbesserungen (?) desselben Autors widerlegen wollte, trotzdem es doch zu jeder einzelnen Widerlegung immer nur weniger Worte bedürfen würde?

Ad 18, pag. 324. Warum soll Prospero nicht ohne Artikel und in dritter Person von und selbst zu einem Gegenwärtigen sprechen können, wenn das, was er sagt, ein Ausruf in Emphase ist? Ich kann nicht finden, dass der Artikel „a“ oder die zweite Person „wilt“ eine Nothwendigkeit sei.

Ad 19, pag. 325. Ein Punkt der sehr langen Abhandlung (pag. 329) ist bereits unter meiner Notiz ad 15 berührt; was die Hauptfrage selbst betrifft, so würde ich am Liebsten für die Prince-Smith'sche Lesart stimmen, wenigstens bei weitem lieber als für die vom geehrten Verfasser vorgeschlagne (da sie mir ein natürlicheres Gefühl zu enthalten scheint, und nicht so vieler Belegstellen für ihre Unterstützung bedarf), wenn ich erstens einen Präcedenzfall für diese Form im Shakespeare fände, und wenn es zweitens nicht eine noch einfachere Deutung der vorliegenden Stelle gäbe. Ich erinnre den geehrten Verfasser an folgende Stelle im Shakespeare: II Henry VI., III, 2,

„He shall not breathe infection in this air,“

der sich noch manche andre mit ähnlicher Bedeutung, und ganz besonders eine Hauptbedeutung des Wortes „to breathe“ anschliesst, nämlich die Bedeutung von „to exhale,“ z. B. „the flowers breath perfume.“ Wenden wir diese auf vorliegende Stelle an, und denken zugleich an die Thatsache, dass man im Kampfe Mann gegen Mann durch nichts in solche Lei-

denschaft und Wuth geräth, wie durch den Anblik und den Geruch des Blutes, so werden wir den natürlichsten Sinn der Zeile leicht erfassen, der grade im Munde des leidenschaftlichen Bastards am ersten zu suchen ist:

„Bei allem Blut, das Wuth je ausgehaucht" d. h.

„bei allem vergossnen Blute, das jemals zur Wuth, zur Rache gereitzt hat."

Ad 20, pag. 331. Ob ein Dichter wie Shakspeare erst durch die Lectüre des Alterthums auf die Vorstellung hingeführt werden musste, dass Amor aus den Wangengrübchen eines Mädchens hervorgucke — diese Frage werden wohl selbst die vielen uns hier gebotenen gelehrten Belege noch nicht endgültig entscheiden können, keinenfalls aber tragen diese dazu bei, die Hauptsache, ob „convicted" oder „convented" gelesen werden soll, zu beantworten. Ich sehe nicht ein, warum „convicted" nicht ganz gut Das im Englischen sollte bedeuten können, was der geehrte Verfasser ihm unterlegt, und es ist jedenfalls ein Mangel der Sprache, dass es die gewünschte Bedeutung eben nicht hat. Da dies letztere aber nun einmal der Fall ist, werden wir vorläufig doch gut thun, mit dem Corrector der zweiten Folio-Ausgabe „convented" zu lesen, eine Form, der als Gegensatz das darauf folgende „disjoin'd" ganz passend gegenübersteht. Oder wie wäre es, wenn es sich einmal um neue Wortbedeutungen handelt, wenn man „convicted" so erklärte, dass es aus „con" und „vincire" zusammengesetzt sei, dass man das betreffende „n" des Wohllauts, oder des Ausdrucks grösserer Kraft wegen fortgestrichen habe, und dass es dann hier heissen soll: „Zusammengebunden?" „A whole armado" von zusammengebundenen Schiffen, die dann der Sturm „disjoin'd from fellowship" umhertreibt? kein übles Bild! — Den Ovid hat Shakespeare bei dieser Stelle gewiss nicht vor Augen gehabt, und auch keinen andern Classiker, sondern nur den Gedanken, seiner Königin Elisabeth durch eine Anspielung auf die zerstörte spanische Flotte, die Armada, ein Compliment zu machen. —

Ad 21, pag. 336.

„Should pay full dearly for this encounter."

„Dearly" kann hier dreisilbig gemessen werden, wodurch der Vers in bester Form vollständig wird, ohne dass man sich zur Annahme des durchaus ungehörigen „this here" zu entschliessen braucht. Lieber einen unvollständigen Vers, als solche Form. — In Bezug auf fremdartige Messungen einzelner Wörter (z. B. ad 11 „boy," und an vorliegender Stelle „dearly") so wie auf eigenthümliche Betonung der ersten und letzten Sylbe in dreisylbigen Wörtern siehe: Mommsen, der Perkins-Shakespeare (XII A. pag. 356—371, besonders §. 187), der hier durch seine Beispiele viel Belehrendes giebt. —

Berlin. F. A. Leo.

Randglossen.

In „Andreä Gryphii Freuden- und Trauer-Spiele auch Oden und Sonnette etc." (Leipzig 1663) findet sich S. 678 ein Sonnett „An Melanien," von deren Mund es darin heisst, dass er — „sonst Nichts kann, denn nur frisch liegen und gut schmähen." Und dann fährt der Dichter fort:

> Euch dünkt, Der wisse nicht, wie ihm doch sei geschehen:
> Der ziehe närrisch auf mit seiner neuen Tracht;
> So hab' Euch Jener nicht des Grusses werth geacht;
> Dem musst Ihr seine Sprach' und jedes Wort bejähen etc."

Es ist klar, dass das letzte Wort hier nicht, wie Grimm in seinem deutschen Wörterbuch meint, in dem gewöhnlichen Sinn unseres heutigen „bejahen" gebraucht ist, noch auch in dem des mhd. bejëhen, vielmehr entspricht das Wort hier wohl unserm „bereden" in dem Sinne: zum Gegenstand tadelnder Besprechung machen, sich über Etwas aufhalten etc.

Das ahd. jëhan, mhd. jëhen ist nhd. noch nicht ganz erloschen und lebt namentlich noch in Mundarten fort, vgl: er jéd, jicd; jéder, jieder (sagt er). Frommann Mundarten 3, 208; Das magst du wohl für eine Wahrheit jehen. Uhland Volkslieder 342; Hat er die für seine Bücher bekannt und verjehet. Luther (Jen. Ausg.) 1, 459 b. u. o.; Welches nit nur alle Ehrbaren verjähen, sondern auch die Missgünstigen bekennen müssen. Stumpf Schweiz. Chron. (1616) S. VI u. o.; Die Wahrheit verjähen. Zwingli II, 2, 6; 7; 8 etc; In dem gemeinlich verjächnen Glauben. II, 1, 203 etc, und so noch alterthümelnd: Ich will eure Sünden immer verjąhen vor der Welt. Spindler, der Jude (1834) 1, 316. S. ferner Luther 6, 109 a (Druckf. 190) über das Wort Beichte, wo es heisst: Wie auch im Gericht das Wort noch in Uebung ist: Urjicht und wie man sagt: Das jicht er; Das hat er bejicht. etc. Dazu: Gichtiger Mund Arndt (Bericht aus seinem Leben) 31: Immermann Münchh. (1839) 4, 119 etc. und: Der Guckguck muss ihm selbst sein Ohrgicht ausrufen. Tappius Sprichw. 199 b etc.

In unser „bejahen" spielt die Bedeutung des alten bejëhen (Impf. bejâch, Mehrz. bejâhen) noch mit hinein und Weigand (Synonym. Wörterb. 1, 183) irrt, wenn er meint, dass bejahen im Gegensatz zu behaupten „immer" (es sollte vielmehr heissen: gewöhnlich) sich auf etwas Vorhergegangnes bezieht, vgl. bei Grammatikern und Philosophen ganz gewöhnlich: Bejahende Sätze, Urtheile etc., ferner z. B.: Per Dio! Das bejah ich (muss ich sagen:) mein blaues Wunder sah ich. Bürger (Ausg. in 1. Bd.) 23 a. — Der Zweifelnde überhebt sich des Beweises, wohl aber verlangt er ihn von dem Bejahenden (Behauptenden). Goethe (Ausg. in 40 Bdn.) 31, 340. — Dass du gefällst, muss wer dich kennt, bejahen (gestehen) Hagedorn (1757) 2, 208. — Wenn ihre Schande ein Ritter mit dem Schwert bejaht (behauptet) L. H. Nicolai Vermischte Gedichte (1778) 2, 10 etc.

Kallaschen.

In Frommann's deutschen Mundarten 5, 90 ist „kallaschen" aus Holtei's schlesischen Gedichten erwähnt und dabei auf Weinhold's schlesisches Wörterbuch verwiesen, wo jedoch die Etymologie schwerlich richtig angegeben ist. Wir verweisen vielmehr einfach auf russisch колошить (koloschit, kaloschit) prügeln. — Nebenbei bemerkt, ist das Wort auch im Hochdeutschen nicht unüblich, z. B.

> Alle Augenblick hatte ich einen von seinen Jungen in meinem Garten beim Rübenausziehen und Apfelstehlen abzukalaschen. F. Lewald Wandlungen 2, 384.

Kapaun.

Diesem Wort entspricht bekanntlich mhd. kapûn (vgl. gr. *κάπων*, lat. capo, capone etc.), daneben aber auch dem ahd. chappo gemäss, kappe. Zu diesem Wort nun wird in Beneckes mhd. Wörterbuch als Erklärung beigefügt: Kapaun, Hahn. Die letzte Bedeutung aber scheint sich nur auf die latein. Uebersetzung: gallinaceus (Sumerlaten 47, 55) zu stützen. Deshalb scheint die Bemerkung nicht überflüssig, dass dies latein. Wort in der spätern Zeit nicht den Hahn, sondern eben den Kapaun bezeichnet. So heisst

es namentlich in dem in der Anm.*) genannten Werk S. 166: Gallus ein Han, das ist ein gemeiner, jederman bekandter haussuogel etc., darauf folgt S. 167: Gallina, das ist ein Hennen, des Hanen haussfraw etc., und dann S. 168: Gallus galinaceus ist ein Kap odder Capaun, dem aussgeschnitten ist, dieser mag nit geberen, so kröpt er auch nit. Disen armen narren pflegt man vornen an der Brust zu beroffen, also, das er ganntz kal wirdt, denn bereibet man jhn wol mit nesseln, setzet jhme die jungen hüneklein vnder, macht ihn mit wein truncken, wenn sich denn die jungen hüncklein an jhn halten, so befindet er geberung seines schmertzens, vermeint also, er hab die hüncklein ausgeheckt, und führt sie wie die klucken pflegt zu thun etc. — Vgl. Ihr Herren habt unsre Hühner gefressen hier oben in der Pfalz, jetzt wollet ihr uns dagegen die Kappen drunden zukommen lassen. Zinkgräf Apophth. 2, 62.

Nebenbei bemerken wollen wir, dass die von unsern bisherigen Lexikographen (z. B. auch Weigand 1, 561) durchaus verworfne Form der Mehrzahl „Kapaunen" bei unsern Schriftstellern fast die gewöhnlichere ist, z. B. Claudius 4, 77; Goethe 29, 113; Immermann Schriften 12, 71, Otto Müller Mediatis. 1, 151; Musäus Märchen 2, 143; Schlegel Shaksp. 3, 245 (Haml. 3, 2) etc. und demgemäss auch zuweilen in der Einzahl: Hatte vom Kapaunen eine fettige Hand, Gutzkow Blasedow 1, 422 wie es schon bei Ryff. l. l. heisst: Von solchem Capaunen schreibt man etc. Des Capaunen fleisch ist dichter vnd besser wenn des hanen fleisch. — Vgl. die Formen: Des, dem, den, die Hahnen, neben Hahns, Hahn, Hähne. Der Mz. „Hühnen" entspricht das mundartl. „Kapauner" z. B. Sinngedichte von Joh. Möser (Wien 1801) S. 80. —

Wir führen ferner in Bezug auf die Form „Kap," „Kappe" neben „Kapaun" noch folgende Stelle aus Eppendorf's Uebersetzung des Plinius (Strassburg 1543 folio) S. 148 an:

Sye [die Hähne] hören uff zu krähen, wenn ynen gekäppet ist.

wie mhd. Kappen kastrieren, daraus unser „kappen"**) in allgemeinerer Bedeutung des Schneidens, nicht bloss des Kapaunens. Zu kapaunen aber, vgl. frz. chaponner, ital. capponare, scheint mir das mundartlich, z. B. in Mecklenburg sehr häufige kapunnieren, verstümmeln, entzwei, kaput machen zu gehören, vgl. Stalder 2, 87, wofür freilich das vortreffliche Bremische Wörterbuch: kaputneren hat, eine Form, die ich wenigstens nie gehört habe und die mir aus einem etymologisierenden Streben hervorgegangen scheint. Sollte nicht vielleicht umgekehrt „kaput" oder nach dem franz. Spielerausdruck „capot" an „kapunnieren" angelehnt sein? Heyse's Etymologie aus „caput mortuum" ist sicher nicht die richtige.

---

*) Thierbuch. Alberti Magni/ Von Art Natur vnd Eygenschafft der Thierer/ Als nemlich Von Vier füssigen/ Vögeln/ Fyschen/ Schlangen oder kriechenden Thieren/ Vnd von den kleinen Gewürmen die man Insects nennet/ durch Waltherum Ryff verteutscht. Mit jhren Contrafactur Figuren. Hierin findestu auch viel Artznei krancker Ross vnd anders haussuiehess. Auch wider die schedliche gifft der Schlangen vnd anderer Gewürme. [Dann folgen 4 Abildungen] Begnadet mit Keyserlicher freiheit in Syben Jar nit nach zutrucken. Der Schluss des Werks aber lautet. Finis. Getruckt Zu Franckfort am Main bei Cyriaco Jacobi zum Bart MDXLV. — Die oben angegebnen Seitenzahlen gelten nach unsrer Zählung, denn in dem Buche finden sich keine und es entspricht z. B. das Blatt (S. 167 und 168) nach der Signatur O vi. Das letzte Blatt des Buches aber ist nach der Signatur: Ee v. Die Signatur schreitet nämlich nach je sechs Blättern vor, von denen aber die beiden letzten immer unbezeichnet geblieben sind. Das Format ist Folio. — Der Uebersetzer ist zugleich der Verfasser des „Spiegels der Gesundheit" — wonach Grimm's deutsches Wörterbuch 1, LXXXV zu berichtigen ist. Dies letztre Werk ist von Frisch, beide sind von mir in meinem deutschen Wörterbuch eingehend benutzt.

**) So: Kapphahn ist Kapaun und Kapphuhn ist Poularde.

Brasilienholz.

In dem vortrefflichen „Technischen Wörterbuch etc." von Karl Karmarsch und Dr. Friedrich Heeren, dessen hohen Werth bei Ausarbeitung meines deutschen Wörterbuches ich zu erkennen vielfache Gelegenheit finde, heisst es in Bezug auf das Brasilienholz (1, 353), es sei so genannt, weil es zuerst von Brasilien nach Europa gekommen. Man darf sicher annehmen, dass dem Verf. die umgekehrte Annahme nicht unbekannt gewesen, die selbst in geographische Schulbücher übergegangen, z. B. in Daniel's Lehrb. der Geogr., wo es heisst: „Braça heisst bei den Portugiesen glühende Kohle: weil ihnen nun in dem neuen Lande mit zuerst das rothe Färbeholz auffiel, nannten sie es Brasilien." Aber auch Adelung spricht sich ebenso aus, und führt zugleich — was jedenfalls gegen die Darstellung bei Karmarsch entscheidet — nach Carpentier's Glossar. aus einer Handschrift vom Jahre 1400 eine Stelle an:

Bresillum est arbor quaedam, e cujus succo optimus fit color rubeus.

und noch ältre Stellen, z. B. eine vom Jahre 1198, in der z. B. grana de Brasile wahrscheinlich die Kochenille bezeichnet, vgl. in Grimm's deutschem Wörterbuch 2, 372 die Stellen: So viel Zinnober oder Bresilien Luther 3, 356 b; Lefzen presilgenroth. Fischart Garg. 76 b, — wo freilich die Erklärung (?!) nichts taugt: „morus tinctoria, Brasilienholz und die daraus gezogene rothe Farbe," denn morus tinctoria (s. Karmarsch 2, 74) ist bekanntlich eine Art Maulbeerbaum, der das Gelbholz liefert und zum Gelb färben dient, nicht zu verwechseln mit dem Fustikholz (Karmarsch 1, 880), die beide freilich zuweilen unter der Bezeichnung „gelbes Brasilienholz" vorkommen. Das wirkliche Brasilienholz aber kommt von Caesalpinia crista; ob aber dies oder eine andre rothe Farbe (etwa Kochenille) bei Fischart und Luther gemeint ist, wage ich nicht zu entscheiden, vgl. jedenfalls noch:

> „Müsset ihr auch zusehen, das euch nicht die Presilien
> unter die Augen sprützet." Luther 5, 304 b, —

also in der Bedeutung: feurige Kohlen, wie span. brasa, frz. braise etc.

Dan. Sanders.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. G. Th. Graesse, Trésor des livres rares et précieux ou nouveau dictionnaire bibliographique. (Dresden, Kuntze.)

Grammatik.

A. Schilbe, Prüfung der Regeln für die deutsche Rechtschreibung von H. E. Bezzenberger. (Marburg, Elwert.) 7½ Sgr.
C. L. Livet, La grammaire française et les grammairiens au XVI.me siècle. (Paris, Didier et Comp.) 7½ Francs.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterb. d. deutsch. Sprache. 4. Lf. (Leipzig, Wigand.) ⅔ Thlr.
C. F. L. Wurm, Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage. 4. Lfrg. (Freiburg, Herder.) ⅔ Thlr.
A. Péschier, Supplément au dictionnaire complet de langues française et allemande de l'abbé Mozin. (Stuttgart, Cotta.) 2 Thlr. 12 Sgr.
M. A. Thibaut, Nouveau dict. franç.-allemand. 2 Vols. (Braunschweig, Westermann.) 33. Auflage. 2 Thlr.
J. A. Schmidt, Vollst. franz.-deutsch. Handwörterb. (Leipzig, Reclam.) 2. Thlr.
J. F. Sumavsky, Taschen-Wörterbuch der böhmischen und deutschen Sprache. (Prag, Haase.) 1½ Thlr.

Literatur.

Th. Perschmann, der Entwicklungsgang Schiller's in den Jahren 1785 — 1795. (Nordhausen, Haacke.) 7½ Sgr.
K. Biltz, die dramatische Frage der Gegenwart. Mit Bezugnahme auf die Lewes'sche Kritik der Dramen Goethe's. (Potsdam, Riegel.) 7½ Sgr.
K. Goedeke, Goethe und Schiller. (Hannover, Ehlermann.) 28 Sgr.
J. G. Rönnefahrt, Schiller und Goethe oder der 13. Juni 1794 ein Segenstag der deutschen Nation. (Leipzig, Dyk.) 15 Sgr.
C. L. Livet, Précieux et Précieuses. Caractères et moeurs littéraires du XVII.me siècle. (Paris, Didier.) 7 Francs.
Th. Gautier, Histoire de l'art dramatique en France depuis 25 ans. (Leipzig, Dürr.) 1 Thlr.
R. Burns, Gedichte. Uebertr. v. H. J. Heintze. (Leipzig, Fleischer.) 5 Thlr.

Hilfsbücher.

J. Schneider, Handbuch der deutschen Sprachlehre für Volksschulen. (Wien, Klemm.) 4 Sgr.
J. W. Straub, Deutsches Lese- und Sprachbuch für höhere Unterrichtsanstalten. 1. Bd. 1. Abth. (Aarau, Christen.) ⅔ Thlr.
G. Brüning, Prakt. tabellarischer Abriss der deutschen Grammatik nebst Mustersammlung der schönsten Stellen deutscher Klassiker in Prosa und Poesie. 2. Cursus. (Leipzig, Arnold.) 12 Sgr.
J. W. Straub, Vergleichung sinnverwandter Sprichwörter, in Aufsätzen zum Schulgebrauche und zur Lectüre für die reifere Jugend bearbeitet. (Leipzig, Brandstetter.) 12 Sgr.
J. Müller, Anleit. zur Erlernung d. franz. Briefstils. (Leipzig, Holtze.) 15 Sgr.
F. Ahn, Prakt. Lehrg. zur Erlernung der franz. Sprache. 110. Aufl. (Cöln, Dumont.) 7½ Sgr.
B. G. Blanchard, Prakt. theoret. Lehrgang der franz. Sprache. (Leipzig Arnold.) 15 Sgr.
L. Miéville, Cours de la langue française. (Bern, Dalp.) 2 Vols. 1½ Thlr.
O. Röhrig, the german student's first book or a general introduction to all germ. grammars. (Philadelphia, Schaefer & Koradi.) 12 Sgr.

Unsere Tage.

Ergänzungsblätter zu allen Conversationslexiken.

Monatlich ein Heft von 4 — 5 Bogen à 6 Sgr.

Die seit 1845 bestehenden Ergänzungsblätter zu allen Conversationslexiken sind in unseren Verlag übergegangen.

Wir lassen dieselben, in einem nach langen Vorbereitungen in's Leben tretenden **neuen Werke**, aufgehen, dessen Richtung und Ziel zwar mit jenen zusammenfällt, dessen Ausführung aber nach erweitertem Plane und von bedeutenderen Kräften getragen, sich eine größere Theilnahme des Publicums zu erwerben hoffen darf.

An die Stelle der Ergänzungsblätter tritt also unser neues Werk unter dem Titel:

Unsere Tage.

Der Titelzusatz: **Ergänzungsblätter zu allen Conversationslexiken** ist ohne alle Bedeutung für uns, wir wollen ihn nur einstweilen den zahlreichen bisherigen Freunden der von uns übernommenen „Ergänzungsblätter" zu Liebe beibehalten, und werden ihn später fallen lassen, da wir, an etwas Vorhandenes uns anzulehnen, auch äußerlich keine Veranlassung haben, sondern unserm bestimmt vorgezeichneten selbständigen Plane folgen werden.

Wir betrachten unser Unternehmen als eine Forderung der Zeit und von solcher Bedeutung, daß wir der Lösung unserer Aufgabe unsere ganze Kraft und Sorge zu widmen entschlossen sind.

Das allseitige Streben unsrer Zeit auf den sämmtlichen Gebieten, welche dem menschlichen Wissen und Können angewiesen sind, hat etwas Verwirrendes. So Vieles und so Mannigfaltiges wird geschaffen, mit so drängender Thätigkeit bewegen sich Wissenschaften und Kunst, Handel und Industrie gegen ihre Ziele hin, daß auch das aufmerksamste Auge den Faden verliert und vielleicht ein Chaos zu erblicken glaubt, wo doch nur ein förderndes Ineinandergreifen verwandter Kräfte und harmonischer Richtungen vorhanden ist. Wer in einer solchen Zeit dem Allgemeinen sich entziehen wollte, um einem bestimmten Fach, irgend einem abgegrenzten Theil des Ganzen seine Beachtung allein zu widmen, der würde in Einseitigkeit verfallen und schließlich das Verständniß der Gegenwart einbüßen. Eben das ist ja der größte, der eigentlich charakteristische Zug des Jahrhunderts, daß die in der geistigen Welt und im Völkerleben neu entstehenden Tausende von Berührungspunkten alles Isolirtsein aufheben, und daß kaum etwas Bedeutendes geschehen kann, das nicht eine umgestaltende Wirkung auf scheinbar Fernliegendes ausübte. Was Goethe so schön von der Werkstatt des Denkens sagt „daß ein Tritt tausend Fäden regt, — ein Schlag tausend Verbindungen schlägt" gilt von unserm ganzen modernen Leben. Trotz freiester Bewegung gibt es sich uns wie eine riesige Maschine, deren Hebel, Stangen, Räder und Stifte in gemeinsamer Wechselwirkung schaffen und erzeugen. Ist die Tendenz der Zeit offenbar die, Alles einander zu nähern und zu einem ungeheuern Ganzen zu verflechten, so ist es vom höchsten Interesse, allen Phasen dieses Processes zu folgen und in jedem Augenblicke zu wissen, bei welchem Punkte die gewaltige Bewegung angelangt ist.

Der Gelehrte und Künstler, wie der Geschäftsmann wird den beherrschenden Standpunkt, dessen er bedarf, um sich über die Zeit und seine Stellung in ihr klar zu werden,

nur Notizen, einen stets abreißenden Faden; die letztern zeigen ihm bloß, was kurz vorher gewesen ist. Das beste Conversationslexikon ist im nächsten Jahre veraltet. Hier thut ein in kürzeren Fristen erscheinendes Werk Noth, bei dem jede einzelne Monatslieferung planmäßig darauf berechnet ist, das menschliche Schaffen der Gegenwart in seinen interessantesten und bedeutendsten Momenten aufzufassen und alles neu und bleibend Gewonnene in den vorhandenen Vorrath an Wissen an der rechten Stelle einzufügen. Ein solches Werk darf seinen Inhalt weder in Notizenkram zersplittern, noch einer schwerfälligen Gelehrsamkeit nachgehen. Es muß im besten Sinne des Worts **populär**, so klar und doch nicht flach sein, mit lebhaftem Streben der **Zeitbewegung Schritt für Schritt** folgen, in richtigem Verständniß der Gegenwart keinen Fortschritt sich entgehen lassen, kurz seinen Lesern vor Augen führen, wo der Zeiger der Welt eben steht. Diese Zwecke suchten die „Ergänzungsblätter zu allen Conversationslexikons“ zu erfüllen, die seit 1845 erschienen. Sie versprachen, Alles aufzuzeichnen, was im Gebiete des **Staats**, der **Religion**, der **Wissenschaft**, der **Kunst**, der **Industrie** und der **Erfindungen**, als wichtiges Moment hervortrete, vollständig, genau und faßlich zu sein, die Masse des Geschehenen zu ordnen und alles wichtige Neue vorzuführen, unter Hervorhebung der charakteristischen Merkmale und mit steter Hinweisung auf das, was dadurch gegen den frühern Standpunkt gewonnen worden sei, also den **Kern aller Bestrebungen der Zeit im Zusammenhange zu geben.**

Unsere Tage,

an die Stelle der „Ergänzungsblätter“ getreten, deren Abonnenten in unserem neuen Unternehmen eine Fortsetzung jenes encyklopädischen Werkes erhalten, adoptiren dieses Programm, das seinen Tendenzen ohne Parteirücksichten und Vorurtheile dienen wird. Die Ausgabe des ersten Heftes fällt in eine Zeit, welche die deutsche Jugend unter die Waffen ruft. In einer solchen Zeit, wo feindliche Kräfte unsere staatliche Existenz bedrohen, muß unsere Aufgabe zunächst die sein, unser reiches Material so zu wählen und zu gruppiren, daß unsere Leser alle die Belehrung finden nach der ihre warme Theilnahme an den **augenblicklichen Verwicklungen** und an den **Ereignissen** verlangt. Die von uns getroffenen Einleitungen, die competentesten Militärschriftsteller und staatsmännischen Autoritäten zu gewinnen, berechtigen uns zu der Hoffnung, daß unsere Hefte den klarsten und vollsten Ueberblick der Zeitgeschichte nicht nur sondern auch ihrer **Motive** und ihrer **Bedeutung** gewähren. Ist die Kriegsgefahr beseitigt dann wird es wieder unsere Aufgabe sein, **alles Neue** zu verzeichnen, bei jeder Stufe zu der eine Wissenschaft oder ein Industriezweig aufsteigt, einen **Ueberblick** des frei eröffneten Gesichtsfeldes zu geben, der Entwicklung der **volkswirthschaftlichen** Gedanken eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, die fernere **Geschichte der Culturvölker** in passenden Abschnitten zu erzählen, den **geographischen Entdeckungen** zu folgen und insbesondere die **hervorragendsten Männer der Zeit** in Biographien und Charakteristiken vorzuführen.

Die Ausgabe von „**Unsere Tage**“ geschieht in monatlichen Heften von 4 — 5 Bogen, welche jährlich einen Band bilden werden.

Jede Lieferung kostet 6 Sgr. — Format in gebrochenen Columnen gr. Lexikon-Octav. — Schrift wie die zum Prospect verwendete.

Subscriptionen werden in allen Buchhandlungen angenommen und liegt das 1. Heft überall zur Einsicht aus.

Braunschweig, Juli 1859.



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXVI. BAND, 2. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1859.

Inhalt.

XXVI. Band, 2. Heft.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Das Tragische und das Schicksal.

Das Tragische hat seinen Sitz in den äusseren Begebenheiten. Was ein Mensch denkt, will, empfindet, kann erhaben sein: tragisch nur sein Schicksal. Das Tragische hat daher seine grösste Bedeutung im Epos, wie in der Sage. Hier kommt es am meisten auf die äusseren Ereignisse an. Die Tragödie übernimmt das Tragische mit ihrem Stoffe aus der Sage, der Geschichte, der epischen Poesie. Erfindet der dramatische Dichter seinen Stoff selbst, so gehört das Tragische dem epischen Motive seiner Dichtung, der zu Grunde liegenden äusseren Geschichte an. Im Tragischen kann nie das Wesen des speziell Dramatischen gefunden werden. Es ist ein durch den Wortklang nahe gelegter Irrthum, wenn man das Tragische und das Wesen der Tragödie identifizirt hat.

Das Tragische findet sich in allem wirklichen Dasein, wie in aller Kunst. Das tägliche Leben zeigt es uns, wenn wir von dem gemeinen Scheine absehend unsern Blick auf das Wesentliche der Ereignisse richten. Die Geschichte der Menschheit führt es uns in tausend erschütternden Bildern vor. Unter den Künsten ist schon die Plastik dem Tragischen zugänglich, in weit umfassenderen Sinne noch die Malerei, indem der dargestellte Moment Gipfel und Zielpunkt einer Kette von vorbereitenden Motiven ist. Selbst die Musik kann durch blossen Klang ohne Wort und Bild unsre Phantasie zur Empfindung des Tragischen anregen. Man kann sagen, alle edleren Richtungen der Kunst gipfeln ihrer Natur nach in der Darstellung

des Tragischen. Begegnet uns nun das Tragische auch im Drama, so werden wir darin nur ein Band sehen, welches das Drama mit dem allgemeinen Wesen der Kunst verknüpft, nicht das Eigenthümliche der dramatischen Darstellung.

Was ist denn nun das Tragische? Die nächste Antwort wird sein: Das Tragische zeigt sich in dem Untergang, im Verderben, in gewaltigem Schmerz und grossem Verlust. Das ist in der That so; aber es genügt nicht. Der Tod eines Menschen z. B. kann tragisch sein; aber er ist es bei weitem nicht immer. Der Tod nach der allgemeinen Ordnung der Natur, der Tod eines abgelebten Greises z. B. hat an sich nichts Tragisches, näher möchte der Tod eines Jünglings in voller Blüthe der Kraft an das Tragische streifen. Setzen wir aber, der Jüngling starb an seinem Hochzeitstage, so werden wir schon den vollen Eindruck des Tragischen haben. Und nähmen wir noch hinzu: ein Jüngling hätte sich etwa, um dem Tode zu entgehen, zu einer verhassten Heirath entschlossen, und eben dieser Entschluss führte gleichwohl seinen Tod herbei: so würde sich das Tragische des Ereignisses noch um ein bedeutendes gesteigert haben.

Das Tragische also, sehen wir, beruht auf einem Kontrast, und um es gleich kurz zu sagen, auf dem Konflikt zwischen der Absicht des Menschen und den Fügungen der äusseren Welt. Alle Poesie, und in ihrer eigenthümlichen Weise die dramatische, stellt das wirkliche menschliche Leben, wenn auch in einem ungemein gesteigerten Abbilde dar. Das ist der Grundkonflikt alles menschlichen Daseins: unser Streben und Beginnen und die Mächte der Welt, die unser Schicksal gestalten. Wo menschliches Leben dargestellt wird, muss dies einer der hauptsächlichsten Gesichtspunkte sein.

Das Menschenleben ist ernst. Jeder Einzelne ist dem Tode verfallen, und Städte, Nationen, Reiche unterliegen demselben Schicksal. Auch die Poesie in ihrer echten und hauptsächlichen Richtung ist ernst. Sie würde ohnmächtig sein, wenn sie die tiefen Konflikte des Lebens beschönigen oder

verhüllen wollte. Die Wirklichkeit würde sie in jedem Augenblick Lügen strafen. Ihre Aufgabe ist, den Ernst des Daseins zu verklären, indem sie die grossen Güter zeigt, um die es sich in demselben handelt und die in allem Untergang der Einzelnen fortbestehen; indem sie die Verhältnisse zu reiner, vernünftiger Form erhebt und das Gemeine, das Alltägliche, das Hässliche unseren Augen entrückt; indem sie uns lehrt, in allem Scheine der Weltereignisse das tiefere Wesen, das vernünftige gestaltende Prinzip zu erkennen.

Der Konflikt, um den sich Menschengeschichte dreht, der Gegensatz des innern Strebens und des äussern Geschehens, wird in der Poesie in ästhetischer, d. h. in charakteristischer und schöner Form gefasst und erscheint in seiner geschärftesten Weise als das Tragische. Die Natur des Menschen ist die Innerlichkeit, die Freiheit; draussen herrscht der Zusammenhang von Ursach und Wirkung, die äusserliche blinde Nothwendigkeit. Dies Verhältniss scheint sich im Tragischen umzukehren. Die äussere Welt des Zufalls nimmt den Schein der Absichtlichkeit an und greift mit einer Konsequenz, die gleichsam aus bewusster Zweckmässigkeit hervorzugehen scheint, zerstörend in die Pläne und Thaten der Menschen ein. Und andrerseits wieder verfällt der Mensch mit seinem Wollen und Thun in den Schein der Unfreiheit, so dass er nicht mehr als der Thäter seiner Thaten erscheint, dass ihm seine Absicht unter der Hand verkehrt wird, dass er mit allem seinem Wollen der äusseren Welt nur Waffen gegen sich selbst giebt. Das Zerschellen der Menschen an der übermächtigen Aussenwelt ist als solches tragisch. Zum höchsten gesteigert aber wird das Tragische, wenn die Rollen gleichsam wechseln: wenn die äussere Nothwendigkeit wie sonst nur der Mensch, mit Voraussicht zu handeln scheint, die unabänderliche Nothwendigkeit zur Vorausbestimmung oder zu jenem tückischen Zufall wird, den wir in seiner scheinbaren Konsequenz das Unglück oder das Schicksal nennen, das einen Menschen verfolgt; wenn andrerseits die Thaten, die der Mensch aus freiem Entschluss und mit vollem Bewusstsein zu verrichten glaubt, durch seine Unkenntniss der Umstände einen ganz andern Charakter annehmen, als er beabsichtigt, oder als längst vorher-

gesehene und vorherbestimmte, das heisst nothwendige erscheinen. —

Dieser herbe Konflikt nun des Tragischen liegt in jeder ernsten Poesie. Die dramatische Poesie als die höchste der Kunstformen wird, so weit sie äussere Vorgänge darzustellen hat, das Tragische aufnehmen, ja zu seiner bittersten Form ausprägen können. Aber das Tragische liegt nur im äussern Geschehen, und die dramatische Poesie hat noch weitere Gesichtspunkte, als nur solches darzustellen. Das eigentliche Wesen des Drama's kann man durch das Tragische nicht begreifen. —

Seit Schiller und Schlegel ist es gebräuchlich geworden, das Schicksal in die nächste Beziehung speziell zur Tragödie zu setzen. Ja man hat in der Theorie eine eigne Spezies der Tragödie als „Schicksalstragödie" erfunden, und diese Theorie hat auch für die Schöpfungen der Dichter ihre praktischen Folgen gehabt. Das Schicksal gilt dann als jene Form der äusseren Nothwendigkeit, die wir oben als das Wesen des Tragischen bezeichnet haben, wo durch scheinbare Konsequenz oder scheinbares Vorherwissen die Nothwendigkeit wie mit Bewusstsein begabt zu sein und den Menschen zu ihrem Spielball zu machen scheint.

Es ist nicht abzuleugnen, dass in vielen Werken der ältesten und der neueren Zeiten diese Form des Tragischen hervortritt, bei Griechen, wie bei Spaniern, Engländern, Deutschen. Für jene Vorausbestimmung dienen Orakel, Prophezeiungen, dient der Fluch. Auch die Folgen, die aus einem Frevel der Aeltern und Vorfahren z. B. für die Kinder folgen, gehören demselben Kreise poetischer Formen an. Jene Konsequenz des Zufalls erscheint z. B. in scheinbar gleichgültigen Gegenständen, die sich wie durch eine bewusste Veranstaltung wiederholt bei wichtigen Anlässen Verderben bringend aufdrängen, an denen seltsamerweise das Geschick von Menschenleben zu hängen scheint, wie der Dolch im „Arzt seiner Ehre", das Schnupftuch im „Othello," das Bild in „Eifersucht das grösste Scheusal." Aehnliches findet sich vielfach. Es kann nicht geleugnet werden, dass hier eben in dem Schein des Bewusstseins bei einer ganz äusserlichen Nothwendigkeit, die als solche der Zufall ist, die

eigentlich poetische Absicht ist. Ja, der Zufall, der unberechenbar menschliche Absichten durchkreuzt, so dass eine Minute weniger oder mehr, eine unvorhergesehene Verwicklung, ein übersehener Umstand, eine Störung, über das Geschick von vielen Menschen entscheidet, die Unkenntniss und Verblendung des Menschen, der das sucht, was er fliehen, das flieht, was er suchen sollte, der blindlings in sein Verderben rennt, — dieser Zufall und seine heimtückische Gewalt bewirkt fast in der Mehrzahl der Fälle die tragische Katastrophe.

Man hat nun dieses Tragische verschieden beurtheilt und zum Gegenstande des Lobes und Tadels gemacht. Der Romantik zwar ist das Tragische willkommen. Ihr kommt es überall auf das spezifisch Poetische an, auf das der Phantasie zusagende abgesehen von dem sittlichen Inhalt. Sie liebt die charakteristischsten, ausgeprägtesten, krassesten Formen und somit auch das Tragische in seinen furchtbarsten Gestalten. Aber eine gewisse mittlere, etwas prosaische Färbung des Bewusstseins begnügt sich nicht an dem Poetischen der Form, sondern fordert das Lehrhafte und Wahre des Inhalts. Ihr ist jene äussere blinde Nothwendigkeit, das Schicksal und der Zufall, eine Gotteslästerung, eine falsche Weltansicht und daher durchaus Gegenstand des Tadels. Alles soll moralisch gerechtfertigt sein, alles Geschick als Lohn und Strafe erscheinen. Wo nun die unbezweifelte, unantastbare Autorität des Dichters den Tadel von selbst abwehrt, da bleibt nur die Interpretation übrig. Der Dichter muss gemeint gewesen sein, dass der Leidende auch schuldig sei, und es ist eine angenehme Beschäftigung des Kritikers, für tragische Helden ein Sündenregister zu entwerfen, wenn er dem Dichter keine Sünde aufzubürden wagt. So erscheinen denn zuletzt Oedipus und Iocaste als wahre Ungeheuer von Verruchtheit, Antigone, Deianira und Desdemona sind arme Sünderinnen der schlimmsten Art. Zu solchen Consequenzen kommt man aus falschen Voraussetzungen. —

Beachten wir Folgendes: der Dichter liefert ein Abbild der wirklichen Welt, wie wir sie beobachten und wahrnehmen. So tritt uns zunächst ein ganz äusserliches Geschehen gegenüber.

Von dem, was dahinter liegt, sagt er uns Nichts. Unsre Ueberzeugungen lässt er uns frei. Wir sehen hinter dem scheinbaren Zufall der Wirklichkeit eine allwaltende Vorsehung, und wir thun recht daran. Auch wo die Bestätigung dieses Glaubens am schwierigsten scheint, behalten wir den Glauben. Die Welt liefert uns oft solche schwierige Probleme. Warum sollte sie uns nicht auch der Dichter liefern?

„Aber in der Welt des Dichters kann nicht ein blinder Zufall herrschen, die einzelnen Theile müssen organisch aus dem Ganzen herauswachsen.“ Ganz recht. Das gibt zunächst eine ästhetische Nothwendigkeit. Der Dichter wird unter allen möglichen Handlungen, Zufällen, Begebenheiten diejenigen wählen, die der Anlage seines Kunstwerks am meisten entsprechen. Es wird also in jedem rechten Gedichte die ganze Fülle des Geschehenden durch das innere gestaltende Prinzip, das man Idee zu nennen pflegt, gerechtfertigt sein. Aber die Macht, die alles das äusserlich bewirkt, wird der Zusammenhang von Ursache und Wirkung sein, der nun einmal in aller Wirklichkeit, auch in der poetisch nacherzeugten, das erste ist, was unserer Beobachtung entgegentritt. Wird nun das, wie es der Poesie natürlich ist, in seiner ausgesprochensten, vollendetsten Form dargestellt, so haben wir immer jenes Tragische, wovon wir oben sprachen, das nur den äusseren Zusammenhang, die Erscheinungsform der Ereignisse anbetrifft, über ihre innre Bedeutung aber gar nichts aussagt.

Ja, gesetzt, die innere Vernunft der Dinge trete auch äusserlich in der Veranstaltung des Dichters hervor, ein gerechter König, ein Gott bringe durch unmittelbares Eingreifen die Sache zur Entscheidung: augenblicklich haben wir den Eindruck des Nüchternen, des Prosaischen, des Gemachten. Die Situation scheint sich nicht mehr innerlich zu entwickeln. Der Dichter zieht ein Mittel zu Rathe, das er auch früher hätte gebrauchen können, wo es dann zu gar keiner Verwicklung gekommen wäre. Der Zufall ist die Erscheinungsform der Dinge, der identisch ist mit jener bloss äusseren, gegen das Wesen der Sache gleichgültigen Nothwendigkeit, durch welche Jegliches aus seiner Ur-

sache entspringt. Das Spiel der Kräfte in der äussern Welt ist seinem Begriffe nach dem Zufall anheimgegeben. Tritt ein weiser, bewusster Wille, wie der eines Gottes, lösend herein, so gehört auch dieser zu jenem Komplex von Kräften und erscheint mehr oder weniger zufällig. Der Zufall, das Schicksal, das Tragische ist daher in der Weltanschauung aller Völker, aller Zeiten vorhanden als äussre Erscheinungsform der Dinge. Ueber ihr inneres Wesen wird damit Nichts ausgesagt.

Dem Dichter kommt es natürlich nicht darauf an, absolute Wahrheiten lehren zu wollen. Er gibt ein ästhetisch abgeschlossenes Bild, und dessen Wirkung beruht auf den gespanntesten Kontrasten. Aber dass er Falsches lehre, ist damit keineswegs gesagt. Wer würde seine Weltanschauungen so von der Oberfläche der Dinge in der Wirklichkeit oder in der Poesie abschöpfen wollen? In der Poesie ist Alles ästhetisch gerechtfertigt. Das eigenthümliche Gebiet des Drama's ist die Darstellung von Charakteren, in denen das sittliche Ideal des Dichters sich offenbart. Die Handlung mit ihrer Verschlingung, der Konflikt, die Katastrophe, alles dies ist nur Explikation des Charakters, sein Wiederschein in der äusseren Welt. Das innerste Wesen des Charakters spiegelt sich in dem, was den Menschen widerfährt. Das ist das poetische Prinzip der Darstellung.

Dem Charakter soll widerfahren, was ihm gebührt. Was gebührt denn aber jedem Einzelnen? Gewöhnlich hat man für das innere Wesen der Charaktere nur zwei Worte: Schuld und Unschuld, worauf alle andern Unterschiede zurückkommen sollen. Danach soll denn auch das Geschick der Menschen als Lohn und Strafe sich richten. Armselige Begriffe! Dass der Schuldige leide, ist meistentheils unpoetisch. Würden wir ja doch selbst bei der Betrachtung der Menschengeschicke, wie sie uns in der Wirklichkeit begegnen, selten mit der moralischen Rechtfertigung ausreichen. Die grössten Dichter haben nichts Fremdartiges darin gefunden, die Unschuld durch ihren unverdienten Untergang am hellsten leuchten zu lassen. Die Abwägung der Geschicke nach dem moralischen Gesichtspunkte, die moralische Gerechtigkeit, gehört wenigen Perioden der dramatischen Kunst

an. Aesthetische Rechtfertigung ist viel mehr darin zu suchen, dass ein energischer Wille ein energisches Hinderniss finde, dass blinde Leidenschaft blinden Zufall hervorrufe, bewusstes Streben den Tod freiwillig übernehme, ein grosser Sinn seine Prinzipien auch im Tode zu bewähren Gelegenheit habe, dass hingebende Liebe das höchste Opfer nicht scheue, und Aehnliches.

Die moralische Rechtfertigung menschlicher Geschicke ist nur eine der vielen Formen ästhetischer Angemessenheit. Wo der Dichter selbst den Nachdruck legt auf Schuld und Unschuld, da wird jene poetische Gerechtigkeit mit Recht der treffendste Gesichtspunkt sein. Aber die sittlichen Ideale wechseln nach Völkern, Epochen und Individuen. Haben wir den geistigen Schwerpunkt der Kunst eines Dichters oder eines bestimmten Dichtwerks erkannt, so wird die Art, wie die äussern Dinge sich ereignen, von selbst daraus folgen. Die Welt bietet uns das Schauspiel oft, dass das Liebenswürdige untergeht, das Gemeine triumphirt. Der Dichter wird uns auch nicht immer einen so herben Anblick ersparen können. Das Edle bleibt doch immer das Edle, das Gemeine doch das Gemeine. Die äussern Ereignisse nehmen weder Jenem von seinem Werthe noch fügen sie Diesem hinzu. Genug dass wir Herrliches gesehen und den Ernst des Menschenlebens im verklärten Lichte der Poesie kennen gelernt haben, die die Verhältnisse zum Ungemeinen und Idealen steigert. Die Versöhnung, die Manche vermissen wollen, liegt in der innern Natur des Grossen und Schönen, gross und schön zu sein. Es bedarf dazu keiner äussern Verherrlichung.

Blicken wir auf die Geschichte des Drama's zurück. Unter den Neuern soll es Schiller gewesen sein, der die Schicksalstragödie durch Lehre und Beispiel zuerst aufgebracht habe. Ja Schiller war wohl selbst der Meinung, das Prinzip der griechischen Tragödie, das er im Schicksal fand, zu erneuen und so zu den rechten Quellen des Tragischen, d. h. hier desjenigen, was das Wesen der Tragödie ausmachte, zu gelangen. In der That ist auch im „Wallenstein“ z. B. vom Schicksal viel die Rede, und was mehr sagen will, der Held unterliegt hier wirk-

lich einem äussern Schicksalszusammenhang. Das wäre nun also etwas Neues, und Shakspeare z. B. kannte das Schicksa nicht? Ist es etwa nicht eine solche schicksalsvolle Verwicklung, der Romeo und Julie unterliegen? Der Zufall, der Romeo auf den Ball führt, der andre, der ihm Tybalt in den Weg schickt, und jener entsetzliche Irrthum, der die Katastrophe trotz der schlausten Veranstaltung herbeiführt, die Wichtigkeit der wenigen Minuten, die unberechenbare Störung, die den wohl angelegten Plan scheitern läst, — ist das nicht Alles wie mit der höchsten Konsequenz vom Schicksal angelegt? Wirkt doch selbst in dem alten Familienzwist auf fast antike Weise die πρώταρχος ἄτη herein, ein uraltes über den Häusern und Geschlechtern schwebendes Verhängniss, dem die letzten herrlichsten Sprösslinge zum Opfer fallen. Aehnliches begegnet uns im „Othello." Im „Macbeth" haben wir den ganzen Apparat der griechischen Schicksalstragödie, Orakel und verblendete Leidenschaft, gräuelvolle Thaten und schliesslich den grossartigen Untergang durch des Orakels Zweideutigkeit. Nicht in allen Tragödien Shakspeare's herrscht das Schicksal auf ähnliche Weise. Aber eben so ist es auch bei den Griechen. Bei Aeschylus möchte der Agamemnon und die Sieben gegen Theben, bei Sophocles der König Oedipus und die Trachinierinnen zu den Tragödien gerechnet werden können, in denen der Hauptnachdruck auf dem Tragischen und dem Schicksal liegt. Sonst finden wir nichts Aehnliches in diesem Kreise. Bei Schiller ist der „Wallenstein" und die „Braut von Messina" vom Schicksal durchzogen, und damit sind wir zu Ende. Ist nun nicht das Verhältniss bei den Griechen, bei Shakspeare, bei Schiller überall dasselbe? Bei Calderon ist es ganz ebenso. Was sollen wir also sagen? Unter den deutschen Tragödien ist der „Wallenstein" die erste, welche mit Bewusstsein den poetischen Eindruck durch das Tragische des Schicksals steigert. Aber woher kommt das? Vom Stoffe. Und wo ein ähnlicher Stoff ist, wie der des „Wallenstein," da haben alle Dichter aller Nationen von allen Glaubensmeinungen dieselben Hebel des tragischen Eindrucks gebraucht.

Die wesentliche Seite des „Wallenstein" ist, dass in ihm die Welt egoistischen Strebens an dem Beispiel eines Feldherrn

geschildert und gezeigt wird, wie diese Zwecke des Ehrgeizes von den Störungen und Zufällen der äussern Welt abhängen, wie unfrei diese Egoisten in ihren eignen Handlungen sind, wie das Schicksal erst ihren Thaten ihre Bedeutung gibt. Dem gegenüber wird die Welt uneigennütziger Hingebung, Begeisterung und Liebe in dem Beispiel zweier herrlichen Menschen geschildert, und diese Herzen erscheinen als die Stätte wahrer innerer Freiheit und Unabhängigkeit von den Mächten der äussern Welt. Hier also musste das Schicksal eine bedeutende Rolle spielen. In der Braut von Messina ist das einfache, an die Antike erinnernde Thema, wie wilde Leidenschaftlichkeit in's Verderben rennt. Der Leidenschaft steht die furchtbare Macht des Schicksals nothwendig gegenüber, das Streben des Leidenschaftlichen erscheint als unfrei, finstern Mächten anheimgegeben. Hier kommt natürlich alles darauf an, dass der Eindruck des Tragischen so hoch wie möglich gesteigert werde.

Ich denke, wir werden uns nicht mehr darüber beklagen, dass das Geschick der Helden keinen vernünftigen Grund habe, da es ja durch die blinde Schicksalsmacht bewirkt sei. Wir werden nicht die Weltanschauung des Dichters tadeln, der uns an der Weisheit der Vorsehung irre mache. Das Schicksal ist nur der Ausdruck einer innern, organischen, sittlichen Nothwendigkeit, die in ästhetischer Form erscheint, einer Nothwendigkeit, die mit moralischer Abrechnung keineswegs identisch ist, aber doch nur die äussere Explikation des sittlichen Kernes der Charaktere ist.

Aber es giebt in der That eine Art von sogenannten Schicksalstragödien, die jeden Menschen von irgend gesundem Urtheil anwidert. Wir erinnern an die fatalistische Romantik. Die Namen sind bekannt genug. Und was empört uns so bei Werner, Müllner und Genossen? Dass das Schicksal eine so grosse Rolle spielt? Keineswegs, sondern dass es bei den Haaren herbeigezogen ist. Ja, wenn es sich um etwas Grosses handelte, um grosse sittliche Konflikte, gewaltige Charaktere, die das Grosse der Menschheit in sich darstellten, so würden wir das Schicksal schon mit in den Kauf nehmen. Aber das ist ja in

der eigentlichen Romantik nun und nimmer der Fall. Diese bewegt sich im Kleinleben, das sie mit Gewalt zu etwas Poetischem hinaufschraubt durch das Phantastische, durch die spezifisch poetischen Darstellungsmittel, die doch nur einen Sinn haben, wenn sie die ergreifende Form für einen grossen Inhalt sind. Aber am Inhalt fehlt's. So gilt das Entsetzliche wohl als eigentlicher Zweck der Darstellung; je krasser, je abscheulicher, desto besser. Dasselbe gilt aber nicht allein von Tragödien, sondern auch von Romanen: es wird das erschütternd Tragische gesucht, auch wo's nicht hingehört. Dem spanischen Drama, bei dem der sittliche Inhalt der Charaktere sehr gering und unentwickelt bleibt, muss man denselben Vorwurf machen, durch das haarsträubend Tragische eine starke äusserliche Wirkung beabsichtigt zu haben. Doch erscheint bei ihnen noch Alles edler, als bei den fatalistischen Tragödien unsrer Bühne. Wo das Zuchthaus und der Scharfrichter die eigentlich rechtmässigen Instanzen sind, da sollte man doch das Schicksal nicht erst inkommodiren. Solche Ereignisse aus dem Leben von verbrecherischen Persönlichkeiten, solche Spiele des Zufalls mit dem Willen des alltäglichen, gedankenlosen Menschen sind gradezu ein abscheulicher Anblick. Nicht das grosse Schicksal empört uns, das die ernste Form des ernstesten Inhalts ist, sondern dass es sich in so erbärmliche Dinge zu mischen hat. —

Das Schicksal ist demnach eine vollkommen berechtigte Form der dramatischen Darstellung, — wo es hin gehört. Es kann nicht immer des Dichters Aufgabe sein, moralische Abrechnung zu halten, ja, die grössten der Dichter haben's nie gethan. Schuld und Unschuld, Tugend und Laster, gut und bös, — wie weit reicht man denn mit solchen Gesichtspunkten, wenn man den innern Werth von Menschen bezeichnen soll? Der Stallknecht ist tugendhafter als Caesar, aber Caesar ist Caesar, und der Stallknecht doch nur ein Stallknecht. Nichts schiefer als diese Massstäbe für die grossen Gestalten der Tragödie und ihre weltgeschichtlichen Prinzipien. Wir lassen uns das für die französische Tragödie mitunter, für Gryphius, für die Stubenpoesie, für unser bürgerliches Schauspiel gefallen. Aber Cordelia, Hamlet, die Jungfrau von Orleans for-

dern eine andere Beurtheilung. Denn Recht hat jede grosse eigene Natur. Das Geschick des tragischen Helden ist eine organische Entwicklung seines Charakters, und es ist das Gesetz, dass dem innerlich Unfreien die äussere Welt unter der Gestalt des Schicksals entgegentrete. Das ist der Grund, weshalb es „Schicksalstragödien“ giebt.

L.

Provenzalisches Epos.

Die gelehrten Kritiker, indem sie gewöhnlich Fauriels kühn ausgesprochene Sätze verwerfen, haben sich fast alle damit begnügt, die provenzalische Poesie als eine in vielen Beziehungen, besonders in der Form schon vollendete*) lyrische anzuerkennen, die, während sie für Nordfrankreich, Spanien und Italien die Muster aufstellte, kaum den Versuch zu epischer Production gemacht oder doch sehr bald ihre Unfähigkeit dafür anerkannt habe.**) Als vor einigen 30 Jahren Lachmann das provenzalische Gedicht Fierabras entdeckt hatte, berührte sein Herausgeber, Immanuel Becker, die Frage über seine Originalität gar nicht; Uhland aber, der, soweit es damals möglich war, das altfranzösische Epos gründlich kannte (s. seine wichtige Abhandlung über das altfranzösische Epos in Fouqués Musen, Berlin 1812, I, 3, 59) und der durch einige seiner ausgezeichneten Balladen bewies, wie sehr er die Troubadours der „seli-

*) Schon Mouskes († 1282) sagt in seiner Chronik v. 6298 par nature encore con trouvons font Prouenciel et cans et sons millors que gent d'autre pais. Vgl. Fauriel, Revue VIII, 138.

**) Nach Papons Vorgange (Voyage de Provence, Paris 1787), der besonders im 4. Abschnitte gegen Le Grand d'Aussy für die Provenzalen zu Felde zog, hat Fauriel seine Ansichten in seinem Werke über die Poesie der Troubadours und in der Revue des 2 mondes VII, 1832 ausführlich dargelegt; dem letzteren folgt, im Ganzen mehr gemässigt, Baret: Provence et Espagne; Bruce Whyte, histoire des langues romanes, Paris 41, gibt kein recht bestimmtes Urtheil, Sismondi I, 208 spricht mit Le Grand den Provenzalen das Epos ab. Geyder (Haupts Zeitschrift IX, 1, Leipzig 52) bestreitet Fauriels Ansicht über den provenzalischen Ursprung.

gen Provencerthale“ liebte, Uhland, sage ich, erklärte ohne Bedenken, dass das vorliegende Gedicht nordfranzösischen Ursprunges sei, und Diez huldigt dieser Ansicht in einer Anmerkung zu seinem Werke: Leben und Werke der Troubadours, Zwickau 1829, S. 614. Es ist hier nicht unsre Absicht, auf die Frage nach dem Ursprunge andrer Gedichte einzugehen und anzuregen oder zu wiederholen die Conjecturen über Arnaldo Daniele und seine bei Dante Purgatorio XXVI, Pulci im Morgante Maggiore, Diez Leben etc. 346, Poesie der Troubadours 207 etc. erwähnten Epen; über den provenzal. Bueves de Antona (Quadrio a. a. O.; Warton, English poetry, I, 143); den provenz. Alexander (Crescimbini 332) oder über Gedichte zur Verherrlichung des Hauses Montalban und andrer Familien des Südens, welche wahrscheinlich Gegenstände längerer Gedichte in provenz. Sprache waren, gleich dem über Gerard de Roussillon,*) den alten mythischen Heros. Auch will ich hier ausser Acht lassen die provenzalischen Gedichte, welche Raynouard im ersten Bande seines Lexique roman publicirte, leider ohne sie später ganz vollständig dem Publikum vorführen zu können, Gedichte, deren einige Bruce Whyte in seinem citirten Werke ohne genügenden Grund für in einem dem altspanischen sehr ähnlichen Mischdialecte geschriebene Denkmale erklärt,

*) Dieser Held, über den ausser Fauriel zu vergleichen Reynaud, Invasions des Sarrasins und Gérard de Roussillon, Fragment extrait de l'histoire des 2 dernières royaumes de Bourgogne par Alfred de Terrebasse, Lyon 1853, wird ausführlich geschildert in den 2 von Fr. Michel, Paris 1856, edirten Gedichten, deren erstes, das provenzalische, auch von Hoffmann (Mahn) publizirt ist. Dieser Text ist bedeutend vollständiger als der sehr fragmentarische französische, welcher bei V. 2241 (S. 70) des provenzalischen beginnt und bis V. 8883 (S. 331) mit jenem correspondirt; die dort befindliche Lücke wird pr. durch 3775—3834 (S. 119 ff.) ausgefüllt, wie S. 342 durch V. 4192–4432 ff. pr. (S. 132—139); S. 355 durch V. 4852—6521 prov.; S. 363 durch pr. 6754—6815 (S. 215—217); der französische Text bricht ab bei V. 5074 (S. 368) = prov. 6988 (S. 222) in der Mitte einer Tirade, während das Provenzalische noch bis 8949 geht. Zwar ist auch dieser Text nicht ganz complet, doch kann bei dem eben angegebenen Verhältnisse wohl hier so wenig als bei Richard Löwenherz und Faydits Liedern (s. Archiv XVII, S. 407 etc.) zweifelhaft sein, wo das Original zu suchen, zumal da auch Girard stets als Nationalheros des Südens gefeiert wird.

und deren Zahl durch die von Raynouard im 2ten Bande seines Choix des poésies betitelten Werkes zusammengestellte Liste der von Troubadours citirten Romane wesentlich vermehrt werden dürfte. Zu diesen käme noch ein anderes Werk, wenn in der von Caxton 1485 fol., London, publizirten „Thystorye of the noble ryght valyaunt and worthy Knyght Paris and of the fayr Vyenne the daulphyns doughter of Vyennoys translated from the Provencal language into French by Pierre de la Seppade and out of Frenche into Englishe by W. Caxton,“ eine weitere Notiz über den provenzalischen Ursprung zu finden wäre, die ich aber bei näherer Durchsicht im brittischen Museum nicht entdecken konnte. — Ein Versuch, die überaus interessante Liste der in Cabreras und Marsans provenzalischen Lehrgedichten, welche zuletzt von Bartsch in dem Stuttgarter Archive edirt sind, als für die Jongleure zu erlernenden Epen aufgezählten Namen zu erklären und genauer nachzuweisen, muss wohl noch eine Zeit lang unterbleiben, bis die lange genug schon projectirte, aber leider noch immer nicht zur Ausführung gekommene Publication der altfranzösischen Heldengedichte auf diesem Gebiete mehr Licht verbreitet haben wird.

Bei einem Gegenstande, wo schon so viele Conjecturen*) gewagt sind, will ich nicht diese Zahl noch vermehren, sondern ganz einfach den französischen Text, welchen das brittische Museum vom Fierabras besitzt und den ich ganz copirt habe, und den des Supplement français 180, der als älter bei der erwähnten Veröffentlichung zu Grunde gelegt werden wird, mit dem von Bekker publizirten und dem englischen Texte vergleichen und einige Facta hinstellen, die den unpartheiischen Leser in den Stand setzen werden, selbst zu urtheilen und die Consequenzen für sich zu ziehen. Es ist eigenthümlich, dass die englische Uebersetzung in vielen Punkten mit dem provenzalischen Texte übereinstimmt, während sie in denselben bedeutend vom französischen abweicht; aber obgleich wir wissen, dass die Könige aus dem Hause Plantagenet die provenzalische Posie sehr begünstigten und Richard Coeur de Lion sie selbst

*) Dass provenzalische lyrische Gedichte in das Nordfranzösische übersetzt sind, ist wohl ziemlich sicher, s. Archiv XVII, 407.

trieb (s. Warton I, 116); obwohl wir von den provenzalischen Biographen erfahren, dass Richard de Mauleon, einer der interessantesten provenzalischen Dichter, ein geborner Engländer war, dass provenzalische Troubadours vielfach weit umherreisten*) (vgl. Folquets, Faydits Biographien); obgleich Chaucer mit der provenzalischen Poesie nicht bloss durch Petrarca und Boccaccio bekannt war, dürfen wir doch nicht unmittelbar über den Ursprung des englischen, in manchen Partien ganz originalen Gedichtes urtheilen, welches leider nur als Clubpublication in die Hände der Mitglieder gelangt und daher überaus selten ist, so dass es sich nicht einmal im brittischen Museum findet. Ich beziehe mich hier auf das Manuscript und die mir gütigst zur Ansicht vorgelegten Correcturbogen der für den Roxburgh-Club besorgten Ausgabe, welche Sir Thomas Phillips in seiner herrlichen Bibliothek zu Middlehill besitzt, dieser leider noch zu wenig zugänglichen Fundgrube für seltene Werke, die auch von dem vergeblich von mir in Frankreich und England gesuchten portugiesischen Cancionero dés Königs Diniz († 1325), den Lord Stuart de Rothsay zu Paris in nur 25 Exemplaren drucken liess, die für jenen gelehrten Gesandten in Lissabon ursprünglich angefertigte Abschrift des alten Manuscriptes besitzt. (Hallam, welcher das interessante Buch in seinem grossen literarhistorischen Werke citirt, schrieb mir auf meine Anfrage, er habe von Lord Stuart ein Exemplar gehabt, aber es zurückgesandt.) **)

Diese englische Romance of the Sowdone of Babyloyne and of Ferumbras his sone who conquerede Rome, 118 Seiten, 4, welche nicht älter als vom Ende des 14. Jahrhunderts, aber sicher nicht aus Mus. Britt. Bibl. reg. 15 E VI übersetzt ist, wie wir gegen Ellis, II, 369 zu beweisen hoffen, beginnt mit einem einleitenden Gebete, das Ellis, da es den in dergleichen Werken gewöhnlichen Charakter trägt, in seiner Analyse dès Gedichtes nicht weiter erwähnt; es lautet:

---

*) Wie sehr das gebräuchlich, zeigt ein Manuscript Harlej. 433, Nr. 1961: the letre of passage to retourne to the duc of Austriche there maister, geven to 2 mynstrells in the second year of King Richards 2. reign the 4th day of octobre.

**) Bellermann, die alten Liederbücher der Portugiesen. Berlin 1840.

God in glorye of myghteste moost,
that al thinge made in sapience
by vertue of woorse and holy goost
gyvinge to man grete excellence
and alle yat is in erthe wroght
subjecte to man and mane to the
that he shulde withe herte and thought
to love and serve and noone but the
for zyfe mane kepte thy comaundemente etc.

Der eigentliche Anfang des Gedichtes (V. 25) und die Notiz über seine Quelle

as it is writen in Romaunce
and founden in bokes of Antiquyte
at Seinte Denyse Abbey in Fraunce
there as Cronycles remembrede be,
howe Lavan the Kinge of hie degre,
and syre and sowdone of hic Babilone
conquerede grete parts of Cristiante
that was born in Askalone
and in the cite of Agremore
uppone the rivere of Flagote ...

ist eher gleich dem zweiten als dem ersten der provenzalischen Prologe, welcher auch ins Französiche übersetzt ist; aber der ganze folgende Theil bis 1051, vollständiger als der provenzalische Text, gibt uns die auch mitunter im provenzalischen und französischen Text erwähnte Geschichte der Stadt Rom durch die Sarazenen, welche einen wesentlichen Theil des Gedichtes ausmachte. Wenn Ellis Ansicht richtig ist (und viele Gründe sprechen für den fremden Ursprung des Gedichtes, das gleich andern aus dem Cyclus von Carl dem Grossen eine Zeit lang in England sehr populär und sogar in Schottland beliebt war:* s. Barbour's Bruce ed. Jamieson S. 54, wo während Bruce's Truppen über den Lochlomond setzen, aber in einem einzigen Bote diese Expedition nur langsam von Statten geht,

*) Nicholson behauptet zwar in seiner Ausgabe der Auchinleck Romances of Rouland and Vernagu und Otuel, Edinburgh 36, S. VIII: that such Romances ever attained any permanent footing in England, remains to be proved.

the King the quhilis meryly
red to thaim that war him by,
Romanys off worthi Ferambrace
that worthily ourcummyn was
throw the rycht douchty Olywer...) —

dann haben wir uns nach einer andern Redaction des Originals umzusehn, die den Bericht über jene Eroberung enthielt, welchen wir einflechten wollen, um die Entwicklung der weitverbreiteten Fabel darzulegen. Da ein Schiff, gehörend dem Sowdan, den das Manuscript Lavan nennt, während er provenzalisch und französisch stets Balan heisst, *) von den Römern geraubt, so beordert er seine Truppen nach Egremoure und spricht mit seinen zwei Räthen Sortybraunce und Oliborne über die vorzunehmende Rache. Der König Lukafere von Baldas, den wir nachher noch als unglücklichen Liebhaber von Lavans schöner Tochter Florypas finden werden, verspricht „the kinge of Fraunce I shal the bringe and the XII dosiperes **) alle in fere (V. 239),“ nach der Sitte der Sarazenen, welche in diesen Epen niemals wissen, dass man Niemanden hängt, man hätte ihn denn.

[So verspricht Calainos in der schönen spanischen Romanze Aehnliches, doch Roland straft ihn durch Abhauen des allzu kühnen Hauptes; und König Agolant sagt auch in Aspremont (Ms. H. 38, v. 2):

Karles en serra come cheitif mené
un grant cairan (später genannt carcan) auereit al col fermé,
s'il ne renie, le chef aura copé.]

*) Ein ähnlicher Wechsel findet sich im Namen des Königs Belin von Waschune im Roman Wilhelm von Dourlens, der V. 323 Lebin heisst.

**) Diese Form ist, eigenthümlich noch mit 12 zusammengestellt, entstanden aus dem französischen douze peres, ähnlich wie Dusnamo in den italienischen Gedichten aus Dux oder Duz Naymes. Das Wort findet sich sehr oft in der altenglischen Poesie, in der Spagna sind so die dodici peri; ihre Erwählung findet sich erzählt in dem Stücke des Romans Aspremont, welchen das Berliner Manuscript nicht hat und der die Erzählung von Eaumonts Tode durch den jungen Roland ergänzt. Roland, noch nicht Ritter, erschlägt mit einem Stocke den berühmten Gegner seines Herrn, wird zur Belohnung mit der Ritterwürde und dem früher Eaumont gehörigen Schwerte Durendart beschenkt und aus den mit ihm zusammen zu Rittern geschlagenen jungen Helden wählt Carl seine Pairs.

Hier übernimmt der alte König Galindres den wohlverdienten Tadel des jugendlichen Brausekopfes. Die Sarazenen belagern Rom, dessen Vertheidiger Savaris (ein sehr gewöhnlicher provenzalischer Name) durch Astrogot of Ethiop getödtet wird (345 Estragot, 426 Estugote*); V. 355:

I trowe he were a develes sone of Belsabubbis lyne;

aber auch er fällt in einen Hinterhalt am Thore Colison (430). Die bedrängten Römer senden einen Boten an Carl, welcher ihnen Gy of Burgoyne mit 1000 pounde und dem Versprechen, selbst so bald als möglich zu erscheinen, hinschickt. Da dieser Held in der romantischen Geschichte sehr berühmt und im weiteren Verlaufe des Ferabras eine der bedeutendsten Persönlichkeiten ist, so wollen wir nach dem Manuscripte Harlej. 527 die frühere Geschichte des Heros**) aus dem Gedichte von 4596 Versen aus dem 13. Jahrhundert hier einflechten***) (die Erzählung in der Spagna VII und XXVI, verschieden von dem Bericht in der Spagna XXII—XXIV, enthält manche im Gedichte nicht erwähnte Facta, von dem übrigens noch eine ältere, oft kürzere und vielfach abweichende Rezension sich in Tours befindet, mit folgendem Anfange:

Oiez seignour baroun, Dieus vous croisse bonté,
Si vous commencerai chancon de grant barné (Harl. nobilité)
de Charle l'emperere le fort roi corouné
(le meillur ke fust en la crestienté. H.).
XXXVII (H. vint el sis, was auch Ms. Tours am Ende sagt) ans tous plains acomplis et passez (H. car dex l'ot mandé)
fu li rois (H. Charles) en Espagne o lui son grant barné (H. cele estrange regné).

Carl ist schon 26 Jahre in Spanien, und da er die Stadt Nobles eingenommen, will er gegen den Amachor†) von Corde ziehn,

*) Die Orthographie ist grade so unsicher in den englischen als in den französischen Manuscripten dieser Zeit, wo in wenigen Zeilen derselbe Name ganz verschieden auftritt, z. B. Otuel, Otinel, Otes, Otun in dem gleichnamigen Epos, Agolafre und Golafre, Amagon und Magon im Aspremont, Heaumont, Hiamont, Eamunt etc.

**) S. bei Albericus 3 fontium (Leibnitz 806) einen Auszug des Ganzen.

***) Vergl. meine Beiträge zur Kunde altfranzösischer Literatur S. 27.

†) Dieses wohl aus dem Arabischen entlehnte Wort findet sich sehr verschieden geschrieben: aumachor te fera ou roi ou amirant: Chanson d'An-

aber die Paladine, schon durch den langen Feldzug ermüdet, dringen auf Heimkehr, denn sie haben schon zu viel gelitten, sie sind plus veluz ke n'est urs deramés: Carl hat stets in seinem Zelte gesessen, ohne sich sehr anzustrengen. Carl ist dagegen: er hat erobert Boreille, Ays en Gascoine, Estouges en Valence, Mungardin, le Groig e l'Estoille, Pampellune la riche, und hofft auf mehr; aber Reichard von der Normandie sans pour ki de Roen fu sire (76 vgl. Ferabr. 3595, 3062 qui de Fescain fist la maistresse abbaye), stets als ein sehr kühner Kämpe geschildert, sagt: Du wirst nie die starken Städte Muntorgoil, Muntesclaire, Lusenie oder Luserne, Carsade oder la tor d'Angorie erobern. Carl beschliesst dennoch sie anzugreifen und zieht trotz des Grolles seiner Paladine ab, da ein Engel ihn in seinem Vorhaben bestärkt hat. Er greift alle vier vergebens an, und da die Armee murrt, erlaubt er einigen Gascons und Champenois zurückzukehren, unter der Bedingung, als Sclaven verkauft zu werden, wenn sie nach Spanien zurückkommen.

Der Dichter überlässt Carl seinem Grame und führt uns nach Paris, wo die enfans de France versammelt sind, 54,000 (V. 219) unter den Fahnen der 12 Pairs: Gui, der Sohn Samsons, des Herzogs von Burgund, Bertran, Sohn des Neimon, *)

---

tioche I, 273, aumacor G. d'Orange 4, 1681, Sept Sages Keller 61, Mouskes 12226 und 5011, wo es Reiffenberg aus altumajor ableitet; aumacors et aufages an Guiterlins Hof (Chanson des Saxons I, 16); im Ferabras 3318 steht la fille a l'aumatour für die sonst Tochter des Amirant oder Admirant (3644) genannte Floripes: almators de Cordres findet sich im französischen Turpin (Bibl. reg. 4, CXI). Im Aspremont H. 14 r° 2 steht: 20 rois se sunt en une chambre entré, 4 amacurs e un amistaté, in der Chanson de Roland 66: les baruns, cuntes, vezcuntes, e dux e almacurs, les amirafles e les fils als cunturs; im Raoul de Cambray 258 l'ammassors de Cordes. Nach Duval histoire litt. XVIII, 727 stammt es durch altumajor aus dem Arabischen, Glai führt es nicht auf omarakhor, sondern auf almansor zurück. Sonst kommt noch l'amustenc im Agolant vor, Hohier amirail de terre de Orient (Aspremont H. 15 r° 2), Mandekin li amerus (id 17 v° 1), l'amorames (Alischanz 5314), amuaffles (Oger 9820), l'algalifes (Roland 34 = calif).

*) Wie schon Ampère bemerkt, ist im Altfranzösischen noch eine besonders in Eigennamen sehr stark durchgeführte Declination. Der Nominativ Naymes hat im Regime Naymon, Otes Oton (s. Otinel und Guy of Warwick), Sampses und Sampson (Guy de Bourg.), Miles und Milon (Violette, Aspremont), Charles und Charlon (Oger), Claires und Claron (Ferabr.), Gui und

Berri de Muntider, Terris Sohn, Estus de Lengres (Estultus comes Linguenensis bei Turpin, Estught of Leggers im englischen, l'Estoc, l'Escot im französischen Otinel, Guilhot l'Escot im provenzalischen Ferabras 2106, Estouf im Aspremont, Wilhelm von Estock im deutschen Ferabras, Astolfo im Italienischen), Gefrei l'Angeuin, Sohn des Salemon, Herzogs von Bretagne (den Carl nach Aspremont beruft, wo er im Ms. H. 27 r° 1, als er zum Gefecht geht, ausführlich beschrieben wird, vor ihm Conein de Mantes à blanche enseine:

> la unt Bretun lur enseine crié
> c'est Seint Mallou cele de lur contrée);

Sauari le Gascon de Toluse, Sohn des Angeles, Albers, Sohn des Basin de Burgoinon, den König Bulars Krieger im Ferabras vor dem Thurme erschlagen; Terrion, Richards Sohn, der im französischen Ferabras 3114 ohne seinen Namen erwähnt ist; Haston (Hastes, vergl. Aspremont Hatton, Hattes), Sohn des Ivoire d'Ivorie, den Turpin in Monloon unter seinen Geiseln einschliesst, als er auszieht, Girard de Fraite vorzufordern, und viele Andre. Sie wollen einen andern König wählen, da sie an Carls Rückkehr verzweifeln, und Maucion, Ganelons Sohn, der Carls Schwester nach dem Tode ihres ersten Gatten Milon geheirathet hat, macht Anspruch auf die Krone als nächster Erbe: er ist von allen seinen Verwandten umgeben, deren Namen V. 286 — 93 aufgezählt werden (vgl. Doon de la Roche, wo Tomiles, Charambaus, Hardre, Guenelon, Aloris, Hernis de Lyon, Forbin, Malquerant, Malingre auftreten). Aber wegen seines Stolzes lassen sie ihn ausser Acht und wählen Guy, der sogleich seinen Unterthanen aufträgt, zum Feste des St. Jean in Paris bereit zu sein. Sie erscheinen hier alle wohlbewaffnet, aber ni ot un sul ki le peil ot floriz.*) Sie ziehn aus, Maucion

---

Guiun (Guy of Warwick), Doz und Don (Ms. Harlej. 4404),Gaydes und Gaydon (Roland), Astes, Aston (Aspremont), Boz, Boson; à Pieron in Godefr. de Bouillon frgm. Bodlej. Douce 381. — Vgl. lerres und larron; putain, Aldaine (Guy de B. 102) neben pute, alde, Bertain, antain, Ghillain (Mouskes 2700); sogar im Englischen ist in Bone Florence Mylys im régime 718 Mylon genannt.

*) Der Bart ist das Zeichen des Mannes, daher werden die Helden oft danach genannt: Aymeris à la barbe florie (Alischanz 2170), Charles à la

zu belagern, der seine Absicht, sich Guy zu widersetzen, ausgesprochen, aber als er das grosse Heer gegen Munt Leheris anrücken sieht, gibt er nach und wird ins Gefängniss gesteckt en la tur de priuers 488 (diese ganze Erzählung weicht bedeutend ab von der Spagna XXIV). Nun ziehn sie nach Burdeus sur Gironde und parmi les landes nach Beline powre cité, wo sie Weinberge und Eichen finden, die Carl gepflanzt. Ein Pilger erzählt ihnen von des Kaisers trauriger Lage, und Guy erobert Carsade, dessen Herr, Barbarin, sich ergibt und getauft Guys Boten mit Vieh zu Carl führt. Durch ein Wunder weicht das Wasser eines Flusses, den sie zu passiren haben, und nach mancherlei Abenteuern, welche ihre Kühnheit veranlasst, werden sie in Carls Lager erkannt und finden hier Alles in trostloser Lage. Der Kaiser selbst, ergrimmt über die steten Vorwürfe der Unthätigkeit,*) geht Lucerne auszukundschaften, aber der latimer**) Boidan de Moride, der in Frankreich gewesen, erkennt den verkleideten Kaiser, welcher jedoch durch den Engel Gabriel gestärkt bis zu Aquilants Saale vordringt, dort den Verräther Boidan vor den Augen seines Herrn tödtet und seinen

---

barbe grifagne (Ronceval XLVI), Brullard o le poil (Ferabr. 4180), 20 milliers de noire gent barbée (Alesch. 5367); selbst Ximene nennt im Cid ihren Gatten barbe accomplie, vgl. Reiffenberg, Mouskes II, 824 Note. Sie schwören bei ihrem Barte wie die Araber beim Barte des Propheten (Alisch. 4238, Roland 4, Ferabr. 1682). Auf dieser Wichtigkeit des Bartes beruht die Bedeutung von faire la barbe, s. Mouskes 28928 mit Reiff. Note und Aspremont H. 47 v°. 1. Vgl. Chaucer 4094, Canterb. Tales; Scott, Marmion VI, 14.

*) Im Foulques de Candie S. 177 macht sich der Sarazene Ospynel ebenso über den Kaiser lustig, vgl. Ferabras 3790; aber andrerseits zeigt er sich oft wie hier tapfer (so auch im engl. Ferabras 870), doch meist ohne Erfolg, und gewöhnlich wird er nur durch Dazwischenkunft der Paladine gerettet, so beim Kampfe gegen Eaumont durch Roland, in dem Treffen bei Mantrible durch seine Ritter etc.

**) Latimer ist vielleicht nur durch Versehn aus latinier verderbt, s. Warton I, 65, Note 3: es ist gleich truchement, da latin Sprache κατ' ἐξοχήν bezeichnet. Die Sarazenen sprechen meist aragon (Ferabr. 4030 = frz. 3636, Turpin cp. 17) oder turquois et aufriquant, bedoin et baschois (G. d'orange 8, 328), sind auch oft im Besitz des französischen Idioms: so Lucafer und Floripes im Ferabras, König Tiebaut im Foulques 1752, der (Fol. 174) an Kenntniss (sot parler romanz) König Ludwigs Boten Geoffroy fils Henry erreicht, qui nez en Berri greiois sot et ebrieu et latin.

Rückzug bewerkstelligt, während seine Paladine die Stadt angreifen.

In derselben Zeit kundschaftet Guy mit 11 Genossen la tour Halte Mirmande aus, tödtet den riesigen Portier und lässt Alberi, Geoffroi, Savari, Huon und Guilemer als Wachen am Thore, während er selbst zum Schlosse geht, wo er Huidelon in seinem eignen Thronzimmer zur Unterwerfung unter Carl auffordert. Als dies verweigert wird, tödten die christlichen Helden alle seine Begleiter und nehmen Besitz von der Stadt. Aber sie finden darin nur 4 pains buletéz e l. lardiz de cerf et l. pot de vin, und nach einer Woche fordert Guy, um seiner Genossen Leiden zu enden, den Sohn des Königs Daremont zum Zweikampf, der Alles entscheiden soll. Die Sache wird angenommen und Guy, der mehrere Tage lang nichts genossen, wird vor dem Gefecht köstlich bewirthet, wobei er den Speisen volle Gerechtigkeit widerfahren lässt. *) Der Kampf findet statt, wird aber durch Dragolant unterbrochen, der seinem Bruder helfen will; doch diese Treulosigkeit bewegt den König, der auf dem Walle Mahun und das Kreuz aufgerichtet hatte, dem bedrängten Guy zu Hülfe zu eilen und sich taufen zu lassen. Grade jetzt kommt Naymes an, der mit anderen Paladinen abgesandt war, Guy zu suchen; dieser schickt Vorräthe und Soldaten an den Kaiser und zieht selbst gegen Angorie; Hudelon, dessen Gattin Margarie auch getauft ist, eine Verwandte des Königs Angori, zieht ihm mit Truppen voran; Reiner tödtet den König Escorfant, und nach glücklich beendetem Kampfe treffen sie alle den Kaiser, der durch die Nachricht von Marsilles Rüstungen sehr beunruhigt war. Guy wird König von Spanien, Carls Schwester und belle Aude ziehn nach Hause zurück, Carl selbst wird durch einen Engel aufgefordert, nach

---

*) Solch ritterliches Benehmen selbst von Seiten der Heiden ist in unsern Romanen gar nicht selten: im Otuel ist ein Kämpfer durstig und sein Gegner wartet, ohne diesen Vortheil zu benutzen, bis er sich gestärkt; dasselbe ereignet sich in den englischen Gesta Romanorum im Kampfe zwischen Josias und Acharon, im Streit zwischen Oliver und Roland im Gérard de Viane. Ferabras will nicht mit dem schwer verwundeten Oliver fechten, erbietet sich ihn zu heilen und steigt vom Pferde, um dem seines Rosses im Kampf beraubten gleich zu sein.

St. Jaka en Galice zu gehn. In seiner Abwesenheit belagern Guy und Roland von zwei verschiedenen Seiten aus Luserne und dringen zugleich ein, Aquilant flieht zu Wasser, or les puist governer Pilates e Antecrist. Ein zwischen den zwei christlichen Helden ausbrechender Streit wird beigelegt durch den zurückkehrenden Kaiser, der nach Roncevalles abzieht. Das Gedicht endet im Ms. Tours mit folgenden im Harlej. Ms. nicht befindlichen Versen:

> qui or voldra chanson oir et escouter,
> si voit isnelement sa bourse defermer
> qu'il est huimes bien tans qu'il me doie doner.

Wir kehren nach dieser langen Digression zum Sultan Lavane zurück, der Rom plündert und verbrennt und den Schatz mit vielen kostbaren Reliquien nach Egremoure in Spanien nimmt. Guy kommt zu spät und ist Zeuge der wilden Freude der Sarazenen, welche V. 683 also beschrieben wird:

> thai blewe hornes of bras,
> thai dronke beestes bloode,
> milke and hony ther was
> that was roial and goode,
> serpentes in oyle were fried
> to serve the Sowdaue with alle,
> Antrarian thai loude cryed,
> that signifyed joie generalle...

Carl, dessen Vorhut Roland befehligt, während Oliver die rerewarde commandirt, schwört Rache und beginnt die Heiden anzugreifen, da 771 wynde him blewe ful faire and goode into the ryver of Gaze. Die Einzelheiten der folgenden Schlacht sind im Anfange des provenzalischen Gedichtes erzählt; das französische enthält nichts davon ausser wenigen Anspielungen, aber ein in beiden nicht enthaltenes Stück ist das englische Gebet des Sultans zu rede Marz Armipotente (ein Name, der auch bei Chaucer sehr gewöhnlich: 1561, 1749, 1984, 2042), einem Gotte, der in den französischen Gedichten nicht als heidnisch-sarazenisch erwähnt wird; Mahom (prov. Bafom), Teruagan, Apolin, Jupin, Margot (Ferabr. 2369 und 2481 paien de

Margot), Pitrot (2884), Baratron (3658), Barrakins (Mouskes 5325), Kahu (Aubri 203), Lupi (Ferabr.), Gomelin (Geoffroy de Bouillon Douce Ms. 381) sind sonst die gewöhnlich vorkommenden Namen der meist aus den classischen Namen verderbten Gottheiten. Er verspricht 939, (vgl. besonders Chaucer Canterb. T. 2375:)

> O thow rede Marz armypotente
> that in the treude bathe hase made thy trone
> that god arte of bataile and regent
> and rulest alle that alone...
>
> on his owen Tewesdaye
> with myrre aloes and Frankensense
> uppon condicion that thou me graunte
> the victorye of Crystyn dogges.

Er ruft sein Volk zusammen und regt sie auf zum heftigen Kampfe:

> some bloo some golowe some blake as more,
> some horible and stronge as devel of helle,
> he made hem drinke wilde bestes bloode
> of tigre, antilope and of camalyone;

dann zieht er vorwärts zum Streite.

Es ist ein Unterschied zwischen dem Pariser Ms. Supplement français 180 (A) und dem sehr schlecht geschriebenen, obwohl schön gemalten Ms. Biblioth. reg. 15 E VI (B), welches Lord Talbot Earl of Shrewsbury der Königin Margarethe von Anjou, Henri's IV. Gattin, überreichte: das erste hat 6199 Verse, das zweite nur 4606, aber obwohl das provenzalische (C) nur 5084 Verse hat, ist es doch im Anfange reichhaltiger. Die Einleitung 1—29 prov. fehlt beiden anderen; aber die folgende Tirade wollen wir des Vergleiches halber wenigstens zum Theil neben einander hersetzen:

C. 30. Senhor ar escoutatz, si vos platz, et aujatz
B. 1. Seigneurs or faictes paix, s'il vous plaist, escoutez
A. 1. Seignour or faites pais s'il vos plaist, et m'oez,
C. canso de ver' ystoria, milhor non auziratz
B. chanson fiere et horrible, jamais meilleur n'orrez
A. „ „ „ orible, ja meilleur ne veures (sic)

C. que non es ges mesonja, ans fina vertatz.
B. ce n'est mie menconge, aincois est veritez
A. „ „ „ menchoigne, mais „ fine verités.
C. testimonis en trac avesques et abatz
B. en tesmoing en trerai euesques e abbez
A. fehlt
C. clergues, moynes, epestres e los sans honoratz
B. clercs, prestres e moines euesques ordonnez
A. fehlt
C. a san Denis e Fransa fo lo rolle trobatz
B. a saint Denis en France fut le roule trouuez
A. „ „ „ „ „ fu li raules „
C. fehlt
B. plus de 150 ans a yl este celez
A. plus ia li estores de C. L. ans este.

B lässt die etwas confusen Verse 47 etc. weg, von denen ein Mal V. 600 vorkommt und erwähnt nur ganz kurz die Schlacht bei Morimonde, den gefährlichen Kampf Oliviers, der schwer verwundet wird. und wie der Kaiser selbst durch sein eignes Erscheinen die hart bedrängten Paladine rettet. Im franz. Gedichte findet sich nichts von dem Turc de Maragoyle (I, 86) noch von Galot de Monroquier (C. 220), die lange Geschichte von Esclamar d'Amiata fehlt in A und B (ist es Damiette? im Roman de Violette ist ein Esclamar de Baudaire = Bagdad 1788), ebenso der Bericht von den Heldenthaten des Olivier, welcher lo fils Arapatis tödtet (dieser Unglückliche hat übrigens das sonderbare Geschick, noch 2 Mal im französischen Gedichte ums Leben zu kommen (vgl. B 1241 und 1332 filz à l'aupatrin und C 1759). Ebenso erlegt Olivier den Comdrant und Opine lo gris (Ospinus Algarbiae dux in Aigolandus Armee bei Turpin 9 und Ospinel le gris in Fouques de Candie). Aber selbst Autaclara, das herrliche Schwert, ist nicht genügend gegen alle umgebenden Feinde, Roland und seine Genossen werden sehr stark bedrängt, bis Carl sie mit seinem Schwerte Joiusa erlöst und dem verwundeten Roland triumphirend mittheilt:

mot valo mais los vielhs que los joves assatz (557).

Hier sind wir nun an dem Puncte angelangt, wo das franz. und provenz. Gedicht genauer mit einander correspondiren: frz. 57 ist gleich pr. 610. Von hier an tritt der Held, welcher dem Ganzen den Namen gegeben, für längere Zeit mehr in den

Vordergrund. Hier, d. h. mit der Erzählung von Fierabras stolzem Auftreten und seiner Herausforderung der Paladine beginnt der zweite Theil des sehr seltenen französischen Prosaromans von Symon du Jardin à Genève (Mus. brittann. Grenville 10531, 4.). Er beginnt:

Saint Pol docteur de verité nous dit que toutes choses reduictes par escript sont a notre doctrine escriptes. Et Boece fait mencion que diversement le salut dung chacun procede, puys quainsi est que la foy cristienne est assez par les docteurs de sainte eglise corroboree, neantmoins les choses passus diuersement a memoire reduictes nous engendrent correction de vie illicite, car les ouuraiges des anciens sont pour nous rendre a viure en operacion digne de salut en suyuant les bons et en euitant les mauuais .... Souuentes foys jai este excite de la part de venerable homme messire henry bolomier (wahrscheinlich meint Reiffenberg Mouskes II. Introd. CCXXXV. dasselbe Werk, obwohl er Henri Bolounier schreibt) chanoine de lausanne pour reduire a son plaisir aulcunes histoires tant en latin comme en rommant et en aultre facon escriptes .... et pour ce que le dit henry bolomier a veu de ceste matiere desjointe sans grant ordonnance a sa requeste selon la capacite de mon petit entendement et selon la matiere que jen ay peu trouuer jay ordonne cestuy liure. Es beginnt mit der Geschichte Frankreichs vom Anfange bis auf Carls des Grossen Expedition nach Constantinopel in 13 Capiteln, S. 16: ce que jay dessus escript ie lay prins en ung auctentique liure nomme miroer historial (d. h. Vincentius Bellovacensis) et es croniques anciennes et lay tant seullement transporte de latin en francois. Et la matiere suiuant qui fera le second liure est dung rommant fait a lancienne facon sans grant ordonnance dont jay este inuite a le reduire en prose par chapitres ordonnez. Nun folgt die Geschichte des Krieges gegen Ferabras von seinem Kampfe mit Olivier an bis zu Carls Rückkehr aus Spanien in 49 Capiteln. Dieser Theil, fast wörtlich aus dem Gedichte genommen, endet auf Seite 88 r⁰ mit dem Wunder von Carls Handschuhen grade an derselben Stelle, wo die frühe deutsche Uebersetzung mit den Worten „Und hiemit haben die geschicht des manlichen Fierrabras ein ende. Gott von unns die ewige freude nit wende.

Amen. abschliesst. Simon geht noch weiter und hat erst 110, nach weiteren 24 Capiteln, welche die letzten Begebenheiten von Roncevalles und die Rückkehr nach Deutschland melden, hinter nochmaliger Erwähnung von Bolomiers Auftrage sein Explicit.

Das deutsche sehr seltene Buch hat folgenden Titel (Mus. Brittan. 837, C. 21): Fierrabras. Eyn schöne kurtzweilige Histori von eym mächtigē Riesen ausz Hispanien, Fierrabras gnant, der eyn Heyd gwest, und bei zeiten des Durchleuchtigsten grossen Keyser Karls gelebt, sich in Kämpffen und in streitten dapfferlich, groszmüttig, männlich unnd eerlich gehalten hat, wie derselbig vō des gemelten Keyszers grauen und diener eynem, genant Oliuier, löblich unn ritterlich bestritten worden, mit sunderlicher meldung der eerlichen gemüte, so sie beyde (wiewol als zwen feind) doch schier zu sagen, freundtlich gegen eynander im Kampff gefürt und bewisen, auch was sich nach sölchem weitter, zu bestreittung des Heyden vatters, des Admirals von Hispanien begeben hat, newlich ausz Frantzösischer sprach in Teutsch gebracht darausz die grosz und sterk gmelts Keyser Karls, und seiner Fürsten, so dazumal gelebt, sunderlich abzunehmen. Wir wollen hier Anfang und eine kurze andre Stelle neben einander mittheilen, um ein Bild von der Art der Uebersetzung zu geben:

Ladmiral despaigne nomme ballan payen moult, grant
In Hispanien was eyn Amiral gnant Baland, ein mächtiger

et puissant de corps et de gens auoit ung filz nome
Haid, des leibs guuts und gwalt, der het eynen sone hiesz

Fierabras le plus merueilleux geant que jamais fut de
Fierrabras, der gröste Riesz, so ye von eynichem Frawenbild

mere ne.
zur welt was gewunnen und bracht worden, dann seyns gleichen

car de la grosseur et grandeur de son corps et aussi de sa force
von grösse, stärck und cräfften der glider, lebte derzeits niemants.

il estoit le non pareil le quel estoit roy dalixandrie et se tenoit
Derselbig was eyn Künig zu Alexandrien und beherschet das

dessoulz luy le pais de babiloine jusque a la mer rouge et
land von babilonien, bisz an das rot märe under im was auch
estoit seigneur de Roussie et de Coulloigne.*)
Rüssen und Colonien in Gallitien.

Die zweite Stelle enthält die Beschreibung der Floripes im gewohnten überschwänglichen Stile der Ritterromane. S. 17:

Ceste fille qui estoit jeune non mariee estoit moult bien
Diese Jungkfraw was noch unverheurat, gar schon und wol
comprise de corps, par longueur moderee, blanche comme la
gezogen, einer wolgemessnen lenge, weiss als ein rose in dem
rose du mois de may, les cheueulx auoit reluisans comme le
manet des meyen sein mag, het ein leuchtend haar als das schön
fin or et desoulz estoit sa face feminee, en ung petit de
gold, darunder ein antzlit (sic) ein wenig langelicht, lecherliche
longueur des yeulx qui y estoient rians e clers comme faulcon
augen und clar als eines gemeusten falken und funckelent als
mue, scintillans comme 2 estoilles . . .
zwei kleiner sternlein etc. . . .

Das deutsche Buch ist „getruckt zu Siemmern, durch Jheronimus Rodler, Secretarius daselbst 1533. 2 Meyen;“ die ältere von Reiffenberg (Mouskes II, CCXXXV), Hagen Buch der Liebe I, 146—268 besprochene Uebersetzung ohne Datum und Ort ist mir ebensowenig zu Gesicht gekommen als die von Mone besprochene flämische. Die Geschichte des auch von Rabelais in der Genealogie des Pantagruel erwähnten Helden, welche Calderon in La Puente de Mantible (ed. Keil I, 117) verarbeitete, wurde möglichst wörtlich durch den unermüdlichen Caxton aus Simons Buch ins Englische übertragen und gedruckt unter dem Titel: Thystory and lyf of the most noble and crysten prince Charles the grete Kyng of Fraunce and Emperour of Rome. 1485. Er hat diese Arbeit unternommen requyred by Mayster William Daubeney one of the tresorers of the jewellys.

Wir wollen jetzt, indem wir einen ganz dem von Fauriel eingeschlagenen Wege unähnlichen Gang innehalten, die ver-

*) Vgl. meine Beiträge zur Kunde altfranz. etc. Literatur S. 4 Note.

schiedenen Uebersetzungen des Gedichtes durchgehn und kurz Auszüge neben einander stellen, um zu zeigen, wo der provenzalische Text besser ist als die anderen, wo der französische sichere Interpolationen verräth, und auf der andern Seite werden wir unparteiisch angeben, wo der provenzalische Text durch die andern corrigirt werden kann. — Wir werden einige Beweise beibringen, dass der englische Uebersetzer vielmehr das Provenzalische vor Augen gehabt und den Leser alsdann selbst urtheilen lassen, welcher von den Texten als der ursprünglichere anzusehn. Da wir wohl annehmen dürfen, dass unsre Leser in Besitz des provenzalischen von Bekker edirten Gedichtes sind, so werden wir nur seltner die betreffenden Verse desselben hersetzen.

I. C besser als A und B: Nach 1071 hat B 639 noch einige Verse, besonders ne vous tendra de rire quant vous m'echapperez, hier ganz schlecht, in C gar nicht vorhanden. — 1319 p. ist in 883 fr. ganz corrumpirt, 1674 ist in f. 1153 qui me peut aux costés abgeschwächt, wie die ganze Stelle schlechter ist. — P. 1820 fehlt Guy de Bergonha ganz im fr. — 1408 f.:

> son nom est reumez,
> Floires lui mistrent nom, ainsi fut appellez.
> Francois l'ont trait de l'eaue en ung lit portez
> si com l'en dit encores et c'est la veritez
> Saint Floriant de Roye ainsi est appellez.

ist viel geordneter in p. 1905 etc. F. 1413 heisst der Sultan Balen, gleich nachher 1433 Jonas, p. ist Balaan geblieben; der Widerspruch des Sortibran (2570), auf den er sich nachher selbst beruft, fehlt fr. 2015 ganz; 2125 p. ist f. 1597 sehr geändert, wo neben Moramonde noch die alte Tante der Floripes, Sarragonde, von dieser schlecht behandelt wird; der lange Excurs 1592 f. nach p. 2122 fehlt über die chambre de vert marbre lice fist le filz Matusalle, puis en moursut de duel, ce dit l'auctorite quant le roy Chanaon en fut desherite. 2178 p. besser als f. 1446, wo Floripes sagt, sie habe Guy gesehn en France, m'a il mon cuer emblé. P. 2335 bis 44 ist f. in 1815—19 schlecht zusammengedrängt; p. 2459 lautet f. 1921 Mahomet me mandie se jamais mengeue tant com vif serez . . .; 2472 ist

f. 1930 in Mantrible e Corrible geändert; f. 2865 fällt Maneabrez durch Guy, 2595 heisst er aber Fusabrez, die ganze Stelle ist p. kürzer und besser. P. 2602 fehlt, obwohl sonst fast wörtliche Uebereinstimmung im f. nach 2032; p. 2689—90 fehlen ebenso ganz unrecht im f. nach 2133. Aus 3348 ist f. 2918 le lait d'une camoise geworden, vgl. Chaucer Romaunt of the Rose 4179; p. 3666—69 fehlt f. ganz wie der Name des Orayes, nur dist li drugemans; ebenso 3670—76 ausgelassen im f., obwohl es ganz gut hingehört. Das Wunder erfolgt p. 3738—41 nach dem Gebete, das f. fehlt (3383); die Beschuldigung von Reyniers Vater (3834) steht auch f. nicht. Nach 3948 ist der überflüssige f. Vers eingeschoben: a il ne pain ne char ne eaue ne vin sur lie; 4015—17 fehlen f.; p. 4144 hat f. 3790 n'y a point d'esmayer ne point de couarder; f. 1238 dessoulz l'arbre du pin, p. 1756 desotz l'ombra d'un pi. Der recht gute Vers 4287 p. ist f. weggeblieben, dafür aber ein p. fehlendes langes Gespräch mit Sortibran (3911—44); p. 4539 ist besser als f. 4189, wo man nicht wie im p. den Grund sieht, weshalb Brullant getödtet wird, p. 4608—16 fehlen f.; ebenso 4720, 4820—31, 4888, 4930.

II. Der französische Text ist reicher in V. 302 etc.:

> il a plus de 2 ans et si ont ja passez
> que je prins compagnie a Roullant l'adurez
> en l'isle soulz Vienne l'amirable citez
> pour damp Girant mon oncle y feusmes adobez
> a vous quant lui eustes son mesfait pardonnez,

was im Provenzalischen fehlt und ganz wie spätere Interpolation aussieht, um den Roman Girard de Viane hier zu erwähnen. Ebenso steht es mit 328: si occis yer le fort roy couronnez Athenas de Nubie fabur et tenebrez und mit 336 puis ne fut que 3 ans ce dit en priutez que il (sc. Ganelos) tray los pers.; nichts davon steht im provenzalischen Texte. Der 586 genannte Galan kommt p. nicht vor, s. Bekker 178; die Helden sind 1296 viel vollständiger als p. 1808; die Geschichte der Gesandtschaft, obwohl auch lückenhaft, ist sehr viel länger als die wenigen Worte 2201 p. Wo p. 4081 sagt: la pel d'un encastrat hat f. 3679 le cuir d'un dur serpent caué. Die Er-

zählung 3714—40 von Carls Kampf mit Golafre, si com dit li escris ist p. in nur einem Verse abgemacht; 4388 fehlt die Erzählung von Sortibrans Abzug nach Afrika in einer galie ganz im p.

III. Speciell französisch sind folgende Punkte: 787 nach p. 1212 trestout feroye abatre autels e crucifix — 1274 il frappe comme fait le charpentier li ambroissel petits (vgl. p. 1794); 1486: puis leur laissent l'en venir le regort de la mer es plaies Oliuer court le saulce et le sel; übrigens ist diese Stelle sonst p. 2024 etc. besser und stärker ausgedrückt (vgl. dazu Chaucer Rose 1086). Der apostre qu'en quiert en noiron pres (1669 = 2180) fehlt p. Thierry wird als diable überaus hässlich geschildert; 2498 Tierry et Berart descendent des carneaulx et montent aux cheuaulx; Basin de Lengres (2505) ist p. nur kürzer, 1455 die Abstammung aus Loherienne gar nicht erwähnt; Roulant filz Milon d'Aiglé 2059 fehlt p. nach 2615 ganz. Balan fasst 2138 den alten Naymes au grenon und fragt nach seinem Namen en francois, was natürlich p. ebensowenig steht als der ganze längere Bericht über Naymes Unterredung mit dem Sultan bis gegen 2200, wovon p. 2703 nichts steht. So fragt Balan: coment jouent en France (2149)? ils jouent aux tables et aux dez, sur les prez; stets charite, largesse die Haupttugenden; quant viennent en bataille vasaal sont enduré, c'est le geu de France (2157). Lucafer will Naymes lehren (2160) le grant tison souffler, Naymes bläst ihm die Kohlen in den Bart und schlägt ihn mit dem Feuerbrand qui fu gentil e ber, Lucafer wird dabei erschlagen zu Floripes' Freude. 2730 etc. p. ist f. 2209 viel ausführlicher; 2345 beim Angriff heisst es nur f.: grosses pierres envoyent les grans canons carrez; Espaulart de Nubie heisst (3011) fils sa serorier in Bezug auf Balan; 3473: Carl schwört par la main Pepin. 4320 f. mauvaise amour m'avez hui en ce jour monstre ist besser als der unklare p. Vers, aber der f. Schwur, Mahomet flans e costez zu schlagen, wenn er nach Spanien gesund kommt (4321—3), passt nicht. 3575—6: Richart sans paour ou premier chief les guye es vaulx soulz Morimonde ce rest la nuit logie ist nach 3975 p. überflüssig eingeschoben, sowie 2379 eine Anspielung ist auf Richart de Normendie und Jupin in Rouen; auch die ganze Notiz über

Richard (3062 etc.) wie ein langer ungehöriger Excurs 3121—34 nach p. 3469 fehlen; 2957 nach p. 3376 lautet: qui bien est attaint, de mort l'estuet disner; Rolands Ross heisst 2718 Estelles, 2791 ist Turpin de Monnirer nur f. erwähnt.

Ganz unnütz interpolirt sind f. 717 nach p. 1145 le destrier ressault sus..., 731—2 nach p. 1157; 757—761 in Oliviers Gebet zu Marie, wo die Erwähnung ihrer Schwester und der Hochzeit p. fehlen und vielleicht aus 2008 genommen sind. 2262 heisst es (um 2740 p.) puis fut jusques a VII ans le siege affiez, or aide dieux aux contes par sa saincte pitiez que je ne puis vesir qu'ils puissent eschapper; 3144—47:

> or sont hos Francois au palais pauez
> chascune nuit se geurent les haubers endosses,
> puis y furent 3 jours acomplis e passes
> aincois c'onques s'en fust d'ilec tournez:

ganz schlecht, wovon nichts in p. enthalten; f. 3327—33, ganz verschieden vom p., sind dort vollständig überflüssig; 4035 ist nach Art andrer Gedichte dieser Gattung (s. Aspremont etc.) vor p. 4410 eingeschoben, wo Oger f. sagt:

> gardez male chancon ne soit de nous chantée.

f. 4464 ist offenbar an falscher Stelle, aus 4470 verdoppelt, an welcher Stelle er p. richtig steht, (4945).

Schlecht im Provenzalischen sind die f. 1853 richtiger erzählten Forderungen des Riesen in Bezug auf den treu du pont: C cerf tous rachatez, C pucelles chastes, C faucons muez, C palefroys sors, C destriers sejournéz, 4 sommiers d'or et d'argent. — 4581—5 ist sehr confus, doch klärt auch der f. Text die Stelle nicht auf, vgl. Bekker zu V. 4566. 2126—9 fehlen f. und sind auch nur Wiederholungen des folgenden, obenein sind die Formen auf onde nicht prov. Die ganze Stelle 1913—22 von Ferabras Heilung durch die Aerzte steht an falschem Orte und ist nicht f., wo auf 1412 sogleich der mit p. 1923 correspondirende Vers folgt; 1808 Valentis, f. 1296 vieil antis; 1800 el comte Guilalmier, f. 1298 l'Escot Guillemer.

Die Namen sind überaus oft verschieden in den Texten; wir erwähnen z. B.: 1813 p. lautet f. 1300 Baucen, 1818 in f. 1304 Torgis, 1929 p. = f. 1422 Brullan, 2668 Ongria, in f. 2115 Nubie; 868 f. mieux que Pavie = p. 1315 Suria, 915 pres fut du far de Rome = p. 1345 els eran riba 'l mar... Die Geschichte der Schwerter (1024) ist in den zwei Texten auch verschieden, 1082 heisst f. 656 qui me donne Estampes Orleans et Paris; f. 2726 Ostellez ist p. 3175 Falsabratz, f. 2788 Tercier p. 3224 Cartier u. s. w.

Der englische Text hat manches, das sich nicht im pr. oder fr. findet; so 264 bei der Erstürmung Roms the dikes were so

develye depe thei helde him safe cheke mate, ein Humor, der sich öfter in alten englischen Gedichten zeigt; 1259: he killed Psagyne King of Italye Ferumbras' oncle. 2079 sagt Floripes den Rittern

> the toure is stronge, drede you nght
> and vitayle we have plente
> therefore go we soupe and make merye
> and takith ye alle your case
> and XXX maydens lo here of assye (Ellis Assyrie)
> the fayrest of hem ye chese.
> take your sporte and kiss you knight
> whan ye shalle have to done
> for tomorrowe . . .

2269: Lavan beryed him (Mersadoge Kinge of Barbarye) by righte of Sarsenye with brennyng fire and riche oynemente and songe the Dirige of Alkarone (Ellis Alkoran) that bibill is of here laye; 3119 Saresyns fledden, the Christene hem chased to and fro, as a grehounde doth the hare, III. C. escaped with moche woo to Belmore. 3180 räth Ferumbras in Bezug auf Lavan:

> lete him take his endynge
> for he loveth not Cristyante.

Das englische Gedicht schliesst, nachdem Genelyne aufgehängt, hye on mount Fawcone (Ellis: at Montfaucon) 3270:

> God lete hem never wete of woo
> but bringe here souls to goode reste
> and gyfe us joye of the beste
> that were so worthy in dede
> that of here Gestes rede.

Am Ende der verschiedenen Texte zeigt der Provenzale einige Unsicherheit in dort vorkommenden nordfranzösischen Einzelheiten: das Fest von Saint-Lis (vgl. Roman de la Manekine 3178) scheint nicht recht dorthin zu gehören, obwohl freilich im Gerard von Rossilhon auch ein Galeran de Sanh-Litz vorkommt (23). Der französische Text, welcher in B 4606 Verse enthält, ist grade hier zuletzt noch durch einzelne gewechselte Namen etwas umgestaltet und es hat überhaupt, wie wir schon vorher an einzelnen Stellen nachwiesen, die Dichtung, mag sie nun auch ursprünglich etwa anders gelautet haben, eine vielfach ganz nordfranzösische Gestalt angenommen.

Dr. Sachs.

Thomas Campbell

und seine „Gertrude of Wyoming."

Nicht mancher deutsche Verehrer englischer Literatur wird heute die Wunderhallen des Krystallpalastes zu Sydenham besuchen, der nicht auch in seinem Herzen sich gedrungen fühlte, durch einen kurzen Gang in die Stadt den Manen eines der ersten englischen Dichter dieses Jahrhunderts seinen Tribut zu zollen. Er wird sich nach dem Hause erkundigen, welches Thomas Campbell während der letzten Jahrzehende seines Lebens bewohnte, wird dasselbe neben einem kleinen Küchengarten bald finden und von einer gesprächigen Nachbarin unter Anderem hören, dass der alte Dichter den Beeten und Wegen desselben mitten im Sommer oft das Aussehen des Winters gab, indem er ganze Wolken kleiner Papierschnitzel aus dem Fenster seines Studirzimmers herabstreute. Das habe er, sagt die Alte, im Unmuthe oder in der Zerstreutheit gethan, und sie berührt dabei geheimnissvoll ihre Stirne, so die schon ohnehin bekannte zeitweilige leichte Geistesverwirrung des Poeten andeutend.

Hier in Sydenham gründete Campbell seinen Ruf als Gelehrter mehr als den eines Dichters, welchen er schon mitbrachte, da seine besten poetischen Erzeugnisse in die erste Hälfte seiner 67jährigen Lebenszeit fallen. (Seine „Pleasures of Hope" gab er bekanntlich 1799 im Alter von 22 Jahren, seine „Gertrude of Wyoming" als 32 jähriger Mann heraus.) Hier in Sydenham schrieb er seine vielen gelehrten und belletristischen Beiträge (Schilderung seiner Reise nach Algier) in das New Monthly Magazine und leitete er ebenso diese Zeitschrift zehn

Jahre lang (von 1820 bis 1830); hier trug er seine 1829 veröffentlichten „Specimens of British Poets“ zusammen, verfasste 1820 seine bewunderten „Lectures on Poetry,“ und entwarf in der Mitte der 20ger Jahre den Plan zu der von ihm bald darauf eingerichteten Londoner Universität; hier wurde ihm auch von 1827 an für drei Jahre hintereinander die Ehre eines Rectors der Universität seiner Vaterstadt Glasgow zu Theil. Die Gedichte aus der Sydenhamer Periode, „Theodoric, The Pilgrim of Glencoe“ nebst manchen kleineren Sachen sind aber nicht sehr bedeutend, und nur das Eine „The Last Man“ bekundet ein kurzes Aufflackeren der alten Kraft.

Wie gesagt, der Dichterruhm Campbell's ruht namentlich auf den Erzeugnissen seiner Jugend, zu denen ausser den beiden obengenannten grösseren Gedichten noch eine kleine Anzahl Balladen und die berühmten, fast zu Volkshymnen gewordenen Lieder „Ye mariners of England“ und „The Battle of the Baltic“ gehören. In diesen Früchten seiner Muse spricht sich ein so entschiedener Dichterberuf aus, dass sie, trotz ihres geringen Umfanges, unter den brillantesten Kleinodien der so reichen poetischen Literatur Englands im 19. Jahrhundert mit dauerndem Glanze strahlen. Sie bieten nicht nur bei der Vergleichung mit den zeitgenössischen dichterischen Productionen sammt und sonders Seiten dar, welche sie zum Vortheile von diesen unterscheiden, sondern gewinnen auch bei der Zusammenstellung mit den Werken der einzelnen Rival-Autoren in mehr als einer Rücksicht den Preis. Campbell's Dichtungen überhaupt, besonders aber eben die früheren, sind einmal die einzigen unter allen der englischen Neuzeit, die durchweg Eleganz und Glätte der Sprache, so wie eine strenge Congruenz derselben mit dem Gegenstande der Darstellung anstreben; sie vermeiden in gleicher Weise die Breite Scott's, die Ueberschwänglichkeit Southey's, die Zusammenhangslosigkeit Coleridge's, die Eintönigkeit Wordsworth's, das Ungestüm Shelley's; sie sind endlich frei von der nur schönklingenden und geschickt aufgeputzten Gedankenlosigkeit Moore's, von der sittlichen Haltlosigkeit Byron's. Der einzige Vorwurf gegen Campbell dürfte in der Langsamkeit der Handlung seiner erzählenden Dichtungen bestehen.

Statt in eine genauere Kritik aller Poesieen unseres Dichters einzugehen, wollen wir lieber eine derselben, und zwar bekanntermassen die beste, für sich und alle andern reden und dieselbe in metrischer Uebersetzung folgen lassen. Wir müssen jedoch vorher noch bemerken, dass bei der höchst concisen Sprache Campbell's. und bei nahezu getreuem Anschluss an den Vers- und Strophenbau des Originals Einiges von der ursprünglichen Schönheit aufgegeben werden musste.

Gertrude von Wyoming.

In drei Theilen.

I. Theil.

O Wyoming, in Susquehana-Auen,
Wiewohl nur Trümmer, drin die Winde wehn,
Den Wanderer das Ende lassen schauen,
Das deine Sassen schreckenvoll geseh'n,
Doch warst du einst vor allen Landen schön,
Die aus dem Ostmeer sehn den Tag sich heben.
O süsses Land! im Sange soll erstehn
Die holde Gertrud und ihr lieblich Leben,
Sie, deren Schönheit Pensylvanias Land ergeben.

Es spielte, Dörflein, unter deinen Lüften
Der müss'gen Hirtenknaben frohes Blut,
Nur fromme Heerden weidend auf den Triften
— Zuweilen kreuzend auf des Stromes Flut —
Vom Morgen bis zur gold'nen Abendglut,
Wenn süssern Tand begannen deine Schönen
Im bunten Trommelreig'n mit heit'rem Muth,
Und von den Hügeln, die sich südlich dehnen,
Gleich Märchenklängen kam des Echos lieblich Tönen.

Dann, bei der Indianerhügel Dunkeln,
Wohl mochtet oft ihr den Flamingo schaun
— Ein Meteor — auf stillen Wellen funkeln,
Im Baum das flinke Eichhorn, goldenbraun.
Ein jeder Ton war Sang und Freude, traun!

Des Spöttervogels wie der Menschen Lieder.
Es beugte, traulich horchend, aus Verhau'n
Das sanfte Reh den Hals zum Tanze nieder
Und kehrte, unverfolgt, in seine Schatten wieder.

In Wyoming war Fehde und Verbrechen
Nur durch die Mähr aus alter Welt bekannt;
Hier hörte freundlich ihre Zungen sprechen
Man Alle, aus der Ferne einst verbannt,
Die Männer, deren Heimat kriegentbrannt,
Sie lebten friedlich an demselben Bache
Und glücklich, wo kein Streiteswort genannt,
Wo nie erscholl der Feuerschlünde Sprache,
Der blonde Deutsche floh des Schwerdtes grause Sache.

Nicht weit davon in munt'rer Sarabande
Schwang sich der Spanier bei dem Ringellied. —
Doch wer ist der, den zu geliebtem Lande
Im fernen Osten heiss'res Sehnen zieht? —
O theures Hochland! nimmermehr er sieht
Die Schiffe am Gestade ruhn, dem stillen,
Den Bergseesturz, der Dampf gen Himmel sprüht,
Im Moor die Hügel, der Gebeine Hüllen,
Die Inseln fern, umtos't von des Corbrechtan Brüllen.

Ach! warum zwang den Sohn der Schottenhöhen
Des Mangels Noth und die Leibeigenschaft,
Aus seiner theuren Heimat wegzugehen! —
Doch ward ihm hier der zweiten Trost verschafft.
Er schlürfte froh der eig'nen Aehre Saft,
Der warm sein Hochlandsblut ihm machte glühen.
Auch England sandte Männer voller Kraft,
Zu lehren, wie die Väter einst gediehen,
Den Lebensbaum, den schönen Freiheitsbaum zu ziehen.

Hier war nicht in der Städte Prunk zu finden
Des Lebens höchster Glanz und tiefste Schmach;
Hier scholl nicht hohen Spruches schrecklich Künden,
Der blutig eines Bruders Urtheil sprach;
Im düstern Kerkergrab kein Armer lag.
Ein allgeliebter Greis regierte Alle,
Wo noch der Unschuld erster Frühlingstag,
Und sprach das Recht in selt'nem Zwistesfalle;
Der edle Albert that's in seiner Vaterhalle.

Wie würdig war des heit'ren Alten Wesen!
Wie war des Pflanzervaters Auge gut!
Wo nur der Milde Schimmer noch zu lesen,
Von Schwäche nicht getrübt und üblem Mut;
Und wenn im stillen Antlitz oft geruht
Ein stolzer Zug und flüchtig mochte zeigen
Vergang'nes Ungestüm, die kurze Glut,
Sie musste vor des Geistes Fassung schweigen,
Wie Aetna's Feuer bleicht bei Morgenlichtes Steigen.

Ich prahle nicht mit hohem Zauberliede;
Doch hast du denn nichts Schönes, o Natur!
Das heimlich birgt des stillen Lebens Friede?
Und hegt denn kein Gebild die heit're Flur,
Das sanft die Seele zieht auf seine Spur? —
Ein lieblich Mädchen — freundlich lag die reine
Und edle Unschuld auf der Stirne nur —
Sie nannte Albert frohbeglückt die Seine,
Sie Vater ihn; es war sein einzig Kind die Kleine.

Gertrudens Wange schmückte Englands Blühen,
Wenn auch geboren sie des Westens Land,
Wohin sein Freiheitssinn den Vater ziehen
Einst hiess und wo sein Sehnen Ruhe fand,
Zumeist wohl durch ein herzlich Eheband.
Dort sah er manchen stillen Tag verfliegen,
Bis ihm sein zweites Herz der Tod entwand —
Sein theures Weib ging hin — des Schicksals Fügen
Liess ihm Gertrude nur, sich an sein Knie zu schmiegen.

Ein theures Erbtheil! sattsam mag ich deuten
Den Vätern seine Vaterseligkeit:
Wie gleichsam ihn die Hoffnungen erneuten,
Wie seinen Blick der Blumen Wuchs erfreut,
Von da an, wo die Schwäche Zauber leiht,
Wo sie im Garten pflegte froh zu spielen,
Bis reifer sie, nach wen'ger Jahre Zeit,
Vergalt ihm seine Sorgen all', die vielen,
Durch Herzenslieblichkeit, durch zartes, kindlich Fühlen.

Ich mag nicht reden von den Zaubern allen,
So unbewusst gewinnend, unverstellt;
In seinem Arm von der Gebete Lallen,
Für ihren Vater und für alle Welt;
Vom Buch, das sie auf seine Knie gestellt;

Von süsser Mährchen kindlichem Erwählen
Für ihn, den mehr sie als Gespielen hält,
Da keinen Andern sie seither zu wählen,
Bis nunmehr sie begann ihr neuntes Jahr zu zählen.

Und Sommer war's, als einstens Beide sahen
In seiner Barke, die ihn gleitend trug,
Sich einen Indianer hastig nahen,
Den Fuss gestiefelt und vom dunklen Zug,
Auf seiner Stirn der rothen Federn Flug;
Sein goldberingter Arm hob einen Knaben
An's Ufer, welcher, wundersam genug,
Der Christen Kleid und Farbe schien zu haben.
So führt die Nacht den Tag, wenn Morgenlüfte laben.

Doch schien von frühem Gram das Kind bezogen;
Der Freude Grübchen fehlte auf der Wang'.
Und vor dem Pflanzer lehnend auf den Bogen
Sprach der Oneida so mit dumpfem Klang,
Wobei die Hand den Kleinen sanft umschlang:
„Mit dir sei Friede! diesem Ringe glaube!
Des Friedens Pfade führten meinen Gang.
Beschütze dieses Täubchen vor dem Raube,
Das noch nicht flugesreif; ihm starb die alte Taube."

„Feind deines Feindes, Weisser, ist der Rothe;
Es trank mit deinen Brüdern unser Bann.
Wir setzten vor drei Monden uns're Boote
Zum Büffeljagen auf den Michigan;
Mit den Huronen pflanzten wir sodann
Das Oelreis treuen Sinnes als Gefährten.
Doch eine Schlang' ist der Huronenmann,
Und ob er sprach mit freundlichen Geberden,
Schlug doch sein Tomahawk den Friedensbaum zur Erden."

„Im Lager schlief ich fern am Seeeshafen,
Da stürmt' der Weissen Fort ein Hinterhalt:
Der Areouski-Schrei bricht unser Schlafen
Und rascher Ruf, der über Tiefen schallt;
Wir sehn, wie deines Volkes Zeichen wallt
Noch lang beim blassen Geisterlicht, dem schnellen;
Ihr Donner rollt mit tödtlicher Gewalt,
Bis das Gesicht verschlingt die Nacht der Höllen;
Als wenn der heisse Kampf gelöscht in Bluteswellen."

„Er schlief; — er wachte neu — wie Fackelsprühen,
Den Himmel röthend, schoss ihr Thurm empor;
Dann kam herab der Aschenschauer Glühen
Und laute Klagen trafen unser Ohr.
So — wenn im Zorn Ohio's Wald und Moor
Der böse Manitou verzehrt in Flammen —
Stürzt sich umsonst der Panther heulend vor,
Den rings die Gluten tödtlich schon umschwammen.
Wir schlugen die Huronen, ach! zu spät zusammen.“

„Doch wie den Fuchs der Zahn von edlern Hunden,
Würgt' ihre Krieger unser Schlachtenbrand.
Es ward mit ihrem Kinde losgebunden
Vom Baum die Mutter aus der Christen Land.
Ihr Herr, der an der Britten Spitze stand,
Lag todt bei seinen Kriegern und zertreten.
Die Wittwe kannte kaum der Retter Hand;
Bald sank sie auf das Kind in Todesnöthen;
Bald rief sie zu dem Gott, zu dem die Christen beten.“

„Es labte sie der Jungfraun milde Schaale
Mit Fieberbalsam und mit süssem Mohn;
Doch sie ging zu der Seelen dunklem Thale
Und fleht' uns noch, als sie im Sterben schon,
Zu bitten dich, des Brittenlandes Sohn,
Die Waise in der Väter Land zu tragen;
Es werdest du, der ferne, ferne wohn',
An sie gedenken noch aus frühern Tagen
Bei diesem Ring, den Waldegrave's Julia getragen.“

„Und ich, der Adler meines Stamms geheissen,
Flog mit der Taube her.“ — Es hemmte zwar
Der Thränen Flut die Fassung eines Weisen,
Doch zeigten Albert's Hand und Wange klar,
Wie tief bewegt die starke Seele war.
Schnell strekte er zum freundlichen Begrüssen
Dem rothen Manne beide Hände dar
Und rief: „O komm, des Gastrechts zu geniessen,
Du, der als Retter sich des theuren Kind's erwiesen!“

„Wie bist du, Kind des Volkes, mir willkommen,
Bei dessen Namen meine Seele schwillt!
Du, dessen Mutter oft mein Knie erklommen
Und diesen Arm, ein Kind wie du, erfüllt,

Mit dessen Aeltervater ich gespielt.
O glücklich Plätzchen fern in Brittenlanden!
Wie frisch umschwebt mich noch dein schönes Bild,
Gleich da, wo ich im Lebensmai gestanden!
Wie doch, als gestern, jene dreissig Jahre schwanden!“

„Und Julia! als du warest gleich Gertruden,
Wie bist du, Liebling, unvergesslich mir!
O, dacht' ich, wenn die Eltern Freunde luden
Und du des Festgemaches munt're Zier,
Wenn du zuerst zum Grusse an der Thür
Und ich, der Wandrer, schloss dich in die Arme
— Seit Waldegrave's Tod, ach! war ich weit von dir —
Dass du vergehest einst in solchem Harme,
Dass selbst der Wildniss Stamm als Freund sich dein erbarm!“

Er sprach's — und presste an das Herz den Knaben.
Doch stumm war der Oneida, hingelegt
Bei Calumet und frohen Trunkes Gaben,
Wie Kupferguss die Blicke unbewegt
— Ein Herz, das, fühlend, nie zu wanken pflegt —
Als Einer, der bis zu den letzten Tagen
Des Lebens grellsten Wechsel kalt erträgt,
Die Furcht nur fürchtend, die ihm nachzusagen
— Des Waldes Stoiker — ein Mann, dem fremd die Klagen.

Doch denkt nicht, dass die Güte es verschmähet,
Zu ruhn in Outalissi's Brust von Stahl.
Wie auf dem Fels die Eiche grünend stehet,
Trotz Stürmen und dem Boden dürr' und kahl,
So fühlt' er eig'ne nicht, doch And'rer Qual;
Und eh' er Wolfshautmantel nahm zur Reise
Und Moccasin, sah er zum letzten Mal
Den Knaben an und sang ihm, der schon leise
Auf Albert's Lager schlief, des Abschieds Trauerweise:

„Schlaf', Müder, du! und solltest du begrüssen
Die Mutter morgen in der Träume Land,
Sag' ihrem Geiste, dass aus deinen Füssen
Des Grames Dornen zog des Weissen Hand;
Indessen ich in stiller Oede Sand
Mich freue deiner Spur, zu jener Quelle
Den Fährten folge, wo ich süss es fand,
Zu nähren dich mit Wildpret und der Welle,
Wo ich das Horn geleert, erschlagen die Gazelle.“

„Nun lebe wohl! du Sohn des Morgenlichtes.
Doch, wenn der Kummer deine Wange blasst,
Dann kehre — Freude meines Angesichtes! —
Und ich will pfropfen dich auf edlen Ast.
Der Geier auf dem Fels, und im Morast
Der Alligator soll als Spiel dir dienen;
Ich lehre dich, wenn dich die Schlacht erfasst,
Mit der Huronen Blute zu versühnen
Des Vaters Geist, dass froh sich heitern seine Mienen.“

So schloss er seines rauhen Liedes Klänge,
Das brünstig wie sein Fühlen, wahr und schön.
(Und nur beredte Wahrheit sind Gesänge.)
Dann sah man einsam jenen Wand'rer gehn,
Der furchtlos, ohne Plan, durchstreift die Höh'n;
Dess Auge adlergleich, im Strauchgewinde
Und Düster weiss die Pfade zu erspäh'n
Durch Wald und Sumpf, durch tiefer Schluchten Gründe,
Die Hütte fern im Rohr, wo er den Bruder finde.

Der alte Albert sah ihn noch vom Hügel
Im Rindenboote, das ihn hergebracht,
Durchfurchen leicht den blauen Wellenspiegel
Und dann verschwinden in der Wälder Nacht.
Noch oft, da ihm die Stelle werth gemacht,
Kam Albert zu der Klippe hergegangen,
Wenn er ein Schiffchen nahend sich gedacht,
Ihn zu begrüssen mächtig sein Verlangen —
Kein Outalissi kam mit seiner Federn Prangen.

II. Theil.

In einem Thälchen, ganz dem Fluss entzogen,
Lag Alberts Wohnung; ringsum stiller Hain,
Der Aeste Grün zur Lichtung hingebogen;
Zum Ruheplätzchen floss ein Bächelein,
Klar wiederstrahlend all' der Dinge Schein
— Ein Spiegel, eingefasst in Blumenrahmen —
Solch' süsses Fleckchen mochte es wohl sein,
Das sich der Elfen must're Truppen nahmen,
Wohin bei Sommernacht zu Tanz und Spiel sie kamen.

Doch blieb dem Auge freier Raum zu schweifen
Und manche Aussicht in des Flusses Thal;
Gen' Westen sah man fern als Silberstreifen
Jenseits der Hügel Gold im Abendstrahl,
See hinter See verschwimmen allzumal;
Dann dort, nach Pflanzerhöfen, überglitten
Die Blicke grünen Wald und Steppen; fahl
Und still, wo nur der Biber baut' die Hütten,
Der Büffel ferne brüllt' in dunkler Wildniss Mitten.

Nur schweigend war nicht jener Pfad im Osten,
Der neu Aurora's Schimmer sah ersteh'n:
Dort hörte man den Strom, den wilderbos'ten
In schaumumflortem Sturz aus braunen Höh'n
Wie fernen Stadtgetümmels dumpf Getön';
Doch sanfter stets sah man ihn näher ziehen
Und murmelnd und die Ufer küssend gehn,
Die sanftgewund'nen, die mit ihrem Blühen
Dem linden Sommerhauch den feinsten Duft verliehen.

Es schien der süsse Einfluss jener Scenen,
Den hier Gertrudens zartes Herz empfing,
Die sanften, muntern Augen zu verschönen,
Sie, deren Blick mit Lieb' an Allem hing.
Ob Hebe's Lächeln durch die Züge ging,
Ob sich ein Wölkchen auf die Stirne setzte,
Das himmlisch Sinnen schien und nur gering;
Selbst dieses Wechsels leiser Gang ergötzte,
So dass ihr nächster Blick stets holder als der letzte.

Auch musste bilden jener Ort vor allen,
Mit diesen Zaubern, diesem frischen Grün,
Der üpp'gen Felder wonniges Durchwallen
Die Seele, die aus solchen Blicken schien.
Ich sehe dich, o Wälderfreundin, zieh'n,
Als schnelle Zeit dir Frauenreiz gegeben,
Des Ostens Pfad bei früher Röthe Glühn,
Durch die Magnolien der Hügel schweben,
Die Brust im stillen Hain romantisch froh zu heben.

Ihr Denken flog dann zu Europa's Landen
Und sprach zu dem entleg'nen ungefähr:
„Land, wo der Eltern Jugendjahre schwanden,
Wo so viel unbekannte Freunde mehr,
Wir sind uns fremd — uns trennt das weite Meer.

Doch sagt, die wir verlassen einst da drüben,
Schwebt euer Sinnen manchmal zu uns her? — —
Wenn euch der Eltern Bild auch frisch geblieben,
Nennt wohl Gertrudens Namen keiner all' der Lieben.“

„Doch hör' ich, England, deinen Namen klingen
In manches Wand'rers Mähr' und im Gedicht,
So kann ich nicht der Seele Zug bezwingen
Zu jenen hin, aus deren Mienen spricht
Der Mutter Blick, vielleicht ihr ganz Gesicht.
O Mutter! welch' ein ehrerbietig Bangen
Durchbebte mich bei diesen Zügen nicht!
Wie wollte ich an solchem Bilde hangen,
Dich noch einmal zu seh'n, die mir zu früh gegangen!“

Ihr Wunsch jedoch war ferne fremden Freuden,
Gertrudens Sorge galt dem Vater ganz
Und wehrte von dem greisen Haupt die Leiden;
Auch darum, denk' ich, kehrt im Morgenglanz
Sie schon zurück im Haar den grünen Kranz,
Wenn noch die Hirschkuh Thauesperlen leckte,
Der Schiffer sang bei lichter Wellen Tanz,
Der Bäume Schatten noch sich weithin streckte,
Der frühe Fuchs sich scheu im düstern Busch versteckte.

Nicht weit davon sass oftmals in dem Hage
Gertrude lesend in der Grotte tief.
Das stille Plätzchen nannte keine Sage.
Vielleicht, dass hier manch' rother Krieger schlief,
Dass einstmals hier der Stamm der Väter rief
Zu seinem grossen Geist. — Gleich Kunstgebilden
Lag hier ein stolzer Fels, den rings umlief
Das Leberkraut mit gelbem Glanz, dem milden,
Wie Mondlicht ruht auf alter Burgen Trümmer gülden.

Hoch sah man, wie Amphitheater, steigen
Die Aloen, stets unverwelkt und kühn,
Nur Himmelslüfte athmend; und ihr Schweigen
Schien ewig Geisterwehen zu durchzieh'n,
Bewegend all' das mannigfache Grün.
Bald schien der Hauch zu Stille ganz zu fallen;
Bald schwoll er sanft zu dumpfen Melodie'n,
Dem ersten Tone gleich in Domeshallen,
Wenn tief die Orgel tönt vor der Akkorde Schallen.

Dort schwand ihr denn mit lustbeeiltem Flügel
Auf blum'gen Sitz der lange Nachmittag.
Den weissen Arm gelehnt auf weichen Hügel,
Zu dem das Licht durch Palmenblätter brach.
Das edle Buch auf ihrem Schoosse lag,
Für welches alle Herzen Liebe nähren.
Mit Shakspeare's Selbst sie lächelte und sprach,
Nicht fürchtend eines Fremden listig Stören
Der unbewussten Lust, der stillen, süssen Zähren.

Und nichts für Aug' und Ohr war reg' im Haine
Als Tauben, klagend durch die grüne Nacht,
Und, summend, Kolibri's — mit ihrem Scheine
Gleich Stückchen aus des Regenbogens Pracht —
Da, siehe! trat herein behend und sacht'
Ein Jüngling aus der Ferne hergegangen,
Der in den Ost zu reisen schien bedacht,
Dem schon des Südens Brand gebräunt die Wangen
Und Californien's Wind die Wand'rerbrust umfangen.

Am Zügel, der den Arm umwunden lose,
Führt' er sein Ross, und eh' den leisen Gang
Ihr Ohr vernahm auf braunem Laub und Moose,
Bewundert' er für Augenblicke lang
Das sanftgeneigte Antlitz. Etwas bang
Ersah sie ihn, in dessen Wuchs und Blicken
Des Jünglings Frische Manneskraft durchdrang;
Ein Spanier schien er nach den Kleidungsstücken,
Und seinem hohen Zug stand wohl der Federn Nicken.

Nach Albert fragt' er — ihres Fingers Deuten
Wies ihm des Vaters nah'geleg'nen Heerd.
Bald sah man ihn die Schwelle überschreiten.
Auch Gertrud war gar schnell zurückgekehrt.
Durch die Gespräche ward sie froh belehrt,
Dass, wie dem alten Manne, so dem jungen
Ein heit'res, freundliches Gemüth bescheert,
Woher denn eine Neigung bald entsprungen.
Der Gast sprach Englisch rein, nebst manchen andern Zungen.

Und wohl vermocht' er seine Fahrt zu schildern. —
Sie liebten seiner Sprache hohen Flug,
Wenn er sie führte mit der Rede Bildern,
Wie ihn sein Gang durch weiten Osten trug,
Von Spanien bis zu hoher Alpen Zug,

Von Frankreich's Liljenau'n zu jenen Grenzen,
Wo Bildung einst so edle Wurzeln schlug.
Die ländlich stille Flur in grünen Lenzen
Beschrieb er gleich geschickt mit grosser Städte Glänzen.

Dann liess er, redend, rauhe Scenen steigen,
Wo die Natur der Wildheit Grösse gab,
Wo furchterregend herrscht der Urwelt Schweigen,
Wo, wenn er rastet am Cazikengrab,
Der Lamatreiber von dem Pic herab
Kein Tönen hört, kein Regen mag ersehen,
Als Störche, schreiend durch den Wald fernab,
Und Röhre, die am Kluftenrande stehen,
Sich wiegend leicht, wenn Eldorado's Winde wehen.

Dem Gaste hold, war bei dem guten Alten
Das Sinnen steter Rede zugewandt.
Gertrude fühlte, durch ein eig'nes Walten
Bei seinem Blick die Zunge wie gebannt.
„Du warst in England, ward dir nie genannt,“
Sprach Albert, „wohl der Name einer Waisen?
Als unser Fort zum letzten Mal verbrannt,
Ward er, ein Kriegerkind, geschont vom Eisen,
Zu mir hierhergebracht, ihm Pflege zu erweisen.“

„Drei ganze Jahre boten diese Wände
Als eine Zuflucht Heinrich Waldegrave wir.
Wie sehr ich ihn geliebt, sah ich am Ende,
Als meinem Kind er Abschied bot und mir —
Doch galt, Gertrude, meist sein Weinen dir —
Wie gross sein Schmerz, vermocht' er nicht zu nennen.
Verwandte England's holten ihn von hier;
Zwölf Jahre zählte er bei unserm Trennen.
Es hat mir den Verlust die Zeit nicht mildern können.“

Sein Antlitz barg der Wand'rer; doch zu offen
Lag im bethränten Auge inn're Lust.
„Sprich, Fremder!“ — rief Gertrude froh betroffen —
„Es ist — es ist — ich hab' es wohl gewusst! —
Es ist ja Heinrich, der zurück gemusst!“ — —
Des Vaters Lippe zitterte vor Freuden;
Gertrude sank ihm sprachlos an die Brust;
In seinem Arm zugleich hielt er die Beiden.
Die Engel mochten sich an dieser Gruppe weiden.

„Verzeihet,“ sprach der Jüngling, „mein Betragen,
Das falsche Kleid, des Namens fremden Klang.
Ich traute nicht, nach euch mich zu befragen,
Wie sehr es mich, von euch zu wissen, drang;
Damit, weil mir vor böser Nachricht bang,
Nicht ein Bekannter mich als schwach gefunden.
Ich wünschte, wenn ihr todt, nur einen Gang
Zu eurem Grab, zu weinen dort für Stunden,
Und wäre, unbekannt, mit meinem Gram verschwunden.“

„Doch hier lebt ihr und blüht — in euren Zügen
Nicht tad'le ich die Wandelung der Zeit:
Da wusste sie nur Reize zuzufügen,
Dort höhte sie des Alters Würdigkeit.
Die Herzen sind die alten bis auf heut,
Da eure Miene die von jenem Tage,
Wo ihr zuerst euch pflegend mir geweiht.
Erlaubt nach meinem Führer eine Frage...
Doch warum weinen wir an solchem frohen Tage?“

„Bist du denn hier und kein Gebild der Träume?
Und willst du, Waldegrave, nimmer wieder gehn?“ —
„„Nein, nimmer, bestes Mädchen aller Räume
Der weiten Erde, mehr als jemals schön!
Wir wollen wohnen in des Vaters Höh'n,
In unserm Arme pflegen ihn und ehren,
Und Hand in Hand die Pfade wieder geh'n,
Die uns, erinnernd, neue Lust gewähren;
Und du mit deinem Reiz sollst ewig mir gehören.““ —

Am Morgen im gewölbten Busch der Maien,
Der, blühend, einem Sternenhimmel gleicht,
Mit süssem Duft und tausend Melodeien
So wonniglich in alle Sinne schleicht,
Da ist es, zarte Liebe! wie mir deucht,
Wo zweier Herzen heil'ger Bund geschlossen;
Wo sie, das Haupt auf seine Brust geneigt,
Mit unnennbarem Zauber übergossen,
Dem Lispeln horcht, das so von Herz zu Herz geflossen:

„Du meines Lebens Blume, stille blühend,
Die mir viel schöner in der Einsamkeit
— Wo ich des Glückes Glanz verachtend, fliehend —
Als all sein Prunken, vor mir ausgestreut.
O, gönn' mir deinen Dufthauch, süsser weit

Als der, in welchem Paradiese baden!
Dein Lieben schenke mir, das Schätze beut,
Viel köstlicher als die, womit beladen
Die Schiffe kehren heim von Indiens Gestaden.“

Und dann umfingen sie der Heimat Räume,
Viel glücklicher als mancher stolze Bau,
Als hie und da — ein Bote sel'ger Träume —
Ein Sternlein blinkte in des Sommers Blau.
Es nahte, so in Stille, leis' und lau,
Die Stunde, die zu hoch für Erdenlieder.
Nie sah des Hochzeitmondes milde Schau
Ein solches Eden zweier Herzen wieder,
Auf die in wonn'ger Ruh sein Strahlen floss hernieder.

III. Theil.

O Lieb', in solcher wilden Wälder Stille,
Wo Sicherheit und Freude Schwestern sind,
Da liegt dein Reich in rechter Segensfülle,
Und da bist du fürwahr ein Götterkind.
Hier weder Sittenzwang noch Stunde bind't
Der Blicke, Gänge grenzenlos Vergnügen —
Flieg' hin, du Zeit des Glücks, wie Maienwind! —
Hier nimmer wird — so kann die Freude trügen —
Die Liebe trauernd seh'n ihr Erdensein verfliegen.

Drei kurze Monde so verbringen Beide
Im Hain, in der Savanne hochentzückt.
Sie liebt es, wenn im seltsam wilden Kleide
Sie an des Jünglings Seite sich erblickt,
Wenn ihre Stirn die Feder roth umnickt;
So denn im Jägerkleid hinaus sie eilen.
Doch nie ist auf ein Wild ihr Dolch gezückt;
Sie wollen nur im Himmelshauche weilen
Und ungeseh'n und still des Busens Fühlen theilen.

Ob auch die Hunde jagend sie umbellen,
Ob auch der Wildhahn aus dem Busche schreckt,

Wie sollten sie, der Liebe Kinder, fällen
Die zarte Kehle, die den Frühling weckt,
Die Zappelbrut, in kühler Flut versteckt!
Nein, furchtlos lasst die Wirbler nur sich zeigen
Rund um den Tisch, den Gertrud für sie deckt,
Die alten Freunde aus denselben Zweigen,
Die ihres Jaworts einst, jetzt ihrer Liebe Zeugen.

Nun führen Gänge, die nur Beide kennen,
So dünket mich, sie in ein Plätzchen traut,
Wo Hügel sie erwünscht vom Weltall trennen,
Wo hoch die Tann' auf sammt'nen Rasen schaut,
Da ist es, wenn er schweigt, ihr Flüsterlaut
— Vielleicht in lustberauschter Sinne Schwinden —
Wo Liebe sie, die nimmermehr ergraut,
Sich heimlich schwören in des Herzens Gründen,
Und unauflöslich Seel' an Seele so zu binden.

Und welche glückesreichen Jahre fliessen
Durch ihrer Hoffnung kühnen Jugendtraum! —
Doch, was ist Erdenlust und ihr Geniessen? — —
Des Stromes Glätte vor des Sturzes Schaum.
Und wandelt sich mein Sang, begonnen kaum?
Und muss ich, Wyoming, den Tag beklagen,
Wo schuldlos Wüste ward dein Blüthenraum?
Wo statt der Höfe, die in Blumen lagen,
Der schwarze Tod nur liess verkohlte Trümmer ragen?

Ein böses Jahr, als in des Westens Grauen
Die Freiheit, stolzerzürnt, sich aufgerafft,
Nicht sonnverklärt, nicht bei des Himmels Blauen,
Nein, wirbelwind-gehüllt und schreckenhaft,
Als brudermordend flog des Bruders Schaft.
Ihr Morgenstern war Brand in Feld und Hütten,
Getauft ward sie mit rother Wunden Saft
Aus Bruderleibern — mit dem Blut der Britten —
Es zogen Hunger nach und Pesthauch ihren Schritten.

Doch lange noch vor fernen Donners Mahnen
Und eh' die Wolke roth im Schlachtenschein,
Wie Vieles füllte da schon Gertrud's Ahnen
Bei Nacht und Tag mit Angst und heisser Pein!
Sie sah im Geist der Flammen lohend Dräu'n,
Wie schweigend Todesschauern sie umwehte,
Nur unterbrochen von der Pfeife Schrei'n,

Vom nächt'gen Lärm der Trommel und Trompete,
Verkündend wüsten Kampf und blutgetränkte Stätte.

Es war nur zwar ein augenblicklich Wehe —
Doch wie erfüllt mit grauser Schrecklichkeit! —
Als erst den Gatten, dass zum Kampf er gehe,
Der Aufruf mahnte, schallend fern und weit.
„Nein,“ rief sie, „fliehe du den Bruderstreit
Und lass uns friedlich zieh'n zu Englands Strande!“
„„Ach, Gertrud! weiss ich doch, dein Herz ist weit
Entfernt, zu rathen mir zu Schmach und Schande.
Sollt' ich verlassen denn der Freiheit Rächerbande!““

„„Wenn Schmach und Flucht — den Auswurf zu vollenden —
Wenn schwacher Furcht Verbergen im Exil,
Wenn allem dem ich trotzte, wie denn wenden
Des Vaters heimatglühendes Gefühl?
Wie könnt' ich ihn — so nahe seinem Ziel —
O Gertrud! von dem theuren Kinde scheiden?““
So sänftigt er ihr Herz der Stunden viel,
Um in der Hoffnung Trug die Angst zu kleiden;
Ihr gläubig Lächeln oft umflog die Stirn der Leiden.

Das Dunkel kam — es klang zu später Stunde
Ihr froh Gespräch im hellen Raum — da scholl
An's Thor ein Schlag und hallte in die Runde,
Und trotz des Hundes schreckgereiztem Groll,
Fiel in das Haus ein Greis, des Jammers voll;
Die Arme breitend, fiel er auf die Erde.
Dünn war sein Leib, wo einst der Muskel schwoll;
Sein Antlitz trug der tiefsten Noth Geberde;
Als ob aus Schiffbruch er an's Land geworfen werde.

Es wölben staunend sich umher die Brauen
— Wie Geisterspuk war er hineingerannt —
Die Lippen öffnet er zum Wort, die blauen,
Doch hat sie, scheint's, ein wilder Traum gebannt;
Er murmelt Laute, wirr und unbekannt;
Es zittert seines trüben Auges Lider.
Zuletzt, als ihn ein Labetrunk ermannt
Und mehr generyt die zitternd schwachen Glieder,
Ergriff er Albert's Hand — doch fremd sah Jener nieder.

„Vergassest du,“ rief nun in bitt'rem Sorgen
Der dunkle Mann und blickte zürnend gar,

„Vergassest, Christenhäuptling, du den Morgen,
Wo ich einst Gast in dieser Hütte war?
Da war noch kühn dies Haupt und schwarz dies Haar,
Das weiss nunmehr wie Schnee der Appalachen.
Doch wenn verzweiflungsvolle fünfzehn Jahr
Und Feind und Alter meine Glieder brachen — —
Hol' mir mein Kind, sein Herz wird dem Befreier wachen."

Nicht lang und Heinrich flog mit Wonnebeben,
Dass den Oneida er an's Herze drück': —
„Willkommen Retter!" — doch mit raschem Streben
Zog irr der Häuptling seinen Kopf zurück
Und fasst' ihn an und mass ihn mit dem Blick.
So fremd, dass Aller Lächeln nicht zu wehren,
War dieser Prüfung Strenge Stück für Stück.
Zuletzt umflog sein Antlitz froh Verklären —
„Es ist — mein Kind!" — rief er und deckte ihn mit Zähren.

„Ha! so wie du war ich im Stolz der Jahre,
Als meiner Seele Schnur noch nicht erschlafft;
Als ich durch Fluten, Wälder, unwirthbare,
Dich auf dem Rücken trug mit Speer und Schaft,
Schnell, wie der Wirbelwind sich sausend rafft.
Nicht Feinde mied ich da und Pantherkrallen;
Wie Bergstrombrechen stark war meine Kraft.
Und denkst du noch des Jubelrufs Erschallen,
Als von der Höh' wir sah'n den Rauch der Weissen wallen?"

„Nun seid willkommen, Todtensang und Scheiden!
Da ich dich wiedersah und dich umfasst."
Ein weit'res Wort zwang Schwäche ihn zu meiden;
Doch schlang mit eifriger und froher Hast
Sich aller Arm um den erschöpften Gast,
Sein Haupt zu segnen, silberhaar-umflossen.
Schnell lud ein gastlich Mahl zu Stärkung, Rast;
Und Gertrud's zarte Hände Balsam gossen,
Wo, fieb'risch aufgeregt, aus Wunden Tropfen schossen.

„Halt!" fuhr er auf mit jugendstarkem Willen
Und schlug die Brust mit schmerzgeballter Hand,
„Es ist nicht Zeit, der Freude Schaal' zu füllen —
Der Mammuth kommt — der Feind — der wilde Brandt —
Mit Horden, welche Wuth und Tod verband!
Ich sah ihr Schwert und knisternd Fackelschweben
Aufschrecken und vernichten halb dies Land;

Roth ist ihr Freudentrank, doch nicht von Reben!
Wacht, wacht die ganze Nacht, den Morgen zu erleben!

„Verachtend, meine Axt für Lohn zu heben,
Zog diesem Brandt ein grimmer Feind ich aus. -
Verfluchter Brandt! — zum letzten Athemleben
Die Männer meines Stammes tilg't er aus;
Kein Kind, selbst nicht der Hund in meinem Haus
Entfloh der blut'gen Nacht in dem Gefilde.
Ich blieb des Stammes Rest im Mordesgraus,
Und ausser mir nicht ein verwandt Gebilde;
Nicht einen Tropfen Blut nennt Bruder noch der Wilde."

„Doch fort! ruft eure Krieger! in der Nähe —
Betrog mich nicht mein trübes Auge — steht
Mit Sternenbannern, auf der Cedernhöhe
Dort ostwärts, wo der Sturm durch Tannen weht,
An tiefer Bucht ein Fort voll Majestät.
Darunter braus't des Golfes rauhe Lache,
Die um den Felszack kochend Wirbel dreht.
Geht! dass das Thurmlicht ferne mahn' zur Wache,
Derweil im Hinterhalt nach Feind ich lausch' und Rache."

Kaum sprach er aus, als niederfuhr mit Zischen
Ein Bombenstern, rothleuchtend um die Höh'n;
Als Stimmen rauh, die lachten, schrieen, krischen
— Ein bluterstarrend, wildes Missgetön' —
Zusammenschollen mit dem Kriegsgedröhn,
Es schlug an's Ohr wie wogendes Gepralle,
Als liess die Hölle Schaar um Schaar ersteh'n;
Zuweilen schlang den Lärm das Schussgeknalle.
Wie Todtenklage schien's, dass die Trompete schalle.

Sie sahen zu den Hügeln, wo die Runde
Der Horden überhing Vulkanensprüh'n.
Sie sah'n zum Thurm, wo mitternächt'ge Stunde
Der blanke Zeiger wies im rothen Glüh'n.
Dem schönen Weib schien Heldenruh' verlieh'n,
Als Schwert und Wehr sie gürten sah den Gatten.
Noch einmal liess sie an sein Herz sich zieh'n —
Da! — was für Trommelschlag auf nahen Matten?
Triumph! — die Freunde sind's, herschreitend durch die Schatten!

Da kommt der Stämme Zug im bunten Schwarme.
Fern schallt der Hain; es blitzt der nächt'ge Thau

Vom Schein der Fackeln, Waffen, nackten Arme;
Schwer rollt der Feuerschlund durch dunkle Au.
Vom Walde lösen sich die Massen grau,
Die Tugend spornt und Freiheitsglut verbunden.
Zuerst erschienen Mährens Jäger blau,
Dann Spanier, Federzier um's Haupt gewunden;
Es wird der Schotten Schwert und Distelschild gefunden.

Herein in Albert's Haus die Jäger drängen,
Die rothen, rufend und mit Cymbelklang;
Erregt von Kriegespomp und Freudenklängen
Hub Outalissi an den Schlachtgesang,
Und während er im Takt die Keule schwang,
Besang er seines tiefen Zornes Quälen,
Den Jene reizten, deren Flamme schlang
Sein Heimathdach und die sein Dolch zu wählen,
Dass lächelnd und gerächt sein Geist zieh' zu den Seelen.

Der Christenvater stehet auf mit Würde;
Sein Ehrenhaupt, wie in Verklärung, blinkt
Im Feuerschein, des Scheitels Lockenzierde.
Die Rechte sanft auf seine Tochter sinkt,
Indem die Linke mild, zu schweigen, winkt;
Worauf, ob heisser stets die Kriegesgluten,
Sein Auge fest sie himmelwärts durchdringt;
Er betet für sein Land in Todesbluten,
Erfleht Vergebung selbst den Feinden, Lohn den Guten.

Geringe Zeit war jetzt für Dankesrede;
Und doch, geliebte Gertrud, eh' begann
Dein eilend Flieh'n zu hohen Thurmes Oede,
Sah nicht auf dich manch' rauher Kriegesmann
Mit liebemilder Miene? Murmeln rann
Bei ihrer Schützerreih'n bereitem Schiessen,
Sie zu behüten vor der Räuber Bann.
Die Männer lohnte hoch der Blicke Grüssen.
Nur auf der Mutter Grab liess sie die Thräne fliessen.

Nach hast'ger Fahrt schien zum Asyl geworden
Der Thurm, der — Riesenfahnenträger — stiert'
Mit trotz'ger Stirn auf all' die rothen Horden.
Um seines Fusses kühne Hügel führt'
Die Mauerfassung, ehern ausgeziert,
Mit scharfem Fries und keilgeformten Kanten
— Ein Kronenkranz, zum Schmucke wie erkürt

Der grünen Höh', der wettersturm-berannten. —
Hier stand die Gruppe nun mit Blicken, schaugebannten.

Ein Todesschaun! tiefab in jeder Richtung
Der Flamme, bunten Wehr und Zelte Schein
— Ein Treiben, nur zum Zwecke der Vernichtung —
Das Schlachtenhorn nur führt den Trauerreig'n.
Das Land beklagend, steh'n sie so zu drei'n.
Die schöne Gertrud, frei von bösem Bangen,
Lässt ruh'n das Haupt, die Hände weiss und klein
Auf Heinrich's Schulter, der sie halb umfangen,
Ihr Herz beruhigend, bis alle Furcht vergangen.

Ach! kurze Schau der Ruh'! — als wie zu grüssen
Zum letzten Male noch manch Plätzchen traut.
Wer dächte, dicht an nackter Feste Füssen,
Wo mancher Freunde Sternenbanner blaut,
Dass dorthin schlich der Fuss der rothen Haut.
Doch hier, wo Niemand Mörderhand vermutet,
Ihr Basiliskenauge gierig schaut
Aus Dickichtschwarz — ihr Bleistrom tödtlich flutet —
Und — Albert — Albert fällt! der theure Vater blutet!

Erstarrt in Schwindelschreck sinkt Gertrud nieder!
Doch sage, wie ihn todt sie fasset, bricht
Dies rothe Rinnen wohl aus ihrem Mieder?! — —
O Gott! ihr Herzblut fliesst in Tropfen dicht
Und spritzet warm in Heinrich's kalt Gesicht.
„O Freund! beweine, unversehrt zu stehen!“
Ruft sie, „um diesen Blutstrahl weine nicht.
Ich könnte ruhig fast ihn fliessen sehen;
Doch, dich zu lassen, ach! ist bitt'res Todeswehen!“

„O, vor dem Sterben, noch ein wenig drücke
Mich an dein Herz, so lang' dich fühlt mein Arm;
Und wenn mein Busen kalt und todt, so blicke,
Zu lindem Labsal dir im tiefen Harm,
Auf all' dein Lieben, ach! so treu und warm,
So rein und klar, wie aus der Höh' entstiegen.
Dass der Erinn'rung Trost sich dein erbarm'
Und Glaube möge deine Qual besiegen,
Der immer hofft — ob ich auch mag im Grabe liegen!“

„Geh' nicht, o Heinrich, wenn ich dir entrissen,
Zurück, die Stätte thränenvoll zu seh'n,

Wo einst der Vater dich empfing mit Küssen,
Und wo es Gertrud's Seligkeit, zu geh'n
Mit dir, dem Engel, durch der Haine Weh'n,
Im Glauben an des Himmels Ehebinden
— Denn uns're Liebe kam aus bessern Höh'n! —
Und soll ich nimmer denn dich wiederfinden? —
Gewiss! — mein Lieben lebt, ob Zeit und Erde schwinden."

„Fast könnt' ich ruhig diese Welt verlassen
Und dich, das Liebste mir, was Gott gemacht,
Wär' es mir noch vergönnt, vor dem Erblassen
Ein Liebespfand zu schaun, wie ich gedacht. —
Ob nimmer denn an deinem Halse lacht
Ein lieblich Wesen klein, mit meinen Mienen? —
Doch scheint, indem die Pulse sterben sacht',
Mit Todespein die Lust mich auszusühnen,
Zu sterben, theurer Mann, von deinem Blick beschienen."

Es schloss sich Gertrud's Lippe; doch geblieben
War ihr des Lebens Zug und Wohlgestalt;
Ein Lächeln, kündend ein unsterblich Lieben.
Noch hielt sie Heinrich's Hand am Busen kalt,
Der einstens, ach! so fühlend hoch gewallt.
Noch zeigte das Gesicht der Seele Schöne.
Stumm, starrend, krampfig seine Hand geballt,
Kniet' Heinrich da, im Auge keine Thräne;
Er hörte Trosteswort — doch nur als wirr Getöne.

Denn schon erschien, die Todten zu beklagen,
Der Freunde Schaar. Mit Bräuchen, hochgeehrt,
Besangen sie, wie nicht der Tod zerschlagen
Die Bande, die im Leben Glück gewährt.
Es ward manch' Schluchzen rings umher gehört;
Die Zähre rann in trauernder Gemeine —
Selbst rauhe Krieger, lehnend auf das Schwerdt,
Verhüllten ihren Blick beim schwarzen Schreine —
Der Frauen weich' Gemüt zerfloss in laut Geweine.

Dann rief den Abschiedsgruss des Hornes Tönen
Hin über's aufgefüllte Doppelgrab;
Tief in dem Staube lag mit dumpfem Stöhnen,
Vernichtet, Waldegrave; schweigend sah herab
Auf ihn sein Führer, doch kein Wort der Lab'
Versuchte er dem finstern Schmerz, dem bittern;
Und unterm Mantel, den er deckend gab,

Belauschte er der Seufzer Weheschüttern,
In namenloser Qual des Jünglings Fieberzittern.

„Auch meine Thräne flöss',“ erklang
Des Häuptlings Lied in hohem Ton;
„Nur trübte sie den Todtensang
Von meines Vaters altem Sohn
Und bräche seinen Groll.
Denn sicher bei dem Zorne mein!
Des Schlachtengottes heisser Schein,
Der flammend zuckt' in Himmelsbläu'n,
Zum Feind uns leuchten soll.
Wir theilen dann, mein Knabe weiss,
Der Feinde Blut, der Rache Preis.“

„Doch du, mein Blümlein, dessen Duft,
Von mildern Wesen in der Höh',
Der Weissen Geister in der Luft
Verbieten dir nicht Leid und Weh;
Noch wird der Christen Heer,
Des Vaters Geist, der um dich wacht,
Sich härmen, wenn du nach der Schlacht
Des Abschieds Klage ihr gebracht,
Die dich geliebt so sehr;
Ein Regenbogen deinem Blick
War sie, dein Sonnenlicht und Glück.“

„Tod sieht uns morgen oder Sieg!
Doch wenn der Speer ruht am Gehenk,
Dann sag', wohin der Adler flieg',
Wohin er deine Schritte lenk'?
Zu deiner Liebe Dach?
Dort liegt der Blumen Zier verstreut;
Die Uhr ruft ungehört die Zeit;
Der Heerd ist kalt; das Haus ist weit.
O Trauer, hundertfach!
Wenn Wiederhall die Wand entlang
Erschölle gleich der Todten Gang.“

„Zieh'n wir zu jenen blauen Höh'n,
In deren Strom mein Stamm ertrank?
Wo neben mir mit Saus und Weh'n
Ein Tausend Krieger Waffen schwang?
Ach! da in Wüsten kalt
Wohnt still der Oede Schlang' allein;

Da wächst das Gras um bleich' Gebein;
Vermodernd liegt selbst das Gestein,
Gleich mir erstorben, alt.
Lass uns nicht zieh'n zu meinem Grund;
Da schweigt der Krieger blasser Mund."

„Horch! Trommelschlag! — der warme Streit
Soll morgen trocknen dein Gesicht;
Von dunklem Seelenlande weit
Mein Vater schrecklich schaut und spricht:
Den wolkendichten Schlachtenrauch
Zerspalte Messer und Geschoss!
Er hasst die Thrän' die ich vergoss —
Die erst' und letzte auch, die floss
Aus Outalissi's Aug', —
Damit nicht schände Klagen bang
Des rothen Häuptlings Todtensang."

Goerlitz. H. Schmick.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Die Sitzung vom 1. März 1859 wurde durch Herrn Städler mit einer eingehenden Kritik der Friedländer'schen Schrift: „Die französische Sprache und Literatur als Bildungsmittel für das weibliche Geschlecht" u. s. w. eröffnet. Bei bereitwilliger Anerkennung der pädagogischen Einsicht des Verfassers hinsichtlich alles dessen, was in dieser Schrift über Erziehung der weiblichen Jugend und über den Beruf der Frauen entwickelt wird, legt Herr Städler jedoch scharfen Widerspruch ein gegen alle die vom Verfasser aufgeführten Vorzüge der französischen Sprache, als: „Hyperbolie des Ausdrucks, Klarheit, Leichtigkeit, Lebendigkeit, Hang zum Euphemismus, Euphonie," und versucht nachzuweisen, dass die aufgezählten Eigenschaften theils vermeintliche Vorzüge, theils, wenn auch Vorzüge, keine unterscheidenden Merkmale des Französischen seien. Der Eifer, mit dem er gegen das Französische kämpfte, veranlasste eine lange und lebhafte Debatte, an der sich betheiligten die Herren v. Holtzendorf, Hartung, Prince-Smith, Strack, Herrig, der hervorhob, wie nach der übereinstimmenden Ansicht aller Litteratoren Klarheit ein unbestrittener Vorzug dieser Sprache sei, und Lazarusson, der sie auf Grund der formellen Vollendung ihrer Schriftsteller als wesentlich stylvoll und von dieser Seite her als Mustersprache bezeichnet. — Nächstdem erfreute Herr Kannegiesser auf Anlass einer bei der letzten Sitzung an ihn ergangenen Bitte die Gesellschaft durch Mittheilungen über seinen persönlichen Verkehr mit Friedrich August Wolff, dessen Schüler er gewesen war und zu dessen Hause er Zutritt gehabt hatte. Wir theilen einige Züge mit. Einst händigte Wolff seinem Gaste ein portugiesisches Buch mit dem Wunsche ein, ein Referat über dasselbe zu hören. Auf die Antwort: „Aber ich verstehe ja nicht portugiesisch," versetzte er: „Eine solche Sprache können Sie in vierzehn Tagen lernen, und wenn Sie dieselbe dann in den nächsten vierzehn Tagen wieder verlernen, so schadet das ja nichts." — Ueber seine Uebersetzung der Wolken erzählte er: „Einst reiste ich allein in der Post. Um mir die Langeweile zu vertreiben,

griff ich in die Tasche, zog einen Aristophanes heraus und fing an, die Wolken zu übersetzen. Dann steckte ich das Papier mit der Uebersetzung in eine Wagentasche, wo es liegen blieb. Auf der Rückreise bestieg ich denselben Wagen und war wieder allein. Als ich mechanisch in die Seitentasche griff, zog ich das schon vergessene Papier hervor, las es durch und übersetzte weiter. Nun war ich einmal in Geschmack gekommen, und so übersetzte ich dann später das ganze Stück."

Darauf nimmt Herr Lazarusson seinen in der vorigen Sitzung abgebrochenen Vortrag über „Othello" und „der Arzt seiner Ehre," wieder auf und wendet sich zur Betrachtung der Handlung, die er zuvor als Explication des Charakters in seinen wesentlichen Erscheinungsformen definirt. Calderon habe das Vorrecht der eigenen Erfindung, Shakspeare entlehne seinen Stoff der Novelle des Cinthio; was er dagegen neu erfinde, seien die Charaktere. Er scheine sich zur Aufgabe gestellt zu haben, Menschenbilder zu ersinnen, aus denen die überlieferten, wunderbaren Ereignisse abgeleitet werden könnten. Calderon, ohnmächtig, Charaktere zu schaffen, setze seine eigentliche Aufgabe in die Erfindung der Handlung, Triebfeder sei bei ihm der Zufall, bei Shakspeare der bewusste Plan eines Bösewichts; dort sei das innere Motiv die Ehre, bei Shakspeare das Uebermass der Liebe. Der Vortragende geht dann zu der endlichen Lösung und damit zu dem Urtheile über, das beide Dichter selbst über die Handlung ihrer Helden fällen. Calderon muthet uns zu, uns an einem Gattenmord aus Eifersucht zu begeistern, während Shakspeare einen ächt tragischen Gegenstand, einen Gattenmord aus Liebe, darstellt. Schliesslich wurden auch die kleinern Hebel der Handlung und die Komik einer zum Vortheil des englischen Dichters ausfallenden Vergleichung unterzogen, und es wurde darauf hingewiesen, wie sich bei Calderon in der Unterdrückung natürlicher Regungen zu Gunsten conventioneller Principien die katholische, bei Shakspeare in der Selbständigkeit des Individuums und der Allgemeingültigkeit der Motive die protestantische Weltanschauung offenbare, woraus sich wohl gerade Schlegel's über das Mass hinausgehende Begeisterung für Calderon's Kunst erkläre. — Herr Döbbelin knüpft an den Vortrag eine Bemerkung über die Zurichtung des in Rede stehenden spanischen Stücks für unsre Bühne.

Sitzung vom 15. März. Herr Strack bespricht einzelne Stellen aus Minna von Barnhelm, unter andern Act 4, Sc. 2, wo er in Prêt-au-val und Prensd'or falsche Lesarten für Prêt-au-vol und Prendsor vermuthet — Herr Heller trägt dann eine etymologische Untersuchung des Wortes Element vor. Nach Aufzählung der bisher versuchten Ableitungen, alimentum, ἔλλω = εἴλω, 1 m r, ἀλέω (!), das sanskritische li (liquefacere, Pott) deutet er es als ein verstümmeltes elegementum. Für das dieser Ableitung widersprechende ĕ führt er als analogen Fall prŭ für prō an, das ebenfalls da eintrete, wo der Accent auf entlegene Silben falle und dadurch die eigentliche Bedeutung der Praeposition dem

Bewusstsein des Sprechenden dunkel werde. — Durch diese Ableitung tritt eine natürliche Wechselbeziehung zwischen elementum, Laut, Buchstabe, und legere, lesen, hervor. Wie eligere das Herausziehen, Herauslesen der einzelnen Bestandtheile aus dem Ganzen bedeutet und elementa diese einzelnen Bestandtheile, so bezeichnet legere, lesen, das Zusammenlesen, Vereinigen der einzelnen Bestandtheile zu einem Ganzen. (Die im Verein vorgetragene Abhandlung ist seitdem im Philol. XIV, 1 abgedruckt. Dieser Ableitung ist übrigens sofort eine andere gefolgt, von Mahn, welcher das Wort auf das celtische elfen, s. f. (armorikanisch, nach Pelletier: élément, corps simple qui entre dans la composition des corps mixtes), elf (wallisisch, nach Owen und Richardson: a moving principle), elfen (desgl. Element), elfydd (an element or first principle; earth, country, land, region), elfydden (what is formed of the elements: earth, land, region), elfyddaid, elfyddiad (elementation) zurückführt. In „Etymologische Untersuchungen über geographische Namen von C. A. F. Mahn, Dr., Berlin 1859, zweite Abtheilung,“ unter Elbe, was hier um so eher hat erwähnt werden müssen, da an dieser Stelle die Etymologie von elementum nicht leicht gesucht wird.) — Herr Hartung nahm dann seinen in einer früheren Sitzung gehaltenen Vortrag wieder auf. Er zeigte, und zwar zunächst beispielsweise für's Lateinische, wie die von ihm aufgestellten methodischen Grundsätze mit Hülfe eines von ihm entworfenen Vocabulariums praktisch durchführbar seien. Dasselbe ist so eingerichtet, dass es den Schüler in Stand setzt, einfache lateinische Sätze von vornherein selbst zu bilden und durch Hinzufügung von Attributen und Umständen allmälig zu erweitern. Die Anordnung in dem Vocabularium ist ferner eine solche, dass dem Schüler die Möglichkeit geboten wird, die in den so gebildeten Beispielen zur Anwendung gekommenen grammatischen Regeln selbst aus diesen zu abstrahiren. Er erwartet von seiner Lehrweise 1) eine festere und ausgebreitetere Vocabelkenntniss, 2) Schärfung des Ohrs, 3) grössere Ausbildung der Sprachorgane, 4) als eigentliches Ziel der Methode die Nöthigung zum unmittelbaren Denken in der fremden Sprache von den ersten Stunden an und als Folge davon eine grössere Gewandtheit im Verstehen sowohl des Gesprochenen als des Geschriebenen. — An der diesem Vortrag sich anschliessenden lebhaften Debatte betheiligten sich der Vorsitzende, ausserdem die Herren Sachs, Schwerin, Schmidt, Lazarusson, Heinrichs. Gegen die Ansichten des Hrn. Hartung wurde namentlich das Bedenken ausgesprochen, dass durch die Befolgung seiner Methode der Unterricht leicht in eine Art Gesellschaftsspiel ausarten könne, und da sie es zunächst auf Fertigkeit im mündlichen Ausdruck absähe, die Bildung des Styls zu sehr in den Hintergrund treten würde. Für seine Ansichten wurde besonders der Nutzen eines durch seine Lehrweise bedingten, methodisch geordneten Vocabulariums hervorgehoben.

In der Sitzung vom 5. April las Herr Schmidt über Milton's

Jugendjahre mit Zugrundelegung des neuen Werkes von David Masson, The life of John Milton in connexion with the history of his time, Cambr. 1859. Er gab eine kurze Schilderung der Umgebungen, in deren Nähe Milton aufgewachsen war, charakterisirte das von Milton's Vater betriebene Geschäft eines scrivener durch Vergleichung mit den Bezeichnungen attorney und law-stationer, schilderte St. Paul Cathedral School, die Milton besuchte, und nachdem er die von Milton besonders studirten Dichter und namentlich Sylvester's Bearbeitung der Semaine von Du Bartas einer kurzen Besprechung unterworfen hatte, ging er schliesslich auf die beiden Gedichte aus Milton's Schulzeit, die Paraphrasen des 114. und 116. Psalmes über.

Alsdann charakterisirte Herr Petermann das Deri, die Sprache der heutigen Parsen, und zeigte das Manuscript einiger Abschnitte aus der Bibel vor, die auf seine Bitte ein Mundschi auf der Reise von Schiras nach Jezd für ihn in's Deri übersetzt hatte.

Nach ihm entwarf Herr Leo in einem freien Vortrage die Umrisse zu einem historischen Ueberblick über die Shakespearekritik. Vor der sich gerade auf diesem Boden breit machenden falschen, gehaltlosen Kritik warnend, stellt er die Möglichkeit in Aussicht, dass man bald durch kritische Sichtung so weit kommen könne, um mit wenigen Ausnahmen alle Stellen Shakspeare's zu erklären. Er schreitet dann zu einer Erwähnung der ersten Ausgaben, der ersten und der späteren Commentatoren; Tieck sei unter den neueren mit grosser Selbstgefälligkeit aufgetreten, ohne das Verständniss des Dichters wesentlich gefördert zu haben. Nach Aufzählung der neuesten Leistungen auf diesem Gebiet stellt er als Endzweck eines nun zu wünschenden Abschlusses der Shakespearekritik den dar, dem grossen Publikum den englischen Dichter in der geniessbarsten Form vorzuführen.

Herr Kannegiesser las alsdann als Proben baskischer Poesie eine Uebersetzung der ältesten Gesänge, des Gesanges der Cantabrer und Alta Biscar.

Schliesslich theilt der Schriftführer Curiosa aus der alten Königlichen Französischen Grammatik von des Pepliers mit.

In der Sitzung vom 3. Mai las zuerst Herr Städler eine Abhandlung über den Doppelklang der Vocale, aus welcher wir Nachfolgendes mittheilen:

Der Doppelklang der Vocale.

Auf den Doppelklang der Vocale achtet wohl Niemand weniger als der Deutsche, aber gewiss Niemand mehr als der Italiener. Deshalb will ich die hier zu entwickelnde Lehre vorzugsweise durch Beispiele aus der deutschen und italienischen Sprache erläutern.

Der Vocal a erfordert zu seiner Hervorbringung die weiteste Mundöffnung und ist damit auch der grössten Tonfülle und Tonstärke fähig. Er ist der unbedingt offene und unbedingt starke Vocal.

Ihm gegenüber stellen die Vocale u und i den Gegensatz der Tiefe und Höhe dar. Beide erfordern eine fast geschlossene Mundstellung; der Mund

zieht sich dabei entweder in seinem vorderen oder in seinem hinteren Theile zusammen. Insofern sind sie geschlossene Vocale, aber zugleich auch schwache, da die auf das geringste Mass gebrachte Mundöffnung der Stimme keine volle Wirkung mehr gestattet.

Zwischen a und u steht nun einerseits das o, zwischen a und i andrerseits das e, so dass die ganze Tonreihe u o a e i lautet.

In solcher Stellung theilen diese Zwischenvocale die Eigenschaften der ihnen benachbarten Hauptvocale. Sie sind sowohl eines stärkeren und offenen Lautes fähig, vermöge dessen sie sich als å und ä dem a zuneigen, als auch eines schwächeren und geschlossenen, mit welchem sie sich dem u, dem i annähern. Sie eben sind es auch, von deren Suono aperto und Suono chiuso in der italienischen Grammatik so viel die Rede ist.

Es fragt sich jetzt nur, wovon dieser Doppelklang bedingt werde.

Die nächste Bedingung wird in dem Verhältnisse des Vocals zur Consonanz zu suchen sein. Die Consonanz ist das Gegentheil des Vocals. Sie setzt eine vollständige Schliessung des einen oder des andern Mundorganes voraus. Sobald eine solche aber eintritt, bricht der Vocal ab; er wird verhindert, weiter fortzutönen.

Bekanntlich heisst eine Sylbe, welche den Vocal frei austönen lässt, eine offene; eine solche hingegen, welche ihn durch eine Schlussconsonanz aufhebt, eine geschlossene. Dies Sylbenverhältniss also ist es, in welchem das Verhältniss des Vocals zur Consonanz seinen bestimmteren Ausdruck findet. Es kommt darauf an, ob der Vocal in offener oder in geschlossener Sylbe steht.

Beispiele wie o-nó-ro (ich ehre) ve-dé-re (sehen) zeigen das o und e in offenen Sylben. Beide Vocale haben darin die Freiheit, beliebig fortzutönen. Aber ihr Laut ist (selbst unter dem Accente) schwach und geschlossen, dem u und i nahe kommend, und das um so mehr, je mehr der ruhig und langsam Sprechende sie dehnen mag. Dasselbe ist der Fall in lo-be, re-de, obschon sich hier nur die Tonsylben lo, re in Betracht ziehen lassen, da wir in tonlosen (be, de) das e abstumpfen, was der Italiener, wenigstens in der edleren Aussprache, nicht thut.

Beispiele dagegen wie con-tór-no (Umkreis), per-fét-to (vollkommen) zeigen das o und e in geschlossenen Sylben. Ihr Laut ist jetzt aber (selbst ausser dem Accente) stärker als vorhin und zugleich offen, und um so mehr, je mehr ihn die herantretende Schlussconsonanz nöthigt, sich zu beschleunigen und zu verkürzen. Ebenso in Korn, Feld, obschon das Deutsche auch hier nur wieder betonte Sylben zur Betrachtung stellen kann.

Also liegt nun das einfache Grundgesetz vor, dass mit der offenen Sylbe der geschlossene, mit der geschlossenen der offene Laut gegeben ist. Die Beschaffenheit des Lautes ist der der Sylbe entgegengesetzt.

Dies Grundgesetz erfährt jedoch ein paar nähere Bestimmungen theils durch den Accent, theils durch die Quantität.

Was zuerst den Accent betrifft, so lassen zwar die Beispiele onóro, vedére und contórno, perfétto nicht bemerken, dass dadurch der Laut des Vocals, sei es der geschlossene oder der offene, wesentlich verändert würde. Er ist in der betonten und unbetonten Sylbe ziemlich derselbe, und nur die deutschen Beispiele machen den erwähnten Unterschied in Betreff des e.

Es gibt jedoch einen Fall, in welchem der Accent von besonderer Stärke ist — nämlich: wenn der Wortaccent zum rhetorischen gesteigert wird. In diesem Falle soll er nicht nur die Tonsylbe von der unbetonten unterscheiden, sondern das Wort überhaupt als dasjenige auszeichnen, auf welches der Sprechende das meiste Gewicht legt. Der Nachdruck, mit welchem dies geschieht, kann nach Massgabe des Verständnisses, das der Sprechende beabsichtigt, oder der Empfindung, die ihn bewegt, so stark sein, dass auch

der Vocal, der diesem Accente zum Träger dient, seine Lautstärke und Lautfülle erheblich steigert. Diese Steigerung trägt sodann aber dazu bei, den Laut, wenn er geschlossen war, zugleich zu öffnen.

Hieraus ergibt sich für das obige Grundgesetz der Zusatz, dass sich der (geschlossene) Vocal der offenen Sylbe unter dem Einflusse des rhetorischen Accentes gleichfalls öffnen könne.

Da diese Lautöffnung von dem Belieben oder dem Bedürfnisse des Sprechenden ausgeht, so ist sie eine bloss gelegentliche. Sachgemäss ist es daher auch, dass die Aussprache in dieser Beziehung eine ungleiche und wechselnde ist, und erklärlich, dass es den italienischen Grammatikern niemals hat gelingen wollen, dieselbe nach Vorschriften zu regeln, die irriger Weise eine feste, unwandelbare Grundlage voraussetzten.

Eine Anzahl von Wörtern gibt es freilich im Italienischen, deren offene Sylben ihr o und e gewohnheitsmässig schon unter dem blossen Wortaccente öffnen. Aber diese haben ausdrücklich auch ein bestimmtes orthographisches Kennzeichen dafür angenommen. Sie setzen einem solchen o ein u, einem solchen e ein i voran, wie z. B. buó-no, lié-to, welches u und i folgerecht wieder verschwindet, sobald der Ton von dem o und e hinwegrückt: bonaménte, le-tízia.

Es bleibt noch der Einfluss zu betrachten, welchen die Quantität auf den Klang des Vocals ausübt. Im Italienischen ist dieser Einfluss gering. Die Quantität hat hier ihren selbständigen Werth verloren und hängt nur noch von der Beschaffenheit der Sylbe ab. Die offene Sylbe, die ihrem Vocal kein Hinderniss entgegensetzt, gestattet ihm hierdurch, besonders unter dem Accente, eine gewisse Dehnung; die geschlossene, die ihn durch ihre Schlussconsonanz abbricht, macht ihn dadurch kurz. Auf diese Weise fällt die Länge des Vocals, mit der Schliessung, die Kürze desselben mit der Oeffnung seines Lautes zusammen.

Der einzige Fall, in welchem auch die geschlossene Sylbe einen langen Vocal enthält, zeigt sich in Abkürzungen wie buōn, amōr, fiēr und mēn (für buo-no, amo-re, fie-ro, me-no) oder in Zusammenziehungen wie maggiōr-mente, leggēr-mente (für maggio-remente, legge-remente), crudēl-tà, mēr-to (für crude-lità, me-rito), denen sich auch Beispiele mit andern Vocalen als o und e hinzufügen lassen, wie etwa reāl-tà, civīl-tà, facīl-mente, spīr-to, pur-chè (für rea-lità, civi-lità; faci-lemente, spi-rito, pu-reehè). Man sieht aber sogleich, dass hier ursprünglich offene Sylben vorliegen, die nur dadurch zu geschlossenen geworden sind, dass sich der Anfangsconsonant der folgenden Sylbe, nachdem er seinen Vocal verloren, ihnen zugesellt hat. In solchen also nur zufällig geschlossenen Sylben behauptet mit Recht der Vocal lediglich diejenige Quantität und Stimmung, die ihm in der ursprünglich offenen zu eigen gewesen. Er bleibt darin lang und geschlossen oder als uo, ie geöffnet.

Dagegen findet sich im Deutschen noch die wirkliche oder Naturlänge des Vocals, welche von der Beschaffenheit der Sylbe unabhängig ist. Sie macht sich daher nicht nur in der offenen Sylbe geltend, wie in roh, See, sondern auch in der geschlossenen, wie in Mond, Werth. Die Quantität zeigt sich hier also mächtiger als das Sylbenverhältniss. Der Vocal hält die Schlussconsonanz in einer gewissen Ferne und verstummt nicht eher an derselben, als bis er seine Dauer gesättigt hat. Er verhält sich nun in der geschlossenen Sylbe nicht anders als in der offenen, nämlich gedehnt und nach Massgabe der Dehnung auch geschlossen. Mit besonderer Deutlichkeit lässt sich dies beobachten, wenn man übrigens möglichst gleichlautende Wörter mit einander vergleicht, wie wohl und voll, oder Heer und Herr.

Indessen gilt von dem so durch Dehnung geschlossenen Laute dasselbe, was von dem der offenen Sylbe, dass er sich nämlich unter dem rhetorischen

Accente auch wieder öffnen könne. Doch ist hierbei eine gewisse Vorsicht zu empfehlen, da ein langer und zugleich offener Vocal in geschlossener, schwerer Sylbe leicht etwas Auffallendes und Affectirtes annimmt.

Vollständig wird nun das Gesetz des Doppelklanges also lauten: Die offene Sylbe fordert den geschlossenen, die geschlossene den offenen Laut; doch schliesst sich der Laut auch durch Dehnung und öffnet sich auch durch Betonung.

Dasselbe Gesetz beherrscht nun jedoch nicht nur die Vocale o und e, obschon ihm diese wegen der eigenthümlichen Stellung, welche sie in der Tonreihe einnehmen, am Meisten gehorchen, sondern auch die übrigen, wenn auch mit minderer Entschiedenheit.

Man wird den Doppelklang des u und i nicht verkennen, wenn man z. B. Huhn mit Hund, Lied mit litt vergleicht. Der Unterschied ist so stark, dass das Italienische unzählig oft ein ursprünglich offenes (der geschlossenen Sylbe angehöriges) u und i geradezu durch o und e ersetzt hat, wie z. B. in mondo, fermo für das lateinische mundus, firmus — woraus die Grammatiker den irrigen Schluss gezogen haben, ein solches o und e müsse nun eben mit geschlossenem, dem u und i verwandtem Laute gesprochen werden.

Am schwächsten zeigt sich der Doppelklang allerdings an dem a. Zwischen Tiefe und Höhe in der Mitte stehend hält sich dieser Vocal mit seinem Klange auch am Meisten im Gleichgewicht. Dennoch wird man das a in kam und Kamm nicht ganz für eines und dasselbe halten wollen. Jenes erstere neigt sich zum o, dieses letztere zum e, und so stark, dass man in Dialekten und Provinzialismen geradezu diese Laute statt des a zu hören bekommt.

Herr Hartung entwickelte hierauf in einem Vortrage über Robert Burns' poetische Episteln, welche Bedeutung dieselben hätten für die Erkenntniss des Seelenlebens des Dichters.

Nachdem er an einigen Episteln, welche entweder geradezu improvisirt sind oder doch den Charakter der Improvisation an sich tragen, die treffenden epigrammatischen Wendungen und witzigen Schlagwörter hervorgehoben hat, zeigt er, wie sich des Dichters Unmuth über die Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Menschen hier in ganz anderer Weise Luft mache, als es in seinen Liedern der Fall ist. Durch diese letztern, z. B. den Tam o' Shanter oder die Jolly beggars, geht noch ein leichter, lächelnder Humor hindurch, der die Welt eben nimmt, wie sie ist, und ohne ihr directe Vorwürfe zu machen, sich vielmehr auf ihre Kosten belustigt. In den Episteln, z. B. in der dritten an Graham, runzelt der Dichter allen Ernstes die Stirn und lässt einen Schmerzensschrei hören über die hülflose Lage des Barden; oder er giesst seine Galle aus über die Kritiker, those cutthroat bandits in the path of fame und steigert oft seinen Ingrimm bis zu solcher Höhe, dass seine Worte zündend und vernichtend wie der Blitz herniederfahren.

Aber wie des höchsten Dichterzornes zeigt sich Burns' Gemüth auch des tiefsten Mitgefühls fähig, das sich besonders rührend kund gibt in der Epistel an seinen ältern Bruder und den Ausdruck der zärtlichsten Vatersorge annimmt in der Epistel an eine junge Freundin.

Zu diesen Zügen, die des Dichters Herz ehren und ihm unsere Liebe gewinnen, gesellen sich solche, welche hauptsächlich geeignet sind, ihn gegen den Vorwurf der Irreligiosität zu schützen, der ihm,

zum Theil wenigstens mit Unrecht, von seinen in Vorurtheilen befangenen Landsleuten gemacht worden ist.

Herr Hartung gibt zu, dass des Dichters warmes, von allem Stolze freies Herz ihn oft zu der Schwäche verleitete, dass er sich weit unter ihm Stehenden mit zu grosser Vertraulichkeit anschloss und dass der Reiz der Schönheit ihn oft in seiner Jugend zur Leidenschaft hinriss, aber er weist auch darauf hin, dass Burns, wie weit er für Augenblicke von dem Pfade der Vernunft und Menschenwürde abgeirrt sein mochte, sich doch nie ganz verlor, dass immer die Stimme, welche ihn an seinen göttlichen Beruf erinnerte, wieder hervordrang, und dass es, sobald sie an sein Ohr schlug, keinen gab, der demüthiger und reuevoller ihren Ermahnungen sein Herz geöffnet habe, als Burns. Der Vortragende führt die Stellen der Episteln an, in denen der Dichter das aufrichtige Bekenntniss seiner Schuld ablegt, sowie die, z. B. in der Ep. to the Rev. John M'Math., in denen es Burns nunmehr auch seinerseits für Schuldigkeit hält, „die Heuchelei aufzudecken, wo immer er sie findet“ und die pharisäische Scheinheiligkeit mit der glühenden Zange seines Spottes auszubrennen.

Als Beleg für die lautere Lebensweisheit und den practisch frommen Sinn des Dichters liest schliesslich der Vortragende seine Uebersetzung von Burns' Epistel an einen jungen Freund vor:

Robert Burns' Epistel an einen jungen Freund.

Mein junger Freund, ich suchet lang,
Was ich Dir möchte schenken;
Nimm dies, es heischt nicht grossen Dank,
Just nur zum Angedenken.
Noch weiss ich freilich selber nicht,
Was Du bekommst zu hören —
Ob eine Predigt, ein Gedicht?
Das Ende wird's ja lehren.

Willst in die Welt nun, junges Blut,
Hinaus, so lass Dir sagen:
Die Menschen sind 'ne arge Brut,
Sie werden Dich auch plagen,
Auf Sorg' und Müh' mach' Dich gefasst,
Dein Endziel zu erreichen;
Was Du errangst ohn' Ruh' und Rast,
Wirst oft Du sehn entweichen.

Die nichts mehr schreckt als Rad und Strang,
Verhärtet ganz in Sünden,
Der Bösewichter, Gott sei Dank,
Wirst Du nur wen'ge finden.
Doch, ach, der Mensch ist allzu schwach,
Darfst nicht zu viel ihm trauen.
Wo Selbstsucht hält die Wage, ach,
Wirst selten Recht Du schauen.

Nicht richte die, so in dem Streit
Des Lebens sind gefallen,
Wodurch sie fielen, das vermeid',
Der Richttag naht uns allen.
Wohl Mancher gäb' sein Bestes her,
Des Nächsten Noth zu wenden,
Den drückt die Armuth doppelt schwer,
Der brav bei leeren Händen.

Vertrauen schenk' dem Mann, den Du
Zum Busenfreund erkoren,
Doch Manches flüstr' auch ihm nicht zu,
Was nicht für fremde Ohren.
Verschliesse Dich, wenn Krittler Dir
Woll'n in die Karten sehen;
Doch suche scharf und mit Manier
Den Gegner auszuspähen.

Wohl magst Du keusche Liebe rein
Und ohne Rückhalt hegen,
Doch ja der Buhlschaft Reize scheun,
Sie heimlich selbst nicht pflegen.
Nimm an, kein Aug' ertappe Dich,
Dass sich kein Rächer finde —
Das Herz verstockend innerlich
Straft dennoch sich die Sünde.

Zu haschen Frau Fortunens Huld,
Dien' ihr als Sklav, doch höre:
Halt Deine Hände rein von Schuld
Und wahre Deine Ehre.
Verscharr' kein Geld, noch such es, um
Zu prahlen, wie durchgängig,
Nein, für das Privilegium
Zu leben unabhängig.

Die Höllenfurcht, die Schurken lenkt,
Verlach als Henkersruthe,
Den Ruf zu wahren ungekränkt,
Das sei Dir Sporn für's Gute;
Und wenn dann Deine Ehre wer
Im Mindesten verkümmert,
Den Frechen strafe doppelt schwer,
Um Folgen unbekümmert.

Nicht Schande ist's, dem höchsten Gott
In Furcht und Demuth dienen,
Doch weder Wortgepräng' ist noth,
Noch sauertöpf'sche Mienen.
Nicht Freund sei denen, die mit Hohn
Schmähn heilige Gesetze,
Noch meine, dass Religion
Elender Spott ersetze.

Zwar trifft nicht tief ihr Vorwurf Dich
Vom Wollustnetz umsponnen:
Er wird zum Scorpionenstich,
Sobald der Rausch verronnen.

Drum greif nicht erst zur Frömmigkeit
Als schuldbewusster Kranker,
Nein, in des Wirkens Blüthezeit
Wirf aus den Rettungsanker.

Leb', theurer Jüngling, wohl und lass
Nie Deine Lieb' erkalten,
Mag Feigheit, Thorheit, Falschheit, Hass
Nie Deine Stirne falten.
Werd' weiser stets in Wort und That,
Und — gäb' es Gott der Vater,
Auch mehr gehorsam meinem Rath,
Als je ich selbst, der Rather.

Alsdann berichtete Herr Büchsenschütz über die Zeitschrift des Berner litterarischen Vereins.

Zum Schlusse liest Herr Heller einen Aufsatz: das Neueste zur Ossiansfrage. Nachdem er zuerst durch zahlreiche Auszüge aus dem Buche von Talvj: „Die Unechtheit der Lieder Ossians und des Macphersonschen Ossians insbesondere, Leipzig, Brockhaus, 1840“ die Ansicht der Verfasserin dargelegt hat: „Macpherson's sogenannte englische Uebersetzung sei ein aus irischen Volkssängen und Liedermärchen zusammengesetztes Original, die sogenannten gälischen Originale dagegen seien eine von ihm selbst im heutigen corrumpirten ersischen Dialecte verfasste Uebersetzung des englischen Originals,“ glaubt er dies Resultat dahin modificiren zu müssen, dass es trotzdem wahrscheinlich sei, Macpherson habe einzelne Gedichte oder einzelne Stellen dieser Gedichte alten gälischen Manuscripten wirklich entlehnt. Ueber ein solches Manuscript, das sogar der Behufs der Untersuchung der Echtheit des Macpherson'schen Ossian's seit 1797 niedergesetzten Commission der Hochländischen Gesellschaft bekannt gewesen, aber nicht gehörig benutzt worden ist, geben die Proceedings of the society of antiquaries in Scotland, vol. II, p. 1, Edinb., in der die Sitzungen von 1855 und 1856 umfassenden Nummer in folgender Abhandlung Auskunft: Notices of ancient Gaelic poems and historical fragments in a ms. volume (written in the year 1512 to 1529) called „the Dean of Lismore's book“ in the advocate's library. By the Rev. Thomas M'Lauchtan, Edinburgh. Dies Manuscript wurde der Hochländischen Gesellschaft von John Mackenzie, vom Temple in London, der M.'s Testamentsvollstrecker war, geschenkt. Es sind in diesem Manuscripte Fragmente enthalten, aus denen hervorgeht, dass Gedichte, angeblich von Ossian, dem Sohne Fingal's, verfasst, in den schottischen Hochlanden im 16. sec. vorhanden und in der Landessprache niedergeschrieben waren. Personen, die in diesen Gedichten erwähnt werden, kommen im Ossian Macpherson's vor; die Scene ihrer Thaten ist dieselbe; auch die geschichtlichen Ereignisse sind dieselben. Das bemerkenswertheste Beispiel von Uebereinstimmung zwischen dem Manu-

script und dem Macpherson'schen Ossian ist in dem Gedichte Carthon, wie es Macpherson, Contaoch, wie es das Manuscript nennt.

Aber sowohl dies Gedicht wie „der Tod Oscars“ sind nun von der hochländischen Commission übersehen worden, das letztere, weil es nicht Ossian, sondern Allan M'Borie zugeschrieben wird, das erstere wegen der von Macpherson willkührlich eingeführten Namensveränderung. Demnach bleibt also zwar richtig, was Talvj sagt: Die Commission fand kein einziges Lied, das selbst dem eifrigsten schottischen Patrioten für das Original eines der Macpherson-Ossian'schen Gedichte gelten konnte; aber es kann nicht mehr als richtig gelten, dass überhaupt kein solches altgälisches Gedicht handschriftlich vorhanden ist.

Es beging also Macpherson insoweit eine Fälschung, dass er die Originale, die ihm zu Gebote standen, willkürlich behandelte, namentlich die Helden derselben aus Iren zu Schotten gemacht hat und dann die zweite, dass er gerade diejenigen echten, alten Originale, die von seinen eigenen Uebersetzungen hätten abstechen müssen, verheimlichte, dagegen von den Gedichten, für die er nur Bruchstücke von Liedern zu Quellen oder gar keine Originale hatte, eine Uebersetzung in dem ihm zu Gebote stehenden Gälisch anfertigte.

In der Sitzung vom 31. Mai gab zuvörderst Herr Kannegiesser einen kurzen Ueberblick der provenzalischen Poesie bis zu den noch jetzt bestehenden Blumenspielen, um dann vor allen Dingen die provenzalischen Dichtungen des 14. und 15. sec. genauer zu charakterisiren. Er schloss mit einigen Uebersetzungen derselben seinen Vortrag.

Herr Pröhle hielt darauf einen Vortrag, worin er Nachträge zu seiner Schrift über Bürger gab, anknüpfend an Dasjenige, was er in seinen Nachträgen und Berichtigungen zu dieser Schrift früher schon in Herrig's Archiv niederlegte. In diesen Nachträgen im Archiv ist das in Göttingen erschienene Bild von Molly schon als unecht vermuthet. Es ist in der That das Bild einer Cousine Molly's. Aus Pröhle's mündlichen Mittheilungen erfuhr die Gesellschaft ferner 1) dass noch jetzt eine unverheirathete Tochter Bürger's am Leben ist und 2) dass sich Bürger selbst bei seinem Tode nicht in so schlechten Umständen befand, als man gewöhnlich glaubt. Dieses und Anderes erhellte aus der vollständigen Vorlesung eines an Dr. Pröhle gerichteten Briefes, zu dessen Anhörung er die Gesellschaft um so lieber einlud, als sein Inhalt sich theilweise zur Mittheilung durch den Druck in mehrfacher Beziehung nicht eignet. Er ist übrigens, seit sein Buch über Bürger bei Gustav Mayer in Leipzig erschien, noch in den Besitz vieler anderer werthvoller Mittheilungen über Bürger gekommen, welche er bald für den Druck zu bearbeiten gedenkt. (Die Einsendung von Briefen Bürger's unter seiner Adresse, Berlin, wird ihn zu besonderem Dank verpflichten.)

Darauf unterzog Herr Daffis die in einer frühern Sitzung (vom 15. Februar) von Herrn Heller aufgestellte Regel für die Flexion der

starken Verba einer nochmaligen Untersuchung vom Standpunkte der historischen Grammatik aus. Herr Kewitsch trug eine Kritik der Ansichten Corneille's über das Drama vor.

Der Vorsitzende legte am Schlusse der Sitzung nachstehende Mittheilung des correspondirenden Mitgliedes, des Herrn William Lowes Rushton in Liverpool, der Gesellschaft vor:

Shakspeare's Legal Maxims.

Portia.

To offend, and judge, are distinct offices,
And of opposed natures.

Merchant of Venice, Act 2, Scene 1.

Queen Katherine.

I do believe,
Induced by potent circumstances, that
You are mine enemy; and make my challenge,
You shall not be my judge: for it is you
Have blown this coal betwixt mylord and me,
Which God's dew quench! Therefore, I say again,
I utterly abhor, yea, from my soul,
Refuse you for my judge; whom yet once more,
I hold my most malicious foe, and think not
At all a friend to truth.

Henry VIII, Act 2, Scene 4.

Nemo debet esse judex in propria sua causa (12 Rep. 113), No man ought to be judge in his own cause. It is a fundamental rule in the administration of justice that a man cannot be judge in a cause in which he is interested (Per Cur. 2 Stra. 1173): nemo sibi esse judex vel suis jus dicere debet (C. 3. 5. 1). If a man will prescribe, that if any cattle were upon the demesnes of the manor there doing damage, that the lord of the manor for the time being hath used to distrain them, and the distress to retain till fine were made to him for the damages at his will, this prescription is void; because it is against reason, that if wrong be done any man, that he thereof should be his own judge; for by such way, if he had damages but to the value of an halfpenny, he might assess and have therefore one hundred pounds, which should be against reason. And to such prescription, or any other prescription used, if it be against reason, this ought not, nor will not, be allowed before judges; quia malus usus abolendus est: an evil or invalid custom ought to be abolished (Littleton's Tenures. Section. 212). It is also a maxim of the Law of England that, Aliquis non debet esse judex in propria causa, quia non potest esse judex et pars (Co. Litt. 141. a).

Olivia.

This practice hath most shrewdly passed upon thee;
But, when we know the grounds and authors of it,
Thou shalt be the plaintiff and the judge
Of thine own cause.

Twelfth Night, Act 5, Scene 1.

Portia and Queen Katherine both seem to refer to this maxim; and Olivia promises, when the persons are discovered who have made Malvolio,

„The most notorious geck, and gull,
That e'er invention play'd on,“

that she will then allow him to be both plaintiff and judge of his own cause, notwithstanding that, nemo debet esse judex in propria sua causa.

Cranmer.

Ah, my good lord of Winchester, I thank you,
You are always my good friend: if your will pass,
I shall both find your lordship judge and juror.

Henry VIII; Act 5, Scene 2.

Ad quaestionem facti non respondent judices, ad quaestionem legis non respondent juratores (8 Rep. 308). It is the office of the judge to instruct the jury in points of law — of the jury to decide on matters of fact (Co. Litt. 295 b; 9 Rep. 13). It is the office of the judges to instruct the grand assize or jury in points of law; for as the grand assize or other jurors are triers of the matters of fact, ad quaestionem facti non respondent judices, to, ad quaestionem juris non respondent juratores (Co. Litt. 295 b). It is of the greatest consequence to the law of England and to the subject that these powers of the judge and jury be kept distinct, that the judge determine the law, and the jury the fact; and if ever they come to be confounded it will prove the confusion and destruction of the law of England (Rex v. Poole, Cas. temp. Hardw. 28).

Shylock.

My deeds upon my head I crave the law,
The penalty and forfeit of my bond.

Portia.

Is he not able to discharge the money?

Bassanio.

Yes, here I tender it for him in the court;
Yea, twice the sum: if that will not suffice,
I will be bound to pay it ten times o'er,
On forfeit of my hands, my head, my heart:
If this will not suffice, it must appear
That malice bears down truth and beseech you,
Wrest once the law to your authority:
To do a great right, do a little wrong;
And curb this cruel devil of his will.

Portia.

It must not be; there is no power in Venice
Can alter a decree established:
'Twill be recorded for a precedent;
And many an error, by the same example,
Will rush into the state: it cannot be.

Merchant of Venice, Act 4, Scene 1.

Portia may expound the law of Venice: but in the English law it is also an established rule to abide by former precedents, stare decisis,

where the same points come again in litigation. An English judge is sworn to determine, not according to his own private judgment (see per Lord Camden. 19 Howell State Trials. 1071; per Williams, L., 4 Cl. and Fin. 729) but according to the known laws and customs of the land; not appointed to pronounce a new law, but to maintain and expound the old, jus dicere et non jus dare (1 Bla. Com. Per Lord Kenyon, C. F. 5 T. R. 682. 6 Id. 605 and 8 Id. 239 per Grose F., 13 East, 321 per Lord Hardwick, C. Ellis & Smith, 1 ves. jun. 16. T. R. 696. 1. Band B. 563. Brom. Max.).

Omnis innovatio plus novitate perturbat quam utilitate prodest (2 Bulstr. 338). — „Every innovation occasions more harm and derangement of order by its novelty, than benefit by its abstract utility." The ancient judges of the law have ever (as appeareth in our books) suppressed innovations and novelties in the beginning as soon as they have offered to creep up, lest the quiet of the Common Law might be disturbed and to have acts of parliament done the like (Co. Lift. 379 b). The judges say in one book, we will not change the law which always hath been used. And another saith, it is better that it be turned to a default than the law should be changed, or any innovation made (Co. Litt. 282 b). The rule stare decisis does however, admit of exceptions, where the former determination is most evidently contrary to reason, or if it be clearly contrary to the divine law.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Lohengrin. Zum erstenmale kritisch herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. H. Rückert zu Breslau. Quedlinburg und Leipzig 1858, Basse. (36. Bd. der Bibl. der gesammten deutschen Literatur.)

Der Lohengrin wird nicht mehr so geschätzt wie einstmals, doch als interessantes Denkmal einer noch immer bedeutenden Zeit verdient er wohl eine neue Bearbeitung, da die Ausgabe von Görres nur eine ganz unkritische heissen durfte. Sie ist ihm durch Prof. Rückert in vortrefflicher Weise zu Theil geworden.

Nur zwei Heidelberger Handschriften enthalten das Gedicht vollständig; beide entstammen einer Quelle, die auf Baiern zurückzuführen ist, beide sind schon wieder von dem mittelrheinischen Dialekte gefärbt; der Herausgeber verglich sie von neuem. Wegen zweier Fragmente, in Coblenz gefunden, musste er sich auf Abdrücke verlassen. Danach ist auf kritischem Wege der Text des Lohengrin so hergestellt worden, wie es bei diesen Hülfsmitteln möglich war.

Der Lohengrin erscheint als eine Episode aus dem Wartburgkriege; Wolfram erzählt auf Klingsor's Frage nach Artus und seinen Helden die Geschichte Lohengrin's, Hauptbegebenheiten sind, 1) der Kampf zwischen Klingsor und Wolfram, 2) Lohengrins Sendung zum Schutz der Else von Brabant, 3) Lohengrins andere Thaten, hauptsächlich in Kaiser Heinrichs Kämpfen mit den Ungarn und mit den Sarazenen, 4) Lohengrins Heimkehr zum Gral, 5) die weitere Geschichte jenes Kaiser Heinrich und seiner Nachkommen bis zu dem Kaiser Heinrich der Baier oder Heinrich II.

Der Dichter nennt sein Werk bald Aventiure bald Buch; mit Buch macht er auf grössere Glaubwürdigkeit, auf grössere Gelehrsamkeit Anspruch. Mit Recht, denn in seinem eigentlichen Kerne enthält das Buch nichts von den für die Zeit wunderbaren Begebenheiten, sondern nur solche, die nach dem Bewusstsein der Zeit der unmittelbaren Wirklichkeit entsprachen, wohin selbst die Erzählung von dem Schwanenritter gehört, denn diese verknüpft sich mit historischen Lokalen und Familien. Es ist also ein historisches Gedicht; auf dem historischen Boden hält sich auch die Motivirung der Begebenheiten, die psychologische Zeichnung der Personen.

So der Kaiserchronik und andern Werken verwandt ist der Lohengrin doch auch wieder davon verschieden. Denn der Dichter will Dichter sein, nicht das Erzählen ist ihm die Hauptsache, sondern das freie Gestalten, daher er die Begebenheiten umstellt, Züge heraushebt, hinzufügt. Und indem diese freie Thätigkeit des Verfassers überwiegt, gehört der Lohengrin ganz in die Reihe der eigentlichen Poesien. Der Dichter nennt sich ausdrücklich einen Nachahmer Wolframs. Der Schluss des Parzival hat ihn angeregt,

Wolframs Einfluss ist überall sichtbar. Die Episode des Lohengrin bei Wolfram ist in diesem Gedichte nur weiter ausgeführt. Aber eben diese Ausführungen sind dem Dichter eigenthümlich, sie unterscheiden ihn von andern Bearbeitern desselben Stoffes in deutscher Sprache. Dass er eine französiche Quelle benutzt habe, dafür liegt keine Annahme vor, nirgends eine Spur von Kenntniss des Französischen. Auch eine lateinische Quelle hatte er nicht, nirgends zeigt er Kenntniss der lateinischen Sprache. Er beruft sich auf Autoritäten, aber unbestimmt, er arbeitete nach mehreren Quellen.

Das Gedicht ist eingekleidet als Episode des Wartburgkrieges. Der grösste Theil des Anfangs findet sich in den Redactionen des Wartburgkrieges wieder. Aber dennoch hat er nicht beabsichtigt, diese Verse für seine eigenen auszugeben, wie er auch nicht daran gedacht hat, sein Werk Wolfram unterzuschieben; deshalb weil er ihn öfter als Erzähler auftreten lässt. Unserm Dichter war es nur um einen gelehrten Eingang zu thun, er hielt die Strophen des Wartburgkriegs, in denen Wolfram Klingsor befehdet, so gut wie den untergeschobenen Titurel für Wolframs Werk. Der erste Theil des Aufgenommenen steht aber zur Geschichte des Lohengrin in keiner innern Beziehung; aber gerade dieser Anfang war besonders beliebt. Nicht im Wartburgkriege findet sich Str. 4, eine Apostrophe an Wolfram; der Verfasser setzte hinzu, um das Verhältniss zwischen Wolfram und Klingsor recht deutlich zu machen; ebenso neu sind Nr. 26 und 29. Ausserdem aber hat er öfters Umstellungen vorgenommen, die mitunter als Verbesserungen erscheinen. Im Einzelnen wiederum erscheinen vielfache Abweichungen in den Lesarten, die sich als selbständige Bearbeitung der Urquelle der jetzigen Redactionen des Wartburgkrieges erklären mögen, da dies Gedicht ja die mannigfachsten Schicksale erfahren hat; am meisten verwandt ist der Lohengrin der Jenaer Handschrift des Wartburgkrieges.

Der darauf folgende Theil erweist sich als Erweiterung der Episode im Parzival; doch kommen unabhängig vom Parzival und vom Wartburgkriege noch verschiedene namentlich genannte, näher bezeichnete Personen vor, die er anders woher entlehnt zu haben scheint. Hier schöpfte er wahrscheinlich, nicht aus einem vorliegenden Gedicht in deutscher oder fremder Sprache, sondern aus einer deutschen, vielleicht niederdeutschen Prosalegende, welche zunächst aus einem lateinischen Original, das auf eine französische Quelle zurückzuführen ist, entlehnt ist. Der zweite Hauptheil des Gedichts, V. 2524—2910, erzählt den Ungarnkampf des Kaisers Heinrich. Als Quelle in diesem Theile ist schon von Görres, dann von Massmann die Repkauische Chronik genannt; Namen und Verkettung der Begebenheiten stimmen. Nur hier aber ist die Schwanenrittersage mit Heinrich I. in Verbindung gesetzt; auffallend ist, dass der Dichter nicht lieber Karl den Grossen oder Otto wählte, er wählte aber Heinrich I. wahrscheinlich nur deshalb, weil der Hauptzweck, das Lob des letzten Sachsen Heinrich II, am wirksamsten erreicht wurde, wenn der erste Sohn des Hauses, noch dazu gleiches Namens, zur Hauptfigur erhoben wurde.

Der dritte Hauptheil stellt Lohengrin als Theilhaber an der Niederlage der Saracenen und der Romfahrt des Kaisers Heinrich dar, V. 3503—6698, fast die Hälfte des Gedichts, durch mehrere andre ausführlich ausgeschmückte Begebenheiten an den Ungarnkrieg angeschlossen. Vielleicht hat er hier dieselbe Quelle benutzt, wie in dem vorhergehenden Abschnitt, nämlich nicht die eigentliche Rapkadische Chronik, sondern eine noch unbekannte oberdeutsche Bearbeitung und Fortsetzung derselben. Jedenfalls aber hat er die Saracenenschlacht Heinrichs I. und des Schwanritters Antheil daran selbst erfunden; er musste es, weil sonst der Schmuck der glänzendsten Thaten des Ritterthums fehlte, denn die Ungarn sind für seine Zeit nicht die specifischen Heiden, es sind nur die Saracenen die ewigen Gegner des Christenthums. Und hier nun namentlich entlehnt die Einzelheiten der Darstellung der Verfasser Wolfram, dem jüngeren Titurel und

besonders dem Willehalm. Die deutschen Namen, die er zum ersten Male nennt, sind sein Eigenthum, er nennt auch schon mit Uebergehung der eigentlichen Personennamen nur die Landesnamen bei solchen Führern, die nicht in den Vordergrund treten, sich wohl bewusst, dass er nicht, um unglaubwürdig zu erscheinen, die bestimmten Namen setzen durfte. Auch die sarazenischen Namen sind grösstentheils nur Namen der Reiche; diese Länder- und Völkernamen sind alle aus dem Willehalm und Titurel entlehnt; die sarazenischen Eigennamen aber stimmen weder mit denen im Parzival oder Willehalm noch mit denen im Titurel, der Dichter bedurfte neue.

Der Schluss des Gedichtes enthält chronikenartig die Geschichte der sächsischen Kaiser, woran sich die Empfehlung des Dichters an die Leser und in den Schutz der heiligen Jungfrau schliesst. Vorher geht die Katastrophe, wodurch Lohengrin zur Rückkehr genöthigt wird. Er hatte hier dieselbe Quelle wie im ersten Haupttheile, die Abweichungen von Wolfram fliessen aus einer noch unbekannten Bearbeitung der Schwansage, die fremdartigen Zuthaten, wie die Vorgänge in Köln, sind von ihm hinzugesetzt, um den überlieferten Ort der Katastrophe, des Scheidens Lohegrins, Köln, zu motiviren.

Da der Herzog von Baiern des Reiches Schenke und Kurfürst heisst, 1290 aber der König von Böhmen als solcher bestätigt wurde, so kann das Gedicht nicht nach 1290 verfasst sein; es ist aber, da der Dichter sich auf das unbestrittene Reichsstaatsrecht in Betreff der Kuren und Erzämter beruft, aber erst 1275 der Streit zwischen Baiern und Böhmen geschlichtet wurde, die Schrift, auf die sich der Dichter beruft, nichts als ein Rechtsbuch d. i. der Schwabenspiegel sein kann, derselbe aber nach 1276 entstanden ist, das Gedicht nicht vor 1276 verfasst, also zwischen 1276 — 1290. Das Lob des Baierlandes 7617 etc. scheint darauf hinzudeuten, dass der Verfasser in Baiern lebte. Vielleicht stand er in näherer Beziehung zu Herzog Heinrich von Niederbaiern (1253 — 1290) und zu dessen Lobe ist denn besonders der gleichnamige und gleichfalls durch fromme Stiftungen ausgezeichnete Kaiser Heinrich II. gefeiert. Doch ist damit nicht gesagt, dass der Verfasser ein Baier war; er ist in ganz Deutschland umhergezogen, genauer kennt er die Rheingegenden, auf eine sächsische Abkunft ist nicht zu rathen. Auch ist er nicht Frauenlob, der ebenso wenig Verfasser des Wartburgkrieges ist, wie Ettmüller meint, Frauenlob ist nicht so unmittelbar von Wolfram abhängig, auch nicht als epischer Dichter bekannt, nennt auch nirgends den Baiern als Kurfürsten und Schenken.

Lachmann nahm an, dass das Werk von zwei Verfassern herrühre, deren erster bis Strophe 64. geschrieben, der erste Theil sei im Reime correcter; aber es finden sich auch hier Incorrectheiten und später hin und wieder reine Parthieen; und in jenem Anfange ist ein grosser Theil unmittelbar dem Wartburgkriege entlehnt. Verschiedenheiten in den Namen, wie Lohengrin und Loherangrin, beweisen auch nicht für die Verschiedenheit mehrerer Verfasser.

Was den Versbau betrifft, so hat der Dichter die zehnzeilige Strophe des Wartburgkrieges angenommen und beobachtet deren Gesetze; manche Rohheiten sind seiner geringern Uebung, manche auch der schlechten Ueberlieferung zuzuschreiben. Im 4. Fuss des 7. Verses ist Cäsur, doch kommen auch Verstösse vor. Der Versbau ruht auf dem Princip der Sylbenzählung, wesshalb oft ungewöhnlich zur Ausfüllung der Senkung das stumme e dient; nur in Compositis macht oft die erste Silbe einen ganzen Fuss aus. Häufiger ist eine unregelmässige Ueberladung der Senkungen. Der regelmässige einsilbige oder aus zwei schwachbetonten Silben bestehende Auftact fehlt häufig. Der Mangel an technischer Gewandtheit hat den Dichter oft zu Abweichungen von den strengen Regeln des Reimgebrauches genöthigt; aber für diese Licenzen hat er Vorbilder, er ist nicht an einen bestimmten Dialekt gebunden, sondern verfährt eklektisch. Stehend ist die Abwechselung

zwischen stumpf und klingend gereimten Versen; die Strophe hat vier klingende und sechs stumpfe Reime, die stumpfen Reime machten dem Dichter die meiste Noth. Alle Unregelmässigkeiten aber, welche vorkommen, berechtigen durchaus nicht zu Schlüssen über die Heimath des Verfassers.

Hölscher.

Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. Von Dr. Daniel Sanders, korrespondirendem Mitgliede der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen in Berlin. Leipzig, O. Wigand.

Schneller, als es sich bei dem ungeheuren Umfange der Arbeit erwarten liess, hat Herr Dr. Sanders sein Vorhaben ausgeführt: im Jahre 1854 erschien das Progamm eines deutschen Wörterbuchs (S. Archiv 16. Bd. p. 450), jetzt liegen schon die drei ersten Lieferungen desselben, die Buchstaben A und beinahe B enthaltend, vor.

Wie ich bei der Anzeige jenes Programms im Archiv mich aufrichtig freuen durfte, dass Sanders den kühnen Entschluss gefasst, als Lexikograph selbstständig aufzutreten, so muss ich jetzt mit der ungetheiltesten Freude das Erscheinen der ersten Hefte begrüssen. Diesen ersten Heften werden in rascher Folge, — alle acht Wochen eins, — die übrigen nachkommen, und es wird, so weit sich das vorher bestimmen lässt, in 20 Heften oder Lieferungen das Ganze gedruckt vorliegen. Sanders beabsichtigt bekanntlich, „den gegenwärtigen hochdeutschen Sprachschatz möglichst vollständig zusammenzutragen, denselben nach einem wohlüberdachten, dem Wesen unserer Sprache gemässen Plan zu ordnen und in klarer, übersichtlicher, jedem Gebildeten verständlicher Darstellung dem Nachschlagenden zugänglich zu machen.“ Das Wörterbuch, das neben der Literatur die Sprache des Umgangs und des Verkehrs, die Ausdrücke des Handels, der Gewerbe und der Künste berücksichtigt, umfasst im Allgemeinen die Zeit von Luther bis auf die Gegenwart, jedoch mit Ausschluss alles ganz Veralteten oder nur Mundartlichen. Von den Fremdwörtern sind nur die gewöhnlichsten, im Verkehr oder bei mustergültigen Schriftstellern am häufigsten vorkommenden berücksichtigt worden. Bei der Anordnung der Wörter befolgt Sanders nicht die gewöhnliche Methode, jedes Wort als besonderen Artikel hinzustellen, sondern gruppirt die Wörter nach den Stämmen. „Die Zusammensetzungen, wozu in weiterem Sinne auch die durch Vorsilben gebildeten Wörter gehören, werden so nicht auseinandergerissen und nach den verschiedenen Anfangsbuchstaben im Wörterbuche vertheilt, sondern sie erfordern eine zusammenfassende Behandlung unter dem jedesmaligen Grundworte d. h. dem letzten Theile der Zusammensetzung.“ Gern wird man dem Verfasser beistimmen, dass durch diese Zusammenordnung des Zusammengehörenden, so manche Unbequemlichkeit auch für das Aufschlagen eines Wortes damit verbunden sein kann, auf alles Einzelne ein helleres Licht fällt und eine unnütze Menge sonst ganz unvermeidlicher Wiederholungen erspart wird, dass so nur eine innere Vollständigkeit möglich ist, während eine äussere doch immer bei der lebendig fortwachsenden Sprache nur problematisch, ja unmöglich ist. Die Bedeutung der Wörter sucht der Verfasser, auch mit Rücksicht auf die hauptsächlichsten sinnverwandten, bestimmt und erschöpfend, gleichzeitig aber auch möglichst kurz und, wo mehrere Bedeutungen eines Wortes aufzuführen sind, in übersichtlicher Anordnung anzugeben. Die Beispiele und Belege nimmt er aus den drei letzten Jahrhunderten;

er wählt die bedeutsamsten aus den anerkannt besten Schriftstellern aus, räumt aber zuweilen auch dem minder bekannten Namen den Vorzug vor dem berühmteren ein. Wo durch solche Stellen etwas besonderes für die Bedeutung oder den Gebrauch eines Wortes bewiesen wird, ist die genaue Stellenangabe beigefügt. Die Etymologie berücksichtigt er bei den Fremdwörtern nur so weit, dass er die Sprache angiebt, der dieselben entlehnt sind. Bei den wirklich deutschen Wörtern folgen am Schlusse des Artikels kurz und ohne allen gelehrten Prunk die sicheren oder mindestens wahrscheinlichen Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung über die Abstammung. Das Ganze ist auf zwei Bände berechnet, die in Lieferungen, alle acht Wochen eine Lieferung à 10 Bogen, in drei bis vier Jahren erscheinen sollen. Jede Lieferung kostet nur 20 Silbergroschen. So viel aus der Ankündigung über Umfang, Aufgabe und Anordnung dieses Wörterbuchs.

Dieser Ankündigung ist noch in 15 Paragraphen eine Anleitung zum Gebrauch des Wörterbuchs beigegeben und ein Verzeichniss der hauptsächlichsten Abkürzungen: — etwa 250.

Man sieht, der Verfasser hat es sich nicht leicht gemacht, aber man sieht zugleich auch, dass er bei gebildeten Leuten, denn nur für diese, nicht für eigentliche Gelehrte hat er seine Arbeit bestimmt, nicht Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit, leichte Befriedigung einer gewissen Neugier u. dgl. sucht.

Schon der oberflächliche Einblick in die enggedruckten, von vielen Abkürzungen, Citaten und eingeklammerten Erklärungen strotzenden Columnen (drei auf jeder Quartseite) muss uns Achtung einflössen vor dem riesigen Fleisse des Verfassers. Diese Achtung muss unwillkürlich einer gewissen Bewunderung Raum geben, wie es möglich ist, dass eine Kraft so ungeheurer Anstrengung in verhältnissmässig so kurzer Zeit gewachsen gewesen ist. Denn dass Sanders vor einigen Jahren noch nicht den Entschluss gefasst hatte, selbst zur Ausarbeitung eines Wörterbuchs zu schreiten, scheint mir unzweifelhaft. Eine genauere Prüfung, eine Durchsicht einzelner Artikel lehrt aber erst den Werth und Segen einer solchen Arbeit recht ermessen. Und hierbei ist weniger Nachdruck zu legen auf die grosse Belesenheit, den Umfang und die Masse der Citate, als auf die gewissenhafte Sorgfalt, die selbst dem Unscheinbarsten gewidmet ist, auf die Schärfe und Genauigkeit in den Definitionen der Wörter und der Synonymen. Ferner gewinnt der denkende Leser unendlich oft Belehrung für das Verständniss der Lectüre durch die zahllosen Erklärungen von oft schwierigen Stellen. Man kann daher jedem Gebildeten den Gebrauch des Buchs nicht genug empfehlen. Er wird nicht bloss die gediegenste Belehrung, sondern bald die vielseitigste Anregung und Unterhaltung in demselben finden. Aber auch der Gelehrte, der Sprachforscher, der Lexikograph, der Grammatiker, alle finden Stoff für ihre speciellen Studien. Dabei hat der Verfasser wohlweisslich im Interesse der Käufer alles Ueberflüssige möglichst abgeschnitten. Diese anfangs etwas unangenehm berührende Kürze in Ausdruck und Darstellung wird noch wesentlich gesteigert durch die schon oben erwähnten unzähligen Abkürzungen. Und hier, glaube ich, hätte der Verleger etwas splendider sein können. Der kleine Druck, die vielen Abkürzungen, die vielen Parenthesen und Hinweisungen, — die allerdings unumgänglich nothwendig sind und den Werth des Buches um Vieles erhöhen, — haben beim ersten Anblick etwas Zurückstossendes und Abschreckendes. Dies wird aber bei längerem Gebrauche sehr gemildert, und man ist zuletzt schon deswegen ganz zufriedengestellt und einverstanden, weil die anfänglich kleine Unbequemlichkeit durch zu grossen äusseren und inneren Vortheil aufgewogen wird. Eine grössere Unbequemlichkeit beim Gebrauch rührt davon her, dass oft mehrere Artikel, welche nicht eine Reihe füllen, ohne Reihenabsatz hintereinander stehen. Die Wörter werden dadurch zu sehr versteckt und dem Blicke des Aufsuchenden entzogen. Es sind so oft zwei, drei, ja

sechs Artikel zusammengeschoben unter einen Absatz, während an anderen Stellen kein Grund ersichtlich ist, warum nicht dasselbe geschehen. Diese Anordnung ist mir am meisten im 1. Hefte entgegengetreten, in den folgenden viel seltener, oft seitenlang gar nicht. Entweder ist dies Zufall, oder der Verfasser hat selbst das Bessere angeordnet.

In Bezug auf das Aeussere ist mir noch aufgefallen, dass der Verfasser den Diphthong, wenn er betont ist, mit zwei Quantitätszeichen der Länge versieht. Abgesehen davon, dass dies ganz ungewöhnlich ist, wird der Leser zuerst auf den Gedanken gebracht, als seien es zwei Silben. Vom metrischen Standpunkte aus betrachtet ist die Sache noch schlimmer; am allerschlimmsten offenbar für den Ausländer. Denn wie soll er Ääk oder Ääl doch anders lesen als zweisilbig? Erst durch Vergleichung oder gründliches Studium der Anleitung wird er sich endlich orientiren können und das Richtige aneignen. Zuweilen fliessen von selbst die beiden Striche in einen zusammen, da ist es besser und hat nichts Auffallendes. Dass die Quantitätszeichen oft fehlerhaft, ja sogar vorn in der Anleitung zum Gebrauch, angegeben sind, ist nicht befremdend; es sind eben Druckfehler, die sich so leicht einschleichen und bei der Correctur so leicht zu übersehen sind. So z. B. bei Altan (–⏑ statt ⏑–́) unter Bild Altarbild (⏑–́–). Unter Ana ist das griechische ana ohne Angabe der abweichenden Quantität gegeben. Bei Analyse fehlt es. Anathēma wäre wohl, da es nur von Gelehrten gebraucht wird, richtiger Anáthema bezeichnet worden.

In Bezug auf die Orthographie habe ich fast nichts zu erinnern. Der Verfasser hat überall die bis jetzt gebräuchliche beibehalten und sehr zweckmässig auch das ß. Aufgefallen ist mir nur, dass er Hilfe schreibt, dass er abſtrahiren, abſtract, abſtrus drucken lässt, statt abstrahiren, abstract, abstrus. Ferner dass er in den französischen Wörtern die moderne Aussprache verschmäht hat. Er lässt Billjard, Billjet u. s. w. aussprechen. Das französische g giebt er durch sh; sj wäre vielleicht etwas entsprechender gewesen.

Was aber das Innere betrifft, den Werth und Gehalt des Werks, so habe ich mich schon oben hinlänglich darüber so ausgesprochen, dass unmöglich zu erwarten ist, dass ich wesentliche Ausstellungen zu machen habe. Dass eine Aufgabe so massenhafter Arbeit von einem Einzelnen so sollte gelöst werden, dass nicht irgend Etwas sollte anders, oder meinetwegen besser oder richtiger oder vollständiger sein können, ist nicht denkbar. Und wollte ich auch nur Kleinigkeiten bemerken, wie z. B., dass der Verfasser in den Erklärungen mir bisweilen zu ausführlich oder nicht immer verständlich genug erscheine, wie etwa Manches unter Aal; dass er bei den Sononymen zu viele Beispiele selbst gemacht habe, z. B. S 32 bei änderbar; dass er manchmal, vielleicht oft sich geirrt oder übereilt habe, z. B. bei Acheron, Beizer; einige Eigennamen gegeben, sehr viele aber ausgelassen habe; bei einigen Artikeln bezeichnende oder ganz gewöhnliche Beispiele übersehen habe z. B. bei aber die Anfänge in Volksliedern älterer und neuerer Zeit (Soltau, Uhland, Rollet); dass oft bei den Citaten Angabe der Stelle fehle; dass die alphabetische Reihenfolge der Beispiele doch nicht immer beobachtet sei u. dgl. m., so kann dies Alles dem Werthe des Werkes nicht Abbruch thun. Ausserdem ist ja die Aufgabe, für Gebildete zu schreiben, ein Wörterbuch nicht streng oder bloss wissenschaftlicher Art zu schreiben, eine so weite, in mancher Hinsicht unbestimmte, dass es dem Verfasser oft genug schwer geworden sein wird, sich derselben zu accommodiren. Hinsichtlich der citirten Schriftsteller wünschte ich wohl, dass der Verfasser am Schlusse des Werks, oder besser der Vorrede, ein Verzeichniss derselben unter Angabe der Zeit wenn auch nur nach Jahrhunderten angäbe. Manche derselben sind gewiss jedem Gebildeten, viele auch den Gelehrteren unter denselben völlig unbekannt. Ich nenne nur Namen wie Garzoni, Schaidenraisser, Eppendorff, Vollmann, Reyff, Reithardt u. s. f. Schon der Ver-

vechselung wegen wäre die eine oder andere Notiz wünschenswerth, z. B.)ei Eberhard Müller u. a.

Ich schliesse meine kurze Anzeige, wie ich sie begonnen, mit dem Auslrucke der ungetheiltesten Achtung, des wärmsten Dankes für so reiche, iber alle Erwartung reiche Gabe. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, ;unächst sein begonnenes Werk zu beenden, sodann aber auch, durch riederholte Ueberarbeitung dasselbe einer immer grösseren Vollendung ent;egenzuführen.

Berlin. Dr. Sachse.

)stfriesisches Wörterbuch. Gesammelt und herausgegeben von Cirk Heinrich Stürenburg, Rath zu Aurich. Aurich 1857.

Vörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen oder Göttingisch-Grubenhagensches Idiotikon, gesammelt und bearbeitet von Georg Schambach, Rector des Progymnasiums zu Einbek. Hannover 1858.

Die erhöhte Thätigkeit auf dem Gebiete des Niederdeutschen hängt. veniger mit dem Bestreben einiger Männer zusammen, dem Plattdeutschen, ler Sprache der gewöhnlichen Unterhaltung in Land und Stadt Niederdeutschands, im Gegensatz gegen die hochdeutsche Schriftprache eine grössere Geltung zu gewinnen, oder sie etwa zur Schriftsprache zu erheben, als vielnehr mit dem gelehrten Interesse, den niederdeutschen Sprachschatz, der in nanchen Gegenden unter der mächtigen Einwirkung des Hochdeutschen)eeinträchtigt oder verkümmert ist, zusammenzubringen und zu wissenschaftichem Gebrauch zu fixiren. Die Bemühungen jener Männer, die unter inem gewissen Anschein und Schimmer von Patriotismus das Volksidiom :ur Schriftsprache erheben möchten, sind, man darf es wohl sagen, vergebens; ler Erfolg, den einige ihrer Schriften gehabt haben, für die wirkliche Ver)reitung und Erhaltung des Plattdeutschen nur scheinbar und erfolglos. Möchten doch nur diese wenigen Dichter und Verfasser von Geschichtchen ınd Anekdoten sich nicht täuschen! Das Beste selbst, was in dieser Art ıeuerdings erschienen ist — ich halte Klaus Groth's Gedichte dafür — wird)hne Zweifel mehr von Hochdeutsch Gebildeten, die des Plattdeutschen nächtig sind, oder aus einem gewissen Reiz wissenschaftlicher oder poeticher Neugier gelesen, als von Bauern und gewöhnlichen Bürgersleuten ;ur Unterhaltung und Lehre, oder gar, was ehedem des gemeinen Mannes fast einzige Lectüre war und vielleicht mancher Orten noch ist, Sonntags ;ur Erbauung.

Die Verfasser vorliegender Wörterbücher sind auch ganz dieser Ansicht iber den Zweck ihrer Arbeit. Stürenburg sagt S. VII der Vorrede: „Der gänzliche Mangel eines solchen Versuchs, die vielfach interessanten Bildungen und Eigenthümlichkeiten unsrer ostfriesischen Sprache durch den Druck ler Zukunft zu sichern, der Wunsch, unseren Landsleuten, die schon nanches ostfriesische Wort unrichtig gebrauchen, die wahre Bedeutung der Ausdrücke und den Zusammenhang des ostfriesischen Idioms mit anderen ilteren und neueren Sprachen zum Bewusstsein zu bringen, den vielen Nichtostfriesen aber, die in unserer Mitte wohnen, für das gewöhnliche Leben und ihre Geschäfte, wo ihnen so mancher Ausdruck aufstösst, der hnen völlig unverständlich sein muss, ein Büchlein zum Nachschlagen oder ;ur Belehrung zu geben, hat uns zur Herausgabe des vorliegenden Werks)ewogen."

Schambach, der die plattdeutsche Sprache schlechtweg die niedersächsische (!) nennt, verlangt wenigstens, dass, da die Thatsache, die allgemeine Schriftsprache, einmal feststehe und den Volksidiomen gegenüber nicht zu ändern ist, von keiner Seite her Etwas geschehe, wodurch das allmählige Absterben eines so herrlichen Zweiges am deutschen Sprachbaum gewaltsam befördert werde. Er beklagt dann, dass im Laufe eines Menschenalters in den Städten das reine Plattdeutsch einem Platthochdeutschen, einer Mischung aus beiden Spracheigenthümlichkeiten gewichen ist und fürchtet, dass diese Veränderung zum Schlimmern auch auf das Landvolk übergehe. Ja er nennt dies zum Theil eine Frucht der Volksschule. Es bleibe dahingestellt, in wiefern diese Behauptung Wahrheit enthalte. Jeder Unbefangene wird aber zugeben müssen, dass, wie die Sachen einmal jetzt stehen, es doch am Ende besser ist, dass in der sogenannten Volksschule hochdeutsch gelehrt werde, als wenn umgekehrt die Volksschule in Stadt und Land der Herrlichkeit der niederdeutschen Sprache wegen sich zum Entgegengesetzten hinneigen müsste. Auch der Verfasser kommt daher zu dem Resultat, dass die Idiotiken hauptsächlich wissenschaftlichen Zwecken dienen müssen. Er weist auf die gleichzeitig erscheinenden Werke der Gebrüder Grimm, Wilhelm Müllers und Kosegartens hin (denen wir Schmitthenner-Weigand, Wurm und Sanders zufügen können), und rechnet darauf, dass A. v. Keller bald mit einem schwäbischen, Kehrein mit einem Nassauischen, Danneil mit einem altmärkisch plattdeutschen Idiotikon hervortreten.

Dass mit allen diesen Werken der gesammte deutsche Sprachschatz noch lange nicht erschöpft sein wird, kann nur der begreifen, der aus eigener Erfahrung weiss, wie oft der nächstgelegne Ort ganz andere Wörter oder dieselben Wörter in ganz anderer Bedeutung gebraucht, und wie selbst die Aussprache und besonders die Vokalisation im Umkreise einer Meile oft mehrfach wechseln. Dadurch erwächst denn leicht der Wunsch, es möchte ein möglichst mächtiges, gleichzeitiges Zusammenwirken sachverständiger Männer aller deutschen Gaue erzielt werden, deren Ausbeute, zu einem Corpus verarbeitet, eine wo möglich vollständige Sammlung aller gebräuchlichen oder schon gebrauchten Wörter lieferte. Dass bis jetzt auch das beste Werk der Art für das Niederdeutsche, das langsam vorschreitende grosse Werk von Kosegarten, nicht Anspruch machen kann, dieser Vollständigkeit einiger Maassen zu entsprechen, lehrt ein oberflächlicher Einblick in die neuesten Speciallexica von Stürenburg und Schambach.

Was nun jenes erstere betrifft, so finde hier zuerst die Bemerkung Platz, dass der Verfasser schon vor Jahresfrist nach vielfachen Leiden von dem Schauplatz irdischer Thätigkeit zu einem höheren Dasein abgerufen ist. Er war nicht bloss ein gesuchter, anerkannt tüchtiger Jurist; er war auch in den Naturwissenschaften und in der Tonkunst bewandert. Ganz vorzüglich aber hat er als correspondirendes Mitglied unserer Gesellschaft Ansprüche auf unsere Theilnahme, und ich weiss sein Andenken nicht besser zu ehren, als indem ich die Worte eines kundigen befreundeten Mannes wiederhole, die bald nach seinem Tode in Frommanns Zeitschrift (die deutschen Mundarten, 5. Jahrgang p. 92) gelesen wurden. „Das ehrendste Denkmal," heisst es dort, „seiner Vaterlandsliebe und seines wissenschaftlichen Strebens hinterliess er uns in seinem ostfriesischen Wörterbuche, einem Werke, das man nur mit Ehrfurcht in die Hand nehmen kann, wenn man bedenkt, dass er es nicht nur seinen spärlichen, ausserdem den vielseitigsten Strebungen gewidmeten Mussestunden abringen musste, sondern demselben auch noch grade während der Zeit seines Leidens die aufopferndste Thätigkeit weihete."

Dass der Verfasser aus Patriotismus die Feder in die Hand genommen, haben wir schon in der oben ausgehobenen Stelle gelesen. Dass er sich seines philologischen Dilettantismus sehr wohl bewusst ist, ersehen wir aus

dem Geständniss p. VII.: „Wir unsres Orts können uns nicht verhehlen, dass unser Bisschen Wissen auf dem Gebiete philologischer Gelehrsamkeit gar jung und grün ist;“ und p. VI. sagt er, das Buch könne sich wegen des Verdienstes hülfreicher Freunde rühmen, viel gelehrter zu sein, als er. Wie dem nun auch sei, der Verfasser bezweckt, da die bekannten Werke von Wiarda und von Richthofen nur Altfriesisches geben, dem bisherigen Mangel eines neufriesischen Wörterbuches abzuhelfen. Er hat ausser einigen handschriftlichen, älteren Sammlungen auch der Beihülfe mehrerer Männer sich zu erfreuen gehabt, theils zur Sammlung des Wortschatzes, theils für die wissenschaftliche Beigabe. In der Schreibung sucht er vorzugsweise das Auricher Idiom darzustellen, weil einestheils das alte friesische Gesetzbuch in dieser dem Holländischen sich nähernden Mundart geschrieben ist, anderentheils der Auricher Dialect schon seit längerer Zeit unter fremdem (niedersächsischen und hochdeutschen) Dialect gestanden hat. Um auch den übrigen Hauptidiomen gerecht zu werden, giebt er einige Bemerkungen über Aussprache und schriftliche Darstellung einiger Vocale und Consonanten. Das Bestreben, einfach und dem hochdeutschen Sprachgebrauch angemessen zu verfahren, ist in jeder Beziehung zu loben. Die erstaunlich geschmacklose und verwirrende Methode, durch allerlei Versetzungen, Um- und Aufdenkopfstellen der Buchstaben, durch Häckchen, Striche u. dgl. alle dialektischen Schattirungen genau zu bezeichnen, hat Stürenburg klüglich verschmäht, ja möglicher Weise gar nicht gekannt. Zur Angabe nur eines nicht hochdeutschen Vocals, des „ö mit einer Brechung in ä,“ gebraucht er o mit darübergesetztem kleinen ä. Dass er den grossen Reichthum der niederdeutschen Vocalisation wohl gekannt hat, beweist die Bemerkung, (p. IX.), dass der Krummhörner, Rheidenländer u. s. f. viele Wörter, in denen die übrige Provinz ein reines o erklingen lässt, mit ganz sonderbaren Mischlauten ausspreche, in welchen fast alle Vocale durchtönen, z. B. das Auricher Koke (Kuchen) als Keoke, ja Keaouke und Kieoauke. Es ist dieselbe Sache, wie anderwärts in niederdeutschen Gegenden, und es ist zu bedauern, dass der Verfasser nicht eine wissenschaftliche Regung gehabt hat, die Gesammtvocalisation wenigstens in einer übersichtlichen Darstellung zu geben. Dass er die langen Vocale durch Verdoppelung giebt und nach kurzen Vocalen die Consonanten gewöhnlich verdoppelt, führt beim Gebrauch des Buches grössere Uebelstände herbei, als er gedacht haben mag. Dass zusammenhängende Wörter dadurch oft auseinandergerissen werden, ist ihm wenigstens nicht entgangen. Durch die gewöhnlichen Quantitätszeichen wäre leicht diesem Uebelstande abzuhelfen gewesen.

Was den Wortschatz betrifft, so hat der Verfasser mit richtigem Takt alle Wörter aufzunehmen gesucht, „die durch Wurzel, Bildung, Verwandtschaft und Bedeutung Aufmerksamkeit zu verdienen schienen.“ „Solche Wortbildungen aber, welche bloss als regelrechte, oder auch anderwärts ganz gewöhnliche, durch die niedersächsische Mundart vermittelte Parallelformen hochdeutscher, gleichbedeutender Wörter anzusehen sind (z. B. leven, lieben, läven, leben, Solt, Salz u. dg. m.)“ hat er ganz ausgelassen. Dass dennoch manche fehlen, erfährt der Verfasser, wie er sagt, täglich, und das ist allerdings sehr begreiflich.

Die wissenschaftlichen Zuthaten, deren der Verfasser in der Vorrede gedenkt, sind in der That von philologischem Standpunkte aus betrachtet, sehr gering. Die besten Bemerkungen sind vielleicht die, welche er selbst aus seiner juridischen Wissenschaft zugefügt hat. Bei der Anordnung der einzelnen Artikel sind auffallender Weise oft mehrere Wörter, die zusammengehörend einen Artikel bilden sollten, als gesonderte gegeben, z. B. apen, offen, Apenlief, Leibesöffnung, apen maken, öffnen. Das mittlere Wort hat der Verfasser für ein Hauptwort gehalten, was man theils aus dem erklärenden Hauptworte ersieht, theils daraus, dass es mit einem grossen Anfangsbuchstaben gedruckt ist; denn nur die Substantive hat er dieser Aus-

zeichnung für würdig gehalten. Ebenso giebt er als besondern Artikel an Togg (im Zuge), to hand und to hands, die doch ihre Stelle unter Togg und Hand finden müssten, wie dies auch häufig bei andern Wörtern geschieht; oder einzelne Verbalformen wie schräven, Particip von schrieven. Diese und ähnliche unphilologische Zuthaten, Mängel und Gebrechen muss man sich gefallen lassen. Und man kann dies auch leicht; denn es sind immer nur Kleinigkeiten im Verhältniss zu dem eigentlichen Werthe des Buchs, der in der Sammlung der Wörter selbst besteht.

Jeder Niederdeutsche wird hier eine Menge von Wörtern finden, die er weder selbst kennt, noch in irgend einem Glossar oder Wörterbuche verzeichnet findet, und mit Vergnügen wird er manches Wort, das er als niederdeutsches in seiner Heimath kennt, auch als ostfriesisches verzeichnet finden. Bei einigen derselben wird ihm begegnen, dass er es in anderer Bedeutung kennt; ja es wird ihm bei einigen zu Muthe sein, als hätte der Verfasser sich geirrt. Z. B. hageböken erklärt er durch: „schwach, verkrüppelt;“ kamp nennt er ein mit Wällen umgebenes Land; kabbeln: „faseln, schwatzen,“ die Bedeutung heftig gegeneinander reden, sich zanken, ist nicht angegeben; bei hennig fehlt die Bedeutung: rasch; klunterig wird von ihm durch „plump, unbehobelt, unbeholfen, unmanirlich“ erklärt. Trotz dieser kleinen Ausstellungen wird das Buch allen Kennern des Niederdeutschen eine willkommene Gabe gewesen sein und zur Bereicherung des deutschen Sprachschatzes wesentlich beitragen.

Das Wörterbuch des Herrn Schambach, ein Idiotikon der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen, ist ebenfalls ein Werk, welches alle Anerkennung verdient. Der Verfasser fasste schon vor fünfundzwanzig Jahren auf Anregung und Aufforderung J. Grimms den Plan, ein solches Idiotikon seiner heimathlichen Mundart zu sammeln. Er hat, so weit seine Zeit dies zugab, unablässig, wenn auch mit Unterbrechungen, sich seiner umfassenden und mühevollen Aufgabe gewidmet. Er hat das gesammte Material selbst und allein gesammelt und förmlich, wie er sagt, dem Volke abgelauscht. Es ist daher auch natürlich, dass trotz des Umfangs der Sammlung viele Wörter fehlen. Um eine einigermaassen vollständige Sammlung aller der Volkssprache einer Gegend eigenthümlich angehörenden Wörter geben zu können, muss man unter dem Volke geboren und aufgewachsen sein. Nur derjenige, der das ist, bleibt von dem Misstrauen des Volks, worüber mit Anderen auch Herr Schambach klagt, verschont; nur ein solcher weiss die Bedeutung der Wörter genau und ist überhaupt im Stande, den Wortvorrath nach seinem ganzen Umfange, in seinen bezeichnenden Unterschieden und Feinheiten und besonders die dem Gebiete des Geistes angehörenden, eigenthümlichen Vorstellungen, gehörig darzustellen. Ebendasselbe gilt von der Aussprache. Die vielen Verschiedenheiten besonders in der Vocalisation gehörig aufzufassen ist Manchem nicht möglich, noch weniger sie auszusprechen. Schambach berührt die Aussprache seiner Gegend viel zu kurz, um das phonetische Element, das mehr oder weniger niederdeutsche Colorit der Vocalisation daraus entnehmen zu können. Nach der Schreibung der Wörter im Wörterbuche zu schliessen, ist die Vocalisation dortiger Gegend nicht sehr umfangreich. In der Vorrede giebt er nur drei speciell plattdeutsche Laute an: öae, ou und ui. Von letzterem sagt er ausdrücklich, dass es nur noch selten sei, statt u. Es fehlte danach in der Göttingisch-Grubenhagenschen Gegend, wie freilich in vielen anderen, das tiefe im Sächsisch-Braunschweigischen Idiom auch ins Hochdeutsch aufgenommene zwischen a und o liegende a wie z. B. gå, pårte, dråt. Auffallender Weise hat das Wörterbuch kein Wort, welches mit ae oder ä anfängt, z. B. ächter. Es fehlen die Vocale äu: äu, äuk, äuge, bäum, gräut; äo: fläo, gräot; åin: schwåin, (Schweinhirt, unterschieden von schwuin, Schwein); eä: eäkern, weärk, beärg; ïë: ïëge, ziëge (gewöhnlich hitte genannt); iu: iule; óë: hóëse (Strumpf); öë: öëverhoëse (Gamasche); üë:

süëge, fuëgel; üi: ui (Euch), uis (Eis) uile, kuiken, sluike (Regenwurm), muigampel (Ameise). Diese wenigen einem Theil der Soester Börde angehörenden Doppel-Vocale machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sie sollen nur beweisen, wie viel reicher die Vocalisation der genannten Gegend ist, als die des Göttingischen und Grubenhagenschen. Hier werden fast alle oben dargestellten Verschiedenheiten durch einfaches a, e, i, o oder u gegeben. —

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, dass das wissenschaftliche Interesse überall mit grosser Sorgfalt wahrgenommen ist. Ausser der Gründlichkeit in der richtigen Erklärung des Wortes nach seiner Bedeutung, der Angabe der Unregelmässigkeiten in der Wortbildung ist mit besonderer Umsicht auf Anschauungs- und Redeweise, Sprüchwörter, Leben, Sitte und Glauben Rücksicht genommen. Es wird Mancher, den die Sprache selbst wenig interessirt, die vielen Sprüchwörter und Redensarten, die vielen ziemlich ausführlichen Angaben über Gebräuche, Spiele, Aberglauben, Spitz- und Schimpfnamen u. dgl. mit Vergnügen und zur Belehrung lesen. Dass auch hier noch Manches fehlt, ist nicht zu verwundern. Es kann dem Verfasser entgangen sein, es kann überhaupt in der Gegend, auf welche er sich beschränkt hat, nicht vorhanden sein. Es ist mir z. B. aufgefallen, dass er wegen des Plur. egger das Wort ei nicht hat. Von kau (Kuh) heisst der Plur. in gedachter Gegend der Soester Börde kögge; von gäos, goëse, fläo, floie. Unter den Thiernamen vermisse ich viele der anderwärts im Plattdeutschen fast allein gebräuchlichen, — Stürenburg hat die meisten derselben — z. B. hitte (Ziege), riune (Wallach), sluike (Regenwurm), muigampel (Ameise), wannerk (Maulwurf), geitling (Drossel), molkentoëber (Nachtfalter) Ebenso habe ich manche Benennungen von Kleidungsstücken vergebens gesucht; doch kann hier, wie unter den Thiernamen, manches Wort in anderer Form oder wegen veränderter Aussprache an einem anderen Orte wirklich gegeben sein.

In jedem Falle wird auch dieses Speciallexicon oder Idiotikon wesentlich dazu beitragen, dem Einzelnen seine Stelle im Gesammtgebiet nationalen Wissens anzuweisen, dasselbe vor völligem Untergange zu bewahren und einen möglichst vollständigen Aufbau der deutschen Sprachwissenschaft anzubahnen. Der Verfasser empfange auch von unserer Seite den wärmsten Dank, dieser wichtigen, höchst zeitgemässen Arbeit so viel Zeit und Kraft gewidmet zu haben.

Berlin. Dr. Sachse.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1858 Nr. 9 — 12.

Wissenschaftliche Mittheilungen: Albert, Erzbischof von Riga und seine Sippschaft in aufsteigender Linie. Von E. F. Mooyer in Minden. Fortsetzung und Schluss.

Die Handschriftensammlung des germanischen Museums. Von Dr. Karl Bartsch in Rostock. Schluss. Verzeichniss der interessantern Handschriften aus einem Kataloge der St. Ruprechtskirche in Salzburg vom Jahre 1433.

Gambrinus. Von Archivar Herschel in Dresden. „In jeder der drei Ausgaben der norddeutschen Chronika des Aventinus von 1566, 1580 und 1602 finden sich vorn die Holzschnitte der zwölf fabelhaften Urkönige Deutschlands. Der siebente derselben heisst Gambrivius. Er trägt zwar keinen Bierkrug, sondern den Helm in der Hand; im Hintergrunde aber sind Gerstenfelder und Biergefässe zu erblicken, und in den Reimen unter dem Bilde auch die Verse zu lesen:

Er hat aus Gersten Maltz gemacht
Und das Bierbräuen erst erdacht.

Das Alles unterstützt die Grässesche Vermuthung (S. p. 81 dieses Jahrgangs des Anzeigers und dagegen p. 179), dass kein anderer, als der Aventinische Gambrivius der Ahnherr des vielbesprochenen Gambrinus sei.„

Mühldorfer Stadtrecht. Von Prof. Dr. Gengler in Erlangen Fortsetzung und Schluss. Einige der wichtigeren Artikel werden nach ihrem vollständigen Wortlaut zur Probe mitgetheilt.

Zum Volpertshäuser Fund. Von Dr. J. Müller, Conservator der Alterthumssammlung des germanischen Museums. Von den zu Volpertshausen, Kreis Wetzlar, gefundenen Münzen ging dem germanischen Museum durch die Freigebigkeit Paul Wigands und des Directoriums der Museen zu Berlin ein nicht unerheblicher Antheil zu. Zwar hat Cappe in seinem fleissigen Werke über die deutschen Kaisermünzen des Mittelalters die Hauptstücke dieses Fundes beschrieben und bestimmt. Da aber in den im germanischen Museum sich befindenden Münzen einige Verschiedenheiten vorkommen, werden einige von Heinrich VI., Philipp und Otto näher beschrieben.

Deutsche Rechtsalterthümer aus Schwaben. Von A. Birlinger in Tübingen. 1. Scharfrichterrechte. 2. Nach Buchloe, die Lisel küssen. „Die schöne Lisel" in Buchloe war eine hölzerne Weibsfigur, eine Strafmaschine für schwere Unzuchtsverbrecher. 3. Strafen für Felddiebe. Eine eigene Strafe für Felddiebe bestand auch in Rottenburg und Tübingen darin, dass ertappte Felddiebe durch eine Vorrichtung plötzlich ins Wasser fielen und erst nach einiger Zeit wieder herausgezogen wurden.

Notizen über Ehehaftgerichte. Von Dr. Julius Staudinger in Cadolzburg. „Nach der Etymologie dürfte es am richtigsten sein, in den Ehe- oder Ehehaftgerichten nur solche Gerichte zu erblicken, welche in bestimmter Zahl zu regelmässigen Zeiten im Jahre abgehalten wurden, während die ausserdem dazwischen nach Bedürfniss gehegten Gerichte Nachgerichte, Nachrechte oder Gerichte schlechthin hiessen." —

Eine neue Handschrift von Nic. von Jeroschin's Deutschordenschronik. Von Ottomar Schönhuth, Pfarrer in Edelfingen. Bericht über eine Handschrift der genannten Chronik vom Jahre 1601, angefertigt durch den Ritter Caspar von Flachsland. Anfang und Schluss derselben werden als Probe mitgetheilt.

Ein Bruchstück eines mittelhochdeutschen Gedichts. Von Dr. Eduard Krömecke in Warburg. Nach einem Zusatz der Redaction gehört dies Fragment ohne Zweifel der von Franz Pfeiffer in seiner Ausgabe von Jeroschins Deutschordenschronik p. LXXI. erwähnten Fortsetzung dieses Werkes an.

„Das Bruchstück einer Magdalenenlegende, von welcher Prof. Dr. Kelle in Nr. 8 p. 255 — 256 den Anfang und Schluss mitgetheilt hat, ist keineswegs unbekannt, sondern gehört zu dem von K. A. Hahn 1845 herausgegebenen Theile des alten Passionals." So Prof. Dr. Pfeiffer in Wien.

Zur Geschichte der Trachten. Von R. v. Rettberg in München Nachträgliche Bemerkungen zu dem interessanten Aufsatze in Nr. 7 des Anzeigers d. J. mit zwei Abbildungen. Er gibt einer früheren Behauptung über Pluderhosen jetzt folgende Fassung: „Geringere haben vielleicht nur selten Pluderhosen getragen, sondern mehr nur Strümpfe oder gar blosse Beine, wie sie in mittelalterlichen Bilderhandschriften oft genug vorkommen."

Alte Glockenumschrift. Von Dr. Ed. Krömeke in Warburg. „In Nr. 12 des Anzeigers vor. J. theilt Dr. Tross eine alte Glockenumschrift aus Herringen bei Hamm mit. Das an der Spitze derselben stehende A ist offenbar Abkürzung von Anno und enthalten die Worte: Sanctus Victor † Bodo nos fundebat die Jahreszahl 1216."

Ueber das Weinschenken in Wesel. Von Leopold Freiherrn von Ledebur, Director der Kunstkammer in Berlin. Vermuthlich ist unter dem Ausdruck: „Ihm wurde zu Wesel der Wein geschonken“ ein Rechtssymbol bei Lehnsübertragung zu verstehen. Es kommt besonders seit der Mitte des 14. Jahrhunderts und bis in die erste Hälfte des folgenden zur Anwendung.

Luthers Geburtshaus zu Eisleben. Von Dr. Joh. Voigt in Königsberg.

1. Bittschrift der Stadt Eisleben vom 17. August 1696 an den Churfürsten von Sachsen, sich bei dem Wiederaufbau des einige Jahre vorher abgebrannten Hauses Luther's zu betheiligen. 2. Ausschreiben der preussischen Regimentsräthe zu Königsberg vom 20. August 1696, zu demselben Zwecke milde Beiträge zu sammeln.

Meister Heinrich von Hesserode. Ein Beitrag zur hessischen Kunstgeschichte von Dr. W. Lotz in Kassel. Mittheilung einer alten Inschrift am Thurme der Stadtkirche zu Homberg in Hessen, aus der hervorgeht, dass der Thurm 1374 gebaut ist und zwar durch einen bisher ganz unbekannten Meister von Hesserode.

Notizen zur Geschichte der deutschen Diplomatik aus Siebenbürgen. Von Friedrich Schuler von Libloy, Prof. an der Rechtsacademie zu Hermannstadt. Die ältesten Siebenbürgischen Urkunden in deutscher Sprache befinden sich im sächsischen Nationalarchiv zu Hermannstadt und sind aus den Jahren 1401 und 1404 den Hermannstädter Kaufleuten ausgestellte Geleitscheine vom Herzog Wilhelm von Oesterreich. Der römisch-katholische Cultus, das fortdauernde Latein und Magyarisch als höhere Amtssprache waren dem Aufkommen des Deutschen nicht günstig. Dabei bleibt es merkwürdig, dass der sächsische, dem niederrheinischen ähnliche Dialekt bis auf wenige Lehnworte nicht in der Schrift gebraucht wurde, vielmehr das ins Hochdeutsche übergehende Oberdeutsch mit mehrfachen schwäbischen Anklängen. Die älteste auf Papier geschriebene Urkunde ist vom Jahre 1292; erst seit der Mitte des 14. Jahrhunderts erschienen mehrere Exemplare. Die Wasserzeichen des Papiers deuten darauf hin, dass das Papier aus Deutschland bezogen wurde: ein Beweis, dass die deutschen Colonien Siebenbürgens mit dem Mutterlande auch bezüglich dieses Handelsartikels in einem sehr regen Verkehr standen.

Der den Ordensmeistern in Deutschland übergebene Codex des Memorials des Strassburger Johanniterhauses. Von Prof. Dr. K. Schmidt in Strassburg.

Der durch seine Schriften über Tauler, und die Mystiker des Mittelalters, besonders über die Gottesfreunde rühmlichst bekannte Prof. Schmidt theilt hier 10 Reime mit, die sich in dem geheimen Briefbuche des Strassburger Johanniterhauses zum grünen Wörth aufgezeichnet finden. Diese 10 Reime gehörten zu ebenso vielen Bildern, die sich bis jetzt nicht haben wollen auffinden lassen. Je werthvoller diese sein müssen, desto unbedeutender an poetischem Gehalt sind diese Reime. Prof. Schmidt würde Nachricht über Handschriften mit den Bildern mit dem grössten Dank hinnehmen.

Die Ausgrabungen zu Rüssenbach. Bericht von Dr. Joh. Müller, Conservator der Alterthumssammlungen des germanischen Museums. Mit 1 Blatt lithographirter Abbildungen. Nach einer kurzen Erwähnung früherer Funde in der Fränkischen Schweiz wird über die Urnen, Eisen und Bronzesachen berichtet, welche bei einer Ausgrabung unweit des genannten Ortes in der Mitte Octobers vor. J. unter Aufsicht eines Beamten des Museums gefunden wurden.

Kloster Altenberg bei Wetzlar. Vom Archivar Herschel in Dresden. Bruchstück einer lateinisch geschriebenen Notariatsurkunde vom Jahre 1430, welche eine Erwerbung des genannten Klosters enthält, welche in Abichts grösserem Werke über den Kreis Wetzlar nicht erwähnt ist.

Verzeichniss der Neuen Bewilligung zum Neuen Kriegszugkh wider die Rebellischen Hungarn. Mitgetheilt von Prof. Dr. W. Soldan zu Giessen, aus einem Manuscript der Giessener Universitätsbibliothek, an dessen Rande von anderer Hand geschrieben steht: Pasquill vom Hungarischen Aufstandt A. 1604. Es ist nichts, als ein humoristisch-satirisches Verzeichniss von Contingenten einzelner Städte und Länder zu einer Bundesarmee. Manches ist für die damalige Zeit wohl bezeichnend genug. Als Beispiel nur Folgendes. Tyrol und Italia schickhen zum Besten 2300 Pfaffenstösser und 3000 Rauchfangkehrer. Würtemberg hat sich erbotten 8000 Hexen zu schicken. Poln erbeuth sich, wofern man sie des neuen Verdachtes entheben will, 4000 hurtige Dieb und 3000 leichtsinnige Königswehler dazu 400 Sackpfeiffer zu schicken. Der König in Hispanien schicket die ausserlessene und beste Buler, darzu 900 Kupler und 700 Geissminner. —

Ueber einige bisher unbekannte Handzeichnungen von A. Dürer. Einer alten Handschrift, über die aus Rücksichten nichts Näheres angegeben werden kann, wird die Notiz entnommen, dass im Jahre 1634 vierzehn Bücher aus der ehemals Willibald Pirkheymerschen Bibliotek, welche A. Dürer mit Bildern versehen hatte, an Mattheusen von Querbeck zu Leyden verkauft sind. Da es möglich wäre, dass die Bücher sich noch irgendwo zu Leyden auffinden liessen, werden die Titel der Bücher genau mitgetheilt.

Landkarte mit Reimen. Von E. Weller in Zürch. Mittheilung von 18 Zeilen aus dem Jahre 1559. Der Landkarte selbst wird mit keiner Silbe gedacht.

Alte Bücherpreise. Vom Archivar Herschel in Dresden. Ein in einer Dresdener Handschrift als Lesezeichen vorgefundenes Papierblatt enthält aus dem 16. Jahrhundert Angaben des Preises verschiedener Bücher.

Zur Geschichte des Judenrechts. Von S. Hahndorf in Kassel. theils Ergänzung, theils Bestätigung des Aufsatzes des Prof. Dr. Gengler zu Erlangen in Nr. 7 des Anzeigers.

Vom Notrecht. Von Dr. Julius Staudinger in Cadolzburg. Da über die Bedeutung dieses Wortes bisher nichts Stichhaltiges mitgetheilt ist, theilt Herr Staudinger folgende Erklärung als die vielleicht richtige mit.

„Das Wort Not kommt häufig im Sinne von rechtlichem Schaden, Unrecht vor; rechten bedeudet heute noch: streiten, klagen. Notrechten mag daher soviel heissen, wie: mit Unrecht streiten und mit Unrecht beklagen und Nothrecht eine unrechte unbegründete Klage bedeuten."

Zur Geschichte der Eideshülfe. Von Dr. Julius Staudinger in Cadolzburg. In einer alten Städteordnung, welche Markgraf Friedrich v. Brandenburg im Jahre 1434 zu Cadolzburg erliess, befindet sich eine Belegstelle dafür, dass nach abgelegtem Geständniss des Angeschuldigten Beweis des Anklägers durch Eideshelfer (Uebersiebnen) nicht mehr erforderlich erachtet wurde, wie das in früherer mittelalterlicher Zeit Rechtens war. Neu ausgeschrieben wurde jene ganze Verordnung von Friedrichs Sohn, dem Markgrafen Albrecht, im Jahre 1443.

Die Beilagen enthalten, wie immer, ausser den speciellsten Angaben über den Zuwachs des Museums mancherlei anregende Notizen, Fragen, Mittheilungen, Kritiken neu erschienener Werke u. dgl. m. Den Schluss des 5. Jahrgangs des Anzeigers bilden ein alphabetisches Register des Inhalts und ein Verzeichniss der Mitarbeiter dieses Bandes.

Berlin. Dr. Sachse.

Die Lehrbücher der portugiesischen Sprache.

Die portugiesische Sprache wird in Deutschland von allen neueren Sprachen wol am wenigsten studirt, denn die Handelsbeziehungen Deutschlands mit den Ländern, in denen die portugiesische Sprache die des Landes ist, sind nicht sehr vielseitig und die portugiesische Literatur ist, im Vergleich mit der spanischen, sehr arm; Camoens ist wol der einzige Dichter, der von Deutschen studirt wird. Noch weniger finden sich grammatikalisch gebildete Deutsche, welche die Sprache in den Ländern, in denen sie heimisch ist, studiren, daher die geringe Auswahl von Sprachlehren, in denen wenig Gutes enthalten ist.

Wir wissen recht gut, dass der Geist einer lebenden Sprache sich nicht allein aus Büchern erlernen lässt, und dass man auch Praxis darin gehabt haben muss, um sie ganz zu begreifen, aber wir sind auch eben so fest überzeugt, dass die Praxis nur dann von Nutzen sein kann, wenn eine theoretische Bildung vorausgegangen oder doch wenigstens damit verbunden ist, und dass deshalb ein Aufenthalt von einigen oder vielen Jahren in einem fremden Lande durchaus nicht unbedingt die Schlussfolge nach sich zieht, dass man nun auch die Landessprache gelernt hätte. Wir haben in Brasilien, Mexico, den Vereinigten Staaten u. s. w. sehr viele Leute gekannt, welche 20 Jahre und länger in täglichem Verkehr mit den Eingebornen waren, ohne die Landessprache richtig zu lernen, und ist dies bei Weitem die grössere Mehrzahl der Fremden, und schwerlich dürfte in einem Tausend einer anzutreffen sein, der die Sprache so studirt hat, dass er fähig wäre, eine Grammatik zu schreiben.

Dies ist der Grund, weshalb wir die portugiesische Sprachlehre von Joh. Chr. Müller (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1840) einer besondern Aufmerksamkeit würdigten, da der Verfasser in der Vorrede sagt, dass er 24 Jahre in Portugal gelebt habe und dadurch mit der portugiesischen Sprache vertraut sei. In seiner Sprachlehre hat er aber zur Genüge bewiesen, dass man sich 24 Jahre in Portugal aufhalten kann, ohne Portugiesisch zu lernen, auch scheint Herr Müller nach seinem Aufenthalte in Portugal selbst erst angefangen zu haben, Grammatik zu lernen, denn solche primitive Belehrungen, wie in seiner Einleitung enthalten sind, würden, wennn sie richtig wären, sich allenfalls für eine Kleinkinderschule oder ABC-Schule passen, gehören aber nicht in eine portugiesische Sprachlehre für Deutsche, bei denen man doch wenigstens die Rudimente der Grammatik voraussetzen darf.

Schon die Einleitung mit ihrer Erklärung der Redetheile und der Casus, welche er Endungen nennt und, statt der üblichen lateinischen Namen, Nennendung, Zeugendung, Gebendung, Klagendung und Nehmendung anwendet, ist höchst erbaulich zu lesen.

Die Regeln über die Aussprache könnten richtiger und vollständiger sein, und führen wir, um dies zu beweisen, nur an, dass g vor e und i, und j im Allgemeinen nicht wie sch ausgesprochen wird, sondern wie das französische g vor e und i, und dass g vor den Consonanten die Aussprache des deutschen g hat.

Die Regeln über das Geschlecht und die Pluralbildung sind ebenfalls sehr mangelhaft, doch nicht so wie der Abschnitt über die Endungen (nämlich: die Declination), in denen nicht einmal angegeben ist, dass auch a im Accusativ gebraucht wird, wenn das Object eine Person, besonders wenn es ein Name ist. In seinen eignen Lesestücken kommt dieser Accusativ fast auf jeder Seite vor, und während seines Aufenthalts in Portugal hätte Herr Müller ihn alle Tage bemerken können.

Mit diesem Fehler erscheint dann im siebenten Abschnitt eine Declination des Artikels, worauf folgende Erklärung folgt:

> „Durch das Vorwort de wird der Sache etwas genommen und durch das Vorwort a etwas gegeben oder beigemessen; während

dieselbe von dem Geschlechtswort allein begleitet im Nominativ als wirkend und im Accusativ als leidend erscheint.“

„Auf diese Art wird die ganze Regsamkeit der Natur, welche in Wirken und Leiden, in Geben und Nehmen besteht, durch die portugiesischen Artikel ausgedrückt.“

„Uebrigens wird in dieser Sprache ein sehr häufiger Gebrauch von den Artikeln (?) gemacht; indem die Sachwörter durch alle Endungen sich gleich bleiben, und diese folglich ohne Artikel nicht kennbar wären.“

Den letzten Satz würden wir ungefähr wie folgt in verständliches Deutsch übersetzen:

Da die portugiesische Sprache keine Declination hat, und Substantive, Adjective und Artikel für den Casus keiner Veränderung unterworfen sind, so ist die richtige Anwendung der Präpositionen von grosser Wichtigkeit, weil nur durch sie der Casus bezeichnet wird.

Bei der Steigerung der Adjective verwechselt Herr Müller den portugiesischen absoluten Superlativ mit dem deutschen relativen, welches einem, der nur wenige Monate aufmerksam auf die Sprache in Rede und Schrift ist, gewiss nicht passiren kann.

Die Fürwörter sind sehr kärglich bedacht, auch manche Unrichtigkeiten darin, die hier nicht aufgezählt zu werden brauchen. Wir wollen nur bemerken, dass das Pronomen reflexivum se im Portugiesischen so wenig wie in andern Sprachen einen Nominativ hat, auch drückt die portugiesische Präposition para nicht den deutschen Dativ aus, und dass sie zuweilen mit dem lateinischen Dativ synonym ist, kann der Mehrzahl der deutschen Schüler ganz gleichgültig sein.

Dass die Präpositionen ausser ihrer Function, das Verhältniss, den Casus zu bezeichnen, noch einen Casus regieren sollen, ist ein Irrthum, der früher immer von denen gemacht wurde, welche sich bemühten, den neuen romanischen Sprachen die Formen der lateinischen aufzubürden, so wie ebenfalls die irrige Behauptung, „dass Artikel, Adjectiv und Hauptwort im gleichen Casus stehen müssen,“ welches unmöglich ist, da die portugiesische Sprache keine Declination hat.

Die Syntax ist eben so kleinlich, mangelhaft und falsch, z. B. Seite 93 über den Artikel:

„Es ist bereits erinnert worden, dass den portugiesischen Hauptwörtern die Artikel beigefügt werden müssen, um dadurch ihr Geschlecht sowohl als ihre Endungen zu erkennen.“

Sowohl die Regeln über die Stellung als über die Uebereinstimmung des Adjectivs sind ganz gehaltlos und falsch.

Dass im Portugiesischen, so gut wie im Spanischen, das Neutrum existirt, wenn auch, wie in dieser Sprache, die Formen dafür nur spärlich vorhanden sind, hat Herr Müller ebenfalls nie bemerkt.

Derjenige, welcher sich diese Grammatik wählt, um Portugiesisch aus ihr zu lernen, wird sich bitter getäuscht finden.

Eine andre portugiesische Sprachlehre, von welcher uns die zweite Auflage vorliegt, ist die von Dr. A. E. Wollheim (Hamburg und Leipzig, Schuberth & Comp. 1849.) Diese ist nicht nach einer portugiesischen Grammatik für Portugiesen bearbeitet, sondern scheint ein kurzgefasster Auszug aus der Grammaire portugaise von Hamoniere zu sein, wobei aber manches verändert, wenn auch grade nicht verbessert ist.

Dass die Grammatik auf Ausführlichkeit keinen Anspruch macht, ist bei dem kleinen Umfange sehr natürlich, daher fehlen eine Menge sehr wichtiger Regeln, und andre sind zu kurz gehalten, um wesentlich belehrend zu sein; zu den letztern gehören die Regeln über das Geschlecht der Hauptwörter und über alle Fürwörter. Da sie aber ausser diesen Mängeln noch manche

Fehler enthält, so möchten wir wol rathen, sie mit grosser Vorsicht zu gebrauchen.

So lautet z. B. im §. 20 die Regel über die Stellung des Adjectivs folgendermassen:

„Gewöhnlich steht das Adjectiv nach dem Hauptworte; doch findet man es auch vor demselben, wenn es Wohlklang und Sprachgebrauch bestimmen.“

Was soll der Schüler aus einer solchen Regel lernen? Wer erst Portugiesisch lernen will, kann ebensowenig wissen, was einem portugiesischen Ohre wohlklingt, als was der Sprachgebrauch ist. Dabei ist die Regel ganz falsch, denn die Stellung des Adjectivs beruht auf festen Regeln und der Wohlklang hat sehr wenig damit zu thun.

Im §. 26 legt Dr. Wollheim den beiden verschiedenen Superlativen dieselbe Bedeutung bei indem er sagt:

„Der Superlativ wird durch issimo (soll heissen durch Anhängung von issimo) oder durch o mais (soll heissen durch Vorsetzung von o mais, a mais, os mais, as mais) gebildet, z. B. justo, gerecht, o justissimo oder o mais justo, der gerechteste.“

Solche Sätze: „Elle he o grandissimo ladrao que existe. Maria he a vanissima mulher da cidade“ u. dgl. wie sie in den Beispielen stehen, sind daher falsch und nicht portugiesisch.

Bei der Erklärung der persönlichen Fürwörter hat Dr. Wollheim den unbegreiflichen Fehler gemacht, die Form für das Wesen zu halten und die conjunctiven Accusative der dritten Person o, a, os, as für den Artikel anzusehen, welches ebenso ungereimt ist, als wenn ein Grammatiker behaupten wollte, der weibliche Artikel die hätte keinen Genitiv und Dativ und müsste man statt dessen den Nominativ des Masculinums gebrauchen. Dabei ist aber gar nicht erwähnt, dass man diese, so wie alle conjunctiven Formen, beim Zeitworte immer anwenden muss und dass die absolute Form a elle, a ella, a elles, a ellas dann nicht statt derselben, ausnahmsweise wol noch dabei-stehen darf, sondern er sagt nur:

„Statt des Accusativs der 3. Person, also statt a elle, a ella, a elles, a ellas, findet man oft den Artikel pronominell etc.“

Dass man als Form der Höflichkeit elle, ella gebraucht, ist ebenfalls unrichtig; denn erstens kommen diese Nominative, welche den deutschen er, sie entsprechen, als Anredeweise nicht vor, denn sie sind dann in der Form des Zeitworts enthalten und nicht Formen der Höflichkeit, sondern ganz wie die entsprechenden deutschen Nominative, die Anredeform Vorgesetzter gegen Untergebene, Tagelöhner u. s. w.

§. 42. 2. „Quemquer wird bei lebenden Gegenständen gebraucht.“

Wir wissen freilich nicht, was Dr. Wollheim unter lebenden Gegenständen versteht, jedenfalls müsste es aber heissen: Quemquer kann nur von Personen (nie von Sachen, auch nie von lebenden Thieren) gebraucht werden, und nie mit einem Substantiv in Verbindung stehen.

§. 42. 3. befindet sich eine Erklärung von todo, welche ganz falsch ist; denn todo in der Bedeutung von jeder steht ohne Artikel, ist jedoch bei Weitem nicht so gebräuchlich wie cada, von welchem Dr. Wollheim sagt: „Um mitunter Zweideutigkeiten zu vermeiden, setzt man zuweilen statt todo o das Pronomen cada.“ Auch würde nach seiner Regel das Beispiel: „Em toda a cidade nao se acharao viveres,“ mit: „In jeder Stadt fanden sich keine Lebensmittel,“ übersetzt werden müssen, welches gewiss nicht seine Absicht ist. Auch finden sich in den Lesestücken seiner eignen Grammatik Beweise genug, dass todo mit nachfolgendem Artikel im Singular „ganz,“ im Plural „alle,“ aber nicht „jeder“ heisst, z. B.:

S. 115. todo o tecto, das ganze Dach.

S. 116. toda a guerra, que se ha de fazer aos Mouros, der ganze Krieg, welcher gegen die Mauren geführt werden soll. —

S. 117. entre todas as gentes e em todos os tempos unter allen Völkern und zu allen Zeiten.

Der grösste Fehler, und der auch zugleich mehr als alle andern beweist, dass Dr. Wollheim, als er die Grammatik schrieb, eine Arbeit unternahm, welcher er nicht gewachsen war, ist die Erklärung der Bedeutung der Zeitwörter ser und estar §. 50. und 51.

„Das Verbum ser wird gebraucht, um irgend ein unbestimmtes Seyn auszudrücken, z. B.: ser feliz, glücklich sein.“

„Estar drückt ein bestimmtes Seyn, einen Zustand aus, z. B.: estar doente, krank sein.“

Diese Erklärung, welche (so wie die von todo und andre) mit der in Hammoniere's Grammatik übereinstimmt, ist ganz falsch, denn ser drückt das wirkliche, eigentliche, bestimmte Sein aus, während estar einen Zustand, eine Lage, einen Aufenthalt, eine Stellung anzeigt, und kann man bei Uebersetzung von estar fast immer das deutsche sein vermeiden und ein anderes Zeitwort (liegen, stehen, sich aufhalten, sich befinden) substituiren. Als Beweis mögen folgende Stellen aus den Lesestücken seiner eignen Grammatik dienen:

S. 113. A cidade de Goa que he patrimonio deste reyno do Portugal está situada em a terra etc.

S. 114. Este notavel pagode está em huma ilheta. — O tecto, que he o cume da rocha.

S. 116. Tanto he isto verdade.

S. 117. O feito — — he digno que etc.

S. 120. Diogo Botelho esteve catorze dias sem poder fallar.

S. 121. Perguntou-lhe se era elle parente de hum Botelho etc.

S. 125. Onde está Aquelle que fez mais etc.

Es wird wol nicht nöthig sein, mehr Beispiele von diesen und andern Fehlern anzuführen, um zu beweisen, dass die Grammatik von Dr. Wollheim, wenn sie auch richtiger als die von J. C. Müller ist, selbst den bescheidensten Ansprüchen nicht genügt.

Die neuste uns bekannte portugiesische Sprachlehre für Deutsche ist die von E. T. Bösche (Hamburg 1853. R. Kittler). Der uns schon in Brasilien bekannte Autor hat sich Mühe gegeben, eine möglichst richtige und vollständige Sprachlehre zu schreiben, aber leider ist ihm dies nicht gelungen. Herr Bösche begeht schon im Anfange den bereits bei der Grammatik von Müller gerügten Fehler, den Deutschen, der Portugiesisch lernen will, für so ungebildet zu halten, dass ihm erst erklärt werden muss, was eine Grammatik, ein Wort, eine Silbe u. s. w. ist; dabei sind die Erklärungen nicht allein überflüssig, sondern auch oft gehaltlos und falsch.

Dass Herr Bösche ausser dass ihm Müller's und Wollheim's Grammatiken zu Gebote standen, auch eine portugiesische für portugiesische Studenten benutzt hat, scheint aus dem Umstande hervorzugehen, dass er auch der portugiesischen Sprache eine Declination mit allen Casus der lateinischen Sprache aufbürdet, wobei er (Seite 10) behauptet, dass die Artikel, Hauptwörter und Adjective in den verschiedenen Casus biegsam wären. Seine eigne Declinationstabelle zeigt aber deutlich, dass dies nicht der Fall ist, und dass die Casus durch Präpositionen bezeichnet werden müssen.

Auch in dieser Grammatik ist die grosse Eigenheit der portugiesischen Sprache, den Accusativ der Person gewöhnlich mit a zu bezeichnen, ganz vergessen. Erst Seite 168 steht folgende Ungereimtheit:

„Alle activen (soll heissen: transitiven) Zeitwörter regieren den Accusativ; allein wenn sie von einem Eigennamen Gottes, eines Mannes, einer Frau oder irgend einem Hauptworte, welches deren Eigenschaft oder Titel ausdrückt, gefolgt werden, so regieren sie den Dativ, z. B.: conheço a seu pai, amo a Deos, acharao a Joao no caminho.“

In der Beurtheilung über Dr. Wollheim's Grammatik haben wir schon

gezeigt, wie dieser gelehrte Herr sich hat verleiten lassen, die Form für das Wesen zu nehmen, und wenn dies nun Herrn Bösche auch einmal passirt, so dürfen wir uns nicht sehr darüber wundern.

Ueber die Stellung des Adjectivs, wenn es ein Substantiv begleitet, sagt Herr Bösche gar nichts, und die Regeln und Beispiele über den Superlativ sind ebenso falsch als die in Müller's und Wollheim's Grammatiken.

Die Declinationstabelle der persönlichen Fürwörter ist die unvollständigste und unrichtigste, welche wir kennen, denn der conjunctive Dativ und der absolute Accusativ sind fast gar nicht aufgeführt, und letzterer bei der dritten Pe son gleichlautend mit dem Nominativ, also ganz falsch angegeben. Dann führt Herr Bösche Seite 58 conjunctive Fürwörter an, von denen er sagt, dass sie grosse Aehnlichkeit mit den persönlichen Fürwörtern hätten; und wirklich sind sie denn auch weiter nichts als die entweder schon aufgeführten oder ausgelassenen conjunctiven Dative und Accusative der persönlichen Fürwörter, wobei aber sämmtliche Accusative der dritten Person fehlen.

Die Pronomina possessiva, von denen die conjunctiven absolute, und die absoluten relative genannt werden, sind fehlerhaft erklärt und die Erklärung der demonstrativa ist ganz falsch.

Aehnlich verhält es sich mit den relativen und interrogativen Fürwörtern z. B. Seite 68.

> „Man merke sich noch, dass cujo nicht wiederholt wird, wenn gleich die Ausdrücke oder Substantive in einfacher und mehrfacher Zahl stehen.“

Die Regel ist ganz der von Hamoniere zuwider, welcher sagt:

> „En portugais on répète le relatif devant chaque nom auquel il se rapporte: O marido cuja mulher, cujas filhas sao virtuosas, deve reputar-se feliz.“

Beide haben aber Unrecht, denn das Relativum cujo braucht im Allgemeinen nicht wiederholt zu werden, es muss aber vor jedem Hauptworte stehen, wenn jedes besonders hervorgehoben werden soll. Bösche führt auch (Seite 71 und 72) folgendes Beispiel an: O estado cujo governo, cujos habitantes, cujas instituçoens nos parecem preferiveis, sowie auch das obenangeführte von Hamoniere, welche beide gegen seine Regel sind.

Von der Existenz des Neutrums scheint Herr Bösche eine Ahnung gehabt zu haben, was er aber Seite 65 darüber sagt, ist nicht verständlich.

Auffallend ist noch die Unrichtigkeit in der Regel über die Zahlwörter Seite 161:

> „Von den portugiesischen Fürsten bedient man sich der Ordnungszahlen, und von den fremden Fürsten bald der Ordnungsbald der Grundzahlen.“

Es trifft sich freilich zufällig, dass von den portugiesischen Königen keiner eine höhere Zahl als X bei seinem Namen hat, doch richtet sich die Anwendung des Zahlworts bei portugiesischen und nichtportugiesischen Fürsten nach einer Regel, namlich: von I bis X werden die Ordnungszahlen gebraucht, die Zahlen, welche höher sind, werden mit einer Grundzahl bezeichnet.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir noch mehr Fehler und Inconsequenzen anführen wollten, es genüge nur zu bemerken, dass auch diese Grammatik, ungeachtet ihrer scheinbaren Ausführlichkeit, durchaus nicht auf den Namen einer richtigen Anspruch machen kann.

Die mehrfach erwähnte Grammatik von Hamoniere ist für Franzosen geschrieben, deshalb ganz anders gehalten; aber auch sie ist, obwohl in einer neuen von F. S. Constancio nachgesehenen Auflage erschienen, voll alberner Pedanterie, Irrthümer und Fehler.

Eine portugiesische Grammatik für Portugiesen konnten wir nicht bekommen, denn der uns von Freundeshand aus Portugal gesandte: Compendio elementar da Grammatica Portugueza, composto por Carlos Augusto de

Figueiredo Vieira, von welchem 1855 die siebente Auflage erschienen ist, verdient nicht den Namen einer Grammatik. Von den 80 Seiten, woraus das Werk besteht, nimmt die Conjugation der Zeitwörter allein die Hälfte ein, und das Uebrige enthält mehr Belehrung über grammatische Formen und Erklärung grammatischer Termen, als über die Sprache selbst.

Von Wörterbüchern ist uns nur das kleine, sehr unvollständige von Dr. Wollheim und das schon vollständigere von Bösche bekannt. So wie nun Seckendorf und nach ihm Booch-Arcossy in ihren spanischen Wörterbüchern alle spanischen Wörter accentuirt haben, welches nicht allein überflüssig ist, da es durch eine einfache Regel hätte erspart werden können, und nun den Anfänger oft irre leitet, so haben nun Dr. Wollheim und Bösche die portugiesischen Wörter nicht accentuirt, obgleich es hier wünschenswerth wäre, weil für die Betonung im Portugiesischen nicht die bestimmten Regeln existiren, wie im Spanischen.

Die portugiesisch-deutschen Gespräche von Bösche (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1836) so wie die bei R. Kittler unter dem Pseudonamen Dr. Diogo Monteiro erschienenen, können wir als sehr brauchbar empfehlen.

Portugiesische Lesebücher sind uns gar nicht bekannt, deshalb ist es gut, dass allen erwähnten Sprachlehren einige Stücke beigegeben sind. Zu empfehlen ist das, auch als geschichtliches Werk werthvolle Buch von Jacinto Freire de Andrade: Vida de Dom Joao de Castro, Quarto Visorey da India, von welchem uns drei Pariser Auflagen bekannt sind. Jeder, auch der gelehrteste Anfänger wird wohl thun, diesen Prosaiker, der zu den besten der Portugiesen gezählt wird, gehörig zu studiren, ehe er sich an die Lusiade, Sonnete und Canzonen des Camoens wagt.

Bremen. C. A. Pajeken.

Programmenschau.

Ueber Herders Stimmen der Völker im Allgemeinen und über „das Grab der Prophetin" insbesondre. Von R. Pohl. Programm des Neustädter Gymnasiums zu Prag.

Das eben genannte nicht leicht verständliche Gedicht in Herders Sammlung ist von dem Verfasser sachlich mit Zugrundelegung des Handbuchs der Mythologie von Simrock erläutert; wir können sagen, hinlänglich, da das Gedicht in sprachlicher Hinsicht keine Schwierigkeiten darbietet. In dieser Beziehung ist von dem kurzen Programm nichts weiter zu sagen und dasselbe also nur der Vollständigkeit wegen als literarhistorischer Beitrag zu registrieren. Es ist aber auch dies Programm in seinem andern Theile nämlich im Prolog und Epilog, wieder ein Beweis, auf welcher kindlichen Stufe die Methode wissenschaftlicher Arbeiten noch so häufig in dem Kaiserstaate steht. Denn was hier im Anfang im Allgemeinen über Herders Stimmen der Völker gesagt wird, ist, obgleich daraus des Verfassers Sinn für Poesie hervorleuchtet, doch so allgemein gehalten, dass es fast einen komischen Eindruck macht, den der Verfasser, Piaristenordenspriester, sicherlich nicht bezweckte; die Schlussgedanken aber, die von Odins beschränktem Wissen auf die beschränkten hellenischen Götter, Lamach, Noah, Tharah, Abraham, Israel, hinüberwandern, sind mit Gewalt herbeigezogen. Die Beschränkung mögen sich unsere neuen Schulfreunde in Oesterreich immer noch nicht angewöhnen.

Beiträge zur Geschichte des ritterlichen steirischen Sängers Ulrich von Lichtenstein, von Dr. Rudolph Puff. Programm des Gymnasiums zu Marburg in Steiermark. 1856.

Der Verfasser gibt einige nicht uninteressante Data zu dem Leben des berühmten Dichters seiner Heimath. Er beschreibt die Reste der in Ulrichs Leben berührten Localitäten, des Lichtensteins bei Judenburg, der Frauenburg, der alten Veste Lichtenstein bei Muran, erwähnt die Quellen zur Geschichte Ulrichs, die verschiedenen nicht hier in Betracht kommenden Lichtensteinischen Geschlechter, theilt die Nachricht Ottokars von Horneck über den Dichter mit und gibt schliesslich an, in welchen Urkunden Ulrich noch besonders erwähnt wird.

Hölscher.

Miscellen.

Schiller's Jungfrau von Orleans,

in französischer und englischer Uebersetzung.

Es ist nicht ohne Interesse, einen deutschen Autor, wie Schiller, zugleich im französischen und englischen Gewande zu betrachten und kann eine Aneinanderhaltung zweier Uebersetzungen aus verschiedenen Sprachen als wirksames Mittel gelten, die Sprachen zu studiren.

Wir haben eine französische Uebersetzung der Jungfrau von Orleans vor uns, enthalten in dem Théâtre de Schiller, Traduction nouvelle par M. X. Marmier, Paris, Charpentier 1844; — und eine englische unter dem Titel: The Maid of Orleans, a romantic tragedy, translated from the German of Friederich (sic) von Schiller, London, James Burns s. a. (zu Burns' Fireside library gehörig, in welcher Sammlung auch Fables and Parables from the German of Lessing and others; Undine, from the German of Fouqué; the history of Peter Schlemihl; Popular tales, the caravan &c. by Wilhelm Hauff, Quentin Matsys from the German of Caroline Pichler; German Ballads and songs, comprising translations from Schiller, Körner, Uhland, Bürger, Goethe, Fouqué, Chamisso, Becker etc. etc. erschienenen sind). Der Uebersetzer ist Henry Thompson. Seine Uebertragung, die mit einer Widmung an den Prinz-Gemahl versehen ist, scheint sonst wenig bekannt geworden zu sein, obgleich sie es in mehr als einer Beziehung wohl verdiente, während dagegen die Marmier'sche zu den klassischen Uebersetzungen aus der deutschen Literatur gerechnet wird und um dessentwillen auch in die Bibliothèque allemande-française von Charpentier aufgenommen ist, welche von demselben Uebersetzer ein Théâtre de Goethe und die Contes fantastiques von Hoffmann (der überhaupt in Frankreich ein gewisses Renommée hat) enthält. Die französische Uebertragung ist in Prosa, wahrscheinlich weil der Uebersetzer daran verzweifelte, den fünffüssigen deutschen Jambus in den französischen Alexandriner zu übertragen, die englische dagegen hat das deutsche Versmass beibehalten und damit auf eine glückliche Weise Treue gegen das Original und poetische Färbung verbunden. Dabei kommt dem Engländer natürlich auch der verwandte Genius der beiden Sprachen sehr zu Statten und die Fähigkeit der englischen Sprache, neue Wortbildungen zu schaffen, wo der poetisch gehobene Ausdruck es erfordert.

Wir haben nun als Probe den Prolog zur Jungfrau ausgewählt und wollen im Folgenden versuchen, die bedeutsamsten Stellen im deutschen Originale mit der französischen und englischen Uebersetzung zusammenzustellen, was, wie wir hoffen, zu manchen nicht uninteressanten Bemerkungen Anlass geben wird.

Die Scene eröffnet sich bekanntlich in einer ländlichen Gegend, es treten auf Thibaut d'Arc, ein reicher Landmann, seine drei Töchter und drei junge

Schäfer, ihre Freier. Thibaut will wegen der herannahenden Kriegsgefahren seine drei Töchter verheirathen, dann sagt er:

> 1) Die treue Brust des braven Mann's allein
> Ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten.

Dies lautet französisch:

Dans un temps comme celui-ci, le coeur fidèle d'un brave homme est l'asile le plus sûr.

Dagegen in der englischen Uebertragung:

> The faithful breast of the brave man alone
> Is sturmproof shelter in these darksome times.

Man sieht auf den ersten Blick, dass die englische Uebertragung zu gleicher Zeit treuer und poetischer ist. Wie hätte aber auch der französische Uebersetzer eine Composition wie sturmproof shelter zu Stande bringen sollen! — Dagegen ist der Zusatz von darksome zu times gerade keine Verbesserung des Originals; wir werden aber noch häufiger Gelegenheit haben, zu sehen, dass der Engländer seine Zeile mit dem deutschen Texte nicht ausfüllen kann und daher zu Flickwörtern seine Zuflucht nehmen muss.

2) Johanna allein, die jüngste Tochter, bleibt stumm und unbeweglich. Der Vater schilt sie desshalb, Raimond jedoch, ihr Liebender, übernimmt ihre Vertheidigung. Er verlange durchaus kein augenblickliches Eingehen auf seine Wünsche.

> Die Liebe meiner trefflichen Johanna
> Ist eine edle, zarte Himmelsfrucht,
> Und still, allmählich reift das Köstliche.

Dies lautet französisch:

L'amour de mon excellente Jeanne est un tendre et noble fruit du ciel qui mûrit peu à peu en silence.

Und englisch:

> The love of my adorable Joanna
> Is even a soft and noble fruit of heaven,
> And costliest things come latest to perfection.

Wie matt und ächt prosaisch klingt der französische Relativsatz: qui mûrit peu à peu en silence, wie kräftig dagegen mit den beiden Superlativen das englische: And costliest things come latest to perfection.

3) Berühmt ist die Stelle, wo Johanna, nachdem sie lange in scheinbarer Theilnahmlosigkeit bei den bisherigen Vorgängen und bei der Erzählung Bertrands dagestanden, plötzlich in die Worte ausbricht:

> Gebt mir den Helm!

und bald darauf

> Mein ist der Helm und mir gehört er zu!

Dies lautet französisch:

> Donnez-moi ce casque.
> . . . .
> Ce casque est à moi, il m'appartient!

Dagegen englisch:

> Give me the helm!
> Mine is the helm and it to me belongs!

Wie findet hier und in andern Stellen die englische Sprache in ihrer sächsischen Urkraft zugleich auch ihre Poesie wieder!

4) Eine längere Stelle, in welcher Schiller ohne Zweifel sich etwas zu sehr in die epische Breite Homer's verliert, — die Aufzählung der verschienenen Völkerschaften, welche dem Heeresbann des Herzogs von Burgund folgen — giebt gleichfalls zu einigen Bemerkungen Anlass. Sie lautet zunächst deutsch:

Denn auch der mächtige Burgund, der Länder-
Gewaltige, hat seine Mannen alle
Herbeigeführt, die Lütticher, Luxemburger,
Die Hennegauer, die vom Lande Namur
Und die das glückliche Brabant bewohnen,
Die üpp'gen Genter, die in Sammt und Seide
Stolziren, die von Seeland, deren Städte
Sich reinlich aus dem Meereswasser heben,
Die heerdenmelkenden Holländer, die
Von Utrecht, ja vom äussersten Westfriesland,
Die nach dem Eispol schaun — sie folgen alle
Dem Heerbann des gewaltig herrschenden
Burgund und wollen Orleans bezwingen.

In französischer Prosa wird aus dieser Stelle fast eine blosse Art, durch weitschweifige Beisätze eher verwirrten, als gezierten Namenverzeichnisses, das dazu nicht einmal frei von Irrthümern ist. Es lautet:

Le puissant duc de Bourgogne y a conduit les soldats de ses vastes domaines. Liége, Luxembourg, le Hainaut, y ont envoyé leurs hommes. Ceux qui habitent la terre de Namur et l'heureux Brabant; ceux qui dans l'opulente cité de Gand se parent avec orgueil de vêtemens de soie et de velours; ceux de la Zélande dont les villes riantes s'élèvent au-dessus des flots de la mer; les Hollandais, riches du produit de leurs troupeaux; les habitants d'Utrecht, de la Frise lointaine et même les hommes voisins du pôle, suivent tous la bannière puissante du redoutable seigneur de Bourgogne et veulent soumettre Orléans.

Die englische Uebertragung giebt diese Stelle folgendermaassen wieder

The mighty Burgundy has led his host
From all his fair and ample territories;
The men of Luxemburg and of Liege,
The warriors of Hainault and fair Namur,
And them who till the fields of rich Brabant,
Voluptuous Ghent, in pride of rich array,
Sends forth her silk and velvet citizens;
And Zealand that from out the watery deep
Rears her white crown of cities, joins the host,
The pastoral Hollander, the men of Utrecht,
Yea, ever West-Frieslands distant progeny,
That skirt the icy pole, all, all attend
The summons of the haughty Burgundy,
To level Orleans with the dust.

Es drängen sich uns hier verschiedentliche Beobachtungen auf. Wir erwähnten schon die allgemeine Weitschweifigkeit der französischen Stelle. Dieselbe tritt besonders in dem Passus 'ceux qui dans l'opulente cité de Gand etc. auffällig hervor; so auch im Vergleiche des deutschen „heerdenmelkenden Holländer" und des französischen les Hollandais, riches du produit de leurs troupeaux. Schlimmer ist aber der Uebersetzungsfehler: les habitants d'Utrecht, de la Frise lointaine et même les hommes voisins du pôle,

während es im Deutschen heisst: die von Utrecht, ja vom äussersten Westfriesland, die nach dem Eispol schaun; der Uebersetzer scheint hier ein und hineingelesen zu haben, was nicht dasteht; die nach dem Eispol schaun, sind eben die vom äussersten Westfriesland. —

Die englische Uebertragung vermeidet durch ihr poetisches Colorit glücklich den Anstrich von Weitschweifigkeit, so namentlich in den hervorgehobenen Stellen von den Gentern:

> Voluptuous Ghent, in pride of rich array,
> Sends forth her silk and velvet citizens; —

obgleich wir die silk and velvet citizens nicht gerade besonders loben wollen. Trefflich ist the pastoral Hollander, ebenso kurz, als poetisch und der Engländer verfällt nicht in den Fehler des französischen Uebersetzers in Bezug auf die Westfriesländer, denn er sagt: West-Frieslands distant progeny, that skirt the icy pole. Am Angemessensten drückt sich jedoch immer das deutsche Original über die Friesländer aus. Es sagt nicht mit der französischen Copie: les hommes voisins du pôle noch mit der englischen that skirt the icy pole, sondern nur: die nach dem Eispol schaun. In der Beschreibung der seeländischen Städte dagegen sind das Original und die beiden Uebersetzungen jedes in seiner Art poetisch. Das Original spricht von Städten, „die sich reinlich aus dem Meereswasser heben," die französische Uebertragung von villes riantes qui s'élèvent au-dessus des flots de la mer und die englische von Zealand that from out the watery deep rears her white crown of cities.

5) Johanna schildert in begeisterten Worten, was der französische nationale König dem Lande ist. Auch dies ist eine längere aber berühmte Stelle. Sie lautet:

> Wir sollen keine eignen Könige
> Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
> Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
> Verschwinden — der den heil'gen Pflug beschützt,
> Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde,
> Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
> Der die Städte freudig stellt um seinen Thron —
> Der den Schwachen beisteht und den Bösen schreckt,
> Der den Neid nicht kennet, denn er ist der Grösste,
> Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung
> Auf der feindsel'gen Erde. . . . .
> . . . .
> Der fremde König, der von aussen kommt,
> Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
> In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
> Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
> Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
> Kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?

Man vergleiche nun die französische Uebertragung:

Quoi! n'aurions-nous plus de rois à nous, plus de souverains nés sur notre sol? Le roi qui ne meurt pas, disparaîtrait du monde? Lui qui protége la charrue sacrée, qui soutient nos travaux et rend la terre fertile; lui qui donne aux serfs la liberté, qui entoure son trône de cités prospères, qui aide le faible et épouvante le méchant, qui ne connaît point l'envie parcequ'il est le plus grand; lui qui est homme et qui est un ange de miséricorde sur une terre d'inimitiés? . . . Le roi étranger qui nous vient d'une autre terre, peut-il aimer le sol où ne reposent pas les restes sacrés de ses aïeux? Celui qui n'a point passé sa jeunesse

avec nos jeunes gens, et dont le coeur ne peut être ému de nos paroles, celui-là peut-il être notre père, et pouvons-nous être ses enfants? —

Englisch:

Shall we have no more monarchs of our own —
No native lord? the hereditary prince,
The king that never dies, shall from the world
Evanish? he who guards the holy plough,
Guards the rich pasture, fertilises earth,
Brings forth the bondslave into liberty,
Makes cities happy round about his throne,
Stands by the people, terrifies the wicked;
Who knows no envy, for he is the highest;
Who is as man and angel of compassion
On this discordant earth! . . . . . .
. . . .
But a strange prince, who comes from foreign shores,
Of whose loved ancestors no holy bones
Rest in this land, can he presume to love it?
Who was not young among our youths — whose heart
Holds no kind echo for our native speech —
Can he be father to our country's children?

In dieser dithyrambischen Stelle ist zunächst im deutschen Originale die Anaphora des demonstrativen der zu bemerken, die indess im Französischen nicht ungeschickt in dem lui qui nachgeahmt ist, dagegen im Englischen fehlt. Aber das Französische hat andere Schwächen. Lui qui soutient nos travaux heisst es dort; dagegen im Deutschen „Der die Trift beschützt.“ trefflich im Englischen guards the rich pasture. Qui donne aux serfs la liberté, heisst es nüchtern Französisch für das Deutsche „Der die Leibeignen in die Freiheit führt“ — und Englisch: brings forth the bondslave into liberty. Die französische Fragestellung: le roi étranger . . . peut-il aimer le sol où ne reposent pas etc. mag in Etwas der deutschen Inversion: „Der fremde König . . . kann er es lieben?“ entsprechen, doch vermag die französische Sprache uns noch näher zu treten wie man aus der demnächst folgenden Fragestellung sieht: Celui qui n'a point passé sa jeunesse avec nos jeunes gens, ... celui-là peut-il être notre père. . . . Das Englische schliesst sich in voller poetischer Treue an das deutsche Original an: a strange prince, who comes from foreign shores . . . . . can he presume to love it? — und: Who was not young among our youths . . . . . Can he be father . . . Wie ausserordentlich matt und weitschweifig ist aber das Französische: celui-là peut-il être notre père, et pouvons-nous être ses enfants? — gegenüber dem Deutschen: „kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?“ — und dem Englischen: can he be father to our country's children? — Dagegen ist in der englischen Uebertragung nicht zu loben: who is as man and angel of compassion on this discordant earth . . ., richtiger sagt hier das Französische: lui qui est homme et qui est un ange de miséricorde sur une terre d'inimitiés, da das deutsche Original hat: „Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung auf der feindsel'gen Erde.“ Hier hat der Engländer das Disjunctive des Deutschen und nicht genug beachtet. Es hätte daher wohl heissen müssen: who is a man and angel of compassion oder: who is as man an angel of compassion.

6) Die Schlussworte des abgehenden Thibaut, bekanntlich nach shakspearscher Weise bei Schiller in Reimen (1 und 4, 2 und 3), zeigen die ausserordentliche Wirkung, die poetischer Gedanke, Reim und Versmaass vereint auf das Gemüth des Hörers und Lesers auszuüben vermögen. Sie lauten im deutschen Originale:

Die Flamme brenne unsre Dörfer nieder,
Die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt,
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und schnell erstehn die leichten Hütten wieder.

Dies lautet nun französisch:

Quel l'incendie consume nos villages, que leurs chevaux foulent à leurs pieds nos moissons, un nouveau printemps enfante de nouveaux germes, et nos légères cabanes seront facilement reconstruites.

Englisch dagegen:

His fires may sweep each village from the plain,
Our new-sown fields be trampled by his steeds,
But the new spring will bring with it new seeds,
And our light huts be quickly reared again!

Wir wollen in dem deutschen Originale den Wechsel von Subject und Object in den Anfangsworten der beiden ersten Zeilen: Die Flamme brenne unsre Dörfer nieder (Subject) und: die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt (Object) — nicht gerade loben; allein die französische Wiederholung von leurs chevaux und leurs pieds ist auch nicht gerade schön und der Wechsel in der Beziehung des Pronomens leurs chevaux = les chevaux des ennemis und leurs pieds = les pieds des chevaux noch viel weniger.

Im Englischen ist die Zweideutigkeit des deutschen Originals durch den Uebergang vom Activ ins Passiv his fires may sweep und our new-sown fields be trampled glücklich vermieden. Was aber die Hauptsache ist, der Wohllaut der deutschen Verse ist in der französischen Uebertragung gänzlich verschwunden und es fehlt daher auch dort dem abgehenden Thibaut aller poetische Nachhall, der dagegen in der englischen Uebertragung recht kräftig hervortritt, die wiederum durch poetische Treue glänzt.

7) Schliesslich betrachten wir noch die letzte Strophe des Monologes der Jungfrau, welche zugleich die Schlussstrophe des Prologes ist. Auch hier zeigt sich die mächtige Wirkung des schönen Vereins von Reim und Versmaass mit poetischen Gedanken.

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheissen,
Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim,
Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reissen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm,
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtross steigt und die Trompeten klingen.

Französisch lautet dies:

Le ciel m'appelle par un signe, il m'envoie ce casque. C'est de lui que ce casque me vient. En le touchant, j'éprouve une force divine et le courage des chérubins pénètre mon coeur. Ce sentiment m'entraîne dans le tumulte de la guerre et me pousse en avant avec la force de l'orage. J'entends le cri puissant des combats qui résonne jusqu'à moi, le cheval de bataille frappe du pied la terre, et la trompette retentit.

Englisch aber:

A token Heaven hath shewn — I know it well!
He sends to me the casque! it comes from Him!
With might divine I feel my bosom swell!

The spirit of the flaming Cherubim
With force supernal nerves each feeble limb,
And wild as tempest sweeps the midnight sky
Forth urges to the iron conflict grim!
Hark through me peals my country's battle-cry!
The trumpet's fierce acclaim! the mustering chivalry!

Es zeigt sich hier zunächst die Mattigkeit des Französischen: il m'envoie ce casque. C'est de lui que ce casque me vient, gegenüber dem deutschen: Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm, und dem englischen: he sends to me the casque! it comes from Him! — Und nun gar: en le touchant j'éprouve une force divine, kann es etwas Matteres und Prosaischeres geben? doch auch das Englische: With might divine I feel my bosom swell — kommt dem Deutschen: „Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen" nicht gleich. Und nun wieder statt des energischen Deutschen: „Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reissen" — ce sentiment m'entraîne dans le tumulte de la guerre —, ce sentiment, welches jämmerliche Flickwort! — Auch hier ist das Englische trefflicher. Doch auch dieses ist nicht überall zu loben; so enthält dessen erste Zeile a token Heaven hath shewn — I know it well! in den letzten Worten einen unschönen Zusatz, veranlasst durch die Kürze des Englischen, das mit den deutschen Textesworten keine Zeile füllen konnte, während der Uebersetzer dagegen für die deutsche Zeile: „Und mich durchflammt der Muth der Cherubim" — zwei Zeilen aufwendet.

Betrachten wir aber endlich die beiden Schlusszeilen in dem Originale und den beiden Uebertragungen, so fällt das Französische am Weitesten ab: J'entends le cri puissant des combats qui résonne jusqu'à moi, le cheval de bataille frappe du pied la terre et la trompette retentit, und dagegen das Deutsche:

Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtross steigt und die Trompeten klingen.

trefflich wiedergegeben in dem Englischen:

Hark! through me peals my country's battle-cry!
The trumpet's fierce acclaim! the mustering chivalry!

Neubrandenburg. Dr. M. Maass.

Recept gegen das Abschreiben.

„Um die Schüler am Abschreiben ihrer Exercitien zu hindern, habe ich ihnen in der Klasse von Jahr zu Jahr wohl einmal vorgerechnet, auf wie viel verschiedene Weisen ein nur ganz kurzer lateinischer Satz, selbst völlig abgesehen von der Wortstellung, grammatisch richtig ausgedrückt werden kann. Die Zeit, die dazu gebraucht wird, ist kurz — ein paar Minuten; der Vortheil, den die Kenntnissnahme der verschiedenen Ausdrücke bringt, allein hinreichend, diesen Zeitverlust zu rechtfertigen. Aber das auffallende Ergebniss scheint auch ganz geeignet, die Schüler vor dem Abschreiben zu warnen.

Ich wählte dazu mehrmals aus Schulz Aufgaben, Cursus II, 13 den Satz

Der Feldherr des feindlichen Heeres liess die Stadt mit einer Mauer und einem Graben umgeben; denn so glaubte er, dass sein Heer vor jedem Angriff sicher sein werde.

Dux exercitus hostium urbem muro et fossa circumdari jussit; ita enim putabat se et exercitum ab omni impetu tutum fore.

Es sind 20 Wörter im Lateinischen, und dennoch sind, — ohne die verschiedene Stellung der Wörter zu berücksichtigen, — 174,673,948,992 richtige Ausdrucksweisen, — ja noch viel mehr, möglich.

Nämlich ich setze:

	1)	statt dux — imperator; das macht	2 Fälle
	2)	oder praetor (Nepos) =	3 „
	3)	statt hostium — hostis oder hostilis =	9 „
	4)	statt exercitus hostium — copiarum hostis oder copiarum hostium oder copiarum hostilium =	18 „
	5)	statt urbem — oppidum =	36 „
	6)	statt muro — moenibus =	72 „
ferner	7)	urbi (oppido) murum (moenia) et fossam — =	144 „
ferner	8)	urbem (oppidum) muro (moenibus) et fossa circumdandam (circumdandum) curavit; macht nach Nro. 6 wieder	72 Fälle
	9)	urbi (oppido) murum et fossam circumdandum curavit (auf murum vorzugsweise bezogen nach Nro. 5.	36 „
		oder circumdandam curavit auf fossam, das letzte Wort, bezogen; (man vergl. Cic. pro Cluent. 53, 146. Mens et animus et consilium et sententia civitatis posita est in legibus) nach Nro. 5.	36 „
		oder circumdanda curavit (Billroth §. 172, I, 2, 6.) nach Nro. 5.	36 „
	10)	urbi (oppido) moenia et fossam circumdanda curavit. nach Nro. 5.	36 „
		zusammen	216 Fälle; also 360 Fälle.

Oder, da Cäsar oft sagt Caesar murum duxit, fossam duxit, kann auch gesagt werden:

	11)	urbem (oppidum) muro (moenibus) et fossa circumdedit nach Nro. 6.	72 Fälle
oder	12)	urbi (oppido) murum (moenia) et fossam circumdedit nach Nro. 6.	72 „
		zusammen	144; also 504 „

Ferner brauche ich

	13)	statt et die Conjunctionen que, ac, atque, so wie et — et, que — que, et — que, que — et, quum — tum Dies gibt die achtfache Zahl der Ausdrucksweisen zu den früheren hinzu, macht zusammen	4,536 „
statt ita	14)	sic, hoc modo, illo modo, eo modo, hac ratione, illa ratione, ea ratione; dadurch wächst die Zahl der Ausdrucksweisen auf das Achtfache	36,288 „

statt enim 15)	nam, namque, etenim, quippe (quum, quod sollen gar nicht berücksichtigt werden)	181,440 Fälle
oder 16)	ohne Causalpartikel quo modo, qua ratione gibt das Doppelte von Nro. 13 hinzu	190,512 „
st. putabat 17)	existimabat, arbitrabatur, opinabatur, suspicabatur, rebatur, ducebat. (Cicero: ducebat se regem esse) credebat, judicabat, censebat, sentiebat, exspectabat, (confidebat gar nicht in Anschlag zu bringen) persuasum sibi habebat, (Caes. d. b. G. III, 2) persuasum habebat, persuasum ei erat, ipsum et exercitum etc. sibi videbatur ipse et exercitus tutus fore u. s. w. oder mit den Perfecten putavit, existimavit etc. Dies gibt das Zweiunddreissigfache	6,096,384 „
Oder 18)	ohne nam, etc. mit den Participien putans, existimans, arbitrans, arbitratus, opinans, opinatus, suspicans, suspicatus, ratus, ducens, credens, judicans, censens, sentiens, exspectans, persuasum habens (persuasum sibi habens, confidens, confisus nicht gerechnet) dies gibt das Sechzehnfache von Nro. 14 dazu = 580,608; also	6,676,992 „
Statt se, 19)	sese. Die beiden letzten der in Nro. 17 erwähnten Verba lassen diese Veränderung nicht zu. Die Vervielfältigung von Nro. 16 erfolgt für die Verba also nur 28 mal, für die Participien 16 mal von Nro. 14. also zusammen 5,334,336 + 508,608 = 5,914,944; zusammen	12,591,836 „
st. exercitum 20)	copias	25,183,972 „
Statt et 21)	atque, que, et — et, que — que, et — que, que — et, quum — tum; gibt das Achtfache	201,469,376 „
und 22)	ac wenigstens vor copias, giebt nach Nro. 20 die Summa von Nro. 19 dazu; zusammen	214,061,212 „
23)	Zu exercitum kann man suum (zu copias, suas) hinzufügen; oder mit persuasum ei erat sagen ipsum et exercitum ejus, oder endlich ipse et exercitus ejus sibi videbatur; also das Doppelte	428,122,424 „
Statt 24)	ab omni impetu	
auch	ab omni vi, (vim sustinere = impetum sustinere)	
oder	ab omni impugnatione,	

ab omni aggressione,
ab omni invasione, (invasu nicht zu rechnen)
ab omnibus incursionibus,
ab omnibus excursionibus,
ab omni incursu; gibt 7 mal so viel dazu: 3,424,979,392 Fälle

25) oder ad omnem impetum, ad omnes impetus, ad omnem vim, ad omnem impugnationem, etc. (wie Livius sagt tutus ad omnes ictus;) gibt das Neunfache von 23, = 3,853,101,816 dazu 7,278,081,208 „

26) Statt omni (omnibus, omnem, omnes) quovis (quavis etc.) quolibet (qualibet etc.) gibt das Doppelte dazu: 21,834,243,624 „

27) Statt tutum — tutos (oder bei sibi videri: ipse et exercitus sibi tuti fore videbantur) 43,668,487,248 „

28) Statt fore — futurum esse (futuros esse, futuri esse) 87,336,974,496 „

29) Oder futurum (futuros, futuri) ohne esse 174,673,948,992 „

Manche Ausdrucksweisen wie se cum exercitu, se cum copiis, desgleichen putabat fore ut ipse et exercitus tutus esset oder tuti essent und dergleichen mehr sind ganz vernachlässigt. Denn die Zahl ist auch so gross genug.

Da eine jede dieser Ausdrucksweisen einer bestimmten Vorstellung entspricht, so lässt eine solche Berechnung zugleich einen Blick in den Reichthum des Geistes thun, der an einer so einfachen Sache so viele Nüancen der Vorstellung aufzufassen, an einem so einfachen Satze so viele Nüancen des Ausdrucks anzubringen im Stande ist.

Gesetzt, es schreibt jemand den Satz 10 mal in einer Minute, also 600 mal in einer Stunde, und — 12 Stunden Arbeitszeit gerechnet — 7200 mal an einem Tage, so macht das 2,628,000 mal im Jahre; dann würden doch noch mehr als 66,466 Jahre nöthig sein, um nur die sämmtlichen hier berücksichtigten Veränderungen des Satzes aufzuschreiben.

Wenn nicht die Schüler gewohnt wären, immer nur nach den nächsten Ausdrücken zu greifen, so würde, wenn zwei unter ihnen den Satz ganz gleich haben, die Wahrscheinlichkeit 174,673,948,992 gegen 1 sein, dass der eine vom andern abgeschrieben hat. Aber immer bleibt die Wahrscheinlichkeit gross.

Aehnliche Uebungen lassen sich natürlich auch in den neueren Sprachen anstellen; auch können den Schülern selbst solche Aufgaben gegeben werden, um sie zur Aufsuchung und zum Behalten sinnähnlicher (synonymer) Ausdrücke zu veranlassen. Derartige Exercitien würden die beste Vorbereitung vor der Besprechung und Unterscheidung der Synonymen selbst bilden. Ich glaube daher, dass Lehrer, welche eine Anzahl französischer und englischer Sätze mit Angabe der möglichen Variationen aufstellen wollten, sich ein Verdienst erwerben würden.

Berlin. H. J. Heller.

Im Verlage von R. Decker in Berlin ist eine neue Tragödie von F. A. Maercker erschienen: Karl Martell. Der Name dieses Helden ist zu bekannt, als dass wir über ihn etwas hinzuzusetzen brauchten. Es kann hier nur darauf ankommen, wie ihn der Verfasser für seine Dichtung gestaltet hat. Unseres Wissens erscheint er hier zum ersten Male als tragischer Held. Maercker stellt ihn nicht als einen christlichen Glaubenshelden im Kampfe

gegen die Diener Allahs dar, sondern als den übermächtigen Majordomus, der sich statt der entarteten Erben des Merovech zum Könige machen will: es ist also der Conflikt einer neuen auf That und Geist ruhenden Macht gegen die Herrschaft, welche vom Fortschritte der Zeit überflügelt und sie nicht mehr begreifend, ihre ganze Stütze nur noch in der Tradition und in den eigensüchtigen Interessen des Adels und der Kirche hat. So spricht Karl im ersten Acte:

Ein Schatten meiner Thaten ist der König
Und will nun ernten, was mein Schwert gewann?
Gleich einem Traumbild' alten Ruhmes schweift er
Durch's Haupt der Franken, wenn der Schlaf sie bannt;
Weckt sie der Tag, so jauchzen mir sie zu,
Ihr Schutz und Hafen, wenn sie Sturm umtobt.
Da gilt es König sein, da gilt der Mann
Im Kön'ge, doch die Völker schrien umsonst
Um Trost, um Hülfe von des Morwech Thron,
Als unabwendbar aller Reiche Loos
Ins Schwert der Saracenen schien gelegt.
Errettung sandte Gott durch meinen Muth.

Indess hatte Karl durch Beraubung der Kirchen für seine Kriegszwecke und durch Hintansetzung des hohen Adels viele schwer verletzt. Der Gang, den die Tragödie nimmt ist der, dass nach dem im ersten Acte erfolgenden Tode des Königs Theodorich, von den Grossen und den Bischöfen die Königin als Regentin für ihren minderjährigen Sohn eingesetzt wird, und gegen diese hat Karl nun den Hauptkampf zu bestehen. Er lässt sie gefangen setzen und will sie zur Verzichtleistung auf das Königthum bewegen; sie aber bleibt standhaft (Act. IV:)

Was auch des Schicksals allzuschwere Hand
Mir und den Meinen noch verhängen könnte,
Eins glaube mir: ich sterb' als Königin!

Da sich alles im Aufruhr gegen Karl erhebt, wählt er freiwilligen Tod, um seinem Hause die Herrschaft zu retten:

Wer herrschen will, der muss zu sterben wissen.

Karls letzte Worte an seinen Sohn und Nachfolger Pipin sind:

Versöhne Thron und Kirche.

Ueber Karls Leiche reichen sich der Bischof Renatus und Pipin die Hand und die Tragödie schliesst mit dem Spruche:

Nur wo die Kirche segnet, siegt das Schwert.

Dies ist der einfache Gang einer Tragödie, deren bewegende Momente in dem Kampfe Karls mit der Königin am Schlusse des dritten und vierten Actes liegen. Als zwei hervorragende Stücke dürfen wir ausserdem den Monolog der Königin im vierten Acte im Gefängnisse, und den Karls vor seinem Tode im fünften Act bezeichnen. Bei der Bedeutung des Gegenstandes und der aus der Alexandrea und aus den Gedichten des Verfassers her bekannten und anerkannten Behandlung der Sprache und des Verses, fügen wir nur noch hinzu, dass für Karl Martell kein antikes Metrum, wie für die Alexandrea, gewünscht werden durfte und dass der moderne fünffüssige Jambus beibehalten ist, so schwer es dem Verfasser auch geworden sein mag, auf die Schönheit und die Fülle des Trimeters zu verzichten. Im Allgemeinen aber glauben wir aussprechen zu dürfen, dass hier nach Sprache und Sache ein Werk vorliegt, das von Seiten aller Gebildeten eine um so tiefer greifende Beachtung finden wird, als es seinem Vorwurfe nach dem deutschen Publikum viel näher liegt, als die Idee des grossen Macedoniers und die von

ihm erstrebte Mischung der Völker des Orients und des Abendlandes, um zu einer universellen Gestaltung der Menschheit zu gelangen. Mit Karl Martell stehen wir inmitten der noch bis auf diese Stunde dauernden Conflicte der factischen und der wirklich berechtigten Herrschergewalt. Auch dürften die schönen Worte des Baiernfürsten Odito im vierten Acte, über Deutschland, die verdiente Beachtung finden, wenngleich sie der Bischof Renatus mit der höhnischen Bemerkung aufnimmt:

Ihr guten Deutschen, rafft zum Krieg' euch auf!
Braucht Rom den Frieden, bannt ein Wink euch wieder.

I. Goethe. Herrmann und Dorothea.

Die neueste Ausgabe dieses Gedichtes bei Vieweg (sicher auch die älteren), so wie der mit der lateinischen Uebersetzung des Grafen Joseph von Berlichingen verbundene deutsche Text Stuttgart 1828 bieten in dem zweiten Gesang eine bemerkenswerthe Abweichung von den Cottaschen Ausgaben. Hier nämlich sagt der Vater in der Ansprache an seinen Sohn:

Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen.

Bei Cotta fällt, was der Regel angemessen scheint, die Conjunction und im letzten Verse fort. Gleichwohl wird man sagen können, dass der Anstoss bei richtigem Vortrag für das Ohr völlig verschwindet, die Conjunction selbst bei einem abschliessenden Gedanken wohl am Orte ist. Dazu kommt, dass Goethe selber den regelwidrigen Vers scheint gebilligt zu haben. Wenigstens berichtet Ad. Stahr Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt 1839 S. 21: der jüngere Voss habe einst voll philologischen Eifers „einen siebenfüssigen Hexameter (wenn wir nicht irren in Hermann und Dorothea)" nachgewiesen. „Wirklich so ist's," rief Goethe aus, nachdem er den Vers angesehen. „Aber da die Bestie doch einmal dasteht, so mag sie stehn bleiben."

Giebt es noch sonstige Belege für diese Anecdote oder ähnliche Beispiele Goethischer Verslicenzen?

II. Schiller.

Das Distichon:

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung und Meinung;
Aber es bleichet indess dir sich die Locke, wie mir,

führt in den neueren Ausgaben die Ueberschrift: Das gemeinsame Schicksal, während es im Register mit den Worten „das gemeine Schicksal" aufgeführt wird. An beiden Stellen heisst es im Musenalmanach von 1797: Das gemeinsame Schicksal.

Das Ideale und das Leben.

In der 12. Strophe weicht die neuere Collectivausgabe der deutschen Classiker (Stuttgart 1853), wie die ihr zu Grunde liegende, von Meyer besorgte Textrevision der Gedichte 1847 auffallend von dem Originaldruck in den Horen 1795 ab, ohne dass, was doch sonst Grundsatz bei Meyer ist, die Abweichung angezeigt wäre. Früher las man nämlich:

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz.

Jetzt heisst es in der zweiten Zeile:

Wenn Laokoon der Schlangen.

Hat Schiller selbst in einer Art von historischem Purismus die Aenderung getroffen; hat der arme Priamide gegen die kahle Substitution des blossen Namens bei ihm keinen Schutz gefunden, dem Dichter kein Freund zur Seite gestanden, der den Laokoon als Priams Sohn so gut sich gefallen liess, wie die Römer ihr Aeneadae u. dgl.?

Und endlich, um auf die prinzipielle Frage doch andeutend zu kommen, war Meyer berechtigt, alle handschriftlichen Aenderungen, die Schiller zum Behuf des Druckes getroffen, ohne diesen selbst zu erleben, in den Text aufzunehmen?

Bei der Bürgschaft hat sich die öffentliche Stimme bereits für das Gegentheil ausgesprochen. —

III. Mendelssohn.

Unter den Proben rabbinischer Weisheit (Engel's Schriften. I. (1801) S. 295 ff.) enthält die 5. Erzählung die „Unterredung eines Weltweisen mit einem Rabbi.“

Ihr Gespräch bezieht sich zunächst auf den Götzendienst, und der Weltweise wirft die Frage auf, warum Gott die Götzen nicht austilge. — „Ja,“ versetzte der Rabbi, „wenn die Thoren bloss Dinge anbeteten, an welchen weiter nichts gelegen wäre. Allein sie beten auch Sonne, Mond, Gestirne, Flüsse, Feuer, Luft, u. dgl. an. Soll der Schöpfer, um dieser Thoren willen, seine Welt zu Grunde richten? Wenn jemand Getreide stiehlt und es einsäet; soll das Getreide nicht aufschiessen, weil es gestohlen ist? Soll eine sündliche Beiwohnung darum nicht fruchtbar seyn, weil sie sündlich ist? O nein! der weise Schöpfer lässt der von ihm selbst so wohl geordneten Natur ihren Lauf. Der Unverständige, der sie missbraucht, wird schon zur Rechenschaft gefordert werden.“ —

Die gesperrten Worte sind ohne irgend welchen Grund, der für Männer Geltung hätte, und ohne Andeutung der Lücke in den gesammten Schriften VI (1845) S. 440 fortgelassen.

IV. Stammbücher.

Hoffmann von Fallersleben sagt in seinen Spenden zur deutschen Literaturgeschichte I. (1844) S. 27: Der Gebrauch der Stammbücher gehört gewiss schon dem XIII. Jahrhundert an, lässt sich aber mit Gewissheit erst am Ende des XV. nachweisen.

Anders: (Friedländer) Von Stammbüchern und Rebus. Berlin 1855. „Das Alterthum und das Mittelalter kannten das, was wir heute Stammbücher nennen, nicht; die erste Spur davon findet man im 16. Jahrhundert.“

Ich kenne die Quellen beider Männer nicht; ihr Widerspruch aber zeigt, dass sie weder allgemein bekannt noch zugänglich sind.

Mittheilungen über und aus älteren Stammbüchern bieten in der jüngsten Zeit: Das April- und Maiheft von Petzholdts Anzeiger Jahrgang 1856; die Mecklenb. Jahrbücher desselben Jahres und das Decemberheft des Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit 1857.

Neustrelitz. Fr. Latendorf.

Schamyl.

Auf weitem Halbrund vor der Moschee
    In der Tscherkessen Lande,
Da lagen, verzehrt von Kummer und Weh
    Im ärmlichen Trauergewande
Fraun, Männer, Greis' und Kinder der Stadt
Dargo, von langem Fasten matt,
    Und gekommen aus ferner Weite
    Die Tschetschenzen gesondert zur Seite,
All aufs Gesicht zur Erde gestreckt,
Von Schamyls, des Fürsten Befehle geschreckt;
    Sie harrten der Oeffnung der Pforte,
    Und summten betende Worte.

Und endlich klaffet das heilige Thor;
    Von der rothen Tschucha umfangen,
Schreitet Feldherr, Prophet, Schamyl hervor,
    Hohläugig, erblichen die Wangen.
Und er winkt, da richtet vom Boden sich auf
Stillschweigend des Volkes gesammter Hauf.
    Durch die Dienerschaft, die Müriden,
    Zu seiner Linken beschieden,
Nahn ihm der Tscheschna Gesandten jetzt.
Langsam in verschleiernder Tschadra zuletzt
    Tritt Chanum, die würdge Matrone,
    Die Mutter, zur Rechten dem Sohne.

Noch ists, als sei er der Sprache beraubt;
    Trotz halbgeöffnetem Munde:
Nun hebt er empor das gesenkte Haupt,
    Und aus Herzens innerstem Grunde:
„Gott, du bist gross, und Muhamed, —
So ächzet er, — ist dein Prophet,
    Und dein Gebot unverletzlich,
    Wie hart es auch und entsetzlich!"
Noch flüstert er, die Stimm' ist schwach,
Doch wird sie lauter allgemach,
    Indem er zum Volk gewendet
    Die zürnenden Wort' entsendet:

„Bewohner Dargo's, Männer und Fraun,
    Eine Kund' euch hab' ich zu bringen;
Doch wird sie mit Schauder und mit Graun
    In Ohr und Herz euch dringen.
Seht diese Männer! Der Tschetschen Land
Hat sie geboren und hergesandt,
    Und will, der Furcht nachgebend,
    Und vor den Giauren erbebend,
Nicht achtend, die sie schworen, die Pflicht,
Vor Allah's heiligem Angesicht —
    Weh über die freche Gemeinde! —
    Sich unterwerfen dem Feinde.

Was sprechen sie zur Entschuldigung?
    Vernehmet ihre Rede!
Sie sagen, sie seien nicht stark genung
    Zu siegen in offener Fehde.

Fast aufgerieben in Einer Schlacht
Sei ihre ganze Mannesmacht,
Das Opfer ihres Lebens
Sei nichtig und vergebens. —
Wollt kriechen ihr also unter das Joch?
Wie! Heisst das leben? So sterbet doch!
Habt ihr die Freiheit vergessen?
Euch fluchen wir Tscherkessen.

Doch weil sie gefürchtet sich und geschämt,
Ihr Wort mir vorzutragen,
So haben sie sich zur List bequemt,
Und meine Mutter mit Klagen,
Vielleicht auch mit Geschenken bethört,
Dass diese, was sie von ihnen gehört,
Zu melden mir versprochen —
Weh mir! nun wirds gerochen. —
Meine Mutter, o, ich bete sie an,
Ein edles Weib ists, doch nicht Mann,
Ihre Thränen sah ich rinnen,
Fast kam ich selbst von Sinnen.

Nichts gab ich zur Antwort, sann und sann,
Ohn' ihr Begehren zu stillen,
Bis dass ich den kühnen Entschluss gewann,
Zu erforschen Muhameds Willen;
Worauf stumm winkend ich gehen sie hiess,
Und All' hieher euch bescheiden liess,
Willfährig mir beizustehen
Mit beharrlichem Beten und Flehen.
So haben drei Tag' und Nächte wir,
Ich in der Moschee, und draussen ihr,
An des Heiligthumes Stufen
Den Propheten angerufen.

Nun endlich hat unser Weh und Ach
Der Erhörung er würdig gehalten;
Doch wie vom Blitz mit des Donners Gekrach
Die Eiche liegt zerspalten,
So hat mich getroffen sein richterlich Wort:
Nach Allah's Willen soll ich sofort
Mit Peitschenhieben zerfleischen,
Mit hundert — das ist sein Heischen —
Ich selber, den ersten, dessen Mund
Mir machte den frevelnden Vorsatz kund —
O Forderung, herbste, schwerste! —
Meine Mutter war diese erste.

Doch Gott ist gross und Muhamed,
Sein Gebot ist unverletzlich.
Geschehn muss, was befahl der Prophet,
Wie hart es sei und entsetzlich.“ — —
Er sprach es, und wie auch Chanum schreit,
Und das Volk wehklagt mit murrendem Leid,
Es gibt sich dennoch zufrieden.
Und er winkt aufs neu den Müriden.

Die entblössen der Chanum den Rücken, es schwirrt
Die Peitsch', und der Sohn, der zärtliche, wird
  Um Gehorsam Gott zu beweisen,
Der Henker der Mutter, der greisen.

Doch kaum dass der fünfte Hieb sich schwang
  Auf die arme Dulderin nieder,
Als röchelnd sie mit dem Tode rang,
  Und wie leblos krümmte die Glieder.
Und dem Henker, vor dem sich das Opfer wand,
Fiel das Marterwerkzeug aus der Hand.
  Als wollt' er die Missethat büssen,
  Sank nieder er ihr zu Füssen.
Der Todtenstille folgt ein Gebraus,
Und die Hände streckten sich allesammt aus,
  Auf dass er sich mög' erbarmen
  Der Mutter, der edlen, armen.

Auf springt vom Boden Schamyl und schau,
  Mit ganz veränderten Zügen!
Wie thront im Aug', auf Stirn und Brau
  Ein strahlendes Vollgenügen.
Was ist's das ihm Verklärung lieh?
Denn so, wie jetzt, blickt' er noch nie.
  Was hat sich sein bemeistert?
  Ist entgeistert er oder begeistert?
Er schlägt zum Himmel den Blick empor,
Und Alles ist Aug' und Alles ist Ohr,
  Er ist der Gottheit Vertrauter;
  Und lauter ruft er und lauter:

„O Gott du bist gross, und Muhamed,
  Ich fleht' euch an inbrünstig,
So eben habt ihr erhört mein Gebet,
  Denn ihr erlaubt mir günstig,
Der rächenden Strafe Rest insgesammt,
Zu dem ihr die theure Mutter verdammt,
  Allein auf mich zu nehmen;
  Und ich will mich mit Freuden bequemen."
Er sprichts, wirft ab die Tschucha voll Ruh,
Und herrscht den Müriden drohend zu,
  Dass sie ihm, dem Schamyl, sonder Weilen
  Die fehlenden Streich' ertheilen.

Er gebeuts und die Diener gehorchen erschreckt;
  Und vom bleibelasteten Riemen
Mit Striemen wird der Imam bedeckt,
  Fünf und neunzig blutigen Striemen.
Er zuckt nicht, gibt kein Zeichen von Schmerz,
Sein Leib ist eisern, so scheints, wie sein Herz. —
  Vorbei ists. Aufs neu umwerfend
  Die Tschucha, die Blicke schärfend,
Spricht er: „Ihr, deretwegen hart
Mir die theure Mutter gezüchtigt ward,
  Tschetschenzen, ihr Bösewichter,
  Ihr steht vor eurem Richter." —

Die Gesandten sinken auf die Knie
Zu des zürnenden Herrschers Fusse.
Augenblicklicher Tod erwartet sie
Als ihres Vergehens Busse.
Und Alles war stumm und erwartungsvoll,
Doch keiner der Schauenden zweifelte wol;
Nur während rasche Sekunden
In bänglichem Harren schwunden,
Vernahm man im Staub auf der Lagerstätt'
Ein leis, der Gesandten Sterbegebet,
Das Schwert der Müriden blinkte,
Sie zu tödten, sobald er winkte.

Schamyl tritt näher zu ihnen hinan,
Hebt auf sie mit eigenen Händen:
„Verflucht sei, der das Unheil ersann,
Mit Unheil musst' es enden.
Verzeih, geliebte Mutter, ich musst',
Ich duldete selber für dich mit Lust.
Gott und der Prophet hat gerichtet!
Doch zu Weitrem nicht bin ich verpflichtet.
Drum mögt ihr, Tschetschenzen, nach Hause gehn,
Und erzählen, was hier ihr gehört und gesehn;
Doch lasst euch erblicken hier nimmer!
Gott schont der Feigen nicht immer.“ —

Den Tschetschenzen ists, als wärs ein Traum,
Als sie das Wort vernahmen.
Sie küssten mit Inbrunst des Mantels Saum
Dem Schamyl, dem wundersamen.
Sie bitten der Mutter die Schmähung ab,
Und ergreifen ermutigt den Wanderstab,
Doch das Volk, den Fürsten umringend,
Ruft, Dank und Preis ihm bringend:
„Gott und des Propheten Zorn ist gestillt,
Doch der Held Schamyl ist menschlich und mild.
Wir folgen dir, Herr und Meister,
Ging's gegen der Hölle Geister!“ —

„Nicht gegen die Geister, — ruft Schamyl, —
Nein, gegen die lebenden Giauren!
Wir haben auf Erden hier unser Ziel,
Die Tschetschenzen lasset sie uns dauren!
Sie haben nicht Kampfes, nicht Ruhmes Begier,
Sie sind nicht todesmutig wie wir.
Ja ihr, was steht ihr und weilet?
Ihr Boten, laufet und eilet!
Doch, hoff' ich, kommen wir vor euch an,
Wir Lands- und Kriegsgenossen, wolan!
Wir wollen, wir sind Tscherkessen,
Mit den Giauren siegend uns messen.“

K. L. Kannegiesser.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

W. Th. Lowndes, The Bibliographer's manual of English literature. Part IV. (Leipzig, Weigel.) $1^1/_6$ Thlr.
M. Lazarus und H. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. (Berlin, Dümmler.) 1. Heft 15 Sgr.

Lexicographie.

F. A. Weber, Handwörterbuch der deutschen Sprache. 7. Aufl. (Leipzig. Tauchnitz.) 2 Thlr.
D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Lfrg. (Leipzig, O. Wigand.) 20 Sgr.
W. Hoffmann, Vollständigstes Wörterbuch der deutschen Sprache. 55. Heft (Leipzig, Dürr.) $7^1/_2$ Sgr.
Deutsches Wörterbuch von Jacob & Wilhelm Grimm. III. 2. III. 3 und II. 7. Lfrg (Leipzig, Hirzel.)
C. F. L. Wurm, Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Lfrg. (Freiburg i. Br., Herder.) 20 Sgr.
W. v. Gutzeit, Wörterschatz der deutschen Sprache Lievlands. 1 Lfrg. (Leipzig, Fleischer.) 1 Thlr.
I. D. Imhorst, Taschenwörterbuch der allgemeinsten Schiffsausdrücke in deutscher, englischer, französischer und spanischer Sprache. (Bremen, Kühtmann.)

Grammatik.

F. Bauer, Die Etymologie der neuhochdeutschen Sprache nach ihrer praktischen Bedeutung und nach ihren wichtigsten Gesichtspunkten dargestellt. (Nördlingen, Beck.) 10 Sgr.

Literatur.

E. Palleske, Schiller's Leben und Werke. 2 Bd. (Berlin, Besser.) 2 Thlr.
J. Scherr, Schiller und seine Zeit. (Leipzig, O. Wigand.) 10 Thlr.
Goethe's Faust, with critical and explanatory notes by G. Zerffi. (London, Simpkin.) $7^1/_2$ s.
François Villon, sa vie et ses oeuvres p. A. Campaux (Paris, Durand.) 5 frcs.
J. Venedey, Friedrich d. Grosse und Voltaire. (Leipzig, Hübner.) $1^1/_3$ Thlr.
Schmidt-Weissenfels, Geschichte der französischen Revolutions-Literatur. (Prag, Kober & Markgraf.) 3 Thlr.
Shakspere'sche Dramen, übersetzt von E. Heinichen. 3. Heft. Wintermärchen. 4. H. Antonius und Cleopatra (Bonn, Marcus.) $^1/_2$ Thlr.
William Burke, the author of „Junius;" an essay on his era by J. C. Symons (London, Smith & Co.) $3^1/_2$ s.
Supplement zu der Geschichte der deutschen Literatur, von H. Kurz. Enthaltend die Literatur des Auslandes mit Einschluss des klassischen Alterthums. Herausgegeben von A. Wolff. 4. Lfrg. (Berlin, Hempel.) 9 Sgr.
F. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur. (Berlin, Asher.) $4^2/_3$ Thlr.

Hilfsbücher.

F. Bauer, Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten, eine Ausgabe für katholische Schulen, eine andere für protestantische Schulen 14 Sgr.
K. G. Petermann, Aufgabenbuch f. d. Hand der Kinder bei dem schriftlichen Gedankenausdrucke. (Dresden, Adler & Dietze.) 7½ Sgr.
J. G. Metzner, Deutsche Sprachlehre mit den Wörterclassen und der Rection der Wörter in Reimen. (Leipzig, J. Werner.) 12 Sgr.
L. Miéville, Cours élémentaire servant de base à une étude solide et raisonnée de la langue française. (Bern, Dalp.) 15 Sgr.
L. Miéville, Cours supérieur et pratique de langue française à l'usage des Allemands. (Bern, Dalp) ⅚ Thlr.
Dialogues et poésies à l'usage de l'enfance. (Cassel, Bertram.) 15 Sgr.
Gaultier, Lectures graduées pour les enfants du premier âge. (St. Petersburg, Höwert.) 15. Sgr.
A. Walchner, a new method of learning the french language. (Hamburg, Schuberth & Comp.) 2⅓ Thlr.
Theoretisch-praktische englische Leseschule von J. W. Strauss. (M. Gladbach, Riffarth.) 1 Thlr.
Englisches Lesebuch mit Sylbenabtheilung, Laut- und Tonbezeichnung von Dr. Brennecke. (Posen, Merzbach.) 12½ Sgr.
J. C. Vrede, Schlüssel zur italienischen Aussprache. (Arnsberg, Ritter.) 2 Sgr.
G. C. Toepler, Lehrbuch der ungarischen Sprache. 2 Th. (Pesth, Heckenast.) 1¼ Thlr.
F. Martens, Materialien zur Einübung der polnischen Aussprache nebst Vocabular. (Lissa, Günther.) 7½ Sgr.

VERLAG VON GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG.

HERRIG & BURGUY. LA FRANCE LITTÉRAIRE. Morceaux choisis de ittérature Française ancienne et moderne. Recueillis et annotés par L. Herrig et G. F. Burguy. . Aufl. Velinp. 45 Bog. gr. breit Octav. geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

HERRIG. THE BRITISH CLASSICAL AUTHORS. Select specimens of the National-iterature of England with biographical and critical sketches. 8. Auflage. 45 Bogen. Velinpapier. r. breit Octav. geh. Preis 1½ Thlr.

HERRIG. THE AMERICAN CLASSICAL AUTHORS. Select specimens of the nglo-american Literature. 35 Bogen. gr. breit Octav. Velinpapier. geh. 2½ Thlr.

VIEHOFF. HANDBUCH DER DEUTSCHEN NATIONAL-LITERATUR. Dichter und Prosaiker. Mit biographischen und andern Erläuterungen. — Ein Lesebuch ür obere Classen höherer Lehranstalten und Freunde der deutschen Literatur. 43 Bog. gr. breit Octav. geh. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Als Anhang hierzu erschien dessen

HÜLFSBUCH FÜR DEN DEUTSCHEN UNTERRICHT in den oberen Classen höherer Lehranstalten, enthaltend Proben der älteren Prosa und Poesie, einen Abriss der Literaturgeschichte, die Verslehre, Poetik, Stylistik nebst Aufgabensammlung. Gr. 8. 12 Bogen. geh. Preis 12 Ngr.

Diese Handbücher der französischen, englischen und deutschen Literatur bieten eine Sammlung on Schriftproben, in denen sich einmal die Entwicklung und Gestalt der verschiedenen National-Literaturen und er Charakter der bedeutendsten National-Schriftsteller, dann aber auch das ganze Leben der Nationen abspiegeln, aher besonders dahin gestrebt wurde, durch wohlgeordnete, lesenswerthe, ächt nationale Beispiele einen eigentichen historischen Organismus der drei Literaturen zu geben, d. h. die Geschichte und zugleich die einzelnen ichtungen der Literaturen zu verfolgen, und dadurch die Schüler zu einem lebendigen und in steter Zunahme egriffenen Interesse an den Literaturen der drei Hauptculturvölker zu geleiten. In sittlicher wie in conessioneller Hinsicht ist jeder Anstoss vermieden.

LIECHTENSTERN & LANGE. SCHUL-ATLAS zum Unterrichte in der Erdkunde. Nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen bearbeitet

in 29 Karten für die unteren Classen. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.
in 37 Karten für die mittleren Classen. Preis 1 Thlr. 27 Sgr.
in 44 Karten für die oberen Classen. Preis 2 Thlr. 9 Sgr.

Dieser Handatlas, welcher für Gymnasien, Real-, Militair- und höhere Bürgerschulen bestimmt ist, hat eine sehr ehrenvolle Aufnahme bei den geachtetsten Schulmännern gefunden und ist wegen der ortrefflichen Dienste, die er den neuen und erhöheten Anforderungen des geographischen Unterrichts bietet, einer weit verbreiteten Einführung in Schulen gelangt. — In der dreifachen Anzahl der verschiedenen Karten ntspricht er den jeweiligen Bedürfnissen der unteren, mittleren und oberen Classen. — Auch ist er für n Handgebrauch ein ausreichendes und empfehlenswerthes Hülfsmittel.

Unter allen bis jetzt erschienenen Atlanten dürfte er in seiner technischen Ausführung als der gelungenste betrachten sein. Durch zweckmässige Verbindung des Stahlstiches mit dem Farbendruck gibt er usserst klare, scharfe und charaktervolle Kartenbilder. Die trefflich ausgeführten physikalihen Karten verleihen ihm eine Brauchbarkeit, die allen übrigen Atlanten in dieser Weise abgeht.

Die Besitzer der Ausgabe in 29, resp. 37 Karten können sich dieselben durch die zweite und resp. dritte ection zum vollständigen Atlas ergänzen.

Die zweiten und dritten Sectionen sind dieserhalb einzeln à 12 Sgr. zu haben.

ROST, GRIECHISCH-DEUTSCHES WÖRTERBUCH für den Schul- und Handgebrauch. 4. gänzlich umgearbeitete Auflage, 4. Abdruck, unter Mitwirkung von Prof. Dr. Ameis d Dr. G. Mühlmann. 2 Bde. Lex.-8. 92 Bogen. Velinpap. 3⅓ Thlr.

Die berühmten Leistungen des Oberschulraths Prof. Dr. Rost auf dem Felde der griechischen Lexicographie erheben mich einer besondern Empfehlung der durchgängig neuen Bearbeitung, die bereits im Laufe der letzten chs Jahre den vierten Abdruck erforderlich gemacht hat. Der sehr billige Preis macht dies Lexicon zur Ein-

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig erscheinen:

Unsere Tage.

Ergänzungsblätter zu allen Conversationslexiken.

Monatlich ein Heft von 4 — 5 Bogen gr. Lex.-Octav à 6 Sgr.

Erstes Heft: Französische Geschichte seit der Wiederherstellung des Kaiserthums. — Die Alpenpässe. — Der K… und das öffentliche Leben. — Ueber Opiumcultur und Opiumverbrauch im Orient. — Oesterreichs Verfassungsv… hältnisse. — Tantia Topi — Weden, Schamyl's Residenz. — Ch. R. Leslie. — F. v. Lesseps.

Wir betrachten unser Unternehmen als eine Forderung der Zeit und von solcher Bedeu…, daß wir der Lösung dieser Aufgabe unsere ganze Kraft und Sorge zu widmen entschlossen …

Die Ausgabe des ersten Heftes fällt in eine Zeit großer und für Viele dunkler Entscheidung… In einer solchen Zeit muß unsere Aufgabe zunächst die sein, unser reiches Material so zu wä… und zu gruppiren, daß unsere Leser alle die Belehrung finden, nach der ihre warme Theilna… an den **augenblicklichen Verwicklungen** und an den **Ereignissen** verlangt. Die von … getroffenen Einleitungen, die competentesten Schriftsteller und staatsmännischen Autoritäten zu … winnen, berechtigen uns zu der Hoffnung, daß unsere Hefte den klarsten und vollsten Ueberblick … Zeitgeschichte nicht nur, sondern auch ihrer **Motive** und ihrer **Bedeutung** gewähren. In … Beziehung wird unsere Aufgabe die sein, **alles Neue** zu verzeichnen, bei jeder Stufe, zu der … Wissenschaft oder ein Industriezweig aufsteigt, einen **Ueberblick** des frisch eröffneten Gesichtskr… zu geben, der Entwicklung der **volkswirthschaftlichen** Gedanken eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, die fernere **Geschichte der Culturvölker** in passenden Abschnitten zu erzählen, … **geographischen Entdeckungen** zu folgen und insbesondere die **hervorragendsten Männer der Zeit** in Biographien und Charakteristiken vorzuführen.

Subscriptionen werden in allen Buchhandlungen angenommen und liegt das 1. Heft über… zur Einsicht aus.

Ausgewählte Werke von Fernan Caballero.

Uebersetzt und eingeleitet von L. G. Lemcke.

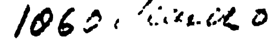
In Bänden von 15 bis 20 Bogen. Velinpapier. Geheftet à 1 Thlr.

Die Romane von Fernan Caballero haben in den letzten Jahren in Spa… ungemeines Aufsehen erregt, theils als die ersten in jenem Lande, denen der Na… Roman im modernen Sinne zukommt, theils, und ganz besonders, wegen der poetisch… Kraft und der ungewöhnlichen Kunst in den Schilderungen des Natur- und Volksleb… der treffenden Zeichnung der Situationen und Charaktere so wie des Interesses der Ha… lung. Die Kritik hat, auch außerhalb Spaniens, keinen Anstand genommen, den Verf… den bedeutendsten Novellisten der Neuzeit an die Seite zu setzen, und andere Nationen ha… sich diese Werke bereits großentheils durch Uebersetzungen angeeignet. Für Deutschl… haben dieselben aber noch ein besonderes Interesse dadurch, daß der Verfasser von de… scher Abstammung, und daß es vorzugsweise deutscher Geist, namentlich d… sche Tiefe und Innigkeit ist, welche Fernan Caballero's Werken ihre Eigent… lichkeit und zugleich ihren Reiz verleiht.

Durch eine gediegene Uebersetzung aus der Feder des Herrn L. G. Lemcke, der durch seine Studien über spanische Literatur bereits einen Namen gemacht hat, werd… Werke Caballero's dem deutschen Publicum hiermit in die Hand gegeben.

…ie deutsche Ausgabe der ausgewählten Werke Fernan Caballero's wird mit … …gen Sittenromane: **Die Möve** eröffnet.

…rste Theil erscheint im Laufe des Septembers, der zweite im Monat October.





ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

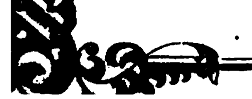
LUDWIG HERRIG.

XXVI. BAND, 3. UND 4. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1859.



Inhalt.

XXVI. Band, 3. und 4. Heft.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Mirejo,

provenzalisches Gedicht von Friedrich Mistral.

Das erst in diesem Jahr zu Avignon erschienene, vom Verfasser zu Anfange desselben am Lichtmesstage, dem 2. Februar, vollendete Gedicht Mirejo, mit welchem ich meine Leser einigermassen bekannt zu machen die Absicht habe, gehört zu den anziehendsten, bedeutendsten, eigenthümlichsten und vorzüglichsten dichterischen Erzeugnissen unsrer Zeit. Es ist in provenzalischer Sprache geschrieben, einer Sprache, welche ausser den Grenzen ihrer Heimat wenig bekannt und zu einer Volksmundart herabgesunken ist; und wenn sie gleich als solche immer Dichter, und besonders in den neuesten Zeiten wieder deren mehr und bessere als sonst gefunden hat, so waren es doch nur Dichter von Liedern und kleinern Erzählungen, während diess ein ziemlich langes erzählendes ist und sich in dieser Rücksicht an altprovenzalische anschliesst. Die provenzalische Sprache ist bekanntlich die erste, welche sich aus dem Zusammenfluss der Sprachen der nordöstlichen europäischen und westlichen asiatischen Völker bei deren Wanderung nach dem südlichen Westen Europa's mit der dort herrschenden lateinischen vom zehnten Jahrhundert an bildete, in einem grossen Theile Europa's für die Dichtkunst eine geraume Zeit lang die herrschende ward, und eine Menge nicht nur von Liedern, die seit Kurzem durch Herausgeber derselben in der Urschrift wie in Uebersetzungen sich aufs Neue einer grösseren Verbreitung erfreuen, sondern auch viele erzählende, mit wenigen Ausnahmen bis jetzt noch nicht wieder aufgefundene Gedichte hervorbrachte.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde die Provence durch Kriege verwüstet, und ihre bereits aus andern Ursachen verblühende Dichtkunst ging beinahe gänzlich unter, erneuerte sich jedoch im 14. Jahrhundert durch die Stiftung einer Gesellschaft, welche sich späterhin gaya sciencia oder fröhliche Gesellschaft nannte, im 15. Jahrhundert eine festere Einrichtung erhielt, so dass sie bis jetzt fortdauert, ohne jedoch etwas Bedeutendes zu leisten, und nur durch wenige Dichter, z. B. Gudulin im 16. Jahrhundert, sich ausgezeichnet hat. In unsern Tagen scheint jedoch die provenzalische Dichtkunst nicht nur durch den 1798 gebornen noch lebenden Dichter Jasmin, sondern durch eine nicht geringe Anzahl von meistens Liederdichtern ein regeres Leben zu gewinnen. Der Verfasser der Mirejo nennt in einer Anmerkung zu seinem Gedichte mehr als zwei Dutzend derselben, zum Theil mit einer kurzen Kennzeichnung sowie mit Anführung ihrer Hauptgedichte. Auch gibt es bereits eine Sammlung neuprovenzalischer Gedichte, — die Sprache weicht natürlich von der altprovenzalischen bedeutend ab — unter dem Titel li Prouvençalo, poésies diverses recueillies par J. Roumanille, Avignon 1852, in welcher Beiträge von 31 Dichtern enthalten sind. Auch Mistral hat 10 dazu geliefert; und wenn gleich diese zu den besseren gehören, so lassen sie doch kaum eine höhere Begabung ahnen.

Mirejo zeichnet sich nun, wie gesagt, als längeres erzählendes Gedicht aus. Es enthält zwölf Gesänge von ziemlich gleichem Umfange, zusammen fast 900 siebenzeiligen Gebinden und mehr als 6000 Zeilen, und ist keineswegs ein Helden- oder Rittergedicht und eben so wenig ein religiöses wie die des Homer und Ariost, oder Milton und Klopstock. Eher liesse es sich mit Göthe's Hermann und Dorothea vergleichen. Wie dieses echt deutsch, so ist jenes echt provenzalisch; wie dieses nur Personen mittleren Standes, einen Gastwirth mit Frau und Sohn, einen protestantischen Prediger, einen Apotheker, einen Richter und ein aus Frankreich auswanderndes bürgerliches Mädchen vorführt, so treten auch dort ein reicher Gutsbesitzer Ramon mit Frau und Tochter, Johannemarie und Mirejo, ein armer Korbflechter, Ambros, mit seinem Sohn Vincenz oder Vincent, und mit seiner Tochter Vincenette als Hauptpersonen auf, und

die Liebe Mirejo's und Vincents, die ein unglückliches Ende nimmt, ist der Gegenstand des Gedichts. Freilich unterscheiden sich auch beide Dichtungen wesentlich. In der Göthe'schen bilden zwei Völker, das deutsche und französische, den Hintergrund, das vaterländische Gefühl tritt besonders am Schlusse hervor; in der Mistral'schen findet sich dergleichen nicht, wir bleiben in der Provence, wiewol es gleich im ersten Gesang nicht an einer Hinweisung auf das kriegerische Seeleben fehlt und hiebei ein kräftigerer Ton angeschlagen wird. Männlich darf man aber trotz der vielen zarten und anmutigen Stellen die Dichtung nennen, ja sie artet bisweilen in Derbheit aus. Wenn sie aber dennoch weniger eigentlich vaterländisch als heimatlich ist, so zeichnet sie sich dagegen durch eine grössere Menge und Mannichfaltigkeit von Personen und Ereignissen aus und die Sagen- und Mährchenwelt, wie der katholische Glaube und Aberglaube spielen eine bedeutende, fast zu bedeutende Rolle darin und veranlassen den Dichter zu einem Ueberschwang in der Darstellung. Man möchte diesen seinen Reichthum mit dem des Shakspeare vergleichen, der gleichfalls mit seinem Schatze nicht immer haushält. Diess hat Mistral denn auch selbst bemerkt, indem er eine 10 Strophen lange Stelle über die Weihnachtsfeier in der Provence weggelassen oder vielmehr in die Anmerkungen verwiesen hat. Der Werth des Gedichts ist übrigens bereits eben so nachdrücklich wie unparteiisch von einem französischen Beurtheiler, Louis Ratisbone, in dem Journal des Débats vom 30. April und 1. Mai dieses Jahres anerkannt. Ratisbone rechnet es dem Gedichte als grössten Fehler an, dass es nicht ursprünglich französisch gedichtet sei, wiewol er der provenzalischen Sprache hinsichtlich der Brauchbarkeit für die Dichtkunst entschieden den Vorzug gibt. Hierbei ist zu bemerken, dass der Dichter selbst aus Besorgniss, dass sein Gedicht sonst wenig werde gelesen werden, eine zwar prosaische aber treffliche französische Uebersetzung der Urschrift gegenübergestellt hat. Aus dieser Uebersetzung gibt der erwähnte Beurtheiler neben kurzer Erzählung des Inhalts einige Proben der Dichtung, und ich folge ihm hierin, obgleich ich darin von ihm abweiche, dass ich theils auch andre Proben auswähle, theils diese in einer hinsichtlich der Form wie des Inhalts möglichst getreuen deutschen Ueber-

setzung mittheile, wobei ich jedoch noch bevorworte, dass manche Anspielungen und unverständliche Stellen von dem Dichter in Anmerkungen erläutert sind, viele aber auch nicht. Ich hoffe, dass dieser Umstand dem Eindrucke nicht wesentlich schaden wird.

Der Anfang des Gedichtes lautet nun:

Ein provenzalisch Mädchen wähl' ich,
Und ihre Jugendlieb' erzähl' ich
Im Ländchen Crau am Strand des Meers im Aehrenfeld.
Homer's geringer Schüler bin ich,
Und auch nichts Wichtiges ersinn' ich.
Landmädchen ist sie, lieb und minnig,
Man spricht in Crau von ihr, sonst nirgends in der Welt.

Es gnügt als einzger Schmuck der Holden
Der Reiz der Jugend; da kein golden
Stirnband, und von Brokat kein Mantel sie umschlang;
Doch Königsglanz sah ich umlichten
Ihr Haupt. Und diess will ich berichten
In unsrer missgeschätzten, schlichten
Mundart; drum, Hirten ihr, nur euch tönt mein Gesang.

Der erste Gesang führt uns nun den alten Korbflechter Ambros und seinen Sohn Vincent vor. Sie sind auf einer ihrer Wanderungen durch Crau, eine steinige Gegend der Provence, um bei ihren Kunden alte Körbe auszubessern und neue zu machen. Sie unterhalten sich über die unferne Lotoswohnung, die nebst den umliegenden Aeckern dem reichen Ramon gehört, und werden dort gastfrei aufgenommen und zur Abendmahlzeit gezogen. Hierbei findet der Dichter Gelegenheit, uns mit den beiden Hauptpersonen, Vincent und Mirejo, näher bekannt zu machen. Von dem ersteren heisst es:

Vincent, noch sechzehn Jahr nicht zählend,
Doch sich durch Aug' und Wuchs empfehlend,
War traun ein hübscher Bursch, schlank und von kräftger Brust.
Die Wange glänzt in braunem Schimmer;
Doch schwarzes Erdreich trügt ja nimmer,
Und trägt den besten Weizen immer,
Wein schwarzer Beeren macht zum Tanz den Füssen Lust.

Wie man die Weidenzweig, und Gerten
Behandeln müss', erweichen, härten,

Verstand er aus dem Grund. Nicht feine Arbeit doch
Sah man ihn für gewöhnlich machen,
Vielmehr die gröbern mannigfachen
In Haus und Stall nothwendigen Sachen,
Brot-, Holz-, Waschkörb' und viel Flechtwerk von Weiden noch,

Zugleich auch das von Rohr gedrehte
Und leicht verkäufliche Geräthe,
Sammt Hirsebesen, und so weiter. Und mit Reiz
Macht' Alles er und angemessen,
Und rasch, er konnte stolz sich messen
Mit Jedem seines Fachs.

Mirejo, oder französisch Mireille, wird so beschrieben:

Fast funfzehnjährig war Mireille.
Du blauer Strand von Font-vieille,
Crau's Ebnen, und ihr Baux' Anhöhn, ihr botet dar
Nie eine Blume, die entsprossen
So hold, am Sonnenstral erschlossen,
Von einem frischern Reiz umflossen,
Zwei Grübchen obenein hatt' ihrer Wangen Paar.

Der Thau im Blick der Augensterne
Hielt jede Spur des Kummers ferne,
Die Stern' am Himmel selbst sind mehr nicht rein und licht,
An Hals und Schultern niederstrichen
Die Locken, die dem Glanz nicht wichen
Des Raben, und die Hügel glichen
Der Brust zween Pfirsichen, doch die ganz reif noch nicht.

Ein Wildfang war sie, unbeständig,
Ein wenig spröd' auch und unbändig.
O wer im Wasserglas dies Bild der Anmut sah,
Es einzuschlürfen hätte Jeden
Gelüstet.

Bei Tische wird der alte Korbflechter Ambros ersucht, ein Lied zu singen, und er thut es nach einiger Weigerung und nur aus Gefälligkeit gegen Mirejo. Es ist in andern Versen, nämlich in Strophen von sechs fünffüssigen Jamben gedichtet, von denen die erste, vierte und sechste, sowie die zweite, dritte und fünfte reimen, und enthält die Beschreibung eines Seesieges von 500 Provenzalen über die Engländer, an welchem Ambros theilgenommen, aber so wenig wie seine Mitkämpfer einen Lohn

dafür empfangen hat, und arm in seine Heimat zurückgekehrt ist. Um zugleich eine Probe dieser Versart zu geben, wähle ich den Schluss, welcher mit dem Worte „ein Martegal" anfängt, d. h. der Bewohner der fast von lauter Fischern bewohnten und auf mehren kleinen Inseln erbauten provenzalischen Stadt Martegue, wesshalb sie auch wol „Provenzalisch Venedig" genannt wird.

Ein Martegal ist's, der im Abendschimmer
Beim Fischen dieses Lied erschallen liess.
Der Admiral drauf reiste nach Paris,
Allwo die Herrn mit Band und Ordensflimmer
Ihm seinen Ruhm missgönnten, wie es hiess, —
Und wir Matrosen sahn ihn wieder nimmer.

Wie diese Erzählung uns mit der ehrenfesten Gesinnung des armen Korbflechters bekannt gemacht hat, so lernen wir auch den Sohn und zwar seine Körperkraft, seinen Mut, seine Schicksale kennen. Er bleibt nämlich nach dem Abendessen mit Mirejo am Tische sitzen, und diese, die ihren Geburtsort noch nicht verlassen hat, fordert ihn auf, von seinen Wanderungen zu erzählen.

„Vincent, du läufst von Ort zu Orte" —
Das waren jetzt Mirejo's Worte —
„Mit deinem Gertenbund, und besserst Körbe aus.
Da siehst du dann auch wohl Palläste,
Ruinen, alter Burgen Reste,
Sandwüsten, Prachtaufzüg' und Feste;
Denn wir, wir kommen nie aus unserm Taubenhaus."

Er erzählt ihr nun zuerst von Santo, einer kleinen Stadt in der Provence, die als Wallfahrtsort berühmt ist, und von der Wunderkur an einem blinden Kinde durch die Berührung der heiligen Gebeine der drei Marieen, an welche sich Mirejo späterhin erinnert und selbst eine Wallfahrt dorthin unternimmt. Vincent sagt:

Doch warst du noch in Santo nimmer?
Mein Kind, da schallts von Liedern immer,
Von allen Orten her sind Kranke dort zu schaun.
Wir kamen hin zum Festgedränge,

Die Kirche freilich war nur enge,
Wallfahrer schrien jedoch in Menge:
„Erbarmt euch unser, ach, ihr grossen heilgen Fraun!“

Das grosse Wunderjahr war's grade,
Gott steh' uns bei mit seiner Gnade!
Am Boden lag ein Kind, schön, wie der Täufer war,
Doch dem ein Jammerleid geschehen.
„Macht,“ — hörte man es kläglich flehen, —
„Ihr Heiligen mich wieder sehen;
Mein klein gehörntes Lamm bring' ich dafür euch dar.“

Wie da sich Aller Augen tränkten
Von Thränen! Als zugleich sich senkten
Die Kasten aus der Höh' mit heiligem Gebein,
Und als das Seil schwankt', auch nur linde,
Im ganzen Raum erscholl's geschwinde,
Wie ein Gebüsch in heft'gem Winde.
Man rief: „Ihr Heil'gen, wollt, o wollt uns gnädig sein!“

Doch als in seiner Pathin Armen
Die schwachen Hände jenes armen
Elenden Kinds der drei glückseligen Marien
Todtengebeine konnten tasten,
Mit neugestärkter Kraft erfassten
Die Händchen da die heil'gen Kasten,
Gleich dem Schiffbrüchigen, wenn ihm ein Brett erschien.

Doch kaum dass das elende kleine
Berührt die heiligen Gebeine,
„Ich seh', ich sehe!“ — rief sogleich das schwache Kind
Mit wunderbaren Glaubens Spähen, —
„Ich seh' die Kasten, kann euch sehen,
Grossmütterchen, betrübt hier stehen.
Holt mein gehörntes Lamm, holt es geschwind, geschwind!“

Und ihr auch, Fräulein, mag Gott walten,
Und glücklich euch und schön erhalten!
Doch sollten Eidechs, Hund, Wolf, giftig Ungethier,
Molch, Schlang' euch in zukünft'gen Tagen
Ins Fleisch die scharfen Zähne schlagen,
Und sonst ein Ungemach euch plagen,
Lauft zu den Heiligen, und Hülfe findet ihr.“ —

„Doch hier im Moor, den Bäum' umkränzen,
Wo Mondesstralen heut' uns glänzen,

Wollt einen Wettlauf ihr vernehmen," — sprach er dann, —
„In dem ich fast den Preis empfangen?"
„Gern!" sprach das Mägdlein mit Verlangen,
Und näher rückte unbefangen,
Gehemmt des Athems Hauch, sie zu Vincent hinan.

Vincent erzählt nun diesen Wettlauf zu Nismes vor den Festungsgräben, an welchem er zufällig theilgenommen hat, aber nur durch einen Sturz um den ihm sonst schon gewissen Sieg gekommen ist.

„Doch komm' ich vor den Andern endlich,
Zum Wehe mir, denn unabwendlich
Naht mein Geschick. Sinnlos, gleichwie der Winde Raub,
Im Augenblick, wo ich erblasse,
Und hinter mir die Andern lasse,
Im Wahn das Ziel beinah erfasse,
Fall' athemlos ich hin, und schlinge Sand und Staub."

Dieser Wettlauf ist besonders anziehend durch das Benehmen des besiegten Lagalante, der in allen früheren Läufen den Sieg davon getragen hat. Nach der Erzählung heisst es:

So horcht Mirejo den Geschichten,
Die Jener wusste zu berichten
Beim Lotoshaus, Vincent. Ins Antlitz stieg sein Blut,
Indess die Augen Strahlen schossen,
Die Händ' auch sprachen unverdrossen,
Und reichlich ihm die Worte flossen,
Wie auf des Mai's Nachmaass hinströmt des Regens Flut.

Der Gesang schliesst mit dem Geständniss Mirejo's an ihre Mutter: „Ihn zu vernehmen gäb' ich Lust und Leben hin."

Der zweite Gesang gehört zu dem Zartesten und Eigenthümlichsten, was in dieser Art gedichtet wurde. Er ist betitelt „die Einsammlung" nämlich des Maulbeerlaubes für die Seidenwürmer, und enthält das Liebesgeständniss Mirejo's an Vincent und die demselben voraufgehende Veranlassung. Mirejo sitzt in einem Maulbeerbaum; da kommt Vincent vorbei und erbietet sich, ihr zu helfen. Sie nimmt sein Erbieten mit Freuden an. Er steigt an ihr vorbei in den Wipfel des Baums und unterhält sie zuerst mit einiger Nachricht von dem häuslichen Leben in der Hütte seines Vaters am Ufer der Rhone, besonders von

seiner Schwester Vincenette, die jetzt abwesend, zwar auch hübsch, ja selbst Mirejo nicht unähnlich, aber doch bei weitem nicht so schön sei. Da fragt Mirejo:

„So findest Du mich hübscher, sage,
Als deine Schwester?“ Auf die Frage
Antwortet Jener: „O gewiss, weit schöner, weit.“ —
„Wie so denn?“ — „Bei Marie, der reinen,
Den Stieglitz werd' ich als den kleinen
Zaunkönig lieblicher doch meinen,
Er ist es durch sein Lied, ja und durch Niedlichkeit.“

„Ach was!“ — „Du wirst, o Schwester, arme,
Nie Königin im Bienenschwarme!
Der Schwester Augen sind blau und durchsichtig rein,
Wie Wasserflut in Meer und Seeen;
Die euren sind so schwarz wie Schlehen,
Und wenn sie blitzend auf mich sehen,
Ist mir's, als schlürft' ein Glas gekochten Weins ich ein.

Mit ihrer Stimme, zart und helle,
Wenn sie uns sang die Peyronelle,
Wie hob sich da mein Herz voll Freude himmelwärts!
Doch wenn mir eure Worte schallen,
Und wär's das leiseste von allen,
Da kann kein Lied mir noch gefallen,
Bezaubert wird mein Ohr, doch trübe mir das Herz.

Mein Schwesterchen, die Weidensteige
Durchlaufend, gleicht dem Dattelzweige,
Hat sie sich an der Sonn' Hals und Gesicht verbrannt.
Doch, Schöne, euch hat Gottes Willen
Geschaffen gleich den Asphodillen,
Ihr Mützchen wagt ja nicht zu stillen
An eurer weissen Stirn des Sommers Feuerbrand.

Vincett' ist, wie an Baches Borden
Libellen, schlank und schmal geworden,
Ihr Wachsthum dauerte ein Jahr, ein einz'ges bloss.
Jedoch vom Hals zur Hüfte nieder,
Mirejo, sind all' eure Glieder
Vollkommen.“ — Schämig spricht sie wieder:
„O der Vincent!“ und lässt den Zweig von neuem los.

Sehr passlich werden die Grade der Liebesannäherung durch die Anfangszeile einer Kehrstrophe unterbrochen, mit

welcher der zweite Gesang anhebt, die aber jedesmal etwas verändert wird. Hier heisst sie nach dem eben Mitgetheilten:

> Singt, Seidenwürmerpflegerinnen,
> Indem ihr leert die Zweige drinnen!
> So in dem laub'gen Baum versuchte sich das Paar,
> Verborgen in dem Dickicht steckend,
> Unschuldig sich und kindlich neckend,
> Einander ihre Lieb' entdeckend,
> Indess der Nebel schon den Höhn entschwunden war.

Mirejo zürnt indess scheinbar über ihre eigne und besonders Vincent's Faulheit im Pflücken, und sie werden auf eine Weile fleissiger; aber ihre Hände berühren sich bei dem Einstopfen des Laubes in den dazu mitgebrachten Sack. Da heisst es:

> Und sie durchzuckte Beid' ein Bangen,
> Es rötheten sich ihre Wangen,
> Denn jach durchloderte sie unbekannte Glut
> Beim ungeahnten Abenteuer.
> Ihr war, als sie des Sackes Scheuer
> Die Hand entzog, der Mut noch theuer,
> Er aber sagte, zwar wogt' ihm auch noch das Blut:
>
> „Was habt ihr? Ist euch angekrochen
> 'ne Horniss, und hat euch gestochen?“ —
> „Ich weiss nicht,“ ward von ihr leis hauptgesenkt versetzt;
> Worauf sie stumm sich neu anschicken,
> Mehr Laub von Ast und Zweig zu zwicken
> Mit blinzelnden, schalkhaften Blicken.
> Wer nun zuerst wol lach', aufpassen Beide jetzt.
>
> Es schlug ihr Herz. Wie Regenwetter
> Entrauschen nun dem Baum die Blätter,
> Und wieder steckten sie sie in des Sacks Verliess.
> Die braun' und weisse Hand berührten,
> Weil Absicht oder Glück sie führten,
> Sehr oft, indem im Laub sie rührten,
> Einander, und viel Reiz gab ihrer Arbeit diess.

Da entdeckt Mirejo ein Vogelnest auf dem Baum, wo sie sitzen. Vincent muss es untersuchen. Es sind junge Meisen darin.

> Mirejo lachte mit Behagen.
> „Hör, weisst du, was die Leute sagen?

Kommt zweien solch ein Nest im Baume zu Gesicht,
Nimm Maulbeerbaum, nimm auch sonst einen,
Verläuft kein Jahr nach Volks Vermeinen,
So muss der Priester sie vereinen.
Sprichwörter reden wahr, sowie mein Vater spricht.“

„Ja,“ spricht Vincent, — „hinzuzufügen
Ist zwar, die Hoffnung kann auch trügen,
Entkommt, eh' man sie eingesperrt, die junge Brut.“
„Mein Himmel, eile, sie zu kriegen,“ —
Rief da die Maid, — „lass sie nicht fliegen!
Herr Gott, uns muss daran ja liegen.“
„Ja ja!“ — versetzt der Bursch, — „ihr redet gut.

Der beste Platz für diese Mätzchen
Wär sicherlich eu'r Busenlätzchen.“
„Traun, du hast Recht. So gib denn her!“ Der Bursche steckt
Sofort die Hand in jene Lücke,
Und voll kommt sie daraus zurücke,
Sie fasst eins, zwei, drei, vier der Stücke.
„Mein Gott, so viel,“ — spricht sie, indem die Hand sie streckt.

„Die allerliebsten Kleinen! Küssen
Wird man die armen Mätzchen müssen.“
Und tausend Küsse theilt sie aus, ganz ausser sich
Vor Lust, sie streichelnd hin und wieder,
Dann aber senkt sie sie danieder
Gemächlich in ihr pauschig Mieder.
„Her mit der Hand!“ — rief jetzt Vincent, — „schnell, spute dich!“

„Die nadelfeinen Aeuglein schauen
Mich an, die Köpfchen sieh, die blauen!“
Und abermals birgt in der weissen glatten Haft
Sie dreie noch der lieben Kleinen.
Die an dem warmen Busen scheinen
Des jungen Mädchens zu vermeinen,
Dass in das eigne Nest man sie zurückgeschafft.

Sinds mehr, Vincent, noch als die sieben?“ —
„Ja.“ — „Nun, bei Sanct Marie, der lieben,
So hast die Hand du, möcht' ich schwören, einer Fee.“ —
„Du gute! Zur Georgenfeier
Zehn, zwölf legt, ja wol vierzehn Eier
Die Meis', hier birg' sie in den Schleier.
Die letzten Küchlein sind's. Und nun, du Meis', ade!“

Aber es sind zu viele, sie haben nicht Platz und werden unruhig; Mirejo schreit auf und bittet Vincent um Hülfe.

„Sie kratzen mich mit ihren Zehen
Und Schnäbeln, ach, ich muss vergehen.
Komm schnell, Vincent. Wie sag' ich's? Wo ich sie gehegt,
In dem Verschluss bei mir, gegeben
Hat es da ein gewalt'ges Leben
Bei unsrer kleinen Brut so eben,
Die Nestling' haben all die andern aufgeregt.

Vincent eilt zu ihr, tröstet sie und befreit sie von den jungen Meisen, indem er sie in seine Schiffsmütze aufnimmt. Aber der Ast, auf dem sie bei dieser Gelegenheit sich zusammen befinden, ist zu schwach für Beide.

Da unter ihnen den zu schwachen
Ast hört man plötzlich brechend krachen.
Sie stürzt ihm an den Hals und in den Arm, und hält
Sich fest daran mit Schrei's Erschallen.
Aus grossen Baumes laub'gen Hallen
Von einem Ast zum andern fallen
Zwillingen gleich sie beid' aufs weiche, gras'ge Feld.

Da ruft der Dichter aus:

Zephyre, Griechenwind', ihr frischen,
Die durch der Wälder Wipfel zischen,
O haltet doch zu Gunst des jungen Paars zurück
Das Rauschen eures Sturms, das wilde,
Ihr tollen, haucht ein wenig milde,
Lasst träumen sie im Grasgefilde,
Ja träumen mindestens das holde Paar sein Glück!

Und du, o liebes Bächlein, plaudre
Nur leis in deinem Bett, und zaudre,
Und rolle nicht zu laut die Kieselstein' im Strom,
Zu laut nicht, dass im Stral, der ihnen
Im seelischen Verein erschienen,
Sie schweben wie ein Schwarm von Bienen,
Lass sie verlieren sich im sternenreichen Dom!

Indess sie fallen bald aus einander, richten sich auf, und Vincent fragt sie und schilt auf den Baum:

„Thut etwas weh euch nach dem Falle?
Schmach bist du für die Bäum' hier alle,
Du Teufelsbaum, gewiss am Freitag pflanzte man
Dich schlimmen, mag dich Darrsucht plagen,
Der Holzwurm dich im Kern zernagen,
Und scheu vor dir dein Eigner tragen."
Sie spricht mit Zittern, das sie nicht beschwicht'gen kann:

„Ich wüsste nicht, nein, ich empfinde
Kein Weh, doch gleich dem Wickelkinde
Wein' ich bald, lache bald, und weiss nicht recht warum."

Er fragt, ob sie sich wegen Verspätung vor der Mutter fürchte, oder ob sie vom Sonnenstral gelitten habe, aber sie verneint Beides und bricht endlich mit ihrem Geständniss hervor:

„Doch berg' ich dir noch meine Plagen?
Mein Busen kann's nicht länger tragen.
Vincent, Vincent, soll ich's dir sagen?
Ich liebe dich!"

Ich gebe nun den Rest des zweiten Gesanges ganz und zunächst das Liebesgespräch, das mit Vincent's Worten anfängt:

„O Fürstin, dass mich doch verschone
Eu'r holder Mund mit solchem Hohne," —
Ruft da Vincent mit hohem Tone, —
„Zum Niederstürzen ist's! Bin ich noch mein bewusst?

Ihr wolltet euer Herz mir geben?
Mein arm, bisher noch glücklich Leben,
Im Namen Gottes, treibt damit nicht euer Spiel!
Lasst mich euch nicht so hören sprechen,
Es würde, glaubt' ich es, sich rächen,
Es würde dann das Herz mir brechen,
Mirejo, macht mich nicht zu eures Scherzes Ziel!"

„Lüg' ich mit meinen Worten, diesen,
So mag mich Gott entparadiesen!
Glaub' mir's, ich liebe Dich. Sprich nicht von Todesnoth!
Doch wenn, von Grausamkeit getrieben,
Du mich nicht wolltest wiederlieben,
Von Traurigkeit dann aufgerieben,
Verfiel' ich hingestreckt zu Füssen dir dem Tod."

„Ach, möchtet ihr solch' Reden lassen
Von mir zu euch, ich kann's nicht fassen," —
So stammelte der Sohn Ambrosens vor sich hin, —
„Ihr, in dem Lotoshause wohnend,
Wie eine Königin dort thronend,
Indess dem Korbgeschäfte frohnend
Ein Taugenichts ich und ein Pflastertreter bin."

„Ei, mein Geliebter wird nicht schlechter,
Ob er Baron, ob Körbeflechter,
Wenn mir er nur gefällt," — antwortet sie alsbald,
Wie eine Schnitterin entglommen.
„Wenn ich mich siech fühl' und beklommen,
Mein Blut erstarrt, wie mag es kommen,
Dass Du in Lumpen scheinst so schön mir von Gestalt?"

Da ist, wie diese Wort' erschallen,
Wie aus den Wolken er gefallen,
Dem Vogel gleichend, der betäubt sich mälig senkt.
„Verfallen bin ich dem Geschicke," —
Ruft er, — „da ich vor deinem Blicke,
Vor deiner Stimme fast ersticke,
Und Tollheit gleich dem Wein die Sinne mir beschränkt.

Und siehst du nicht, wie deine Arme
Umschlungen mich, zu meinem Harme!
Denn, wenn du's wissen willst, zu Schand' und Spott für mich,
Ich armer Korb- und Mattenflechter,
Lass nur erschallen dein Gelächter!
Liebhaber dein bin ich, ein rechter,
Dich lieb' ich, lieb' auch ich, verschlingen möcht' ich dich,

Lieb' ich, wenn deine Fordrung stiege,
Und spräch': ich will die goldne Ziege,
Sie, die ein Mensch wol melkt und weidet nimmermehr,
Sie, die in Beaumanière's Schlüften
Das Moos beleckt an Felsens Klüften, —
So stürb' ich eh'r in jenen Grüften,
Wo nicht, führt' ich die Zieg' am rothen Haar dir her.

Dich lieb' ich, wenn du fordern solltest,
Und einen Stern vom Himmel wolltest,
Trotz Waldgebirges, trotz des wildsten Meeresschwalls,
Trotz Henkers, trotz der Alpenspitzen,
Die der Gewölke Busen schlitzen,
Ich müsste, ja müsst' ihn besitzen,
Und eines Sonntags hängt' ich ihn dir an den Hals.

Doch, allerschönstes Kind, je länger
Ich dich betrachte, wird mir bänger.
Ich sah 'nen Feigenbaum einst im Vorüberziehn
Bei Vaucluse, der wie eine Klette
Sich einer nackten Felsenkette
Anhakte, ein Jasminbusch hätte
Eidechsen Schatten mehr, so dürr war er, verliehn.

Einmal im Jahr fühlt' an den Füssen
Er seinen Nachbarstrom ihn grüssen,
Auflebte dann der dürre, matte Stamm und liess
In reichen, unbeschränkten Zügen
Den Trunk sich schmecken mit Vergnügen,
Für's ganze Jahr musst' es genügen, —
Wie zu dem Ring der Stein passt, so zu mir passt diess.

Ich steh' an Feigenbaumes Stelle,
Und du, du bist die frische Quelle.
Gewähr' einmal nur Gott mir jährlich den Genuss,
Vor dir wie jetzt mich hinzusenken,
In deinem Lichtborn mich zu tränken,
Ja, darf ich an die Wonne denken,
Auf deine Finger dir zu hauchen bangen Kuss!"

Mirejo bebt, als so sie hört ihn,
Doch heft'ge Liebesglut bethört ihn,
Dass er erschrocken die Erschrockne an sich reisst,
An seine starke Brust, — da schallten
Die Wort' auf einmal einer Alten,
Dass laut dem Paar ins Ohr sie hallten:
„Mirejo, werden heut' die Würmer nicht gespeisst?"

So sind oft ganze Sperlingschaaren
Im Hain am Abend zu gewahren,
Frisch ist der Abend, froh Gezwitscher wird beliebt.
Welch' Glück doch herrscht in dem Vereine!
Man denkt an der Gefahren keine:
Da wirft nach ihnen mit dem Steine
Ein Wandrer plötzlich, und die Schaar erschrickt, zerstiebt.

Also zusammenfuhren Beide,
Die Liebenden, und durch die Haide
Sie ihrer Wohnung zu, indem kein Wort sie sprach,
In Eile durch das Blachfeld jagend,
Den Laubkorb auf dem Kopfe tragend;
Er aber steht, stumm und verzagend,
Und wie ein Träumer sieht er in die Fern' ihr nach.

Der dritte Gesang wird uns kürzere Zeit beschäftigen. Er ist betitelt „die Abwickelung der Gespinste,“ nämlich der Seidenraupen, welche in der Lotoswohnung geschieht, wo die Wirthin Johannemarie, Ramon's Frau und Mirejo's Mutter, ihre Freundinnen und Nachbarinnen zu diesem Geschäft versammelt hat. Die Gespräche derselben nehmen den ganzen Gesang ein. Johannemarie hebt die Unterhaltung an:

„Ich kann fürwahr mich glücklich preisen!
Wer hat mehr Sträusser aufzuweisen
Gespinnstes auf der Hürd' als ich? Von mehr Gewinn
An Seide kann wol Niemand sagen,
Nie hat seit meinen Jugendtagen
Die Ernt' im Lotoshof getragen
So viel, und seit dem Jahr des Heils, wo Frau ich bin.

Sie hat desswegen der Jungfrau Maria auch ein Opfer gebracht. Isolt, eine Gastwirthin, klagt sich dagegen an, das Fenster während eines Sturmes offen gelassen und dadurch der Seidenzucht geschadet zu haben, wird aber von der älteren Gehülfin, Taven, belehrt, dass ihr Unglück nicht dem Sturm, sondern dem bösen Blick einer Neiderin zuzuschreiben sei. Da sie dabei der Gewalt der Jünglingsblicke über das weibliche Geschlecht erwähnt, erregt sie den Zorn der sämmtlichen Mädchen, von denen einige ausrufen:

„Die Männer! Lass sie uns nur kommen nicht zu nah!
Nein!“ schrien die Mädchen im Vereine,
„Mirejo, traun, wir wollen keine!“

Mirejo weicht einer Aeusserung darüber aus, und entfernt sich, um ein Fläschen eigenen Gebräues zur Stärkung für die Gesellschaft aus dem Keller zu holen. Die Unterhaltung wird von den Uebrigen mit Rücksicht auf die Männer fortgesetzt. Laura vermisst sich, einen Liebhaber, und wenn es ein Fürst aus dem Schlaraffenlande wäre, sieben Jahre lang im Staube ihr zu Füssen knieen zu lassen; Clemenze ist milder und liesse sich von einem König, natürlich einen jungen und schönen, gern in seinen Goldpallast heimführen, um dann nach Baux in der

Provence als Königin und Kaiserin zurückzukehren, dort im erneuerten Bergschlosse zu thronen, nur in Gesellschaft ihres Gatten den Thurm zu besteigen, Arm in Arm mit ihm über Flur und Haide, über ihr ganzes Königreich bis zum Meer hin, und den Ventour, einen hohen Berg in der Gegend von Avignon, die Rhone und Durance zu schauen. — Die braune Azalais, die das Unglück hat, mit ihrer Zwillingschwester Violane denselben Mann zu lieben, nimmt alsdann das Wort und wünscht gleichfalls Königin zu sein, und würde dann die sieben schönsten ihrer Freundinnen zu ihren Gesellschafterinnen und lustigen Räthen ernennen. Diese müssten besonders bei Liebesangelegenheiten den Richterspruch thun. Auch sieben Dichter will sie haben als Beisitzer dieses Gerichtshofes und als Schreiber der Liebesgesetze. — Indessen ist Mirejo mit dem versprochenen Tranke zurückgekommen und vertheilt ihn und wird nun auch um ihre Wünsche befragt, und, da sie antwortet, dass ihr nichts lieber sei, als im elterlichen Hause zu bleiben, von einem der Mädchen geneckt, von dem Mirejo auf dem Maulbeerbaum im Gespräch mit Vincent gesehen ist. Diese Nachricht erregt das Gelächter der Versammlung und man ruft: „Vincent Barfüssler ist's, den sie sich auserkoren.“ Die alte Taven nimmt sich aber des jungen Mannes an, nennt ihn den schönen und erzählt zum Beweis, dass Gott sich oft an dem Dürftigen durch Wunder bezeuge, eine Geschichte von einem armen, alten Hirten, der kurz vor seinem Tode einen entfernten Einsiedler aufsuchte und ihm beichtete, dass er eine Bachstelze zufällig durch einen Steinwurf getödtet habe. Der Einsiedler verurtheilt ihn aus Spott, seinen Mantel am Sonnenstral aufzuhängen. Der Hirt wirft ihn in gläubigem Mut in die Luft, und siehe, der Mantel bleibt am Sonnenstral hängen. — Der Einsiedler wirft sich ihm zu Füssen und bittet um seinen Segen: „Ein grosser Heiliger seid ihr, ein Sünder ich.“ — Da das Gespräch nach dieser Erzählung auf Vincent zurückkommt und Mirejo erklärt, sie werde lieber ins Kloster gehen, als sich vermählen, erinnern sich Alle an eine im Liede gepriesene Magali, die einen gleichen Entschluss fasste, aber von der Standhaftigkeit ihres Liebhabers doch endlich gerührt wurde und ihm Gegenliebe schenkte. Nore wird aufgefordert, diess Lied zu singen.

„O Magali, mein Schatz, mein eigen!“
Also brach Nore nun ihr Schweigen;
Hoch bei der Arbeit schlug der Freude Flamm' empor.
Und wie in Sommers Sonnenscheine
Ein Heimchen schwirrt erst ganz alleine
Bis alle schwirren wie das eine,
So sang die Mädchenschaar der Nore nach im Chor:

„O Magali, mein Schatz, mein eigen,
Wenn doch dein liebes Haupt erschien'
Am Fenster, und dem Ton der Geigen
Du horchtest und dem Tamburin.
Schau' droben doch die Sterne ziehn!
Die Lüfte schweigen;
Jedoch der Sterne Licht erblich,
Sie sahen Dich.“

„Gleich Winden, die im Laube schwellen,
Nicht mehr wird mir dein Ständchen sein.
Ich gehe zu dem Meer, dem hellen,
Ein Aal werd' ich am Felsgestein.“ —
„Wirst, Magali, du Liebchen mein,
Zum Fisch in Wellen,
Gleich mach' ich dann zum Fischer mich,
Und fange dich.“

Ich habe die beiden ersten Gebinde dieses Liedes mitgetheilt, um zu zeigen, dass der Dichter hier, wie im ersten Gesange, abermals ein anderes Versmass gewählt habe. Das Ganze ist ein Zwiegespräch. Magali verwandelt sich nach einander, zuerst in einen Fisch, aber er in einen Fischer, wie wir gesehen haben, sie dann in Vogel, Wiesenblume, Wolke, Sonnenstrahl, Mond, Rose, Baum, Nonne, aber er folgt ihr als Jäger, Wasser, Wind, Eidechse, Nebel, Schmetterling, Epheu, Beichtiger. Der Schluss lautet:

„Kämst du zum heiligen Bereiche,
So träfest du der Nonnen Reihn,
Ich aber zeigte mich als bleiche,
Im Leichentuche würd' ich sein.“ —
„Wärst, Magali, o Liebchen mein,
Du eine Leiche,
Zur Friedhofserde macht' ich mich,
Und hätte dich.“

„Ja, nun schenk' ich dir mein Vertrauen,
Du meinst es redlich, nun wolan,
Nimm diesen Ring, und auf mich bauen
Kannst nun du, lieber, junger Mann!"—
„O Magali, mein Glück fortan,
Die Stern' am blauen
Gewölb' sahn dich, entflohn sind sie,
O Magali!"

Wie nun der dritte Gesang uns fast nur Heiteres und Scherzhaftes in den Gesprächen der bei der Abwicklung der Seidengespinnste versammelten Mädchen und Frauen vorgeführt, die Verachtung aber, welche die Gesellschaft, mit Ausnahme der alten Taven, gegen den mit Mirejo in dem Maulbeerbaum belauschten Vincent wegen seiner Dürftigkeit zeigt, ja vielleicht schon die plötzliche Trennung der beiden Liebenden am Schlusse des zweiten Gesangs, und noch mehr der Reichthum der Einen und die Armut des Andern, sowie die Heftigkeit ihrer so plötzlich erklärten gegenseitigen Liebe, uns die Ahnung eines unglücklichen Ausgangs oder wenigstens grosser Schwierigkeiten und Hindernisse erweckt hat: so trübt sich in den nächsten drei Gesängen die Aussicht, die Wolken ziehen sich dichter zusammen, und das Gewitter entladet sich endlich im siebenten Gesange zunächst über das Haupt des Mädchens, das schon durch ihre freimütige Liebeserklärung vor den Eltern, noch mehr aber durch ihre weiteren Schritte, durch ihre Flucht aus dem elterlichen Hause sich als den Mittelpunkt des Gedichts, als die Heldin desselben darstellt, aber auch, nachdem sie früher zur Rettung des Geliebten, zu seiner Heilung wesentlich beigetragen hat, ihrem Tode entgegengeht. Wie diese letzteren Gesänge sich mehr in mildem und wehmütigem Tone dem Ende zuneigen, so bilden die drei der Mitte vorhergehenden die drei Stufen, auf welchen sich die Erzähluug bis zum Gipfel erhebt, indem im vierten Gesange drei um die Hand der sie verschmähenden Mirejo sich bewerbende Freier erscheinen; im fünften der wildeste und leidenschaftlichste derselben sich mit Vincent in einen Zweikampf einlässt, überwunden wird, aber aus Rache ihn überfällt und ihm eine tödtliche Wunde beibringt; im sechsten der Halbtodte durch Zauberei geheilt wird; worauf im siebenten, als Vincent seinen Vater bewogen hat, den Eltern der Mirejo

seine Liebe zu erklären, Mirejo, zumal weil sie selbst ihre unwandelbare Wahl bezeugt, von den Eltern, sofern sie nicht von ihm ablasse, ausgestossen wird. Das Gespräch zwischen beiden Männern, Ramon und Ambros, bildet den Glanzpunkt des ganzen Gedichts, und ich möchte, wenn es nicht zu lang schiene, diesen Auftritt ganz mittheilen und kürzere Proben sparen, obwohl ich es doch nöthig finde, über die drei vorhergehende Gesänge nicht ganz zu schweigen. Die drei Werber im vierten Gesange sind sämmtlich, nicht bloss durch ihre Wohlhabenheit, sondern auch durch innere Vorzüge sich empfehlende, aber ungeachtet alle drei desselben Standes, nämlich Hirten, und zwar Besitzer von grossen Heerden, doch an Kraft und Benehmen sehr verschiedene Männer; und eben so verschieden ist die Art, wie ihr Antrag von Mirejo aufgenommen oder vielmehr abgelehnt und zurückgewiesen wird. Es ist ein Schafhirt, ein Pferdehirt und ein Rinderhirt, alle drei sind gleichsam die Stellvertreter der Eigenthümlichkeit ihrer Thiere. Der erste, der Schafhirt, heisst Alari, und der Zug seiner Heerde, welche aus Mutterschafen mit ihren Lämmern, unfruchtbaren Schafen, Ziegen und Böcken, auch Eseln und Eselinnen, und Hunden als Wächtern besteht, wird ziemlich weitläuftig beschrieben. Er ist zugleich ein Künstler im Schnitzen, und bietet sein schönstes Werk dieser Art, durch dessen Beschreibung wir an Theokrit's und Virgil's Idyllen erinnert werden, der Mirejo nach einfacher Bitte um ihre Hand als Geschenk an.

Als wär's ein heiliges Geschmeide,
Zieht bei den Worten aus dem Kleide
Er eine Schale, die aus reinem Buchs er schnitt.
Es war zur Mussezeit sein Walten,
Mit einem Messer zu gestalten.
Derlei pflegt' ihn zu unterhalten,
Und Wunderwerke oft schuf seine Hand damit.

Ja mit der Hand, der wundersamen,
Schnitt Klappern er, und auf den Ramen
Der Hirtenglöckchen und den glatten Klöppel gar,
Zu dem er weisse Knochen kürte,
Macht' er, wenn Nachts den Zug er führte,
Wozu er Lust gerade spürte,
Rundtänz' und Blumen und ein flatternd Vögelpaar.

Doch das Gefäss, das itzt er brachte, —
Dass es ein Hirtenmesser machte,
Ihr hättet, glaub' ich, nie davon euch überzeugt;
Von einem Cistenrosenstocke
Mit tausendfacher Blüthenlocke
Umblüht war's, und mit einem Bocke
Links, rechts versehn, und der als Henkel hingebeugt.

Darunter waren drei Jungfrauen,
Kunstwerke, schwierigste, zu schauen,
Ein Hirtenknabe schlief dort unter einem Fass.
Da kam das Kleeblatt von Schelminnen,
Und liess mit neckischem Beginnen
In den halboffnen Mund ihm rinnen
Leis der aus ihrem Korb entnommnen Trauben Nass.

Aus seinem Schlummer da erwachte
Der kleine Hirtenknab' und lachte;
Von den drei Mädchen war die ein' höchst aufgeweckt.
Der farb'ge Stamm verrieth's nur eben,
Kein Zweifel war sonst zu erheben,
Es wohn' in ihnen Allen Leben;
Der Knabe züngelt', als ob er noch nichts geschmeckt.

Mirejo gesteht ihm offen, dass sie ihre Liebe schon einem Andern geschenkt habe. Da heisst es von ihm:

Er ging, von wannen er gekommen,
Von dem Gedanken trüb' entglommen,
Dass sie, die ihn so eingenommen,
Für einen Anderen so viele Lieb' empfand.

Der zweite Werber ist der Pferdehirt Veran aus der Rhoneinsel Camargo oder Camargue. Er hat hundert Pferde, und zwar wildaufgewachsene, freiheitliebende, die er zu bändigen gewusst hat. Er bringt seine Werbung bei Ramon an, dem alten Gastfreunde seines Vaters, und Ramon ist höchst erfreut über diesen Antrag und sagt ihm seine Tochter zu, freilich mit der Bedingung:

Sofern dir Neigung schenkt die Kleine,
Denn sie ist die geliebte Eine.

Aber Mirejo erklärt: „Mein Vater, ich bin ja noch so jung.“ Und da die Mutter ihre Entschuldigung unterstützt, so entfernt

sich der ihre Abneigung durchmerkende stolze Veran mit den Worten:

Diesem Glücke
Sag' ich Lebwohl und geh' zurücke.
Ramon, ich sag' euch, auch die Mücke
Kennt ein Camarger Hirt der Ross' an ihrem Stich.

Nun folgt Urrias, der Rinderhirt. Sein Aufenthalt ist eine Wildniss, und von ihm selbst heisst es:

Geboren bei dem Vieh und aufgenährt, verwandt
Den Ochsen, ihnen gleich an Baue,
Hatt' er ihr Aug', das böse, glaue,
Die Schwärze und das Herz, das rauhe.

Er ist der Tyrann seiner Heerde; diess zeigt er besonders bei dem Zifferfeste, wo er den Ochsen in Gegenwart von zahlreichen Zuschauern bei den Hörnern packt und festhält, damit ihm die Ziffern als Merkzeichen eingebrannt werden. Bei einem dieser Feste ist es ihm aber schlimm ergangen, und er trägt davon noch eine gewaltige Narbe auf den Brauen. Ein Stier hat ihn auf die Hörner genommen und ihn weit hinter sich geschleudert, mit den Worten des Dichters:

Aufgabelt ihn der Stier, zu schnellen
Ihn in die Luft, und sieben Ellen
Wirft ihn das Haupt, das scheusslich grimme, hinter sich.

Urrias trifft die Jungfrau beim Waschen am Bache, und, da er sich erkundigt, ob er hier wol sein weisses Vieh, seine Schimmel, tränken dürfe, antwortet sie kalt, er könne es weiterhin nach Gefallen thun. Er macht hierauf seinen Antrag mit stolzer Vornehmheit, z. B. mit der Bemerkung, dass die Frauen in seiner Heimat nicht zu waschen brauchten, sondern volle Musse hätten, und dringt heftiger in sie; Mirejo entlässt ihn aber mit einer sehr entschiedenen Abweisung.

Der fünfte Gesang enthält den Kampf des über die empfangene Abweisung zornglühenden und rachedürstenden Urrias mit dem ihm in der Heide begegnenden Vincent. Dem doppelten grausen Auftritt, welcher nun folgt, nämlich dem Zweikampfe, in welchem Vincent siegt, und der beabsichtigten Ermordung des Siegers durch den ihn überfallenden Urrias, die ich schon

erwähnt habe, geht eine der anmuthigsten Liebesstreitigkeiten vorher, welche ich nicht umhin kann, wenigstens zur Hälfte wörtlich mitzutheilen. Vincent umschleicht öfters am Abend die Lotoswohnung seiner Geliebten, weiss diese durch Nachahmung von Vogelstimmen, als verabredetes Zeichen, hervorzulocken, und verlebt dann mit ihr die seligen Zeiten der ersten, bescheidenen Liebe. Endlich jedoch ruft er, von Verlangen überwältigt, bei einer solchen Zusammenkunft aus:

„Mirejo, einen Kuss, wie gern gäb' ich ihn dir!

Zu trinken hab' ich und zu essen,
Mirejo, über dich vergessen;
O schlürfte deinen Hauch mein Blut als Hochgenuss,
Ihn, der den Winden wird zum Raube!
Lass mindestens auf deiner Schaube
Mich taglang wälzen, und erlaube,
Dass ich bedrücke seinen Saum mit Kuss auf Kuss!" —

„Vincent, welch' eine schwarze Sünde!
Da würd' ich fürchten, es verkünde
Der nächste Spatz und Hänfling allen Leuten diess." —
„Die sollten keine Sylbe sprechen,
Den Hals würd' eh'r ich ihnen brechen
Auf allen unsern Höhn und Flächen.
O Hold', ich seh' in dir das reine Paradies.

Vernimm's von meines Vaters Sohne:
Mirejo, liebste, in der Rhone
Gibts ein Gewächs im Wasser von der Eigenheit,
Dass ganz getrennt zwei Blumen stehen
Auf je zwei Stielen, nicht zu sehen,
Weil drüberhin die Wellen gehen;
Jedennoch, wenn für sie erscheint die Liebeszeit,

Steigt in die Höh' der Blumen eine
Aus heller Flut, und in dem Scheine
Der Sonn' eröffnet ihre Knospe sie dem Tag:
Da kommt, gelockt von ihrem Glanze,
Die andre Blume dieser Pflanze,
Und schwimmt ihr mit lebhaftem Tanze,
Um sie zu küssen, nach, soweit sie es vermag.

Soweit sie es vermag, entstrecket
Sie sich dem Kelche, der sie decket,

Bis dass der Armen bricht der zarte Stiel entzwei.
Nicht achtend ihre Todeswunde
Streift sie an der Geliebten Munde
Mit ihrem in der Sterbestunde.
Mirejo, Kuss und Tod! Wir sind allein, wir zwei."

Verschönter noch war sie erblichen,
Und jede Fassung ihr entwichen,
Gleich wildem Thiere richtet er sich auf, und scheu
Will sie, entgegen sich ihm kehrend,
Und seinen kühnen Händen wehrend,
Dem Dränger sich erwehren, während
Er, ihren Leib umschlingend, sie erfasst aufs neu.

Doch, meine Lippen, redet leise!
Die Büsche horchen rings im Kreise. —
„Lass mich!" so seufzt sie, während sie sich ihm entzieht.
Doch schon empfindet sie mit Bangen,
Wie seine Arme sie umschlangen,
Schon nahen ihrer Beiden Wangen.
Die Jungfrau kneipt ihn, biegt sich, lacht, denn sie entflieht;

Von fern mit spöttisch leichtem Tone
Zischt sie ihn aus: „Das dir zum Lohne!" —
So in der Dämmrung unser Paar im Heidegras,
Voll Hoffnung, o ihr Weizen blühte,
Luftschlösser bauten sie, wie glühte
In Wonn' ihr Herz, die Gottes Güte
Den Armen wie den Reichen schenkt im Uebermaass!

Ich übergehe den Kampf und die Hinterlist des Urrias, obgleich hier der Dichter seine Kraft in der Darstellung schrecklicher Auftritte recht eigentlich zeigt, und erwähne nur noch die ungemein dichterische Behandlung der innern Zerrissenheit des Urrias nach seiner Greuelthat. Er ist zu Pferde, er eilt nach Hause, kommt an die Rhone und lässt sich übersetzen. Seine weisse Stute schwimmt, an den Kahn gehalftert, hinterher. Es wird unruhig im Wasser, die Fähre schwankt. Der Fährmann meint, es müsse sich eine schlimme Last im Nachen befinden, und ruft endlich, da das Schwanken zunimmt, dem ihn scheltenden Urrias zu:

„Ich kann die Barke nicht mehr zäumen,"
Spricht der Pilot, — „seht sie sich bäumen,

Springt sie doch, einem Karpfen gleichend, unter mir.
Du hast Jemand gemordet, Schächer!" —
„Wer sagte das Dir? Ich Verbrecher?
Der Teufel sei des Mordes Rächer,
Wenn's wahr, und stürze gleich mich in die Rhone hier!"

Der Schiffer nimmt sein Wort zurück mit der Entschuldigung, es sei heute die böse Medardusnacht, wo alle in der Rhone Ertrunkenen sich aus dem Wasser erhöben und im langen Zuge auf dem Ufer hinschwebten. Der Gespensterreigen erscheint und wird beschrieben. Aber das Fahrzeug bekommt einen Leck, Arrias muss das Wasser mit herausschaufeln. Hier die letzten Gebinde:

Mut, schaufle, Urrias, mit Mute!
Ja schaufle, schaufle! Sieh', die Stute
Zerrt an dem Zaume. „Blanka, fehlt dir dein Verstand?
Wie! Machen Grauen dir die Geister?"
Das Haar gesträubt, spricht so ihr Meister.
Der Abgrund, stumm und schweigend reisst er
Sich auf und klatscht am Schiff empor bis über'n Rand.

„Ich kann nicht schwimmen," spricht der starke
Viehhirt, „gibt's Rettung für die Barke?"
Fragt er den Fergen. „Nein!" heisst's, „gleich sinkt sie hinab,
Doch jenes Chor langsamen Ganges,
Am Ufer dort, ein dichtgedranges,
Es wirft ein Seil uns zu, ein langes."
Er spricht es, und das Boot stürzt in sein Wassergrab.

Und aus der fernen Dämmrungsquelle,
Der bleichen Lampen fahler Helle,
Die die ertränkte Schaar hält, wie ein Blitzstral rann
Von Strand zu Strand jetzt eine Rinne
Von Glanz, und wie bei Tags Beginne
Sich lässt hinunter eine Spinne
Am langen Faden, welchen sie so eben spann:

So wippen jenes Schwarms Rivale,
Die Schiffer auf dem Geisterstrale,
Und gleiten eiligst längelangs hin mit Bedacht,
Auch Urrias, als er erblicket
Den Stral, schon halb vom Strom ersticket,
Fasst bebend hin. — Ein Tanzchor nicket
Kobold' ob Trinquetaille's Brücke diese Nacht.

Der sechste, „die Zauberin“ überschriebene Gesang ist ganz der Zauberei gewidmet, durch welche Vincent geheilt, und die beiden Liebenden wo möglich noch fester vereinigt werden. Vincent wird nämlich von drei Schweinehirten gefunden, als er, von der Morgenkühle belebt, ächzende Töne ausstösst. Sie bringen ihn nach dem Lotos- oder Herrenhause, bitten dort um Hülfe und finden sie. Selbst Ramon denkt an den Heiltrank des Hauses, einen süssen Kirschsaft, an den Mirejo nicht einmal gedacht hat, die bei dieser Gelegenheit fast unverschleiert ihre Liebe zeigt. Sie ruft aus:

> „O Mutter Gottes, wehe, wehe,
> Wie ich, Vincent, dich blutig sehe!“
> Sanft hebt sie des Geliebten Haupt, betrachtet fest
> Ihn lange Zeit, entsetzt, — zu stechend
> Ist ihre Pein, — versteint, nicht sprechend,
> Bis dass voll aus den Augen brechend
> Ein Thränenstrom den sanft gehobnen Busen nässt.

Vincent gibt vor, dass er durch Unvorsichtigkeit bei seiner Flechtarbeit sich verwundet habe, was aber Mirejo bezweifelt. Als er die Nähe des Todes fühlt, bittet er nur noch, dass man sich seines armen Vaters annehme: da kommt Johannemarie auf den entscheidenden Gedanken: „Zum Feenschlund traget ihn!“ Es geschieht. Der Schlund liegt auf der Höhe eines Berges.

> Geheimnissvolle Sylphen webten,
> Halb Stoff, halb Umriss, dort, und schwebten
> In falben Dämmerlichtes kaum durchsicht'gem Klar.

Mirejo entschliesst sich, ihn zu begleiten, sie fahren hinab und finden dort die Zauberin Taven, die sich schon bei der Abwicklung der Gespinnste Vincent's angenommen hatte. Von dieser werden sie nun durch Gänge, Hallen, Klüfte geführt und begegnen einer Unzahl von furchtbaren Erscheinungen, Gestalten, Thieren, Gespenstern, Kobolden. Hier ist es, wo der Dichter fast zu sehr der Vorliebe, wie es scheint, für Darstellungen dieser Art nachgibt. Indess versteht er, der Beschreibung durch Gegensätze, durch Abwechselung und Mannichfaltigkeit Reiz zu geben. Vincent wird auf geheimnissvolle Weise geheilt. Die

Zauberin wird zur Prophetin, und ihre Rede schliesst mit der auf einer Legende beruhenden Bekehrung der heidnischen Provence zum Christenthum, und mit der Entlassung des Liebespaares nach oben.

Die Zauberin von Baux nach diesen Worten zeigt
Dem jungen Paar den Weg, ein Flimmer
Erscheint am Ausgang, Tagesschimmer,
Nur schwacher; doch forteilt es immer
Mit bleichen Wangen und den Nacken tief geneigt,

Und tritt durch unterird'sche Klüfte
Beim Cordeabgrund an die Lüfte.
Im Tageslichte steigen sie den Fels empor,
Allwo der Mönchsabtei Ruinen
Montmayour's ihrem Blick erschienen.
Ein Traumbild däuchte Alles ihnen;
Das Paar umarmt sich und erreicht den Binsenmoor.

Ich schliesse diesen Abschnitt mit der Bemerkung, dass Mistral nicht weit vom Anfang des sechsten Gesanges Gelegenheit nimmt, seine dichterischen Freunde, Roumanille, Aubanel, Crousillat, Anselm, Paul, Tavan, Garcin und besonders Dumas, den Gönner seines Gedichts, ehrenvoll zu begrüssen.

Der siebente Gesang, den ich schon vorher ausgezeichnet habe, hat die Ueberschrift: „Die Greise." Er beginnt mit den Worten Vincent's an seinen Vater:

„Ich bin verliebt, verliebt von Herzen!
Glaubt's, Vater, es ist nicht zum Scherzen."

Ambros will den Auftrag, um Mirejo's Hand bei deren Eltern für ihn anzuhalten, nicht übernehmen, weil er des unglücklichen Erfolgs gewiss zu sein glaubt, und sucht ihm seine Neigung mit derben Worten auszureden, wird auch nicht von dem Sohne, sondern von dessen Schwester Vincenette, dennoch endlich auf den Weg gebracht, und zwar durch deren rührende Erzählung einer unglücklichen Liebe, deren Zeugin sie gewesen ist. Ambros macht sich nun auf. Es ist grade der Johannistag, ein grosser Feiertag für die Crau, an welchem eine Menge Arbeiter aus der Umgegend, besonders vom Gebirge nach der Crau kommen, um bei der Ernte für Bezahlung mitzuhelfen.

Es ist diessmal eine ungewöhnlich reiche Ernte zu erwarten. Ramon, der reiche Ramon, kommt dem Zuge entgegen, fordert die Ankömmlinge auf, sich sofort bei ihm gütlich zu thun; er vergisst auch nicht, den mit dem Zuge zugleich kommenden Ambros zu Tische zu laden. Ramon erscheint dabei als ein eben so tüchtiger wie milder Hausherr. Unter Anderem wird auch seine Wetterkunde gerühmt. Nach vollendetem Male bleiben die beiden Greise, nebst Mirejo und ihrer Mutter zusammen, und Ambros beginnt seine schwierige Aufgabe mit der Bitte an Ramon um Rath bei der thörichten Liebe seines Sohnes zu einem reichen und vornehmen Mädchen, deren Namen er aber nicht nennt. Ramon räth Strenge, wie sie in früherer Zeit und noch in seiner und Ambrosens Jugendzeit stattgefunden habe. Da kann Mirejo sich nicht länger halten, und was nun folgt, verdient wol bis zum Schluss dieses Auftritts hier eine Stelle zu finden.

Jetzt sagte, fieberhaft entbrennend,
Und kein Verschweigen länger kennend,
Die Maid: „So wollt ihr, Vater, tödten mich, denn frei
Vor Gott und unsrer Frau verhehle
Ich's nicht, dass Keinen ich erwähle
Als nur Vincent, dass meine Seele
Nur ihm gehört.“ — Wie Todte schweigen alle drei.

Zuerst sprach wieder, sich belebend,
Johannemariee sich erhebend:
„Das Wort, o Tochter, das dir von der Lippe sprang,“ —
So sprach sie, Hand in Hand gefaltet, —
„Das ist ein Schimpf, der nicht erkaltet,
Der wie ein Kreuzdornstachel spaltet,
Ein Schmerz, der uns auf lange Zeit das Herz durchdrang.

Den Alari hast du mit herber
Antwort verschmäht, den reichen Werber,
Mit Hohn und Spott abführtest dann Du den Veran,
Den Rosskamm, und führwahr nicht linder
Den Urrias, den Herrn der Rinder;
Und nun nimmst einen Besenbinder
Du, einen Strauchdieb, Taugenichts dir zum Galan.

Fort denn, dass dich der Bettler führe
Von einer zu der andern Thüre,

Geh, geh, Du bist dein eigen nun, Zigeunerin!
Verbinde dich mit der Roucane,
Zu Beloun mit der Roubicane,
Mit deinem Hunde von Kumpane
Unter der Brücke koch' ein Süppchen dir, fahr' hin!“ —

Ramon, der Hausherr, schwieg noch immer,
Doch blinkte lichterloh der Flimmer
Des Augs, und unter seinen dicken, weissen Brau'n
Gelagert war ein Ungewitter.
Aufsprang anitzt des Zornes Gitter,
Und es entlud der Sturm sich bitter,
Und brach herein mit wildem Ungestüm und Graun.

„Ich kann der Mutter nur beipflichten.
Mag dich ein Wirbelwind vernichten!
Doch nein, Du bleibst mir hier. Ich werd' es doch verstehn,
Und deines Ungehorsams wegen
Dir einen Nasenring anlegen,
Wie wir's mit einem Maulthier pflegen,
Und sollt' ich Feuer gleich vom Himmel fallen sehn.

Verschlimmert' auch sich dein Befinden,
Säh' deiner Wangen Farb' ich schwinden,
Gleichwie der Sonne Glut den Schnee vom Hügel frisst,
Mirejo, wie den Heerd erhellen
Die Kohlen hier, und wie die Wellen
Der Rhone müssen überschwellen
Vom Wolkenbruch, ja, wie diess eine Lamp' hier ist,

Was ich nun sage, denk' dess immer:
Hinfort wirst du ihn sehen nimmer.“
Und auf den Tisch schlug er, dass Alles bebt' umher.
Wie Tropfen Thaus den Eppich nässen,
Wie einer Traube, die vergessen,
Die Winde Beer' um Beer' abpressen,
So tropfte aus Mirejo's Augen Zähr' an Zähr'.

„Und wer, zum Teufel, kann mir bürgen,“ —
Fährt fort Ramon, indem ihn würgen
Die Worte fast, — „dass ihr nicht selber ausgedacht,
Ich trau' euch zu solch' eine Flause,
Mit eurem Lump von Sohn, im Mause-
Loch eurer jämmerlichen Klause,
Das Schelmstück?“ Wut hatt' ihm die alte Kraft entfacht.

„Schimpf euch für dieses Wort und Schande!“ —
Rief rasch Ambros, — „von niederm Stande
Zwar bin ich, doch das Herz schlägt in der Brust mir hehr.
Ich weiss, mag's anders euch erscheinen,
Die Armut, hört es! schändet Keinen.
Ich dient', und brav, so will ich meinen,
Kanonenschlägumdonnert, vierzig Jahr' im Heer.

Kaum Ruders mächtig, frisch und rege,
Liess ich im Rücken Valabregue,
Als Schiffsjung' auf der weiten, offenbaren See.
Die mild' und wild hab' ich bestanden,
Trieb um mich in Melinda's Landen,
Mit Suffren an des Indus Strande,
Und sahe Tage, weher als des Meeres Weh.

Soldat auch in den grossen Kriegen
Durchlief die Welt ich mit den Siegen
Des mächt'gen Kriegers, der von Mittag kam,
Von Spanien bis Russland schreitend,
Verderben überall bereitend,
Sich wie ein wilder Birnbaum breitend.
Mit lautem Trommelschlag scholl durch die Welt sein Nam',

Und wie ich mich Schiffsenterungen
Und Schiffbrüch' auch hindurchgerungen,
Ich hielt mich dennoch zu den Reichen nimmerdar.
Ich, arm von Haus' aus, gleich der Ratte,
Der in der Heimat eigen hatte
Nicht Ackerfeld, noch Wiesenmatte,
Abmergelte für sie die Glieder vierzig Jahr.

Wir lagerten in Schnee und Eise,
Und Hunde waren unsre Speise,
Zum Blutvergiessen liefen wir im Todesrausch,
Mit Ruhm zu krönen Frankreichs Fahnen.
Doch wer denkt unsrer Siegesbahnen?“ —
So schloss Ambros sein zornig Mahnen,
Und auf den Boden warf er seinen Mantelflausch.

„Wer wird denn auch zu finden meinen
Pilou in Mont-de-Vogues Steinen?“
Fuhr auf Ambros anitzt die alte Dogge los.
„Auch ich vernahm die Bomben schallen

In den Touloner Thälern allen,
Ich sah die Arcolbrücke fallen,
Und wie das Blut einsog Aegyptens Wüstenschooss.

Doch als vom Krieg wir kehrten, haben
Wir frisch geackert und gegraben,
Wir haben uns an's Werk, dass hart uns ward das Mark,
Gemacht mit Füssen und mit Zehen.
Wir pflegten vor Tag' aufzustehen,
Und Abends hat der Mond gesehen,
Wie wir uns krümmten auf den Karst und auf die Hark'.

Natur ist mütterlich. Vom Strauche
Der Haseln, wenn nach altem Brauche
Man ihn nicht tüchtig klopft, erlangt man dennoch nichts.
Zählt Jemand alle Schollen Erde,
Die ich erwarb durch viel Beschwerde,
Dass er die Tropfen zählen werde,
Mein' ich, die ich vergoss im Schweiss des Angesichts.

Anna von At, darf ich nicht sagen,
Der ich entbehrt viel und ertragen,
Der Hungerpfoten ich gesogen sonder Scheu,
Das ich mein Haus im Ueberflusse
Und mich jetzt säh', und im Genusse
Der Ehr' an meines Lebens Schlusse, —
Geb' ich die Tochter nun dem Bettler auf dem Heu?

Marsch, marsch, und deinen Hund behalte,
Ich meinen Schwan!" So schrie der alte
Ramon, und diese Rede, hart und rauh war sie.
Aufstand vom Tisch der Andre bebend,
Den Mantel von der Erd' erhebend,
Zurück nur diese Wort' ihm gebend:
„Lebt wohl, und räche, was ihr spracht, an euch sich nie!"

Einen völligen Gegensatz zu dieser Stelle macht der Schluss des Gesanges, welcher die Abendfeier des Johannistages mit Flintenschüssen, Gesang und Klang und einem grossen Freudenfeuer darstellt.

Der achte Gesang trägt die Ueberschrift: „Die Crau." Mirejo ist in der auf den Johannistag folgenden Nacht in Verzweiflung. Sie ruft: „Was, heilge Jungfrau, soll ich thun in

meiner Qual?“ Sie wünscht, dass die Crau überschwemmt werde und Alles untergehe; sie wünscht, dass sie eine Bettlerin zur Mutter habe, sie werde dann ihren Geliebten heiraten dürfen. Da fällt ihr ein von Vincent ihr früher gegebener, auch oben erwähnter Rath ein, den sie jetzt nach homerischer Weise mit denselben Worten wiederholt.

Wenn sollten Eidechs, Hund, Wolf, giftig Ungethier,
Molch, Schlang', euch in zukünft'gen Tagen
Ins Fleisch die scharfen Zähne schlagen,
Und sonst ein Ungemach euch plagen,
Lauft zu den Heiligen, und Hülfe findet ihr.

Diess sind die drei Marieen in Santo, von denen im ersten Gesange die Rede gewesen ist. Mirejo entschliesst sich, diesem Rath auf der Stelle zu folgen, steht auf, öffnet den Schrank, in welchem sich ihre Kleider und Schmucksachen befinden, zieht den rothen Unterrock an, dessen Stickerei ihr Meisterwerk ist, und darüber einen noch schöneren, und legt ein schwarzes Mieder an, das mit goldener Spange befestigt wird. Die langen Locken bedeckt sie mit einem feinen durchsichtigen Spitzentuche und blauem Bande, das ihr dreimal den Kopf umschlingend zum Diadem dient. Die Schürze wird vorgebunden, der Busen mit einem Musselintuche bedeckt. Nur ihren grosskrempigen provenzalischen Hut vergisst sie zu ihrem Unglück.

Als diess gethan, nimmt sonder Ruhe
Mirejo in die Hand die Schuhe;
Die Trepp' absteigt sie, ohne dass Geräusch sie macht,
Die Stufen heimlich niederschwebend,
Der Thür die schwere Stang' enthebend,
Den heil'gen Fraun sich fromm ergebend,
Und flieht, dem Winde gleichend, in das Graun der Nacht.

Es ist eine ruhige, sternenhelle Nacht. Ihr Weg führt sie vor den Schafhürden ihres Vaters vorüber; dort wird in der Nacht gemolken. Man sieht sie. Sie ruft:

„Ich geh' zu den Marien! Will heute,“ —
Sprach sie, „nicht Jemand mit, ihr Leute?“
Und wie ein Geist vor ihnen schwebte sie vorbei.

Die Hund' erkannten sie, die schnelle,
Und liessen ziehn sie ohn' Gebelle.
Anstreifend an der Zwergeich' Haupt bereits entglitt
Sie in die Ferne, sich hinschmiegend,
Disteln und Kampfer sich durchwiegend,
Rebhuhn von Mädchen, fliegend, fliegend,
Es rührte nicht den Boden ihrer Füsse Tritt.

Es dämmert, die Anhöhen werden sichtbar. Hierbei wird die sagenhafte Bildung des Landstriches Crau erwähnt: Riesen haben, gleich den griechischen Giganten, die Berge auf einander thürmen wollen; aber Gott strafte sie durch Ueberschwemmung, und so entstand die Kieseldecke der Crau. Mirejo irrt immer weiter in ihr nun ganz fremde Gegenden. Die Sonne geht auf, es wird heiss, unerträglich heiss. „Nicht Schatten, Baum, Mensch war zu sehen.“ Die Eidechsen, die Heuschrecken, die Schmetterlinge rufen ihr zu, tadeln, warnen sie. Sie wird von Durst geplagt. Endlich entdeckt sie erst einen alten Stall, aber keinen Bach, um sich daraus zu erquicken, und dann, als sie zu dem heiligen Einsiedler von Bausset betet, einen Brunnen, und hinter dem Geländer desselben einen kleinen Knaben mit einem Korbe voll weisser, essbarer Schnecken. Sie löscht ihren Durst und erfährt von Andrelon, so heisst der Knabe, dass seine Eltern eine ganze Strecke davon als Fischer wohnen, und dass die Mutter die Schnecken nach Arles zum Verkauf trägt. — Die Reden dieses Knaben sind unbefangen und drollig. Er wundert sich, dass sie noch nicht in der grossen Stadt Arles gewesen sei.

„Was? Nie! Seid, Jungfrau, ihr bei Sinnen?
Ich, ja gewiss, ich war schon drinnen,
Ihr Arme, dass ihr Arles noch nicht saht, die Stadt!
Sie dehnt sich aus nach allen Seiten,
Die sieben Mündungen, die weiten,
Der Rhone schliesst sie ein, der breiten,
Sie, die auf ihren Inselchen Meerochsen hat.“

Und so lobt er die Stadt weiter. Aber der Dichter fügt hinzu, dass der Knabe doch das Schönste an ihr zu loben vergessen habe, die schönen Frauen. Mirejo steht indess zerstreut und fragt den Knaben, ob er wol ihr Führer nach der Rhone

sein wolle. Er verspricht es und bietet ihr sogar ein Nachtquartier bei seinen Eltern an. Als sie aber sagt, dass sie noch heute über die Rhone fahren wolle, erschrickt er, und erzählt ihr die Entstehung des nahen Sees. Ein dortiger Eigenthümer habe vor Zeiten seine Leute und besonders seine Pferde aus Habsucht mit so übermässiger Arbeit geplagt, dass Alles, Menschen und Vieh, zur Strafe endlich durch einen Erdsturz verschlungen und ein See entstanden sei, dass der See am Notredametage eintrockne und der fürchterliche Schlund dann offen stehe, und dass, wenn man dann sich horchend auf die Erde lege, der ganze Spuk zu vernehmen sei. Er warnt sie daher, hier Nachts zu reisen, sie könne von der unterirdischen Rotte überfallen werden. So gehen sie denn weiter, der Knabe sieht von fern die Hütte seines Vaters, seinen Bruder, der eine Pappel besteigt, seine Schwester Zette, die jenem ihre Schultern leiht, seine Mutter, die aus dem Kahne Fische zum Abendessen herausnimmt, und der mit Verzweiflung anhebende Gesang schliesst ganz idyllisch mit den scherzenden, behaglichen Worten des Fischers:

„Ei, herrlich!“ — spricht der Fischer jetzt zur Frau — „sieh hin!
Dass dich! Ich sage dir, wir haben
An unserm Andrelon, dem Knaben,
Ein Kind von ganz besondern Gaben.
Siehst du, er bringt uns her die Aalekönigin!“

Wie nun in der ersten Hälfte des Gedichts die Handlung mit zunehmender Schnelligkeit und Kraft zum Mittelpunkt emporsteigt, und in dem achten, Mirejo's Flucht darstellenden Gesang, sich auf derselben Höhe erhält, senkt sie sich in den vier letzten herab und nimmt einen milderen, besonders gegen das Ende einen wehmütigen, klagenden Ton an, ohne doch den einmal angeschlagenen ganz zu verläugnen, wie denn der Anfang des neunten Gesanges sich durch das Bild einer ungeheuren Verwirrung auszeichnet. Ramon nämlich, der mit seiner Frau über die Flucht seiner Tochter untröstlich ist und fast in Raserei geräth, schickt den nächsten Knecht, der vom Erntefelde kommt, um das Frühstück für die Schnitter zu holen, über Hals und Kopf zurück, mit dem Befehl, dass nicht bloss dieser, sondern

alle ihm Untergebenen, Schnitter, Sichler, Hirten, bei ihm auf dem Herrenhofe erscheinen sollen.

„Zurück, zurück mit Vogels Fluge
Ohn' Aufenthalt in Einem Zuge
Gleich einem Stral des Blitzes durch die Felder flieh,
Dass Keiner in der Fern' und Nähe
Noch ferner pflüg' und ernt' und säe.
Weg Sens' und Sichel, Keiner mähe,
Verlassen sollen alle Hirtenleut' ihr Vieh,

Sie sollen hier zu mir hereilen!

Der Bote thut nach des Herrn Befehl und gebraucht dabei genau die Worte desselben, so dass diese mehrmals wiederkehren. Diess Aufgebot wird weitläuftig beschrieben und hin und her verglichen, z. B. mit einem französischen Kreuzzug gegen die Provence. Endlich sind sie zusammen, Ramon trägt ihnen sein Unglück vor und fordert sie auf, ihm Rath zu geben. Nun nehmen Mehrere nach einander das Wort; zuerst Laurent de Goult, der Anführer der Schnitter, erzählt, dass er sich heute unerhörterweise verwundet habe, und dass diess eine böse Vorbedeutung gewesen sei; Andere berichten Aehnliches. Johannemarie wird dadurch noch mehr in Schrecken gesetzt. Endlich kommt der Melker Antelme mit der Nachricht, dass er nebst den andern Hirten sie in der Nacht wie ein Gespenst habe vorübereilen gesehen, und dass sie gesagt habe, sie wolle zu den heiligen Marieen. Die Mutter entschliesst sich sogleich, sie dort aufzusuchen.

Und in den Wagen stieg, der dröhnte,
Die Frau Ramon's, jedoch es tönte
Noch lauter ihre Klag', indem wie irr sie schrie:
„Du, meine süsse Augenweide!
Und Brunnen ihr der Crau, du Haide,
Helft, dass mein Kind nicht länger leide,
Und du auch, grosse Sonne, rettet, rettet sie!"

Jedoch das Weib, das ganz heillose,
Das mir mein Kind, die holde Rose,
In ihre Kluft entrafft, und Gift und Liebestrank
Verschlucken liess dort sonder Schonen,

Taven, o möchten die Dämonen,
Die einst erschreckten Sanct Antonen,
Hinschleppen dich Baux' Felsengäng' entlang."

Die sämmtlichen zusammengerufenen Dienstleute kehren zu ihrer Arbeit zurück.

Im Anfange des zehnten Gesanges wird Mirejo frühmorgens von ihrem kleinen Führer Andrelon über die Rhone gefahren; er unterhält sie mit Nachrichten von der Rhoneinsel Camargue, von welcher dieser Gesang den Namen hat, setzt sie jenseit ab und macht sich auf die Rückfahrt. Sie setzt ihre Wanderung mit Blitzesschnelle über eine ungeheure Ebene in den heissen Stralen der Juniussonne fort. Allmälig entdeckt sie in weiter Ferne eine anmutige reizende Gegend, aber es ist eine Täuschung, das Werk eines Dämons, eine Art Fata Morgana oder Luftspiegelung; sie leidet immer mehr von der Hitze, besonders, da sie ohne Kopfbedeckung ist. Endlich sieht sie die grosse, weisse Kirche von Santo, aber sie ist erschöpft, die Sonne hat sie gleichsam erdolcht, sie sinkt ohnmächtig wie todt hin, und der Dichter ruft aus: „Crau, deine Blume brach. Weint, Jünglinge, weint!" Aber die Mücken nehmen sich ihrer an und wecken sie durch ihr Summen und durch Stiche; auch das Meer, an dessen Ufer sie hingesunken ist, feuchtet sie mit Salzwasser. Sie kommt zu sich, fühlt zwar ein heftiges Kopfweh, macht sich aber von neuem auf und gelangt an ihr Ziel.

Es tröpfelt ihrer Thränen Quelle,
Und niederschlug in der Kapelle,
Durch deren Felsgestein der Thau des Meeres drang,
Ihr Haupt, als müsste sie vergehen,
Wiewol mit Abendwindes Wehen
Der Unglücklichen banges Flehen
Zum Himmel sich also in heissen Seufzern rang.

Das Gebet besteht aus mehreren kurzzeiligen Gebinden, und fängt so an:

Heilige Marieen,
Thränen weinen wir,
Die in Blumen ihr

Wandeln könnt, entziehen
Wollet euch nicht mir!

Wenn ihr, Heil'ge, sahet
Meinen Schmerz, mein Leid,
Meine Traurigkeit,
O dann hülfreich nahet,
Voll Erbarmen seid!

Sie erzählt dann in diesem Gebet ihr Schicksal, ihre Liebe, die Grausamkeit ihrer Eltern, und ihre Flucht, fleht um Beistand, klagt ihnen ihren Zustand:

Vor der Sonne Stralen,
Die wie Lanzenstich,
Birgt man nimmer sich;
Ja, von diesen Qualen
Fühl' erkrankt ich mich.

Sie wird endlich zur Hellseherin und das Gebet schliesst:

Ha, wie glänzt die Ferne!
Ist das Eden dort?
Grösser wird der Ort,
Und es wächst der Sterne
Abgrund fort und fort.

Heil mir! Seht, sie zeigen
Sich, die Heil'gen, mir.
Dort im Glanzrevier
Stralen sie und steigen
Nieder, sind schon hier.

Heil'ge Gönnerinnen,
Drei ihr an der Zahl,
Seid ihr's? Löscht den Stral,
Sonst komm' ich von Sinnen,
Fühle Todesqual.

Hüllt, verhüllt die Helle! —
Ruft ihr wohlgesinnt
Euer müdes Kind?
Wo ist die Kapelle? —
Weh mir, ich bin blind!

Sie ist dem Tode nahe; da erscheinen drei göttlichschöne Frauen vom Himmel, es sind die drei Marieen; sie reden Mirejo an, erinnern sie an die Unvollkommenheit und Nichtigkeit des disseitigen Lebens und an die Wonnen des jenseitigen, an das hehre Wort: „Tod ist Leben," schildern ihr eignes Marterthum, und beginnen dann eine lange Erzählung, welche den ganzen folgenden elften Gesang einnimmt, und ihre Flucht aus Jerusalem in Begleitung vieler Männer und Frauen, ihre Meerfahrt, ihre Ankunft in der Provence und die Bekehrung der Bewohner derselben, zunächst der Arlesier, enthält. Man kann diesem Gesange nicht mit Unrecht vorwerfen, dass er zu lang ist, dass er die Handlung kurz vor ihrem Schlusse aufhält; indessen zur Entschuldigung lässt sich wol anführen, dass er reich an einzelnen dichterischen Schönheiten, und noch mehr, dass der Verfasser ein Katholik und ein Provenzale ist. Das Gedicht kennzeichnet sich hier recht eigentlich als ein katholischfrommes und als ein heimatliebendes. Die drei Marieen endigen ihren Bericht mit dem Uebergange aus den Zeiten der Bekehrung auf das Mittelalter, auf die Zeit, wo die Provence vor der wachsenden Macht des nördlichen Frankreichs zurücktrat, und auf die Entdeckung ihrer Gebeine. Um die ersten Zeilen der zunächst mitzutheilenden Gebinde zu verstehen, muss ich folgende Sage vorausschicken. Die Barke der drei Marieen und ihrer Begleiter landete an der Spitze der Insel Camargue. Die ersten Apostel gingen die Rhone hinauf bis Arles, und zerstreuten sich weiter im Süden Frankreichs. Der Sage der Einwohner von Baux zufolge kamen die heiligen Frauen nach den Alpinen und gruben dort ihre Bildnisse wundersamerweise in den Felsen ein. Oestlich vom Schlosse Baux sieht man noch diess geheimnissvolle, alterthümliche Denkmal. Es ist ein ungeheurer einzelner Felsblock auf dem Abhange eines Abgrundes, und spitz zulaufend. Auf der östlichen Seite sind drei gewaltig grosse Gestalten eingehauen, welche von den Bewohnern der Umgegend noch jetzt verehrt werden.

„Baux' Hügel und ihr blaun Alpinen,
Ihr Kuppen mit den finstern Mienen,
Bewahrtet unsre Weissagung auf alle Zeit.

Sie ist in euren Fels gehauen.
In der Camargue sumpf'gen Gauen,
In ihres Dickichts tiefen Auen
Hat von der ird'schen Mühsal uns der Tod befreit.

Wie nichts besteht im Erdenthale,
Vergass man unsre Todtenmale,
Denn die Provence sank, der Strom der Zeiten lief.
Wie sterbend der Durance Wellen
Ins grössre Bett der Rhone schwellen;
So ging es auch der freudehellen
Provence, die zuletzt an Frankreichs Brust entschlief.

„Frankreich, die Hand der Schwester fasse," —
Sprach Frankreichs letzter Fürst, „ich lasse
Die Welt. Zur Zukunft schreitet Beide nun vereint,
Berufen ihr zu grossem Werke,
Ihr ward die Schönheit, dir die Stärke,
Dass euer Blick der Nacht Flucht merke,
Wenn heller Glanz zugleich von euren Stirnen scheint!"

René war's, der den Wunsch erfüllte.
Einst Abends, als er schlief, enthüllte
Ihm unser Mund, wo wir versenkt in tiefen Sand.
Drauf liess er sechs Bischöfe kommen;
Der ganze Hof ward mitgenommen
Von jenem Könige, dem frommen,
Zum Uferplatze, wo man unsre Reste fand.

Leb wohl, mein Kind, es fliehn die Stunden,
Dein Leben lebt, bald ist's entschwunden.
Der Lamp' ist es, die zu verlöschen drohet, gleich.
Jedoch bevor es ganz verglommen,
Lasst, Schwestern, ihr zuvor uns kommen,
Lasst zu den sel'gen Höhn der Frommen
Entschweben uns mit Eil zum hehren Himmelreich!

Ein Rosenschneegewand soll warten
Des holden Kinds in Eden's Garten,
Die Erd' ist bald der Liebenswürdigen verwaist.
Empfanget sie mit euren Lenzen,
Erschliesset euch, sie zu umglänzen,
Ihr Himmelsaun, schmückt sie mit Kränzen!
Preis sei dem Vater und dem Sohn und heil'gen Geist!

Der zwölfte Gesang enthält den Tod der Mirejo. Die drei Marieen kehren zum Himmel zurück, Mirejo schlummert und träumt noch, ihre Stirn hat einen Heiligenschein. Die Eltern erscheinen. Sie erwacht, sie erschrickt und ist im Begriff umzusinken, aber die Mutter fasst sie in ihre Arme und der Vater liebkost ihr. Indess erscheinen auch die Einwohner der kleinen Stadt Santo. Man bringt sie nach der Hofkapelle, wo die heiligen Gebeine der drei Marieen sich befinden, deren Behältnisse nur einmal in einem Jahrhundert geöffnet werden. Mit den Worten des Dichters nach den beiden ersten Gebinden dieses Gesanges:

Die Worte der Marien verklangen,
Die sich sofort gen Himmel schwangen,
Verklangen in dem Gold der Wolken allgemach,
Als wären's Lieder, die erschallten
Und aus der Ferne wiederhallten
Ueber dem Tempelbau, dem alten,
Vom Abendwind verweht. Mirejo schien nicht wach,

Vielmehr in Schlaf und Traum auf Knieen;
Doch ihrer Stirne war verliehen
Ein Sonnenschimmer, der sie wunderbar umschlang.
Indess von ihren Eltern beiden
War sie in Sümpfen und auf Haiden
Gesucht. Nun finden sie sie leiden,
Und schauen starr und stumm sie an im Klostergang.

Weihwasser nehmen sie indessen,
Um ihre Stirn damit zu nässen.
Die Diele tönt, als trüb das Paar zur Kirche zieht.
Da ruft die Maid bestürzt mit jähen
Schmerzlauten, wie wenn Ammern sehen
In ihrer Nähe Jäger stehen:
„Wohin, ihr Eltern?“ Und sie sehend, die sie sieht,

Sinkt jetzt Mirejo um, die arme.
Hineilend fasst sie in die Arme
Johannmarie: „Dir glüht die Stirne, du bist bleich!
Ist dies ein Traumbild? Wird es fliehen?
Nein, es wird nicht vorüberziehen.
Sie ist's und wird mir neu verliehen,
Mein Kind ist es!“ Sie spricht's und weint und lacht zugleich.

„Mirejo, Täubchen, mein Entzücken!
Ich bin's, dein Vater, sieh mich drücken
Die Hand dir,“ ruft der Greis, und wärmt die Hand ihr, matt
Und stumpf von Schmerz, und wie von Sinnen. —
Die Kunde fliegt indess von hinnen,
Man eilt zur Kirch' und bald ist drinnen,
Theilnehmend inniglich, die ganze Santostadt.

„Bringt sie nach oben, sie zu heilen,“ —
So heisst es rings, — „und sonder Weilen,
Und bietet ihr die heiligen Gebeine dar,
In ihren wunderbaren Kisten;
Dass sie mit Lippen, bleichfirnissten,
Sie küss', ihr Leben noch zu fristen!“
Sofort ergreifen sie die Frauen Paar an Paar.

Hoch in der Kirche sind, der hehren,
Kapellen drei mit drei Altären
Uebereinander und in lebendem Gestein.
Die tiefst' hat inne die gemeite
Frau Sara, der zumal sich weihte
Das braune Böhmervolk. Die zweite,
Die höhre, den Altar der Gottheit schliesst sie ein.

Dann gehts zur dritten, der noch steilern,
Dort hebt sich auf erhabnen Pfeilern
Die Gruft, die enge, der Marien; es ruhet hier
Ihr heil'ger Rest, von dem entfliessen
Die Gnaden, welche sich ergiessen
Wie Regen; die cypressnen schliessen,
Die Kisten und die Deckel, auf der Schlüssel vier,

Das darf ein einzigmal geschehen
In hundert Jahren. Die sie sehen
Und sie berühren, Heil, Heil ihnen! Schöne Zeit
Und Glückes Stern wird ihren Jollen,
Und ihnen werden Frücht' in vollen
Gebinden ihre Bäume zollen,
Und ihren Seelen wird die ew'ge Seligkeit. —

Vater, Mutter, die ganze Versammlung fleht zu den Marieen. Mirejo spricht mit schwacher Stimme. Sie fühlt von der Land- und Meerseite zwei Winde wehen, der eine ist erfrischend, der

andre ermattend. Siehe da erscheint Vincent, er hatte ihren Aufenthalt erfahren, er erblickt sie, er sieht sich als den Stifter dieses Unheils an. Er ruft: „Nicht nur genug, dass man mir sie verweigerte, man hat sie auch gemartert.“ Bei dem Anblick des Geliebten ermuntert sich die Jungfrau, und auf ein neues Gebet der Versammlung zeigt sich ein Schein von Freude auf ihren Wangen, denn „Vincent's Anblick war für sie eine unaussprechliche Wonne.“ Sie redet ihn an; aber ihre Freude, ihre Worte gehören nicht mehr der Erde an, sie zeigt nach dem Meere, sie erblickt in ihrem Hellsehen eine Barke dort herkommen. Man zündet Kerzen an; der Priester gibt ihr die letzte Oelung. Sie verabschiedet sich, sie sagt zu Vincent: „O mein Geliebter, ich sterbe nicht, mit leichtem Fuss betrete ich das Schiff, lebt wohl! Schon schweb' ich auf dem Meer. Es führt mich ins Paradies.“ Mit lächlendem Gesichte stirbt sie. Die Eltern sind untröstlich. Vincent ergiesst sich in Klagen:

„Wein' um den Sohn, Ambros! Weh, Wehe!“ —
So spricht Vincent, — „ich fleh', ich flehe,
Ihr Heil'gen, lasst mit ihr mich gleiche Gruft umfahn!
Da flüstert dann, so will ich meinen,
Dein Mund mir in das Ohr von deinen
Marieen, Muscheln, Schnecken, Steinen.
Dass Du begrübest uns, du Sturm, im Ocean!

Ich trau' euch, Heil'ge, meinen Horten,
Ihr werdet thun nach meinen Worten,
Die Thräne gnüget nicht für solchen Trauertag.
Lasst schlafen uns im Sand zuneben,
Von Einer selber Gruft umgeben,
Drauf sich ein Steinhauf muss erheben,
Dass uns nicht trenne dort der Wogen mächt'ger Schlag.

Zum Boden, wo den Fuss sie setzte,
Stösst Jener Stirn' einst das verletzte
Gewissen, tauschen in dem Spätthau sie und ich
Unter der Wogen breitem Rücken,
Ja, ich und du, du mein Entzücken,
In dichterem Zusammenrücken
Wir Kuss auf Kuss, uns irr' umschlingend ewiglich.“

Hierauf folgen die beiden letzten Gebinde des Gedichts, das, wie es sich im Anfange den Hirten widmet, eben so ländlich und zugleich fromm mit einer Bitte an die Heiligen zu Gunst der Fischer schliesst.

Und wie von Sinnen wirft sich nieder
Der Körbeflechter, drückt die Glieder
Mirejo's an sich, fasst sie der Besinnung leer
Mit hirnverwirretem Umfangen.
Und in der alten Kirche klangen
Dort unten Lieder, und sie sangen
Den angestimmten Sang aufs neue wie vorher.

O schöne Heil'gen, edle Herzen,
Herrinnen ihr des Thals der Schmerzen,
Leer lasst ihr, wenn ihr hold, das Netz von Fischen nie.
Mehr doch mögt ihr den Sündern spenden,
Wenn sie am Thor euch Klagen senden.
Ihr Lilien auf den Salzgeländen,
Frfüllt, wenn Frieden noth, huldreich mit Frieden sie!

Ich kehre mit noch einigen Worten auf den Tod der Mirejo zurück. Die Ursache desselben ist der Sonnenstich. Vielleicht ist diese Wahl unter den Todesarten Manchem eben so auffallend, wie dem genannten französischen Beurtheiler, der hierbei Folgendes erzählt. „Als ich den Dichter befragte, warum er das Mädchen nicht anders als auf diese ziemlich gemeine Weise habe sterben lassen, antwortete er: Sie wünschten doch nicht, dass sie sich selbst tödtete. Bei uns geschieht es viel öfter, dass Jemand am Sonnenstich stirbt als durch freiwilligen Tod, und der Selbstmord hätte ein übles Beispiel gegeben. — Ich gestehe," fährt der Beurtheiler fort, „dass ich diese einfache Antwort, dieses liebenswürdige Bedenken bewunderte und es im Einklang mit dem Gedichte fand."

Ich stehe am Schluss meiner Abhandlung. Ich habe den Inhalt des Gedichtes in einfachen Worten darzustellen versucht eine Beurtheilung fast ganz vermieden, und nur Veranlassung geben wollen, sich mit demselben näher bekannt zu machen, sei es in der Urschrift, und diess ist gewiss am meisten zu rathen,

sei es in der französischen oder in meiner Uebersetzung, wenn sie das Glück haben sollte, einen Verleger zu finden. Aber ich wünsche, dass die Leser alsdann dem Lobe, das ich gleich im Anfang, in Uebereinstimmung mit dem französischen Beurtheiler aussprach, beizustimmen geneigt sein mögen.

Berlin.

K. L. Kannegiesser.

C'est li dis de le pasque.

Parler uoel a tous crestijens
Vn poi de dons celestijens
De ceste grant sollempnite
Qui est de si grant dingnite,
5 C'est de la resurrection,
Par qui de la subiection
Dou dyable nous deliura
Jhū Cris, qui son corps liura
Ou pooir des iuys felons;
10 Ceste fieste pasque apiellons,
C'est le trespas nostre signour,
De tout l'an le fieste grignour,
K'en la crois fu crucefijes
Li aigniaus et sacrefijes,
15 Dont la lois Moyses parolle,
S'en redist vne autre parolle
Sains Jehans l'apostre moult bielle,
Que Jhū Crist aigniel appielle
„Veis ci l'aigniel dieu pur et monde,
20 Qui oste les pecies dou monde."
Dou sanc prescieus, qui couru
De l'aigniel, qui en crois moru,
Furent laue nostre pecie,
Et cil qui erent tresbuscie
25 En ynfier el parfont palu
Reuinrent a port de salu.
Plainne fu de grant pascience
De dieu le haute sapience,
Nulle autre a ceste ne compere.
30 C'est Jhū Crist fiex dieu le pere
Qui vint com hons mortex en terre

Ses brebis pierdues requerre;
Pour nous morrir le counenoit;
Car de cou dont la mors uenoit
35 Counenoit releuer la uie,
Et li dyables plains d'enuie,
Qui uainku auoit par le fust
Aussi par le fust uaincu fust.
Tu crestijens qui en dieu crois
40 Entens chi par le fust la crois,
V li fieus dieu son cors offri
Et mort et anguisse souffri
Pour le pecie dou premier homme,
Qui menga le fruit de la pomme.
45 Par fust fumes a mort liure
Et par fust aussi deliure.
Moult fu celle mors eureuse,
Comment qu'elle fust dolereuse,
Quant an ynfier ierent dampne
50 Tout cil qui erent d'Adan ne;
Mais li fieus dieu nous uiseta
Qui a ce iour resuscita.
Mes ains ieta hors ses amis
D'infier, v Adans les ot mis
55 Par son pecie selonc les liures,
Et il fu li premiers deliures.
Sa naissance que nous uausist,
Se au racater nous fausist?
Pour cou tous li peuples s'esioie
60 Contre ceste fieste de ioie;
C'est des fiestes la souuerainne
Et en no loi la prumerainne.
En ynfier estoit nos estaiges,
S'est paradis nos hiretaiges,
65 De bas sommes en haut monte,
Ce nous fist Crist par sa bonte.
Loes dieu iuste et peceour
Et sierues nostre sauueour,
Qui nous gieta dou grief sieruaige
70 D'infier le lieu ort et sauuaige.
En morrant no mort destruisi
Et en suscitant restruisi
No uie, qui estoit destruite;
Or aions la pensee estraite
75 A ce que si nous maintenons,
Que la francise retenons

Que Crist par sa mort nous acquist,
Qui iusques en ynfier requist
Les brebis d'Jrael peries,
80 Et furent par lui aueries
Les prophecies et le singne,
Aussi que li prophete dingne
Lonc tamps deuant anoncie orent,
Qui par le saint espir le sorent.
85 Par Crist fu infiers desnues
Des boins et li sabas mues,
Que au diemence faisons;
Et il est droiture et raisons,
Car ce iour fu resuscites
90 Chius qui est uoie et uerites
Et vie, et o lui suscitames
D'infier et en gloire montames.
La est nos sieges sans descendre,
S'au bien faire uolons entendre;
95 Car mais nuls crestijens n'auale
En ynfier fors per oeure male.
Dieus, qui est vns en trenites
Et est tresbles et vnites,
Qui sans fin prendre uit et regne,
100 Nous mece o les sains en son regne.
Amen. explicit.

Das dis de le pasque ist das sechsundzwanzigste der in der Handschrift B. III. 18 der casanatensischen Bibliothek in Rom dem Roman von der Rose folgenden Gedichte. Es geht ihm daselbst voran „li dis dou varlet ki ama le femme au bourgois“ ohne Namen des Verfassers und folgt ihm „li castois dou iouene gentil homme,“ als dessen Dichter sich Jehans de Condet nennt (über ihn und seinen Vater siehe Hist. litt. de la France XXIII. p. 267 — 282).

Anmerkungen.

15. la lois Moyses, Exodus XII. 5 ff.
17. S. Jehans, Ev. Joh. I. 29.
56. deliures, eines der im Französischen weniger als im Italiänischen häufigen auch weniger verbal verbliebenen verkürzten Participia prät. erster Conjugation (Diez, Gram. II[2] 141). Ganz Adjectiv ist es L. Rois 126: si deliures del pied et si ignels oder Parton. 66: sains et delivres et joios, 6152 vent fort et delivre et bien portant. Vgl. auch seivre

(= ital. scevro) Chron. Benoit 184: par le venim qu'il out a beivre le feistes de l'alme seivre.

81. le singne scheint neutraler Plural (illa signa) wie doie (= ital. le dita) in Simons vient a Bertain si la prent pas (l. par) la doie, Berte 159 oder in li brans trence l'espaule et le coree et trois doie de l'eschinee, Parton. vgl. Gormond 406, Ch. Sax. II. 133. Ch. d'Ant. 47: Contre le roi ala, lie brace levee (ital. braccia), Parton. 4696: quant la novele a en se brace, Job 514[a]: sunt semblant à la pesant et à la dure lenge (= ital. legna) ki tardiement ensprendent.

94. Au bien faire. So ist die Präposition, die den Infinitiv einführt, mit dem Artikel des von diesem abhängenden Substantivs zusammengezogen in:
son avis de le bataille conreer et des eschieles ordener, Parton. 2374,
au surplus faire nous prenons, Théatre frç. 271,
Des dames desprisier ne puet nus hom en pris monter, Trouv. Artes 334.
L'empereres qui esharnis ne vaut mie estre as turcs atendre, Rob. le D. E. III[b]. 1.

Hofwyl bei Bern.

Dr. Adolf Tobler.

Schiller über die Tragödie.

Charakteristisch für die geistigen Bewegungen der deutschen Nation am Ende des vorigen Jahrhunderts ist nichts so sehr, als die Kunstphilosophie. Wenn das gesammte geistige Leben dieser Epoche sich in der Thätigkeit für die poetische Literatur konzentrirt, so begleitet die rege Produktion doch zugleich eine intensive Macht des Gedankens, der sich über sein Thun in jedem Augenblicke auch Rechenschaft ablegen will. Und diese Stimmung der Gemüther greift so tief, dass alle Philosophie, wie sie sich bei uns aus derselben Epoche in stetigem Fortgange entwickelt hat, in demjenigen Theile, der von der Kunst handelt, am besten und sichersten erfasst werden kann. Das ganze Streben des deutschen Denkens dieser Zeit dreht sich darum, das Universum als ein Kunstwerk zu fassen, d. h. nicht sowohl die ursächliche Vermittlung und Bedingung der einzelnen Theile durch einander, als vielmehr ihre typische Bedeutung für die das Ganze durchdringende Idee zu finden. Wir müssen nächst den Kunstwerken, die jenes unvergleichliche Zeitalter in Poesie und Musik erzeugt hat, nichts als eine so theure Erbschaft betrachten, wie die philosophischen Gedanken desselben über die Kunst und die Schönheit.

Nicht in geringem Grade hat die Klarheit des philosophischen Denkens in Kunstgegenständen Schiller durch eine Reihe von

meisterhaften Abhandlungen gefördert. Den Kern seiner ästhetischen Anschauungen dürfen wir in seinen Untersuchungen über Form und Begriff derjenigen Kunstgattung finden, in welcher er selbst sich mit dem eminentesten Talente bewegt hat. Wenn wir seine Ansichten über die Tragödie hier näher betrachten wollen, so geschieht das in der Absicht, das Interesse der geehrten Versammlung für einen unter vielen Gesichtspunkten anziehenden Gegenstand anzuregen, den genügend und von allen Seiten zu beleuchten ein grösserer Aufwand von Kraft und Zeit erfordert wird. Es ist unsre Absicht, das Verhältniss der Schiller'schen Begriffsbestimmungen zu früheren genauer darzustellen, ihre Stellung zu den später zur Herrschaft gekommenen Anschauungen nur von fern anzudeuten.

Es ist immer vom allergrössten Interesse, den Künstler, dessen Werk wir bewundern, sich über die Grundsätze seiner Kunst aussprechen zu hören, am allermeisten, wenn er mit philosophischer Gedankenschärfe seine Ansichten aus dem Mittelpunkte der Sache abzuleiten sich bemüht. Das ist nun grade bei dem grössten Dramatiker unsrer Nation der Fall. Aber mit grösster Klarheit erkennen wir bei Schiller auch das Interesse, das ihn selbst in seinen Untersuchungen geleitet hat. Wenn denn nun einmal der Denkende ein einzelner Mensch ist, so wird es nicht fehlen können, dass von dieser individuellen Bestimmtheit seiner Persönlichkeit in seine Gedankenweise ein nicht geringer Bestandtheil übergeht, und oft, wenn nur des Denkers Persönlichkeit bedeutend genug ist, wird grade in dieser persönlich eigenthümlichen Weise des Gedankenganges ein hervorragender Reiz des Gebotenen liegen. Und da eine solche Neigung des Denkers, die seinem Denken die Richtung gibt, nothwendig ethischer Natur ist, so wird in der ethischen Grundanschauung meistens auch der Lebensquell erkannt werden können, der den Systemen ihren Halt und ihre Eigenthümlichkeit gibt. Das Interesse, das Schiller's Gedankengang leitete, liegt wesentlich einmal in der Begeisterung für das Kunstfach, das er in den Stürmen seiner Jugend mit der grössten Vorliebe behandelt hatte und auf dessen Gebiete er berufen war, dereinst im Mannesalter noch reichere Lorbeeren zu ernten, und andrerseits in der

den Dichter wie den Menschen beherrschenden Idee menschlich sittlicher Würde, die sich über alle sinnlich-natürliche Abhängigkeit aus innerer vernünftiger Freiheit zu erheben vermöge. Hat die tragische Kunst, wie es ihm ausgemacht ist, den allerhöchsten Beruf, so kann dieser nur auf sittlichem Gebiete liegen und durch die Erweckung des Bewusstseins sittlicher Freiheit erfüllt werden. Dies darzuthun, darauf kam es ihm an.

Sehen wir zunächst, wie den Untersuchungen Schiller's über die Natur der Tragödie vorgearbeitet war. Wir werden sogleich in eine entlegene Vergangenheit zurückgewiesen. Es ist des Aristoteles Betrachtung über diesen Gegenstand, die hier vor Allem und fast ausschliesslich in Betracht kommt. Noch Lessing, der Begründer eines tiefern Urtheils über ästhetische Gegenstände unter den Deutschen, hatte des Aristoteles Buch über die Dichtkunst als ein Werk so unfehlbar, wie die Elemente des Euklid, bezeichnet, dessen Inhalt nur in höherem Grade der Chikane ausgesetzt sei. Zu einer neuen, auf eigenthümlicher Grundlage sich erhebenden Philosophie der Kunst war noch nirgends ein Anlauf gemacht. Selbst Kant hatte in seiner Kritik der Urtheilskraft (1790) nur eben fruchtbare Gesichtspunkte gezeigt, ohne im Einzelnen auszubauen. Wir dürfen daher Aristoteles als Schiller's unmittelbaren Vorgänger bezeichnen, und wollen wir des Letzteren Ansichten in ihrer Genesis begreifen, so dürfen wir uns die Mühe nicht verdriessen lassen, das genauer in's Auge zu fassen, was Aristoteles für den Gegenstand geleistet hat.

Aristoteles fasst seine Ansichten über die Tragödie in jener berühmten Definition zusammen, die die Denker mehr als einer Nation beschäftigt hat. Sie lautet so: „Die Tragödie ist die Nachahmung einer ernsten und abgeschlossenen Handlung, von bestimmtem Umfange, in geschmückter Sprache, so dass jede Art des Schmucks gesondert in den Theilen verwandt wird, durch Handelnde und nicht durch Erzählung, durch Furcht und Mitleid die Reinigung gedachter Affekte bewirkend." (Arist. Poet. 6).

Die Definition zerfällt augenscheinlich in drei Theile. Der erste bestimmt den Gegenstand der Nachahmung, der zweite die Mittel und der dritte Wirkung und Zweck der dramatischen Darstellung. Als der Gegenstand wird eine würdige, abgeschlossene Handlung von bestimmtem Umfang genannt. Aristoteles fügt ausdrücklich im Späteren (Arist. Poet. 6) hinzu, die Composition der Begebenheiten sei die Hauptsache, und damit kein Missverständniss möglich sei: die Handlung dient nicht der Darstellung von Charakteren, sondern umgekehrt: Charaktere werden nur um der Handlung willen in den Kreis der Darstellung mit hineingezogen. Begebenheit und Fabel ist der Zweck der Tragödie, der Zweck aber ist das Wichtigste von Allem. Es lässt sich wohl eine Tragödie ohne Charaktere, aber nicht ohne Handlung denken. Die Fabel ist Prinzip und gleichsam Seele der Tragödie, und das zweite Moment erst bilden die Charaktere. Da nun jede Handlung eine Reihe von Veränderungen eines Zustandes ausdrückt, so ist der Hauptinhalt einer tragischen Handlung der Glückswechsel, die Peripetie, der Umschlag entweder von Glück in Unglück, oder umgekehrt, und als Mittel dazu ist vor anderen die Wiedererkennung von Personen, die sich vorher nicht gekannt, hervorzuheben. Für die tragischen Charaktere aber, welche hierher gehören, weil sie nur die Vorbedingung einer möglichen Handlung sind, gilt das allgemeine Gesetz, dass sie zur edlen Gattung gehören (ibid. 2. 4. 13. 15). — Aristoteles erläutert dann näher die äusseren Bestimmungen der darzustellenden Handlung. Sie muss Anfang, Mitte und Ende haben, überschaulich sein und ein inneres Mass ihrer Länge besitzen (ibid. 7). Sie erhält Einheit nicht durch die Einheit der Persönlichkeit des Helden (ibid. 8), sondern durch die straffe, episodenfreie Bewegung auf ein bestimmtes Ziel, die sich in der Theilung in eine Schürzung des Knotens und in dessen Lösung zeigt (ibid. 18). — Wichtig und von grosser Tiefe ist die Bestimmung, dass die Handlung der Tragödie nicht Nachahmung einer wirklichen geschichtlichen Begebenheit ist, sondern einer möglichen. Daher eben ist die Poesie philosophischer als die Geschichte, dass sie nicht wie diese das einzelne Factum, sondern das Allgemeine behandelt, das nicht einmal geschehen ist, aber aus der allgemeinen Grund-

lage der menschlichen Natur und der Verhältnisse der Wirklichkeit immer und zu jeder Zeit erfolgen kann (Arist. ibid. 9).

Das Zweite sind sodann die Mittel der Darstellung. Als solche werden der scenische Apparat, die Melopoeie, die metrische Gestaltung der Rede und die Gedankenäusserungen im Einzelnen genannt (ibid. 6). Das Wichtigste aber ist, dass die tragische Darstellung nicht durch Erzählung, sondern durch Vorführung der Handelnden wie in unmittelbarer Gegenwart geschieht.

Es handelt sich sodann um den dritten Punkt, in welchem des Aristoteles eigentliche philosophische Anschauung der Sache enthalten ist: die Wirkung der Tragödie auf die Empfindung des Zuschauers und der innerhalb desselben Kreises sich vollziehende Zweck derselben. Die Wirkung der Tragödie besteht darin, dass im Zuschauer Mitleid und Furcht erregt wird, zwei miteinander in wesentlicher Beziehung stehende Affekte, denn wie uns Aristoteles selbst lehrt (Rhetorik 2, 5), Furcht flösst uns ein, was, wenn es Anderen zugestossen ist, unser Mitleid erregen würde, und Mitleid, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstände. Aber eben diese Erregung der Affekte ist das Mittel zu einer noch höhern Wirkung, in welcher Aristoteles den eigentlichen Zweck der Tragödie zu sehen scheint, und welche er die Reinigung eben jener Affekte nennt.

Grade über diese letzte Bestimmung ist seit Lessing in unsrer Literatur eine fortdauernde Controverse geführt worden, an welcher sich neben den Gelehrten eine Zahl der grössten Dichter unsrer Nation betheiligt haben: Lessing, Herder, Goethe. Und noch im vorigen Jahr ist ein geistreicher Interpret*) mit einer neuen Erklärung jenes aristotelischen Ausdrucks, „Reinigung der Leidenschaften" hervorgetreten, wonach dieselbe eine aus der

---

*) Jacob Bernays, Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie. Breslau 1857. Vergl. noch:

Adolph Stahr, Aristoteles und die Wirkung der Tragödie. Berlin 1859.

Spengel, Ueber die *κάθαρσις τῶν παθημάτων* Abhandlungen der bairischen Akademie der Wissenschaften. 1859.

Medizin hergenommene Metapher sein und in physiologischem Sinne die „erleichternde Entladung“ der durch die Darstellung sollizitirten Affekte bezeichnen soll, während Andre in derselben eine moralische Bedeutung erkennen wollen. Wir können hier auf die Streitfrage nicht näher eingehen. Nur das Unbestrittene dürfen wir feststellen. Dies aber möchte darin bestehen, dass Aristoteles als Zweck der Tragödie eine gewisse durch die Erregung der Affekte zu erreichende Wirkung auf das Empfindungsvermögen der Zuschauer bezeichnet. Und nun müssen wir hinzufügen, dass jener Begriff der *κάθαρσις* auf das ästhetisch-kritische Verfahren des Aristoteles durchaus keinerlei Einfluss ausübt. Das eigenthümliche *ἔργον* der Tragödie, das er wiederholt als ihr *ἴδιον* und *οἰκεῖον* bezeichnet (Poet. 14), bleibt ihm die Erregung von Furcht und Mitleid; an dem Grade, in welchem ihm diese gelingt, misst er ihre Vortrefflichkeit, nach ihr bestimmt er den Werth der Gattungen und der Darstellungsformen.

Was die Handlung anbetrifft, so unterscheidet Aristoteles zunächst die verflochtene Handlung von der einfachen. Jene ist eben die, die sich der Peripetie und der Erkennungen bedient (Poet. 10). Ihr gibt er den Vorzug wegen der stärkeren Erregung von Furcht und Mitleid, und aus demselben Grunde will er jene beiden Hebel dramatischer Wirkung am liebsten verbunden sehen (ibid. 11). Aus demselben Gesichtspunkte ergibt sich ihm die beste Art der Peripetie. Die Tragödie soll nicht glücklich enden; denn wenn dies auch wegen der Schwäche der Zuschauer zuweilen beliebt worden ist, — das daraus sich ergebende Vergnügen ist nicht das der Tragödie eigenthümliche. Aber eben so wenig soll die Tragödie mit dem Unglück des Guten oder des Bösen enden. Jenes wäre bloss grässlich, dieses würde kein Mitleid erregen: denn Mitleid empfinden wir nur mit dem, den wir uns ähnlich denken. Es ergibt sich daraus das Gesetz für die Charaktere, dass die eigentlich tragischen Helden weder die ganz guten, noch die ganz schlechten sind, sondern mittlere: in grossem Ansehen und Glück stehende Menschen, welche durch einen Fehl in's Verderben stürzen (ibid. 13). Eben so folgert Aristoteles: wenn Furcht und Mitleid zu erregen die eigenthümliche Wirkung der Tragödie ist, so ist

es dieser weit mehr zusagend, dass nicht Feinde oder gegenseitig Gleichgültige, sondern Freunde sich befeinden, und zwar am allergünstigsten, wenn sie es unbewusst thun und die Erkennung erst unmittelbar vor dem Augenblick eintritt, wo sie ihre unheilvollen Pläne zur Ausführung bringen wollen (ibid. 14).

Das ist in den Grundzügen die aristotelische Theorie der Tragödie. Fragen wir nach dem allgemeinen Charakter der Darstellung, so wird es uns zunächst auffallen, dass Aristoteles die Tragödie als einen gegebenen Gegenstand empirisch beschreibt. Das gesammte System ihrer Formen aus ihrer Idee abzuleiten, hat er nicht versucht. Doch reicht die Bestimmung, sie solle Furcht und Mitleid erregen, sehr wohl hin, ihre besondre Form zu erklären: die gegenwärtige Anschauung leistet das in höherem Grade, als die blosse Erzählung. Eben so wenig bemüht sich Aristoteles, allgemein das Wesen der Kunst zu erklären. Er gibt als Grund der künstlerischen Nachahmung nur eben das Faktum des Nachahmungstriebes und die Freude an gelungener Nachahmung an (Poet. 2). Den Unterschied der Tragödie von andern Künsten führt Aristoteles über die Unterschiede der äussern Form nicht hinaus. Wenigstens deutet er die eigenthümlichen Wirkungen der andern Künste nicht an. Die κάθαρσις wird nach ihm durch Musik eben sowohl wie durch tragische Gegenstände bewirkt (de republ. 8, 7). Am dringendsten war die Nothwendigkeit, die Wirkungen des Drama's gegen die des Epos abzugrenzen. Aber diese beiden Gattungen der Poesie unterscheiden sich nicht sowohl in der Art ihrer Zwecke, als in dem Grade, in welchem sie dieselben erreichen, und hierin wird der Tragödie der Vorrang zugestanden (Poet. 26). Indem aber Aristoteles die zu erreichende Wirkung zur Hauptabsicht der Kunst macht, stellt er eine Reihe von Gesetzen auf über die beste Art, Tragödien zu verfertigen, eigentliche Kunstregeln, die alle auf derselben Grundansicht beruhen und die passendsten Mittel zu dem zu erreichenden Zwecke feststellen, nur dass als dieser Zweck ein ausserhalb des Kunstwerks selbst liegendes Moment angesehen wird. — Der problematische Zustand, in welchem das berühmte Werk des Aristoteles auf uns gekommen ist, lässt daran zweifeln, ob wir Alles überliefert er-

halten haben, was der Philosoph über diesen Gegenstand gewusst und geforscht hat. Aber Ton und Farbe der Darstellung sind so durchaus aristotelisch, dass wenigstens das, was wir haben, uns als echte Tradition der Gedanken des grossen Mannes gelten muss, und wenn denn, was wir besitzen, möglicherweise ein blosses Bruchstück ist, so sind freilich in demselben die Ansichten des Aristoteles von der Tragödie relativ am reichhaltigsten und vollständigsten entwickelt.

Diese Ansichten nun beherrschten die Kritik bis auf Schiller's Zeitalter hin. Das Bestreben der Aesthetiker bei allen Nationen der neueren Zeit zielte nur darauf, die echten Gedanken des alten Philosophen in aller Deutlichkeit wiederherzustellen und auf die zum Theil ganz veränderten Verhältnisse anzuwenden. An eine ganz neue Grundlegung dachte Niemand. Das Zeitalter Schiller's verhält sich aber gleich anders, und wenn Schiller unzweifelhaft an Aristoteles anknüpft, so thut er es doch nicht, um sich seiner Autorität zu unterwerfen, sondern gradezu von einer ganz veränderten Anschauungsweise aus, und in der deutlichen Absicht, den Bestimmungen des Aristoteles, so weit er sie beibehalten kann, eine tiefere Auffassung und Begründung unterzulegen.

Schiller's früheste Abhandlung, in der er sich über den bezeichneten Gegenstand ausspricht, ist die bekannte rhetorisch gehaltene: „Ueber den Nutzen der Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet." (1784). Hier ist er noch selbst in einem Kreise von Anschauungen befangen, wie sie seine früheren Zeitgenossen theilten, wie er sie aber selbst später bei Seite gelegt hat. Es wird der mannigfache Nutzen der Schaubühne besonders nach folgenden Gesichtspunkten dargelegt: Die Menschen suchen von Natur ein Vergnügen in lebhafter Aufregung ihres Empfindungsvermögens. Diesem bloss sinnlichen Vergnügungstriebe hat gesetzgeberische Weisheit ein Mittel zu sittlicher Vervollkommnung abgewonnen durch die Institution der Bühne. Diese erscheint so als die Erfindung eines Gesetzgebers zu verständigem Zwecke und wird ihrer Wirkung nach mit der Religion in Parallele gestellt. Wie die Religion zunächst auf

die Sinnlichkeit wirke und so von innen heraus weit stärker als das kalte Gesetz durch die Neigung den Menschen zum Guten lenke: so auch die Bühne durch das Vergnügen, das sie bereitet. Die Bühne versieht das Amt des Richters, verherrlicht die Tugend und lehrt Abscheu gegen das Laster auf die eindringlichste Weise; sie ist ein Heilmittel gegen die Thorheit, die eigentlich mehr Böses verübe, als die vorsätzliche Bosheit selbst (und in dieser Hinsicht möchte vielleicht das Lustspiel das Trauerspiel noch übertreffen); sie ist eine Schule der Lebensweisheit und Menschenkenntniss, lehrt auf den Lauf des Schicksals gefasst sein und gegen die Bösen Duldung üben, nicht voreilig zu verdammen, sondern uns in die Seele der Andern zu versetzen. Sie ist ein Mittel, den Grossen der Erde die selten gehörte Wahrheit zu sagen, ein Mittel der Belehrung, insbesondre auch zur Verbreitung reinerer Ideen über die Erziehung; sie schärft das politische Urtheil, und selbst Industrie und Erfindungsgeist könnte die Bühne in den Händen gemeinnütziger Schriftsteller fördern. Durch die Nationalbühne kann ein Nationalgeist sich bilden. Durch alles dies ist die Bühne, wenn denn einmal Vergnügen ihr Hauptzweck ist, ein edleres, förderndes Vergnügen, als alle andern.

Bei aller Begeisterung für die Bedeutung des Gegenstandes, wie sie aus diesen Ausführungen spricht, werden uns solche Gesichtspunkte durchaus äusserlich und trivial erscheinen. Bei grösserer Vertiefung seiner Bildung verlässt Schiller diesen moralisirenden Standpunkt, von dem aus er sich auf den gepriesensten gleichzeitigen Kunstrichter, auf Sulzer, berufen konnte. Wo wir Schiller wieder über denselben Gegenstand sprechen hören, da geschieht es freilich auf andre Weise und von andrem Standpunkte aus.

Machen wir uns klar, welches überhaupt die Aufgabe war, die die neuere deutsche Kunstphilosophie sich gestellt hat. Es soll vor Allem die Kunst aufhören, einem Zwecke zu dienen, der ausser ihr selbst gelegen ist. Sie soll, wie ihre ebenbürtigen Schwestern, die übrigen Formen reiner geistiger Thätigkeit, insbesondre die Sprache und das Recht, als Selbstzweck gefasst

werden und die Rechtfertigung ihres Daseins in sich selbst haben. Das eigentliche Streben der neueren Wissenschaft geht überall auf das Begreifen des Organischen hinaus in allen wesentlichen Lebensmächten, wie in der Natur. Die äussre Einsetzung, die bequemste aller Hypothesen, die den Gegenstand zu einem frei gewählten Werkzeug zu beliebigen Zwecken erniedrigt, wird beseitigt. Der Gegenstand wird zu einem mit innerer Nothwendigkeit aus eignem Keim Erblühenden, dessen Theile alle in dieser innerlich gesetzten präformirenden Idee ihre Begründung finden. Die Dinge sind Abbilder der inneren Gliederung der Ideen. Auch die Kunst nun, — das ist die Forderung, — soll in diesem Sinne als ein Organismus gefasst werden, ein Ganzes, dessen Theile und Formen von innen heraus durch die zu Grunde liegende Idee gebildet werden. Die Kunst wird so zur unmittelbaren Selbstdarstellung des Menschen, ein phänomenologischer Standpunkt, ein nothwendiger in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewusstseins, eine Art, das Objekt zu gestalten und zu bestimmen, um sich seiner zu bemächtigen. Der Mensch ist ein Künstler, wie der Vogel singt, aus innrer Nothwendigkeit. Dazu tritt nun die historische Seite. Wie die Stufenfolge der einzelnen Kunstformen überhaupt den stufenweisen Gang des Geistes bezeichnet in der Genesis der Freiheit aus der Verwicklung mit der Natur, so ist auch ihre zeitliche Explikation das konkrete Gegenbild der absoluten Geschicke der Idee in ihrer geschichtlichen Verwirklichung. Nicht nach äusseren Zwecken, über die der Mensch eine Macht hätte, sondern nach inneren Prinzipien, denen der Genius von Natur verwandt ist, sind daher die Kunstformen gegliedert und allein in solcher Gliederung zu erfassen. Das Maass der Kunstthätigkeit ist die erreichte Kraft und Fülle der Phantasie, und ihr höchstes Interesse erreicht daher die Kunst darin, der reinste Niederschlag der kulturhistorischen Epochen, der treuste Spiegel der weltgeschichtlichen Bewegungen zu sein, und in dem Grade der erreichten Möglichkeit, das Ideale zu realisiren, das Universum als schönes Ganze zu erkennen und aus dieser Idee die einzelne Gestalt, die besondre Begebenheit zu formen, die innerste und tiefste Bestimmtheit der weltgeschichtlichen Nationen und Individuen der Erkenntniss darzulegen. Das ist das Ziel der Be-

wegung. Nähmen wir aus der Denkart der neueren Zeiten die ästhetischen Begriffe heraus, — wir raubten den besten Theil des Besitzes, auf den stolz zu sein wir alles Anrecht haben.

Betrachten wir jetzt, welche Stellung diesem Ziele gegenüber Schiller's Kunstphilosophie einnimmt. Seine ersten ästhetischen Untersuchungen, die in Betracht kommen, beginnen mit dem Jahre 1790, wo er in Jena über die Tragödie Vorlesungen hielt. Es gestalteten sich ihm daraus: im Jahre 1792 die beiden Abhandlungen „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und „über das Tragische.“ Damals kannte er Kant nur aus der Kritik der Urtheilskraft, und Aristoteles nur aus gelegentlichen Anführungen, die ihm unmöglich unbekannt bleiben konnten (z. B. bei Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie). Im Zusammenhang las er die Schrift des Aristoteles zuerst 1797, und damals war sie ihm neu und überraschend. Wie tief er aber schon 1792 von der Vorstellungsweise des Aristoteles erfüllt war, muss sich aus der Darstellung seiner Ansichten ergeben.

Es ist eine der Grundanschauungen auch des auf der Höhe seiner geistigen Bildung stehenden Dichters, die Kunst als Mittel zur sittlichen Wiedergeburt des Menschengeschlechts zu fassen. Er sieht darin einen grossen Theil ihrer Würde und ihres erhabenen Berufs. Das Schöne ist ihm das eigentliche Erziehungsmittel des in so vieler Beziehung seiner Bestimmung untreu gewordenen Menschen. Aber er gesteht das nur als Wirkung zu, nicht auch als Zweck. Im Gegentheil: in der moralischen Abzweckung der Kunst fand Schiller wie Goethe etwas von des Büttels Stock, der auf unsrem Rücken nie ruhen dürfe. Körner sagt selbst von Aristoteles' Bestimmung des Zweckes der Tragödie: es schmecke so nach Sulzer.*) Schiller bemüht sich, den Zweck der Besserung zu beseitigen. Mit dem unerbittlichen Gesetze des kategorischen Imperativs darf die Kunst unmittelbar sich nicht befassen, will sie nicht ihren Zweck verfehlen, ein freies Spiel zu sein. An die Stelle der Besserung setzt Schiller

*) Schiller's Briefwechsel mit Körner. 4, p. 83.

das Vergnügen, aber dieses in so hohem und idealen Sinne gefasst, dass es im Grunde nur den höchsten Selbstgenuss des Geistes bezeichnet, der seiner selbst und seiner Freiheit von allen Schranken der Naturnothwendigkeit sich siegend bewusst wird.

Der Gang der Schiller'schen Gedankenentwicklung lässt sich in kurzen Zügen wiedergeben. Glückseligkeit ist der allgemeine Zweck der Natur mit dem Menschen. Alle andren menschlichen Beschäftigungen erreichen diesen Zweck, glücklich zu machen, Vergnügen zu bereiten, nur vermittelst strenger Arbeit, die Kunst allein unmittelbar durch das freie Spiel der geistigen Kräfte. Das Vergnügen soll aber für alle gemeinsam und nothwendig sein: es darf sich also auf keine empirische Seite des Menschen richten, sondern es muss sich auf seiner ewigen und unbedingten Anlage, auf seiner Vernunft begründen und ihn bei seiner sittlichen Seite ergreifen. Das Vergnügen also, das die Kunst gewährt, muss aus der sittlichen Kraft des Geistes entspringen. Die sittliche Kraft aber offenbart sich nur im Kampf gegen das Sinnliche und die Schranken der Natur, und jenes reine geistige Vergnügen ergibt sich demnach auf doppelte Weise; einmal objektiv*) aus der Anschauung eines kämpfenden sittlichen Willens, der sich dem Affekt, dem Zwange der Neigung, der Nothwendigkeit der äusseren Natur gegenüber bewährt; sodann subjektiv**) aus dem Erwachen der eignen sittlichen Kraft, die gegen die sinnliche Empfindung des Affekts bei der Anschauung solches Objekts sich regt und sich behauptet. Damit ist also zugleich das künstlerische Objekt und die Lustempfindung bezeichnet, die es gewährt. Alles Vergnügen entspringt aus Zweckmässigkeit, alle Unlust aus Unzweckmässigkeit. Das höchste künstlerische Vergnügen wird uns daher ein Objekt bereiten, das uns aus einer physischen Unzweckmässigkeit eine desto grössere moralische Zweckmässigkeit hervorgehend zeigt. Das Objekt der vollendetsten Kunst ist somit das Pathetische, d. i. der Widerstand des vernünftigen Willens gegen die Eindrücke der leidenden Sinn-

*) Vergl. die Abhandlung: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.“ Werke, 11, pag. 415 sqq.

**) Vergl. „Ueber die tragische Kunst.“ Werke, 11, pag. 433 sqq.

lichkeit. Die Empfindung aber bei der Vorstellung eines solchen Objekts ist die Rührung, eine gemischte Empfindung, die aus Unlust Lust bereitet. Das Mitleid, zu dem wir gezwungen werden, ist ein Angriff auf unsre Sinnlichkeit, gegen den sich, so lange er nicht allzustark wird und ein übertragener Affekt bleibt, und zwar aus einem nicht wirklichen, sondern nur vorgestellten Leiden,*) der sittliche Zug unsres Wesens erhebt: und dieses Erwachen unsrer sittlichen Kraft zur Besiegung des Affekts giebt uns das Bewusstsein unsrer sittlichen Freiheit und damit die höchste Lust, den vollkommensten Zustand eines Wesens von sittlicher Bestimmung.

Die Kunstgattung nun, die dieses Vergnügen der Rührung am Pathetischen im höchsten Grade erregt, ist die vollendetste von allen. Wir nennen sie die tragische. Und so ergeben sich alle wesentlichen Bestimmungen des Begriffs der Tragödie aus diesem Begriffe des Vergnügens der Rührung. Das unmittelbar gegenwärtig Angeschaute vermag Rührung, den tragischen Affekt, in weit höherem Grade hervorzubringen, als die Erzählung: die Tragödie ist also 1) eine Nachahmung, denn unter Nachahmung versteht Schiller im Gegensatze zum Aristoteles**) schon die besondre Form des Dramatischen, die gegenwärtige Anschauung, im Gegensatze zu der epischen Erzählung, und 2) Nachahmung einer Handlung zum Unterschiede von der Lyrik. 3) Sodann, soll Rührung erregt werden, müssen wir in dem Dargestellten Aehnlichkeit mit uns finden. Die Darstellung muss also wahr sein; wir müssen des Leidenden ganze Lage überschauen können, und daher auch ihre ganze ursächliche Verknüpfung, um uns in eine ähnliche Lage versetzt denken zu können; das ist die äussere Wahrheit. Dazu müssen wir mit der inneren Seelenbeschaffenheit der Leidenden vollständig vertraut werden und die ähnliche Anlage in uns finden; das giebt

*) Hoffmeister, Supplemente zu Schiller's Werken. 4, pag. 548.

**) Schon dass er sich dieses Gegensatzes nicht bewusst zu sein scheint, möchte beweisen, dass er des Aristoteles Poëtik selbst damals noch nicht kannte und den Ausdruck „Nachahmung" nur falsch deutete, den er aus Anführungen kennen konnte. Vergl. „Ueber die tragische Kunst." Werke, 11, pag. 458. Arist. Poët. 1.

die innere Wahrheit der Handlung. Ferner eine beständige Anschauung einer und derselben Empfindung muss Ermattung zur Folge haben. Unser Inneres reagirt gegen den uns angethanen Zwang. Um die widerstrebende Selbstthätigkeit des Geistes an die Empfindung des Leidens anzuheften, muss durch einen stetigen Wechsel der Anschauungen ein stetiger Wechsel der Vorstellungen erregt werden, Leiden und Thätigkeit müssen in uns kämpfen und beständig in Athem erhalten werden. Aus diesen Gründen wird eine Reihe von Begebenheiten, eine vollständige Handlung erfordert.*) 4) Ist der Zweck der Tragödie, Rührung und Ergetzen zu erregen, so ist es nicht nöthig, dass sie eine historisch wahre Handlung enthält, nur Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit wird von ihr verlangt. Die historische Wahrheit wird ausgeschlossen durch die Bestimmung, dass die Tragödie ist die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung. 5) Dazu gehört nun, dass diese Handlung mit Menschen vorgehe, d. h. mit Wesen, die gleich uns nicht frei von sinnlichen Antrieben sind, aber gleich uns sittliche Anlagen besitzen und grade jene sinnliche Natur muss mächtig aufgeregt werden. Sollen wir aber rechtes Mitleid empfinden, so müssen die Charaktere uns ähnlich sein, also weder im Guten noch im Bösen über das allgemeine Loos des Menschlichen allzusehr emporragen. Die gemischten Charaktere sind demnach die passendsten für die Tragödie, und diese selbst zeigt uns wirkliche Menschen im Zustande des Leidens. 6) Es fehlt nun nur noch die letzte Bestimmung, der höchste Zweck, dem alles Uebrige dient. Alle Darstellungsmittel der Tragödie wirken nur auf den einen Zweck der Rührung. Mehrere Dichtungsarten können eben diesen Zweck haben, aber nicht als Hauptzweck. Das Unterscheidende der Tragödie ist also das Verhältniss der Form als der Verbindung aller Darstellungsmittel zum Zweck. Die Form der Tragödie ist die günstigste, um den mitleidigen Affekt zu erregen, und diejenige Tragödie ist die vollendetste.

---

*) Unter „drittens“ fällt pag. 454 zusammen, was vorher als 2, 3, 4. bezeichnet war pag. 447—452. Dagegen ist die Ableitung von „zweitens“ „Die Tragödie ist Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung,“ sehr unbestimmt gehalten, pag. 453—454, insbesondre der Unterschied von der Lyrik.

in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs, als der am besten benutzten tragischen Form ist.

Es ergibt sich also folgende Definition der Tragödie: „Die Tragödie ist die dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen im Zustande des Leidens zeigt, und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen.“

Man sieht auf den ersten Blick, in wie vielen Punkten Schiller sich mit Aristoteles begegnet. Beiden gemeinsam ist die Bestimmung, die Tragödie sei Nachahmung einer Handlung. Was Aristoteles noch hinzufügt: „einer Handlung von bestimmtem Umfang“, besonders in der Absicht, die Form der Tragödie von der des Epos zu unterscheiden, hat Schiller als nicht wesentlich bei Seite gelassen, wohl mit Unrecht. Dass die Handlung eine ernst gewichtige sein solle, diese aristotelische Bestimmung lässt sich bei Schiller in der Forderung des Leidens erkennen. Die Forderung der Vollständigkeit der Handlung hat Schiller aufgenommen und höchst sorgfältig begründet. Was Aristoteles über die äusseren Darstellungsmittel sagt, fasst Schiller in der einen Bestimmung „dichterische Nachahmung“ zusammen. Es liegt darin der scenische Apparat, die Vorführung der Handelnden und ihre Gedankenäusserungen, wohl auch die metrische Form, die ja bei den Neueren nur fakultativ ist, während die musikalische Begleitung wegfällt. Statt Mitleid und Furcht nennt Schiller nur das letztere. Denn die Lust der Rührung zu erregen, ist nur der übertragene Affekt tauglich. Der unmittelbare Affekt ergreift unsre Sinnlichkeit zu stark, um der sittlichen Thätigkeit und damit der Lust Raum zu geben. So weit die Furcht, die doch sonst immer ein unmittelbarer Affekt ist, hier in Betracht kommt, so weit ist sie schon im Begriff des Mitleids enthalten, als mitleidige Furcht, das Mitfürchten mit dem Leidenden, nicht für uns, sondern für ihn.*) — Aristoteles fügt endlich noch den Zweck jener Erregung der

*) Mit Unrecht hat man hier dem Aristoteles den Schicksalsbegriff zuschreiben wollen, den Schiller durch die menschliche Freiheit verdrängt habe.

Affekte hinzu: die Reinigung der Leidenschaften. Schiller begreift das, was er als diesen Zweck betrachtet, die Lust der Rührung, mit in jenem Worte „Mitleid.“ Der Parallelismus zwischen Schiller's und Aristoteles Ansichten erstreckt sich bis in manche Einzelheit. So fordern beide gemischte Charaktere, setzen beide zum Mitleid Aehnlichkeit des Leidenden mit uns voraus, geben beide den Unterschied zwischen historischer und poetischer Wahrheit auf gleiche Weise an. Dass Schiller sich an den Aristoteles angeschlossen und ihn im Auge gehabt habe, kann nur aus Uebereilung bestritten werden.

Das ist nun die Eigenthümlichkeit der Darstellung Schiller's, grade da einzutreten, wo uns die erhaltenen Reste des aristotelischen Buches im Stich lassen. Schiller hat bei genauerer Bekanntschaft mit dem Buche des grossen griechischen Denkers zum Theil richtig geurtheilt,*) dasselbe bestehe nur aus einzelnen Aperçus; seine ganze Ansicht beruhe auf empirischen Gründen; aus reicher Erfahrung und Anschauung heraus raisonnire er; nirgends beinahe gehe er von dem Begriff, immer nur von dem Faktum der Kunst des Dichters und der Repräsentation aus; eine Philosophie über die Dichtkunst, so wie sie einem neueren Aesthetiker zugemuthet werden könne, finde sich nicht bei ihm; seine Manier sei oft rhapsodisch.“ Das ist nun grade Schiller's Absicht, die Kunstform der Tragödie mit dem allgemeinen Begriff der Kunst und der Anlage des menschlichen Geistes in Beziehung zu setzen. Bei ihm wird in der Tragödie Alles Mittel zu einem höchsten geistigen Zweck. Aber doch auch in der Art dieses Zweckes begegnet er sich mit Aristoteles. Wie dieser betrachtet auch er die Wirkung auf das Gemüth des Zuschauers als wesentliche innere Bestimmung der Kunst; wie dieser bemisst er die äussere Gestaltung des Kunstwerks nach der zu erreichenden pathologischen Wirkung und giebt danach

Das Wahre ist das direkt umgekehrte. — (Kuno Fischer, Schiller als Philosoph, pag. 51. cf. Hoffmeister, Suppl. zu Schiller's Werken, Band 4. pag. 530 sq. 548 — 449. Hemsen, Schiller's Ansichten über Schönheit und Kunst. Göttingen 1854. pag. 18.)

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 1. Ausgabe, 3. Theil p. 95. sqq. (1797). Schiller's Briefwechsel mit Körner. Band 4. pag. 31.

bestimmte Kunstregeln; wie bei Aristoteles bleibt auch bei Schiller der höchste Zweck der Kunst in einer Wirkung auf unser Empfindungsvermögen beschlossen.

Und grade hierin offenbart sich doch zugleich der fundamentale Unterschied in der Denkungsweise der beiden Männer Wie man auch immer die κάθαρσις τῶν παθημάτων verstehen wolle,*) so viel ist klar, — beseitigt werden sollen die Affekte keineswegs, sondern eben nur gereinigt, ihres Uebermaasses entledigt. Schiller dagegen kennt eine Kraft des Gemüthes, sich über alle Sinnlichkeit schlechtweg zu erheben, aus reiner Vernunft gegen den Affekt zu reagiren und diesen auszutilgen, — und das ist ihm die höchste Thätigkeit des vernünftigen Geistes und seine höchste Lust. Darin also wird uns der Vorzug der Schiller'schen Betrachtungsweise liegen, dass er eine spekulative Ableitung versucht und dass er die sittliche Anlage des Menschen viel tiefer aufgefasst hat. Wie aber im Fortgang der neueren Kunstphilosophie Schiller's Anschauungen nachgewirkt haben, und wie man sie für tiefere aufgegeben hat, — das nachzuweisen, wollen wir bei anderer Gelegenheit versuchen.

Hinzufügen müssen wir noch, dass Schiller selbst nicht bei dieser Auffassungsweise stehen geblieben ist, sondern seit seinem vertrauten Umgange mit Goethe, mit dem er grade auch über diesen Gegenstand und über den Unterschied des Drama vom Epos viel theorisirte, eine andere Methode der Betrachtung angewandt hat. Der Briefwechsel mit Goethe bietet uns hier die nöthige Aufklärung.**) Und eben deshalb ist es durchaus falsch,

*) Indessen stehen wir nicht an, der Auffassung Spengels durchaus beizustimmen, wonach Aristoteles im Gegensatz zu Plato's verwerfendem Urtheil über die Tragödie wegen angeblicher Erregung hässlicher Leidenschaften (de Rep. 10, 602 sqq.) ihre sittliche Wirkung hervorhebt. „Die Tragödie bildet durch das Schauen des Guten ein Angewöhnen." „Es ist im Helden noch ein Höheres, was Plato nicht sieht. Dies theilt sich dem Zuschauer mit und reinigt sein Empfinden."

**) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Band 3. pag. 70 — 74 78—89. 374—400. Schon in dem Aufsatz: „Ueber naive und sentimentalische Dichtung," 1795 — 1796 geht Schiller von ganz anderen Gesichtspunkten aus in der Begriffsbestimmung der Tragödie und Komödie. Werke, 12. pag. 197

einen Einfluss von Schiller's Theorie auf seine Praxis anzunehmen (Schiller's Briefwechsel mit Körner, Band 4. pag. 380). Indessen bleiben die Resultate vorläufiger und aphoristischer Natur und bewegen sich nur im Kreise des Aeusseren der Kunstform. Als Ausgangspunkt seiner Betrachtungen nimmt Schiller hier nicht spekulative Gedanken, sondern die empirische Thatsache der dramatischen Kunstform und ihres Unterschiedes von dem Epos, um von da aus zu bestimmen, wie innerhalb dieser Form am besten ein künstlerisches Ganze entstehe. So hat Schiller in den drei verschiedenen Epochen seiner Bildung drei verschiedenen Anschauungsweisen auch über den vorliegenden Gegenstand angehört. Der eigentliche konsequente und wissenschaftliche Vertreter aber der letzteren Art der Betrachtung ist Wilhelm von Humboldt in seiner Abhandlung über Goethe's Herrmann und Dorothea.

Um ein Urtheil über Schiller's Ableitung des Begriffs der Tragödie zu begründen, fügen wir noch Folgendes hinzu: 1) Die Aufgabe war, in dem System der Formen der Tragödie den innern Sinn und die Bedeutung für die Darstellung einer Form des künstlerischen Bewusstseins nachzuweisen. Dieser Anforderung ist nicht genügt. Denn das Wesen der Tragödie ist nicht aus ihr selbst, sondern aus ihrer Wirkung auf das menschliche Gemüth abgeleitet. 2) Der Hebel dieser Wirkung wird im Tragischen gesucht. Aber Sinn und Wesen des Tragischen ist missverstanden. Zwar das Tragische als das Erhabene des Subjekt-Objekts zu fassen, ist eben so ungerechtfertigt. Die moralische Begründung des Begriffs des Tragischen ist eben so zu verwerfen, wie diejenige, welche auf den Prozess der Substanz im Individuellen zurückgeht. Das Tragische ist die höchst

— 199. Das Ziel der Tragödie ist: „die Gemüthsfreiheit, wenn sie durch einen Affekt gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Wege wieder herzustellen.“ Schiller hebt immer wieder von Neuem an. Dies dilettantenhafte und sprungweise Verfahren hat am besten in's Licht gestellt Hemsen, „Schiller's Ansichten über Schönheit und Kunst.“ An der oben angeführten Stelle charakterisirt Schiller am meisten die erforderte Persönlichkeit des Dichters. Zu einem objektiven Unterscheidungsmittel der Kunstgattungen hält er jene Ausführungen selbst nicht für tauglich. Werke, pag. 203, Anmerkungen.

gesteigerte Form des Contrastes zwischen dem nothwendigen Geschehen und dem bewussten Thun. Es handelt sich dabei um keinen moralischen oder ethischen Inhalt, sondern bloss um die Form der Erscheinung. 3) Die tragische Wirkung liegt nach Schiller in dem Gegenstande der Handlung, und diese ist die eigentliche Grundlage der Tragödie.*) Aber die Handlung ist in der Tragödie nicht Zweck, nur Mittel für das Höhere, die Darstellung der wollenden Subjektivität und ihrer sittlichen Bestimmtheit. Darauf hin zielt auch die dramatische Form. Denn 4) die Form des Drama's unterscheidet sich nicht durch den Schein gegenwärtiger Anschauung („Nachahmung"), — denn diese ist in mimischer Darstellnng ohne Rede noch besser zu erreichen, — sondern durch die Darlegung der innersten Motive des Handelns, der geheimsten Gedanken des Handelnden. Eigentliche Handlung ist im „Drama" gar nicht, sondern nur Aeusserung von Ansichten, Grundsätzen, Empfindungen, Entschlüssen bei Gelegenheit einer Reihe von Begebenheiten. 5) Deshalb liegen auch die wesentlichen Unterschiede der dramatischen Handlung nicht in dieser selbst, sondern in der Charakterform und deren Entwicklung. Es ist für die Art des Dramas der glückliche oder unglückliche Ausgang, Einfachheit oder Verflochtenheit und dergleichen nicht wesentlich. Daher braucht nicht jede Tragödie das „Tragische" zu haben (Goethe's Iphigenia, Lessing's Nathan), und kann dabei eine rechte Tragödie sein, denn das Tragische ist nur ein Moment der Handlung, also des Aeusserlichen. 6) Schiller hat für die beste Einrichtung des Drama's Regeln gegeben. Aber diese sind unstatthaft. Es ist ein Minimum, was in der Form allen Tragödien aller Zeiten gemeinsam ist, und nur dieses Minimum kann als wesentlicher Bestandtheil der Form gelten. Das Uebrige ist charakteristischer Ausdruck einer bestimmten geschichtlichen Stufe der dichtenden Phantasie, und dieser ist die Mannigfaltigkeit der historisch erschienenen Formen zuzuschreiben. Die Gattungen der Tragödie sind daher Gegenstand nicht einer apriorischen, sondern einer historischen Betrachtung. 7) Das innere Leben in der geschichtlichen Bewegung der Tragödie

*) Vergl. Schiller's Briefwechsel mit Körner, 4, pag. 216. 287. 182.

bilden die sittlichen Ideale der Völker. Darstellung des sittlichen Charakters ist die höchste Thätigkeit der Kunst, und ihr ausschliesslich widmet sie sich auf ihrem Gipfel, in der dramatischen Poesie. Es ist verkehrt, die Charaktere durch die Natur der Handlung zu bedingen, und etwa so die idealen Charaktere auszuschliessen. Im Gegentheil: durch die Charaktere empfängt die Handlung ihre Norm und ihr Gesetz. Auch das Schicksal, nur ein andrer Ausdruck für die Macht, die sich in dem Tragischen thätig zeigt, gehört nur zum äusseren Gerüste der Darstellung, eben sowohl wie die andre Seite derselben Sache, die poetische Gerechtigkeit. Um das innere Lebensprinzip tragischer Charaktere zu bezeichnen, reichen solche Kategorien, wie Schuld oder Unschuld, eben so wenig aus, wie Begriffe sittlicher Güter, deren Vertreter die Persönlichkeiten wären.

Ueber die Bestimmung
des
Unterschiedes zwischen „wann“ und „wenn“.

Es scheinen Viele diesen Unterschied so zu regeln, wie die Engländer den zwischen when und if und wie die Franzosen den zwischen quand und si. Sie wenden nämlich stets „wann“ an, wenn eine Beziehung auf eine Zeit Statt findet und „wenn“ (es für durchweg gleichbedeutend mit „falls“ haltend) nur, wenn das im Hauptgliede des Satzes Gesagte durch das im Nebengliede Gesagte bedingt wird. So z. B. sagen manche Homiletiker:

> „Wann des Menschen Sohn kommt, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit.“

Sie meinen, wenn man hier „wenn“ anwendete, so würde dies so lauten, als sei es ungewiss, ob des Menschen Sohn überhaupt kommen werde. In Luther's Bibelübersetzung hingegen ist an allen dergleichen mir beifallenden Stellen, wo gleichfalls durchaus keine Beziehung zu einer Ungewissheit Statt findet, „wenn“ angewandt; z. B.

> „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heilige Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit. (Matth. 25, V. 31.)
>
> „Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und hebet eure Häupter auf. (Luc. 21, V. 28.)
>
> „Wenn ihr dies Alles sehet angehen, so wisset, dass das Reich Gottes nahe ist. (V. 30.)

Dieses halte ich für durchaus richtig. Die Entwicklung der

deutschen Sprache hat es einmal mit sich gebracht, dass „wenn“ insofern eine zwiefache Bedeutung erlangt hat, als es eine Beziehung bald auf eine Zeit bald auf eine Ungewissheit in sich enthält. Den Ursprung dieses Umstandes erklären wir uns in folgender Weise:

Das Bindewort „weil“ hatte ursprünglich eine Beziehung nur auf die Zeit und war gleichbedeutend mit „während“.

„Weil es regnete, ging ich mit ausgespanntem Schirme“

war ursprünglich gleichbedeutend mit

„Während es regnete, ging ich mit ausgesp. Sch.“

Da aber das gleichzeitig Geschehende sehr oft die Ursache ist, weshalb zugleich etwas Anderes geschieht, so hat das Bindewort „weil“ mit der Zeit eine ursächliche Bedeutung erlangt, so dass

„Weil es regnete, ging ich mit ausgesp. Sch.“

jetzt gleichbedeutend ist mit

„Wegen des Regens (darum, dass es regnete) ging ich mit ausgesp. Sch.,“

dahingegen „weil“ in seiner ursprünglichen Bedeutung durch „während“ verdrängt ist.

Das Adverbium „eher“ hatte wahrscheinlich ursprünglich eine Beziehung nur auf die Zeit; z. B.

„Er wird eher (d. h. „früher“) ankommen als Du.“

Da indessen die meisten Dinge erst dann ihre absolute Gewissheit erlangen, wenn sie wirklich geschehen sind, so ist es allmälig dahin gekommen, dass man einen höheren Grad der Möglichkeit durch das Bild des Frühergeschehens bezeichnet. Wenn man z. B. sagt:

„N. N. wird sich eher seinen kleinen Finger abschneiden, als jene Bitte gewähren,“

will man nicht sagen, dass N. N. sich seinen kleinen Finger abschneiden werde und darauf jene Bitte gewähren, sondern: „dass N. N. jene Bitte gewähren werde, ist weniger wahrscheinlich als dass er sich seinen kleinen Finger abschneiden werde.“

Wie man sich nun allmälig daran gewöhnt hat, einen höheren Grad der Möglichkeit, vermittelst des Adverbs „eher“ durch das Bild des Frühergeschehens auszudrücken,

eben so hat man sich gewöhnt, ein Bedingtsein des Einen durch das Andere (quasi einen gleichen Grad der Möglichkeit), vermittelst des Bindeworts (oder quasi relativen Adverbs) „wenn“, durch das Bild des gleichzeitigen Geschehens auszudrücken. Wenn man also sagt:

„Wenn mein Bruder kommt, gib ihm dies Buch,“

so kann unser Satz zwar einerseits eine Beziehung auf die Zeit haben, wie es der Fall ist, wenn der Redende das Kommen des Bruders als gewiss ansieht. Andererseits aber kann der Redende damit meinen: „Wenn mein Bruder kommen sollte (oder „falls mein Bruder kommt“), gib ihm dies Buch.“ Zum Unterschiede in dem einen Sinne „wann“ (statt „wenn“) anzuwenden, ist etwa dasselbe, als wollte man eine Veränderung in der Schreibart des Adverbs „eher“ vornehmen, je nachdem eine Beziehung auf die Zeit Statt findet oder nicht.

Nehmen wir ferner den Satz:

„Wenn Du meine Bitte gewährst, gebe ich Dir 100 Thaler.“

Das Bedingtsein des im Hauptgliede Gesagten durch das im Nebengliede Gesagte drückt der Redende aus unter dem Bilde des gleichzeitigen Geschehens.

Der Unterschied zwischen „wann“ und „wenn“ ist meiner Meinung nach lediglich folgender. „Wann“ ist ein Fragewort; „wenn“ hat einen bezüglichen Charakter; z. B.

„Wann wirst Du bei uns eintreffen?“

„Wenn (nicht „wann“) Du bei uns bist, dann wollen wir recht fröhlich sein.“

Gleichwie nun aber das fragende Fürwort „wer“ nicht nur in direkten Fragen angewandt wird; z. B.

„Wer ist da?“,

sondern auch in nicht fragenden Sätzen, welche sich an eine Frage knüpfen, z. B.

„Sag mir, wer da ist,“

„Ich weiss, wer da ist,“

„Ich weiss nicht, wer da ist,“

ähnlich ist auch „wann“ (und nicht „wenn“) anzuwenden in allen Sätzen, welche sich an eine Frage knüpfen, z. B.

Sag mir, wann (nicht „wenn") Du bei uns eintreffen wirst,"

„Ich weiss, wann Du bei uns eintreffen wirst,"

„Ich weiss nicht, wann Du bei uns eintreffen wirst."

Wenn hingegen der Satz sich nicht an eine Frage knüpft, ist unwandelbar „wenn" anzuwenden, gleichviel ob eine Beziehung auf die Zeit Statt finde oder nicht; folglich:

„Wenn des Menschen Sohn kommt, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit."

Allerdings liesse sich die Anwendung von „wann" in dem so eben angeführten Satze und in allen ähnlichen Sätzen in folgender Weise rechtfertigen:

Man wendet das fragende Fürwort „wer" nicht nur in Sätzen an, die sich an eine Frage knüpfen (wie z. B. „Sag mir, wer da ist" u. dgl. m.); sondern man vertauscht ja auch in Sätzen, welche sich nicht an eine Frage knüpfen, zuweilen ein bezügliches Fürwort mit einem fragenden Fürworte. Z. B. das bezügliche Fürwort „welcher" in dem Satze

„Der, welcher dies behauptet, irrt sich"

kann man, mit Auslassung des determinativen Fürwortes „der" in das fragende Fürwort „wer" verwandeln und sagen:

„Wer dies behauptet, irrt sich."

Auch darf man sogar zum Ueberflusse das determinative Fürwort noch nachfolgen lassen und sagen:

„Wer dies behauptet, der irrt sich."

Diesem analog ist es, z. B. in dem Satze

„Wenn des Menschen Sohn kommt, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit"

das relative „wenn" in das fragende „wann" zu verwandeln, zumal wenn man das determinative „dann" weglässt, so dass also der Gebrauch des „wann" in dem Satze

„Wann des Menschen Sohn kommt, wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit"

völlig gerechtfertigt ist.

Mit solcher Entgegnung bin ich zwar völlig einverstanden.

Doch würde durch dieselbe die Anwendung von „wann“ auch in Sätzen wie folgender (wo es jedoch Niemandem einfällt, es anzuwenden) gerechtfertigt:

„Wann (für „falls“) Du meine Bitte gewährst, gebe ich Dir 100 Thaler,“

denn auch hier ist das determinative „dann“ ausgelassen; und dass der Unterschied zwischen „wann“ und „wenn“ davon abhängig ist, ob oder ob nicht eine Beziehung auf die Zeit Statt findet, erscheint mir ausgemacht.

Dass Viele geneigt sind, den Unterschied zwischen „wann“ und „wenn“ davon abhängig zu machen, ob oder ob nicht eine Beziehung auf die Zeit Statt finde, scheint seinen Grund in dem zufälligen Umstande zu haben, dass die Fälle, in welchen das dem relativen „wenn“ entsprechende Fragewort „wann“ nicht eine Beziehung auf die Zeit hat, so überaus selten vorkommen. Dieser seltene Fall würde z. B. vorkommen, wenn Jemand zu mir sagte:

„Wenn („falls“) Du meine Bitte gewährst, will ich Dir 100 Thaler geben,“

das Nebenglied dieses Satzes aber so leise oder undeutlich ausspräche, dass es meinem Ohr entginge und ich mich zu der Frage veranlasst sähe:

„Wann (oder „In was für einem Falle“ oder „Unter was für einer Bedingung,“ aber keinenfalls „Wenn“) willst Du mir 100 Thaler geben?“

oder zu der sich an eine Frage knüpfenden Erwiederung:

„Ich habe nicht verstanden, wann (oder „in was für einem Falle,“ oder „unter was für einer Bedingung,“ keinenfalls „wenn“) Du mir 100 Thaler geben willst.“

Wenn mein Ohr das in dem Nebengliede des obigen Satzes („Wenn Du meine Bitte u. s. w.“) enthaltene „Du“ aufgefasst hat, kann ich meine Frage allerdings auch so stellen:

„Wenn ich was thue, willst Du mir 100 Thaler geben?“

In diesem Satze ist jedenfalls „Wenn“ (nicht „Wann“) richtig, da das Wort durchaus einen relativen Charakter hat (welches in dem vorhergehenden Satze „Ich habe nicht verstanden, wann Du etc.“ nicht der Fall war); das Fragewort ist „was“.

Es leuchtet ein, dass auch das sich ursprünglich auf die Zeit beziehende Adverb „dann“ dazu dient, das Bedingtsein des Einen durch das Andere unter dem Bilde des gleichzeitigen Geschehens darzustellen. Auf A.'s Versprechen:

„Ich will Deine Bitte gewähren“

kann B. z. B. erwiedern:

„Dann (d. h. „falls Du dieses thust) will ich Dir 100 Thaler geben.“

Es wird wohl nicht so leicht Jemand behaupten, B. hätte (weil ja keine Beziehung auf die Zeit Statt finde) „denn“ (und nicht „dann“) anwenden müssen.

„Denn“ hat nur folgende Bedeutungen:

1. „Denn“ (franz. car, engl. for) ist sinnverwandt mit „weil“,

„Ich will zu Hause bleiben; denn es regnet (d. h. weil es regnet).“

2. „Denn“ (franz. donc, engl. then) ist sinnverwandt mit „also“.

„Hast Du denn (also) meine Ermahnung unberücksichtigt gelassen?“

3. „Denn“ (franz. que, engl. than) ist in altem Deutsch gleichbedeutend mit „als“ bei einer Vergleichung.

„Er ist gelehrter denn (als) sein Bruder.“

Bemerkenswerth ist, dass die englische Sprache in den Wörtern then und than (welche den deutschen Wörtern „dann“ und „denn“ so ähnlich lauten) das e hat, wo die deutsche Sprache das „a“ hat und umgekehrt; z. B.

„Dann (zu der so eben genannten Zeit) werde ich abreisen.“

Then I shall set out.

„Dann (in dem so eben erwähnten Falle) will ich Dir 100 Thaler geben.“

Then I will give you 100 Thalers.

„Er ist gelehrter denn sein Bruder.“

He is more learned than his brother.

Schliesslich noch eine Anwendung auch des oben Gesagten auf die englische Sprache.

Auch die englische Sprache hat (obgleich ihr das Binde-

wort if zu Gebote steht) eine Neigung, das Bedingtsein des Einen durch das Andere unter dem Bilde des gleichzeitigen Geschehens darzustellen, nämlich durch when, welches ursprünglich nur eine Beziehung auf die Zeit hat. Sie thut dies aber nur in gewissen ziemlich seltenen Fällen; so viel wie mir augenblicklich erinnerlich ist, nur in folgenden:

1. Wenn das Subjekt des Nebengliedes des Satzes eine fingirte oder unbestimmte Person ist; z. B.

„Wenn Jemand (also eine fingirte Person) täglich drei Stunden kräftig marschirt, wird er in sieben Jahren eine Strecke zurücklegen, welche dem Umfange der Erde gleichkommt.“

If (oder when) a man walks with vigour three hours a day, he will, in seven years, pass a space equal to the circumference of the globe.

(statt dessen man freilich zierlicher sagen kann: A man who shall walk with vigour three hours a day, will, in seven years, pass a space equal to etc. Ein Mensch, welcher täglich drei Stunden kräftig marschirt, wird in sieben Jahren etc.); ferner:

„Wenn man (also eine unbestimmte Person) sich so verletzt hat, kann man nicht schnell gehen.“

If (oder when) one has hurt one's self in such a manner, one cannot walk fast.

„Wenn man selber da ist, braucht man keinen Andern zu schicken.“

If (oder when) one is there one's self, one needn't send another.

Hingegen:

„Wenn Du (also eine bestimmte Person) täglich drei Stunden kräftig marschirst etc.“

If (nicht when) you walk with vigour three hours a day etc.

2. Wenn das Nebenglied des Satzes etwas sich von selbst Verstehendes enthält; z. B.

„Wenn Sie erwägen, wie viel Jammer und Elend Ihres Vaters hienieden gewartet haben würde, werden Sie ihm gewiss seine Erlösung gönnen.“ (Dass der Ange-

redete dieses erwägen werde, setzt der Redende, als sich von selbst verstehend, voraus.)

If (oder when) you reflect on what tribulation would have awaited your poor father here-beneath, you will certainly not grudge him his release.

In einigen Fällen wird when (nicht aber if) auch (als gleichbedeutend mit as) als dem deutschen „da“ entsprechend angewandt; und es kann in manchen dieser Fälle auch der Deutsche „da“ mit „wenn“ vertauschen; z. B.

„Wie kannst Du mich bitten, Dir 100 Thaler zu leihen, da (wenn) ich Dir hundertmal gesagt habe, dass ich kein Geld habe?“

How can you request me to lend you 100 Thalers, when (nicht if) I have told you many dozen times that I am out of cash?

„Da Du Dich so schwer verletzt hast, kannst Du nicht schnell gehen.“

When (nicht if) you have hurt yourself so severely, you cannot walk fast.

„Da Du selber da bist, brauchst Du keinen Andern zu schicken.“

When (nicht if) you are there yourself, you need not send another (oder Being there yourself, you need not etc.).

Hingegen:

„Wenn Du Dich so schwer verletzt hast (ob es wahr ist, weiss ich nicht), kannst Du nicht schnell gehen.“

If (nicht when) you have hurt yourself so severely, you cannot walk fast.

„Wenn Du selber da bist, brauchst Du keinen Andern zu schicken.“

If (nicht when) you are there yourself, you need not send another. (NB. Die Partizipialkonstruktion Being there yourself etc. ist übrigens auch in diesem Sinne zulässig.)

Es gibt also auch Fälle, in welchen der Engländer beliebig when oder if anwenden kann. Mit Ausnahme der er-

wähnten Fälle, in welchen dies geschehen darf, hat das bezügliche when nur Beziehung auf die Zeit; z. B.

When the son of man shall come in his glory etc. etc.
„Wenn des Menschen Sohn kommen wird u. s. w.“
I was dreaming of war when (nicht as) you wakened me.
„Ich träumte von Krieg, als Du mich wecktest.“
You wakened me as I dreamt (oder as I was dreaming, nicht when I dreamt, allenfalls when I was dreaming) of war.
„Du wecktest mich, wie ich von Krieg träumte.“
I was copying letters, when (nicht as) William entered my room.
„Ich kopirte Briefe, als Wilhelm in mein Zimmer trat.“
As I copied (oder as I was copying, nicht when I copied, allenfalls when I was copying) letters, William entered my room.
„Wie ich Briefe kopirte, trat Wilhelm in mein Zimmer.“

NB. As ist nur (obgleich nicht immer) in Satzgliedern anzuwenden, in welchen der Franzose das Descriptif oder Relatif anwenden würde, nie aber in Satzgliedern, in welchen er das Narratif oder Défini anwenden würde, wie die so eben angeführten Beispiele zeigen.

Das fragende when (When will you come? „Wann willst Du kommen?“ Tell me when you will come. „Sag mir, wann Du kommen willst.“) dient auch als Medium, das Bedingtsein des Einen durch das Andere unter dem Bilde des gleichzeitigen Geschehens auszudrücken, obgleich die Veranlassungen dazu äusserst selten sind. Wenn z. B. A. zu B. sagt:

If you comply with my request, I will give you 100 Thalers,

das Nebenglied dieses Satzes jedoch B.'s Ohren entgeht, so dürfte B. fragen:

When (on what condition, keinenfalls aber if) will you give me 100 Thalers?

Hingegen:

If I do what, will you give me 100 Thalers?

auch wohl kurzweg:

If what will you give me 100 Thalers?

Eben so dürfte B. erwiedern:

I have not understood when (on what condition) you will give me 100 Thalers,

auch wohl allenfalls:

I have not understood if what you will give me 100 Thalers.

Hingegen:

I have not understood if (oder whether) you will give me 100 Thalers,

würde heissen:

„Ich habe nicht verstanden, ob Du mir 100 Thaler geben willst.“

Stettin. Dr. F. S. Haupt.

Versuch einer Einleitung
zu
Beaumarchais' Figaro.

I.

Aeussere Thatsachen.

Wer Uhland's Glück von Edenhall gelesen, der hat nicht ohne düstere Ahnung das Gastmal des edlen Schlossherrn mitgefeiert, er hat mit steigender Spannung den dröhnenden Klang des geheimnissvollen Pokals vernommen, der mächtig und mächtiger ans Ohr schlägt, bis mit donnerähnlichem Getöse der Becher zerspringt, und nun mit einem Mal ein gellender Misston in das Toben der wilden Zecher hereinbricht, das Gewölbe berstet, die Flammen zucken, der geharnischte Feind sich zeigt. — Ein ähnliches Gefühl beschleicht uns, wenn wir das Treiben der französischen Hauptstadt am Vorabend der grossen Revolution betrachten. Ein gutherziger aber schwacher König, ein üppiger, sorgloser Hof, eine lebensfrohe Königin, die mit leichtfertiger Hast von Genuss zu Genuss eilt, eine müssige Gesellschaft, die vor allem schwatzen und lachen will, das sind die Gäste des wilden Gelages, die ahnungslos dem Tag entgegen gehen, wo der Sturm der Revolution daherbrausen, sie unter den Trümmern des morschen Baues begraben wird. So ist für uns, denen jene ganze Periode vollendet vorliegt, jeder Akt des unheimlichen Vorspiels ein Gegenstand ernster Betrachtung, so erhält auch „der tolle Tag oder Figaro's Hochzeit" eine Bedeutung, die der frivolen Komödie nur die Geschichte verleihen konnte. —

Als Beaumarchais im Jahre 1781 den Policei-Lieutenant Lenoir unterthänigst ersuchte, für seine neue Komödie „Figaro's Heirath" ihm einen Censor bestimmen zu wollen, war er bereits in mehr als einer Beziehung der gefeierte Liebling des Pariser Volks. Die Salons hatten seinen witzigen Einfällen, seinen leichten Liedern, seinem Spiel und Gesang einen schmeichelnden Beifall gespendet. Die Flugschriften im Prozesse Gözman, der schwererrungene Sieg über seine persönlichen Gegner, als dessen nothwendige Folge die Niederlage eines der Nation verhassten Parlaments betrachtet werden muss, die Rolle endlich, die der einstige Uhrenmacher Carou im diplomatischen Verkehr Frankreichs mit dem für seine Unabhängigkeit kämpfenden Amerika gespielt, alles das hatte Beaumarchais vollends zum Manne des Tages, zum Verfechter der Interessen des erwachenden Bürgerstandes, zum Vertreter der öffentlichen Meinung gemacht. Rechnen wir hierzu noch seine frühern Bühnenerfolge, so wird es nicht befremden, wenn die Kunde, Beaumarchais habe ein neues Stück voll treffender Anspielungen auf die brennenden Tagesfragen in Bereitschaft, die Neugier der Salons in hohem Grade erregte, wenn man von allen Seiten auf den Verfasser eindrang, seinen Figaro vorzulesen, wenn am Hofe es täglich hiess: „Haben Sie einer Vorlesung Figaro's beigewohnt? Wohnen Sie doch einer Vorlesung Figaro's bei!"

Es mochte im Frühjahr 1782 sein, als Me. Campan Befehl erhielt, Beaumarchais' Stück dem Könige zu lesen. Lassen wir sie selbst erzählen:

„Eines Morgens empfing ich von der Königin ein Billet, das eine Aufforderung enthielt, mich um drei Uhr zu ihr zu verfügen, und zwar nicht ohne vorher gespeist zu haben, denn sie gedenke mich recht lange zu behalten. Als ich ins innere Zimmer ihrer Majestät eintrat, fand ich sie mit dem König allein; vor beiden stand bereits ein Tischen und ein Stuhl; auf jenem lag ein ungeheures Manuscript in mehreren Heften; der König: „„Da ist Beaumarchais' Komödie, sie müssen sie uns vorlesen, es werden sich schwierige Stellen darin finden, der gestrichenen Worte und Verweisungen halber; ich zwar habe das Stück bereits durchblättert, aber die Königin soll es auch

kennen. Sie werden übrigens von dieser Vorlesung Niemand etwas sagen.""

„Ich begann. Der König unterbrach mich oft, durch bald lobende, bald tadelnde, immer aber treffende Bemerkungen. Meistens rief er aus: „„Das zeugt von schlechtem Geschmack. Der Mann bringt beständig die italiänischen Concetti auf die Bühne zurück."" Bei Figaro's Monolog, in dem er verschiedene Theile der Verwaltung angreift, namentlich aber bei der Stelle über die Staatsgefängnisse, erhob sich der König lebhaft und sagte: „„Das ist abscheulich, das soll nie auf die Bühne kommen. Man müsste die Bastille zerstören, um die Aufführung dieses Stückes nicht als gefährliche Inkonsequenz erscheinen zu lassen. Der Mensch treibt seinen Spass mit allem, was heilig am Staate erscheinen soll."" Unstreitig hatte der König so das Urtheil ausgesprochen, zu dem die Erfahrung später diejenigen nöthigte, welche damals für die bizarre Schöpfung schwärmten. — „„Man wird sie also nicht spielen?"" fragte die Königin. — „„Gewiss nicht, verlassen Sie sich darauf,"" war Ludwig's des XVI. Antwort." — *)

Die Mittheilungen Grimm's, Bachaumont's, der Campan, sowie die von Deloménie veröffentlichte Korrespondenz des Dichters von Figaro's Hochzeit, gestatten uns, den nun sich entspinnenden Kampf der öffentlichen Meinung gegen die Autorität, der mit einer Niederlage der letztern enden sollte, Schritt für Schritt zu verfolgen. Beaumarchais sah wohl ein, dass für den Augenblick die Aufführung seines Stückes eine Unmöglichkeit sei; der Schauspieler Préville, sein alter Freund, dem die Rolle Figaro's zugedacht war, und manche andere, hatten jede Hoffnung aufgegeben. Nicht so Beaumarchais. Mit charakteristischer Zähigkeit verfolgte er seinen Plan: mit der ihm eigenthümlichen Geschmeidigkeit wusste er sich zu fügen, scheinbar zu weichen, während er schlau die Umstände benutzte, seine Sache im Stillen zu fördern. Das Manuscript wanderte vorerst ins Pult zurück, und wenn es einer Prinzessin gelang, eine Vorlesung zu erhalten, so durfte sie sich Glück wünschen. Begreiflicherweise wurde dadurch die Neugier unendlich ge-

*) Mém. de Me. Campan p. 202, éd. Didot. —

steigert. Und sonderbar genug waren es grade die grossen Herren, — jene nämlichen Personen, deren gründliche Nichtswürdigkeit Figaro einem bürgerlichen Parterre vorzuführen bestimmt war, — die am eifrigsten eine Aufführung herbeiwünschten. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Königin selber diese Wünsche im Stillen theilte: jene Frage, die sie nach beendeter Vorlesung an den König richtet, die categorische Antwort, die sie empfängt, scheinen unter andern darauf hinzudeuten.

So stunden die Sachen, als es im Juni 1783 verlautete, der Hof werde Figaro auf einem seiner Theater geben lassen. — Wer hatte die Ordre ertheilt? Grimm weiss es nicht, scheint aber zu glauben, der Anstoss sei von Beaumarchais ausgegangen, da dieser die Kosten der Repetition, die sich beiläufig auf 12000 frs. beliefen, bezahlt habe.

Me. Campan, die diese Aufführung ebenfalls erwähnt, hat, wie mir scheint, absichtlich vermieden, eine Person zu nennen; p. 203 sagt sie nur: Le premier gentilhomme de la chambre, (le maréchal de Duras, v. Grimm) consentit à ce que M. de la Ferté prêtât la salle etc. etc.“ — Alles war vorbereitet, die zierlichen „billets, rayés à la Malbrough“ an die beste Gesellschaft ausgetheilt, der Saal der Menus zum Theil schon gefüllt, da erscheint ein Courier mit einer lettre de cachet:*) Die Aufführung ist untersagt. Nun allgemeiner Tumult. „Niemals,“ berichtet Me. Campan, „wurden die Worte: Tyrannei, Knechtung u. s. w. energischer ausgesprochen als in jenen Tagen.“ Beaumarchais, wüthend, soll gesagt haben: „Nun, meine Herren, man will nicht, das mein Figaro hier gegeben werde; ich aber sage Ihnen, Sie sollen ihn noch im Chor der Kirche „Notre-Dame“ aufführen sehen.“

Man hat sich gefragt, wie kam der König dazu, im letzten Augenblicke noch die Aufführung zu untersagen? Aus Beaumarchais' Correspondenz scheint hervorzugehen, dass man dem

---

*) On appelait lettre de cachet tout ordre écrit émané de la volonté du roi, cette dénomination ne s'appliquait pas seulement aux ordres d'arrestation. Anmerk. der Campan.

König allein die Energie einer so rücksichtslosen Massregel nicht zuschreiben zu dürfen glaubte; es sei vielmehr, meinte man, ein geheimer Gegner Beaumarchais' gewesen, der den König dazu vermocht, die Sache zu bruskiren. Indessen machen Campan's Worte: Le roi n'en fut instruit que le matin même, eine derartige Vermuthung überflüssig. Darf man ihnen glauben, so erklärt sich alles von selbst. Anstatt durch ein erneuertes Gesuch einem zweiten Abschlag zu rufen, zog man es vor, den König gar nicht zu fragen, ihm die Sache völlig geheim zu halten. Seinen nachträglichen Eifer fürchtete man wenig. Nun aber erfährt der König in der eilften Stunde den ganzen Anschlag. Natürlich ist seine Entrüstung gross. Was seine phlegmatische Unentschlossenheit wohl nie gewagt hatte, daraus macht sein Aerger sich eine angenehme Pflicht. Der Machtbefehl geht ab und — de la coupe aux lèvres il y a loin, sagt das Sprichwort — die Herren des Hofes müssen diesmal mit langen Gesichtern abziehen.

So hatte denn der König von neuem triumphirt. Es war indess zum letzten Mal. Denn im September des folgenden Jahres wurde Figaro mit ausdrücklicher Erlaubniss des Königs vor dem versammelten Hofe aufgeführt. Das war für Beaumarchais ein Sieg, aber nicht der Triumph, den er wollte. Nicht für die Höflinge, sondern für das Parterre der Comédie française hatte er sein Stück berechnet, für die Bürger, für das Volk mit einem Wort. Nicht mit dem herablassend zahmen Beifall der Vornehmen wollte er sich diesmal zufrieden geben, er wünschte den donnernden Applaus eines vollen Hauses. — Diesem ersehnten Ziele näher zu rücken, hatte Beaumarchais auch jetzt die Umstände aufs Schlauste auszubeuten gewusst. Zu Jedermanns Erstaunen trat er nämlich mit dem unschuldigen Begehren auf, man möchte vor jener Aufführung am Hofe seinen Figaro einer abermaligen Censur unterwerfen. Dabei rechnete er so: Es ist unwahrscheinlich, dass ein Censor es wagen wird, Figaro zu verdammen, und so den mächtigen Höflingen ein lang ersehntes Vergnügen wiederum zu entreissen. Ein approbirendes Urtheil dagegen wird die Chancen einer öffentlichen Aufführung vermehren, es wird eine neue Waffe

sein gegen die feindliche Autorität.*) In der That war der Censor artig genug, seinen Rapport mit den Worten zu schliessen: „Ich halte das Stück für sehr geeignet, der Comédie française, die deren bedarf, recht viele Zuschauer, somit recht gute Einnahmen zu verschaffen."

Beaumarchais glaubte nun seine Sache gewonnen zu haben, und wandte sich deshalb mit einer förmlichen Eingabe an den Lieutenant de police. Der König, von allen Seiten bestürmt, suchte seine Rettung im Verzug. Ein Censor nach dem andern wurde bestellt; aber alle, mit Ausnahme des Akademikers Suard, auf den ich später zurückkommen werde, waren für Figaro, für Beaumarchais, für die Schauspieler, für das Publikum. Mit jedem Tage wuchs die fieberhafte Ungeduld des Pariser Volks, mit jedem Tage wurde die Lage des Königs schwieriger. Endlich im März 1784 kam die ungeduldig erwartete, stürmisch geforderte Bewilligung. Es heisst, Ludwig XVI. habe sich dabei der Hoffnung hingegeben, Figaro werde sich auf der Bühne nicht halten können. Andere dachten anders. „C'est un ouvrage à tomber cinquante fois de suite," sagte Jemand mit Bezug auf des Königs thörichten Glauben. Der Erfolg überstieg die kühnsten Erwartungen. Beaumarchais musste selber sagen: „Es giebt etwas Tolleres als mein Stück: sein Erfolg." Der ersten Aufführung ging eine Scene voran, wie sie Goethe im Prolog zu seinem Faust beschreibt. Ganz Paris drängte sich am Morgen schon an die Thüren des Theaters, die grössten Damen, um ihre Plätze zu sichern, speisten in den Logen der Schauspielerinnen. Draussen ein wildes Wogen, die Wache zersprengt, die Thüren erbrochen, die Eisengitter zertrümmert. „Als endlich der Vorhang aufging, sah man die schönsten Talente, die das théâtre français vielleicht je besessen, auf der Bühne vereinigt, alle von einem Streben beseelt, die kühne, hinreissende, geist- und witzreiche Comödie zur Geltung zu bringen, eine Comödie, die vielleicht hie und da eine Loge mit Entrüstung oder Schrecken erfüllt, dafür aber ein elektrisches Parterre mächtig erregt, entzückt und entflammt."**) Beau-

*) Ich folge der Auffassung Deloménie's.
**) Deloménie.

marchais selbst betrachtete sich das tobende Treiben hinter dem Gitter einer Loge, rechts und links von ihm ein Abbé, zwei geistesverwandte Epikuräer, die er zu einem fröhlichen Schmause geladen hatte.

II.

Die Kritik der Zeitgenossen und der Nachwelt.

Ein Stück, das so mannigfache Schicksale erlebt, das die Aufmerksamkeit des Publikums in so hohem Grade erregt hatte, das von den einen mit wahnsinnigem Beifall, von den andern mit verstecktem Hass, von Allen aber mit Leidenschaft begrüsst wurde, musste die Tageskritik in hohem Grade beschäftigen. Seine politische Tendenz sowie seine zweideutige Moral gaben Beaumarchais' Gegnern erwünschte Veranlassung zu leidenschaftlichen Angriffen, die selbst auf die Beurtheilung von Figaro's künstlerischem Werthe nicht ohne nachtheiligen Einfluss blieben. Wenn nun die meisten Kritiken, die damals auftauchten, für uns so gut wie verloren sind, so ist dies um so weniger zu beklagen, als sie der Mehrzahl nach wegen ihrer persönlichen Färbung nur wenig Werth besitzten möchten; die früheste mir bekannte Beurtheilung von Figaro's Hochzeit findet sich in Grimm's bereits in anderer Beziehung erwähnter Correspondenz. Dieses interessante aus siebzehn Bänden bestehende Werk ist bekanntlich eine Hauptquelle für die Literaturgeschichte der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Baron Grimm, aus Regensburg gebürtig, war, noch jung, als Hofmeister eines deutschen Prinzen nach Paris gekommen, hatte dort eine untergeordnete Diplomatenstelle erhalten, und lebte in fortwährender Verbindung mit den Philosophen. Während des langen Zeitraums von 1753 — 1790 sandte er an verschiedene deutsche Höfe in fortlaufender Reihenfolge Berichte über Alles, was in der Tagesliteratur, in den Salons oder auf dem Theater neues zum Vorschein kam; allerdings hat Grimm nicht die ganze Correspondenz verfasst: Raynal, Diderot, später auch ein Zürcher, Henri Meister, lieferten gelegentliche

Beiträge. Das Buch ist in leichtem, gefälligem Styl geschrieben, enthält gesunde Urtheile, zeugt von umfassender Bildung und tüchtigen Kenntnissen: freilich verrathen manche Stellen, die Briefe an Friedrich den Grossen z. B., jene gezierte Eitelkeit, die in Rousseau's Confessionen so arg mitgenommen wird, und welche in der That Grimm's besondere Schwäche gewesen zu sein scheint.

Im April 1784 schreibt Grimm die folgenden Zeilen: „Figaro's Heirath hat von seiner ersten Aufführung an einen wunderbaren Erfolg gehabt. Dieser Erfolg, der lange bleiben wird, muss der Conception des Stücks zugeschrieben werden, einer eben so ergötzlichen, als neuen und originellen Conception. Der Knoten ist so geschürzt, dass der Faden zwar leicht zu entwirren ist, daneben aber doch eine Menge lustiger und überraschender Situationen herbeiführt, sich immer auf's Neue kunstvoll verschlingt, endlich mit Klarheit und Geschick sich löst, ein Verdienst, das bei einem so selten verwickelten Stück nicht gerade leicht zu erreichen war. Mit jedem Augenblicke wähnen wir uns am Schluss der Intrigue, doch spinnt sie sich weiter, durch ein unscheinbares Wort vielleicht, das zwanglos die neue Scene einleitet, die Personen in eine Lage versetzt, welche an lebhaftem Interesse den frühern Scenen nichts nachgiebt. So ist es dem Verfasser gelungen, das Publikum während drei vollen Stunden mit der Aufführung eines Stückes zu fesseln, dessen Gattung der französischen Bühne bisher gar nicht, der italienischen und spanischen nur durch wenige gelungene Muster bekannt war."

Diesem Lobe mochten diejenigen Theaterfreunde beipflichten, welche sich nicht veranlasst fanden, bei der Beurtheilung der Tagesliteratur auf die klassischen Schöpfungen Molière's zurückzugehen, und so als strenge Kunstrichter zu verdammen, was sich mit jenen nicht zu messen vermochte. Die meisten lebten zu sehr der Gegenwart und ihren Genüssen, um in Lob oder Tadel ein höheres Princip als das des augenblicklichen Vergnügens anzuerkennen. Es gab indessen Andere, welche die Sache genauer nahmen. In einem akademischen Vortrag liess sich Suard über die von Andern willkommen geheissene Neuerung nichts weniger als günstig vernehmen. Er findet, dass

der Geschmack und die wahre Komödie immer seltener werde, Molière's Comik beruhe auf Beobachtung der Sitten, wogegen die meisten der Neuern ihre Welt nicht aus dem Leben, sondern aus den schon vorhandenen Stücken nehmen; weder Begebnisse, noch Sitten, noch Sprache erinnern an die Wirklichkeit, man suche den guten Ton in einem manierirten, oft unverständlichen Jargon, der höchstens noch in einigen Romanen anzutreffen: Andere glauben, Molière nachzuahmen, wenn sie jene mühsam in einander geschobenen Intriguen wieder hervorsuchen, die in der Kindheit der Kunst allerdings die ersten Versuche des Genius gewesen seien, heutzutage aber grade sein Nichtvorhandensein bekunden.

Diese Kritik, die, ohne einen Namen zu nennen, unserm Figaro galt, brachte Beaumarchais gewaltig auf. Suard war freilich zu weit gegangen, wenn er Figaro vorwarf, seine Sittenzeichnung sei nicht der Wirklichkeit abgesehen, und es war nicht schwer, ihn in diesem Punkte zu widerlegen. Beaumarchais benutzte die Blösse seines Gegners, und griff ihn am Schlusse seiner Vorrede zu Figaro mit einem Grimme an, der die Gränzen des Erlaubten weit überschritt. Er hätte wohlgethan, sich mit der Genugthuung zufrieden zu geben, die der schwedische Kronprinz, später Gustav III., ihm verschaffte, als er nach vollendeter Vorlesung zu Suard sagte: „Sie haben uns strenge gerichtet, ich aber bin der Vernunft so wenig zugänglich, dass ich Ihnen Lebewohl sage, um Figaro zum dritten Male spielen zu sehen."

In seinem cours de littérature hat Laharpe dem Leben und den Werken Beaumarchais' ein langes Capitel gewidmet, weniger aus besonderer Verehrung für letztere, als aus Achtung für Beaumarchais' persönlichen Charakter. Er hat damit dem guten Namen des Autors einen wesentlichen Dienst geleistet. Jedermann sprach damals noch von Beaumarchais, während nur wenige seine wahre Geschichte kannten. Da der Mann viele erbitterte Feinde besass, so lässt es sich wohl begreifen, dass eine Menge grober Verläumdungen ausgestreut und willig geglaubt wurden. Laharpe wünschte nun den Ruf eines Mannes zu retten, den er von jeher geachtet hatte. Es gelang ihm dies so ziemlich. Der französische Aristarch, der von jeher mit dem

Lobe gegeizt, seit seiner neulichen Bekehrung aber mit den Philosophen und dem XVIII. Jahrhundert vollends gebrochen hatte, musste wohl, wenn er einmal zum Loben und Vertheidigen schritt, Glauben finden. Seine biographischen Notizen blieben bis auf die neueste Zeit, d. h. bis zum Erscheinen von Deloménie's auf Beaumarchais' nachgelassene Papiere sich stützende Arbeit, eine Hauptquelle für die Compilatoren, sind aber, einzelne Fehler nicht gerechnet, wegen ihrer allgemeinen Haltung nur wenig geeignet, ein vollständiges und richtiges Bild zu liefern.

Was nun die Beurtheilung des Stücks anbetrifft, so ist sie bei Laharpe zwar umständlich, kann aber deshalb nicht gründlich genannt werden, weil sie durchaus nur einzelne Stellen herausgreift, ohne das Ganze als Solches zu besprechen. Der Kritiker wirft dem Dichter namentlich die Unwahrscheinlichkeiten vor, die in mehreren Stellen uns entgegentreten und so den Genuss am Ganzen nicht aufkommen lassen. An dem Vorhandensein dieser Verstösse gegen die Wahrscheinlichkeit wird Niemand zweifeln, der das Stück gelesen hat, ob aber dadurch die Wirkung vernichtet, die Illusion zerstört, oder das Vergnügen des Zuschauers aufgehoben werde, ist eine andre Frage. Wer, um ein bekanntes Beispiel zu nehmen, A. Dumas' drei Musketire gelesen, der wird auf den ersten Seiten schon ein Dutzend Unwahrscheinlichkeiten vom reinsten Wasser getroffen, und über die Zumuthung des Verfassers gelächelt haben, Alles das so ernsthaft hinzunehmen, wie es der Ton der Erzählung zu verlangen scheint; hat er aber deshalb das Buch weggeworfen? Hat er es nicht mitgeträumt von Anfang bis Ende, ohne aufzuwachen, wenn der bedächtige Verstand abermals einen Felsblock auf seiner Strasse fand? Was nun dem Leser widerfährt, das begegnet auch dem Zuschauer. Freilich wird die theatralische Illusion um so unvollkommner, je öfter man daran erinnert wird, dass nicht die Wirklichkeit, sondern ihre stümperhafte Nachahmung vor den Augen sich aufthue. Man wird aber zu unterscheiden haben zwischen wesentlichen Hindernissen und unbedeutender Unterbrechung. Wenn das Bühnenspiel ein schlechtes ist, wenn der Dichter seinen Personen Worte in den Mund legt, die mit ihrer fingirten Lage in offenem

Widersprache stehen, dann wird die Illusion und mit ihr die künstlerische Wirkung vernichtet. Wenn dagegen z. B. behufs Orientirung des Zuschauers beiseit gesprochen wird, oder wenn die sprechenden Personen sich ihre Verhältnisse auseinandersetzen, wiewohl sie allen Voraussetzungen des Stückes gemäss, diese hinlänglich kennen, so sind das unstreitig auch Sünden gegen das Gesetz der Wahrscheinlichkeit, sie bleiben indess ohne störende Wirkung. Sie gleichen der Frage, die sich an einen Zerstreuten richtet, vielleicht eine halbe Antwort entlockt, ihn aber seinen Träumen nicht zu entreissen vermag. In die Categorie dieser unwesentlichen, vorübergehenden Störungen möchte ich auch die von Laharpe mit fast pedantischer Umständlichkeit erwogenen Mängel unseres Stückes verlegen. Es bestätigt übrigens auch dieses Capitel des Laharpe'schen Werkes das Urtheil derer, die dasselbe für überholt betrachten. Hervorgegangen aus Vorlesungen, die am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem gebildeten Publikum mit grossem Beifall aufgenommen wurden, ist es namentlich in der Behandlung des XVIII. Jahrhunderts dem Standpunkt und den Bedürfnissen der damaligen Zuhörer angepasst; man wollte keine Geschichte, sondern mit Anmuth vorgetragene, neue piquante Urtheile. Was damals als Vortrag ansprach, kann heute nicht wohl für Geschichte gehen. Fehlen doch gerade die geschichtlichen Momente, die geordnete, übersichtliche Gruppirung, die allgemeine Charakteristik der Perioden, die Besprechung kulturhistorischer Einflüsse und Wechselbeziehungen, die historische Perspective, die bibliographischen Daten, die biographischen Details. Allerdings ist Laharpe hier insofern unschuldig, als er seinem Stoffe noch zu nahe stand, um Uebersicht und historische Sicherheit zu gewinnen. Auch darf man nicht vergessen, dass jene Zeit mit ganz andern Voraussetzungen an die Behandlung der Geschichte überhaupt ging, als die unsrige.

Mit Laharpe treten wir in ein neues Jahrhundert, mit dem neuen Jahrhundert beginnt eine neue Zeit, zunächst eine Zeit der Reaction. Man hat mit der Philosophie, den Sitten, der Literatur des alten Frankreichs gebrochen. Der nämliche Geist, der an der Restauration der Kirche arbeitet, wirkt auch auf dem Felde der Kritik, aus Geoffroy spricht er im

Tone militärischer Brutalität. Geoffroy war Mitarbeiter an dem von Bertin dem Aeltern im Jahr 1800 gegründeten Journal des débats politiques et littéraires, das einige Jahre später unter dem Namen journal de l'empire erschien.*) Er lieferte die Kritik des Theaters. Seine Beiträge zeichnen sich nicht eben vortheilhaft aus durch grosse Einseitigkeit, durch eine Derbheit, die mit der sonstigen Urbanität französischer Kritik in schneidendem Widerspruche steht. Das Theater des XVIII. Jahrhunderts, Voltaire namentlich, ist diesem Manne ein Greuel, auch Shakspeare wird als Barbar behandelt: „Les oeuvres de Shakspeare sont du fumier.“ Nur was nach der Regel zugeschnitten, Ordnung und Disciplin zeigt, findet Gnade in den Augen dieses literarischen Schlagetodts, dessen unlieblichen Treiben uns überall an das militärische Regiment des Kaiserreichs erinnert.

Im Jahr 1802 schreibt Geoffroy über Figaro folgendes: „Aujourd'hui, qu'il n'y a plus ni princes, ni grands seigneurs ni parlement Maupeou, aujourd'hui qu'on juge Figaro avec l'expérience de dix siècles, ce n'est plus qu'une méchante rapsodie, qu'un salmis de quolibets, de coq-à-l'âne, de calembours, de turlupinades, de jeux de mots. Cette débauche d'esprit, ce style dévergondé, excitent encore de temps en temps le rire de la farce, mais on les méprise après en avoir ri.“**)

So sprach man im ersten Feuer der Reaction. 35 Jahre später, als St. Marc Girardin seinen vortrefflichen Aufsatz über Beaumarchais schrieb, hatte die Kritik mit Bezug auf das XVIII. Jahrhundert jene würdige Ruhe gewonnen, die allein ein gerechtes Urtheil ermöglicht. Zwar sind die biographischen Details immer noch mager und mitunter ungenau: der Reise nach England z. B. wird als einziges Motiv die Nothwendigkeit untergeschoben, durch ein freiwilliges Verzichtleisten auf den Genuss der im Processe Götsmann errungenen Volksgunst die erzürnte Autorität zu versöhnen. Dafür ist die Würdigung der Schriften um so eindringender und vollständiger, sie verfolgt und entwickelt mit Scharfsinn und Klarheit die ver-

*) S. Julian Schmidt Geschichte der französischen Literatur.

**) Die Stelle findet sich bei Loménie und J. Schmidt.

schiedenen Phasen der reformatorischen Rolle des Verfassers, sie geht endlich auch auf den Styl und die Sprache seiner Dramen ein, deren Charakter sie mit wenigen Strichen besser zeichnet, als es vordem Laharpe gethan hatte: „Wunderlich genug vereinigt sein Talent Natur mit Unnatur, wahre Anmuth mit affectirter Geziertheit. Der Ausdruck ist oft verworren, Worte und Klänge stossen sich unharmonisch. Mitunter findet ein Haschen nach gleichen Endungen statt. Der Styl ist bald mühsam und ängstlich gefeilt, bald zeigt er die natürlichen Wendungen, die ans Altfranzösische erinnern: hier sind namentlich einige Chansons zu erwähnen, deren reizende Einfachheit um so überraschender ist, je weniger man bei dem Dichter des XVIII. Jahrhunderts die Weise eines alten troubadour's vermuthen darf.“ Die in diesen Worten angedeutete Ungleichheit in Beaumarchais' Sprache, die sich zwischen den Extremen einer natürlichen, hinreissenden Beredtsamkeit und einer gezwungenen Declamation bewegt, tritt namentlich bei einer Vergleichung der frühern Dramen mit den später geschriebenen Komödien zu Tage. Bei jenen hatte Beaumarchais seine Vorgänger, vor Allem Diderot, als Muster angesehen, und so gegen seine Neigung zu jener frostigen Declamation sich hindurchgearbeitet, für welche die Zeitgenossen schon damals eine Vorliebe zu zeigen begannen. Bei Beaumarchais erscheint dieser geschraubte Ton um so unnatürlicher, je entschiedener die Natur seines Talents ihn ablenkte vom pathetischen Ausdruck. — Wenn einzelne Chansons den Stempel mittelalterlicher Naivität an der Stirne tragen, so finden sich in den Comödien Wendungen, die an die originellen Spielereien eines Rabelais erinnern. Die Tageskritik verfolgte sie zwar, verschrie sie als unerhört; Beaumarchais hatte indess ganz Recht, wenn er sie beibehielt. Sie steigern die Energie des Ausdrucks und verleihen dem Stück eine gefällige, von der platten Correctheit anderer Compositionen vortheilhaft abweichende Originalität.

Das grösste Verdienst um Beaumarchais und seinen Ruf bei der Nachwelt hat sich Loménie durch das vor mehreren Jahren in zwei Bänden erschienene Werk: „Beaumarchais et son temps,“ erworben.

Man wusste, dass Beaumarchais von seinen Zeitgenossen

bald wahnsinnig gepriesen und leidenschaftlich geliebt, bald grausam verfolgt und bitter gehasst wurde. Es liess sich vermuthen, dass weder die Einen noch die Andern, weder Freunde noch Feinde, hierbei gerecht verfuhren. Doch war es unmöglich, das Wahre vom Falschen zu sondern, auf unparteiischer Wage Lob und Tadel abzuwägen, so lange es noch an der breiten Basis einer mit Umsicht unternommenen, mit Gewissenhaftigkeit durchgeführten Biographie gebrach. Diese hat nun Loménie geliefert. Seine Arbeit verdient um so grössere Anerkennung, je umfangreicher das zu bearbeitende Material, je kitzliger die doppelte Aufgabe war, den strengen Anforderungen der Geschichte einerseits, den Wünschen der Pietät andrerseits zu genügen, den Erwartungen, die eine angesehene Familie mit Bezug auf das verheissene Lebensbild ihres Ahnen zu hegen sich berechtigt glaubte, zu entsprechen. Wenn es dem Verfasser gelungen ist, diesen so verschiedenen Anforderungen zu gleicher Zeit ihre Rechte angedeihen zu lassen, wenn er in erster Linie streng darauf bedacht war, der Wahrheit Zeugniss zu geben, daneben aber doch die von Beaumarchais' Kindern gehegten Hoffnungen der Hauptsache nach nicht getäuscht hat, so liegt hierin ein unzweideutiger Beweis, dass Beaumarchais' persönlicher Charakter ein ehrenhafter war; es liegt darin ein Zeugniss, das allein schon kräftig wäre, die von M. Bungener mit gewohntem Talent, gewohnter Einseitigkeit und nicht geringer Leidenschaft gegen den Charakter eines Mannes gerichteten Angriffe zurückzuweisen, der auch in seinen Verirrungen den Namen eines: „scélérat“ nie verdient hat.

Was den eigenthümlichen Werth von Deloménie's Kritik unseres Stückes ausmacht, ist einmal die Erörterung der Frage, inwiefern hat Beaumarchais bei der Composition seines Figaro das spanische Theater und die spanischen Sitten berücksichtigt, dann und namentlich die Auffassung von Figaro's Rolle als oberste und abschliessende Stufe in der Entwicklungsgeschichte des Valet de Comédie. Schon Schlegel sagt von Beaumarchais' Stück, es führe uns französische Charaktere unter der Verkleidung eines schlecht beobachteten spanischen Costume's auf: „Wie sehr Beaumarchais gegen die spanischen Sitten und Schicklichkeiten verstossen, zeigt de la Huerta in der Einleitung

zu seinem Theatre Hespañol."*) Deloménie giebt die einschlagenden Stellen dieser Einleitung in französischer Uebersetzung. Sie berechtigen freilich nicht, wie man dieses aus Schlegel's Worten vermuthen sollte, zu einem begründeten Tadel, sind vielmehr unterhaltende Ausfälle der beleidigten spanischen Gravität, einer bis zum Fanatismus gesteigerten Liebe zur Wahrscheinlichkeit. Da sie in der That zu unbedeutend sind, um hier einen Platz zu finden, so eile ich, sie übergehend, zu dem Hauptpunkt von Deloménie's Kritik, den schon erwähnten Andeutungen über die von dem Valet de Comédie auf der modernen Bühne zurückgelegten, mit der fortschreitenden Civilisation parallellaufenden, im Figaro zu ihrem Abschluss gelangten Entwicklungsphasen.

„Es liesse sich," (sagt Deloménie II. 349) „über Figaro eine neue und belehrende Studie machen, man hätte ihn mit allen seinen Zunftgenossen zu vergleichen, zu zeigen, wie Figaro der letzte und zugleich der König aller valets de Comédie ist. Beaumarchais' Auftreten fällt grade in jenen Zeitpunkt, wo dieser herkömmliche Typus, dem in der alten Comödie der Sclave entspricht, und der durch Jahrhunderte hindurch bis heute sich in immer neuen Formen erhalten hat, seine Bedeutung zu verlieren begann. Indem Beaumarchais ihm seine letzte Form gab, hat er in gewissem Sinne diesen Typus zur Vollendung gebracht. Nach Figaro wird und kann es keinen valet de Comédie mehr geben."

Ich kann weder Diderot beipflichten, noch die Ansicht des gelehrten Herrn Vodet theilen, die er in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Plautus entwickelt, glaube vielmehr, es liesse sich nachweisen, dass diese Rolle, wiewohl hervorgegangen aus der des antiken Sclaven, durchaus nicht eine bloss entlehnte, künstliche, in unsern Sitten unbegründete, von jeher des nationalen Gehalts entbehrende sei. Vom alten Sclaven bis zum valet de Comédie, wie er uns bei Beaumarchais erscheint, liesse sich eine ganze Reihe von Wandlungen wahrnehmen, in welchen man diesen Typus sich den jeweiligen socialen Formen anschmiegen sieht. Man müsste den Sclaven der alten Comödie

*) Vorlesung über dramatische Kunst. II. 147.

namentlich in den Werken des Plautus suchen, wo diese Rolle besonders ausgeprägt erscheint, ihn dann mit dem Sclaven jener von Herrn Magnin entdeckten, den Titel Querolus führenden Comödie vergleichen, wo sich eine äusserst interessante Figur, der Ausdruck des nahenden Falls des Sclaventhums, findet; man würde hierauf diese nämliche Rolle des Sclaven studiren, wie sie im XV. Jahrhundert unter dem Namen valet wieder auftaucht in Célestine, dem ersten, sich ziemlich genau an die alte Comoedie haltenden, dramatischen Versuch. Man würde die Physionomie des valet prüfen, die man in den Stücken des XVI. Jahrhunderts, bei Larivey z. B. antrifft, wo diese Personen zwar auch aus dem Alterthum geholt, jedoch schon ziemlich selbstständig behandelt erscheinen. Man würde den Typus in Molière's Intriguen-Stücken verfolgen, ihn mehr und mehr sich verändern sehen in den Comödien Regnard's, wo der valet anmassend, unverschämt wird, seinen Herrn sogar als Dieb behandelt, wenn dieser letztere ihm den Lohn vorenthält; namentlich aber in denen von Lesage: Hier ist Crispin, der Rival seines Meisters, nahe daran, diesen bei der Braut auszustechen; und wenn sein Betrug entdeckt wird, erhält er nicht etwa Prügel nach uraltem Brauch, nein der Brautvater sagt zu ihm und seinem Kameraden La Branche: Ihr seid gescheidte Leute, nur müsst ihr euren Witz besser brauchen, und um ehrliche Burschen aus euch zu machen, sollt ihr mir beide ein Geschäft haben. Beaumarchais' phantastischer Diener ist nun eben jener valet, der zum Meister emporsteigt und das Geschäft übernimmt."

„Wenn man so die stufenweise Entwicklung dieses Bühnentypus verfolgte, so könnte man nicht allein nachweisen, wie die Rolle, welche die Rechte der Einsicht gegenüber der Gewalt oder dem Vorrecht vertritt, in steter Wechselbeziehung mit den socialen Zuständen, in deren Mitte sie auftrat, gestanden ist, sondern auch wie diese successiven Wandlungen so ziemlich der Bewegung entsprachen, welche die Gesellschaft aus der Sclaverei zur Leibeigenschaft, aus der Leibeigenschaft zum erblichen, bis zu einem gewissen Grad gezwungenen, endlich zum freigewählten Dienst führt, wo der Diener in Wirklichkeit wenig mehr ist, als was man im revolutionären Styl „officieux" nannte. Die genannten Wand-

lungen haben damit geendet, dass dieser herkömmliche Typus der Verschlagenheit und Spitzbüberei heute zu existiren aufgehört hat. — Da er nicht länger ein Ausdruck des durch die Sclaverei unterdrückten, sich gegen sie erhebenden Geistes ist, wie in der alten Welt, oder des in seinem Schwunge gelähmten, wie in den aristokratischen Gesellschaften, so kann der Sclave oder valet auf dem Theater nicht länger die Rolle spielen, die er vordem gespielt. Daher ist sie denn auch von den Brettern verschwunden, wenigstens in ihrer alten Gestalt; anstatt der gewandte Mann eines Intriguenstücks zu sein, spielt der valèt jetzt gerade die Rolle, die ihm die Wirklichkeit angewiesen, d. h. er kündet Besuche an und bringt Briefe."

Soweit Deloménie. Wenn, unter diesem Gesichtspunkte aufgefasst, Figaro das letzte Glied einer Kette ist, die sich in der Dämmerung jener Zeit verliert, wo die alte Civilisation einer neuen zu weichen begann, so steht er als Vertreter der revolutionären Ideen auf der Bühne am Ende einer Reihe von Gestalten, die zuerst versteckt, dann immer lauter und offner das neue Evangelium der Philosophen predigen. Wir hätten somit unser Stück auch nach dieser Richtung zu betrachten.

III.

Figaro, eine soziale Satire.

Die französische Literatur des XVIII. J. verglichen mit ihrer glänzenden Vorgängerin, der Literatur Ludwig's des Vierzehnten, ist in mehr als einer Beziehung ein Rückschritt. Wie die Tragödie, so artet auch die Komödie,*) obgleich in geringerem

*) Treffend sind die Bemerkungen Grimm's, Corresp. I. 48 et sqq. wo nachgewiesen wird, wie sowohl die Komödie als der Roman domestique in Frankreich damals zur Unmöglichkeit geworden war. Aehnlich Rousseau, N. Hél. Lett. 82. Ce peuple imitateur serait plein d'originaux, qu'il serait impossible d'en rien savoir, car nul homme n'ose être lui-même. Il faut être comme les autres, c'est la première maxime de la sagesse du pays.

Grad, allmählig aus: denn während jene ihre innere Wahrheit mehr und mehr einbüsst, behält diese wenigstens in sofern noch etwelchen Werth, als sie selbst in ihrer schwächsten Aeusserung ein Sittengemälde der Zeit bleibt. Dieser zunehmende Verfall nun erklärt sich zum Theil daraus, dass es immer schwieriger wurde, die Zahl ächt komischer Schöpfungen durch neue originelle Conceptionen zu vermehren, zum Theil und namentlich aus der Umgestaltung, die im sittlichen Leben und den sittlichen Anschauungsweisen der höheren Klassen stattgefunden, eine Umgestaltung, deren Einfluss bis in die unteren Schichten der Gesellschaft sich verfolgen lässt. Im Genusse raffinirt, durch den Genuss abgestumpft, glatt und glänzend nach aussen, hohl und verdorben nach innen, bot diese Gesellschaft dem Beobachter beinahe keine andere Schwächen mehr als diejenigen des entehrenden Lasters und ekelhafter Corruption, war mithin unfähig, eine gesunde Komödie ins Leben zu rufen oder zu nähren. Wer Muth und Schamlosigkeit genug besass, diese Schwächen in ihrer ganzen Wahrheit wiederzugeben, förderte Schöpfungen zu Tage wie Collé, dessen Théâtre de société die damalige laxe Theorie des öffentlichen Anstandes auf der nationalen Bühne nicht dulden wollte, sondern in die Privatgemächer der Höflinge wies. Diese — ein charakteristischer Zug für jene Zeit — theilten sich selbst in die Rollen,*) und führten sie um so geschickter durch, je gründlicher die Vorschule ihres eignen wüsten Lebens gewesen war. Wer für die nationale Bühne schrieb, der suchte durch frostige Analyse der frivolsten Leidenschaften jene freudige Lebensfrische zu ersetzen, welche die Meister des vergangenen Jahrhunderts in ihre Stücke gelegt hatten, oder er warf sich auf die Kritik der öffentlichen Zustände, sei es, dass er seinen Kreaturen direkte Anspielungen in den Mund legte, sei es, dass er die Handlung auf eine Weise vor sich gehen liess, dass der Gegensatz zwischen den vorhandenen Zuständen und dem dichterisch Vorgeführten sich von selbst aufdrängte und zu weiterem Nachdenken veranlasste. Das willkommenste und natürlichste Organ aber für Mittheilung philosophischer Kritik und philosophischer Träume war das

*) Barrière, mém. de Md. du Haussit p. 154. etc.

bürgerliche Drama, als dessen Begründer Lachaussée angesehen wird, und dessen Erscheinen allein eine Manifestation des von den Philosophen gepflanzten, immer kühner sich äussernden Verlangens nach bürgerlicher Emanzipation ist. Der Bürgerstand, den privilegirten Ständen an Bildung nunmehr wenigstens ebenbürtig, wollte von einer Tragödie nichts mehr wissen, welche nur vornehme Personen, nur Könige und Fürsten auf der Bühne duldete, er hasste natürlich eine Komödie, die, wie es unter Ludwig XIV. der Fall war, den Bürger dem Spotte des Adels Preis gab: man ersann ein genus mixtum, das bald Comédie larmoyante, tragédie domestique, bald Comédie sérieuse, drame bourgeois genannt, von den dramatischen Neuerern gierig aufgegriffen und mit Vorliebe gepflegt wurde.*) In zwei bei ihrem Erscheinen mit Enthusiasmus begrüssten, heute ganz verschollenen Stücken hatte Diderot junge und tugendhafte Bürger und Bürgerinnen eingeführt, welche in einer nichts weniger als natürlichen Sprache über Tugend, Klöster, Gleichberechtigung der Stände sich ergingen. Sedaine, ein Mann, der mit grossem Fleiss und nicht geringer Erfindungsgabe einen bedenklichen Grad von Unwissenheit, einen mangelhaften Styl und mangelhafte Versifikation verband, und noch als 70jähriger Akademiker den einstigen Maurergesellen nicht ganz verleugnen konnte,**) ein Mann dessen philosophischer Eifer so weit ging, dass er sogar in seinen komischen Opern soziale Reform zu predigen sich bemüssigt glaubte, Sedaine trat in Diderot's Fussstapfen, gab 1769 seinen philosophe sans le savoir, in welchem er das Pathos in den schlichten Kreis einer Bürgerfamilie verlegte, oder, um Villemain's Worte zu gebrauchen, den Enthusiasmus in der Schreibstube einziehen liess.

---

*) Lessing Werke (Lachmann) I. S. 114. etc. Abhandlung von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiel. Grimm's Korresp. I. 415. bei Anlass von Lachaussée's Tod.

**) Eine Probe Sedaine'scher Poesie gibt Laharpe XII. 33.

Général des français, arrivé sur ces rives,
je viens vous présenter avec empressement
les assurances les plus vives
du plus sincère attachement.

„La fin d'une lettre, fügt Laharpe bei, en poésie noble, était une trouvaille réservée à Sedaine.

Einfacher, natürlicher, ansprechender als Diderot, hatte er einen bleibenden Erfolg: sein Stück ist eins der wenigen Dramen jener Zeit, die sich auf der Bühne haben halten können. Verweilen wir einen Augenblick bei Sedaine's Drama. Der Held desselben ist ein alter Kaufmann adliger Herkunft; ein unglückliches Duell, das er beinahe noch als Knabe siegreich ausgefochten, hat ihn zur Flucht, die harte Schule des Lebens, zur Arbeit und zum Ergreifen eines ehrlichen Berufes gezwungen. So ist nach damaligen Begriffen zwar unauslöschliche Schmach über sein adliges Haus gekommen, aber reich ist er dabei geworden und, was noch mehr werth ist, er hat sich selber achten gelernt. Die Verhältnisse haben ihn zum Philosophen im Sinne jener Zeit gemacht. Am besten zeichnet ihn die vierte Scene im zweiten Act. Wir haben dort die Philosophenpredigt ohne satirischen Beisatz. Die Sprache, wiewohl natürlich, wenn man sie mit derjenigen des Diderot vergleicht, hat doch einen declamirenden Ton, der die innere Verwandtschaft dieses Dramas mit den schongenannten und noch zu nennenden hinreichend bezeichnet. Sehen wir auf den Inhalt, so gewahren wir Opposition, aber Opposition in mildester Form. Es ist hier noch nicht der Bürger, der im stolzen Gefühle seiner Gleichberechtigung die hemmenden Schranken umstürzt, sich frei neben den Privilegirten stellt, sondern der Adlige selbst, der herabgestiegen ist von seinem Rang, sich in die Reihen der Bürger gemischt hat, der die an seine Geburt sich knüpfenden Vortheile keineswegs zurückweist, wohl aber der Ehre unterordnet, die dem persönlichen Verdienste folgt. Die Forderung lautet noch nicht: betrachtet den Bürger als ebenbürtig, sondern: stosst eueren Standesgenossen nicht aus, wenn er treibt, was die Bürger treiben. Dieses zugestanden, brauchte es freilich nur noch einen Schritt zur vollen Emancipation des dritten Standes. — Die nämlichen Tendenzen treten in diesem Stück auch unter dem Gewande des komischen auf. Die Marquisin, Schwester unsers Philosophen, vertritt die alten Vorurtheile in ihrer lächerlichen Absurdität. Sie lebt von den Wohlthaten ihres Bruders, meidet aber seinen Umgang, Berührung wäre gefährlich: sie will ihren Adel makellos erhalten. Ihre Hände nehmen keinen Anstand, die blanken Thaler ihres Bruders zu betasten, wohl

aber ihre Lippen, seinen Namen zu nennen. — Die Zeichnung ist um so gelungener, je richtiger der Tact war, der den Dichter beim Entwurfe leitete, je feiner dieser herausfühlte, dass, um wahre Charactere zu schaffen, es keiner Typen, d. h. ausschliessender Personificirungen dieser oder jener Schwäche, sondern einer Mischung ungleichartiger, zum Theil sich widersprechender Elemente bedürfe. So ist denn unsere Marquisin, wenn ihr eingefleischter Adelstolz aus dem Spiel gelassen wird, eine gutmüthige Frau, deren Herz den zarteren Regungen theilnehmender Liebe nicht ganz verschlossen ist.

Es ist nun an der Zeit, von den frühesten schon erwähnten Stücken Beaumarchais' zu sprechen. Schon in ihnen zeigen sich Spuren jenes Bürgerbewusstseins, das eine so kühne Sprache in Figaro's Hochzeit führen wird, jenes neuen Glaubens, der im Namen der Gleichberechtigung Aller auf Entfernung der die Stände scheidenden Schranken dringt. Hüten wir uns indess, Beaumarchais' Kritik und Philosophie ohne weiteres mit derjenigen der schon angeführten Dramatiker zusammenzuwerfen. Von dieser unterscheidet sie sich wesentlich durch ihren individuellen, leidenschaftlichen, praktischen Character. Sie begnügt sich nicht mit vagen Anspielungen, sententiösen Gemeinplätzen; sie wählt sich ein bestimmtes Ziel, und trifft es mit sicherem Streich: „Die Philosophen schreiben die Predigt, Beaumarchais schickt sie an ihre Adresse.“ An die Stelle gespreizter Declamation tritt die schlagende Kürze des Epigramms. Was ist ein Adliger? Ein Mensch, der sich die Mühe genommen, auf die Welt zu kommen.. Um eine solche Sprache zu führen, bedurfte es damals noch mehr als gewöhnlicher Kühnheit. In der That haben wir es hier nicht mit einem Rabener zu thun, dem es ein Frevel deuchte, über die Grossen zu spotten, der ein Thema, das er unter der Feder hatte, unterdrückte, weil es etliche Excellenzen zu ungnädig vermerken konnten, dessen Satiren der sonst so zahme Gellert wegen ihrer beschränkten Sphäre mit der Bemerkung tadelte, dass die Thorheiten der Grossen beredter machen als die Narrheiten der Niedrigen.*) Ein Beleg für die Richtigkeit dieser Wahrnehmung bietet uns Figaro. Es muss nichtsdestoweniger sein Erfolg auch äussern Einflüssen zugeschrieben werden.

*) S. Gervinus.

Noch herrschte Voltaire, noch siegte die Sache, die mit dem bestechendsten Witze, dem beissendsten Spotte verfochten wurde. So hatte Voltaire das Christenthum untergraben, so hatte Beaumarchais seine Processe gewonnen, so wird auch jetzt König und Adel siegreich bekämpft. Nicht lange und eine Reaction wird beginnen, Rousseau's Einfluss wird obsiegen; lächerliche Declamation und affectirtes Pathos wird einen neuen Glauben predigen, einen neuen Fanatismus anfachen. Dann wehe dem Ci-devant, der sich vermessen wird zu spotten! — Beaumarchais selbst musste diese Reaction erleben und an sich erfahren. Im Jahre 1787 hatte sein Geschick ihn in einen neuen Process verwickelt. Ein junger, ehrgeiziger, schwarzgalliger Advocat, Bergasse, schrieb im Interesse der Gegner eine Brochure, die mit unglaublicher Schwulst in der Sprache Beaumarchais aufs heftigste angriff. Beaumarchais antwortete mit seiner gewohnten Ironie, legte den Fall in klarer Sprache dem Publikum vor, in dem überzeugenden Tone eines Mannes, der weiss, dass er Recht hat: und doch trat diesmal die öffentliche Meinung auf Bergasse's Seite. Die Leute kümmerten sich wenig darum, wer Recht habe. Wenn sie früher dem Spotte gewichen waren, so liessen sie sich jetzt von der Declamation bestechen: wenn Bergasse den Beaumarchais „un homme dont la sacrilège existence atteste avec un éclat si honteux le degré de dépravation profonde où nous sommes parvenus“ nannte, oder wenn er ihm zurief: „malheureux, tu sues le crime;“ so war das eine Eloquenz, der nichts widerstehen konnte, an erhabenem Schwunge nichts gleich kam.

Nehmen wir den verlornen Faden wieder auf. Schon in dem Drama Eugénie (1767) zeigt sich der seines Werthes bewusste, an Bildung dem Seigneur ebenbürtige, an sittlicher Würde, an Brauchbarkeit ihm weit überlegene roturier. Noch ist der Verfasser etwas furchtsam. Der bescheidene Ton der Vorrede sticht wunderlich ab von dem der spätern, die Scene ist nach England verlegt, die Ausfälle gegen die privilegirten Stände kommen nicht aus dem Munde eines Bürgers sondern eines Barons, sie erscheinen als die ernste Missbilligung eines ehrlichen Mannes, eines entrüsteten Vaters, nicht als der bittere Vorwurf eines verhöhnten Standes. Indess war das Räthsel leicht genug, um die gewünschte Lösung zu finden, das da-

malige Parterre fein genug, um zwischen den Zeilen zu lesen. Stellen wie:

„Vous aimez les lords, les gens de haut parage, et moi je les déteste."

oder:

M. Murer. Mais ce suborneur est un homme qualifié, puissant.
le Baron. S'il est qualifié, je suis gentilhomme — enfin je suis un homme.

oder:

Les lois? — la puissance et le crédit les étouffent souvent.

konnnten nicht missverstanden werden, sie verfehlten ihre Wirkung nicht, wurden genommen, wie sie gemeint waren. Die Moral, die der Bürger mit nach Hause trug, lag in den von Clarendon's Diener gesprochnen Worten: „Mon maître est cent fois plus scélérat que moi."

Im Jahre 1770 trat Beaumarchais zum zweiten mal als Bühnendichter auf. Les deux amis ou le négociant de Lyon ist unstreitig die schwächste seiner dramatischen Arbeiten. Mit Ausnahme einiger frostiger Sarcasmen, die dem lächerlichen Stolze Neugeadelter gelten, findet sich hier keine Spur von politisch-socialer Satire. Als bezeichnend für die Zeit genüge es, aus dem Personenverzeichniss „Mélac père, receveur général des fermes à Lyon" zu erwähnen, den uns der Verfasser durch das charmante Epitheton „philosophe sensible" empfiehlt. Auch der Steuercommissär St. Alban, wiewohl einfach als homme du monde estimable eingeführt, scheint ebenfalls, wenigstens in Mussestunden, höheren Tendenzen zu huldigen: „Commençons donc, meint er, par envoyer cet argent si désiré; alors, dégagé de tout soin, je pourrai jouir du plaisir de philosopher quelques jours avec vous." Heutzutag hätte er profaner, „de m'amuser quelques jours avec vous," gesagt. Philosoph war man in erster Linie, hernach Geschäftsmann, Bürger, Schriftsteller.*)

*) Barrière in seiner Einleitung zu Marmontel's Mémoiren erzählt folgende characteristische Anecdote:

Mademoiselle Arnoult valait mieux: elle avait autant de sens que de saillie. Thomas, l'emphatique Thomas était chargé de parler pour elle à Mr. de la Vrillière, d'une cheminée qui fumait, dans une maison qu'elle tenait à bail. „Mademoiselle, lui disait Thomas, j'ai vu M. le Duc de la Vrillière, et je lui ai parlé de votre cheminée en philosophe, en citoyen." — „Grand merci

Wenn Oreilli in diesem Stücke sagt: „Utile, voilà le mot: qu'un homme soit philosophe, qu'il soit savant, qu'il soit sobre, économe ou brave, eh bien, tant mieux pour lui etc. etc.," so ist es nichts weniger als ein Zufall, dass er den Philosophen voranstellt.

Die drei Stücke: le barbier de Séville (1775), le mariage de Figaro 1784, la mère coupable 1792, bilden eine moderne Trilogie deren Seele Figaro ist: Figaro hat in unsern Augen eine doppelte Bedeutung: als Individuum ist er eins mit Beaumarchais, als Typus repräsentirt er den dritten Stand am Vorabend der Revolution.

Unerschöpflich an List und Intrigue, rastlos und verwegen im Verfolgen des einmal begonnenen, zu allem kühn, zu nichts untauglich: Barbier, Musiker, Dichter, Diplomat, Diener und Vertrauter seines Herrn, Philosoph und Farceur, immer guter Laune, auf alles gefasst, „hier wohl empfangen, dort ins Loch geworfen, überall den Ereignissen überlegen, gelobt von den einen, bekrittelt von den andern, das Glück beim Schopfe fassend, im Unglücke standhaft, Narren verspottend, den Bösen die Zähne weisend, lachend über sein eignes Elend, et faisant la barbe à tout le monde;" zu pfiffig, um ehrlich zu heissen, zu ehrlich, um ein Spitzbube zu sein, impertinent im Spass, furchtbar im Ernst; zudringlich, unverschämt, wenn es Noth thut, ein eifriger Freund, ein gefährlicher Feind; — so erscheint Figaro in Beaumarchais' Stücken, und so zeigt sich Beaumarchais in seinem eignen Leben. Ein wahrer Proteus, weiss er die verschiedensten Gestalten anzunehmen, die angenommenen wieder abzustreifen: der Uhrenmacher war Musiker, der Kaufmann Höfling, Diplomat im Dienste zweier Könige, Dramatiker, Publicist, Advocat in seinen endlosen Processen; der amerikanische Freiheitskrieg bricht aus, Beaumarchais wird Rheder, Lieferant, schafft eine Flotte. Voltaire stirbt: Beaumarchais sammelt seine Werke, gründet eine Buchdruckerei, wird Herausgeber und Verleger. Wie sein Figaro, so hat auch er die mannigfachsten, oft ans mährchenhafte gränzenden Schicksale durchzumachen.

Monsieur," dit en l'interrompant Mademoiselle Arnoult: „mieux eût valu lui en parler en ramoneur."

von unerhörten Wechselfällen zu leiden, wie jener verliert er den Muth nicht, lacht, um nicht zu weinen, zieht neues Leben aus dem, was ihn erdrücken sollte, entfaltet die wunderbarste Energie, wo andere erschöpft zusammensinken, findet rettende Auswege, wenn alles verloren scheint. So viel über Figaro als historische Persönlichkeit, nun zu Figaro dem Philosophen, dem typischen Vertreter seines Standes.

Wenn Beaumarchais in seinem frühesten Drama den Grafen ungeduldig ausrufen lässt: je n'aime pas les valets raisonneurs, so hatte er sich unbewusst das Urtheil anticipirt, das die ächten Anhänger des alten Régime über seinen Figaro fällen sollten. Mit Uebergehung der zahlreichen, durchs ganze Stück zerstreuten Stellen, die hier anzuführen wären, dürfte es am gerathensten sein, den bekannten Monolog Figaro's hier zu übersetzen, der so ziemlich die Quintessenz von Figaro's socialen Tendenzen enthält, und deshalb von Freund und Feind am meisten citirt wurde: „Nein, Herr Graf, Sie sollen sie nicht haben, Sie sollen sie nicht haben. Weil Sie ein grosser Herr sind, glauben Sie sich ein grosses Genie. Adel, Reichthum, Rang, Aemter, alles das macht so stolz! Was haben Sie gethan für so viele Güter, Sie haben sich die Mühe genommen, auf die Welt zu kommen, nichts weiter. Im Uebrigen ein ordinärer Mensch. Während ich, Teufel, in der Menge verloren, mehr Kunst und Berechnung brauchte, nur um leben zu können, als man seit 100 Jahren gebraucht um ganz Spanien zu regieren: und Sie wollen es mit mir aufnehmen. Gibt es etwas wunderlicheres als mein Geschick! Sohn, ich weiss nicht von wem, von Banditen gestohlen, in ihren Sitten auferzogen, schüttle ich diese von mir, um als ehrlicher Mann zu leben; überall stösst man mich zurück. Ich erlerne die Chemie, Apothekerei, Chirurgie, und der ganze Credit eines grossen Herrn vermag kaum, mir das Lancett eines Vieharztes zu verschaffen. Müde, krankes Vieh melancholisch zu stimmen, und um ein entgegengesetztes Handwerk zu treiben, werf ich mich aufs Theater über Hals und Kopf. Hätte ich mir einen Stein an den Hals gehängt. Da mach ich eine Komödie, bringe das Serailleben hinein. Spanischer Autor, glaube ich ungestraft auf Mahomet schimpfen zu dürfen. Gleich kommt ein Bote, der Himmel

weiss woher, klagt, ich beleidige in meinen Versen die sublime Pforte, Persien, einen Theil der Halbinsel Indien, ganz Aegyptenland, die Königreiche Barca, Tripolis, Tunis, Algier und Marocco, so geht meine Comödie zum Henker, den muhamedanischen Fürsten zu lieb, von denen, glaub ich, keiner lesen kann, die uns die Schulterblätter zwicken, uns Christenhunde heissen: da sie den Geist nicht vernichten können, so wollen sie sich rächen, indem sie ihn knechten. Meine Wangen wurden hohl, die Zeit verstrich, von Ferne sah ich schon den schrecklichen Adjuncten, die Feder in der Perrücke. Bebend strebe ich vorwärts. Es taucht eine Frage auf über die Natur des Reichthums, und da es nicht nöthig ist, etwas zu haben, um darüber zu sprechen, schreibe ich, ohne einen Groschen in der Tasche, über den Werth des Geldes und den reinen Profit. Gleich seh ich durch das Fenster eines Fiacres die Zugbrücke einer Festung mir zu Liebe fallen. An ihren Pforten liess ich Hoffnung und Freiheit zurück. Wollt', ich könnte einen dieser viertägigen Grossen fassen, die so leichtfertig böses verhängen; wenn eine tüchtige Ungnade seinen Stolz ihm vertrieben hat, würde ich ihm sagen, dass gedruckte Dummheiten nur da etwas bedeuten, wo man sie nicht passiren lässt, dass ohne die Freiheit zu tadeln es kein schmeichelhaftes Lob gibt, und dass nur armselige Menschen armselige Schriften fürchten. — Müde, einen obscuren Kostgänger zu füttern, versetzte man mich eines schönen Morgens auf die Gasse, und da man gegessen haben muss, auch wenn man nicht mehr im Loche steckt, schneide ich mir wieder die Feder, und frage jeden, von was man spricht; man sagt mir, dass während meiner ökonomischen Zurückgezogenheit ein System des freien Verkaufs von Producten jeder Art, auch derjenigen der Presse, sich in Madrid gebildet habe, und dass, wenn ich in meinen Schriften weder von Autorität, noch Religion, noch Politik, noch Moral, noch Ministern, noch privilegirten Corporationen, noch von der italienischen Oper, noch von den andern Bühnen, noch von irgend Jemand, der etwas zu bedeuten hat, spreche, so könne ich alles ungehindert drucken lassen, unter Aufsicht von zwei oder drei Censoren; um diese süsse Freiheit zu benutzen, kündige ich ein periodisches Blatt an, und im Glauben, ganz selbstständig zu verfahren, heisse ich es über-

flüssiges Journal; — puh! Da erheben sich tausend arme Teufel von Zeitungsschreibern, man verbietet mir zu schreiben, und so bin ich wieder brodlos; ich wollte verzweifeln, man suchte mir eine Stelle: unglüchlicher Weise taugte ich dazu. Man brauchte einen Rechner, man wählte einen Tanzmeister. Stehlen allein war noch möglich: ich errichtete eine Farobank. Jetzt ihr guten Leute, kommen die Einladungen, sogenannte Gebildete öffnen mir zuvorkommend ihr Haus, um drei Viertel meines Gewinnes für sich zu behalten. Ich hätte wieder zu etwas kommen können, ich begann sogar zu begreifen, dass, um Geld zu machen, Kenntnisse weniger nützen als Gewandtheit, da indess ein jeder plünderte, von mir aber Ehrlichkeit verlangte, so musste ich wohl von neuem zu Grunde gehen."

Was Beaumarchais mit diesem Monolog gewollt, darüber war von jeher nur eine Meinung, wie die Satire wirkte, wie durch den langen Widerstand der Autorität die Spannung an Intensität, der Erfolg an Bedeutung gewann, das hat die Geschichte constatirt. Ein Punkt indess hat, so scheint mir, bisher nicht die gehörige Berücksichtigung gefunden. In wie fern war Beaumarchais' Rolle eine bewusste, die Wirkung seiner Satire eine berechnete und gewünschte, was für Motive bewogen Beaumarchais, im Namen seines Standes den Grossen und Mächtigen den Fehdehandschuh hinzuwerfen? Beaumarchais' persönliche Erlebnisse werden die Antwort auf diese Frage enthalten. Ein talentvoller, gewandter, verwegener Parvenu, hatte er sich von Anfang an den Hass bornirter Hofschranzen zugezogen, dieser Hass war um so unversöhnlicher, je geschickter Beaumarchais ihren plumpen Angriffen auszuweichen, je schonungsloser er ihre Sticheleien zu erwiedern wusste. Um den einstigen Uhrenmacher Caron in Verlegenheit zu bringen, bat einst ein Hofjunker den Herrn von Beaumarchais, ihm doch zu sagen, was seiner Uhr fehle. „Ich habe eine äusserst ungeschickte Hand," war Beaumarchais ablehnende Antwort. Der andere bestand auf seiner Bitte. Beaumarchais nahm die Uhr, öffnete, liess sie fallen, und entfernte sich lachend mit den Worten: „Sagt ich Ihnen nicht, ich sei ungeschickt?" — Kleine Chicanen machten zuweilen eigentlichen Misshandlungen Platz. Der Herzog von Shaulnes, ebenso unwissend als ausschweifend, ver-

griff sich an Beaumarchais in dessen eigenem Hause, und hätte, ohne die Dazwischenkunft der Dienerschaft, den Wehrlosen schmählich umgebracht.*) Mehr als einmal sass Beaumarchais im Gefängnise, nicht weil er Unrecht gethan, sondern weil die Laune eines grossen Herrn es so wollte. Wenn er auch fortwährend Freunde und Gönner am Hofe besass, so war es nach dem gesagten ganz natürlich, dass er auf den Adel als Stand einen tiefen Hass geworfen hatte, auf den Stand, der dem Talente gegenüber so empörend mit seinem Rang sich brüstete. Seine zahlreichen Processe hatten ihm die Mängel des Gerichtswesens gezeigt, ihn die Pedanterei, Käuflichkeit und Menschenfurcht der Richter zu eignem Schaden erfahren lassen. Als Dramatiker musste Beaumarchais die Härte und Willkür der Censur empfinden. Wir haben gesehen, wie der Verfasser des Mariage de Figaro allen Ständen angehörte, alles mögliche trieb: aus eigner Anschauung, aus bittern, persönlichen Erfahrungen kannte er die mannigfachen Schaeden der Gesellschaft. Es war also der Hass, nicht eines entrüsteten Philosophen, oder eines begeisterten Republikaners, nein der persönliche Hass eines talentvollen, in seinem Ehrgeiz gekränkten, vielfach vernachlässigten Sängers, der eine solche Satire schuf. Wenn dieser Hass ein begreiflicher ist, so kann man dennoch nicht leugnen, dass Beaumarchais' Opposition an sittlicher Würde dadurch beträchtlich einbüsst. Wer sich vollends überzeugen will, dass dem wirklich so sei, dass kein sittlich grosses Motiv den Verfasser des Figaro in seinen Angriffen leitete, der möge auf Beaumarchais' früheres Wirken als geheimer Agent des Königs, auf seine politische Rolle nach 1789, auf seine letzten Lebensführungen einen Blick werfen. Nach der Mitte des XVIII. Jahrh. war London Sitz einer Klasse verworfner Libellisten, deren Gewerbe darin bestand, durch allerlei Flugschriften die französische Regierung in der Achtung ihrer Unterthanen zu vernichten. Die Regierung war schwach genug, diese elenden Productionen zu fürchten; enorme Summen wanderten über den Kanal, um ihr Erscheinen zu verhindern. So ging Beaumarchais 1774 nach London, um, im Auftrag des Königs, mit dem Verfasser einer

*) Mém. de Bachaumont, in d. Biblioth. des mém. III. 376.

geheimen Geschichte der Me. Dubarry zu unterhandeln. Der moderne Aretin verstand sich zum Stillschweigen gegen die baare Summe von 20000 Frs. und eine jährliche Rente von 4000 Frs.*) – Bald darauf erscheint Beaumarchais in einer ähnlichen Angelegenheit zum zweiten Mal in London. Diesmal begnügt sich der Speculant mit der runden Summe von 36000 Frs., wogegen die französische Regierung die Genugthuung hat, 4000 Exemplare der gefährlichen Brochure zu verbrennen. Wenn man den Bürger Beaumarchais bei solchen Operationen sich freiwillig betheiligen sieht, so ist die Versuchung gering, seine spätere Opposition auf dem Theater aus politischer Ueberzeugung oder sittlichen Motiven herzuleiten. So erklärt es sich, dass er schon vor Ausbruch der Revolution in Vergessenheit gerieth, dass er, seit 1789 als Ci-devant angesehen, eher zu fürchten als zu hoffen hatte von der Alles verschlingenden Umwälzung. Sobald einmal die steigende Bewegung und der wachsende Ernst der Ereignisse die Leichtigkeit und den Leichtsinn des früheren Lebens weggenommen, die frühere, glänzende Frivolität mit dem allumfassenden Namen Aristokratenthum gebrandmarkt hatte, da galt Beaumarchais nichts mehr. Mit heimlichem Schmerz sehnte er sich zurück nach dem Glanze des alten Salonlebens, und reuig mochte er da der Zeit gedenken, wo seine verwegene Hand das Gebäude untergraben half, in dem er sich so behaglich gebettet, und dessen Fall auch ihn vernichten sollte. Zu dem schongenannten Hauptmotiv mochten sich noch andere von geringerer Bedeutung gesellen. Beaumarchais war ehrgeizig und eitel. Seit dem siegreich geführten Processe Gözmann wusste er sich im Besitze der Volksgunst. Der Wunsch, diese Gunst auszubeuten und womöglich zu steigern, war für ihn ein ferneres Motiv, die Saite anzuschlagen, die dem Ohr des Publicums am lieblichsten klang; er that es mit einer Kühnheit, wie sie nur ein Mann besitzen kann, der die öffentliche Meinung hinter sich weiss. Die Verhältnisse thaten das Uebrige. Der lange Widerstand und die endliche Niederlage der Autorität gaben dem Stücke eine Bedeutung, dem Verfasser eine Celebrität, die Keiner geahnt hatte. Denn hätte sich Beaumarchais selbst je träumen lassen, dass die energische Aeusserung persön-

*) Nach Doloménie. Abweichend Bachaum. bibl. des mém. III. 394.

licher Antipathie durch ihre nachhaltige Wirkung das Ansehen und die Bedeutung einer principiellen Opposition erhalten werde, dass man einst, und nicht mit Unrecht, seinen Figaro als ein Vorspiel, ihn selber als den Herold der Revolution betrachten werde?

Wie aus der oben gegebenen Darstellung von Figaro's äussern Schicksalen hervorgeht, muss das Erscheinen des Stücks als ein Ereigniss in der Geschichte der Revolution angesehen werden. Schon die Zeitgenossen fassen es so auf. So hat Me. de Campan ganz Recht, wenn sie die Figaro-affaire mit der berüchtigten Halsbandgeschichte in der Erzählung verbindet. Waren doch beide Begebenheiten, ihrem Wesen nach, eine Aeusserung der dem Hofe feindlichen Stimmung, führten doch beide einen Sieg der neuen Ideen, eine Niederlage des alten Systems herbei. Wenn Danton ferner bei der Aufführung von Chénier's Charles IX. ausrief: „Figaro hat den Adel vernichtet, Charles IX. wird das Königthum tödten," so legte der declamirende Republikaner unserem Stücke im Grunde nur die Bedeutung bei, die ihm die Geschichte auch heute noch zugesteht.

Beaumarchais selbst spielt die Rolle des Goethe'schen Zauberlehrlings. Es war ihm gelungen, die Geister in Bewegung zu setzen; umsonst sucht er nachher das verhängnissvolle Wort, das ihrem wahnsinnigen Treiben Einhalt thäte. Seine Oper Tarare sollte den Parisern von 1790 constitutionelle Monarchie belieben. Die Krönungsscene des V. Acts enthält das politische Glaubensbekenntniss des einst so kühnen Neuerers, der nunmehr vergebens sich abmüht, die sinkende Autorität zu halten. Seine guten Räthe: La liberté consiste à n'obéir qu'aux lois... sein Lob des Königs:

Nous avons le meilleur des rois,
jurons de mourir sous ses lois.

verfehlten — und das war leicht vorauszusehen — ihren Zweck. Sie erregten nur den Unwillen des Parterres, und zwar in so hohem Grade, dass die Nationalgarde Ordnung schaffen musste.

Drei Jahre später gab es keine Monarchie mehr. Beaumarchais war auf der Flucht. Fern von den Seinen, alt und arm, hatte er seinen Palast auf dem Boulevard mit einer Dachkammer in Hamburg vertauscht.

Zürich. Heinrich Breitinger.

Beitrag zur slavischen Ortsnamenforschung.

Es waren mir böhmische Dörfer und
Alles eine ganz unverständliche Sprache.
Simplicissimus 1, 24.

Versuche, slavische Ortsnamen etymologisch aufzuhellen, müssen von vornherein für unzuverlässig erklärt werden, so lange nicht von den fest ausgeprägten Formen slavischer Wortbildung (Ableitung und Zusammensetzung) ausgegangen wird. Man vermag wol, ohne diese genauer zu kennen, in manchen Fällen den Ursprung eines Namens beiläufig zu erschliessen, man wird z. B. mit nur einiger Kenntnis des Slavischen in dem böhmischen Ortsnamen Lukoviště das Appellativum louka (Wiese) finden, in Dubčany dub (Eiche), leicht aber auch in Gefahr gerathen, Ortsnamen, wie die angeführten, als Composita zu behandeln, besonders dann, wenn die Untersuchung auf ein kleineres geographisches Gebiet sich beschränkt und in diesem eine geringere Zahl analoger Namenbildungen auftritt, wodurch der Forschung, die ganz vorzüglich durch Vergleichung ihre Resultate gewinnt, eine bedeutende Stütze entgeht. Eine Erklärung, wie Lukoviště von louka, Dubčany von dub, ist nun aber eben so unbefriedigend, wie wenn man weiter nichts zu sagen hätte, als dass träumerisch von träumen, Traum, Jüngling von jung abgeleitet ist, auf Erklärung der Suffixe aber nicht einginge. In solcher Weise war vor Zeiten ohne Kenntnis der Wortbildung unser alterthümliches Wort Leumund unverständiger Deutung als „der Leute Mund“ ausgesetzt. — Auf der andern Seite können Composita für Derivata gehalten werden. So erklärt Bender in den „Deutschen Ortsnamen“ (2. Ausg. Wiesbaden 1855) S. 91 — bus am Schlusse slavischer Ortsnamen für identisch mit — wica, vica; wir gebrauchen hier statt des früher üblichen w durchaus v)

Kottbus sei also kotvica, Anker, eine ganz sonderbare Verirrung von der See ins Binnenland hinein; Lebus lasse sich mit levica, die linke Hand, Pribus mit pravica, die rechte Hand, vergleichen; Tribus bei Treptow entspreche vollkommen dem Trzebnica in Schlesien und bedeute Rodung (?) — hier also die deutsche Form —bus sogar aus —bnica verunstaltet, woraus allem Vermuthen nach eher —mitz geworden wäre. Sehen wir zu, wie andere Forscher das räthselhafte —bus erklären. Kottbus ist nach Jüngsts „Volksthümlichen Benennungen im Königreich Preussen" (Berlin 1848) S. 54 aus Khytsche butky entstanden, was schönes Häuschen bedeuten soll. Nun haben wir in Kottbus nicht mehr Ableitung, sondern Composition. Buttmann (die deutschen Ortsnamen u. s. w. Berlin 1856) sieht in —bus eine entsprechende Bildung zu den deutschen Ortsnamen auf —hausen, —heim; —bus führt unmittelbar, sagt er, auf das Verbum bysch oder busch, dessen Grundbegriff wohnen sei: Dobberbus gäbe ins Deutsche übersetzt Guthausen, Pribus Beihausen (dessen Sinn einigermassen aufgeklärt werden sollte), Trebbus Dreihausen oder Dreiheim, Putbus Unterhausen (der Sinn etwa: Häuser unterm Berg oder unter andern Häusern oder gar unter der Erde?). Schwiebus bei Züllichau Schwemmehausen, von dem Flüsschen, woran es liegt; Kottbus, Lebus und Leubus weiss Buttmann im ersten Theile nicht genügend zu erklären. Mone hat in seinen „Celtischen Forschungen" (Freiburg 1857) S. 250—262 auch an slavischen Ortsnamen seine celtische Wissenschaft versucht und manche wunderbare Resultate gewonnen; unser —bus scheint der Erklärung aus dem Irischen oder Gaelischen getrotzt zu haben; Mone bleibt bei der Deutung Buttmanns. Alle angeführten Deutungen sind aber unrichtig; —bus steht dem —buz in Ortsnamen Böhmens zur Seite und geht aus dem —bud der zahlreichen Personennamen hervor. Zu Dobberbus gehört ein Personenname Dobrobud, zu Pribus Pribud (böhm. Přibud), zu Kottbus Chotibud, zu Trebbus Trjebobud, zu Kossobus (deutsch Kunersdorf, von Konrad) Kosobud; vgl. Chotěbud-ice, Chocebuz, deutsch Zebus, Třebobuz, Koso-bud-y in Böhmen.

Ohne Bekanntschaft mit den slavischen Personennamen bleibt, wie die angeführten Beispiele zeigen, eine Deutung slavischer Ortsnamen unsicher. Einen guten Beleg dafür geben die Erklärungen der Ortsnamen auf —gast. Dieser Ausgang bedeutet nach Buttmann (S. 133) nichts anderes als Schenke: Gorgast bei Küstrin sei deutlich = Berg-

schenke, Dobergast in Schlesien und Sachsen = gute Schenke, Salgast = elende Kneipe, Wolgast = Ochsenschenke (Schenke für oder mit Ochsen? nach Jüngst S. 40 „Grossegast"), Liebegast = Lindenschenke, Dargast = Rasenschenke. Man sieht, die alten Slaven waren praktische Leute und verstanden es, lustig zu leben; die deutschen Bajoarier benannten ihre Orte mitunter nach der Kirche, als dem wichtigsten Gebäude (s. Förstemanns Namenbuch II, 878, Potts Personen- und Familiennamen 532); die Slaven, im wackern Zechen etwa die Vorgänger der Bajoarier unsrer Tage, was noch genauer zu untersuchen bleibt, setzten dagegen die liebe Schenke in den Ortsnamen — wer will die Leute von Salgast nicht herzlich bedauern, die eine so jämmerliche Kneipe hatten?! Was sollen nun aber die slavischen Personennamen auf —gast bedeuten, die uns in alten Urkunden so oft aufstossen? Offenbar sind die Träger derselben fleissige oder unfleissige, anständige oder unanständige Wirthshausgänger gewesen; es gab ohne Zweifel einen Zalgost (verdeutscht Salgast), der entweder ein schlechter Zecher war oder die schlechten Kneipen mehr liebte als die anständigen Hôtels, die sein Gegner Dobergast besuchte. Förstemann, dem in Urkunden vormals slavischer Länder manche Personennamen auf —gast, richtiger —gost begegnet sein müssen, sagt von den Ortsnamen (II, 562) nur: „—gast scheint slavisch zu sein; es begegnet namentlich in den an Thüringen grenzenden slavischen Bezirken; vgl. z. B. Budegast." — Auf den ersten Anblick scheinen diese Ortsnamen auf —gast identisch mit den Personennamen zu sein; die böhmischen Ortschaften auf — hošť belehren uns aber, dass der Ortsname vom Personennamen mit dem Suffixe ja gebildet ist, welches die Erweichung von host zu hošť hervorrief. Für hošť lässt sich also eine Urform gastja ansetzen, vgl. patr-iu-s, πάτρ-ιο-ς, dív-ja-s (Bopp, vgl. Gramm. §§. 899 und 901. Schleicher, Kirchenslav. 220 f.). Um die Häufigkeit slavischer Personennamen mit —gost (Gast, ξένος) zu zeigen, führe ich einige böhmische Ortsnamen an: Chotohošť, Dobrohost-ov, Milhost-ov, Vidhost-ice, Malhost-ice, Budohost-ice (Bydgoszcz, der polnische Name von Bromberg), Třebohost-ice, Žalhost-ice (bei Leitmeritz, jetzt im Volksmund der deutschen Bewohner Tschålositz; Žalhost oder Žalgost der Personenname zum früher erwähnten Salgast), Vlhošť, Unhošť, Lahošť, Radhošť, Živhošť, Třebihošť. Der Unkenntniss slavischer Personennamen ist eine grosse Zahl irriger Deutungen von Ortsnamen entsprungen; Beispiele dafür lassen sich aus dem Buche

Buttmanns, dessen Verdienste wir sonst gern anerkennen, in ziemlicher Menge anführen. Auf S. 90 ff. werden Ortsnamen besprochen, die als Stamm lip, lib, ljub zeigen; Buttmann erklärt sie alle aus lipa, Linde. Diese Erklärung gilt aber nur von denen, die entschieden die Tenuis p enthalten; Lipsk, Leipzig, mag man ohne Bedenken zu lipa stellen, ebenso wie Leipe bei Lübbenau und bei Pförten; die andern aber mit lib, ljub gehören zu Personennamen mit diesem überaus häufigen Stamme, der vollständig mit dem deutschen liub (Förstemann I, 847—856 u. II, 930 — 938) übereinstimmt. Libanojze (nach der gewöhnlichen garstigen Orthographie der Wenden z = c), Laubsdorf, gehört zum Personennamen Liban, Ljuban; Lubochov zu Luboch, Ljuboch; Lübben ist in böhmischer Form Lib-ín von Lib (das reine substantivisch gebrauchte Adjectivum, wie lat. Carus); Ljubosez, deutsch Laubst, dürfte eine Kürzung aus Ljubgosez sein zum Personennamen Ljubgost; Lieberose, wend. Ljuboras, aus lipa und dem deutschen Verbum roden zu erklären, ist ein sonderbarer Einfall, Ljuboras gehört zum Personennamen Ljuborad (deutsch Liubarat), vgl. die böhmischen Ortsnamen Liban-ice, Liboch-ovice, Libín, Libhošť; Lubolz, „woran man noch ganz deutlich das deutsche Laubholz wiedererkennt," geht meines Bedünkens aus dem deutschen Personennamen Liebolt, alt Liubwalt, hervor (Lupoald, ags. Leófveald, Förstemann I, 856); ähnlich ist das Verhältnis des böhmischen Ortsnamens Humpolec zum deutschen Personennamen Hunibald (= Humboldt, Familienname) — hier wie dort muss entweder ein Deutscher unter Slaven sich angesiedelt oder aber, was nicht selten erscheint, ein Slave einen deutschen Namen getragen haben. Wir haben in Böhmen die interessante Erscheinung nicht selten, dass Ortsnamen, die von deutschen Personennamen ausgehen, diese in der böhmischen Form reiner erhalten zeigen als in der abgeschliffenen deutschen: Warnsdorf heisst böhmisch Veneřice (Personenname Wernher), ebenso heisst Wernstadt, Arnsdorf Arnoltice, Ebersdorf Habartice, Wolfersdorf Volfartice, Markersdorf Markvartice, Blankersdorf Blankartice (Blanchard, Förstemann I, 265), Riegerschlag Lodheřov (Lodheř = Ruodiger), Ullischreut Oldřichov.

Das Angeführte reicht hin, die Bekanntschaft mit slavischer Wortbildung als unerlässliche Forderung an Jene darzustellen, die eine Deutung slavischer Ortsnamen versuchen wollen. Wer, ohne mit den Ergebnissen der slavischen wissenschaftlichen Grammatik, also besonders mit Miklosichs und Schleichers Werken, dann mit den Samm-

lungen slavischer Personennamen, ganz besonders denen von Kollar und Palacky, *) vertraut zu sein, slavische Ortsnamen erklären will, läuft Gefahr, aus einem Irrthum in den andern zu verfallen oder im freien Schwung der Phantasie (?) sich in jene Gebiete zu verlieren, in welchen V. Jacobi, der originelle Verfasser des dicken Buches über „die Bedeutung der böhmischen Dorfnamen für Sprach- und Weltgeschichte“ (!! Leipzig 1856) und Fr. J. Mone, der Celtomane, ihren Unfug treiben. Werke, wie die der beiden Forscher in slavicis, **) stehen fast als unbegreifliche Wunder einer Zeit da, in welcher die echt deutsche Wissenschaft vergleichender historischer Sprachforschung aufgebaut wurde.

Nach der Bedeutung und nach den Formen der Ableitung sind die Ortsnamen im Allgemeinen in zwei Classen zu theilen. Die eine Classe umfasst Ortsnamen, welche die natürliche Beschaffenheit bezeichnen, die andre solche, welche von dem Namen der Gründer oder Bewohner eines Ortes abgeleitet sind. Von den Ableitungen der ersten Classe, welcher unbedingt höheres Alter zuzusprechen ist, soll im Folgenden gehandelt werden. Von den heutigen slavischen Ortsnamen Böhmens, die uns in der reichen Fülle ihrer Formen gewissermassen ein allgemein gültiges Schema darbieten, wird hie und da ein Seitenblick auf slavische Ortsnamen Deutschlands ausser Böhmen geworfen werden können; ich bediene mich zu diesem Zwecke des Ortsverzeichnisses von Sachsen (von H. v. Bose, 2. Aufl.) und der Arbeit Buttmanns über die slavischen Ortsnamen der Mittelmark und Niederlausitz. Die böhmischen Ortsnamen gibt in reiner Gestalt, hie und da mit den ältern Formen der Urkunden, Palacky's „Popis království českého“ (Beschreibung des Königreichs Böhmen, Prag 1848), welches Werk Jedem angelegentlich empfohlen werden kann, der mit slavischen Ortsnamen sich beschäftigt.

*) Kollar hat den Imęslov (Onomatologus) von Pačič vermehrt herausgegeben, Ofen 1828, Palacky in der Zeitschr. des böhmischen Museums 1832 eine Sammlung von Personennamen geliefert.

**) Die Verdienste V. Jacobis in seinem eigentlichen Fache, der Oekonomie, Mones Leistungen in Landes- und Literaturgeschichte bleiben ungeschmälert.

Ableitungsformen der Ortsnamen Böhmens, welche eine natürliche Beschaffenheit bezeichnen.

Voran steht die uralte Ableitung mittelst —á und —é. Dub-á (dub, Eiche), Líp-á (lípa, Linde), Brn-á (zum altsl. brŭnije, Koth), Kobyl-á (kobyla, Stute), Jezv-á (mit jezv-ec, Dachs, zu verbinden), Rokyt-á (zu rokyt-í, Riedgras, oder rokyta, Salix caprea, nach Jungm.), Vran-é (vrána, altsl. vrana, Krähe, vranŭ, Rabe).

Diese Ortsnamen sind eigentlich Adjectiva (—á fem., —é neutr.), zu deren Ergänzung irgend ein Substantivum allgemeiner Bedeutung, z. B. ves (Dorf), město (Ort, jetzt Stadt und von místo, Ort, unterschieden) gehört. Das Suffix —a für Denominativa scheint in der heutigen Sprache bis auf zlat-ý von zlato, altsl. zlatŭ, völlig verschwunden zu sein; skr. sámudr-á-m (neutr.), Seesalz, von samudra, kápôt-á-m, ein Schwarm Tauben, von kapôta; Adjectiva: rágat-á-s, silbern, von ragatám, áyas-á-m, eisern, von áyas. Bopp, vgl. Gramm. §. 918.

Beachtung verdient, dass zuweilen dem slav. —á, —é in der deutschen Umbildung dieser Ortsnamen —ay, —ey gegenüber steht: Vrané, deutsch Wrannay, Rokytá, d. Rokitay, wie Suchá zu Suchey, Čistá zu Čistay wurde. Wir möchten in diesen deutschen Formen eine Mahnung an den ältern vollen Ausgang des bestimmten Adjectivums auf —aja, —oje erkennen; doch liegt die Erklärung näher. Die altböhmische Form des Locativs vom bestimmten Adjectiv ist — ej, z. B. po vsickej vlasti, v cuzej vlasti, po chladnej vodici, und lebt, wie mir mein Freund Prof. Kouba (in Prag) mittheilt, heute noch in der Volkssprache fort. So lehnt sich denn Rokitay an den Locativ v Rokytej. Dass Ortsnamen oft aus einem bestimmten Casus hervorgehen, ist bekannt. In Böhmen ist nicht selten die slavische Präposition mit in die deutsche Form von Ortsnamen genommen; so erklärt sich Welhotten aus ve Lhotě (in Lhota), Webrutz aus ve Vrutici. Reste des mit dem Appellativum verbundenen Artikels behalten die deutschen Ortsnamen Ahorn und Eicha bei Koburg im volksgebräuchlichen Mahrn, Dräch (Frommanns deutsche Mundarten I, 290), ebenso geht Meschenmoos aus Escimos hervor (Pott, Familiennamen, 304); vgl. auch Mone, celtische Forsch., S. 157.*) Die Stadt Aachen heisst böhmisch Cáchy, was aus z' Aachen entstanden ist.

*) Buttmann erklärt S. 59 seiner „Ortsnamen" Troppau (sl. Opava) aus „zur Oppa;" daraus konnte aber „völlig analog den Lautgesetzen

Von Ortsnamen Sachsens und Preussens stelle ich einige hieher: Bocka (3 mal), vermuthlich = Buká (buk, Buche), Bohra (bor, Kiefer), Dauba, Duben (wend. Dubé B. 88), Torna (trn, Dorn), Leipe (wend. Lipé B. 90), Dorna (drn, Rasen); mit einem Substantivum verbunden: Soculahora bei Bautzen, d. i. sokol-á hora, zu deutsch Falkenberg.

—í = skr. jam, altsl. ije (Urform iam), bildet Collectiva (und Abstracta); s. Bopp, vgl. Gr. §. 890, Schleicher, Kirchensl. S. 175. Ortsnamen: Doub-í (mit Ablaut aus dub), Habř-í (habr, Hagebuche), Břez-í (bříza, Birke), Jesen-í (jesen', Esche), Buč-í, Javoř-í (javor, Ahorn), Lip-í, Jiv-í (jíva, Sahlweide), Bzí (bez, Hollunder), Kobyl-í, Srn-í (srn, Reh), Kun-í (kuna, Marder), Vlč-í (vlk, Wolf), Zubř-í (zubr, Auerochs), Nedvěz-í (nedvěd, Bär), Strač-í (straka, Elster), Krahulč-í (krahulec, Sperber) u. a.

Im Litauischen sind Collectiva mit —ija (—ije) gebildet (fem.), z. B. lap-ìja, Laubwerk, von láp-as, Blatt = böhm. listí. In slavischen Ortsnamen jetzt deutscher Gebiete ist diese Form der Namenbildung nicht mehr zu erkennen; die Ortsnamen auf —ná, —né, —no gehen meistentheils wie die auf —í gleichförmig auf —en aus, so dass über altes —í nur genaue alte Urkunden entscheiden könnten. Unser Lipí, deutsch Lippen, Roudná, d. Rauden, Lužné, d. Lusen, Mšeno, d. Wemschen, Blešno, d. Pleschen.

—no, —ná und —né enthalten das Suffix na des Part. prät. pass., welches mit vorgeschobenem Bindevocal (altsl. ĭ) zur Ableitung possessiver Adjectiva von Substantiven dient; skr. dhanin, dives von dhana, divitiae, balin, validus von bala, vis, griech. *ἀνθρώπινος*, *ὀρεινός* (aus *ὀρεσ-ι-νός*), *φαεινός* (aus *φαεσ-ι-νός*), goth. silubreins, liuhadeins, ahd. hulzîn, steinîn, eihhîn u. s. w. Bopp, vgl. Gr. 835, Schleicher, Kirchensl. 177 u. Der Bindevocal fehlt jetzt im Böhmischen, hat aber Erweichung des auslautenden Stammconsonanten bewirkt. —no ist das Neutrum des unbestimmten Adjectivs, dessen Nominative altslavisch —ĭnŭ, —ĭna, —ĭno lauten, —ná und —né Femin. u. Neutr.

---

der Sprache" niemals Troppau werden, wie aus z kein t hervorgeht. Oppa ist das in Miklosichs Lexikon aufgeführte vaps, lith. ùpè = Flussname Aupa in Böhmen.

der bestimmten Form, altslavisch —ĭnaja, —ĭnoje. Böhmische Ortsnamen: Břez-no (vgl. Birchinafeld, Birchinawanch), Jiv-no, Bez-no, Řeřiš-no (řeřicha, Kresse), Vrb-no, Opoč-no (opoka, Fels, Tofstein), Komorno (komora, Kammer), Sloup-no (sloup, Säule), Chmel-ná (chmel, Hopfen), Pol-ná (pole, Feld), Haj-ná (háj, Hain), Kaní-ná (káně, Geier), Rybná (ryba, Fisch), Roud-ná (ruda, Erz), Oleš-ná (olše, Erle), Oseč-ná (osek, Hau, Schlag, unser Ortsname Osek, deutsch Osseg geschrieben, ist gleich den vielen Osseck in Schlesien und Pommern, die Buttm. S. 74 unrichtig aus hussoki, böhm. vysoky, herleitet), Dešt-ná (dešt', Regen); Oves-né (oves, Hafer), Jam-né (jáma, Grube), Jablon-né (jablon', Apfelbaum), Třemeš-né (třemcha, Vogelkirsche), Sněž-né (sníh, Schnee), Malin-né (malina, Himbeere). Vergleichen lassen sich diese Ortsnamen mit lateinischen wie Aquinum, Sentinum, Suinum, Ficana, Hortana, Herbanum, s. Potts Familiennamen 436. Im Deutschen scheinen Ortsnamen dieser Art, blosse Adjectiva, selten zu sein; ein Beispiel für ihr Vorkommen ist in Eichînun, Eichin, Först. II, 26. Das Adjectivum auf —în ist zumeist mit Substantiven verbunden, wie Eichîneberg, Eskînhova, Esgenestruot, Hesilintal u. a.

Von Ortsnamen Sachsens und Preussens führe ich an: Borna, Bröhsen (Prehsen, Priesen), Camina (d. i. Kamná, von kamy, Stein, altsl.), Collmen (chlum, Hügel), Göhren (hora, Berg) und Görna, Kmehlen (unser Chmelná; vgl. Preusker, Blicke in d. vaterl. Vorzeit, III, 170), Lausen (wol Lužná, louže, Sumpf; bei den Ortsnamen mit luž—, z. B. Lužany, Lužce, Lnžec, Luží, Lužice, Lužnice ist schwer zu entscheiden, ob sie aus louže*) oder luh, Hain, zu erklären seien; luh stimmt überein mit dem deutschen lôh, das häufig in Ortsnamen erscheint (s. Förstemann, II, 947, Pott, Familiennamen 510, Buttm. 14, Bender 127), Lohmen (unser Lomná, lom, Steinbruch, Preusker II, 284), Mügeln (mohyla, Grabhügel, Preusker III, 61), Sitten (žito, Korn), Soppen (vielleicht Supná, sup, Geier), Stolpen (unser Sloupná, sloup, altsl. stlŭpŭ, Säule), Töpeln (topol, Pappel), Treuen (vielleicht Trávná, tráva, Gras) u. a. Buttmann führt die wendischen Formen an: Konopotna, deutsch Kantdorf (konopě, Hanf), Kamenna, d. Kem-

*) Vielleicht ist louže ursprünglich eine sumpfige Stelle im Walde, luža aus lugja entstanden?

men u. Steinkirchen, Selésna, deutsch Sellessen (böhm. Ortsname Železná 2 mal, železo, Eisen), Rudna, d. Reuden, Rogosna, Rogäsen, Rogasen (Rohožná in Böhmen, rohož, Binse, altsl. rogozŭ, papyrus, liber, tapes, rogoža, rogožina, rogožĭnica, tapes), Gross- und Klein-Jamno bei Forste, Mogilno im Posenschen.

—any; das Suffix lautet altslavisch —janŭ, wodurch sich die Erweichung des vorausgehenden Consonanten erklärt, s. Schleicher, Kirchensl. 206. Es wird gebraucht zur Bildung von Bewohnernamen aus Appellativen und Ortsnamen; aus gradŭ, Stadt, geht (im Singular mit erweiterter Ableitung), graždaninŭ, Bürger, für gradjan-inŭ, hervor, der Plural lautet graždane und behält das einfache Suffix —janŭ.*) In der ältern Zeit gingen die unten aufgeführten Ortsnamen auf —ané oder —ani aus und wurden als Namen der Bewohner aufgefasst, später behandelte man sie als etwas Unbelebtes und schied sie von dem Belebten durch die Form —any (wie z. B. holub, Tauber, im Plural holubi, dub, Eiche, dagegen duby hat), bildete auch aus ihnen Diminutiva für benachbarte Orte auf —ánky, was dem ursprünglichen Sinn der Ableitung nicht entspricht.

Böhmische Ortsnamen: Haj-any (ursprünglich hajané, die Hainbewohner), Vrš-any (vrch, Berg), Doubrav-any (doubrava, altsl. dąbrava, Hain), Chlumč-any (chlumek, kleiner Hügel), Dubč-any (dubec, kleine Eiche), Rokyc-any, Jedl-any (jedle, Tanne) Chrašt'-any (chrast, Gestrüppe), Luž-any u. a. Svin'any, Mokřany trage ich Bedenken hierher zu stellen; der erste Name ist vielleicht entstellt, der zweite scheint fehlerhaft aus mokrý, nass, gebildet zu sein oder geht aus einem Personennamen Mokřan hervor; vgl. Sušany. In gleicher Weise gebildet sind die Bewohnernamen Evropan, Asian, Angličan, Prušan, Benátčan (der Venetianer), Tyrolan, Pařížan; die Länder Polané, Prušané, aber Angličany (nach Burians böhm. Grammatik) ein Zeichen der Verwirrung.

In ähnlicher Weise sind im Deutschen Orte und Länder benannt nach den Bewohnern; nicht selten erscheinen Ortsnamen auf —ern, alt

*) Vgl. spolinŭ (ispolinŭ), gigas; im genit. pl. spolovŭ statt des erwarteten spolinovŭ.

—àrin, —àrun, z. B. Pergaren (Hořany), Brunnaron (Staden'any), Forstarun, Puhelarn, j. Büchlern, Talarin (Dol-any), Sewarin, Werdarin (wäre Ostrov-any), in Förstemanns Namenbuch II, 90 unrichtig erklärt; s. Pfeiffers Germania IV, 34. Vollkommen entsprechen litauische Ortsnamen wie Jů'dupėnai, wörtlich: die am schwarzen Wasser, Báltupėnai, die am weissen Wasser, s. Schleichers lit. Gramm. 145 f. Das Suffix —ėnas bezeichnet die Herkunft aus einem Lande, die Zugehörigkeit; Schleicher 123. Vgl. albanes. *Σ̈κοδράν-ι* (σ̈ = š, unserm sch), der Bewohner von *Σ̈κόδρε̱ρ-α*, *Ματjάν-ι*, der Bewohner von *Ματ-ι* (dagegen stimmt *Πιζρένασ-ι* von *Πιζρέν-ι*, *Τιράνασ-ι* von *Τιράνε̱-α* zum deutschen —àri, latein. arius aus — asius), Hahn, alban. Stud. II, 119.

Von Ortsnamen Preussens gehört hieher: Dollenchen, wend. Dolane (B. 78), in Sachsen kann Döhlen (5 mal) unserm Dolany, Kömmern unserm Komořany, Rockzahn Rokycany entsprechen. Pommern aus Pomorjane, Pomořané, die Anwohner des Meeres, Uferbewohner, Boborane-Gau von Boborjane, die am Bober in Schlesien, Jüngst 26. Dresden heisst böhmisch Drażd'any und wird ebenfalls hieher zu stellen sein; zweifelhaft ist die Deutung Buttmanns (S. 84) als Hafen, Ankerplatz. Von dem slavischen Volksstamme der Drjevanen (Drevané), deren Name nach Šafařík (Slovanský národopis) zuerst in einer Urkunde von 1004 erscheint und die in der preussischen Altmark und im Lüneburgischen sesshaft waren, stammen die Ortsnamen Drevanameri (das Devermoor im Nordwesten von Osnabrück) und Drewani (Gau im Nordwesten von Salzwedel), Förstemann II, 432. Drevané von drevo (böhm. dřevo), arbor, drŭva, ligna.*)

—ina (fem. sing.): Dub-ina, Buč-ina, Jedl-ina (zu deutsch Tanndörfel), Jíl-ina (jíl, Lehm), Lešt-ina (Haselgebüsch) u. a. Das Suffix,

*) Urkunden des XI. u. XII. Jahrhunderts bewahren uns in den besprochenen Ortsnamen eine uralte Form des Locativs, anstatt des zur Regel gewordenen —chŭ im Altslavischen (Kirchenslavischen) älteres —s, d. i. —sŭ: Lužás, Doljás, Brnjás, Olšás u. a., wie sich vereinzelt findet: v senech tvys, in tentoriis tuis. Unrichtig ist in Bopps vgl. Gr. 2. Aufl. I, 544 der Satz, dass der ursprüngliche Zischlaut der Casusendung in den slavischen Sprachen erst nach ihrer Trennung von den lettischen zu einem aspirierten Guttural geworden ist. Vgl. Schleicher, Kirchensl. 245 f. — Auch an den Ortsnamen lässt sich Grammatik lernen.

lltsl. —ina (z. B. pastvina, aus pastva, ein grosser Weideplatz, eine Mehrheit von Weideplätzen), hat hier collective Bedeutung, so dass wir Dubina übersetzen können Eichenwald, Eichigt, Bučina Buchenwald, Jilina etwa Lehmigt. Litauisch erscheint gedehnter Bindevocal y: berz-ynas (Menge Birken, Birkenwald), akmen-ýnas (Steinhaufen, wäre böhm. Kamen-ina), masc., mol-ýnë (aus mol-ýnja, Lehmgrube), berz-ýne (= Břez-ina, Birkigt), fem. Schleicher, Lit. Gr. 121, 123. Bopp, vgl. Gr. S. 1183. Lat. stimmt überein piscina.

Reppina bei Meissen, schon von Preusker III, 19 als Rjepina erklärt (in böhm. Form Řepina von řepa, Rübe); Bukojna (deutsch Buchwalde) = Bukovina enthält noch das Suffix —v, Brjasyna = Brezina, lit. berzýne, Buttm. 88 u. 89.

—v, —vá, —vé, masc., fem. und n. Das Bildungselement gehört dem Pronomen ovŭ, zend. ava, zu, das auch in der slavischen Flexion und Verbalableitung häufig auftritt, z. B. domovy neben domy von domŭ (böhm. dům), bojevati boi (böhm. bojovati, boj); es entspricht dem griechischen εν der Nomina auf —εύς, der Verba auf εύω. Wie das später zu besprechende Suffix —skŭ vorzugsweise zur Bildung possessiver Adjectiva verwendet, erscheint das Suffix —vŭ ebenso wie —skŭ in seltenen Fällen für Bezeichnung natürlicher Verhältnisse in gleicher Geltung mit dem Suffix —nŭ gebraucht; aus Miklosichs Lexikon führe ich an vrŭbovŭ, palmeus, was kaum verschieden ist von vrŭbinŭ (böhm. vrbový, vrbný), slonovŭ, ἐλεφάντινος. Im Litauischen gibt es verwandte Ableitungen mit ovè, d. i. —ovja, die eine Zugehörigkeit bezeichnen: rank-óvè, Aermel, von rankà, Hand, böhm. mit demselben Bildungselement ruk-áv, von ruka; darž-ovè, Gemüse, von dàržas, Garten. Bopp (vgl. Gramm. §. 943) erklärt ἱππεύς als „pferdbegabt“ (aus ἱππ-Ϝό-ς; ἵππος selbst entspringt aus ἴκ-Ϝο-ς = skr. ás-va-s, lit. aszwa); ähnlich wäre πορθμεύς der Mann, der die Ueberfuhr (πορθμός) hat, der Fährmann.

Böhmische Ortsnamen: Habro-v, Vrano-v, Hloho-v (hloh, Hagedorn); Jedlo-vá (deutsch Tanndorf), Hloho-vá, Buko-vá, Boro-vá, Trno-vá; Dřino-vé (dřín, Lärchenbaum). Vgl. bukové, jedlové, dubové (dřevo), Buchen-, Tannen-, Eichenholz. Nach Schleicher theile ich ab Habro-v, Habr-ov wäre ebenso richtig.

Von Ortsnamen Sachsens und Preussens gehören hieher (theil-

weise mit Verwandlung des auslautenden —ov in —au): Oelzschau (aus Olšov zu erklären), Gelenau (Jelenov, von jelen, Hirsch), Suppow (sup, Geier), Eulow, wend. wilow, Eilau (vgl. böhm. Jílové, deutsch Eule, von jíl, Lehm; Jüngst, volksth. Benenn. S. 13 unten; anders Buttmann S. 71), in Sachsen zwei Eula, Guhrau, Guhrow (hora, wend. gora, Berg), Bukow, Bohrau, Lukow, Tornow und Tarnow, poln. Tarnowo, Sarnow, Sarnowo (nicht aus zarny, böhm. černý zu erklären (Buttm. 80), sondern aus srn, Reh), Jablonowo u. a. Unrichtig stellt Buttmann S. 74 wend. Wotschow (deutsch Dobberstroh) mit dem deutschen Horst zusammen. Wendisch wotschow ist = böhm. ostrov, altslavisch ostrovŭ, Insel, d. i. o-strovŭ, das Umflossene, τὸ περίῤῥυτον, aus der Wurzel stru, skr. sru, zu welcher struja, struga, fluentum, poln. strumien, rivus, unser Strom, —struot im Flussnamen Unstrut, vgl. skr. sró'tas (mit dem neutr. Suff. tas), Förstemann II, 1438, Stroaga und Strowa (fem.), Fl. Strogen und Streu (F. II. 1320 f.), wahrscheinlich auch —strewa in den Ortsnamen Puotrihes strewa, Madalrichis strewa und Wolvoltes strewa, Strudel, u. a. gehören. Das Litauische zeigt sru und mit vermittelndem t stru. Ich vermuthe, dass Στρυμών nichts anderes bedeutet als Fluss (mit dem Suff. —μων wie ἡγεμών, κηδεμών gebildet). Dem altsl. struga steht wendisch tschuga aus truga zur Seite (vgl. den Abfall von s in truna, sotra, trašlivy. häufig im Ober-Lausitzischen; Šafařík, národopis 2. Ausg. S. 102). Jüngst führt S. 71 einen Waldnamen Lehmstrut an.

—ík, masc. Böhmische Ortsnamen: Hlin-ík (hlína, Lehm), Jesen-ík, Křen-ík (křen, Märrettig), Orl-ík (orel, Aar) u. a.

Dieses Suffix ist mit der folgenden weiblichen Gestalt —ice und dem Suffix —ec auf gleichen Ursprung zurückzuleiten, —ík aus —ika-s, —ice aus —ikjâ, —ec aus —ikja-s und bildet besonders Nomina agentis und Diminutiva.

Aus dem Deutschen lässt sich kein gleichgebildeter Name anführen; Ortsnamen (mit gutturalem Bildungselement) wie Eihhahi, Affaltrahi, Farmahi, Forahahi sind zu vergleichen mit den gothischen Adjectiven auf —ha und —ga (Nom. —hs und —gs), das schliessende i ist gleich dem lat. —ium, slav. —ije, —i. Dagegen finden sich im Griechischen Namenbildungen, die sich mit den erwähnten Suffixen vergleichen lassen und die ebenfalls das Suffix für Nomina agentis enthalten. Bakchus führt als Vorsteher der Baumzucht den Beinamen Δενδρίτης, die Baumnymphe heisst Νύμφη δενδρῖτις; ebenso verhält

es sich mit ἀγρό-της und ἀγρό-τις, γή—της für γη-ί-της und andern Denominativen mit dem Suffix der Nomina agentis. Da ferner —ica auch zur Motion von Femin. aus Mascul. verwendet wird, so stimmen dem Charakter ihrer Ableitung nach griechische Namen wie Ἀχαΐς, Δωρίς, Ἐλαιάτις, Μακεδονίς u. a. völlig zu den slavischen wie Skalice, Vrbice u. s. w., mehr noch z. B. Μηλίς, was entweder Schaf- oder Obstland bedeutet.

Zu Hliník stellt sich vermuthlich Glienike, Glienicke in Preussen, Buttm. 104, Jüngst 60.

—ice, alt —ica steht als fem. neben dem eben angeführten —ík. Skal-ice, Vrb-ice, Javoř-ice, Řeč-ice (řeka, Fluss), Orl-ice, Jestřeb-ice (jestřáb, altsl. jastrebŭ, Habicht); aus Adjectiven entspringen Bystřice, Teplice, meiner Ansicht nach ursprünglich hydrographische Namen. Altsl. bystrina, flumen aus dem Adj. bystrŭ, böhm. bystrý, reissend. Genau zu trennen sind jene Ortsnamen, deren —ice aus altem —ica entspringt, und solche, die ursprünglich auf —ici ausgingen. Dies —ici ist nicht, wie Bender S. 90 angibt, der Plural zu —ica (dieser lautet —icy), sondern zu —ic, welches Suffix für Patronymica verwendet wird und im Grunde diminutivisch ist. So unterscheiden sich die urkundlichen Formen v Skalici, na Kamenici genau von na Vilharticích (vom Personennamen Vilhart, deutsch Wilihart), Janovicích, welchen letztern Ortsnamen die deutschen auf —ingen, alt —ingun vollkommen gleich kommen. *) Richtig erkannte den patronymischen Charakter solcher Ortsnamen Preusker III, 62, wogegen Mone in den celt. Forsch. S. 254 ohne genauere Untersuchung alle —itz für Feminina und Diminutiva erklärt.

Von Ortsnamen Sachsens und Preussens ziehe ich hieher: Auerschütz (gewiss Javořice), Camitz (altsl. kamy, Stein), Eulitz (Jílice, jíl, Lehm), Jessritz (jezero, See), Müglitz (mohyla, Hügel), Planitz (blana, Au, oder plano, Ebene, Fläche), Wurbis, wahrscheinlich wie Mörbitz = Vrbice, Jessnitz (3 mal), Jössnitz und Issnitz (B. 93); auch ist die Lausitz hieher zu stellen, böhm. Lužice, von louže, altslavisch luža, Sumpf; Jüngst S. 28.

—ec (masc.), altsl. —ĭcĭ aus —ikjŭ (Grundform —ikja-s), Schleicher, Kirch. 152; ein Suffix, das wie —ík zur Bildung für No-

*) Den Unterschied der beiden —ice habe ich in einer Recension der Mone'schen Forschungen in den österr. Bl. f. L. u. K. 1857, S. 284 besprochen.

mina agentis und Diminutiva verwendet wird, in unsern Ortsnamen nicht nur Diminutiva, sondern auch gleich jenem —ik Gegenstände bezeichnet, die mit dem versehen sind, was das Stammwort bedeutet. In diesem Sinne nehme ich die Ortsnamen Luž-ec, Lip-ec, die von den Femininis louže (luža) und lípa ausgehen, im diminutivischen Sinne. Měst-ec, Kostel-ec (kostel, Kirche), Dvorec. Vgl. altsl. štitĭcĭ scutulum, kotĭcĭ mansiuncula (das Stammwort stimmt überein mit dem in Niedersachsen vorkommenden Kotte, Bauernhaus ohne Hof und Ländereien, Bender, Ortsnamen S. 136, Jüngst S. 14, Förstemann unter Cotun II, 383. Compositionsglied in Axmeriscota Sp. 149), dvorĭcĭ; kostogryzĭcĭ, ossa rodens, žiznotvorĭcĭ, vivificus, nosĭcĭ, portator; bělĭcĭ, candidam tunicam habens, črŭnĭcĭ, monachus (vom schwarzen Gewand), krušĭcĭ, metallum (zu kruš-ĭ-nŭ, durus).

Von Ortsnamen ausser Böhmen lassen sich ohne urkundliche Formen keine sicher zu unsern stellen, manche dürften — ec wie — ce in — itz oder — zen verwandelt haben, so dass eine Scheidung auf Grundlage der heutigen deutschen Formen nicht möglich ist. Nach Zwahr (dem Verfasser des niederlausitzischen Wörterbuches) ist der wendische Name von Gollmitz Chánz (z = böhm. c) aus Chlomz entstanden und wäre somit = unserm Chlum-ec, dem Diminutivum von chlum, Hügel. Buttmann 77. Aus Mlýn-ec, Mlýn-ce entsteht die deutsche Form Lenzen, die Förstemann II, 913 unrichtig mit Leontia, jetzt Lenzen a. d. Elbe, Provinz Brandenburg, zusammenstellt, das sich leichter mit Leonzinga und Leonzenwilere an einen abgekürzten Personennamen des Stammes Lew (Förstemann I, 842) anschliessen lässt; Leonzo etwa = Leonhart.

—ce (neutr.) aus —kjam, ein selten erscheinendes Suffix für Diminutiva (im altslavischen srŭdĭce von srŭdŭ, Herz), öfters auch wol als Femininum eine Kürzung von —ice. Ortsnamen: Wes-ce. Blat-ce, Laz-ce (laz, Bergfläche, unangebauter Ort), Mlyn-ce (mlýn, Mühle), Dvor-ce (deutsch Wurzen, vgl. Wurzen in Sachsen).

—eč in den Ortsnamen Dub-eč, Lip-eč, Strom-eč geht von dem diminutivischen —ec aus, so dass die angeführten Namen Orte bezeichnen, wo junge (kleine) Eichen, Linden, Bäume stehen. —eč aus altsl. —ĭčĭ, d. i. —ĭcjŭ; vgl. otĭčĭ, Adject. relativ. zu otĭcĭ.

—sko (neutr.), —ská (fem.). Das Suffix, altslavisch ĭskŭ, ĭska, ĭsko, in bestimmter Form ĭskyj, ĭskaja, ĭskoje (goth. —isks, nhd. —isch, lat. —icus, griech. —ικος) wird wie das Suffix —v zumeist in der zweiten Classe der Ortsnamen zur Bildung von Possessiv-Adjectiven verwendet, erscheint aber auch schon im Altslavischen in einer dem Suffixe ĭnŭ nahe kommenden Bedeutung; so gorĭskŭ, mont-a-nus, ὀρε-ι-νός, böhm. hor-ný, zapadĭskŭ, occidentalis neben zapadĭnŭ. Ahd. âdamantisk, adamantinus, Grimm 2, 375.

Ortsnamen: Blan-sko (blána, Au), Vápen-sko (vápno, Kalk), Hor-sko (altsl. wäre gor-ĭskoje), Krav-sko (kráva, Kuh), Hlin-sko (hlína, Lehm); Led-ská (led, Eis), Háj-ská (vgl. Haj-ná), Sad-ská (sad, Baumgarten; sadŭ, planta, saditi, plantare).

Von sächsischen Ortsnamen kommt hieherzustellen Lomsske (lom, Steinbruch), Leipzig, böhm. Lipsko, wend. Lipsk, die Lindenstadt, von preussischen Glinzig, wend. Glinsk, Buttm. 104. Die wendischen Namen sind Masculina.

—iště (neutr.), altsl. —ište. Zu Grunde liegt meiner Ansicht nach das skr. Suffix —tjam, das im Slavischen ebenso wie — tvam und das eben besprochene —ka durch s erweitert wurde; —stjam wurde nach dem Lautgesetze zu —šte, eine spätere Erweichung erzeugte böhm. —ště. Gebraucht erscheint das Suffix —i-ště für Collectiva und Abstracta (ebenso wie das Suffix —tvam, böhm. —stvo, —ství, d. i. —stvjam), öfters auch zur Bezeichnung des Ortes, wo Etwas stattfindet:

stražĭbište, custodia von stražĭba (collectiv), gnoište fimetum, böhm. hnojiště von hnůj, gnoi, gradište, castrum von gradŭ; igrište und mit Zutritt des Suffixes —la (Neutr. —lo = —tram im Sanskrit), wie in vielen andern Worten, igral-ište, ludus, čitilište, veneratio; borište und triznište, locus certaminis, blądilište, lupanar, žilište, domicilium, kupilište, forum, ischodište, exitus usw.

Böhmische Ortsnamen: Chmel-iště (chmel, Hopfen, der Ort, wo viel Hopfen wächst, gebaut wird), Mlýn-iště, Mraviště (altsl. mravĭ, Ameise), Pastv-iště (vgl. pastvina), Kal-iště (kal, Schlamm), Most-iště (most, Brücke), Dvoř-iště (dvůr, Hof), Ln-iště (len, Lein), Plot-iště (plot, Zaun), Hrad-iště (= ob. gradište).

Erklärung dieser Ortsnamen aus Adjectiven auf —istŭ, die vereinzelt auftreten, wird schon der Abstracta wegen abzulehnen sein. Mraviště liesse sich sonst aus mravistŭ, formicis refertus erklären, welches mit dem durch s vermehrten Participialsuffix —ta von mravi abgeleitet ist. Vgl. russisch kamenistyĭ, ternistyĭ, borodastyĭ, altslav. grŭlistŭ, was böhm. hrdlistý wäre (hrdlatý); in gleicher Weise zeigt das Litauische das secundäre Suffix —ustas: ligústas, kränklich (ligà, Krankheit), mĕgústas, schläfrig mĕgas, Schlaf). Die Form des Participialsuffixes —sta für —ta scheint nach dem Angeführten dem Lettoslavischen eigenthümlich zu sein.

Zu vergleichen sind aus dem Deutschen Ortsnamen auf —ithi, —idi, die nach Förstemann nicht über das sächsische und thüringische Gebiet hinausgehen, z. B. Birithi, Collithi, Honigede, Lemede, Snewithi, Thurnithi, goth. avéthi, Schafherde (aus avéthjam), ahd. ouwiti für ouwídi, die ahd., mhd., nhd. Collectiva und Abstracta auf —idi, —ede, —de, —te, Grimm, Gr. II, 248, III, 526. Aus dem Lateinischen lässt sich besonders sodali-tium hieherstellen, mit dem einfachen Participialsuffix arboretum, rosetum, saxetum (Benfey erklärt dagegen in Kuhns Z. II, 224 dies —tum für tvam); der Ortsname Suessa Pome-tia. — Sollte nicht im litauischen ugnávēte, Feuerstelle, Herd, das als Compositum aus ugnìs und vētà behandelt wird (Schleicher, Lit. 134), im Ortsnamen Bebrúvēte (bei Ragnit) das Suffix —tjá (fem.) zu erkennen sein in Verbindung mit dem —va der Adjectiva? ugnávēte gäbe genau ins Böhmische übertragen ohniv-iště, wie Bebrúvēte Bobrov-iště? Befremdlich bleibt, dass vētà in diesem Comp. zu vēte werden soll.*)

Von Ortsnamen ausser Böhmen vermag ich zur besprochenen Ableitungsform mit Sicherheit nur das preussische Reppist (bei Senften-

*) Composita mit vētà sind nach Schleicher auch die Ortsnamen auf —vēczei, z. B. Búdvēczei, Szilélvēczei; das würde etwa heissen: die Hüttenortsbewohner, die Fichtenwäldchenortsbewohner. Ich vermuthe, dass wir diese litauischen Ortsnamen den slavischen auf —ici, —vici an die Seite stellen könnten; während die slavischen Patronymica das Bildungselement k zeigen, träfen wir bei den litauischen Ortsnamen das noch für Patronymica gebräuchliche t (cz aus tj). Eine Sammlung litauischer Personennamen wäre von hohem Werthe.

berg) beizubringen (Buttm. 98), wofür böhm. Řepiště (řepa, Rübe) stünde.

Unter den aufgeführten Suffixen ist nun noch eine sehr mannigfache Verknüpfung möglich, die eine leicht erkennbare Abänderung der Bedeutung des einfachen Suffixes bewirkt. Die wichtigsten dieser Ableitungsformen sind die folgenden:

—ník und —nice: Ortsnamen: Lip-ník, Bez-ník, Zlat-ník; Břez-nice, Oleš-nice, Rokyt-nice, Lom-nice, Včel-nice (včela, Biene), Stříbr-nice (stříbro, Silber); Bergnamen: Javor-ník, vgl. deutsch Ahorn-ic bei Förstemann II, 25, Mehel-ník von mehela = mohyla, Grabhügel, Jar-ník u. a. Dies Suffix haben die sächs. Ortsnamen Briesing (Břez-ník), Briessnitz, Brösnitz, Priesnitz, bei Jena Jena-Briesnitz, Koblenz und Coblenz (wol Kobyl-nice, wie Kobylnitz in Böhmen, Kobylníky), Daubnitz, Gävernitz und Gauernitz (Javornice), Göhrenz und Görnitz (böhm. Hornice), Heinitz, Hainitz und Haynitz, Lausnitz (Lužnice), Leipnitz, Lomnitz (Lomnice, lom, Steinbruch), Müglenz (Mohylnice, Mogylnica), Würschnitz (Vršnice von vrch, Berg), Oelsnitz, Polenz (Polnice, pole, Feld), Reppnitz (řepa, Rübe), Reudnitz (unser Roudnice von ruda, Erz), ferner die preussischen Ortsnamen Drewnitz (dřevo, Holz = Wald), Oelsnitz, Tranitz (wendisch Tschawniza (vgl. unser Trávník, dimin. Trávníček von tráva, Gras), Oels in Schlesien, poln. Oleszníca, Jüngst S. 27.

—inky, Plural von —inka, dem Diminutivum von —ina, dessen Plural —iny auch begegnet: Břez-inky und Břez-inka, Olš-inka, (Slatinky von slat-ina, Moorgrund) u. a.; —inec: Koz-inec (koza, Ziege), Hus-inec (husa, Gans), Sov-inec (sova, Eule); vgl. zvěř-inec (von zvěř), Menagerie, host-inec, Gasthaus, Orte, wo viele Thiere, Gäste sind.

—vno: Buko-vno; —vany: Boro-vany, Trno-vany, Bukovany; —vina: Buko-vina, Boro-vina; —vík: Březo-vík; —vice: Lipo-vice, Boro-vice, Dubo-vice, Chrašt'o-vice (chrašt', Gestrüpp), Luka-vice (6 mal, auch Luka-vec, Luka-veček); —vec: Vlko-vec, Sokolo-vec; —vsko: Buko-vsko; —viště: Luko-viště, Hracho-viště, unrichtig der Plural Hracho-višt'ata; —vník und —vnice: Žiro-vnice (kirchenslavisch žirŭ, Hutweide), Buko-vník, Boro-vnice.

—ečno, —ečné: Dub-ečno, Most-ečné, Orte, wo junge Eichen stehen, eine kleine Brücke.

—išt'any: Hrad-išt'any, Ohn-išt'any (oder Ohni-št'any getheilt, Stamm ohni); —išt'ko, Deminutivum zu —iště: Týn-išt'ko (von týn, Umzäunung, eingefriedigter Ort, ahd. zûn, altn. ags. tûn, engl. town), Hrad-išt'ko; —ištná: Chmel-ištná.

Leitmeritz.

Ignaz Petters.

Ueber Carlo Gozzi

und sein Theater.

Das spanische Theater, aus welchem im 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts fast ganz Europa seine dramatischen Stoffe vielfach geschöpft hatte, sah sich am Ende des 17ten Jahrhunderts fast gänzlich aus dieser Herrschaft verdrängt. Die Spanier selbst verläugneten seit der Thronbesteigung der Bourbonen ihre alten Sitten, sie verstiessen ihre früheren Meisterwerke und entlehnten ihre poetischen Vorbilder von den Italiänern und Franzosen, von welchen letzteren sie auch den griechischen Zuschnitt des Drama's annahmen. Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner flachen Moralphilosophie verdammte das spanische Theater in Frankreich schonungslos. Man legte den Maasstab des kalten Verstandes und erschlaffter Sitten an die heissblütigen Conceptionen eines naturwüchsigen, energischen Volkes, und sah in der starken Glaubensfähigkeit desselben nur Fanatismus, in dem allerdings aufs Höchste getriebenen Begriff von Ehre nur eine ungebändigte, mit der Civilisation unvereinbare Wildheit, und in allen Thaten, die aus diesen Quellen flossen, nichts als eine verabscheuenswürdige Barbarei oder eine vollendete Narrheit. Voltaire und Linguet hatten dieses Verdammungsurtheil unterzeichnet und das regelrechte Drama herrschte unangefochten auf allen Gebieten der romanischen Sprachen. Unter diesen Umständen ist es nicht ohne Interesse zu sehen, wie in den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts in einem Winkel Europa's, im Schosse einer untergehenden Republik, in Venedig, die ganze Phantasmagorie der älteren spanischen Bühne, der ganze aben-

teuerliche Heroismus Calderon's, Tirso's und Alarcon's, das Zaubermährchen und die Schauererzählung in scenischem Gewande plötzlich und mit wunderbarem Erfolge wieder auftauchen und augenblicklich einen nicht unbedeutenden Einfluss selbst auf fremde Literaturen äussern. Der Mann, der diese unerwartete Resurrection bewirkte, war Carlo Gozzi, einer der eigenthümlichsten Charactere seiner Zeit. Er gehört zu jener Klasse von Schriftstellern, die, dem Anschein nach, sich den abgeschmacktesten Capricen hingeben, im Grunde aber sehr positive Naturen sind, und in ihren Werken die Regellòsigkeit der Ausführung durch die Gewalt des Grundgedankens auszusöhnen verstehen. Sie spotten gern, aber nicht mit Leichtfertigkeit und aus Schadenfreude, sie vagabundiren, so zu sagen, in ihren Schriften, aber nicht ohne Ziel, und besitzen die wunderbare Eigenschaft, die einfachen, gewöhnlichen Menschen durch die schalkhafte Popularität ihrer Formen, und die höher gebildeten Geister durch den tieferen Sinn, der sich hinter ihre Fabeln versteckt, zu fesseln. Es ist die Familie der Rabelais, der Aretino, der Sterne, bei welcher auf Augenblicke zuweilen die grössten Geister, die Aristophanes und Shakespeare einkehren und in ihren Ton einstimmen.

Venedig hatte um die Zeit, als Carlo Gozzi mit seinen Dramen hervortrat, d. h. in den beiden letzten Jahrzehnden der Republik und des Jahrhunderts, längst schon nichts mehr als das Phantom seiner Macht und die Tradition seiner Feste, zu welchen einst ganz Europa strömte. Es war Nichts übrig geblieben als eine hinfällige Oligarchie, die mit entnervter Hand die schlaffen Zügel der Regierung über ein Volk von grossen Kindern führte, das, systematisch zur Nullität in jeder Beziehung heruntergesunken, sich unter seinem schönen Himmel im Nichtsthun glücklich fühlte, seine Zeit vertändelte und mit dem höchsten Entzücken den martellianischen Versen seiner Bänkelsänger und Improvisatoren lauschte zu einer Zeit, wo jenseits der Alpen Rousseau's Beredtsamkeit schon alle Gemüther erschütterte und die Convulsionen Europa's verkündete. Aber wenn ein Volk nicht durch den Mangel innerer Lebensbedingungen, sondern durch falsche Regierungsmaximen und durch wahnvolle Theorien in Wissenschaft und Kunst zur Machtlosigkeit nach Aussen

und zu steriler Unnatur im Innern herabsinkt, so concentriren sich gewöhnlich die Ideen des Wahren, Gerechten und Natürlichen um so schärfer in einzelnen Individuen, die dann die Träger einer mächtig hervortretenden Reaction werden. In Italien war damals die Zeit noch nicht fern, wo der fade, verweichlichte Geschmack, den die sogenannten Arkadier in der Poesie zum herrschenden gemacht, sich für alle Zeiten ein Armuthszeugniss ausgestellt hatte, indem man die Stegreifdichterin Teresa Morelli, oder wie die arkadischen Akademiker sie nannten, Corilla Olympica, zu Rom auf dem Capitol, unter Assistenz von Cardinälen, Bischöfen, Fürsten, Adligen und Allem was Rom an Notabilitäten hatte, mit dem Lorbeerkranz feierlichst krönte und sie auf einem Triumphwagen durch die Stadt führte; diese Zeit war noch gar nicht fern und schon erhoben sich unter manchen Andern, der freiheitsliebende und doch so aristokratische Alfieri, der antik heroische Parini, der zornmüthige Kritiker Baretti, der schwer zu classificirende, phänomenartige Carlo Gozzi.

Carlo Gozzi stammte aus einer gräflichen Familie Venedigs, die durch eine hundertjährige Indolenz die Reichthümer der kaufmännischen Ahnen ziemlich erschöpft hatte. Er war das sechste Kind unter elf Geschwistern und wurde im März 1722 geboren. Die zerrütteten Vermögensumstände der Familie wurden noch durch die Heirath des ältesten Sohnes Gasparo Gozzi vermehrt, der, selbst ein nicht unbedeutender Dichter und Prosaiker, eine Dichterin ehelichte, deren arkadischer Name Irminda Partenide war. Carlo Gozzi sagt von ihr in seinen Memoiren, sie sei von Herzen gut gewesen und habe den besten Willen gehabt, die Geldverhältnisse der Familie zu bessern, aber die Pindarische Weise, mit welcher sie die Wirthschaft besorgt, habe die ungeheuerste Confusion in den schon so sehr bedrängten Zustand des Hauses gebracht. Die Krankheit des Vaters, der durch einen Schlaganfall die Sprache verloren hatte, die ewigen Klagen und Zänkereien von fünf Schwestern, das fortwährende Erscheinen junger Enkel, die dadurch herbeigeführte Ueberfüllung des Hauses mit allerlei Dienstvolk, dazu das unblässige Kommen und Gehen der Sachwalter und Leihjunden, deren Erscheinen immer einen wahren

Sturm erregte, alles dies hatte zwar für unsern Carlo das väterliche Haus zu einem Jammerthale gemacht, aber es hatte die frühe Entwickelung seines poetischen Talentes keineswegs unterdrückt. Man war damals sehr nachsichtig gegen poetische Ergüsse und so citirte man denn auch ein Sonett von dem neunjährigen Knaben mit aller zeit- und landesüblichen Bewunderung. Kaum sechzehn Jahre alt war er schon der gedruckte Verfasser von vielen kleineren und vier längeren Gedichten, von denen eins „Gonella," in zwölf Gesängen. Die erste Erziehung Gozzi's war sehr mangelhaft gewesen. Er erzählt selbst, dass seine und seiner Geschwister Hauslehrer, obgleich dem geistlichen Stande angehörig, wegen unsittlichen Wandels sehr oft gewechselt werden mussten. Allein einige Jahre, während welcher er eine Art Lyceum besuchte, förderten ihn sehr, und der Umgang mit den besten Schriftstellern, die seine Vaterstadt damals besass und die sich in dem väterlichen Hause bei seinem Bruder täglich versammelten, führte ihn bald in die Literatur seines Landes ein und half, das angeborne Talent des Jünglings, mit welchem sich ein sehr angestrengter Fleiss verband, in schneller Progression zu entwickeln. Schon damals traten bei Gozzi zwei ganz entgegengesetzte Eigenschaften hervor, die so selten in einem Menschen vereinigt sind. Auf der einen Seite eine sehr lebendige Phantasie gepaart mit der Vorliebe für das Wunderbare und einer fast ausschliesslichen Hinneigung zur Dichtkunst, auf der andern ein sehr klarer, scharfer Verstand und richtiges Urtheil in den Dingen des gewöhnlichen, praktischen Lebens. Er allein durchschaute die Krankheit, an welcher der elterliche Hausstand hinsiechte und schlug selbst sehr wohl berechnete Reformen vor, wurde aber natürlich nicht gehört. Endlich mochte ihm dies Leben doch wohl unerträglich geworden sein; er folgte dem Beispiele seines zweiten Bruders, der Dienste in der Marine genommen hatte, und trat als Volontär-Offizier in die Landtruppen der Republik. Als solcher wurde er nach Zara, an der slavonischen Küste, gesandt und verlebte hier drei Jahre in einem ziemlich wüsten Garnisonleben, ohne jedoch die Poesie ganz aus den Augen zu verlieren. Es war damals in ganz Italien, und ausserhalb desselben so weit die italiänische Herrschaft reichte, dafür gesorgt,

dass das Versemachen nicht ausser Acht gelassen wurde. So beschloss denn auch Zara, die Ankunft des neuen Proveditor generale Quirini, durch einen feierlichen Act der dortigen Akademie festlich zu begrüssen. Es sollten Concurrenz-Gedichte vorgetragen werden, zu welchen zwei Aufgaben gestellt waren, nämlich ein Sonett zum Lobe des Proveditore und ein längeres Gedicht, welches die Frage behandelte: Wem gebührt der grössere Ruhm, dem friedlichen oder dem kriegerischen Fürsten? Um eine einigermassen decente Anzahl von Lehnstühlen, die in dem Saale angeblich für die Herren Akademiker aufgestellt waren, zu füllen, unterschied man nicht sehr scharf zwischen Mitgliedern und Nichtmitgliedern, und es nahmen allerhand Leute, unter andern auch unser Gozzi, auf denselben Platz. Der Proveditore, der auf einem erhöhten Sitze unter einem Baldachin thronte, gab sich, in dem Gefühle seiner Allmacht, nicht die geringste Mühe, sein oft wiederholtes, stark pronuncirtes Gähnen bei der Vorlesung zu unterdrücken. Endlich kam auch Gozzi an die Reihe und recitirte seine zwei Gedichte nicht ohne Beifall. In seinem eigenthümlichen Humor hatte er als Offizier dem friedlichen Fürsten den Preis zuerkannt. Dem Proveditore hatte das Sonett zu seinem Lobe gefallen und Gozzi musste es ihm am andern Morgen, als er den gestrengen Herrn auf seinem Spazierritt begleitete, noch einmal vortragen, freilich unter dem erschwerenden Umstande, dass der Herr Proveditore, in dem Augenblicke, wo Gozzi begann, ein sehr schnelles Galopp-Tempo annahm und der Dichter nun in derselben Gangart, unter steter Beobachtung der halben Pferdelänge Respects-Distanz und inmitten allerlei Terrainhindernissen, sein Sonett, wie er es selbst sagt, mehr herausschreien und stöhnen als vortragen musste. Den alten Herrn ergötzte diese Scene höchlichst, so dass Gozzi glaubte, er habe ihn nur lächerlich machen wollen und sehr verstimmt zu seinen Kameraden zurückkehrte. Er kannte die Welt nicht. Man beneidete ihn um diesen Vorzug und behandelte ihn von da ab mit ganz besonderer Rücksicht.

Während seines Aufenthaltes in Zara, wo sich Gozzi auch mit Mathematik, Fortificationslehre und andern Studien beschäftigte, die zu seiner militairischen Ausbildung gehörten,

tritt bei ihm eine andere Eigenthümlichkeit, die er übrigens mit seiner ganzen Familie theilte, zum erstenmale deutlich hervor. Es ist dies die Missachtung aller positiven Wissenschaften. Er hält sie in ihren Bestrebungen für ohnmächtig und in ihren Resultaten für unnütz oder verderblich für das Glück der Menschheit. Nur das Studium der Literaturen und Sprachen, besonders aber das der Dichtkunst hatte für ihn Werth, alles Andere war ihm nur ein Gegenstand des Spottes. Diese früh hervortretende Abneigung gegen alles wissenschaftliche Studium, welches sich zum Theil wohl durch den damaligen Mangel an vernünftigen Methoden und geschickten Lehrern erklärt, wurde in seinem späteren Leben ein Princip, von welchem er nicht abgegangen ist.

Gozzi erkannte bald, dass die militairische Laufbahn nicht für ihn passe. Nach Ablauf des Trienniums, zu welchem er nur verpflichtet war, kehrte er nach Venedig zurück, um seine literarische Thätigkeit wieder zu beginnen. Hier aber fand er seine Familie in einem Zustande, der an vollständigen Ruin gränzte. Es fehlte buchstäblich an dem Allernöthigsten, an Kleidung und Nahrung, und doch waren der Hang zu unnützen Ausgaben, der Stolz und Hochmuth, der sie verhinderte, einen Theil des weitläuftigen Palais, welches sie bewohnte, zu vermiethen, sowie die Wuth gegenseitiger Anfeindungen bei allen Mitgliedern dieselben geblieben. Hier folgt nun in dem Leben Carlo Gozzi's eine Reihe von Jahren, wo er sich fast ausschliesslich den Familienangelegenheiten widmete, Processe betrieb und oft gewann, alte, halb verlorene Rechte und Besitzthümer wieder erlangte, längst vergessene Schuldforderungen eintrieb, sich mit manchen Gläubigern vortheilhaft abfand und dem einbrechenden Elende so einigermassen Einhalt that. Als er aber sah, dass er damit doch den häuslichen Frieden nicht herstellen konnte, wandte er sich wieder seinen Studien zu, stiftete mit seinem Bruder die Akademie der Granelleschi, eine Gesellschaft junger Dichter, deren Zweck war, den gesunkenen Geschmack wieder in die Bahnen der alten klassischen Vorbilder zurückzuführen und gegen alles Fremde, besonders Französische, mit allen Waffen der Kritik und Satyre zu Felde zu ziehen. Gozzi selbst wandte sich mit seiner kritischen Thä-

tigkeit vornehmlich gegen die dramatischen Dichter Chiari und Goldoni. Ersterer verdiente vollkommen den Spott und Hohn, womit Gozzi ihn überschüttete; Goldoni hingegen hatte ein unbestreitbares Verdienst und erregte Gozzi's Unwillen besonders darum, weil er die althergebrachten stehenden Masken und die nicht minder volksthümlichen improvisirten Scenen, die sogenannte comedia dell' arte, von der Bühne verbannt und das Lustspiel ganz nach französischer Manier eingerichtet hatte. Gozzi war aber seinem ganzen Naturell nach ein entschiedener Anhänger der alten Sitten und Gewohnheiten seines Volkes und insbesondere seiner Vaterstadt. Er sah mit tiefem inneren Groll, wie ein Haufe elender Dichterlinge und Sophisten Fremdes in jämmerlicher Weise nachäfften und die schon sinkende Nationalität seines Volkes ganz zu verwischen strebten. Besonders war ihm die Voltaire'sche Philosophie und das französische Theater, wie es namentlich in Venedig parodirt wurde, zuwider, und er sah in der Invasion des französischen Geschmackes die Vorboten des gänzlichen moralischen Verfalles seines Vaterlandes. Zwar muss man anerkennen, dass Goldoni mit vielem Talent das wirkliche Leben auf die Bühne brachte, allein er stellte doch eigentlich nur die Oberfläche der Sitten dar, und seine Stücke sind meist nur Schilderungen irgend einer pikanten Scene des Altagslebens, deren tiefere Beziehung zum Volksleben niemals sichtbar wird. Daher kommt es denn auch, dass alle seine fröhlichen, sprudelnden Beatricen, alle seine sentimentalen Rosauren mit der Zeit langweilig werden und man nach der Lectüre dieser Stücke ein wahres Bedürfniss nach poetischerer Anregung fühlt, ein Mangel, den schon der vorhin angeführte Baretti, ein Zeitgenosse Goldoni's und Gozzi's, in der zornmüthigen, donnernden Weise, mit welcher er alle jene unzähligen ephemeren Berühmtheiten der Epoche in ihr Nichts zurückschleuderte, scharf gerügt hat. Dazu kam, dass sich damals in Venedig eine Schauspielertruppe, die Familie Sacchi, befand, welche die alten Masken und die comedia dell' arte ausgezeichnet darstellte, durch Goldoni's Reformen aber und den Zulauf, besonders der feineren Gesellschaft und mithin Aller, die gern dazu gezählt werden wollten, an den Bettelstab gekommen war. Gozzi erklärte sich laut für

den Beschützer dieser Truppe, wohnte und lebte mit ihr, unterrichtete die jüngeren Mitglieder in der Kunst der dramatischen Darstellung und Recitation und schlichtete ihre alltäglichen aus Rivalität und Eifersucht hervorgehenden Streitigkeiten. Es gehörte ein so fester Charakter, wie der Gozzi's, dazu, um in einem solchen täglichen intimen Umgange mit einer italiänischen Schauspielertruppe der damaligen Zeit nicht moralisch und geistig unterzugehen. Aber einerseits erlaubte Gozzi's Alter (er war damals in den funfziger Jahren) und sein ernstes Wesen ihm, sich wie ein Vater unter ihnen zu bewegen, andererseits flösste sein Rang und sein Ansehen iu der literarischen Welt Achtung ein und schliesslich fesselte das Interesse jenes turbulente Völkchen mächtig an den Grafen, dessen Vermögensumstände sich mehr und mehr gebessert hatten, und der seine dramatischen Compositionen gratis gab. Um aber die so beharrlich durchgeführte Resignation zu begreifen, mit welcher sich Gozzi fünfundzwanzig Jahre hindurch fast ausschliesslich dieser Schauspielergesellschafte widmete, ist es nöthig, einen Blick auf den Charakter dieses sonderbaren Mannes zu werfen.

Gozzi war ein ächter Sohn der Lagunenstadt, bei welchem aber die Fehler und Vorzüge seiner Mitbürger schärfer als gewöhnlich hervortraten, weil er die einen und die andern durch künstliche Nachhülfe zu bedeutender Entwickelung gebracht hatte. Selbst in seinen hervorragenden, ausgezeichneten Eigenschaften macht sich ein Dualismns bemerklich, wie er selten in einem Menschen zur Erscheinung kommt. Er besass, wie schon erwähnt, eine höchst lebendige, rastlos arbeitende Phantasie und einen ruhigen, klaren Verstand, einen schaffenden Geist und eine Abneigung gegen alles positive Wissen. In seiner äusseren Erscheinung war er ernst, schweigsam, fast melancholisch, innerlich aber hegte er einen unwiderstehlichen Hang zur Ironie und Satyre, ein Januskopf, der zur Hälfte aus einem Heraklit, zur Hälfte aus einem Demokrit bestand. Im Grunde wohlwollend, voll edlen Mitgefühls für die Leiden Anderer und stets bereit zu helfen, wo er es vermochte, konnte er doch nur schwer der Versuchung widerstehen, leichtgläubige Menschen gegen einander zu hetzen und so kleinliche Leidenschaften zu einem für ihn lächerlichen Ausbruch zu bringen.

Mit feiner Beobachtungsgabe und reicher Menschenkenntniss, wenigstens in Bezug auf seine Mitbürger, ausgestattet, liess er gern die Thorheiten der Menschen an den unsichtbaren Fäden seiner natürlichen Schlauheit wie Drahtpuppen agiren und fand ein kindisches Behagen darin, den Streit, wenn er tragisch zu werden begann, zu einer komischen Entwickelung zu führen. Leicht gelangweilt, wie alle Südländer, und unbeständig in seinen Genüssen, war er von der zähesten Beharrlichkeit in der Verfolgung seiner einmal gefassten Plane, und darum eben so unermüdlich in den Angriffen auf seine Gegner, als wankelmüthig in der Freundschaft, wenigstens in den äusseren Bezeugungen derselben. Der Kreis seiner Lebenserfahrung und seiner Weltanschauung war fast ausschliesslich auf seine Vaterstadt beschränkt und es litten seine Ansichten über die Menschen daher nicht selten an Einseitigkeit und Vorurtheil. Er schätzte die menschliche Natur im Allgemeinen zu gering, weil die Sittenverderbniss in Venedig ihm ein so trauriges Bild derselben zeigte, und da die Institutionen der Republik seit vielen Jahrhunderten das Volk besonders dadurch im Zaume gehalten hatten, dass sie es geistig und politisch unter der strengsten Vormundschaft hielten, so glaubte er, dass Unwissenheit der Massen die Hauptbedingung sei, um sie zu regieren, ja dass selbst das Theater dem Volke Nichts bieten müsse, wodurch es zum Nachdenken über Politik, Religion oder irgend welche ernstere Frage angeregt werden könnte. Er spricht diese Meinung deutlich und unumwunden in der Vorrede zu einem seiner Stücke aus und fügt hinzu, dass wenn jemals die Bühne gebraucht würde um tiefere Leidenschaften oder erhabene Gefühle in den Massen der Hörer zu entzünden, die Anarchie unausbleiblich vor der Thür sei. Deshalb soll, nach ihm, die Aufgabe des dramatischen Schriftstellers nur sein, die Phantasie lebhaft und angenehm zu erregen, die Gemüther ruhig, friedlich und sorglos zu stimmen und die Menschen in kindlicher Unbefangenheit zu erhalten. In dieser Beziehung ist Gozzi in den Motiven zu seiner Umgestaltung des Theaters von der deutschen und französischen Kritik überschätzt worden. Man hielt ihn diesseits der Alpen für einen bewussten Vorkämpfer jener freieren Entwickelung und Gestaltung des italiänischen

Drama's im Shakespeare'schen Sinne, als Gegensatz zu der Formstrenge des dreieinheitlichen französischen. Man nannte ihn den Aristophanes der Italiäner, man verglich ihn mit Shakespeare. Freilich wollte Gozzi, wie der griechische Autor, auch die alten Sitten, die alten nationalen Ideen gegen die Bestrebungen des neuen Geistes vertheidigen. Bei beiden finden wir einen eleganten Cynismus, gelehrte und wohlüberdachte Kühnheit, eine kecke Anwendung populärer Allegorien, einen erbitterten Kampf gegen die begünstigten Dichter, Hass gegen die Demokratie, eine Tiefe, die sich hinter scheinbar kindische Mittel verbirgt, glänzende Naivität der Sprache, verbunden mit der ausgelassensten Nachahmung plebejischer Trivialität. Aber hiermit ist auch der Vergleich zu Ende. Das männliche Genie des attischen Dichters, welcher seine Schwingen in einer freien, lebenskräftigen Gesellschaft entfaltete, berührte kühn alle politischen und socialen Fragen, er regte alle Interessen des Volkslebens an, selbst die zartesten und schwierigsten. Die venetianischen Sitten vertrugen solche Kühnheit und selbst solche Vollständigkeit nicht. Dennoch ist nicht zu läugnen, dass in einer andern Gesellschaft und unter andern Zeitverhältnissen Gozzi der Aristophanes seines Landes hätte werden können, da er so Vieles mit ihm gemein hat; aber Italien wurde bald nach den ersten glänzenden Erfolgen des Dichters von den Ideen der französischen Revolution ergriffen und man verzieh es ihm nicht, dass er sich als Kämpe für die absolute Fürstengewalt und für die Bevormundung der Massen erklärt hatte. War Gozzi vom Auslande in einigen Beziehungen überschätzt worden, so waren und sind seine Landsleute, wenn wir den ungeheuren Erfolg den seine Stücke während seines Lebens in Venedig hatten, ausnehmen, meist undankbar gegen ihn gewesen und haben ihn fast vergessen. Man kann es bis heut in Italien noch nicht begreifen, wie Schiller, der von den Italiänern sonst vor allen deutschen Dichtern am allgemeinsten verehrt wird, die Turandot hat übersetzen können und man ist sehr geneigt, diese Arbeit als eine Jugendverirrung zu bezeichnen, die der Verfasser nur durch eine bedeutende Vergeistigung des Stoffes und eine entschiedene Veredelung der Form bei seinen Landsleuten rechtfertigen konnte. Da dieses Werk der Gegenstand eines beson-

dern Vortrages in diesem Cyclus sein wird, so wende ich mich zu den andern dramatischen Arbeiten unsers Dichters.

Nachdem Gozzi sich durch die Ausbildung der Truppe Sacchi ein geeignetes Instrument für seine Pläne geschaffen und ausserdem durch einige unbedeutende dramatische Versuche die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass er auf dem gewöhnlichen Wege Goldoni nicht überholen könnte, trat er endlich mit dem ersten der von ihm fiaba, d. h. etwa Fabel, Mährchen, genannten dramatisirten Zaubermährchen auf: L'amore delle tre melarance, die Liebe der drei Apfelsinen. Die Unternehmung war ebenso schlau berechnet als trefflich durchgeführt. Gozzi kannte und liebte die Sitten der unteren Volksschichten Venedigs. Er war ein geborener Flaneur und hatte oft genug den Erfolg erlebt, den die Erzähler, welche damals und auch später noch ihre Vorträge auf den öffentlichen Plätzen hielten, durch die phantastischsten Geschichten von Riesen, Drachen, Zauberern, Rittern, Glaubenshelden und dergleichen erlangten. Diese populären Materialien sind die des alten spanischen Theaters, die Liebe zum Wunderbaren und nationale Erinnerungen, heroisch-komische Abenteuer, Unwahrscheinlichkeiten aller Art und kindische Fictionen. Gozzi kannte Tirso und Alarcon; er nahm sie zu Vorbildern, aber er warf inmitten dieser Feerien jene italienische originelle Familie, die seit Jahrhunderten das Privilegium hatte, nicht nur Italien, sondern einen grossen Theil von Europa zu amüsiren, nämlich Arlekin, Pantalon, Truffaldin, Tartaglia, Brighella, Colombine u. s. w. Diese stehenden Figuren sind eine Eigenthümlichkeit der italiänischen Komödie und haben, da sie aus allen Theilen Italiens genommen sind, ein nationales Interesse. Wie die alte Mythologie Tugenden und Laster, Kräfte und Naturerscheinungen individualisirte, so symbolisirt die italiänische Komödie gewisse Charaktere. Eine populäre Mythologie stellt unter unveränderlichen Emblemen die naivsten und hervorstechendsten Fehler der verschiedenen Völkerschaften des Landes dar; z. B. die Dienstwilligkeit und Habgier Truffaldin's, die Aufschneiderei Spavento's, die träge Gefrässigkeit Tartaglia's, die intriguirende Gewandtheit Brighella's, das kindlich täppische Wesen Arlekin's, die sinnliche Gutmüthigkeit Pantalon's, die verschagene Naivität der Colombine.

Alle diese stereotypen Charaktere haben den Vortheil, dass bei ihrem Erscheinen das Publikum gleich weiss, woran es mit ihnen ist; Dichter und Schauspieler können nie aus der Rolle fallen und der Improvisation ist ein weiter Spielraum gelassen. Diese Masken waren nun, wie schon erwähnt, bei der vornehmen Welt durch den Einbruch des französischen Geschmacks in Misscredit gekommen und Gozzi beschloss, sie wieder zu Ehren zu bringen, indem er sie mit dem Apparat der altspanischen Bühne vermischte und die Situationen und Reden derselben mit einer Fluth von satyrischen Anspielungen auf Personen und Ereignisse seiner Zeit, besonders aus der literarischen und eleganten Welt, austattete.

Das erste dieser Stücke, „die Liebe der drei Apfelsinen," hatte einen ungeheuren Erfolg. Der Stoff ist aus einem Kindermährchen genommen, aber die Ausführung ist eine geistvolle, vernichtende Satyre gegen die literarische Richtung Goldoni's und gegen die ohnmächtigen Nachahmungen der Corneille'schen Tragödien des Abbate Chiari. Prinz Tartaglia, Sohn des Carreau Königs, leidet an einer unheilbaren Melancholie: Truffaldino, sein Arzt, findet, dass gefühls- und gedankenarme Poesien, klappernde Verse, hinkende Reime seine Verdauung gestört haben. Man versucht, ihn durch manierirte Komödien à la Goldoni, durch fade Vergnügungen aller Art zu amüsiren; Tartaglia ist nicht mehr amüsable. Tartaglia stellt in der unverkennbarsten Weise das ganze Publikum dar, dem Gozzi den Puls fühlt, und es über seine Leiden und Bedürfnisse belehrt. Da erscheint ein altes Weib, welches den Prinzen durch ein Hausmittel kuriren will. Die Alte gab die äussere Erscheinung des Abbate Chiari, des weinerlichen, faden Nachahmers Corneille's auf das Treuste wieder und fing an, in der Manier dieses Poeten tragische Tiraden zu deklamiren. Dies wirkte, der Prinz brach in ein schallendes Gelächter aus, die Melancholie war verschwunden. Aber das Lachen, war doch nur ein krampfhaftes gewesen, Tartaglia oder das Publikum, geht auf die Eroberung der drei bezauberten Apfelsinen aus, d. h. es sucht seine Befriedigung im Wunderbaren, da es dieselbe in der manierirten Poesie nicht gefunden hatte, und nach einer Reihe der phantastischsten Peripetien, findet und erobert Tartaglia den

Gegenstand seiner Liebe, das Publikum adoptirt das neue Drama. Der Erfolg des Stückes war so ausserordentlich, dass Gozzi bald ein zweites „il Corvo,“ der Rabe, folgen liess, dessen Stoff aus einem neapolitanischen Kindermährchen entnommen ist. Pantalon giebt in diesem Stücke den Charakter des alten, wahren, venetianischen Ehrenmannes, in einer ebenso naturgetreuen als rührenden und tief ergreifenden Weise.

Das Sujet der „Tochter der Luft“ entnahm Gozzi dem Calderon, stattete es aber ganz nach seiner Weise aus und stellte neben den Charakter der Semiramis, die er als den Inbegriff aller Laster schildert, den Memnon, als das Urbild aller menschlichen Tugend hin. Auch in Bezug auf dieses Stück gehen die italienische und ausländische Kritik weit auseinander, indem diese in der Gozzi'schen Semiramis eine fast Shakespearische Schöpfung, jene nur eine gefährliche, wiewohl höchst poetische Schilderung menschlicher Verirrungen sieht.

In der „Zobeide“ erhob sich Gozzi zu hochtragischem Schwunge. Sie enthält Scenen, die lebhaft an Dantes Hölle erinnern und Situationen der ergreifendsten Art. Allein die phantastischen Verwickelungen und Auflösungen folgen so schnell auf einander, dass der an regelrechte Dramen gewöhnte Zuhörer nicht zu Athem kommt und der Eindruck einer Scene oft zu schnell und plötzlich durch eine folgende geschwächt wird.

In dem „Vöglein Schöngrün,“ l'Augellino Belverde, welches an phantastischem Bühnenapparat vielleicht alle andern Stücke dieser Art übertrifft, hatte sich Gozzi besonders die Aufgabe gestellt, die französische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts zu persifliren. Die Schriften des Helvetius und anderer, deren sich in dem Drama Smeraldine und Truffaldino bedienen, um in ihrer Garküche Würstchen darin einzuwickeln, werden begierig von zwei jungen Leuten gelesen, die nun in höchst komischer Weise die Lehre, dass die Eigenliebe der eigentliche Beweggrund aller menschlichen Handlung sei, in Anwendung zu bringen suchen.

Die zugemessene Zeit gestattet nicht, in eine Analyse aller fiabe Gozzi's einzugehen, noch weniger seine zahlreichen Nachahmungen spanischer Dramen zu besprechen. Allein, um zu zeigen, wie sehr Gozzi es verstand, das eigentliche venetia-

nische Volksleben in sein Theater zu verflechten, möge es mir erlaubt sein, hier noch zum Schluss eine Beschreibung der ersten Vorstellung des „Re Cervo," der König als Hirsch, zu geben, wie sie sich aus gleichzeitigen und spätern Schriftstellern, aus Archenholz, John Moore, Philarète Châles und italienischen Zeitgenossen zusammenstellen lässt.

Wir treten in eins der neun Schauspielhäuser, die sich im Jahre 1780 allabendlich dem venetianischen Publicum öffneten. Es ist San Samuele. Der Saal ist schwach erleuchtet, fast finster, aber im Parterre macht sich eine dichtgedrängte, tobende Masse bemerklich, die meist aus Gondolieren und ähnlichem Volke besteht, da der Eintrittspreis sehr billig ist. Dem Theater gegenüber ist eine Gallerie angebracht, die der eleganten Welt mehr als Spaziergang denn als Zuschauerraum dient. Dort sehen wir maskirte, in ihre Zendaletti gehüllte Damen, von ihren Cicisbei begleitet. Sie plaudern, lachen, kommen, gehen und werfen nur hin und wieder einen Blick auf die Vorstellung, denn es gehört zum guten Ton, in dieser Weise gegen das Interesse des Drama's zu protestiren. In den geräumigen Logen wird gespielt, gespeist, gesprochen und dem Stücke auch nur eine sehr getheilte Aufmerksamkeit gewidmet. Das Volk im Parterre allein ist ganz Auge und Ohr und geht von der tiefsten Stille zuweilen in den rasendsten Beifallssturm über. Wir gesellen uns zu diesen andächtigen Zuhörern und sind Zeuge, wie gleich beim Aufrollen des Vorhanges die erste Persönlichkeit, welche sich zeigte, einen endlosen Jubel hervorruft.

Seit einer langen Reihe von Jahren kannte in Venedig jedes Kind den Signor Cigolotti, das Urbild des Erzählers auf dem Markusplatz und der Riva de' Schiavoni. Eine rothe zerrissene Mütze, violette, vielfach und oft mangelhaft gestopfte Strümpfe, die sich über problematische Beine spannten, ein Leibrock von zweifelhaftem Schwarz, der es längst aufgegeben hatte, dem oppositionellen Andrängen der Ellenbogen Widerstand zu leisten und dessen wenige Knöpfe lebensmüde neben ausgerissenen Knopflöchern baumelten, Jabot und Manchetten, die höchstens ein schätzbares Material für eine Papiermühle gewesen wären, ein langes, bleiches Gesicht, ein unordentlicher Bart und eine hohe kahle Stirn, das war das Signalement des beliebtesten Erzählers

und Gelegenheitsdichters Venedigs, der sich vor andern seines Standes, ausser andern Eigenthümlichkeiten, auch dadurch auszeichnete, dass er mitten in seinen stets gern gehörten Erzählungen sich oft plötzlich unterbrach und die Umstehenden auf die toskanischen Wörter und Wendungen aufmerksam machte, mit denen er seine Vorträge verzierte. Cigolotti war der Allerweltsmann in Venedig, nichts entging ihm. Liess sich ein Fremder in Venedig sehen, so überreichte ihm Cigolotti ein Sonnet, welches seine Ankunft feierte, bei der Abreise kam ein poetischer Scheidegruss; bei allen Hochzeiten machte er das Carmen, bei allen Leichenbegängnissen den Trauergesang und in Grabschriften war er einzig. Die ganze Stadt war so sehr seine Wohnung, dass wenn man mitten in der Nacht aus einem Fenster irgend einer Strasse Cigolotti rief, man zehn gegen eins wetten konnte, dass er antwortete. Wenn er es bei dieser grossen und vielseitigen Thätigkeit dennoch nicht einmal zu einer wenig mehr als symbolisch angedeuteten Kleidung brachte, so lag der Grund davon in der dithyrambischen Weise, mit der er seine Einkünfte verwendete. Er liebte den Wein und alle möglichen erlaubten und unerlaubten Vergnügungen mit Leidenschaft. Was den Wein anbelang, so glaubte er, den übermässigen Genuss desselben nur der Nachwelt schuldig zu sein, da derselbe sich, wie er meinte, in ihm zu unsterblichen Liedern gestaltete und er, Cigolotti, so ein vergängliches und irdisches Getränk in etwas Himmlisches und Ewiges verwandele. Dieser harmlose Mensch musste gegen das Ende seines Lebens noch mit der Censur in Conflict kommen. Das ist überall unangenehm, in Venedig war es schlimmer als anderswo. Der Senat hatte nämlich gegen das Jahr 1770 für gut befunden, alle verdächtigen Personen einer gewissen Art aus der Stadt zu verbannen. Nun waren darunter eine nicht unbeträchliche Anzahl von Bekannten und Freundinnen unsers Improvisatore. Er besang ihr Unglück und erflehte in demüthigen Canzonen ihre Rückkehr; das Volk wiederholte seine Verse und Cigolotti wurde verbannt, wie Homer, Camoëns und Dante. Einige Monate darauf durften zwar seine Schützlinge zurückkehren, aber er starb im Exil.

Diesen unglücklichen aber keineswegs berühmten Dichter

liess nun Gozzi auf der Bühne erscheinen, um den Prolog seines phantastischen Drama's zu recitiren und diese Erscheinung war in hohem Grade geeignet, um das Publikum in die für die wunderliche Schaustellung nöthige Stimmung zu versetzen. Der Prolog ist eine genaue Nachahmung der Art und Weise, wie die öffentlichen Erzähler und besonders Cigolotti ihr Publikum unterhielten.

Folgendes ist nun der Inhalt des Stückes selbst: In Venedig lebte vor Zeiten ein grosser Zauberer, Namens Durandardo. Der König Derame, Herrscher von Serendipe, kam auf seinen Reisen auch durch die berühmte Stadt und wollte natürlich die Gelegenheit nicht versäumen, den Zauberer kennen zu lernen. Derselbe befriedigte den König dergestalt, dass dieser ihn höchst grossmüthig beschenkte, wodurch der Zauberer seinerseits wiederum veranlasst wurde, ihm seine beiden grössten und wichtigsten Geheimnisse mitzutheilen. „Hier," sprach er, „ist eine Marmorbüste, die mir viel Arbeit gemacht hat. Wenn eine Frau oder Jungfrau sich einfallen lässt, in Gegenwart dieser Figur eine Unwahrheit zu sagen, so werdet ihr das Marmorgesicht sogleich entweder lächeln oder, je nach der Stärke der Lüge, lachen sehen." Der König war hoch erfreut über dieses Geschenk und wollte sich eben mit demselben entfernen, als der Zauberer ihn zurückhielt und ihm sagte: „Höret, grosser König, mein zweites Geheimniss ist nicht minder wichtig und merkwürdig. Behaltet vor allen Dingen folgenden magischen Vers:

Cric, crac, trif, taf, not synieflet canatanta riogna."

„Der Vers ist schwer zu behalten," unterbrach ihn der König. — „Es ist moderne Poesie," erwiderte der Magier, „sie ist hart aber erhaben. Wenn ihr nun den todten Körper eines Menschen oder eines Thieres antrefft und diesen Vers aussprecht, so wird eure Seele in jenen übergehen und eure sterbliche Hülle zur Erde fallen. Wollt ihr eure wahre Gestalt wieder annehmen, so braucht ihr nur bei eurem Leichnam denselben Vers auszusprechen und sogleich werdet ihr eure Glieder wieder bekommen. Ich will euch nicht verheimlichen, dass das Geheim-

niss, welches ich euch hier anvertraue, euch grossen Gefahren aussetzen kann; aber wir werden uns wiedersehen und wenn ihr jemals einem grossen grünen Papagei begegnet, so hütet euch wohl, ihn zu tödten.“

Der gute König Derame zog nun mit diesen kostbaren Schätzen nach seinem Reiche zurück und versuchte zunächst die Verwandlungen, durch welche er viele Dinge erfuhr, die die Fürsten nicht immer wissen, wie z. B., dass an seinem Hofe viele Intriguen gespielt wurden, dass die Hofleute nicht alle so tugendhaft waren, als sie es zu scheinen suchten und dass man den Ministern nicht immer trauen dürfe.

Der Versuch mit dem zweiten Talisman war ergötzlicher. 2748 Frauen, Jungfrauen, Prinzessinnen, Schäferinnen, mit einem Worte Personen jedes Alters und Standes, waren schon nach und nach in das Cabinet des Königs gerufen worden und hatten, als dieser sie über ihre Herzensangelegenheit befragt, alle in einer Weise geantwortet, dass die Büste in eine ausgelassene Heiterkeit gerathen war, so dass der gute König fast befürchtete, es möchte in Bälde eine bedeutende Reparatur der marmornen Lachmuskeln nöthig werden. Aber die Sache hatte auch ihre ernste Seite. Derame wollte sich verheirathen und ein weibliches Wesen finden, welches ihn wahrhaft und allein liebte. Er sah, dass er überall zu spät kam, oder erheuchelte Gefühle fand. Er wurde traurig.

An dem Hofe Derame's genoss der Premierminister Tartaglia (Maske des Stotternden) eines ebenso unbegrenzten als unverdienten Vertrauens von Seiten des Königs. Der gute Pantalon, Leibgondolier des Fürsten, war ein treuer Diener aber leidlicher Trunkenbold. Brighella, der Finanzminister, wusste es so einzurichten, dass die Erhöhungen des Budgets in seine Tasche flossen, und nebenbei suchte er die Wahl des Königs bei dessen projectirter Vermählung auf seine Schwester Smeraldine zu lenken, eine nicht mehr ganz junge aber sehr gefallsüchtige und anspruchsvolle Dame. Diese aber, wie so viele andere, hatten ihre Rechnung ohne die Marmorbüste gemacht

deren Geheimniss selbst die Vertrautesten des Königs nicht kannten. Die vornehmen Damen fingen an, den König als einen Mann ohne Geschmack aufzugeben, fast alle Frauen fanden ihn von einer wunderlichen Schwierigkeit in seiner Wahl. Seine Illusionen schwanden immer mehr und seine Melancholie verdoppelte sich. Und doch war er ein Mann von vortrefflichen Eigenschaften, tapfer, edel, grossmüthig, leutselig und in kräftigem Alter, so dass er es wohl verdient hätte, um seiner selbst willen geliebt zu werden. Angela, die schöne und naive Tochter des Leibgondoliers, liebte und bewunderte nun diese Eigenschaften des Herrschers in der uneigennützigsten Weise. Endlich fielen die Augen des Fürsten auch auf sie. Sie wurde zu ihm berufen, antwortete ungekünstelt und wahr, die Büste blieb ernst und Angela wurde Königin. In der Freude seines Herzens zertrümmerte Derame die Büste. Klüger wäre es gewesen, sie nur zur Disposition zu stellen, allein Derame war, als ein orientalischer Despot, eben so grossmüthig als unklug und leidenschaftlich.

Für Niemand war die Heirath des Königs ein solcher Donnerschlag, als für Tartaglia, den Grossvezier. Er sah nicht nur seinen Nebenbuhler Pantalon triumphiren, sondern er liebte auch Angela und seine Eifersucht kannte keine Grenzen. Der König, ein edler Freund derer, denen er einmal sein Vertrauen geschenkt, bemerkte die Traurigkeit des Ministers und suchte ihn zu erheitern. Ja, seine Güte ging so weit, dass er ihm das Geheimniss der Verwandlung mittheilte und eines Tages selbst, als beide auf der Jagd waren, und eben einen Hirsch erlegt hatten, ihm das Experiment vormachte. Kaum war der magische Vers ausgesprochen, als der Körper Derame's entseelt niederfiel und der Hirsch mit lustigen Sprüngen davon eilte. Da blitzte ein Gedanke durch die gemeine Seele Tartaglia's. Er ergreift die Gelegenheit, um sich zu rächen und sich in den Besitz Angela's und der königlichen Gewalt zu setzen. Er spricht seinerseits den Zauberspruch aus, und sogleich fährt seine Seele in den Körper des Königs, während der König Hirsch die Leichtigkeit seiner Beine versucht. Tartaglia ist nun König und nicht gesonnen, diese gute Stelle wieder aufzugeben.

Was macht er aber mit seinem eignen Leichnam, der ihn compromittiren kann. Durch einen wahren Staatsstreich schlägt er ihm mit seinem Säbel den Kopf ab, macht ihn so unkenntlich und verhindert zugleich den König Hirsch diese wenigstens menschliche Gestalt anzunehmen. Die Seele eines gemeinen Tyrannen hat nun von der äussern Gestalt eines väterlichen, gerechten Königs Besitz genommen und Alles ändert sich in schreckhafter Weise im Reiche. Zunächst lässt er auf den weissen Hirsch Jagd machen und verspricht tausend Goldstücke dem, der ihm denselben todt überbringt. Er selbst geht mit auf die Jagd, aber der edle Hirsch entgeht den Verfolgungen und Tartaglia tödtet in seinem Unmuth einen alten Treiber, der ihn ungeschickter Weise hat entwischen lassen.

Man kann sich den Schmerz und Unwillen des wahren Königs denken, als er seine Güte so schlecht belohnt sieht. Scheu durchläuft er als Hirsch die Wälder, in denen noch vor kurzem seine königlichen Befehle die Jagd leiteten, jetzt verfolgt von dem Undankbaren, den er mit Wohlthaten uberhäuft hat und der der Räuber seines Throns und selbst seiner Gestalt geworden ist, ja sich vielleicht als Gatte seiner Angela gerirt. In dieser Verzweiflung sieht er plötzlich den Körper des getödteten alten, verschrumpften Treibers liegen. Besser ein Mensch, wenn auch noch so alt und hässlich, als ein Thier, denkt er, spricht den Zaubervers und der König ist in einen gemeinen, zerlumpten Bettler verwandelt und wandert nach seiner Hauptstadt. Sein erster Gedanke ist Angela. Er versucht in den Pallast zu dringen, gelangt auch glücklich bis zur Königin, die er in tiefer Trauer findet und die nicht wenig über die Kühnheit des Bettlers erstaunt ist. Sie allein, von allen Personen des Hofes, war durch die äussere Erscheinung Tartaglia's als König nicht getäuscht worden. Die gemeine, feige Seele Tartaglia's, die sich in seinen Worten und Manieren sogleich kund gab, war nicht die ihres wahren Gemahls. Die Scene zwischen ihr und dem Pseudokönig zeigt das Weib in seinem ganzen Adel. Sie weisst seine Zärtlichkeiten zurück, sie trotzt seinen Drohungen und macht sich auf das Schlimmste gefasst. Sie kann sich diese Umwandlung nicht erklären, aber vor ihrem

richtigen, klaren Gefühl werden alle Künste des Usurpators zu Schanden. In diesem Augenblicke erscheint ihr wahrer Gemahl, äusserlich ganz unkenntlich durch seine neue Gestalt. Er erzählt ihr, durch welche Verkettung von Umständen er in diese Lage gekommen ist und durch welchen abscheulichen Verrath er seine Krone und sein Reich verloren hat. Die Eleganz der Sprache, der Adel der Gedanken, die Anmuth und Wärme seiner Worte überzeugen die junge Fürstin von der Wahrheit dieses sonderbaren Abenteuers. Aber wie soll der Zauber gebrochen werden? Wie kann man dem Verräther Tartaglia die gezwungene Anleihe, die er von dem Körper des Königs gemacht, wieder entreissen?

Ein Zwischenfall hilft diesen Knoten entwirren. Truffaldino, der Vogelsteller des Königs, geht seinen Geschäften im Walde nach und findet den Körper Tartaglia's und den todten weissen Hirsch, auf den der Preis gesetzt war. Erfreut über diesen reichen Fund, überbringt er beide dem Könige. Dieser, statt die versprochene Belohnung auszuzahlen, lässt den Vogelsteller in's Gefängniss, den Hirsch aber auf den Anger werfen, klagt den ganzen Hof des Mordes Tartaglia's an, füllt die Gefängnisse mit Unschuldigen, deren Güter er einzieht, und lässt grosse Feierlichkeiten für die Bestattung seines eigenen Leichnams vorbereiten. Bei dieser Gelegenheit hält er sich selbst eine überschwengliche Leichenrede und befiehlt die Errichtung eines prächtigen Denkmals für den unvergesslichen Minister. Nunmehr glaubt er ungestört in seiner Weise fortregieren zu können. Aber die himmlische Gerechtigkeit wachte.

Truffaldino, der Vogelsteller, hatte ausser den beiden Leichnamen mehrere Vögel, die er gefangen, mit nach dem Pallast gebracht. Unter diesen war ein grosser, grüner Papagei und dieser war kein anderer als der grosse Zauberer Durandardo, der eigentliche Veranlasser aller dieser Peripetien. Er kam zur rechten Zeit. Denn Angela und ihr wahrer Gemahl waren überrascht worden und sollten eben dem Henker übergeben werden, als der gute, ehrliche Schwarzkünstler sich ins Mittel legte, durch einen andern Zauberspruch, den er für sich behielt, jedem

seine wahre Form wiedergab, die Unschuld rächte, den Verbrecher strafte und Alles zu einem guten Ende führte.

Das ist das Kindermärchen, aus welchem Gozzi mit grosser Kunst und ungemeiner Regelmässigkeit, halb in geistreicher Prosa, halb in beredten und leidenschaftlichen Versen ein Drama geschaffen hat, welches die Bewunderung Venedigs in zahllosen Vorstellungen erregte. In der That ist es schwer, mehr Interesse in das Phantastische zu legen und die Fabel mit mehr Wahrheit zu durchflechten. Bei den kräftigen Pinselstrichen und lebhaften Farben, unter welchen die Bilder vorgeführt werden, hält man die Personen, obgleich sie ausserhalb der wirklichen Welt liegen, für leibhaftige Erscheinungen. So z. B. besonders Angelà, die durch den untrüglichen Instinct der Seele und die Divination der Liebe ihren wahren Gemahl unter der fremden und abstossenden Hülle erkennt; Tartaglia, der sein eigener Henker und Lobredner wird und dessen endlich befriedigter Ehrgeiz ihn in seiner ganzen Blösse zeigt; Pantalon, der gute, treue Diener, der aber seinem Herrn eben so ergeben ist, als seinem Vergnügen.

Hohe Gesinnungen und Gefühle gehen in diesen Dramen immer Hand in Hand mit der Caricatur. Für die ersteren hat der Dichter die poetische Sprache, für die letztere die Prosa gewählt und zum Ausdruck des rein Komischen bedient er sich der den Masken eigenthümlichen Dialekte. So steht die idealisirte, tragische Menschheit der realen, trivialen und komischen gegenüber. Es ist Sancho Pansa neben seinem Herrn, es ist Falstaff in den Bürgerkriegen, es ist der Sclave, der den Triumphator züchtigt, es ist die ganze Menschheit, halb Thier, halb Engel und von der Shakespeare sagt: sie würde zu stolz auf ihre Tugenden sein, wenn ihre Laster nicht da wären, um sie ihre Zuchtruthe fühlen zu lassen.

Gozzi's Dramen erhoben sich wie ein Phänomen in den letzten Tagen von Venedig; sie beleuchteten, wie eine bengalische Flamme, die dem Untergange geweihte Republik und rissen die maskirte und fast in ununterbrochenem Carneval dahin le-

bende Bevölkerung noch einmal zur ausgelassensten Faschings-lust hin, bis der ferne Donner der französischen Kanonen jenen ernsten Aschermittwoch ankündigte, wo der finstere, fränkische Eroberer mit eiserner Hand die mehr als tausendjährige Königin der Adria in ihr längst gegrabenes Grab legte und den Gedenkstein der Geschichte darüber rollte.

J. F. Schnakenburg.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 27. September 1859. Herr **Mahn** leitete sie durch einen etymologischen Vortrag über die Bedeutung von Paris und Lutetia Parisiorum ein. Nachdem derselbe zuerst gezeigt hatte, dass die ursprüngliche und älteste Form nicht Lutetia, sondern Lukotekia oder Lukotokia sei, und dass die gewöhnliche Ableitung vom lateinischen lutum oder mit Zeuss vom altirischen loth, Koth, so wie die Erklärung als Flussstadt, Rabeninsel oder Glanzerde nicht haltbar sei, bewies er, gestützt auf eine Stelle bei Caesar de bello gallico, 7, 57, dass das Wort aus celtischen Elementen besteht, „einen Sumpfversteck" bedeute; die Parisii aber sind nach ihm, ebenfalls aus dem Celtischen erklärt, „Speergewaltige, Lanzenkräftige oder Speermänner," und die bisherigen Deutungen als Schiffsleute oder mit Zeuss als efficaces, strenui seien zu verwerfen.

Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Paris und Lutetia Parisiorum.

Der Name dieser berühmten Stadt, die sich selbst die Hauptstadt der civilisirten Welt nennt (la capitale du monde civilisé oder la capitale de la nation qui marche à la tête de la civilisation du monde), von welcher Texier in seinem Tableau de Paris (vom J. 1852) unter anderm sagt, dass sie der Mittelpunkt des Schönen und des Grässlichen sei, des Erhabenen und des Lächerlichen, des Zierlichen und des Wunderlichen, des Anmuthigen und des Fratzenhaften, des Abgeschmackten und des Unmöglichen, die aber nach ihm auch das Auge der Intelligenz ist, das Gehirn der Welt, der Inbegriff des Weltalls, der Commentar des Menschen, die zur Stadt gewordene Menschheit, das Wunder der Wunder, das Alpha und Omega der Civilisation, kurz die ganze Menschheit selbst, welche nach Heine den Jüngling bezaubert, den Mann begeistert und den Greis sanft tröstet, der Name einer solchen Stadt, sollte man denken, müsste selbst den allergleichgültigsten Nichtetymologen einige Begierde einflössen, zu erfahren, was derselbe eigentlich bedeute und was sein Ursprung sei. Man hat den alten und klassisch-lateinischen Namen derselben, Lutetia, fast immer, mehr witzig als verständig, von dem latein. lutum, Koth, angeblich wegen des kothigen Bodens, abgeleitet, und man hat sich stets gefreut, wenn man, vom Pariser Strassenkoth vom Kopf bis zu Füssen bespritzt, die Sache bestätigt und den Namen mit Recht gegeben

fand. Aber wie konnten wohl die Römer einer so bedeutenden, schon bestehenden gallischen Stadt, die schon längst einen einheimischen Namen führte, einen aus lateinischen Elementen bestehenden Namen gegeben haben, ohne dass dies geschichtlich überliefert worden wäre, ohne dass z. B. Cäsar dieses ausdrücklich erwähnt haben sollte. Der gallische Name würde uns sicher daneben erhalten worden sein, und eine römische Colonie konnte es doch nicht sein. Man hätte also das Etymon des Namens nur im Celtischen suchen müssen. Dies ist allerdings auch geschehen. Man hat wirklich gesucht und auch etwas gefunden, nur nicht das Richtige. Vor allem hätte man, ehe man das Wort überhaupt oder voreilig vom latein. lutum ableitete, erwägen sollen, ob denn Lutetia die wahre, die ursprüngliche, die älteste Form des Wortes sei. Ptolemaeus 2, 8 nennt den Ort *Λουκοτεκία* und Strabo 4, 194 *Λουκοτοκία*, und dies, besonders das erstere, ist die älteste und wahre Form des Wortes, woraus Lutetia nicht bloss zusammengezogen, sondern auch dadurch, dass es am Schluss t für k zeigt, entstellt worden ist. Bei Amm. Marc. 15, 27 findet man Lutecia; liest man c nach alter Art wie k, so erscheint hier die Form weniger verderbt, und es wird zugleich erklärlich, auf welche Weise das t nach dem bekannten Schwanken der Orthographie zwischen c und t in diesem und manchen anderen Worten ähnlicher Endung (z. B. propicius und propitius) entstanden sei. Aber nicht oft wird man so geradezu auf ein nicht gleich sichtbares Etymon einer Stadt gebracht, als es hier durch Caesar de bello Gallico 7, 57 und 58 geschieht. Dort heisst es nämlich: Labienus eo supplemento, quod nuper ex Italia venerat, relicto Agendici, ut esset impedimentis praesidio, cum quatuor legionibus Lutetiam proficiscitur, id est oppidum Parisiorum, positum in insula fluminis Sequanae. Cujus adventu ab hostibus cognito, magnae ex finitumis civitatibus copiae convenerunt. Summa imperii transditur Camulogeno Aulerco. Is quum animum animadvertisset, perpetuam esse paludem, quae influeret in Sequanam atque illum omnem locum impediret, hic consedit nostrosque transitu prohibere instituit. Labienus primo vineas agere, cratibus atque aggere paludem explere atque iter munire conabatur. Postquam id difficilius confieri animadvertit, e castris egressus, eodem, quo venerat, itinere Melodunum pervenit. Es wird also hier ausdrücklich gesagt, dass die auf einer Insel der Seine gelegene Stadt, offenbar auf der linken und südlichen Seite der Sequana, von einem sich von dem Flusse aus weit in das Land hinein erstreckenden Sumpfe umgeben sei, und dass dieser den Ort in hohem Grade unzugänglich machte (impediret). Diese Worte enthalten die wahre Etymologie des Namens in doppelter Beziehung. Es ist Lutetia oder ursprünglicher Lukotekia ein hinter einem Sumpfe versteckter Ort oder ein Sumpf-Versteck; und dies ist genau der Sinn von den beiden celtischen Bestandtheilen des Namens. Armorik. u. wallis. ist louch, llwch ein stehendes Wasser, ein Pfuhl, ein Teich, ein Sumpf, und wallis. tech, ein Versteck, a sulk, a lurk, a hide, Verb. techu, to lie hid, to lurk, welches im Armorik. die Bedeutung fliehen, vermeiden angenommen hat, indem, wer sich versteckt, oft vorher flieht, um den Ort, wo er sich verstecken kann, zu erreichen, oder besser: wer flieht, will dem Feinde entgehen, und wer sich versteckt, will dem Feinde entgehen. Es ist techu urverwandt mit dem latein. tegere, gr. *στέγειν*, decken, verdecken, verbergen, verstecken, verwahren, beschirmen, beschützen, deutsch decken, sanskr. tthag, verbergen. Hieraus sieht man zugleich, dass die ursprüngliche Bedeutung nicht fliehen, sondern verbergen war, welche das Wallisische am treusten erhalten hat. Zeuss celt. Gr. 18 und 82 nimmt keine Rücksicht auf die offenbar ältere Form Lukotekia, sondern vergleicht Lutetia mit dem altirischen Loth, welches in den Glossen durch coenum, palus, Lerna erklärt wird und etymologisch mit latein. lutum dasselbe ist. Allein das Armorikanische und Wallisische hat bei gallischen Namen immer näheren Anspruch, und dann können wir die Form Lukotekia nicht so ohne weiteres übersehen wollen. Auch ist die

Benennung Kothstadt kein Name, der von Einheimischen im Ernst beigelegt wird; dergleichen geben Fremde im Scherz oder ironisch höchstens nachher als epitheton ornans zu dem schon vorhandenen wirklichen Stadtnamen. — Einige haben Lutetia als Flussstadt gedeutet, von luh, lug oder luc, Fluss, douez, Mitte, und y, Wohnung, also Flussmittewohnung, eine der Form und Bedeutung nach unmögliche Zusammensetzung. Dieses luh oder luc soll offenbar das schon oben erwähnte louch sein, welches aber nur Sumpf, stehendes Wasser, Teich, See, aber nie eigentlich Fluss- bedeutet. Ausserdem bedeutet y auch nicht Wohnung, sondern ist nur Präposition mit der Bedeutung to, into, toward, for. Andere erklären es als Rabeninsel, weil auf der jetzt Cité genannten Insel viele Raben gewohnt hätten, vom celtischen lut, Rabe, und etia, Insel. In keiner der heutigen celtischen Sprachen hat aber weder lug, noch gar lut, diese Bedeutung; diese Erklärung stützt sich nur auf Clitophon ap. Plutarch. de Flum. „Lugdunum, quasi Lugodunum, lingua Celtica corvi montem significat.“ *λοῦγον γὰρ τῇ σφῶν διαλέκτῳ τὸν κόρακα καλοῦσιν, δοῦνον δὲ τόπον ἐξέχοντα.* Das kann wahr sein, noch wahrscheinlicher aber auch nicht. In den heutigen celtischen Sprachen heisst der Rabe bran und fitheach, so dass es nur zu glaublich ist, dass Clitophon sich geirrt hat, oder falsch berichtet worden ist, wie das einem Alten bei der damaligen Unkunde und Unbeholfenheit in sprachlichen Dingen leicht begegnen konnte, da Irrthum nicht bloss in der Art der Ableitung, sondern auch in der Form und Bedeutung des Stoffes in der Etymologie selbst noch heut zu Tage nicht so selten ist. Aber auch nirgends heisst eine Insel auf celtisch etia, sondern enez, ynys, innis, was einen nicht unbedeutenden Unterschied macht. Dem R. Père Pezron zufolge müsste man nicht Lutaetia, von luto, Koth, sagen, sondern Leuco-titia, weisse oder glänzende Erde, von leuch, leuchi, Glanz, glänzen, und tit, Erde, weil in der That Paris aus Gips (plâtre) gebaut sei, der sich in seiner Nähe befinde. Abgesehen davon, was sonst dieser Herleitung im Wege steht, so ist leucha, lucha, oder lucha oder luia, glänzen, zwar noch vorhanden, aber tit, Erde, existirt nicht. Es wird nur aus einem angeblichen celtischen titan und ti-tèn oder tit-dèn, als altem Namen der Celten, und homme de la terre ou né de la terre bedeuten sollend, gefolgert. Hier haben die wirklichen Celtomanen den griechischen Titan, vermittelst des celtischen den, Mensch, und des fingirten tit ohne weiteres zum Celten gemacht. Man suchte und fand dieses, weil man wusste oder hörte, dass die Titanen Söhne und Töchter des Uranos und der Gaia wären.

Was nun die Parisii selbst anbetrifft, so hat man sie als Schiffsleute gedeutet. Bonamy in seinen Recherches sur la célébrité de la ville de Paris avant les ravages des Normans leitet es von Par, eine Art Schiffe, und gwys, in der Zusammensetzung ys, Menschen, ab, also Parys, Schiffsleute, oder von gwys, on sait, il est su, also Parys, gens savans, gens habiles dans la navigation. Ueberdies führt die Stadt Paris ein Schiff in ihrem Wappen. Allein nirgends findet sich im Celtischen ein Wort par mit dieser Bedeutung. Es ist rein willkürlich zu diesem Zwecke erfunden und als wahr angenommen, oder man hat sich erkühnt, sich das lat.-griechische baris, ein kleines und flaches ägyptischds Ruderboot, welches, wie ich an einem andern Orte nachgewiesen habe, ägyptischen Ursprungs ist und sich aus dem Koptischen erklären lässt (bari, navicula, scapha, barahe, plaustrum, navigium, baris, Partney Vocabular. Copt. p. 19 vd. Mahn bei Heyse Fremdwörterbuch, 12. Aufl., v. Barke, und eben denselben bei Webster, v. bark), ohne weiteres auch als celtisch zu denken. Ferner bedeutet gwys auch nicht geradezu „man weiss, es wird gewusst,“ sondern es ist ein Substantivum mit der Bedeutung Kenntniss, welches also das abstracte Substantivum Schiffahrtskunde, aber nicht schiffskundig ergeben würde; kundig würde gwybodus seyn. Einige leiten Parisii vom armorik.-irischen barr, Gipfel, Spitze, Ende, ab; man sieht nicht recht ein, wie? und was das für einen erträg-

lichen Sinn geben soll? Andere behaupten, dass im Altarmorikanischen Paris. Barris genannt wurde, weil es der Wohnort der zwölf Richter oder der Hauptgerichtshof eines grossen Districtes gewesen sei; denn bar bedeute einen Ort der Gerichtsverwaltung und das griechische baris einen Gerichtshof; aber weder das erstere noch das letztere ist wahr; denn barn, und nicht bar, bedeutet bloss Urtheil, Gerichtsbarkeit, und das griech. baris heisst ein grosses Haus, ein Thurm, ein Palast, aber nicht ein Gerichtshof. Noch andere lassen es von Paris, dem Sohne des Priamus, kommen. Zeuss Gr. p. 87, erklärt die Parisii als efficaces, strenui, vom wallis. peri für par (infin. verbi param, paraf, efficio), was mir zu abstract, zu unbestimmt und daher höchst unsicher scheint, indem sich von einem so allgemeinen Zeitworte wie peri, peru, machen, thun, bewirken, zwar alles Mögliche herleiten lässt, aber dennoch kein Völkername; auch hat das Celtische, wie es scheint, weder von diesem Zeitworte noch dem gleichbedeutenden peru je ein wirkliches Adjectiv mit ableitendem s gebildet, welches, wenn es geschehen, sich gewiss auch erhalten hätte, sondern nur par ist causing. Eine Deutung, die sich mit ziemlicher und grösserer Wahrscheinlichkeit für die Parisii aus celtischen Elementen gewinnen lässt, ist nicht Schiffer oder irgend etwas von dem Obigen, sondern „lanzenkräftig, speergewaltig, δορυσθενής," vom wallis. par, auch bêr, irisch bear, Lanze, Speer, und wallis. rhwys, vigorous, lively. Merkwürdig ist es, dass die Form für Parisii bei Plin. 4. 32, nämlich Parrhisii, welche sich, nach Sickler 1, 102 zu schliessen, in einigen Ausgaben der Handschriften des Plinius finden muss, obgleich sie von Sillig weder aufgenommen noch erwähnt wird, unserer Deutung sehr zu Hülfe kommen würde. Der Ausdruck „speergewaltig" passt für jede kriegerische Nation und ist wenigstens aus wirklichen, nachweisbaren und formgerechten Elementen der celtischen Sprachen zusammengesetzt, während den meisten der obigen Deutungen nichts Reales oder formal Richtiges zu Grunde liegt. Auch mochten die Parisii unter den celtischen Völkerschaften, denen es überhaupt nicht an kriegerischem Geiste fehlte, vorzugsweise kriegs- und rauflustig sein, wovon sich ja noch Spuren genug heut zu Tage zeigen. Sogar die Erklärung von bloss „Speermänner," wie man uns oft selbst, die Germanen, hat deuten wollen, wenn von uns auch unrichtig, indem unser Name weiter nichts als „Nachbarn," d. i. der Gallier, aussagt, ist für die Parisii zulässig, so dass für Parisii auch hier celtisches Parwys stände, von par, Lanze, und gwys, Volk, Leute, indem das g, wenn es in der Zusammensetzung weich werden muss, verloren geht. So heisst von Mon, Anglesey Monwys, the people of Anglesey.

Hierauf theilte Herr Pröhle in einem Vortrage „über die Edelmannschen Epicedien" mit, was er seit der Veröffentlichung seines Aufsatzes über Johann Christian Edelmann in einem frühern Jahrgange des deutschen Museums durch Benutzung von Bibliotheken in Berlin und Hamburg über Edelmann noch in Erfahrung gebracht und in Verbindung mit den ältern Mittheilungen im deutschen Museum in seinen bei Gustav Graebner in Leipzig erscheinenden gesammelten Aufsätzen kirchengeschichtlichen, literarhistorischen und culturhistorischen Inhalts auf S. 228 – 282 publiciren wird.

Nach einer Replik des Herrn Heller auf einen in der letzten Sitzung gehaltenen Vortrag referirt

Herr Büchmann über zwei pasilogische Schriften, 1) die sprachwissenschaftlichen Fragmente aus dem Tagebuche des Freiherrn Heinrich von Gablenz, Leipzig, Commissionsverlag von B. G. Teubner,

1859, 2) Pasilogie oder die Weltsprache von Dr. Lichtenstein, zweite Ausgabe, Breslau, Aland, 1859. Im ersten, dessen Verfasser nicht mit dem bekannten Linguisten H. C. von der Gabelentz zu verwechseln ist, wird in einem durch unerhörte Fremdwörter und wunderlich verschlungenen Satzbau überaus originellen Stile das Lateinische, wie es gegenwärtig von den Italienern ausgesprochen wird, als die allgemeine Weltsprache vorgeschlagen. Die vom Verfasser zu erwartenden Lehrbücher, welche die Kunst, das Lateinische also auszusprechen, vortragen sollen, werden Schlüssel zur Gavlensografie und Gavlensofonie betitelt werden, wofür Papagrafie und Papafonie gesetzt werden soll, sobald Seine Heiligkeit der Papst, als Oberhaupt der weltlateinisch redenden Völker, dazu die Erlaubniss gegeben haben wird!! — Das zweite, nicht weniger sonderbare, in der ersten Auflage noch anonyme Buch sucht die Weltsprache durch das „Weltdeutsch" herzustellen, d. h. durch ein Kauderwälsch, welches dadurch erreicht wird, dass sich die deutsche Sprache aller Flexion, aller starken Formen, aller Verschiedenheiten im Satzbau etc. begiebt.

In der Sitzung vom 11. October machte Herr Kannegiesser die Gesellschaft mit einem, erst in diesem Jahre in Avignon erschienenen, trefflichen neuprovenzalischen Gedichte, Mirejo, von Friedrich Mistral, bekannt. Nachdem er in einer kurzen Einleitung des in diesem sec. bemerkbaren Wiederaufschwungs der provenzalischen Poesie gedacht hat, wie er sich in dem bekannten Jasmin und vielen andern Dichtern zeigt, deren Mistral in den Erläuterungen zu seinem Gedichte mehr denn drei Dutzend erwähnt, bespricht er Form und Stoff dieses an Hermann und Dorothea erinnernden idyllischen Epos, schildert in Mirejo, einem provenzalischen Mädchen, welches dem Gedichte den Namen giebt, und Vincent die Hauptcharaktere und gibt alsdann zahlreiche Proben in metrischer Uebersetzung. Schliesslich macht er auf eine Besprechung des Werks im Journal des Débats, 1. Mai 1859, durch Louis Ratisbone aufmerksam, welcher dazu die ausgezeichnete französiche Uebersetzung benutzte, mit der Mistral selbst den provenzalischen Text seines Werks begleitet hat.

Herr Schmidt verwerthete die in den Biographien Milton's, besonders in dem Massonschen Werke vorhandenen Notizen über Milton's Studentenjahre dazu, eine Schilderung des englischen Universitätslebens, besonders zu Cambridge, im 17. sec. zu geben und durch Vergleichung mit den jetzigen Verhältnissen zu erläutern. Er besprach den Zusammenhang der Collegien mit der Universität, erklärte sachlich und etymologisch die Ausdrücke: fellow commoner, greater pensioner, lesser pensioner, sizer, exhibitioner, scholar, buttery, town and gown und rooms. Dann ging er zu einer Beschreibung der Colleggebäude und der Studentenbehausungen über. Es folgte eine Erklärung der akademischen terms, eine Schilderung der Tagesordnung der Cambridger Studenten im 17. sec., der public schools und der akademischen Strafgesetze. Den

Schluss bildete eine kurze Schilderung der schon damals eingerissenen Missbräuche.

Herr Döbbelin schildert alsdann die Scenerie der Lady of the Lake von Walter Scott nach eigener Anschauung, liest bei den von ihm gegebenen Beschreibungen die betreffenden Stellen des Gedichts und legt eine Karte und Ansichten des Schauplatzes der Handlung vor. Aus seinem Vortrage erhellt, welcher überraschenden Genauigkeit sich W. Scott in der Schilderung der Localität dieses Gedichts befleissigt hat.

Hierauf untersucht Herr Lasson, mit Bezug auf die von den Herren Lazarus und Steinthal herausgegebene Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, die Berechtigung der Benennung Völkerpsychologie und der damit bezeichneten neuen Wissenschaft überhaupt, die er nach Methode und Object kritisirt, endlich ihren specifischen Unterschied von dem, was man bisher Culturgeschichte nannte.

Nachdem am Ende dieser wie der vorigen Sitzung neue Mitglieder theils vorgeschlagen, theils durch Ballotage aufgenommen worden waren, gab der Kassenbeamte der Gesellschaft den statutenmässigen Kassenbericht und erhielt Décharge. Bei der darauf erfolgenden Neuwahl des Bureaus verblieben die Aemter bei denselben Personen; jedoch wurde in der Person des Herrn Daffis wegen wachsender Geschäfte ein dritter Schriftführer erwählt.

Zum Schluss theilt der Vorstehende die nachstehenden, von Herrn W. Rushton in Liverpool eingesandten Bemerkungen mit über Shakspeare's Legal Maxims.

Shakespeare's Legal Maxims.

Falstaff.

Of what quality was your love there?

Ford.

Like a fair house, built upon another man's ground, so that I have lost my edifice, by mistaking the place where I erected it.

Merry Wives of Windsor Act 2 Scene 2.

Mrs. Quickly.

Alas the day! good heart that was not her fault; she does so take on with her men, they mistook their erection.

Falstaff.

So did I mine, to build upon a foolish woman's promise.

Merry Wives of Windsor Act 3 Scene 5.

Quicquid plantatur solo, solo cedit (Wentw. Off. Ex., 14th ed. 145). — Whatever is affixed to the soil belongs to the soil. It is a general and a very ancient rule of law that, whatever is affixed to the soil becomes in contemplation of law, a part of the soil, and is consequently subject to

the same rights of property as the soil itself (Woodfall's Landlord and Tenant 5th. ed. 447). The ancient Common Law, regarding land as of far more consequence than any chattel which could be fixed to it, always considered everything attached to the land as part of the land (4 Rep., 64 a; 1 Lord Raymond, 738; Mackintosh v. Trotter, 3 Mee & Wels, 184, 186; Williams on Executors, pt. 2, bk. 2; ch. 3, S. 2). Hence it follows that houses themselves, which consist of an aggregate of chattels personal (namely timber and bricks, et cet.), fixed to the land, were regarded as land, and passed by a conveyance of the land without the necessity of express mention, and this is the case at the present day (Williams P. P. 3. ed. p. 18). So if a man eject another from land and afterwards build upon it, the building belongs to the owner of the ground on which it is built, according to the principle Aedificatum solo, solo cedit. But where a man supposing that he has a good title to an estate, builds upon the land with the knowledge of the real owner, who suffers the erections to be made, without giving any notice of his claim, the Court of Chancery will compel him in a suit brought for recovery of the land to make due allowance and compensation for such improvements (Bro. Max). Ford evidently refers to this maxim; and Falstaff probably intends this much to be unterstood, — that he committed as great a mistake, by building on a foolish woman's promise, as they make who build upon another man's ground.

Antipholus of Ephesus.

What, will you murder me? Thou, gaoler, thou,
I am thy prisoner; wilt thou suffer them
To make a rescue?

Officer.

Masters, let him go;
He is my prisoner, and you shall not have him.

Pinch.

Go, bind this man, for he is frantic too.

Adriana.

What wilt thou do, thou peevish officer?
Hast thou delight to see a wretched man
Do outrage and displeasure to himself?

Officer.

He is my prisoner; if I let him go,
The debt he owes, will be required of me.

Adriana.

I will discharge thee, ere I go from thee;
Bear me forthwith unto his creditor,
And knowing how the debt grows I will pay it.

Comedy of Errors Act 4 Scene 4.

If a sheriff or gaoler suffers a prisoner, who is taken upon mesne process (that is, during the pendency of a suit) to escape, he is liable to an action on the case (Cro. Eliz. 625). But if after judgment, a gaoler or a sheriff permits a debtor to escape, who is charged in execution for a certain sum, the debt immediately becomes his own, and he is compellable by an action of debt being for a sum liquidated and ascertained, to satisfy the creditor his whole demand: which doctrine is grounded on the equity of the statute of Westminster 2nd 13 Edward 1. Chap. 11 and 1. Richard 2nd Chap.

12 (Bro. Abr. to parliament 192. Inst. 382. 3 Bla. Com. 165). **Ubi jus ibi remedium** (1. T. R. 512). There is no wrong without a remedy. Jus in the sense in which it is used in this maxim, signifies „the legal authority to do or to demand something" (Mackfield, Civ. Law, 6). **Remedium** may be defined to be the right of action, or the means given by law for the recovery of a right, and, according to this maxim, whenever the law gives anything, it gives a remedy for the same: **lex semper dabit remedium** (Jacob Law, Dic., title „Remedy" Bac. Abr. „Actions in General." Bro. Max.). Every injury to a legal right necessarily imports a damage in the nature of it, though there be no pecuniary loss (Per. Holt. C. J., Ashby v White 2 Lord Raymond). Thus where a prisoner is in execution on final process, the creditor has a right to the body of his debtor every hour till the debt is paid; and an escape of the debtor, for ever so short a time, is necessarily a damage to him, and the action for an escape lies (Williams v Mostyn, 4 Mee & Wels. 153 Wylie v Birch 4 Q. B. 566, 577, Clifton v Hooper 6 Q. B. 468). Rescue, denotes an illegal taking away and setting at liberty of a distress made, or of a man that is arrested by process or other course of law.

York.

I took an oath, that he should quietly reign.

Edward.

But, for a kingdom, any oath may be broken:
I'd break a thousand oaths to reign one year.

Richard.

No, God forbid, your grace should be forsworn.

York.

I shall be if I claim by open war.

Richard.

I'll prove the contrary if you 'll hear me speak.

York.

Thou canst not, son, it is impossible.

Richard.

An oath is of no moment, being not took
Before a true and lawful magistrate
That hath authority over him that swears:
Henry had none, but did usurp the place;
Then, seeing 'twas he that made you to depose,
Your oath, my lord, is vain and frivolous.

Third Part Henry VI. Act 1 Scene 1.

An oath (Sacramentum, Juramentum, Jusjurandum) is an affirmation or denial of any thing **before one that hath authority to administer the same**, calling God to witness that his testimony is true (3. Inst. 165, cap. 74). **Sacramentum, habet in se tres comites, veritatem, justitiam, et judicium in judice** (Bracton 1. 4. F. 186). Four sorts of oaths have been enumerated, viz. **Juramentum promissionis**, where an oath is taken to do, or not to do such a thing (it appears that York had taken an oath of this description). **Juramentum purgationis**.

which is where a person is charged with any matter by Bill in Equity; Juramentum probationis, where one is produced as a witness to prove or disprove a thing; and Juramentum triationis, where one is sworn to try the issue, such as a juror. The oath must be lawful, allowed by the Common Law or some Act of Parliament.

So Salisbury says,

> It is a great sin, to swear unto a sin;
> But greater sin, to keep a sinful oath.
> Who can be bound by any solemn vow
> To do a murderous deed, to rob a man,
> To force a spotless virgin's chastity,
> To reave the orphan of his patrimony,
> To wring the widow from her customed right;
> And have no other reason for this wrong,
> But that he was bound by a solemn oath.
>
> Second Part Henry IV. Act 5 Scen 1.

And it must be taken before one that hath authority, not before a person acting in a private capacity, a pretending to have authority where he hath none; nor by one that goes beyond the authority which was granted. For such false oaths cannot amount to perjury in law, because they are of no validity, being Coram non judice (3 Inst. 165, 4 Inst. 278, 279, Roll. Abr. 257, Wood's Inst. 2nd. p. 411, 412.)

Am 26. October wurde zum ersten Male das Stiftungsfest der nun zwei Jahre bestehenden Gesellschaft unter Anwesenheit vieler Gäste, zu denen wir den Hrn. Geheimerath Stiehl, den Hrn. Schulrath Mützell etc. zählen durften, durch eine Sitzung und ein sich derselben anschliessendes Festmahl gefeiert. Der Vorsitzende, Herr Herrig, eröffnete die Sitzung durch eine Ansprache, die den Zweck und die Bedeutung des gestifteten Vereins in kurzen Worten darlegte, daran eine Geschichte des Entstehens desselben und seines schnellen Aufschwunges knüpfte und mit einer Uebersicht der im Laufe der beiden Jahre gehaltenen Vorträge schloss.

Dann las Herr Lasson über Schillers Ansichten von der Tragödie. Er zeigte nach einer ausführlichen Darstellung der Aristotelischen Theorie des Gegenstandes, wie Schiller, der zuerst den moralischen Zweck der Tragödie hervorgehoben hatte, unter Anknüpfung an Aristoteles und an die Kantischen Anschauungen von der sittlichen Natur des Menschen eine neue Auffassung des Tragischen anbahnte. Schliesslich wies er nach, wie Schiller selbst bei den im Jahre 1792 dargelegten Ansichten nicht verharrte, sondern im Umgange mit Goethe eine andere Art der Betrachtung anwendete, als deren wissenschaftlicher Vertreter W. v. Humboldt anzusehen sei.

Darauf las Herr Schmidt über Milton's Comus. Nachdem er die Veranlassung kurz erwähnt hatte, der wir die Entstehung dieses Maskenspiels verdanken, wies er darauf hin, dass die Person des Comus durchaus modernen Ursprungs sei und schilderte die Ausbildung derselben durch Milton im Vergleich mit dem Comus in Ben Jonson's

Pleasure reconciled to virtue und mit den Sagen von Circe, den Sirenen und Lotophagen. Er ging darauf zu einer ausführlichen Inhaltsübersicht des Miltonschen Werkes über, theilte verschiedene Stellen in metrischer und gereimter Uebersetzung mit und zeigte, dass der Dichter in der Anlage des Prologs, der Stichomythie (vs. 277 — 290) und den Streit des Comus und der Jungfrau über die Rechte der Sinnlichkeit und die Forderungen des Sittengesetzes (vs. 659 ff.) die Euripideische Tragödie vor Augen hatte. Er wies ferner in den Bildern und im poetischen Ausdruck einzelner Verse einen Anklang an Euripides und eine Verarbeitung platonischer Ideen nach und charakterisirte Milton's freie Nachbildung englischer Dichter durch die Vergleichung einer Stelle im Comus mit ein Paar Versen aus Fairfax' Uebersetzung des Tasso. Eine Fortsetzung der Untersuchung versprach er in einer der folgenden Sitzungen zu geben.

Herr Sachs aus Brandenburg a. H. hielt darauf mit Bezugnahme auf ein bis jetzt nur als Manuscript vorhandenes Werk, Bestiaire d'amour oder Arrière-ban von Richard de Turnival, einen Vortrag über mehrere im Mittelalter bestimmter Eigenschaften wegen renommirte und in der mittelalterlichen Poesie häufig zu Bildern angewendete Thiere.

Herr Pröhle spricht zuletzt über die Sage von Heinrich dem Löwen und findet die Deutung Wilhem Müller's, der in der Reise Heinrichs eine Fahrt in die Unterwelt sieht, durch ein Volkslied bestätigt, das er aus einer Papierhandschrift vom Jahre 1585 auf der Bibliothek in Wolfenbüttel abgeschrieben hat. In diesem Liede wird der Teufel, der in den andern Lesarten Heinrich den Löwen nach Braunschweig zurückträgt, stets nur Nobiswirth genannt. (Nobis ist nach Jakob Grimm = ἄβυσσος, abîme, mhd. âbîs.)

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Encyclopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen. Von Dr. Bernh. Schmitz 8. VIII. 474. Greifswald, 1859. C. A. Koch (Th. Kunike.)

Der Vorschlag zu einer Encyclopädie der modernen Philologie, welchen r. Sachs vor einem Jahr in diesen Blättern machte, fand ohne Zweifel bei ielen Freunden der neueren Sprachen, zumal bei den Lehrern derselben, nklang und rege Theilnahme. Denn es war darin das allgemein empfundene edürfniss klar und entschieden ausgesprochen, der modernen Philologie urch tieferes echt wissenschaftliches und organisches Studium einen selbtändigen und ehrenvollen Platz neben der classischen zu sichern; es war, enn auch in wenigen Zügen, ein Bild von der Wissenschaft, von ihrer liederung und von dem Wege entworfen, auf welchem der Studirende, der ich ihr widmet, sein Ziel erreichen kann. Wenn uns rücksichtlich der Ausührung mancherlei Bedenken aufstiessen und zum Theil grosse Schwierigkeiten u überwinden schienen, so liess sich doch auch von der erwarteten vieleitigen Betheiligung Grosses hoffen. Gewonnen war jedenfalls schon Viel, dem die Aufmerksamkeit auf den Plan gelenkt und dieser wenn auch nur den ersten Umrissen dargelegt wurde. Um so erfreulicher musste es sein, ls bald darauf Herr Schmitz in Greifswald der Berliner Gesellschaft für das tudium der neueren Sprachen anzeigte, dass er ein Werk: „Encyclopädie es philologischen Studiums der neueren Sprachen in vier Theilen" bereits nter der Presse habe. Wir gestehn, dass wir diese Ankündigung mit grosser 'reude begrüssten und dem Erscheinen des Buches mit der lebhaftesten pannung entgegensahn. Nachdem dasselbe nun vorliegt, glauben wir, dass ine ausführliche, wo möglich von mehreren Seiten wiederholte Besprechung diesen Blättern ebenso billig erwartet werden kann, wie erwünscht kommen uss. Der erste Versuch, eine anziehende und wichtige Aufgabe zu lösen, erdient unter allen Umständen Beachtung; ist er mit ernstem Eifer, treuem leisse und gründlicher Kenntniss gemacht worden, so wird ihm die Anrkennung auch derjenigen nicht fehlen, welche die Lösung selbst nicht gengen finden, oder die Behandlung in manchen Punkten anders wünschen. Vir halten es demnach von vornherein für unsre Pflicht, dem Verfasser des orliegenden Werkes für sein Streben Dank zu sagen und wir sind übereugt, dass Jeder, der sich mit der modernen Philologie beschäftigt, in dem uche viel Belehrung finden wird. Wenn wir dessen ungeachtet gar Manches aran auszusetzen haben, so glauben wir durch Mittheilung unserer Bemerungen und abweichenden Ansichten nur der Sache selbst zu nützen und em Verfasser damit am meisten willkommen zu sein.

Der ganze Plan des Buchs zunächst weicht von dem Vorschlage des lerrn Dr. Sachs so bedeutend ab, dass der Verfasser kaum nöthig gehabt

hätte, wie er es in einer Anmerkung zur Vorrede zu thun scheint, die Priorität des Gedankens ängstlich für sich in Anspruch zu nehmen. Wir meinen jeder Unbefangene würde auch ohne seine ausdrückliche Versicherung gefunden haben, dass er seit Jahren das Material zu seinem Werke zusammengebracht hat, und wenn er zur endlichen Veröffentlichung wirklich erst durch die Anregung im Archive veranlasst worden wäre, so würde auch daraus schwerlich Jemand ihm einen Vorwurf machen. Ob nicht die Vereinigung verschiedener Kräfte für die Sache selbst erspriesslicher gewesen wäre, ist eine andre Frage. Aber einerseits würden wir Herrn Schmitz nicht zugemuthet haben, seine Arbeit noch länger zurückzuhalten, andrerseits hoffen wir, Herr Sachs werde sich durch das Erscheinen dieser nicht abhalten lassen, in seiner Weise weiter zu arbeiten, sondern werde recht bald seinen Abriss einer Encyclopädie herausgeben.

Herr Schmitz theilt den ganzen Stoff in vier Theile, von denen der erste die Sprachwissenschaft überhaupt, der zweite die literarische Einleitung in das Studium der neueren Sprachen, der dritte die Methodik des selbständigen Studiums der neueren Sprachen und der vierte die Methodik des Unterrichts in den neueren Sprachen behandelt. Man sieht bereits aus dieser allgemeinen Eintheilung, dass der Verfasser weniger auf eine organische in dem Objekte selbst gegebene Gliederung Bedacht genommen hat, als von dem subjectiven Bedürfnisse desjenigen ausgegangen ist, der etwa Lehrer der neueren Sprachen ist oder werden will und es ernstlicher mit seinem Berufe meint, als es bisher meist geschah. Diese mehr praktische Tendenz, welche sich durch das ganze Buch hindurch zieht, hat, wie sich an einzelnen Punkten mehrfach zeigt, ihre grossen Vortheile, aber sie ist auch der Grund davon, dass wir in demselben weit weniger eine streng wissenschaftliche und systematische Encyclopädie, als eine hodegetische oder methodologische Einleitung zu erkennen vermögen. So kommt es, dass der Verfasser, der allerdings ausdrücklich das Studium der neuern Sprachen zum Gegenstande seiner encyclopädischen Behandlung macht, die materielle Seite der philologischen Wissenschaft ganz bei Seite lässt, Geschichte, Kunst, Kultur nicht mit hineinzieht, überhaupt also einen grossen Theil von dem vermissen lässt, was Sachs in Anschluss an Bernhardy und Böckh zu geben gedenkt. Wir bestreiten ihm keineswegs alle Berechtigung dazu und heben es nur hervor, um zu zeigen, wie dieselbe oder doch fast dieselbe Aufgabe sehr verschieden angesehen worden ist und gelöst werden kann.

In dem ersten Theile also soll die Sprachwissenschaft überhaupt, fortwährend mit besonderm Hinblick auf die neueren Sprachen, encyclopädisch dargestellt werden. Vieles davon scheint allerdings auch uns, wenigstens als Einleitung, in die Encyclopädie der modernen Philologie zu gehören, Manches dagegen zumal in seiner leicht skizzirten Form überflüssig zu sein; es ist zu viel trocknes Schema darin, wenn es blosse Andeutung dessen sein will, was eigentlich vorauszusetzen ist; zu wenig ist dagegen geboten, wenn es als Ersatz anderweitiger Hülfsmittel dienen soll. Freilich sucht der Verfasser, der auch sonst der Kritik zuvorzukommen bemüht ist, dies zu rechtfertigen, indem er sein Buch nicht für eine einmalige behagliche Lectüre bestimmt, sondern als einen Leitfaden des Studiums, sei es zu selbständiger Orientirung oder zu Vorlesungen, angesehn wissen will. Dass es aus einer Grundlage zu letztern entstanden ist, glauben wir dem Werke auch sonst anzusehn und gestehn, dass dies demselben nicht gerade zum Vortheil gereicht zu haben scheint. Denn es hat dadurch in der That etwas ausserordentlich Ungleichmässiges in der Behandlung erhalten. Zuweilen finden sich, zumal in dem ersten Theile, Seiten voll kurzer, abgerissener Andeutungen, aufgeworfner Fragen, wie sie einem Docenten dazu dienen, um die eigentliche Erörterung erst daran zu knüpfen; dann sind wieder eingehende, weitläufige Auslassungen eingeschaltet und es fehlt in Parenthesen nicht an anekdotenhaften Elementen, die zwar in einer Vorlesung ganz anziehend sein mögen, in der That auch

fter ganz interessante Einzelnheiten bringen, aber der Rundung und strengen
'raecision des Werks bedauerlichen Eintrag thun. Man sieht zu oft, dass
ler Verfasser keine mehr oder minder passende Gelegenheit vorübergehen
assen mag, seine Sammlung von Notizen der Wissbegierde zum Besten zu
eben, wie er denn nicht versäumt, aus seinen neusten Collektaneen einen
iemlich umfangreichen Nachtrag p. 448 — 474 zu bringen. Doch gehen wir
ur Begründung etwas näher auf den Inhalt ein, um in möglichster Kürze
as hervorzuheben, was wir als besondre Vorzüge oder als gelungen gern
nerkennen, wie das anzudeuten, was uns mangelhaft oder unrichtig erscheint.

Das erste Kapitel handelt von dem Begriffe und Umfange der Sprach-
issenschaft mit besondrer Beziehung auf das Studium der neueren Sprachen;
obei der Unterschied zwischen Linguistik und Philologie, die Nothwendig-
eit einer allgemein sprachwissenschaftlichen Bildung, die Wichtigkeit der
ltclassischen sowie der deutschen Philologie, endlich die Beziehungen der
oodernen Sprachwissenschaft zum praktischen Leben erörtert oder vielmehr
urz angedeutet und die einschlagenden Bücher verzeichnet werden. Ein-
elnes davon scheint uns höchstens in Anmerkungen zu gehören, wie p. 2
ie auf des Verfassers Englische Grammatik verweisende Polemik gegen die
nnahme einer Copula und eines Factitiv, oder die im Anhange vermehrten
eispiele berühmter Sprachgenies und Sprachkenner. Auffallend ist uns das
Irtheil p. 5. gewesen: „Für den Anfänger enthält K. W. L. Heyse's System
er Sprachwissenschaft (herausgegeben von Steinthal, Berlin 1856. 2 Thlr.
5 Sgr.) manches „Wichtige.“ Wir stimmen vielmehr dem Herausgeber dieses
Verkes darin bei, dass durch dessen Veröffentlichung nicht nur allen Sprach-
orschern von Fach, zu welcher Richtung sie sich auch bekennen mögen,
ondern überhaupt allen denen, die irgend ein Interesse an Sprachwissen-
chaft nehmen, ein nicht geringer Dienst erwiesen sei. Ja, Curtius scheint
nit Recht von demselben Buche zu sagen, dass es durch den Reichthum des
nhalts und durch glückliche Form geeignet sei, für längere Zeit ein Haupt-
erk für alle hier einschlagenden Forschungen zu bleiben. Jedenfalls ent-
ält es, und nicht bloss für den Anfänger, recht viel Wichtiges in klarster
nd anregendster Darstellung, so dass es gerade dem Studium des jungen
hilologen aufs dringendste empfohlen zu werden verdient.

Entschieden andrer Ansicht als Herr Schmitz sind wir über die Stellung
er deutschen Philologie innerhalb des Studiums der neuern Sprachen. Er
eschränkt nämlich „den weitschichtigen Ausdruck „neuere Sprachen“ auf
ie beiden bedeutendsten, verbreitetsten, allgemein auf Schulen getriebenen,
emden lebenden Sprachen.“ Es versteht sich von selbst, dass eine Be-
hränkung nöthig ist, allein wir geben dem Herrn Dr. Sachs vollständig
echt, wenn er zwar das Italienische und Spanische, nicht aber das Deutsche
isgeschlossen sehen will: nicht bloss weil es unsre Muttersprache ist, nicht
oss weil, zumal in den ältern Epochen, die drei Sprachen und Literaturen
ch gegenseitig so viel verdanken und bedeutendes Licht auf jede einzelne
erselben durch gründlichere Erforschung der andern und ihres Einflusses
llen kann, sondern vor allem, weil die deutsche Nation und gerade durch
re Literatur wie keine andre neben und vor der englischen und französischen
e Entwicklung des modernen Lebens gefördert und gleichsam getragen
it. Dazu kommt als praktischer Grund, dass bei den obwaltenden Ver-
iltnissen Jemand, der wenigstens in französischer, englischer und deutscher
hilologie zugleich heimisch ist, weit eher neben den Alt-Philologen eine
irdige und selbständige Stellung an den Schulen wird erringen können.
ie Zeit, wo Jeder in deutscher Sprache und Literatur meinte Unterricht
eben zu können, ohne sie eben besonders studirt zu haben, ist denn doch
rüber; die Philologen, die sich zunächst mit dem classischen Alterthume
schäftigen, fühlen sich mehr und mehr gedrungen, auch den germanistischen
udien Rechnung zu tragen: und der moderne Philologe sollte diese nicht
m Hause aus und grundsätzlich in sein Studium mit aufnehmen? Wir wollen

keineswegs sagen, dass man nicht mit der gründlichen Kenntniss schon einer Sprache und Literatur, geschweige denn von zweien, genug zu thun habe; allein dies kann kein Grund sein, das Deutsche, dessen praktische Anwendung uns gerade die geringsten Schwierigkeiten bereitet, von der Encyclopädie unsers Studiums auszuschliessen. Die deutsche Philologie erscheint uns daher nicht nur wichtig und rathsam, sondern wesentlich und unentbehrlich für den modernen Philologen und für eine diesem bestimmte Encyclopädie genügt es uns keineswegs, wenn Herr Schmitz ein mit weiser Selbstbeschränkung zu treibendes Studium der Grimm'schen Grammatik anräth oder für den ersten Anlauf einige ganz gute Elementarwerke empfiehlt. Dass nicht Jeder ein Meister, am wenigsten auf verschiedenen Gebieten werden kann und deshalb wohl thun wird, je nach Kraft, Gelegenheit und Bedürfniss sich bei Zeiten ein engeres Feld zu wählen, auf dem er völlig zu Hause sei, das versteht sich dabei ganz von selbst.

Das zweite Capitel „die Sprache und die Sprachen" behandelt die Philosophie und Physiologie der Sprache, Geschichte, Verwandtschaft und Classification der Sprachen, die Literatur der geschichtlich vergleichenden Sprachforschung, die Etymologie und die Charakteristik der Sprachen. Am werthvollsten ist die zu jedem Abschnitte ziemlich vollständig gegebene Literatur; sonst sind es meist kurze, andeutende Notizen, die auch nicht immer ganz treffend, zuweilen geradezu unrichtig sind. Wenn es p. 16 ungenau heisst dass das Gesetz der Lautverschiebung stummer Consonanten von J. Grimm entdeckt worden sei, so wird dies allerdings später p. 20 durch die Erwähnung von dem frühern Verdienste Rask's richtig modificirt. Die Brechung aber durfte nicht so ohne weiteres p. 16. mit der sanskritischen Diphthongirung Vriddhi zusammengestellt werden, „an der die europäischen Schwestersprachen sehr wenig Antheil nehmen." Vgl. Bopp Gr: II Ausgb. §. 29. 81. Dass ferner Bopp das Baskische zur indisch-europäischen Familie rechne p. 16, wüssten wir nicht. Derselbe sagt vielmehr Vgl. Gr. Vorr. XXIV. „Ich nenne den Sprachstamm, dessen wichtigste Glieder in diesem Buche zu einem Ganzen vereinigt werden, den indo-europäischen, wozu der Umstand berechtigt, dass mit Ausnahme des finnischen Sprachzweiges, sowie des ganz vereinzelt stehenden Baskischen und des von den Arabern uns hinterlassenen semitischen Idioms der Insel Malta alle übrigen europäischen ihm angehören."

Am ausführlichsten behandelt sind die beiden letzten Abschnitte des zweiten Capitels, Etymologie und Charakteristik der Sprachen. Da der Verfasser laut Vorrede p. VII eine erhebliche Anzahl neuer Etymologien, die sich theils hier, theils später zerstreut in seinem Buche finden, der Prüfung des geneigten Lesers besonders empfiehlt, so wollen wir sie nicht übergehn, sondern wenigstens zum Theil besprechen. Im allgemeinen müssen wir gestehn, mit vielen aus guten Gründen nicht übereinstimmen können; manche scheinen uns wenigstens so lange bis der historische Beweis geliefert wird, Hypothesen, die neben andern frühern ihre Stelle haben mögen; einige bringen allerdings einen ersten und wie es scheint nicht misslungenen Versuch, eine bis dahin dunkle Herkunft aufzuklären. Was p. 21. 22. über Begriffswandel über sogenannte Emmirung und Ennirung beigebracht wird, ist nicht neu. (Vgl. Grimm Geschichte der deutschen Sprache, die Liquiden. Schwenk Vorrede zum Wörterbuch am Schluss.) Einige Beispiele aber scheinen uns mehr als zweifelhaft, wie wenn „bange" mit „biegen" zusammengebracht wird (vgl. Grimm Wörterbuch s. v. „bange" = be-ange) oder wenn hier, wie ausdrücklich noch einmal später p. 201, die nächste Zusammengehörigkeit, wo nicht Identität, von „take" und „ziehen" behauptet wird. Jedenfalls war angels. tacan und teon geschieden und nur letzteres entspricht lautlich wie der Bedeutung nach unserm „ziehen," ersteres dem englischen take. Vgl. Diefenbach Vgl. Wörterbuch II p. 665. 670.) Es würde uns hier zu weit führen, das Verhältniss zu erörtern, in welchem Formen wie liegen-lang, kriechen-krank, sticken-stinken zu einander stehn,

zumal nicht recht klar wird, wie Herr Schmitz sich dasselbe eigentlich gedacht hat.

Dagegen können wir nicht umhin, einige Fälle zu erwähnen, wo das Missverständniss in das Schicksal der Wörter eingegriffen haben soll. Das französische le lingot, die Barre, wird erklärt aus le l'ingot, engl. ingot. Einguss, gegen Diez, der nach Ménage von lingua lingot ableitet, woraus dann nach der gewöhnlichen Ansicht das englische ingot verstümmelt wäre. Dies letztere ist freilich auffallend und lässt eine bessre Etymologie wünschenswerth erscheinen; nur vermisst man bei der gegebenen den Nachweis, dass, wie in andern Fällen des agglutinirten Artikels (luette, lierre, loriot, lendemain) vor oder neben der missverständlich erweiterten Form sich auf romanischem Gebiete die ursprüngliche finde, oder dass wenigstens im Englischen ingot, neben dem nicht allzuspät linget vorkommt, als germanisches Element genommen werden müsse. Ohne angelsächsisches oder altfranzösisches Verbindungsglied, ohne alle genauere Spur des Ueberganges ist doch wohl die Reihe der wirklich vorkommenden Formen, Einguss, ingot, lingot eine ziemlich unvermittelte und unsichre. Cowslip wird mit Bestimmtheit zerlegt in cow-slip, obgleich das Sprachgefühl der Engländer es als cow's lip mindestens schon früh verstand. Bei Bosworth steht cu's-lip, was gegen, freilich aber auch oxan-slippan, was für Herrn Schmitz sprechen würde. Mir scheint von Hause aus die Bildung cow's lip als die offenbar sinnlichere, natürlichere, einem hundes-tunge, dog's ear analoge den Vorzug zu verdienen; jedenfalls trifft die Berufung auf Ausdrücke wie a slip of rosemary wenig zu. Ebenso ist die Ansicht, dass news missverstandener Genitivus partitivus sei, nicht recht glaublich. Wenn wir im Deutschen „etwas Neues" jetzt nicht mehr als aliquid novi, sondern als aliquid novum auffassen, so ist da der Uebergang offenbar sehr leicht; viel auffallender, wenn der Engländer hvät nevves missverstanden und daraus ein scheinbares pluralisches news genommen haben soll. Am allerwenigsten lässt sich dieser Uebergang auf alle oder auch nur die meisten ursprünglich adjektivischen Pluralsubstantive ausdehnen wie greens, bitters, sweets, odds (dregs?). Natürlicher scheint die Annahme, dass das Bestreben, durch die fast einzig gebliebene Flexion die Adjectiva in Pluralbedeutung deutlich zu substantiviren, das s herbeiführte und dass in einzelnen Fällen wieder durch eine allmähliche Modification des Sinnes das bestimmte Bewusstsein einer Pluralform verschwand, also eine singularische Anwendung erleichtert ward, während in alms, riches, vielleicht dregs u. a. ein gar nicht flexivisches s zuweilen als Pluralzeichen missverstanden werden konnte. Annehmbarer erscheinen die Ableitungen, welche von charade p. 113. und von patois p. 144. gegeben werden. Da über das erste in der That noch nirgend Aufschluss zu finden war, ist die Zurückführung auf chiarare wie chamade auf chiamare aller Beachtung werth und neben den verschiedenen Versuchen, patois zu erklären, verdient gewiss der neue Berücksichtigung, wonach es mit patte, pataud zusammenhängt, wenn auch, wie so oft in solchen Dingen, eine völlige Gewissheit nur durch glücklichen Fund historischer Aufklärung erreicht werden kann. Wenn es dagegen p. 191. heisst, dass yes aus ags. gise d. i. gi-se, yea so abzuleiten und daraus auch die Aussprache yis zu erklären sei, worauf der Verfasser in seiner Englischen Grammatik zuerst aufmerksam gemacht zu haben glaubt, so ist Einiges zu entgegnen. Denn auf gëse, gisë ist das englische Wort bereits bei Grimm III, 764. Fiedler. p. 300 zurückgeführt; nur wird die angels. verstärkte Form aus gëa-se = gëa si (sit, sei) erklärt, nicht aber aus gëa-sva, yea so, was Herr Schmitz annimmt und was doch ohne besondre Stütze keine Wahrscheinlichkeit für sich hat. Die Zusammenstellung von cock, coq mit Küchlein, von thane mit Degen mag allerdings in den englischen Wörterbüchern fehlen, ist aber so neu nicht, wie Herr Schmitz zu glauben scheint. vgl. Diefenbach II, p. 284. Grimms Wörterbuch s. v. Degen; hier ist allerdings thane nicht mit angeführt, dessen Zusammen-

hang oder Identität mit dem angels. dägn aber anderweitig hinreichend bekannt und ausgesprochen. — Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass Uebersetzung und Nachbildung ein in gewissen Sprachen überaus thätiges und noch zu wenig beachtetes Princip der Wortbildung ist. Die hinzugefügten Beispiele einzelner Wörter und ganzer Redensarten sind meistens treffend gewählt. Dass man dabei leicht irren könne, wird ausdrücklich bevorwortet; ein solcher Fall scheint uns unter andern zu sein, wenn die Verbindung: „ich lehre dich" als Nachahmung des lateinischen „doceo te" angesehn wird, wozu bei dem alten und aus der deutschen Sprache selbst sehr erklärlichen Gebrauche (goth. lais-laisjan c. Acc.) kaum Veranlassung sein dürfte. Zum Schlusse des zweiten Capitels spricht der Verfasser in einer anziehenden, wenn auch wieder etwas aphoristischen Weise und unter Anführung vieler anekdotenartigen Stellen von der Characteristik der Sprachen. Gewiss hat er Recht, dass alle allgemeinen, vagen, paradoxen Urtheile über den Character, Aussprüche über den Geist einer Sprache misslich und von sehr zweifelhaftem Werthe sind. Dass aber dessen ungeachtet eine vernünftige Characteristik der einzelnen Sprachen, ob auch schwierig, doch nicht nur möglich, sondern nothwendig sei, hätte wohl verdient, anerkannt und mit wenigen Worten nachgewiesen zu werden. Vgl. dazu die neue Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft von Lazarus und Steinthal. I, 1. Das dritte Capitel verbreitet sich über Wesen, Ursprung und Verbreitung der Schrift, Schreibmaterial, Schreibweisen, Form der Buchstaben, Handschriften, die Buchdruckerkunst und Werke über die Schreibkunst. Fast Alles, was hier gegeben wird, ist so elementarer Natur, dass es mit Fug und Recht bei demjenigen hätte voraus gesetzt werden dürfen, der sich dem philologischen Studium der neueren Sprachen widmet. Dagegen würde ein genaueres Eingehn auf Paläographie, Manuscripte und Bibliotheken, soweit sie gerade den modernen Philologen angehn, sowie eine vollständigere Literatur sehr dankenswerth gewesen sein.

In ähnlicher Weise war im folgenden Capitel, wo der Verfasser von den Sprachen der Griechen, Römer, Celten, Germanen und Romanen insbesondere spricht, Manches entbehrlich, wie wenn Hülfsmittel zum Studium der griechischen und lateinischen Sprache und Literatur aufgezählt und in flüchtigen Zügen ihre Entwicklung und Geschichte angedeutet werden, während auf das Französische, das Englische und Deutsche und ihren Zusammenhang im Systeme der Sprachen näher einzugehn war. Das ganze Capitel konnte sich etwa an die Darstellung des indo-germanischen Sprachstammes, wie sie Schleicher in seinen „Sprachen Europas" giebt, anlehnen, mit besondrer Hervorhebung derjenigen Sprachen, um deren specielles Studium es sich handelt. Was daher über die celtischen und besonders, was über die germanischen und romanischen Sprachen gesagt ist, hätte nur noch eine sorgfältigere Ausführung verdient.

Das fünfte Capitel endlich des ersten Theils behandelt die Literatur als Benennung, die Literaturgeschichte, den Ideenstoff und die Formen der literarischen Behandlung derselben, giebt eine gedrängte, systematische Uebersicht der literarischen Gattungen, Arten und Unterarten, eine historische Uebersicht der verschiedenen Perioden der allgemeinen Literaturgeschichte, sowie zum Schlusse einige Werke über Literaturwissenschaft und über allgemeine Literaturgeschichte aufgezählt werden p. 51 — 65. Wir gestehn, dass wir Vieles davon in einer Encyclopädie des Studiums der neueren Sprachen ebenfalls gar nicht, oder wenigstens nur als einleitende Andeutungen bei den betreffenden Abschnitten über die bestimmten Literaturen gesucht haben würden. Da durfte mit Angabe der wichtigsten Hülfsmittel die Stellung dieser in dem ganzen Zusammenhang der allgemeinen Literatur nachgewiesen und entwickelt werden; die skizzenhaften Uebersichten aus der Poetik waren schwerlich nöthig. Für das vorliegende Werk, meinen wir, konnte und musste eine allgemeine ästhetische, historische und wissenschaftliche Bildung vorausgesetzt werden;

ı demselben erwartet man ebensowenig eine, wenn auch noch so gedrängte Jebersicht über die Ideenstoffe und die literarischen Kunstformen, als Winke ber die Aneignung classischer Bildung und Angabe von Hülfsmitteln zum tudium des Lateinischen. Freilich erklärt sich die gelieferte Darstellung um Theil aus der Art und Weise, wie sich der Verfasser überhaupt seine ufgabe gedacht und gestellt hat. Abgesehn übrigens von der skizzenhaften 'orm, erkennen wir gern an, dass wir Fleiss und Genauigkeit in den Zuammenstellungen selten vermisst haben. Nur die Angabe der betreffenden Verke z. B. über Literaturwissenschaft (Rhetorik, Poetik, schöne Wissenchaften) ist doch sehr willkürlich und unvollständig, wie wenn als Bearbeiter er Poetik unter den Deutschen Opitz, Gottsched, Lessing, Sulzer, Eschenurg, Schiller (über naive und sentimentale Dichtkunst), A. W. v. Schlegel ufgezählt, dagegen Hegel und Vischer gar nicht genannt werden.

In den Vorbemerkungen zu dem zweiten Theile des ganzen Werkes Literarische Einleitung in das Studium der neueren Sprachen" sagt der 'erfasser p. 66. „Die weitere Aufgabe einer Encyclopädie des philologischen tudiums der neueren Sprachen kann nun keine andre sein, als erstens die orhandene Literatur dieses Studiums, sodann die Methodik des selbständig ı betreibenden Studiums und endlich die Methodik des Unterrichts oder er praktischen Thätigkeit, zu welcher das philologische Studium hauptichlich befähigen soll, darzulegen. Gegenstand dieses zweiten Theils ist lso die Angabe und Hervorhebung aller der wichtigeren grössern und kleiern Werke, in denen bis auf den heutigen Tag der Bau, der Wort- und hrasenschatz, sowie die Geschichte der neueren Sprachen und die Geschichte rer Literaturen behandelt worden sind." Wir beeilen uns zu erklären, ass der Verfasser diese einmal so gestellte Aufgabe mit vielem Fleisse zu isen gesucht hat. Wegen der grossen Fülle von Einzelheiten, die hier geeben sind, wird eine genaue Beurtheilung schwierig; wenigstens bekennen ir sehr gern, dass wir, in einer minder günstigen Lage als der Verfasser, anches interessante Werk eben durch ihn zuerst kennen gelernt haben. s liegt freilich andrerseits in der Natur einer solchen Arbeit, dass Jeder icht diesen oder jenen Nachtrag, die eine oder andre Verbesserung liefern ann und dass er es thue, kann nur allseitig erwünscht sein. Wir werden emnach nicht nur die einleitenden Bemerkungen berücksichtigen und eine ebersicht des Dargebotenen geben, sondern auch hier und da Etwas zur esprechung herausgreifen, wo wir das Verfahren und Urtheil des Herrn erfassers, wie die Vollständigkeit und Genauigkeit seiner Angaben controren zu können glauben, weil uns die betreffenden Werke aus eignem Stuum genau bekannt sind.

Die Vorbemerkungen über die Nothwendigkeit und Schwierigkeit, alle ichtigeren Werke aufzuführen und kurz zu characterisiren, sowie über den lativen Begriff der Wichtigkeit, sind treffend und geeignet, jede unbillige ritik von vorn herein abzuweisen. Die Grundsätze, welche dabei aufgestellt nd, werden kaum Widerspruch finden; auch dem, was insbesondre über ehr untergeordnete Lehrbücher, Monographien und Recensionen" gesagt t, stimmen wir bei, dass sie nämlich, wenn auch in einzelnen Fällen und nter gewissen Gesichtspunkten von Interesse und Wichtigkeit, im ganzen egen ihrer zahllosen Menge einerseits und ihres meist geringen Werthes ndrerseits keine durchgehende Berücksichtigung verdienen. Nicht aber sind ir ganz damit einverstanden, dass solche Werke keiner Characteristik oder eurtheilung bedürfen, „die allbekannt und von anerkanntem Werthe sind . B. Diez' Grammatik der romanischen Sprachen)." Diese letztere wird sdann auch pag. 141 also citirt: „Diez, Grammatik der romanischen Spraen." — Wir denken, der Studirende, dem ja eben dies Buch in irgend nem Abschnitte seiner Studien noch nicht bekannt ist, hätte gerade für eses Buch durch eine Characteristik desselben gewonnen werden müssen. s hätte darauf hingewiesen werden müssen, dass Diez der Erste auf deut-

schem Boden war, der für das Romanische die historische Schule, die streng wissenschaftliche Behandlung der Lautlehre und der Etymologie schuf. Dass der Name Diez so wenig in einem Buche hervorgehoben wird, das uns doch eigentlich wohl eine Geschichte der modernen philologischen Studien liefern müsste, macht uns fast stutzig, noch mehr aber, dass er und warum er hinter Aug. Fuchs figurirt, da das Buch von Fuchs 1849, das von Diez 1836, 1838 und 1844 erschien, ferner dass bei den vor Diez angeführten Werken Druckort und Jahreszahl erwähnt wird, bei Diez aber nicht, endlich das auch mit keinem Worte der zweiten, so wesentlich veränderten und wie Diez selbst sagt, neu verfassten Auflage von 1856 und 1858 Erwähnung geschieht. Theils um unserm Leser Gelegenheit zu bieten, sich über die Art und Weise des Verfassers ein eignes Urtheil zu bilden, theils um eine Bemerkung daran zu knüpfen, wollen wir eine hierher gehörige Stelle über die sogenannten „Trichter“ anführen p. 69. „Und selbst der Curiosität wegen dürfen wir wohl mitunter gewisse kleine Machwerke, betitelt „Trichter“ oder dgl. auf einen Augenblick aus ihrer Obscurität ans Tageslicht ziehen. Beiläufig sei hier bemerkt, dass die „Sprachtrichter“ nicht etwa Erfindung unsrer Zeit sind. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gab ein königl. preuss. und Chur-brandeburg. Feldprediger und vocirter Pastor zu Mendelkow und Ehrenberg, Johann Andreas Rücheln, einen solchen heraus, bet.: Der längst erwartete lateinische Trichter u. s. w. Cüstrin und Frankfurt an der Oder 1702.“ Herr Schmitz characterisirt dieses Buch, rühmt ihm nach, dass jetzt alle Elementarbücher anerkennen, was dieser Trichter damals empfahl, nämlich das Bilden und Lernen von Sätzen von vorn herein und fährt dann p. 70. fort: „Was für ein Trichter eigentlich jenen Sprachkünstlern zuerst vorgeschwebt hat, ein Instrument zum Einfüllen, Eingiessen (franz. entonnoir, engl. funnel, lat. infundibulum) oder ein Gehörtrichter, der auch Sprachtrichter genannt wird (franz. cornet, cornet acoustique), wage ich nicht zu entscheiden, obwohl man jetzt populärer Weise nur mit einem Gedanken an das erstere Instrument die Möglichkeit, Kenntnisse „einzutrichtern,“ in Abrede stellt.“ Dass jenen Sprachkünstlern der Trichter als infundibulum vorgeschwebt habe, kann wohl nach dem bekannten Vorgange von Harsdörfer kaum zweifelhaft sein. „Poetischer Trichter„ die deutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache, in sechs Stunden einzugiessen u. s. w. Nürnberg 1647.“ Die Vorbemerkungen geben endlich noch eine Uebersicht der Einrichtung der folgenden Capitel, in denen zuerst das Französische, dann das Englische behandelt wird, zum Schlusse die beiden Sprachen zusammengefasst werden. Dabei ordnet der Verfasser seinen Stoff in folgende Fächer, I. grammatische Lehrbücher, II. Wörterbücher, III. vermischte Uebungsbücher, IV. Geschichte der Sprache und Geographie der Sprache, V. Literaturgeschichte, VI. Chrestomathien, VII. Einige kritische Werke, Ausgaben. In dem letzten Capitel kommen nur solche Werke in Betracht, welche beide Sprachen betreffen oder umfassen und welche für das gleichzeitige oder vergleichende Studium derselben von Wichtigkeit sind; daran schliesst sich eine synchronistische Uebersicht der französischen und englischen Literaturgeschichte, sowie das Wichtigste aus der Literatur der Uebersetzungen.

Wie reich der Stoff sei, den der Verfasser in dem zweiten Theile zusammengehäuft hat, geht schon daraus hervor, dass zweihundert Seiten, p. 66 — 269, damit gefüllt sind, wobei nur hin und wieder ein zu wortreiches Urtheil vorkömmt. Gewöhnlich werden die Werke mit genauer Angabe des Titels und Preises kurz characterisirt, die selteneren, älteren, oder im Auslande erschienenen auch wohl analysirt und ihrem Hauptinhalte nach entwickelt. Wenn dabei öfter characteristische Stellen angeführt oder Proben zur Begründung meist eines ungünstigen Urtheils gegeben werden, so ist das von vornherein nur zu loben. Jedoch macht die ganze Darstellung auf uns zu oft den Eindruck einer zwar fleissigen, aber nicht gleichmässig und systematisch verarbeiteten Sammlung. Es erscheint ungerecht, bei manchen,

im ganzen anerkennungswerthen und auch anerkannten Büchern einzelne Versehen wiederholt, allzunachdrücklich oder beissend hervorzuheben; es ist wenigstens für uns störend, bei jeder Gelegenheit eine sonst vielleicht ganz interessante, aber in den Zusammenhang wenig gehörende Notiz eingeschoben, oder eine allzu ausführliche Erörterung angeknüpft zu sehen, zuweilen auch einen, milde gesagt, rücksichtslosen Ausdruck des Tadels zu finden. Wir müssen uns begnügen, zum Beweise des Gesagten einzelne Stellen anzuführen, zu besprechen und wenigstens diese und jene zu erörtern.

P. 78. heisst es, nachdem De la Touche: L'art de bien parler françois etc. 2 Bde. Amsterdam 1696 erwähnt und besprochen ist: „Dedicirt hat er sein Buch dem kleinen Herzog von Glocester, einem Sohne der Prinzessin, nachmaligen Königin Anna (die bekanntlich von 17 Kindern keines am Leben behielt). cf Macaulay's History of England. Tauch. Ausg. VIII p. 62.“ p. 80. sagt Herr Schmitz von Girault-Duviviers Grammatik: „Das Buch erschien zuerst 1824 mit einer Dedikation A Sa Majesté Louis XVIII. (gest. im Sept. 1824), welche die neueren Herausgeber weglassen; der schwache, allzu unselbständige Monarch war darin genannt worden un grand Prince, dont le moindre titre à la vénération de ses sujets et à l'admiration de la postérité, est d'être le plus éclairé des Rois que la France cite avec orgueil.“ Dergleichen scheint uns kaum zur Sache gehörig, so wenig wie die Notizen etwa von Fiedler p. 176: (Gymnasiallehrer zu Zerbst, schwächlich und allzufleissig, wie sein Freund Aug. Fuchs. Beide sind jung gestorben, Fiedler starb 1850, 33 Jahr alt)“ oder auf derselben Seite: „Der Galanterie wegen nennen wir auch die Engl. Sprachlehre der Gräfin Thekla von Baudissin (mit dem bekannten Schriftsteller dieses Namens, der an der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung des Shakspeare mitgearbeitet hat, wohl nur weitläufig verwandt“); ähnlich bei Mohnike p. 223. Reed p. 231. Morell p. 257.

Folgendes Urtheil über Burguy's Grammatik, S. 141: „Hätte sich kürzer fassen sollen, da Eigenes, besonderer Begründung Bedürftiges kaum vorkommt,“ scheint uns sehr hart und zwar deswegen: Burguy's Arbeit ist bekanntlich eine Ausführung des Fallotschen Buches, dem der Gedanke zu Grunde liegt, auf grammatischem Gebiete die Coexistenz verschiedener Dialecte seit frühester Zeit nachzuweisen. Da derselbe jedoch in seinem unvollendet gebliebenen Werke nur Artikel, Substantiv und Pronomen behandelt hat, so gebührt Burguy unstreitig das Verdienst, diesen Gedanken, wo derselbe doch gewiss der Begründung noch bedurfte, für alle übrigen Wortklassen durchgeführt zu haben. Diese, Burguy eigene Ausführung reicht von Seite 198 des ersten Bandes bis Seite 409 und füllt ausserdem den ganzen zweiten Band. Noch mehr. Burguy macht einen andern, unserer Ansicht nach zwar falschen Unterschied zwischen starken und schwachen Verben, als z. B. Diez, indem er die im Präsens diphthongirenden Verba zur starken Conjugation zählt. Jedenfalls aber hat er für viele Verba zuerst (aimer, donner u. s. w.) die Diphthongirung im Altfranzösischen nachgewiesen und Seite 200 des ersten Bandes eine scharfsinnige Erklärung dieser grammatischen Erscheinung aufgestellt. Mindestens hätte Herrn Dr. Schmitz bei einer etwas vorurtheilsfreien Lectüre des Burguy'schen Buches nicht entgehen dürfen, dass dieser beiläufig an vielen Stellen der Grammatik sowohl wie des Glossars eine Menge ihm ganz eigner Etymologien, Textverbesserungen und Texterklärungen giebt.

Wie wenig der Verfasser dem Drange widerstehn kann, das was ihm gerade einfällt, auch mitzutheilen, mag ein Beispiel beweisen p. 181. „Ein ganz unsinniges und albernes, mit lauter schlechten Alliterationen (abgesehn von der des etwa verlockenden Titels) spielendes kleines Machwerk sind Peter Piper's Practical Principles of Plain and Perfect Pronunciation. new. ed. with 24 engrav. by Watts Phillips, 1852. (1 s.;) hierbei fällt mir ein einheimisches Beispiel von Alliteration ein, das der siebenfachen des Peter Piper glorreich an die Seite treten kann; in der Nähe von Magdeburg liegt

das Dorf Pechau, dazu das Filial Pöten, hier lebte und wirkte vor einer Reihe von Jahren ein Prediger Namens: Peter Paul Pappe, Pastor Primarius zu Pechau und Pöten." Selbst das Intermezzo von dem Lesebuche des Dr. Manitius p. 237. ist uns für den Ort zu anekdotenhaft. Wenn p. 245. Herr Schmitz sich gegen die Siever'sche Art, den Shakspeare zu erläutern, erklärt, so lässt man sich dies gefallen; wir gestehn unsrerseits ebenfalls, dieser philosophisch grübelnden Auslegung nicht geneigt zu sein; gerade darum aber würden wir uns nie erlauben, eine mit ernstem Eifer und Scharfsinn verfasste Arbeit so ohne weiteres „ein Muster von charakterentwickelndem, ausspürendem, philosophisch-tief sich anstellendem Geschwätz" ja „eine Faselei" zu nennen. Dergleichen Ausdrücke scheinen uns in einer eigentlichen Recension mit voller Begründung nur der bornirten Unverschämtheit gegenüber, in einem Werke, wie das vorliegende sein soll, auf keinen Fall gerechtfertigt. — Dass sogar anerkannte Werke, wie das Wörterbuch von Mozin-Peschier oder das Vocabulaire von Plötz, noch immer mancher Berichtigungen und Zusätze bedürfen, konnte in der Art, wie es p. 117. 127 geschieht, durch Beispiele nachgewiesen werden; aber weitläufige Auslassungen, wie die über „bouquiniste Antiquar" gegen Herrn Hofrath Grässe in Dresden p. 128. Nachtr. p. 464 blieben besser weg. Ebenso sehen wir die naturhistorischen Erörterungen über die Bewegung der Krebse Nachtr. p. 460 als ziemlich überflüssig an, auf die Gefahr hin, von dem Herrn Verfasser für jüngere Leser gehalten zu werden, die nicht begreifen, dass man bei der Sprache sich nicht scheuen dürfe, wo es darauf ankommt, auch auf die Sache einzugehn. Alles hat seine Zeit und seine rechte Stelle! — Die Geschichte der ältern englischen Grammatik hätte aus den im Archiv XXIII, 4. veröffentlichten Beiträgen von Sachs leicht vervollständigt werden können. Analysen der Bücher von Guest, von G. Brown werden Jedem willkommen sein; der Seitenblick bei letzterm auf die Grammatik von Schötensack p. 170. ist weder ganz treffend, noch wird ihn Jemand erwarten; so wenig wie dass der Verfasser seines Vater's Elementarbuch p. 174. als „lächerlich dürftig" anführt. Der Vorwurf der „Wissenschaftlichthuerei," welcher p. 176. Fiedler gemacht wird, wegen einiger Wendungen in seiner Grammatik, erscheint ungerechtfertigt; denn wenn man unbefangen die betreffenden Stellen im Zusammenhange liest, wird man kaum einen andern Eindruck empfangen, als dass Fiedler in dem gerechten Bewusstsein schreibt, die Forschungen der grossen Sprachmeister zuerst mit Consequenz auf das Englische angewandt zu haben.

Von Lucas Wörterbuch weiss der Verfasser nur zu rügen, er habe besonders sein Werk dadurch reichhaltiger als die bisherigen zu machen gesucht, dass er alle möglichen Archaismen und Provincialismen aufgenommen, welche sich in verschiedenen Specialwörterbüchern bequem finden. Das mag sein. Gewiss aber wird der Verfasser seit dem Erscheinen seines Buches bereits zu der Ueberzeugung gelangt sein, dass, Archaismen und Provinzialismen abgerechnet, das Wörterbuch von Lucas an Reichhaltigkeit alle existirenden Wörterbücher übertrifft, was im Archiv auch schon verschiedentlich nachgewiesen ist. — Vielleicht möchte selbst das Urtheil über Strathmann, pag. 208, zu scharf sein. —

Was p. 222. flgd. über angelsächsische Sprache und Literatur gesagt ist, würde, obgleich nicht erschöpfend, genügen, wenn es mit mehr kritischer Sichtung zusammengestellt und nur von einem Fingerzeige für denjenigen begleitet wäre, der sich für dieses Studium gerade Rath's erholen möchte. So könnte sich leicht Jemand durch den billigen (nämlich von 2 Thlr. auf 16 Sgr. herabgesetzten) Preis verleiten lassen, zum Anfang des Lesebuch von Ebeling zu wählen und würde doch darin ein für ihn ziemlich unbrauchbares Werk erhalten. Als solches konnte dasselbe wenigstens ebenso gut als die Geschichtsschreiber Englands desselben Verfassers bezeichnet werden, während man bei deren Erwähnung p. 234 nur findet: „ein werthloses Pro-

duct“ und in Parenthese („ebenso wie Desselben Compilation: Geschichte der religiös-politischen Unruhen in Frankreich in den Zeiten Franz I. bis zum Tode Franz II., 1857, angeblich auch nach handschriftlichen und theilweise unbenutzten Quellen.“) — Wenn es p. 225 heisst, dass Behnsch bei der Abfassung seiner Geschichte der englischen Sprache und Literatur einen anerkennenswerthen Gedanken gehabt und ein ziemlich brauchbares, schon der Billigkeit des Preises halber sich empfehlendes Werk geliefert habe, demselben aber einzelne Mängel wiederholt aufgestochen werden, so geschieht dem Buche mit so beschränktem und zweideutigem Lobe jedenfalls Unrecht. Denn abgesehn von den theuren, schwer zu erlangenden englischen Quellenwerken und selbst neben ihnen als geschickte Zusammenfassung des Wichtigsten ist es bis jetzt dasjenige Buch, welches in die ältere englische Literatur am besten einführen wird; und gerade weil es uns trotz einzelner Mängel und mancher Versehn in hohem Grade empfehlenswerth erscheint, zumal in einer Encyclopädie für das Studium der neueren Sprachen, so mögen auch die Ausstellungen, die Herr Schmitz daran macht, ausnahmsweise eine noch nähere Erörterung finden. Derselbe findet es „naiv,“ dass Behnsch die Erklärung angelsächsischer Wörter in Leo's Sprachproben ungeordnet nennt, während sich's Leo bei der Anordnung seines Wörterbuches viel Mühe habe kosten lassen. Der Ausdruck „ungeordnet“ mag nicht genau sein; Leo hat bekanntlich die Wörter ganz eigenthümlich nach gewissen Vocalreihen, dabei zugleich nach Abstammung und nach der hergebrachten Consonantenfolge zu ordnen gesucht, übrigens auch dies keineswegs consequent durchgeführt. Jedenfalls ist der Gebrauch des Buchs dem Anfänger ausserordentlich erschwert. Die etwas subjektiv willkürliche, theilweise inconsequente Anordnung, deren Schlüssel sich noch dazu der Leser erst allmählich suchen muss, kann also in einem gewissen Sinne fast Unordnung heissen. Weiter hat auch Behnsch gewiss Nichts sagen wollen; seinen vielleicht durch die Kürze ungenau gewordnen Ausdruck mit einer gewissen Schärfe „naiv“ zu nennen, dazu lag doch erst dann Grund vor, wenn Etwas zu der Annahme berechtigte, Behnsch habe die Absicht, das Princip Leo's gar nicht bemerkt oder verstanden.

Dass Madden's Ausgabe des Layamon 1847 weder Fiedler 1850, noch Behnsch 1853 bekannt war, benuzt Herr Dr. Schmitz Vorrede p. VII. als Beweis, wie schwer es selbst den Specialisten sei, Lücken zu vermeiden und mag das ganz passend thun, um für seine Encyclopädie eine billige Nachsicht zu fordern. Einen unangenehmen Eindruck aber macht es, wenn er p. 225 bei Besprechung des Behnsch in folgenden Worten darauf zurükkommt: „Ferner ist bezeichnend für den Charakter des Buches von Anno 1853, dass S. 140 sehr gelehrt gefragt wird, ob die angekündigte Ausgabe des Layamon von Fr. Madden schon erschienen sei und diese war schon 1847 erschienen.“ Aus der einfachen Frage, welche Behnsch dem Titel der Ausgabe nachsetzt: angezeigt, ob erschienen? kann doch der Unbefangene wahrlich keine Gelehrtthuerei, sondern nur das bescheidene Geständniss herauslesen, dass er sie noch nicht gesehn, und den wohl zu entschuldigenden Zweifel. Wie schwer es auch heute noch ist, mit der fremden Literatur bis ins Einzelnste bekannt zu bleiben, wenn man sich nicht in einer vorzugsweise günstigen literarischen Lage befindet, wird Herr Schmitz am besten wissen; nicht minder, wie lange oft angekündigte Werke auf ihr Erscheinen warten lassen. An ein Beispiel der Art unter uns mag nur erinnert werden, um eine wenn auch sehr geringfügige Berichtigung daran zu knüpfen. Im Jahre 1834 bereits, als von R. Schmid's Gesetzen der Angelsachsen der erste Theil erschien, wurde zugleich der zweite angekündigt, dieser aber fünfundzwanzig Jahre lang umsonst erwartet, bis nun 1858 die zweite vortreffliche Ausgabe nicht in zwei Bänden, sondern in einem herausgekommen ist.

Als einen Beweis, wie es scheint, dafür, dass Behnsch etwas mehr selbständige und umfassende Kenntniss zu seiner Arbeit hätte mitbringen sollen,

führt Herr Dr. Schmitz an, dass die Zeilen des zweiten Facsimile nicht wie die des ersten und dritten gedruckt und erklärt zu finden seien und fährt dann fort: „Wenn er die beiden Zeilen des Andreasliedes aus der Vercellihandschrift etwa nicht erläutern konnte, so hätte er dies Facsimile lieber weglassen sollen, da vernünftige Leser erkennen und verstehen wollen, was ihnen als Probe, wenn auch nur als Schriftprobe gezeigt wird. Vielleicht ist es manchem Leser nicht unlieb, wenn ich die Stelle hier hersetze, so wie ich sie lese und verstehe (sauf erreur, versteht sich, denn es fehlt ja jeder Zusammenhang): aefter thyssum (für thisum) vordum vuldres thegnas begen tha gebrothor togebede hyldon (für byldan), nach diesen Worten des göttlichen (eig. der Herrlichkeit) Dieners beider (jeder von beiden) da Gebrüder zusagte Huld.“ Der Mangel aller Erläuterung bei Behnsch in diesem Falle mag stören, die Uebersetzungen, die er sonst giebt, sind auch nach unserer Ueberzeugung öfter unrichtig: aber ungern sehen wir die Kritik in obiger Weise ausüben, wenn die versuchte eigne Erläuterung so sehr der Nachsicht bedarf. Denn auf diese sind allerdings die Worte Guest's anwendbar: In every translation from the Anglo-Saxon, that has fallen under my notice, there are blunders enough to satisfy the most unfriendly critic. Wir wissen sehr wohl, wie schwierig und streitig viele Stellen der angelsächsischen Dichtungen sind; aber die beiden Verse aus dem Andreas gehören wahrlich nicht zu der Zahl und die Uebersetzung, welche Herr Schmitz von denselben liefert, dürfte jedem Kenner des Angelsächsischen unbegreiflich sein. Abgesehn von dem möglichen Missverständnisse des thegnas als Genitiv, wie soll doch hyldon (für hyldan) der Accusativ von hyldo hyld „Huld“ sein, wie noch mehr togebede bedeuten können „zusagte.“ Freilich sagt Herr Schmitz: „sauf erreur“ u. s. w. Aber einmal kommt auf den Zusammenhang hierbei wenig an und dann wäre es wohl nicht zu viel erwartet gewesen, dass zum Verständnisse entweder Grimm's Andreas und Elene p. 30. Erl p. 123. oder Grimm's Angels. Poesien II, p. 34. Uebersetz. II. 28 nachgesehen wurde, wo sich findet:

> Aefter pyssum vordum vuldres pegnas
> Begen på gebrôdor tô gebede hyldon.
>
> Beide die Gebrüder neigten zum Gebete sich
> Drauf nach diesen Worten, die Diener der Glorie.

Wir sind desshalb genauer auf diese Einzelnheiten eingegangen, um den Wunsch zu begründen, dass Herr Schmitz hin und wieder vorsichtiger in seinem Urtheile gewesen sein möchte. In einem Werke wie das seinige erwartet man mit Recht eine möglichst objective, kurze und treffende Kritik der verschiedenen Bücher; Hervorheben einzelner Versehn scheint nur dann am Orte, wenn dieselben erstens ganz unzweifelhaft und weiter noch gleichsam die Repraesentanten von einer ganzen Menge ähnlicher, darum für die Characteristik wesentlich sind. Diesem Grundsatze gemäss, den er wohl selbst gelegentlich aufstellt, und in dem ruhigsten Tone zu urtheilen ist dem Verfasser nicht immer gelungen.

Unter den deutschen Werken über englische Literatur p. 231 hätte neben Scherr genannt zu werden verdient: „Geschichte der engl. Poesie von der Mitte des vierten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von A. Büchner. 2. Theile. Darmstadt 1855.“ Für das grössere gebildete Publikum berechnet giebt dies Buch besonders ausführliche Analysen und reichliche Proben von den wichtigsten Dichtungen. Herr Schmitz sagt nur beiläufig p. 151 bei Erwähnung der französischen Literaturgeschichte Büchners, dass von demselben Verfasser auch eine Geschichte der englischen Poesie da sei. Eben so wird man vermissen: Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, I. Die englische Literaturgeschichte von 1660-1770. Die Geschichte der englischen Literatur u. s. w. von St. Gätschenberger, I.

rag 1859. 2 Thlr. 10 Sgr. konnte Herrn Schmitz noch nicht bekannt sein. nter den Werken über Shakspeare p. 242 erwartet man die neue Ausabe von Ulrici und Kreissig's Vorlesungen zu finden. Bei den deutschen ebersetzungen fremder Autoren pag. 269 hätte Lessing als Uebersetzer er Dramen Diderot's erwähnt werden müssen.

Das vierte Capitel, in welchem streng genommen nur diejenigen Bücher rwähnt werden sollen, welche die beiden fremden Sprachen zugleich zum egenstand haben, hat ein etwas buntes Aussehen dadurch bekommen, dass n dasselbe auch Lehrbücher des Deutschen, ja des Lateinischen und Griehischen für Franzosen und Engländer aufgenommen sind; auch die Beurtheilung der Ollendorf'schen und Robertson'schen Methoden und Lehrbücher gehört kaum an diese Stelle. Die beiden letzten Abschnitte, welche ine vergleichende Uebersicht der Geschichte der beiden Sprachen und Literaturen, sowie einige Uebersetzungen bringen, hätten wir am rechten Orte twas ausführlicher behandelt gewünscht. Auffallend ist es, wenn unter den nglischen Uebersetzungen griechischer Classiker zu lesen ist: Aeschylus: Blakie. Sophokles: .... Euripides: .... Aristophanes: .... Pindar: .... und o ähnlich weiter. Soll das heissen, dass die betreffenden Schriftsteller gar icht oder dass sie nur anonym, oder von weiter nicht nennenswerthen Jebersetzern übersetzt worden sind, oder dass dem Verfasser darüber Nichts ekannt war? In jedem Falle bedurfte es nur einer kurzen Bemerkung. So ieht es fast aus, als wenn die Namen der Autoren nur mit aufgeführt wären, ım gelegentlich die leere Stelle des Uebersetzers hinter denselben auszufüllen md wir erhalten davon abermals den Eindruck, den das Werk des Herrn Dr. Schmitz an vielen Stellen auf uns gemacht hat, als sei es aus seinen nit grossem Eifer angelegten, gewiss seit langen Jahren fleissigst geführten und darum ohne Zweifel reichen Collectaneen etwas eilig zusammengestellt. Die beiden Theile, mit denen wir es bisher zu thun hatten, zumal der zweite, bieten ein umfassendes Material, aber noch keineswegs in der strengen, geordneten und gleichmässigen Bearbeitung, wie sie von einer Encyclopädie les philologishen Studiums der neueren Sprachen gefordert werden muss.

Da die beiden letzten Theile, die Methodik des selbständigen Studiums der neuern Sprachen und die Methodik des Unterrichts in denselben, wenn auch nach Form und Behandlung den ersten entsprechend, doch einen Inhalt ganz andrer Art haben, so halten wir es für nicht unpassend, deren genauere Beurtheilung wo nicht einer andern Feder zu überlassen, so wenigstens einem zweiten Artikel vorzubehalten.

E. Müller.

1) Arthur Schopenhauer als Interpret des Götheschen Faust. Ein Erläuterungsversuch des ersten Theils dieser Tragödie von Dr. David Asher. Leipzig, Arnoldi. 1859.

2) Spekulation und Glauben. Die Faustsage nach ihrer Entstehung, Gestaltung und dichterischen Fortbildung insbesondere durch Goethe, von Dr. Karl Friedrich Rinne. Zeitz, Webel. 1859.

Es wird immer unmöglich sein, den Inhalt eines dramatischen Kunstwerks auf eine wenn auch noch so inhaltschwere Sentenz, auf ein philosophisches Dogma oder ein System zurückzuführen. Das Werk verlöre ja eben damit seine Qualität als Drama. Das muss auch vom Faust gelten, und es ist zu bedauern, dass man mit Verkennung des dramatischen Charakters dieser Dichtung Goethe's bedeutendste Schöpfung zu einem philosophischen Lehrgedicht hat umdeuten wollen. Vor allem hat man auch dieses Werk als ein Drama zu betrachten. Sein Inhalt kann daher nicht irgend ein Philosophem sein. Das Wesen eines Dramas begreift man allein in der Eigenthümlichkeit der dargestellten Charakterformen. Und danach muss sich auch das ästhetische Urtheil über den Faust gestalten. Hat der Dichter mit tiefem Blick und schöpferischer Kraft lebendige Menschengestalten in Bewegung gesetzt, deren Inhalt eine eben so eigenthümliche als ewige und allgemein gültige Form des Wollens und Empfindens bildet, hat er diese Gestalten in einer ihrem Wesen angemessenen Handlung sich entfalten lassen: so ist sein Werk ein echt dichterisches und von desto grösserer Bedeutung, je umfassender und grossartiger der sittliche Inhalt seiner Gestalten ist. Ausbeute für unsere Erkenntniss werden wir im Drama nur in sehr vermittelter Weise erreichen können: aber die Anschauung eines guten Stücks Menschenleben in dem Glanze der Poesie zum Idealen gesteigert, — das ist's, was uns der Dichter bieten wird.

Dennoch werden wir zwischen dem ersten und zweiten Theile des Faust eine nicht auszufüllende Kluft finden. Der zweite Theil der „Tragödie" hat weder Charaktere noch Handlung; weder Conflikt, noch Katastrophe. Er ist in der That eine Allegorie in Gesprächsform aus verschiedenartigen Theilen bestehend und in sehr räthselhafter Weise allerlei Gesinnungen des Dichters darstellend. Dazwischen erscheinen einzelne Scenen, welche ohne weiter gehende Absicht, blosse Ausmalungen von Momenten sind, die sich an den vorliegenden Stoff ergeben, ohne durch ein engeres Band organischer Nothwendigkeit an den Hauptkörper des Werkes gebunden zu sein.

Ganz anders verhält es sich mit dem ersten Theile. Dieser bildet in der That ein organisches Ganze, wenn wir uns das ausscheiden, was sich von selbst als unwesentlich ankündigt. Hier ist ein wahres Drama: gross angelegte Charaktere in glücklicher Gruppirung, gewaltige Conflikte und eine erschütternde Katastrophe. Drei Hauptgestalten tragen das Ganze: der schrankenlos nach dem Unendlichen im Erkennen und Empfinden strebende Titane; der skeptische, alles Ideale verhöhnende Realist; und das reine, unbewusste, dem Uebermaass der Empfindung arglos hingegebene Weib. Alle drei misskennen die substantielle Ordnung des Lebens, sie setzen das Subjektive der Sehnsucht, der Reflexion, der Empfindung über die grossen Objektivitäten. Das einfache Thema ist: — Liebe ohne Ehe, „Die Kindesmörderin." Zu diesem Kerne verhält sich die Darstellung des verzweifelnden Idealisten und seines Bündnisses mit dem „Teufel" als Exposition, die seine Liebe sowohl, wie das Verlassen der Geliebten motivirt. Das Thema lag in der Stimmung der Zeit. Von einem besondern Philosophem ist dabei nicht die Rede.

Die erste der oben genannten Abhandlungen sucht nach gewohnter Weise die Ansichten eines Philosophen in den ersten Theil des Faust hinein-

zutragen, seltsamerweise um aus der Uebereinstimmung des Dichtwerkes mit einzelnen Aussprüchen des Philosophen die Wahrheit eines Systems zu erweisen! Originell ist der Verfasser auch darin, dass er zur Abwechslung einmal Schopenhauer wählt, um nachzuweisen, dass Goethe ein Anhänger der Theorien gewesen, zu denen sich dieser gallsüchtigste aller Philosophen bekannt hat. Wir bekennen, dass uns der Beweis nicht gelungen zu sein scheint. Auf dieselbe Weise liesse sich aus dem Dichtwerke jede beliebige anderweitige Theorie bestätigen, und umgekehrt dieselben Theorien an jedem andern Dichtwerke nachweisen. Sollte Herr Asher einmal den Versuch mit einem Schiller'schen Werke machen wollen, so möchten wir uns erlauben, ihn auf die Jungfrau von Orleans hinzuweisen, bei der er Gelegenheit haben würde, Schopenhauer's tiefsinnige Phallosophie, die er so geschickt an das Verhältniss zwischen Faust und Gretchen anzuknüpfen versteht, des Weiteren zu expliziren. Einige Proben der Art, wie der Verfasser den Faust interpretirt, möchten für das Andere zeugen. Faust ist der Vertreter des über sich und über den Willen zum Bewusstsein gekommenen Intellekts, Gretchen die Verkörperung des Willens selbst, Mephisto die andere Seite des Faust, der Reiz oder Trieb, welcher dem Willen beigesellt ist, oder auch die umgarnende Phantasie. — Die Hexenküche ist die Allegorisirung eines verrufenen Hauses mit seinem unfehlbaren alten Weibe, der Wirthin und den eben so unvermeidlichen Katzen mit noch übrigem Gethier, und Faust berauscht sich daselbst in Punsch, so dass ihm allerlei tolles Zeug durch's Gehirn fährt etc. Das alles sagt Herr Asher, so schwer das zu glauben ist, in völligem Ernst. —

Einen durchaus wohlthuenden Eindruck macht die Schrif des Herrn Rinne: „Spekulation und Glauben." Der Herr Verfasser bietet uns eine ausführliche geschichtliche Untersuchung über Wesen und Entstehung der Faustsage, doch mit der wesentlichen Rücksicht, eben dadurch festzustellen, wodurch eigentlich Goethe's grosses Werk so unwiderstehlichen Zauber übt, und wodurch es andrerseits hinter dem Höchsten, was hätte geleistet werden können, zurückbleibt. Der Herr Verfasser bezeichnet die Faustsage zunächst als den „sagenpersönlichen Ausdruck des spekulativen Menschengeistes innerhalb der deutschen Nation." Wir können damit nicht ganz einverstanden sein. Das Reformationszeitalter, das der Sage seine Entstehung gab, hat eine eigentliche Spekulation nicht erzeugt, nicht einmal in der Form eines unbewussten, ahnungsvollen Triebes. Die Stimmung des gesammten Zeitalters ruht auf religiös-dogmatischem Grunde. Ist die Sage aber ein Ausdruck der tieferen Gesinnung jenes Zeitalters, so wäre es wahrhaft zu verwundern, wenn aus jener Zeit der spekulative Trieb, der in ihr nicht vorhanden war, in die Sage sollte geflossen sein, die aus ihr entstand. Jene Meinung hat nun das kritische Verfahren des Herrn Verfassers im Wesentlichen geleitet. Er scheidet aus der ältesten Form der Sage, die uns zugänglich ist, aus dem Faustbuche von Spies (1587) alle diejenigen Bestandtheile als unächt und unorganisch aus, welche Faust von einer andern Seite zeigen, als von der des „unsinnigen und hoffärtigen Kopfes, des Spekulierers," zunächst also die Zauberschwänke, sodann die Buhlgeschichten, drittens die Scenen, in denen Faust als Arzt, Astronom, Mathematiker und Physiker erscheint. Sogar der Famulus Wagner gilt ihm als unorganische Zuthat. Die Sage sei ursprünglich eine Art von Studentensage gewesen, erst in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in's Volk übergegangen, dann aber nicht mehr in ihrer eigentlichen Bedeutung verstanden worden, und nun hätte sich fremdartiger Stoff aus andern Sagen assimilirt. Der Verfasser weist nach, wie durch solche Einschiebungen in die Auffassung des Charakters des Helden und in die thatsächlichen Angaben der Sage unlösliche Widersprüche eingeflossen seien. Aber wo Widersprüche in einer Erzählung sind, da schliessen wir auf zufälliges Zusammenschiessen vieler Sagen, nicht aber auf Bearbeitung durch einen seines Planes bewussten Erzähler. Dieser hätte die Widersprüche ja

eher tilgen müssen. Sind sie geblieben, so sind es Ueberreste von Widersprüchen, die in der Sage ursprünglich und vom Bearbeiter nicht getilgt sind. Wenn ferner Faust bald mit hoher Achtung behandelt, bald mit Abschen auf sein Thun hingewiesen wird, — ist ein solches getheiltes Urtheil nicht nothwendig, wo eine grosse geistige Kraft, die dem Helden Respekt erwirbt, auf verderbliche Abwege geräth? Liegt nicht gerade darin der eigentliche Reiz der Fabel, in der geistigen Selbständigkeit, die dann dazu kommt, sich von ihrem Gott loszusagen? Es musste sich nothwendig immer mehr Ballast an die Sage hängen. Das liegt in der Natur des Publikums, das die Bearbeitungen derselben würdigen sollte. Wüstlingsabenteuer und Zaubergeschichten konnten bis in's Unendliche neu hinzukommen, ohne den Kern der Sage zu verändern. Aber schon in der frühesten Gestalt ist Faust eben so sehr ein Wüstling, als ein Wunderthäter. Der Zusammenhang der Faustsage mit dem Klinsor des Wartburgkrieges oder des Parcival ist unsicher und liegt mehr in äusseren Aehnlichkeiten, als in dem Wesen der Sache. Aber sei es auch zugegeben: über die Bedeutung des Faust, der Gestalt des Reformationszeitalters, können jene alten Auffassungen der Verbindung mit dem Bösen keinen Aufschluss geben. Faust hängt durchaus mit der spätern Teufels- und Hexenmythologie zusammen. Georgius Sabellicus um 1504 macht auf den Namen des „jüngeren Faust“ Anspruch wegen seiner Kunst in Alchymie, Nekromantie, Wahrsagung und Zauberei. Das also und nicht Spekulation muss auch als das Auszeichnende Faust's des Aelteren, wer er auch sei, in der Sage gegolten haben. Wenn nun die Faustsage mit den Geschichten des wirklichen Faust, des Faust von Knittlingen, sich verschmolzen hat, so ist nicht Fremdartiges in einander übergegangen, sondern Gleichartiges coalescirt. Gesetzt auch, der hoffärtige fürwitzige Geist sei das Grundmotiv der Sage: so schliesst das doch sinnliche Lust keineswegs aus. Der Uebergang ist sehr leicht und müsste nothwendig von selbst gemacht werden. Von einer ideelleren, reineren Auffassung der Sage lässt sich geschichtlich auch nicht die mindeste Spur nachweisen: ja sie liesse sich auch bei Studenten, und bei diesen erst recht, aus der Stimmung der Zeit nicht erklären. Jenes Uebermaass geistiger Selbständigkeit, an dem allerdings jenes Zeitalter eine Art von gräulichem Wohlgefallen haben konnte, kann sich eben so wohl in schrankenloser Lust und Wüstheit, als in unbegrenzter Wissbegierde offenbaren. Aber wo zeigt sich denn überhaupt in Faust ein eigentlich spekulativer Trieb? Die Fragen nach Himmel, Hölle, Teufel, Engeln können doch nicht als Beweis eines reinen spekulativen, sondern nur eines dogmatischen Interesses gelten. —

Es hat uns sehr erfreut, beim Verfasser eine aufrichtige Werthschätzung der Spekulation und ihrer idealen Ziele zu finden. Wir stimmen mit ihm darin überein, dass der spekulative Grundtrieb die schönste Zierde des deutschen Geistes ausmacht, ja zum Theil die Weltstellung der Deutschen als Nation bedingt. Aber in der Faustsage, die von vorn herein dem Verstande des Bürgerthums angemessen ist, können wir solche spekulativen Triebe nicht verkörpert erblicken. Das ist vielmehr der Grundzug der Faustsage: der Gegensatz ungebändigten Eigenwillens gegen christliches Leben und christlichen Glauben, und die daraus hervorgehende Verbindung mit dem Bösen mit ihrem schmählichen Lohne. Dadurch wird einerseits im Interesse an einer Gestalt wie Faust dies titanische Streben deutschen Geistes nach Unabhängigkeit im Denken und Wollen, andrerseits in der Abmahnung von ähnlichen Wegen die Hochhaltung der geheiligten Lebensordnungen bezeichnet. In diesem Sinne ist die Faustsage ein rechter Ausdruck deutscher Gesinnung und darum ein Lieblingsthema deutscher Dichtung geworden. — Der Verfasser verfolgt sodann mit grosser Sorgfalt den Weg, den die Sage vom Pakt mit dem Teufel durch das Mittelalter hindurch bis zu völliger Ausbildung in der Faustsage genommen hat, und giebt darauf eine Uebersicht der verwandten ausländischen Sagen und der deutschen Bearbeitungen der

age bis zu dem bekannten Puppenspiel, um sich zuletzt zu den modernen
Gestaltungen der Sage, insbesondere zu dem Goethe'schen Werke zu wenden.
Das Meiste, was er über Goethe's Dichtung sagt, ist treffend und wahr. Nur
möchten wir nicht glauben, dass Goethe deshalb unter seiner Aufgabe geblieben sei, weil er die immanente Idee der Sage nicht erkannt habe. Die
Sage ist für den Dichter ein Objekt, wie jedes andere, dem er erst die
Form seiner Phantasie zu geben hat. Und wenn diese bei Goethe ausgereicht hat, etwas in Fülle des Inhalts und Schönheit der Form gleich Gewaltiges hervorzubringen, so kann uns das ursprüngliche Motiv, der blosse
Stoff, durchaus gleichgültig bleiben. Zugegeben auch, die Liebschaften
Faust's wären ein fremdartiger Bestandtheil der Sage: bei Goethe mussten
sie sehr in den Vordergrund treten, wollte er anders ein volles Bild menschlichen Lebens geben. Den Mann musste das Weib ergänzen. Auch darin
möchte nicht leicht ein Mangel des Goethe'schen Faust zu finden sein, dass
das dogmatisch-religiöse Interesse durchaus zurücktritt. Der Kampf zwischen Spekulation und Glauben, wie ihn der Verfasser in der Sage findet,
kann beim dramatischen Dichter nur in seiner sittlichen Wirkung erscheinen
als Charakterform, und so erscheint er in der That bei Goethe weit mehr
als in der Sage. Ja, uns scheint dem Verfasser seine Auffassung der Faustsage grade aus der Betrachtung des Goethe'schen Gedichts entstanden zu
sein. Ohne dieses hätte Niemand darauf verfallen können, in der Spekulation
den Grundzug der faustischen Natur zu erblicken. Wir hoffen in der That
von einer innigen Vertiefung in das göttliche Wesen des christlichen Glaubens eine neue, herrlichere Epoche auch der poetischen Literatur. Aber
keine Dichtung hat als solche ein Dogma oder ein System zu ihrem Inhalt
oder ist wegen des Mangels an dogmatischem Inhalt zu tadeln. „Die Cultur
der Poesie und des feinen Geschmacks" hat an Goethes Faust keinen Theil,
wohl aber die Selbstvergötterung des Individuums. Das möchten wir nicht
so zugeben, dass der Faust nur das Spiegelbild des Dichters sei in allen
Stücken. Aber ein Bild des schöngeistigen Individuums ist er durchaus, das
allen Inhalt nur als den seinigen, in Bezug auf seine Subjektivität weiss
und nichts Absolutes, Objektives kennt. Darum lassen wir uns seinen Untergang im ersten Theil gefallen. Seine Rettung aber im zweiten hat etwas
durchaus Oberflächliches. Faust's Befriedigung ist etwas bloss Gemachtes,
Aeusserliches und Unerklärliches, aus einem Machtworte des Dichters hervorgegangen, der es nicht einmal allzu ernstlich mit seiner Lösung gemeint hat.
Diesem armseligen schliesslichen Genügen Faust's fehlt grade das, was der
Verfasser treffend als die entsagende Demuth, die liebende Aufgebung der
Individualität an das Objektive, als die Kreuzestugend bezeichnet. Der erste
Theil hat nichts Lehrhaftes: darum kann man ihm aus einem Dogma heraus
keinen Vorwurf machen. Der zweite Theil, der zeigen wollte, wie ein sündhafter Mensch selig wird, unterliegt mit Recht dem Tadel des Verfassers.
Um solchen Spottpreis lässt sich die Seligkeit nicht erringen. Der erste
Theil des Faust ist in jeder Weise ein vollendetes dichterisches Meisterwerk,
das auch in der äusseren Form, wenn man nur die Grenzen der Kunstform
nicht allzu eng zieht, mit geringen Abzügen an Unwesentlichem den Anforderungen der Kunstgattung entspricht, das darum leben wird, so lange es
denkende und liebende Menschen auf Erden geben wird. Den zweiten Theil
geben wir dem Verfasser in jedem Sinne preis und unterschreiben sein Urtheil in allen Stücken. — Die gut geschriebene, äusserlich gut ausgestattete
Schrift enthält des geistreich Bemerkten und Interessanten so viel, dass wir,
wenn wir auch in den Hauptresultaten zum Theil andrer Meinung sind, sie
gleichwohl der Aufmerksamkeit der Kenner nicht allein, sondern allen Freunden der Goetheschen Muse empfehlen dürfen.

Shakespeare's Hamlet erläutert von Carl Rohrbach. Berlin, Schneider. 1859.

Es ist kein Zweifel: der Prinz Hamlet ist so recht eine Gestalt aus des Dichters innerstem Herzen: ein edles Gemüth, ausgezeichnet durch Fülle der Bildung und Energie der Reflexion, überall nach dem Guten und Herrlichen strebend, nirgend durch den schlechten Schein gefesselt. So steht der Prinz in einer verwahrlosten Welt: von allen Seiten dringt das Hässliche, Gemeine, Sündhafte auf ihn ein. Was die Welt nur Bittres bringt, wird ihm nicht erspart. Und nun soll er gar in diese Welt eingreifen mit einer entsetzlichen That, die sich ihm als eine Art von sittlicher Nothwendigkeit aufdrängt. Solcher Noth gegenüber ist er das verkörperte Gewissen, beständig auf den Standpunkt der Nothwehr gedrängt, überall der Angegriffene, weil er wegen sittlicher Bedenken selbst einer so heillosen Umgebung gegenüber nicht der Angreifer zu sein vermag. In schmerzlichem Kampfe verzehrt sich dies edle Gemüth, das von der ungebrochenen naiven Naturkraft zu wenig besitzt. Aber grade darin, in dieser Tiefe des Denkens, liegt das Interesse dieser einzigen Gestalt. Sie ist eine Seite des Dichters selbst. — Aber möge man auch eine andre Ansicht von dem idealen Kerne der grossen Dichtung haben, eine Auslegung, wie die des Verfassers vorliegender Schrift, wird sich immer selbst richten.

Hätte der Verfasser nicht, wie er in der Einleitung das naiv zugesteht, die früheren Interpreten der Tragödie ungelesen gelassen, um nicht seine „Originalität“ einzubüssen, so würde er schwerlich die ohne das so reiche Hamlet-Literatur um ein geschmackloses Buch vergrössert haben. Als er sich dann um seine Vorgänger bekümmerte, war seine Deutung schon aufgeschrieben, und Geschriebenes ungedruckt zu lassen, ist bekanntlich heut zu Tage eine physische Unmöglichkeit. Die unangenehmste aller Manieren ist der zudringliche Ton altkluger Ueberlegenheit, und das ist grade die Manier, in der der Verfasser schreibt. Die Auffassungsweise des Verfassers ist die in's Abgeschmackte potenzirte Goethe's. Auf den sittlichen Charakter der dem Hamlet auferlegten That kommt nach ihm nichts an. Die Tragödie dreht sich um den Begriff der Thatkraft. Claudius bedeutet: Thatkraft, Klugheit bei ungerechter Sache. Hamlet: Klarheit ohne Thatkraft bei ungerechter Sache. Fortinbras: Reine Thatkraft bei gerechter Sache p. 6. So wird der Dichter zum Rechenmeister, seine Gestalten Produkte eines logischen Processes, der dürrste antithetische Formalismus. Gegen Hamlet hat der Verfasser einen infernalischen Hass, ja mehr als das, eine souveräne Verachtung. Hamlet ist eine Schauspielernatur, ein Wortheld, ein Phrasenmacher, aber kein Held, nicht ohne Scharfsinn, und doch nicht schlau. Er lässt sich durchschauen und plaudert aus purer Geschwätzigkeit seine Geheimnisse unnütz aus. Auf Laertes ist er eifersüchtig, weil er in schönen Redensarten einen Nebenbuhler getroffen hat. Auf den Zweikampf lässt er sich ein, weil es ja nur gefahrlose Rappiere sind: auf Degen hätte er ihn nicht angenommen. Trotz seiner bösen Ahnungen lehnt er den Zweikampf nicht ab, aus blosser Trägheit, weil ihm das ein Wort kosten würde. Hamlet reflektirt gut, aber er ist ohne Selbstvertrauen und Muth, liebt Nacht und Heimlichkeit. Er ist undankbar und lieblos bis zur Rohheit, grausam und rachsüchtig, kindisch albern (sic, S. 26), durchaus ein Schwächling, nicht ehrgeizig, aber neidisch und unbeständig. Dagegen ist der König ein Muster männlicher Thatkraft. In der That: ärger kann man den Dichter nicht missverstehen. Ein vollendeter Raufbold wäre des Verfassers Ideal. An der Rede des Geistes übt er eine ergötzliche Kritik. Der Vater ist wie der Sohn, die vielen Worte liegen im Blute der Hamlet's. Horatio ist leidenschaftlos, hausbacken und nüchtern, ohne Spur von Muth, zeigt mehr Unterthänigkeit, als Freundschaft und ein Uebermaass von Bescheidenheit. Shakspeare hat in dem Stücke die Abschreckungstheorie befolgt. Er zeichnet den Hamlet so elend, um

durch sein Unglück zu warnen. Der Zweck des Dramas überhaupt ist mehr ein moralischer als ein ästhetischer. Es soll das Volk erziehen, nicht ergötzen. In süsser Flüssigkeit bietet es heilsame Arznei.

Wir hätten darauf nichts zu erwidern. Würden wir gefragt, ob Jemand, der solche Urtheile fällt, ein Recht hat, als Kritiker sich an einem Shakspeare'schen Drama zu geriren, wir würden die Frage verneinen. Nur einige Proben von Wortdeutung erlauben wir uns noch aus der Schrift anzuführen, um die Manier des Verfassers zu bezeichnen. Wir machen zunächst auf die tiefsinnige Auslegung des Anfangs der Tragödie aufmerksam, S. 87 sqq., ferner auf die „Perle," die der Verfasser S. 28 sqq. gefunden hat. „Fortinbras sagt: Let four captains bear Hamlet like a soldier, to the stage, for he was likely, had he been put on, to have prov'd most royally, d. h. Tragt Hamlet, gleich einem Krieger, nicht: als einen Krieger (denn der war er nicht), zur Bühne (Schauspielbühne), denn wäre er dorthin gestellt gewesen, hätte ihn das Geschick dahin berufen, statt zum Throne, würde er sich königlich bewährt haben. Dafür war er geschaffen! — Das lächelt der Dichter hinter der Maske hervor! und wann? Am Schluss des Ganzen! Es ist wie ein Siegel darunter gesetzt. Aber genug! Der Fortinbras weiss nichts davon, und wir wollen thun, als wüssten wir auch nichts davon. Verstanden?" Ferner p. 124. „Er nennt die Schauspieler my abridgement, und mir scheint, als ob Shakspeare dies Wort absichtlich gewählt habe, weil es zugleich „Auszug, Inbegriff" bedeutet, so dass also Hamlet, vielleicht unbewusst, auch sagt: „Hier kommt der Kern meines Wesens, nämlich „Schauspieler." — p. 132. Bei Gelegenheit des Monologs To be or not to be: „Auch eigenthümlich, am hellen Tage wie ein Mondsüchtiger umherzuspazieren und laut zu philosophiren, ohne zu merken, dass Jemand in demselben Raume weilt." p. 133. „Sonderbar fällt es auf, dass der Prinz in diesem Selbstgespräch die Erscheinung des Geistes geradezu läugnet oder völlig vergessen hat: „Das unentdeckte Land, von dess Bezirken kein Wandrer wiederkehrt" — sagt er, und er hat allerdings einen solchen Wanderer gesehn und gehört. Er hält also wohl den Geist wirklich für einen Teufel." S. 136 zu the courtier's, soldier's, scholar's, eye, tongue, sword: „Diese Wortfolge ist von Shakspeare absichtlich gewählt, um durch Ophelia's Mund ohne ihr Wissen einen Spott anzubringen, der auf den Prinzen köstlich passt. Verbindet man nämlich die Worte in ihrer graden Folge, so sagt Ophelia ohne dass sie es weiss oder will: The courtier's eye, the soldier's tongue, the scholar's sword. Und das hat der ernsthaft und feierlich aussehende Dichter schalkhafter Weise gewollt." Das kostbarste Stück Interpretation S. 143 über den „brutalen Mord des kapitalen Kalbes" können wir leider nicht mehr ausschreiben.

Shakspeare's Kaufmann von Venedig. Eine kritische Skizze von Dr. Wilhelm Bernhardi, Altona 1859. Verlags-Bureau.

Diese kleine Schrift enthält eine verständige und geschmackvolle Darlegung der Hauptcharaktere der köstlichen Dichtung, deren Thema der Gegensatz bildet zwischen idealem Lebensgenusse, der an wirklich werthvollen geistigen Interessen hängt, und dem gemeinen Egoismus des Gelddurstes, der Rache, des Hasses. Ueber die einzelnen Scenen und den Empfindungsgang des Trägers der Handlung, über die eigentliche Meinung des Dichters hat der Verfasser, jeweniger er sich mit allgemeinen kunstphilosophisch sein sollenden Phrasen abgiebt, desto verständiger und treffender gesprochen, und die kleine Schrift, reich an sinnvollen Bemerkungen, wird nicht nur dem Schauspieler, für den sie eigentlich bestimmt ist, sondern jedem Freunde des grossen Britten reichliche Anregung bieten. Ob der Verfasser dem Schauspieler nicht zu viel zumuthet, wenn er von ihm verlangt, dass er den

Dichter historisch, kritisch, ästhetisch und psychologisch vollkommen kenne? Die Kenntniss macht den Künstler nicht, sondern die schöpferische Energie der Phantasie, welche sich in den vollen Menschen hineinzudenken vermag. Auch wo des Dichters Meinung nicht getroffen ist, hat der Schauspieler sein Recht, der uns eine lebensvolle Gestalt in konsequenter Zeichnung bietet. Der Schauspieler soll kein durchsichtiges Medium sein, durch das der Gedanke des Dichters ungebrochen zur Anschauung gelangt, sondern ein Nachdichter. Dagegen hat der Verfasser Recht in der Meinung, dass es eher erlaubt sei, an den Hauptrollen zu streichen als an den Nebenrollen, die dadurch leicht zu gänzlicher Nichtigkeit schwinden. Der Verfasser verspricht, auch den Hamlet zu besprechen. Wir hoffen auch auf diesem noch reicheren Gebiete eine glückliche Ernte von seiner Einsicht.

Germania. Vierteljahrsschrift für Deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer, 4. Jahrgang. 1. Heft. Wien, Tendler und Comp.

Der Herausgeber, dessen Verdienste um die deutsche Philologie zu bekannt sind, als dass sie hier irgend welcher Erwähnung oder Anerkennung bedürften, hat bald nach seiner Uebersiedelung nach Wien auch den Druck der Germania dorthin verlegt. Mit Befriedigung sieht er in der Ankündigung des neuen Jahrgangs auf die drei ersten Jahre des Bestehens der Zeitschrift hin. „Sie hat auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur immer festern Boden gewonnen und allmählich einen ansehnlichen Leserkreis um sich versammelt." Die Aussichten bei Gründung des Unternehmens waren keineswegs ermuthigend. „Denn wenn auch allgemein zugegeben wurde, dass der Betrieb der deutschen Philologie, wie er im Laufe der letzten Jahrzehnte sich gestaltet hatte, ein verkehrter, und dass eine Umkehr auf dieser Bahn dringend nöthig sei, so schien doch auf der einen Seite die unverholene Abneigung gegen jeden Widerspruch und jede Neuerung zu mächtig und festgewurzelt, auf der andern die Gleichgültigkeit und Missachtung dieser Studien zu weit gediehen, als dass ein Unternehmen, das sich die Befreiung der deutschen Alterthumswissenschaft von den ihren Aufschwung hemmenden Fesseln und ihre Wiederbelebung und Verbreitung in weitere Kreise zur Aufgabe machte, auf sicheren Erfolg rechnen durfte." Diese Zeilen, denen man, wenn man genau von dem Betriebe der deutschen Studien, ihren Hauptvertretern, deren Leistungen und Stellung zu einander unterrichtet ist, im Ganzen wohl beizustimmen geneigt sein wird, werden Vielen, denen jene Vorbedingung zum Verständniss abgeht, nicht ganz einleuchten. Auch glaub' ich, wird der Verfasser derselben nichts dagegen einzuwenden haben, dass sich eine gute Anzahl von Männern namhaft machen lässt, deren Betrieb der Philologie in keiner Weise ein verkehrter genannt zu werden verdient. Es wäre daher in der That sehr wünschenswerth, dass der Verfasser in einem der nächsten Hefte nach seiner offenen und gesunden Art, selbst unangenehme und feindliche Beziehungen zur Sprache zu bringen, zu jenem Satze einen Commentar lieferte und einen Abriss der Geschichte der neuesten deutschen Philologie gäbe. Abgesehen von Genuss und Belehrung einer solchen Uebersicht würde dieselbe vielleicht auch zu einer Vermittlung der Extreme beitragen, die in jedem Falle einer so jungen, keineswegs aller Anfechtungen überhobenen Wissenschaft nur Gewinn bringen könnte.

Das fernere Vorwort, das als Ankündigung des neuen Verlegers dem Hefte beigegeben ist, rühmt die Theilnahme älterer und jüngerer Mitarbeiter, namentlich die von J. Grimm und L. Uhland, und macht aus dem reichen Inhalt der drei ersten Jahrgänge nur einige der grösseren und wichtigeren Aufsätze namhaft.

Ich lasse diese Uebersicht, da ein ausführliches Referat über die Germania von der Redaction des Archivs zwar längst beabsichtigt, aber nicht zur Ausführung gebracht ward, hier folgen.

Zur Sprach und Namenforschung. Ueber die zusammengesetzten Zahlen. — Ə ist hv. — Die Schrift des H. Wolf de Orthographia Germanica. — Ueber das deutsche Duodecimalsystem. — Regiert die Präposition mit den Accusativ? — Deutsche Namen des Katers. — Zur und su. — Participium Präsentis bei Krankheiten. — Ueber die Eigennamen im Parcival. — Ueber einen Fall der Attraction. — Das Grosshundert bei den Gothen. — 'Min im Vocativ. — Ueber Germanische Personennamen 1 — 14. — Die ahd. Präterita. — Der deutsche Instrumentalis. — Beiträge zur Kenntniss der Thüringischen Mundart im 15. Jahrhundert.

Zur Mythologie, Sitten und Sagenkunde. Zur Schwäbischen Sagenkunde. 1. Die Pfalzgrafen von Tübingen. 2. Dietrich von Bern. — Die Trojasage der Franken. — Das altdeutsche Sonnenlehen. - Zur Mythologie und Sittenkunde in Pommern. — Die Heimath der Eckensage. — Die Ruthe küssen. — Die Personennamen Tirols in Beziehung auf deutsche Sage und Literaturgeschichte. — Eomaer und Heming. — Die Sage vom Schwanenritter. — Zwei Gespielen. — Die Sonnenwende im Deutschen Volksglauben. — Zur deutschen Heldensage: 1. Siegmund und Siegeferd. Rath der Nachtigall. Die dankbaren Todten und der gute Gerhard. Die Nibelungensage.

Zu Alterthümern, Recht und Geschichte. Der Gunzenle. — Ueber das Alter des Germanennamens in der Literatur. — Der Bukarester Runenring. — Hlid. Scelp. Drep. —

Zur Literaturgeschichte. Kaspar von der Roen. — Ueber das Bernische Geschlecht der Boner. — Beiträge zur Novellenkunde. — Ueber die Quelle des Deutschen Alexanderliedes. — Das Beowulflied. — Zu Isidor. — Der Dichter des Annoliedes. — Herbort von Fritzlar und Benoît de Sainte - More. — Ueber Bernhard Freidank. — Johann Lauremberg. — Ueber Hugo's von Trimberg Leben und Schriften. — Alberic von Besançon. — K. Heinrich's VI. Lieder. — Ueber Garel vom blühenden Thal von dem Pleier. — Ueber Gottfried von Strassburg. — Wolfram von Eschenbach und Chrestiens von Troyes. — Konrad von Würzburg. — Wolfram von Eschenbach und Guiot von Provins.

Denkmäler, Textkritik, Metrik. Die alten Glossare. — Ein Spiel von St. Georg. — Bruchstücke des Nibelungenliedes. — Die metrischen Regeln des H. Hesler und Nic. von Jeroschin. — Wernher vom Niederrhein und der wilde Mann. — Das Märe vom Feldbauer. — Lachmann's mhd. Metrik. — Der Strophenbau in der deutschen Lyrik. — Ueber Muspilli. — Zu den altdeutschen Gesprächen. — Lieder Herzogs Joh. I. von Brabant. — Der Weinschwelg. — Sprüche deutscher Mystiker. — Ueber ein geistliches Schauspiel des 15. Jahrhunderts. — Meistergesänge des 15. Jahrhunderts. — Predigtmärlein. — Die Prager Handschrift der „Erlösung." u. s. w.

Der Inhalt des neuen Heftes ist folgender:

Der Rosengarten, herausgegeben von Karl Bartsch. Abdruck einer Bearbeitung des Rosengartens, die von den bisher bekannten Recensionen abweicht, aus der (gräflich Schönbornschen) Pommersfelder Papierhandschrift vom Jahre 1470. Sie enthält 860 Verse, während der Text in der Grimmschen Ausgabe aus 2055 Versen besteht. Der Herausgeber bespricht die Sprache, die Beschaffenheit des Textes und das Verhältniss des Inhalts zu dem des Grimmschen Textes. Eine kritische Ausgabe lag nicht im Plane des Herausgebers: er gibt den Thüringischen Text der Handschrift und bessert nur einige sprachliche und metrische Fehler.

Ortsnamen auf —arun, —arin. Von Ignaz Petters zu Prag. Zusatz und Berichtigung zu Förstemanns Namenswörterbuch 2, 90.

Zur schwäbischen Sagenkunde. Von L. Uhland. 3. Bodman. „In der nordwestlichen Bucht des Ueberlinger Sees spiegelt sich am linken Ufer hingestrekt der Marktflecken Bodman, mit dem hinter ihm ansteigenden Waldgebirg, auf dessen Vorsprüngen das von alten Linden umgebene Kapellenhaus des Frauenbergs und die schroffen, jetzt Altbodman genannten Burgtrümmer sich erheben. Von diesem Gestad aus wird nicht mehr weithin über den Bodensee und über alemannische Gauen gewaltet, aber den Erforscher vaterländischen Alterthums zieht gerade das an, einen vom Heerwege der Gegenwart abgelegenern, verschatteten Ort in seiner einstigen Bedeutung für Geschichte und Sagenkunde wieder aufleuchten zu lassen." Nach diesen einleitenden Worten stellt der Verfasser das Thema für die folgende Untersuchung auf: es soll die Geschichte von Bodman nur so weit erörtert werden, als es zum Verständniss der sagenhaften Ueberlieferungen, die sich an ihr aufgerankt haben, erforderlich ist. Mit dem geschichtlichen Anfange im 8. Jahrhundert beginnend verknüpft der Verfasser die historischen Momente der Burg mit den sagenhaften Erzählungen, die so reich und in langen Jahrhunderten jene Gegenden durchziehen. „Es sind," wie er selbst am Schlusse des 60 Seiten langen herrlichen Aufsatzes sagt, „Kunden manigfacher Art und verschiedener Zeit, die in Bodman ihren Anhalt haben; sie betreffen Geschichte, Rechtsalterthümer, geistliche und weltliche Sage, Märchenwelt. – Unter den vier Beilagen handelt die erste über Bodman am Bodensee. Dieser letztere Name erscheint Deutsch zuerst in einer Urkunde von 1087, Bodinsê, weiterhin Bodamsê, Podemsê. Die lat. Zubildungen des ahd. podam für die Benennung des Sees reichen in das 9. Jahrhundert hinauf, der Ortsname Bodoma findet sich schon im Jahre 839. Ob der See nach dem Orte, oder ob dieser nach jenem benannt sei, ist unentschieden, und ein voller Beweis wird nach keiner von beiden Seiten möglich sein. Auch das Grimmsche Wörterbuch spricht nicht entscheidend.

Zu den vier Dialogen von Hans Sachs. Von E. L. Rochholz in Aarau. Die kürzlich von Reinhold Köhler veranstaltete, verdienstliche Ausgabe der vier Dialogen von H. Sachs gibt Herrn Rochholz Anlass, zwei Stellen näher zu besprechen. Die eine bezieht sich auf die Stelle S. 44: euer zuokunft in min haus bedeut warlich ein schne, und Rochholz beweist durch eine Menge von späteren und früheren deutschen und nichtdeutschen Belegstellen, dass, wenn Cleriker über Land fahren oder zu Besuch kommen, es Schnee oder Regen bedeute. Zu der andern (S. 50) sucht er darzuthun, wie aus einem Todtenbrode, dem „Helküchlein," ein Bestechungssinnbild geworden ist.

Zur Gudrun. Von Franz Gärtner. Vergleichung der Ambras-Wiener Handschrift und Verzeichung der Abweichungen von Primissers Ausgabe: $1\frac{1}{2}$ Seiten. Dankenswerth aber unbedeutend für die Wissenschaft.

Zu Reinhard Fuchs. Von C. Höfler. Mittheilung eines lat. geschriebenen Auftrags zur Citation des Fuchses vor das Gericht des Königs, der sich in der Summa dictaminis magistri Dominici Yspani (Cod. Bibl. Pragensis III. G. 3. f. saec. XIII.) befindet und in der Herr Höfler eine Anspielung auf Friedrich II. oder Ottocar von Böhmen zu finden nicht abgeneigt ist.

In's Gras beissen. Von J. V. Zingerle. Der Verfasser schliesst sich gegen Wackernagel und Rochholz der Erklärung Wolf's an, dass damit das krampfhafte Oeffnen und Schliessen des Mundes Sterbender, besonders der auf dem Schlachtfelde Verschiedenen ausgedrückt sei, und belegt diese Ansicht mit Beispielen aus Homer, Virgil und Ovid.

Konrad von Würzburg. Erwiederung von Heinrich Denzinger. Diese Erwiederung ist gegen W. Wackernagel gerichtet, der in einem der früheren Hefte der Germania in Betreff des Geburtsorts Konrads „eine Antwort voll Erbitterung und ungerechter Anklagen einem ihm gegenüber höchst bescheidenen und zuletzt ganz harmlosen Widerspruch in einer keineswegs entschiedenen Frage entgegenstellt.“ Diese Erwiederung geht von dem Sohne des Angegriffenen, Professer der Theologie zu Würzburg aus. Es handelt sich bekanntlich immer noch um die Behauptung Wackernagel's, dass Konrad von Würzburg in Basel geboren sei.

Den Beschluss des Heftes bilden Recensionen von F. Stark (Nibelungenlied oder Nibelungenlieder von H. Fischer; Deutsche Rechtssprichwörter, gesammelt und erläutert von Dr. J. H. Hillebrand); Fedor Bech (Vier Dialoge von H. Sachs); J. V. Zingerle (Aus der Oberpfalz von F. Schönwerth); K. Bartsch (Die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung von K. Simrock).

Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit. Organ des germanischen Museums zu Nürnberg. Jahrgang 1859. Nro. 1 — 4.

Ein Brief des Grafen Heinrich von Nassau an die Stadt Siegen 1445. Mitgetheilt von Dr. Achenbach, Gerichtsassessor in Siegen. Dieser bisher ganz unbekannte Brief des Grafen Heinrich ergiebt, dass dieser mit seinem Bruder Johann in heftigem Streit lebte und dass deswegen damals eine Auseinandersetzung ihrer vom Vater ererbten Besitzungen nicht zu Stande kam. Dies zur Berichtigung von v. Arnoldi's Geschichte der Oranien-Nassauischen Länder Band 2. Seite 163.

Zwei unbekannte Handschriften, welche einen Traktat Meister Eckharts enthalten. Von Prof. Dr. Kelle in Prag. Kurze Angaben über Auffindung dieser Handschriften und deren Beschaffenheit.

Unbekannte Einblattdrucke bekannter Autoren. Von E. Weller in Zürich. Nachweis einzelner Schriften von Thurneisser, Hellbach, Hans Sachs, Jacob Ruef, Daniel Holtzmann als Anhang zu Nro. 10 und 11 des Jahrganges 1857.

Englische Instrumentisten. Von L. Otto Kade, Cantor und Musikdirektor in Dresden. So wie der englischen Comödianten im Mittelalter oft Erwähnung geschieht (s. auch Anzeiger 1854 pag. 13 und pag. 87.), so wird auch der Englischen Instrumentisten in zwei Schreiben gedacht aus dem Jahre 1586. Ueber die Art und Weise der Musik und der Instrumente derselben ist aus diesem Briefe nichts zu ersehen.

Handschriften von A. Dürer im Brittischen Museum. Wil. Bell in London verbreitet sich in einem Schreiben, welches gleichsam als Nachtrag zu den im vorigen Jahrgange von Naumanns Archiv vom Oberbaurath Hausmann gemachten Mittheilungen zu betrachten ist, über die Werke Albrecht Dürers im printing-room des Brittischen Museums. Die Redaction des Anzeigers theilt dasselbe mit einigen Abkürzungen, Zusätzen und 1 lith. Tafel mit.

Die tetraxitischen Gothen. Von Archivar Herschel in Dresden. Zusammenstellung der zerstreuten Notizen über die tetraxitischen Gothen am schwarzen Meere von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Da dieselben nur dürftig und unzureichend sind, so möge mit dem Verfasser darin eine um so dringendere Aufforderung gefunden werden, in genuesischen, türkischen, und russischen Archiven nach vollständigen Nachrichten zu for-

schen. Auch der Name Tetraxiten hat noch keine genügende Erklärung gefunden; wäre die Lesart einiger Handschriften des Prokopius: „Trapeziten," richtig, so würde die Deutung leicht sein.

Heinrich Sentlinger. Von Prof. Zingerle in Insbruck. In der Insbrucker Bibliothek befindet sich eine Papierhandschrift in klein Folio. Ueber das Alter und den Abschreiber des Codex giebt der Schluss genaue Kunde: „Ditz puoch hat geschrieben hainrice Sentlinger von Münichen. und ist auch volpracht do man zalt von christus purd tausent und drew hundert und newntzik jar in dem manod Julius. an dem XXI tag dez manotz." Da das Buch manchen Freund der Deutschen Mystik interessiren dürfte, theilt Herr Zingerle die Einleitung desselben in genauer Abschrift mit.

Brief über den Seekrieg bei Lepanto 1571. Mitgetheilt von Karl Gautrich in Dresden. Schreiben des Dogen Ludovico Mocenigo an den Kurfürsten von Sachsen, gefunden in den Collektaneenheften eines Meissner Fürstenschülers von 1571. Da dasselbe mehrere Copien von Originalaufsätzen, Briefen und dergleichen enthält, so vermuthet Herr Gautsch, dass ähnliche Schreiben an andere Deutsche Fürsten in den Archiven vorhanden sein möchten und fordert zu Nachforschungen auf.

Noch Etwas über Freimarkt. Mitgetheilt von Nic. v. Urbanstadt, K. K. Finanzbezirkscommissär in Eger. Mittheilung von drei Stellen aus den Jahren 1472, 1476 und 1477, in denen die Wörter freimarken, verfreimarken und Freimark vorkommen.

Bruchstück einer bisher unbekannten Handschrift des Wigalois. Von Prof. Dr. Kelle in Prag. In einem Incunabelbande der Prager Universitätsbibliothek ist hinten ein Pergamentblatt eingeheftet, welches die Verse 7110 — 7215 des Wigalois enthält. Es stammt aus dem 14. Jahrhundert.

Handzeichnungen von A. Dürer im Brittischen Museum nebst einer Abbildung zweier Fechterpaare, die W. Bell aus dem oben erwähnten Manuscript des brittischen Museums mitgetheilt hat.

Altes Statutenbuch der Reichsstadt Isny. Von Prof. Dr. Gengler zu Erlangen. Eine dem Germanischen Museum angehörige, 126 Quartblätter umfassende Papierhandschrift enthält eine: „Alte Statt-Ordnung. 1412." Sammlung von Statuten des Rathes der Reichsstadt Isny aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Der Inhalt desselben ist höchst mannigfaltig und erstreckt sich über das gesammte Rechts- und Verwaltungsgebiet. Inhaltsangabe und mehrere Proben.

Zur Untersuchung der Schädel aus alten Gräbern. Mitgetheilt von Ign. Petters, Gymnasiallehrer in Leitmeritz. Nach einem Aufsatze Dr. Grögers in Purkyne naturwissenschaftlicher Zeitschrift über die in Böhmen aufgefundenen Schädel gehören dieselben meistens den Slaven an und sind von denen der jetzigen Slaven nicht verschieden. Herr Petters fügt noch die Bemerkung bei, dass die Schädelbildung allein nicht entscheidend sei, und dass die Untersuchungen Dr. Grögers nicht ohne Weiteres auf die Zeit vor den Bojern in Böhmen zu beziehen sei.

Der Schneider Lohn und Ordnung in Lucern, 1472. Mitgetheilt von I. Schneller, Stadtarchivar in Lucern. Preise von Kleidungsstücken nach Verschiedenheit des Stoffes, der Grösse und sonstiger Beschaffenheit. Es werden folgende genannt: Ein sidin wamsel; ein wamsel es sig gknöpflet oder nit; ein par hosen so einer farw sind; teilt hosen; ein manrock mit fütry mit bletz; kurtzer rock, der sust gefütret ist; rock, so an die waden stost und gefütret sind (sic); langer rock, der gefütret ist als die priester tragen; ein mannen mantel durch nider gefütret; ein mannen mantel oben um mit scherter gefütret, ein kurtzer mantel. — einer frowen underrock

und underschurlitz; einer frowen schube, so ein kürsener fütret; einer frowen schube, so sust durch nider gefütret wirt; eine ungefuetrete schube; ein frowen rock; ein frowen rock mit Siden präwt; ein arris rock; ein tuechin mantel; ein mantel, welcher lang schwentz hat unt vil tuch brucht; item von der brust an die weiche mit ermlen gefuetret, — ungefuetret; ein kurtz frowen mantel der gefütert ist durch; ein sust gefütreter.

Heraldisches. Von C. Primbs, Rechtspraktikant in Nürnberg. Ueber die Umgestaltung des Wappens der ursprünglich Thurgauischen, jetzt in Würtemberg blühenden Familie des Freiherrn von Kröll.

Untersuchung über die Räumlichkeit, in welcher der Reichstag zu Worms im Jahre 1521 abgehalten worden. Von J. B. Hohenreuther in Worms. Schon vor der Zerstörung der Stadt Worms durch die Franzosen 1689 war es zweifelhaft, ob der Reichstag Karls V. im bischöflichen Palaste, in der Münze oder im Bürgerhofe d. i. Rathhause abgehalten worden sei. Der Verf. sucht aus zwei Urkunden, einer schriftlichen und einer bildlichen zu erweisen, dass jene wichtige Action im Rathhause Statt gefunden habe.

Remissorium über Sächsisches Land-Lehnrecht und Weichbild. Von Prof. Dr. Kelle in Prag. Homeyer (s. die Deutschen Rechtsbücher des Mittelalters) kennt nur 9 Handschriften des Remissoriums. In Prag befindet sich eine zehnte, aus welcher Dr. Kelle eine kurze Probe mittheilt.

Eine Privatdruckerei des Mathematikers Johannes Schoner. Von Dr. K. A. Barack. Für Liebhaber seltner alter Drucke wird der Nachweis geliefert, dass von Joh. Schoner vier Hausdrucke existieren (von 1521 — 1534), die theils in Nürnberg, theils in Augsburg und dem Dorfe Ehrenbach (Spicaeochti-Timiripe) gedruckt sind.

Ein unbekanntes Deutsches Schauspiel des 15. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. K. Bartsch in Rostock. — Dieses in einer Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts enthaltene Schauspiel hat Prof. Bartsch ausführlicher in Pfeiffers Germania III, 267-297 besprochen. Es enthält ungefähr 7—8000 Verse; es ist also unter den bisher bekannten mittelalterlichen Schauspielen das umfangreichste. Die Handlung ist auf drei Tage vertheilt und stellt die Geschichten des Alten und Neuen Testamentes von Erschaffung der Welt bis zur Auferstehung dar. Am Schluss des Artikels bespricht Herr Oberappellationsrath v. Tucher zu München die dem Stücke eingestreuten zahlreichen Melodien.

Verschlackte Wälle in Böhmen. Mittheilung nach einer Notiz des Prof. Worel in Prag über acht bogenförmige Reihen von Wällen etwa zwei Stunden von der Stadt Strakonik von eigenthümlicher Bauanlage aus verglasten oder verschlackten Steinen.

Ein noch zweifelhaftes Buchdruckerzeichen. Von Dr. K. A. Barack. Ein in zwei alten Drucken befindliches mit den Buchstaben A. P. versehenes Zeichen ist noch nicht genügend erklärt und deshalb der Aufmerksamkeit der Bibliographen empfohlen.

Die Bützowschen Ruhestunden und ihre Bedeutung für Bücherkunde und Literatur. Von Friedrich Latendorf in Neustrelitz. — Hinweisung auf die Wichtigkeit dieser 26 Bände umfassenden in den Jahren 1761 — 1767 erschienenen Meklenburgischen Zeitschrift besonders für die Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg, für dialektische Forschungen und überhaupt für Literatur.

Zwei Gedichte von Pamphilius Gengenbach. Mitgetheilt von Adolf Bube, H. Archivrath in Gotha. In der Herzoglichen Bibliothek zu

Gotha befinden sich ein paar Bände „Altdeutsche Holzschnitte." Aus dem zweiten derselben werden zwei Gedichte mitgetheilt, die K. Gödeke unbekannt waren. Sie dienen zur Erklärung zweier Holzschnitte, auf deren einem 15 Personen um einen Tisch sitzen und Karten spielen. Die Verse werden den abgebildeten Personen in den Mund gelegt und enthalten vielfach politische und zeitgemässe Anspielungen.

Ueber ein Altarbild von Michael Wohlgemuth. Von Dr. E. H. Costa in Laibach. In den Sammlungen des gelehrten Italieners Volpi in Laibach befindet sich ein auf Holz in Temperamalerei gemaltes Bild von hervorragender Bedeutung. Es stellt die heilige Giulietta dar und Costa schreibt es dem Nürnberger Maler Michael Wohlgemuth zu, vorüber die Redaction ihr Bedenken äussert.

Schöne Frauen zu Lehen. Von Dr. Fickler zu Mannheim. In dem von Freiherrn Fr. v. Berlichingen zu Mannheim demnächst zu veröffentlichenden Werke über seinen Ahnherrn Götz findet sich ein Revers und in demselben eine Stelle, die zu obiger Frage Veranlassung giebt. Es ist nämlich Herrn Fickler fraglich, was unter schöner Frau dort zu verstehen sei, und er wünscht daher weitere Aufklärung.

Die Beilagen bringen ganz wie früher theils Mittheilungen über das Museum zu Nürnberg und dessen Zuwachs, theils Anzeigen über neu erschienene Werke und Aufsätze in Zeitschriften, theils Anfragen und Notizen aller Art. Was die Mittheilungen über den Zuwachs des Museums betrifft, so wäre es ohne Zweifel im Interesse der Käufer des Anzeigers wünschenswerther, wenn dieselben wegfielen. Sie stehen zu dem wissenschaftlichen Theile des Blattes in keiner Beziehung und verhindern durch den erhöheten Preis die weiteste Verbreitung des Anzeigers, die mehr im Interesse der Wissenschaft als des Museums zu wünschen ist.

Berlin. Dr. Sachse.

Naturgemässer Lehrgang zur schnellen und gründlichen Erlernung der englischen Sprache von Dr. Rudolph Degenhardt. Elementarkursus. 15 Bogen 8., Preis stark geb. 20 Sgr. Bremen, C. Schünemann's Buchhandlung.

Dieser Lehrgang der englischen Sprache ist in seiner Anlage und Ausführung so ausgezeichnet, dass wir nicht umhin können, denselben angelegentlichst zu empfehlen. Der Verfasser will durch einen streng methodischen Gang dem Schüler das Studium der englischen Sprache so viel als möglich erleichtern und macht es sich zur besondern Aufgabe, Einfachheit und praktische Nützlichkeit mit Gründlichkeit zu vereinigen. Er folgt überall der pädagogischen Maxime: vom Nahen zum Fernen; von der Anschauung zur Abstraction. Das ganze Büchlein beurkundet einen erfahrenen Lehrer und trefflichen Methodiker.

Das Werk beginnt mit einer Leseschule. Diese können wir als recht zweckmässig bezeichnen und sie wird dem Schüler gewiss mehr Dienste leisten, als sonst bogenlange theoretische Abhandlungen über Orthoepie. — Der eigentliche Lehrgang besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste, von Lection 1 — 44, ist ein vorbereitender Kursus, in dem der Schüler, gleichsam auf dem Wege der Anschauung, stufenweise mit allem bekannt gemacht wird, was ihn täglich umgiebt. Jede Lection ist ein Tableau zusammengehörender oder verwandter Gegenstände, die erst benannt und dann in

einfachen, entsprechenden Sätzen, meistens in der Form eines Zwiegesprächs, dem Schüler wieder vorgeführt werden. Wir müssen hier noch erwähnen, dass der Verfasser den ziemlic humfangreichen Wortstoff mit grossem Glücke verarbeitet hat.

Während in der ersten Abtheilung die Sprache selbst die Hauptsache ist und die Grammatik der Sprache einen untergeordneten Factor bildet, der nur in so weit angezogen wurde, als zum Verständniss des mitgetheilten Stoffes nothwendig war, tritt in der zweiten Abtheilung das grammatische Element in den Vordergrund. In 30 Lectionen werden Formenlehre und Syntax so weit absolvirt, wie es für ein Elementarbuch nöthig ist. In jeder Lection wird irgend eine grammatische Frage zum Abschlusse gebracht. Die vorangestellten englischen Mustersätze (die nach Form und Inhalt Lob verdienen) sind so gewählt, dass die betreffenden grammatischen Gesetze zur Anschauung gebracht werden. Diesen Sätzen folgen kurze bündige Regeln, die sich aus dem mitgetheilten Sprachstoffe von selbst ergeben und die unter Anleitung des Lehrers von den Schülern selbst aufgefunden werden sollen. Auf die Regeln folgt ein kurzes englisches Lesestück in Erzählungsform, so gewählt, dass die vorher-aufgefundenen grammatischen Gesetze wieder veranschaulicht werden, das aber vorzugsweise dazu bestimmt ist, den Schüler stufenweise in die gehobenere Schriftsprache einzuführen. Den Schluss einer jeden Lection bilden passende Aufgaben zur weiteren Einübung und Befestigung des Ganzen.

Fr. Dohrmann.

Schwert und Altar. Gedichte von Heinrich Andreas Pröhle, Pastor in Hornhausen. Mit einer Musikbeilage, Leipzig, Gräbner 1859.

„Erinnerungen an 1813 bis 1815" eröffnen die kleine Sammlung. Das erste Gedicht dieser Rubrik, „Der neue Amor," ist ein höchst charakteristisches Bild für jene Zeit, „der Schwur" und „der Abschied" ist wenigstens für die damalige Jugend charakteristisch, und ebenso das zugleich bedeutendere und höchst tüchtige Gedicht „das deutsche Mädchen." „Des Hornes Ruf" ist wohl weniger natürlich, zeigt uns aber das uns fremd Gewordene aus jener Zeit dafür. Die „Heimkehr" beschreibt die Heimkehr der Halberstädter freiwilligen Jäger von Hasselfelde bis Halberstadt.. Von den drei eigentlichen Erinnerungsgedichten führt der Toast auf das Vaterland uns den Feldzug der freiwilligen Jäger noch einmal recht anschaulich vor Augen. Das Erinnerungslied Nro. 9, zum 18. October 1838, zeigt uns den Verfasser offenbar in seiner schönsten und glücklichsten Lebensperiode. Hiernach beginnen „geistliche Gedichte." Davon sind Nro. 11, 13, 14, 16, das sehr schöne Abendmahlslied Nr. 17, 18, 19, 20, das schöne Lied vom Hausstande Nr. 22, nach Psalm 128, Nr. 23, 24, 25, diese drei nach Liedern im alten Halberstädter Gesangbuche, und Nr. 21 nach dem ältern Wernigeröder Gesangbuche zum kirchlichen Gebrauche geeignet. Ausgezeichnet zu werden verdienen noch die Lieder Nro. 12 „Weihnachtstrost" und Nro. 15 „Zions Weihnachtsruf."

Von Nro. 29 -- 47 folgen Grabschriften. Sie hegen noch denselben kindlichen Sinn, wie die Gedichte des Verfassers aus der Zeit der Befreiungskriege. Wir führen bei der Kürze der Grabschriften gerade von diesen eine Probe an. Wer sollte sich nicht von der Grabschrift des jungen verunglückten Bergmannes ergriffen fühlen:

Ich war ein flinker Bergmannsknapp,
Fuhr fröhlich in die Grub hinab,
Und aus der Grube himmelauf,
Und ruf hinunter euch: Glück auf!

Es athmet in diesen Worten eben der kindliche, völlig naive und unmittelbar volksthümliche Sinn, der die „kirchlichen Sitten" des Verfassers (Berlin bei W. Hertz,) dies „vortreffliche Buch," wie der Generalsuperintendent Hofmann in der Messner'schen Kirchenzeitung sie nennt, allgemein empfohlen hat. Wir Zweifeln nicht, dass auch „Schwert und Altar" besonders als Erbauungsbuch, Eingang finden wird.

Elementargrammatik der französischen Sprache von Dr. Gleim, Rector der höheren Töchterschule zu St. Maria-Magdalena in Breslau. — Breslau, Trewendt 1859.

Diese, für drei einjährige oder sechs halbjährige Curse (Vorr. p. VI) berechnete Elementargrammatik tritt in einen so wesentlichen Gegensatz zu andern Büchern ähnlicher Art, namentlich zu denjenigen, die im gegenwärtigen Augenblick die weiteste Verbreitung an preussischen Schulen haben, es liefert zugleich so schöne Beweise methodischer Behandlung und pädagogischer Begabung, dass es nicht verfehlen kann, die Aufmerksamkeit der Lehrerwelt in hohem Grade zu beschäftigen.

Es ist ein Protest gegen „eine kleine Grammatik des Allerleichtesten," der dann ein zweiter und dritter Cursus folgen, und sucht das Stufenmässige gerade darin, einen geschlossenen Abschnitt der Grammatik im Zusammenhang zu behandeln. Es wird damit jedoch nicht auf die mit dem Artikel beginnenden Grammatiken zurückgegangen, sondern der Verfasser legt von vornherein, ohne wiederum mit den Hülfszeitwörtern zu beginnen, das Verbum zu Grunde, so dass dies mit Einschluss der unregelmässigen Verben am Ende der Grammatik vollständig absolvirt ist und bis hierher Grundlage des Unterrichts bleibt. Es ist nicht zu verkennen, dass in dieser Weise das Zerreissen des Unterrichtsstoffes vermieden und ein innerer Zusammenhang in demselben hergestellt wird. — Der Verfasser erweitert daneben und mit Unterordnung unter jene Hauptrücksicht die Kenntnisse in Beziehung auf Aussprache, Wortschatz und Grammatik, und da er sorgfältig ausgewählte Lesestücke giebt, so wird dadurch wiederum eine Concentration des Unterrichts gewonnen, indem nun neben seinem Buche weder ein Vocabularium noch eine Chrestomathie angewendet zu werden braucht. — Nachdem nun mit dem Verbum, d. h. mit dem einfachen Satze der Anfang gemacht worden ist, fragt es sich, in welcher Weise die Bekleidung desselben am Zweckmässigsten vor sich zu gehen hat. Der Verfasser lässt dies sofort vermittelst des Adverbs geschehen, wofür einmal die enge Beziehung des Adverbiums zum Verbum, andrerseits der Umstand spricht, dass so gebildete Sätze dem Elementarschüler viel concretere Anschauungen geben. — Der Verfasser sieht ferner darin einen Vorzug seines Buchs, dass er zur Bildung seiner Sätze nicht aus dem historischen und geographischen Gebiete schöpft; denn: bleiben die daher entlehnten Sätze unverstanden, so gewöhnen sie an ein gedankenloses Lesen; sollen sie verstanden, erklärt, sogar behalten werden, so leiten sie den Schüler dazu an, die ganze Kraft seiner Aufmerksamkeit nicht dem Sprachlichen zuzuwenden, sondern dieselbe zwischen das Sprachliche und das Beiwerk an solchen Notizen zu zersplittern. Es verwundert allerdings, dass der Verfasser in dieser Hinsicht das moralische Gebiet für das wahrhaft ergiebige erklärt, da der verhältnissmässig bei Weitem kleinere Theil seiner Sätze dem genannten Gebiete entlehnt, der bei Weitem grössere

lem Sprachgebiete des alltäglichen Verkehrs und des gewöhnlichen Lebens
ntnommen ist. Er hat wohl nur den Gegensatz seines Buches zu ähnlichen
ıervorheben wollen und sich dabei einer Wendung bedient, die durch den
nhalt des seinigen nicht ganz bethätigt wird. Welcher praktische Schulmann
rürde aber nicht zugeben, dass erfahrungsmässig gerade jene leicht zu ver-
tehenden, zur Nachbildung anregenden, sich leicht dem Gedächtniss ein-
rägenden Sätze aus der Sprache des Verkehrs den Schülern unterer Klassen
ie meiste Freude machen, gerade weil sie ihrer Herr sind und an ihnen
ichts unverständlich bleibt.

Nachdem wir so die allgemeinen Grundzüge der vom Verfasser ein-
eschlagenen Methode angegeben haben, gehen wir zu den einzelnen Lec-
ionen über. Auch hier müssen wir eine ungewöhnlich geschickte Hand, ja
lie meisterhafte Behandlung des Elementarunterrichts anerkennen. Jede Lec-
ion ist durchdacht; überall leitet den Verfasser ein Grund, kein blindes
Jngefähr. Nicht ohne Grund bildet der Verfasser von vorn herein seine
Sätze mit den bekanntesten Taufnamen. Diese sind wegen ihrer Aehnlichkeit
nit der Muttersprache leicht zu behalten; es prägen sich wegen ihrer Ver-
chiedenheit von derselben zugleich die Hauptregeln der Aussprache an ihnen
eicht ein; der Schüler behält sie gern; denn es sind die Namen seiner Ge-
pielen und Genossen, die er in jeder Minute in und ausser der Schule zu
erwenden Gelegenheit haben kann. — Ebenso ist Sorge getragen, dass ge-
ade in den ersten Lectionen eine Fülle jener von und durch die Endung
– iren wiedergegebenen Wörter vorkommt, die sich die Schüler wie spielend
neignen. Nicht ohne Absicht schildert Referent eingehender den Inhalt der
rsten Lection, der ersten Stunde, des ersten Eindrucks, den das Buch auf
len Schüler macht. Er lernt in der ersten Lection dieses Buches an den
egebenen Wörtern, dass ein Consonant am Ende eines französischen Wor-
es in der Regel stumm ist. Hat ihm der Lehrer dies gesagt, so ist er er-
taunt, sämmtliche Wörter dieser Lection sofort lesen zu können; denn auch
lie Regeln über die Aussprache sind vom Verfasser auf das Sorgfältigste
bgestuft, und indem er sich in der ersten Lection genügen lässt, eine Grund-
egel anzugeben, hütet er sich wohl, auch nur eine Schwierigkeit hinzu-
ufügen. Indem ich ein andres, mir zur Besprechung zugeschicktes Buch
iffne, finde ich dagegen: Bonjour, Monsieur. Où est le père? Welche Fülle
on Schwierigkeiten erwächst dem Schüler hier aus jedem Wort. Er hat in
on den Nasallaut, in jour die Aussprache des j und des Diphtongen, in
Monsieur die unregelmässige, von Molière noch als trivial gekannte Aus-
prache von mon, die von ieu, die des scharfen s, in où die Bedeutung des
Accents, in est die des e ouvert u. s. w. u. s. w. zu begreifen, d. h. es ist in
Bezug auf Aussprache der methodische Grundsatz „vom Leichten zum Schwe-
en“ gar nicht berücksichtigt. — In unserer ersten Lection sind ferner sich
eicht einprägende Eigennamen: Anne, Mathilde, Robert u. s. w. zur Satz-
ildung verwendet. Gebräuchliche Adverbia schliessen sich den Verbis an.
Der Schüler wird am Ende der Stunde durch und durch Herr des behan-
lelten Stoffes sein. — In der zweiten Lection lernt er, ausser einigen neuen
Vokabeln, nur Aussprache und das Buchstabiren. Er kann nun seine
Sätze bereits sprechen, lesen, buchstabiren und schreiben. Die dritte Lec-
ion lehrt ihm dazu die Aussprache der Diphthongen und die erste Person
rés. indic. Die vierte ist dem Nasallaut gewidmet, und er vermag nun die
lurch Lection drei und vier vorbereiteten Formem on parle, nous parlons
uszusprechen und zu erlernen. Das substantivische Subject ist noch immer
in Vorname. Lection fünf giebt die Aussprache von es und damit die
weite pers plur. indic. Nachdem die sechste nur der Aussprache gewidmet
var, schreitet er in der siebenten zum Unterschiede der drei Hauptarten des
und zum Erlernen der Accente. Bis zu dieser Lection kam nie ein Wort
nit einem Accente vor. Dagegen war ihm praktisch das Vorhandensein ver-
chiedener Arten des e schon bekannt. — Ginge man in dieser Weise die

Lectionen durch, so würde man überall Resultate reiflichen pädagogischen Nachdenkens anerkennen müssen.

Und doch würde man bei aller Anerkennung, die man sich dem Verfasser zu zollen unbedingt verpflichtet fühlt, kaum rathen können, sein Buch in der Gestalt, wie es da ist, in die Schulen einzuführen. Man müsste wenigstens so lange einen äusserst vorsichtigen Gebrauch desselben empfehlen, als der Verfasser sich nicht entschliessen könnte, seine in demselben entwickelte Conjugationstheorie vollständig aufzugeben und uns dann das uns lieb gewordene Buch in verbesserter Gestalt zu bieten.

Der Verfasser nimmt nämlich vier Conjugationsarten an, zwei regelmässige und zwei unregelmässige. Seine (erste und zweite) regelmässigen sind die gewöhnlich als erste und zweite aufgeführten. Zu der ersten unregelmässigen (welche einen Consonanten zum Character hat) gehören alle, nicht wie finir conjugirten, Verben auf ir, ausser fuir, alle auf oir ausser voir, choir, seoir und alle auf re mit vorhergehendem Consonanten. Zu der zweiten, welche einen Vokal zum Charakter hat, gehören: fuir, voir, choir, seoir und alle auf re mit vorhergehendem Consonanten. Dem Verfasser fehlte der Raum, wie er sich selbst ausdrückt, die Gründe dieser Eintheilung zu entwickeln, und wir müssen es uns mit seinen Andeutungen p. IV und V der Vorrede genügen lassen. Die Conjugationsformen werden in vier „Inbegriffe“ getheilt, worunter der Verfasser einen Complex lautlich zusammengehörender Formen versteht. Der erste Inbegriff besteht aus Fut. und Cond., der zweite aus dem Sing. Prés. Ind. und dem Sing. Impér., der dritte aus Part. prés., Pluriel du Présent de l'Ind., Plur. de l'Impér., Subj. prés., Descriptif, der vierte aus Part. passé, Narratif, Subj. passé. An diesen Inbegriffen werden Stamm, Einschiebung, Schluss unterschieden. Es ergiebt sich nun, dass die vierten Inbegriffe der ersten regelmässigen und ersten unregelmässigen Conjugation vokalische und die dritten Inbegriffe der zweiten regelmässigen und zweiten unregelmässigen Conjugationen consonantische Einschiebungen haben. — So scheint sich ein auf Gesetzen beruhendes, schönes symmetrische Verhältniss hergestellt zu haben, ein Verhältniss, das entdeckt zu haben dem Verfasser nicht geringe Mühe gemacht haben muss. Leider beruht diese Entdeckung auf einem gänzlichen Verkennen und Missverstehen des historischen Werthes der Formen, was überrascht, da man nach den eigenen Aeusserungen des Verfassers in der Vorrede wirklich zu der Erwartung berechtigt sein durfte, er habe seine Ansichten auf Studien in der historischen Grammatik basirt.

Da das Buch nun wirklich in seiner Methode so ungemein brauchbar ist, nicht jedoch von einem jeden Lehrer der französischen Elementargrammatik erwartet werden kann, er sei mit der historischen Grammatik vertraut genug, um sich der Irrthümer, die das Buch verbreiten könnte, bewusst zu werden, so ist es unerlässlich nothwendig und zugleich eine Pflicht der Gerechtigkeit gegen den Verfasser, die Warnung vor dem Gebrauche dieses Buches durch eine eingehendere Besprechung der Conjugationstheorie des Verfassers zu begründen, auf die Gefahr hin, den Lesern dieses Blattes allbekannte Dinge vorführen zu müssen.

Der erste Inbegriff der ersten regelmässigen Conjugation (parlerai, finirai) besteht nach dem Verfasser aus Stamm parl, fini, Einschiebung in der ersten er, in der zweiten r und Schluss ai. Dass der Stamm nicht fin und die Einschiebung ir ist, verdanken wir wohl dem Umstande, dass die zweite regelmässige Conjugation, um der Theorie des Verfassers willen in ein symmetrisches Verhältniss zur zweiten unregelmässigen dieses Buches treten sollte, bei der der Charakter bekanntlich ein Vokal ist. Nun wird man aber nicht im Stande sein, einem des Lateinischen kundigen Schüler auszureden, dass in aimer das er ebenso Endung ist, wie das ir in finir. Denn dass wir in diesen Futurformen es mit dem Infinitiv zu thun haben, und dass die romanischen Future Zusammensetzungen des Infinitivs mit dem Hülfszeitwort

ıabere sind, daran zweifelt doch heute Niemand mehr. Es sprechen dafür
) die Aehnlichkeit der Formen; 2) der Umstand, dass neben dem italienischen
'utur canterò eine andre Form canteraggio ebenso nebenher geht, wie aggio,
ch habe, neben ho, ich habe; 3) dass im spanischen und portugiesischen Fu-
urum die pronomina personalia nicht bloss vor das Futurum treten, sondern
uch zwischen die Bestandtheile desselben, den Infinitif und das Hülfszeitwort
esetzt werden können, z. B. statt lhe mostrarei, ich werde Ihnen zeigen,
nostrar-lhe-hei. Dazu bringt Diez in der zweiten Auflage seiner Grammatik
chlagende Beweise aus den italienischen Dialekten. — Im zweiten Inbegriff
rennt der Verfasser in je parle, tu parles, il parle und in je finis, tu finis,
l finit folgendermassen: Stamm parl, Schluss e, es, e und, seiner Theorie
ur Liebe, Stamm fini, Schluss s, s, t. Der Vergleich mit dem Lateinischen
eigt auch hier die Willkür. Wie e, es, et aus lateinischem o, as, at her-
orgegangen ist, so is, is, it aus lateinischem io, is, it. — Was die
ritte Einschiebung anbelangt, so trennt der Verfasser finissant in fini-ss-ant.
Hier könnte man allerdings zwar nimmer von einer Einschiebung ss, doch
ber von einer Einschiebung iss, herstammend von der lateinischen Inchoa-
ivform isc reden, wobei man jedoch festhalten müsste, dass keine eigentlich
omanische Einschiebung statt findet, sondern nur die lateinische Einschiebung
beibehalten wird. Im vierten Inbegriff wird uns nun sogar zugemuthet, in
parlé, parlai, parla, parlâmes, parlâtes, parlèrent die Vokale é, ai, a und è
für Einschiebungen zu halten, Vokale, die sich direct aus den lateinischen
Formen atus, avi, asti, avit, avimus, astis, averunt entwickelt haben. Und
wie kann überhaupt bei parlé, parlai, parla von einer Einschiebung die Rede
sein, da sich é, ai, a am Ende befinden und zu einer Einschiebung doch zwei
Dinge gehören, zwischen welche eingeschoben werden kann? Wir vermöchten
hier freilich den Verfasser so zu rechtfertigen, dass wir annähmen, er habe
mit Einschiebung den lateinischen Bindevocal a gemeint, wenn wir nicht
aus seinen andern Einschiebungen er in parlerai, r in finirai, ss in finissant
wüssten, dass er so etwas zu sagen nicht beabsichtigte. Es entspricht nun
ferner in des Verfassers System der vokalischen Einschiebung der regel-
mässigen ersten, eine vokalische Einschiebung im vierten Inbegriff der un-
regelmässigen ersten, zu der also beispielsweise (s. o.) perdre und recevoir
gehören, deren zwischen nichts eingeschobene Einschiebung im participe passé
u wäre. Ebenso wäre in perdis das i Einschiebung. Auch hier belehrt uns
der Augenschein und ein Vergleich mit den lateinischen Formen eines Bes-
sern. (u ist aus spätlateinischem utus hervorgegangen.) Die erste unregel-
mässige ist nun in vier Gruppen getheilt, die nach dem Character des zweiten
Inbegriffs also geschieden werden: der Character wird geschrieben und gespro-
chen (tressallir, venir); der Character wird geschrieben, nicht gesprochen (rom-
pre, répondre); der Character wird weder geschrieben noch gesprochen (men-
tir, plaindre); es tritt noch eine Ablautung des Stammvocals zu (die Wörter auf
oir, gésir, faillir). Zu der ersten Gruppe wird erwähnt, dass viendrai das é der
Infinitivendung durch d ersetze! Wahr ist nur, dass i ausgefallen ist; denn
venrai, venrai sind altfranzösische Formen. Wahr ist ferner, dass zwischen den
Liquiden nach einem in vielen Sprachen gewöhnlichen Vorgang eine muta ein-
geschoben ist. Vergleiche: simulare = sembler, marmor = marbre, Veneris
dies = Vendredi, ἀνδρός, μεσημβρία, Fähndrich = Fähnrich, Hendrichs =
Henrichs. An eine Ersetzung eines ausgefallenen Buchstabens denkt hier
die Sprache nicht. Cueillerai soll für cueillirai aus orthographischen
Gründen stehen. Wüssten wir doch einen derselben! Was sich der Verfasser
bei offert, mort, acquis der ersten, mis und pris der zweiten, résous, plaint,
crû, connu, né, plu unter verkürzten Formen denkt, wird nur klar, wenn
man sich noch seiner Theorie der vokalischen Einschiebung erinnert. Né
ist aber ebenso direct aus natus, wie aimé aus amatus hervorgegangen, plaint
aus planctum, acquis aus acquisitum, mis aus missum, connu aus cognutum
für cognitum. Das sind allerdings Verkürzungen, ganz wie aime für amat,

aimasse für amavissem, aiment für amant, also nicht Verkürzungen im Sinne des Verfassers. In der zweiten Gruppe, heisst es, endet das narratif stets auf is, und zwar meist durch Ablautung aus dem u des participe passé. Das narratif entsteht aber nie aus dem participe passé, die Endung is entsteht aus der lateinischen Endung i, die des participe u aus der lateinischen Endung u, das für viele Verben anstatt des i eingetreten war, wie sich aus mittellateinischen Formen wie reddutus, decernutum ergiebt. — Die zweite Classe der unregelmässigen Verben muss bekanntlich wegen der Theorie des Verfassers eine consonantische Einschiebung im dritten Inbegriff haben, weil sonst jenes schöne symmetrische Verhältniss zu demselben Inbegriff der zweiten Klasse der regelmässigen Conjugation in Trümmer fällt. War es nun möglich, bei finissant wegen der inchoativischen Einschiebung iss von isc allenfalls von Einschiebung zu reden, so findet hier überall, wo sie der Verfasser statuirt, durchaus keine statt; s in disant ist keine Einschiebung, sondern das c in dicens, v in écrivant das b in scribens u. s. f. Die seltsamste Gruppe ist nun die zweite der zweiten Klasse der unregelmässigen Verben. Diese haben bekanntlich im dritten Inbegriff eine consonantische Einschiebung. Diese Einschiebung „fehlt nun entweder in der zweiten Gruppe ganz" (nourrions), oder sie besteht in dem durch Umwandlung des Stamm i in ein y entstehenden Jodlaut. Was soll man zu einem Kennzeichen sagen, das mitunter nicht vorhanden ist?

Dass dies Conjugationsgebäude also in sich zusammenfällt, darüber wird dem Verfasser wohl selbst kein Zweifel mehr erwachsen. Was aber hat ihn zu einer solchen, dem historischen Rechte Hohn sprechenden Darstellung der Conjugationen bewogen? Er giebt darüber Andeutungen in der Vorrede, da ihm der Raum fehle, seine Gründe dafür zu entwickeln. Er stützt sich einmal auf die historische Sprachwissenschaft, die die Viertheilung schon längst aufgegeben hat. Er hätte angeben können, dass die älteste französische Grammatik, die von Palsgrave, nur eine Dreitheilung hat. Er hätte Diez hier als Gewährsmann nennen können und mit ihm die grosse Zahl seiner Schüler. Diez, der trotz Burguy, der zur Viertheilung zurückgekehrt ist, seine frühere Eintheilung auch in der zweiten Auflage seiner Grammatik festhält. (Vergl. hiezu Strack's Recension Arch. XXV, p. 445.) Dass die historische Grammatik aber auch nur historische Gründe für ihre Eintheilung hat und nirgend die Willkür anruft, hätte den Verfasser zur Prüfung seiner Theorie bewegen müssen. Ein andrer Grund ist der, dass in der jetzigen Eintheilung der Conjugation heterogene Dinge zusammengestellt, verwandte getrennt würden. So sei perdre ganz ebenso unregelmässig, als vêtir; denn ausser der Infinitivendung seien alle ihre Formen gleich; andrerseits aber gehörten fuir und mentir, voir und pouvoir, nuire und prendre zu derselben Conjugation, Zeitwörter, die doch nichts miteinander gemein hätten. Es wäre der Infinitiv überhaupt nicht geeignet, zum Eintheilungsgrunde gemacht zu werden. Das Letzte fällt nun der historischen Grammatik überhaupt nicht ein. Für sie ist und bleibt der Eintheilungsgrund das geschichtliche Verhältniss der Tochter- zur Muttersprache. Der Infinitiv ist nur eine bequeme Bezeichnung der entsprechenden Conjugation durch ein vereinzeltes Kennzeichen. (Allerdings könnte sich der Verfasser auf Burguy berufen, der einmal erwähnt, dass er zur Darstellung der starken Conjugation eigentlich Verba der verschiedensten Conjugationen wie aller, aimer (Beide sind nach Burguy stark), savoir, faire, taire, craindre zusammenwerfen müsste, was aber die Klarheit beeinträchtigen würde. Burguy spricht aber hier nur von der starken im Gegensatz zur schwachen Conjugation, wobei ihm bekanntlich die Diphthongirung des Präsens den Maasstab abgiebt, wogegen Diez die starke Conjugation richtiger am Umlaut des Perfects erkennt. — Herr Dr. Gleim citirt bei dieser Gelegenheit, um zu beweisen, wie wenig der Infinitiv Eintheilungsgrund sein könne, die altfranzösischen Infinitive plaisir neben plaire, taisir neben taire. Gerade diese Formen sprechen gegen ihn. Denn obwohl plaisir

eine Form der zweiten Conjugation ist, so hat man nie davon plaisirai gebildet, man hat nie deswegen dies Verbum zur zweiten Conjugation gerechnet.) Aimer gehört wegen aimai, aimasses, aimes, aimé ebenso zur ersten Conjugation wie wegen des Infinitivs. Aber auch in des Verfassers Anordnung ist der Uebelstand der Zusammenstellung heterogener Dinge nicht vermieden worden, wird sogar schwerlich vermieden werden können. In seiner ersten unregelmässigen befinden sich neben mourir, répondre, neben je meurs, je réponds, neben je mourus, je répondis, neben mort, répondu, d. h. diphthongirende neben nicht diphthongirenden, starke neben schwachen Formen; neben prendre steht offrir, neben prenons, offrons, neben pris, offris, neben pris, offert; neben pleuvoir steht mentir. Sind diese Formen nicht heterogen genug? —

Von perdre hatte der Verfasser gesagt (s. o.), es sei ebenso unregelmässig wie vêtir. Es fragt sich nur, was er unregelmässig nennt. Die historische Grammatik hat diese Bezeichnung bereits aufgegeben. Diez sagt II, 120, zweite Auflage: „Dass man sie (die Verba) unregelmässig nannte, war unrecht; wenigstens kann die historische Grammatik diesen Gesichtspunkt nicht anerkennen, da sie gleichfalls regelmässig sind und nur in kleinere Gruppen zerfallen." Bei dem Verfasser gehören natürlich alle Verba in die unregelmässige Conjugation, die nicht zu seinem parler und finir passen, folglich auch die ganze vierte, folglich auch perdre eben so unregelmässig wie vêtir. Die historische Grammatik hält jedoch vêtir (vêtu vielleicht abgerechnet) für ebenso regelmässig als mentir, partir etc. Mentir, partir, vêtir gehören zu der Gruppe der Verba auf ir, die ohne das inchoative iss flectirt werden, wie finir zu der mit inchoativem iss. Ferner ist gegen den Verfasser zu erwähnen, dass die Bildung perdrai doch in etwas andrer Form vor sich geht als vêtirai.

Aber des Verfassers System nimmt auch nicht einmal alle Verben auf. Ohne es irgendwo einzuräumen, hat uns der Verfasser zu unsern vier Conjugationen durch gänzliche Ausscheidung von aller und envoyer eine fünfte gemacht, die sich den von ihm aufgestellten Gesetzen durchaus nicht anbequemen will.

Wir befürchten kaum, dass der Verfasser uns entgegne: Die historische Würdigung der Formen sei beim Elementarunterricht durchaus nicht von Belang, und es käme nur darauf an, dass in der kürzesten und schnellsten Weise die Schüler zum sicheren Besitz der Formen gelangen; der Zweck entschuldige hier die Mittel. Entgegnete er uns das, so würden wir ihm allerdings nicht bestreiten, dass es an der Töchterschule, die er leitet, ganz gleichgültig ist, ob der historische Werth der Formen verstanden wird. Haben die Schülerinnen ihre Verba nach dieser Methode sicher gelernt, so ist nichts weiter zu sagen. Anders gestaltet sich die Sache bei Real- und Gymnasialschülern, denen bald genug der Widerspruch zwischen dem lateinischen Conjugationssystem und dem willkürlichen Conjugationssystem des Verfassers klar werden würde. Was würde ein inspicirender Rath dazu sagen, wenn lateinisch lernende Schüler behaupten wollten, der Stamm in écrire sei écri und v sei ein willkürlich eingeschobener Buchstabe, oder fini, das participe passé enthalte einen Stamm ohne Endung.

Möge der Verfasser daher bald dem Buche eine Gestalt geben, die es möglich mache, dasselbe nicht bloss auf die Töchterschulen zu beschränken. Dass es alsdann auch an andern Schulen gebraucht werden wird, ist nicht zu bezweifeln.

G. B.

Programmenschau.

Chr. Ad. Balsam: Kultursprache und Universalsprache in ihrem Verhältniss zur Civilisation. Programm des Gymnasiums zu Liegnitz 1858.

Kultursprachen nennt der Verfasser die Sprachen, welche in kulturgeschichtlicher Beziehung gedient haben zur Verbreitung humaner Bildung, Universalsprache das bisher nur noch in der Idee vorhandne Medium der Sprachmittheilung, das dazu bestimmt ist, das Hauptorgan des geistigen Verkehrs auf der ganzen Erde zu werden. Unter jenen nimmt die griechische Sprache den ersten Rang ein sowohl in räumlicher als zeitlicher Beziehung und verdiente denselben als das zarteste und gewandteste Werkzeug zur Offenbarung des Geistes und Gemüths. Der Verfasser gibt ausführlich die Grenzen an, innerhalb deren die hellenische Sprache sich verbreitete. In Hinsicht auf Zeitdauer, bemerkt er richtig, kann keine Sprache sich mit der griechischen messen, denn fortwährend übt sie ihre humanisirende Kraft auf die gebildetsten Völker der Erde aus und mit desto intensiverer Macht, je grösser der Kreis der gebildeten Völker auf Erden geworden ist; selbst die ganze arabische Kulturperiode verdankt ihre Bedeutsamkeit grösstentheils dem Umstande, dass sie griechische Bildung in sich aufgenommen hat. Mehr in extensiver als intensiver Hihsicht hat die lateinische Sprache einen bedeutenden Rang unter den Kultursprachen eingenommen; was nicht das alte Rom der Herrschaft des Latein unterworfen hatte, vollendete die Kirche des Mittelalters, nun war es das Medium der Gedankenmittheilung aller Gebildeten der verschiedenen Völker im Abendlande. An der Hand dieser Sprache trat ein Volk nach dem andern im Abendlande ein in die Reihe der civilisirten Nationen; gestützt auf dies Idiom bildeten sich nicht nur die romanischen, sondern auch die andern europäischen Mundarten bis zu ihrer Emancipation heran.

Zu der Bedeutung einer Universalsprache hat sich keine der alten Sprachen erhoben, von den modernen noch keine bis jetzt diesen Standpunkt erreicht. Das Bedürfniss nach einer Universalsprache als allgemeinem Mittel der Verständigung trat aber immer mehr, meint der Verfasser, hervor und die erhabene Mission, das einigende Band der Völker der Erde von den verschiedensten Zungen zu werden, sei der Mischsprache vorbehalten, die aus einer Verschmelzung der beiden Elemente, des germanischen und romanischen, entstanden ist, der englischen oder, wie der Verfasser indentificiert, angelsächsischen. Diese hohe Bedeutung komme der Sprache des englischen Volkes zu wegen der historischen Wichtigkeit, die sich dasselbe errungen, der Verbreitung dieser Sprache, des Werthes der englischen Litteratur: die englische Litteratur nennt der Verfasser das edelste Produkt des mannhafte-

ten Volkes auf Erden. Den beiden angelsächsischen Nationen gehöre die
ukunft, so sei auch das Uebergewicht ihrer Literatur und Sprache auf
rden nach menschlicher Berechnung gesichert. Der Verfasser beruft sich
chliesslich für seine Ansicht auf das bekannte Urtheil J. Grimms. —

)ie Ortsnamen von Heiligenstadt. Vom Gymnasiallehrer Waldmann. Programm des Gymnasiums zu Heiligenstadt 1856.

Zu den vielen dankenswerthen Forschungen über deutsche Personen-
nd Ortsnamen, die uns in den letzten Jahren so schöne Ergebnisse geliefert
aben, bietet die vorliegende Schrift einen werthvollen Beitrag. Weil sie
ch auf einen kleinen Bezirk begränzt, hat sie um so sorgfältiger eingehen
önnen. Der Verfasser ist mit der verwandten Literatur wohl vertraut und
at die geschichtlichen Quellen sorgfältig benutzt, so dass seine Resultate
irgends etwas mit leeren etymologischen Spielereien gemein haben. Die
chrift hat zunächst örtliches Interesse, aber da Namen wie die hier vor-
ommenden vielerorts uns wieder begegnen, ist es nicht überflüssig, auch die
'orscher an andern Punkten Deutschlands auf sie aufmerksam zu machen.
)er Verfasser behandelt zuerst den Namen Eichsfeld, dann den Namen
leiligenstadt, hierauf die Namen der Stadttheile, Strassen, Plätze, Gebäude,
uellen, Flüsse, Felder, Berge, Wälder und Stellen in denselben. Der Name
ichsfeld wird als Feld eines Aiko oder Eiko gedeutet. Der Flussname
utter, bemerkt Referent, findet sich auch bei Bielefeld; Lob findet sich
fters in Westfalen als Buschnamen; Kuhlengräber ist nicht blos in Ham-
urg, sondern in ganz Niedersachsen als Bezeichnung des Todtengräbers
blich, ebenso allgemein verbreitet ist die Redensart „Einen am Schlafittiche
riegen;" schliesslich bemerkt Referent, dass das Wort „Dönsse (Dörnze)"
ich überall in Westfalen, wenigstens im nördlichen, noch vorfindet.

'. G. Kloss: Einige Bemerkungen über den Unterricht im Deutschen. Progr. der höheren Bürgerschule zu Crossen. 1859.

Der Verfasser hat ganz vernünftige Ansichten über den Zweck des
eutschen Unterrichts. Um so mehr ist es zu bedauern, dass er nur über
as, was auf den unteren Stufen und da auch nur in dieser oder jener Be-
iehung vorzunehmen ist, sich ausgesprochen hat; die schwierigsten Punkte
nd noch unerledigt geblieben. — Manches von dem, was er als nothwendig
ufstellt, dass der Lehrer eine deutliche Aussprache haben, jede Lection eine
eutsche Lection sein müsse und ähnliches, wird heutiges Tages von Nieman-
em mehr bezweifelt. Mehr der Beachtung werth ist das, was er über den
lementaren grammatischen Unterricht sagt, doch kommen hier mehrfach
ünsteleien vor, der Verfasser will zuviel durch den deutschen Unterricht
em in fremden Sprachen vorarbeiten, der lateinische Unterricht macht die
ache dem Kinde leichter; kann es der Weise des Verfassers bequem folgen,
› ist es eigentlich schon mit seinem Verstande über einen solchen gramma-
ischen Unterricht hinaus. Im zweiten Theile seiner Arbeit bespricht der
erfasser die Declamation des ausführlichsten; auf einige gute Bemerkungen
iögen jüngere Lehrer aufmerksam gemacht sein, wie auf die, dass es noth-
endig sei, dass der Lehrer selbst vorher das Gedicht vortrage, dass man
eine Gestus verlange; wogegen es nicht zweckmässig ist, ein in der Schule
icht besprochenes Gedicht vortragen zu lassen, noch auch die Abneigung
es Verfassers gegen das Chorlesen Anklang finden darf. Diesen letzteren
.bschnitt will im künftigen Programm der Verfasser noch einmal behandeln.

Referent kann aber nicht umhin, schliesslich seine heimathliche Provinz gegen die Behauptung des Verfassers in Schutz zu nehmen, dass in „ganz“ Westfalen in der Aussprache das sch nicht Zischlaut, sondern eine Zusammensetzung aus s und dem Kehl-ch sei; das „nördliche“ Westfalen, mit Ausschluss des Paderborner Landes, muss gegen den fast immer so allgemein ausgesprochenen Vorwurf entschieden protestiren; das gilt freilich nicht von der Aussprache des Plattdeutschen, dies kennt aber auch kein sch. —

Fr. Traug. Schuster: Das deutsche Kirchenlied in Siebenbürgen. Programm des Gymnasiums zu Mediasch. 1857.

Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, dass in dem fernen Siebenbürgischen Lande sich in den letzten Jahren eine so rege Theilnahme an der Erforschung des geistigen Lebens der sächsischen Nation gezeigt hat. Wir haben namentlich über Sitten, Sagen, Märchen, Familiennamen der Sachsen votreffliche Untersuchungen erhalten, die mehr als es die gelehrte Geschichtsforschung vermochte, den Zusammenhang des siebenbürgischen Volkes mit dem Niederrhein nachgewiesen haben. Daneben aber hat auch die eigentliche Geschichte nicht gefeiert noch die Litteraturgeschichte, und den besseren Werken reiht sich würdig obige Gelegenheitsschrift an. Der Verfasser hat die Schriften von Hoffmann, Wackernagel u. s. w. benutzt, doch vermisst Referent in der Uebersicht der Literatur die Werke Mützell's.

Schon 1526, in welchem Jahre Luthers Schrift von der deutschen Messe erschien, wird deutscher Gemeindegesang in Hermannstadt erwähnt, und schon um 1550 hatte Kronstadt ein eigenes Gesangbuch mit 95 Liedern; doch wurde der lateinische Gesang nicht gänzlich abgeschafft und bis 1693 wurden allemal die Synoden mit dem lateinischen Hymnus: Veni sancte spiritus eröffnet, und noch gegenwärtig und in den evangelischen Gemeinden des Kokellandes in der heiligen Christnacht die erste Strophe des „Puer natus in Betlehem“ von Bauerburschen mit dem Schulchor vereint vom Thurme herab lateinisch gesungen.

Die Sachsen Siebenbürgens gehören fast ohne Ausnahme zu der evangelischen Augsburger Confession, die Ungarn und Szeckler grösstentheils zur helvetischen Confession; von den Sachsen hat sich nur ein kleiner Theil in Klausenburg (mehr von den Ungarn) dem Socinianismus zugewandt. (Das Verhältniss der Confessionen in Siebenbürgen ist: 295790 Protestanten helvetischer Confession, 219721 römisch Katholische, 198851 Protestanten Augsburger Confession, 46016 Unitarier.) Die Socinianer haben ein socinianisches Gesangbuch, Klausenburg 1620, herausgegeben von Valentin Radetz aus Danzig, Rektor der unitarischen Schule zu Klausenburg. Die römischen Katholiken kommen als compakte Bevölkerung nur unter den Szeklern vor; die römisch katholischen Gemeinden haben sich erst im 18. Jahrhundert durch Einwanderung und erzwungene Uebertritte gebildet.

Das älteste Kirchen-Gesangbuch Hermannstadts ist 1616 und 17 in 2 Theilen erschienen; es enthält 896 Lieder und einen lateinischen Anhang: Odae ex diversis poetis in usum ludi literari, Oden des Horaz, Stellen aus Virgil, Prudentius u. A. Es ist nur Abdruck eines zu Frankfurt a. O. erschienenen Gesangbuches. Die Lieder sind theils die alten lateinischen Hymnen von Ambrosius, Aurelius Prudentius, Sedulius, Venantius Fortunatus u. A., theils die Lieder Luthers, der böhmischen Brüder, von Paul, Speratus, Justus Jonas, Agricola, Lazarus Spengler, Hans Sachs, Joh. Schneesing, Nic. Decius, Sebaldus Heyd, Hesse, Gramann, Eber, Spangenberg, Mathesius, N. Hermann, Lieder von den Reformirten Pollio, Vogtherr, Capito, Hetzer, Claus Keller u. s. w., Umdichtungen weltlicher Volkslieder, aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts Lieder von B. Ringwaldt, Helmbold, Selnecker,

Steuerlein, Ambr. Lobwasser u. A. Ein Lied bezieht sich direkt auf Siebenbürgen. Das Gesangbuch trägt den Charakter der Zeit, frohe Glaubenskraft, Herzlichkeit, Einfalt an sich. — Das nächste Hermannstädter Gesangbuch ist in dem Zeitraum von 1697 — 1711 erschienen. Es enthält 354 Lieder, die Eingangsgesänge sind lateinisch. Angebunden ist eine Auswahl von 88 Liedern, die in dem Geiste Speners gedichtet sind. Das nächste Gesangbuch ist von 1733, 468 Lieder enthaltend. Das „vermehrte Hermannstädter Gesangbuch von 1747 enhält 526, das von 1766 aber 688 Lieder; jenes war von dem Pfarrer Christ. Roth entworfen, dies von Andr. Schunn weiter bearbeitet, auf derselben Grundlage nach Freylinghausen's System der Theologie, und von M. Felmen vollendet. In diesen letzten Hermannstädter Gesangbüchern sind sowohl die Dichter, welche im ersten sich vorfanden, beibehalten, als auch die folgenden Schulen, die erste schlesische Dichterschule, die Königsberger, der Gerhardsche Dichterkreis, die Nürnberger, die zweite schlesische Schule, die Pietisten, die orthodoxen Dichter des 18. Jahrhunderts vertreten, nur die Herrnhuter sind ausgeschlossen; von Siebenbürger Dichtern finden sich vor Simon Graf aus Schässburg, Pf. zu Schandau an der böhmischen Grenze, und Andr. Teutsch Graf der sächsischen Nation, seines Pietismus wegen mit Misstrauen angesehen, der Franke's Waisenhause 20,000 Gulden schenkte. — Das letzte Hermannstädter Gesangbuch stammt von 1793 und enthält 471 Lieder; es trägt den Character der rationalistischen Entstehungszeit und ist noch gültig; aus der ältern Zeit enthält es nur 78 Lieder, von Luther nur sieben, selbst das Kernlied: „Eine feste Burg“ fehlt. Von Paul Gerhard sind nur neun Lieder beibehalten, von Joh. Heermann acht, und kein einziges altes Lied ist ungeändert beibehalten, viele bis zur Unkenntlichkeit entstellt, doch ist dieser entstellte Text aus bereits veränderten Liederbüchern, z. B. dem Berliner, herübergenommen. Von Gellert finden sich 42 Lieder, von Klopstock neun, von Cramer 31. Unter solchen Verhältnissen ist wohl zu erwarten, das die evangelische Kirche Siebenbürgens dem deutschen Gesangbuchstreit nicht fern bleibe und bald ihr Gesangbuch reformire.

Der Verfasser verspricht eine Fortsetzung seiner Arbeit, in der er besonders das Kronstädter Gesangbuch besprechen will. In den umfangreichen Anhängen gibt er ein alphabetisches Verzeichniss der Liederdichter der Hermannstädter Gesangbücher nebst einem Lebensabriss, sowie der Lieder, welche die verschiedenen Hermannstädter Gesangbücher enthalten, nebst Angabe der Verfasser. —

Abraham a Santa Clara's Redliche Red' für die krainerische Nation. Mitgetheilt von Alois Egger. Programm des Gymnasiums zu Laibach 1857.

Die hier mitgetheilte Rede Abraham a Santa Clara's wurde am 30. August 1705 zu Wien gehalten und zwar bei der Jahresfeier der krainischen Landespatrone, welche die in Wien lebenden Krainer zu veranstalten pflegen. Sie findet sich in keiner Sammlung Abraham'scher Reden. Ein Exemplar des Wiener Druckes, sie ward einzeln als Brochüre gedruckt, befindet sich auf der Studienbibliothek zu Laibach, wonach dieser Abdruck gemacht ist. Bei der Seltenheit des Druckes ist die Erneuerung mit Dank anzunehmen, obgleich die Rede keinen Beitrag zu der interessantesten Eigenthümlichkeit Abrahams, seinem Humor, bietet. Sie ist nämlich eine Lobrede auf das Herzogthum Krain, mit Zugrundelegung des Textes Ps. 70: Narrabo mirabilia tua. Da wird denn gepriesen die Gründung von Laibach durch die Argonauten, die Befestigung des ganzen Landes durch eine Mauer, nicht von Stein, sondern von Achat, nämlich durch den Landespatron, den Heiligen Achatius, die Errettung des Landes von den Türken 1593 von demselben

Achatius, das Wunder des bis in den Himmel reichenden Lorbeerbaumes, welches ist der Apostel des Herzogthums Hermagoras, das Wunder des Gnadenpfennigs, welches der Heilige Nicolaus ist, das Wunder des Zirknitzer Sees. Kurz, populär und lebendiggehalten ist die Rede, und die Anschaulichkeit und Volksthümlichkeit des Redners findet sich auch hier wieder.

—

A. Lehmann: Sprachliche Studien über das Nibelungenlied. 2. Heft: Satzstellung. Progr. des Gymnasiums zu Marienwerder 1857.

Dem in dem Archiv angezeigten ersten Heft seiner Studien über das Nibelungenlied hat im nächsten Jahre der Verfasser das zweite folgen lassen, ebenso scharfsinnig und anziehend wie das vorausgehende und wieder den Wunsch nach Fortsetzung anregend.

Für die Betrachtung der vorliegenden Untersuchung hielt sich der Verfasser mit Recht befugt, einen von ihm früher schon gebrauchten Namen wieder einzuführen: Vorder- und Nachperiode, statt Vor- und Nachsatz, welche letztere Bezeichnung bei einer Mehrheit von Sätzen nicht mehr passt, der Plural Nachsätze aber dann, wenn der Hauptsatz in seinem Gefolge Nebensätze hat, eine unklare Bezeichnung wäre. Die Nachperiode nun, beginnt der Verfasser, ist im Neuhochdeutschen auch formell sofort an der Einleitung oder an der blossen Voranstellung des Hauptverbs erkennbar. Das Gesetz dieser Voranstellung ist auf das Gesetz der Wortstellung im Satze zurückzuführen, indem die Vorderperiode als ein Satztheil gilt, hinter dem sofort das Hauptverbum folgen muss. Die Abhängigkeit ist in älterer Sprache, im Nibelungenliede unbekannt, sondern sämmtliche Hauptsätze in der Nachperiode sind, sobald sie jeder einleitenden Partikel oder jedes einleitenden Pronomens entbehren, hinsichtlich ihrer Wortstellung unabhängig von der Vorausschickung der Vorderperiode. 1) Wenn in der Nachperiode das zurückweisend demonstrative Pronomen und das Adverb mit der Einleitungsconjunction oder dem Einleitungs-Relativpronomen der Vorderperiode correspondirt, so ist die ältere Sprache darin noch weniger genau als die neuere. — 2) Das nachsätzliche so wird niemals im Nibelungenliede gebraucht, wenn die Vorderperiode vom relativischen so eingeleitet ist. Es kommt vor, dass so, wenn zwei ja sogar drei Hauptsätze als Nachsätze folgen, jeden dieser Hauptsätze zur Hervorhebung einleitet. — 3) Ausserdem ist die häufigste Einleitungspartikel für die Nachperiode das demonstrative da. 4) Einzeln kommt auch ja als Einleitung vor. Wenn nun eine Periode einen Hauptsatz und zwei Nebensätze hat, beide aber in dem wenigst innerlichen Verhältniss stehen (z. B. „nachdem ich fortgegangen war, fand er das Buch, weil er es gehörig suchte"), so gilt im Deutschen die Regel, dass der Hauptsatz beide Nebensätze trennen muss, eine den altklassischen Sprachen ganz unbekannte Regel. Sie gilt hauptsächlich für grammatische, d. h. der Form nach wirkliche, auch für die sogenannten verkürzten Nebensätze mit ohne zu, um zu, anstatt zu. Die Formen aber der bloss logisch, nicht grammatisch als solche auftretenden Nebensätze sind sehr verschiedenartig; von diesen bloss logischen Nebensätzen sind nur wenige der allgemeinen Regel unterworfen, nämlich die Sätze mit kaum und nicht lange. Was aber von Perioden, die blos aus einem Hauptsatze und zwei Nebensätzen des ersten Grades bestehen, gilt, findet auch auf verwickeltere Perioden Anwendung.

Diese aufgestellte Regel der deutschen Sprache ist nicht von Anfang an streng und klar aufgestellt und befolgt, sondern erst allmälig zu fester Form gestaltet. Das Nibelungenlied hat viele Abweichungen, z. B. Str. 537:

Do die minneclichen nu truogen ir gewant,
di si da füren solden, die kommen dar zehant.

oder Str. 1200:

Sit daz Etzel der recken hat so viel,
sol ich den gebiten, so tuon ich, swaz ich wil.

Die Form dieser Nebensätze ist sehr verschieden, überall die Freiheit der Stellung aber sehr gross. Der Verfasser bespricht die zahlreichen einzelnen Fälle sehr genau, stets das logische Verhältniss und die neuhochdeutsche Stellung in Betracht ziehend. Es ist die Schrift also mehr als eine blosse Beispielsammlung zur Syntax des Nibelungenliedes. —

J. Wagler: Beobachtungen über die neuere deutsche Dichtersprache. 2. Theil. Progr. des Gymnasiums zu Luckau. 1858.

Der Verfasser gibt in dem zweiten Theile seiner Arbeit eine sehr reiche Sammlung seiner fleissigen Beobachtungen über den ungewöhnlichen Gebrauch von Verben bei den neuern Dichtern, und zwar, darauf beschränkt er sich sehr weise, aus Goethe, Schiller, Wieland und Lessing. Die Sammlung wird jeden Leser sehr interessieren, und bezeugt wie wohl vorbereitet der Verfasser zur Mitarbeiterschaft am Grimm'schen Wörterbuche war. Es kann bei der Vollständigkeit der Sammlung und bei der Beschränkung auf die genannten Schriftsteller hier nur die Aufgabe sein, auf den reichen Inhalt aufmerksam zu machen. — Das erste Capitel behandelt den Gebrauch des Simplex statt des Compositi, § 1. Das Simplex statt des Compositi mit der Vorsilbe „be,“ wie klagen z. B.: „und alle guten Seelen klagen theilnehmend deines Ruhmes Fall,“ weinen, singen, zahlen, lohnen, neiden netzen, decken, kränzen, zeugen, schädigen, siegeln, sänftigen, antworten (Goethe 8, 221; fehlt bei Grimm), deuten, wahren, rühren, tasten, solden, lasten, treten, schwichtigen, willigen, sich wegen. — § 2. Simplex statt des Compositi mit der Vorsilbe „ver,“ so bei wandeln, sich kehren, lassen, weigern, kürzen, schweigen (auch = zum Schweigen bringen, wie: schweigt doch den Menschen, bei Schlegel Shaks., hat ihn Trübsinn etwa geschweigt. bei Voss u. A.), bergen (ich darf nicht bergen, dass ich allbereits um ein Geheimniss weiss), schwinden, löschen (die Lampe losch), künden, bürgen, mehren, mindern, missen, mögen (die Gefahr von ihr zu wenden magst du ganz allein), leben (das Volk lebt mit Spazieren den Tag), doppeln, stümmeln, hüllen, decken, hehlen, stopfen, knüpfen, mengen, sich golden, sich trauen (anvertrauen), wunden, jüngen. — § 3. Das Simplex statt des Compositi mit der Vorsilbe „er,“ so: freuen, schlagen, morden, würgen, frischen, heitern, schüttern, heischen, regen, zeugen, spähen, forschen, sich geben (diese Gefangenen geben sich willig), zürnen, niedern, weiten, greifen, dichten, nangeln. § 4. Gemischte Beispiele: kehren = zurückkehren, irren = umherren, streifen = umherstreifen, breiten = ausbreiten, bereiten = vorbereien, ragen = emporragen, wenden = abwenden, eignen = aneignen, reisen = zerreissen, blössen = entblössen, sich finden = sich einfinden, 1. ä. —

Das zweite Capitel behandelt den Gebrauch des einfachen Verbums statt es Reflexivs. So: verirren = sich verirren („doch hier verirrte deine Phanasie“), wundern (im Particip oft, vergl. auch: Dar umb zu wundern nyeans yl. Seb. Brandt Narrenschiff 49, 17. und: ich bin vielmehr verwunernd. Knebel an Goethe I. 136), wenden, stürzen, gewöhnen, trauen, näern, erbarmen, bräunen, heitern, kräuseln, vertragen. Besonders werden Participia gebraucht: mitfreuend, übereilend, rühmend, grauend, blähend, chlängelnd, wiegend, mühend, sehnend (aber auch Rückert Ged. 4, 108: ach der Heimath immerdar sehnt mein Herz aufs frische).

Das dritte Capitel endlich führt Verba mit poetisch abweichender Con-

struction an, und zwar § 1. Beziehungslose Verba als Transitiva, so tönen = ertönen lassen, blicken, verweilen (so auch Schiller an Humboldt S. 352: Die Deduction würde mich zu lange verweilen. Lessing Nathan III, 8: Ich werd' im Hingehn zuviel verweilt), irren = irre führen, büssen = strafen, ausdauern, sprengen, erstaunen, verständigen = belehren. Eilen = accelerare, nach Grimm nur bei „schlechten“ nhd. Schriftstellern, doch auch bei Schlegel Shakspeare Heinrich V. III, 5: Eilet den Montjoye. Sonst vergl. u. A. erwachen (dich zu erwachen, o Nacht. Rückert II, 267), emporstürmen (du stürmst Seelen zu Gott empor. Voss: um Mitternacht), erstaunen (du hättest auch wie ich die Welt erstaunt. Tieck Zerbino), flüchten (er flüchtete das irrende Auge auf das Angesicht eines lebendigen Menschen J. Paul XV, 374.) — § 2. Verba mit doppeltem Accusativ, wie bei grüssen, preisen, schildern, behaupten, sich rühmen, sich fühlen, glauben, hinübertragen. § 3. Accusativ statt eines andern Casus oder einer Präposition, wie denken = denken an, hoffen = hoffen auf, spielen = spielen mit, anfragen = anfragen bei, vorbeireisen u. ä., hineintreten. — § 4. Neugebildete Verba transitiva, sowohl Zusammensetzungen mit be und er, wie beglauben, bepurpern (vergl. J. Grimm W.) u. a., wie mit um (umruhn, umlachen, umtaumeln, umschimmern) u. s. w.

Mitten in seiner Abhandlung (er wollte noch über den poetischen Gebrauch einzelner Verbalformen, namentlich des Partizips, sprechen) sah sich durch Raummangel der Verfasser genöthigt abzubrechen. Der Wunsch ist wohl ein allgemeiner, dass die Fortsetzung sehr bald folgen möge.

Die Tanhäusersage und der Minnesinger Tanhäuser. Von Dr. F. Zander. Progr. des Friedrichs-Collegiums zu Königsberg. 1858.

Nach der verdienstlichen Abhandlung von Grässe über die Sage vom Ritter Tanhäuser behandelt vorliegende Schulschrift denselben Gegenstand, ohne auf Nebenpunkte einzugehen, von neuem und zum Theil ausführlicher und gelangt zu neuen interessanten Resultaten. Der Verfasser wendet sich zuerst zu dem Tanhäuser der Sage.

Die Sage führt zunächst an den Venusberg. Als ein solcher wird genannt der Hörselberg, welcher Name nach dem Verfasser entstanden ist aus der lateinischen Bezeichnung der Chronisten Mons Horrisonus. Die Sage aber greift keinen einzelnen Berg heraus, sie redet nur von einem Berge der Venus; um eine Untersuchung über die Lokalität braucht man sich also nicht zu kümmern. Der Inhalt der Sage liegt in alten Volksliedern, theilweise niederdeutschen, theilweise auch mit protestantischer Färbung, vor. Darnach treibt den Tanhäuser, einen guten Ritter, seine Lust in den Venusberg. Nach sieben Jahren zieht er wider Willen der Venus reuig ab nach Rom. Aber der Papst, er heisst Urban IV., will ihn nicht absolviren, seine Sünden können ihm sowenig vergeben werden, als ein dürrer Stab in des Papstes Händen wieder grünen wird. Verzweiflungsvoll kehrt er in den Venusberg zurück. So die Volkslieder. In der Möhrin Hermanns von Sachsenheim sitzt er als König aus Frankenland im Berge. Nach Wolfgang Heider (1580) beichtet er dem Papste nicht seinen Aufenthalt im Venusberge, sondern seine Kriegsbübereien. Nach Aventinus zieht er als König mit einer Schaar Amazonen unter ihrer Königin Schmirein (Semiramis?) nach Asien. Solche Kriegsfrauen finden sich nun oft in der Zeit der Kreuzzüge. Die Tendenz der Sage ist nach J. Grimm, mit dem der Verfasser sich einverstanden erklärt, die Sehnsucht nach dem alten Heidenthume und die Härte

der Geistlichkeit zu schildern. Der Tanhäuser, d. i. der im Tan oder Wald Hausende, könnte nun eine allegorische Person sein, die Bezeichnung für die Abkehr von der Welt.

Indess so idealistisch ist die Sage nie. Der Verfasser sucht für sie einen realen Boden und findet ihn in der Person des Dichters Tanhäuser. Die Manessische und die Jenaer Handschrift haben 17 Lieder von ihm erhalten; aus ihnen ist sein Leben zu entziffern. Der Tanhäuser ist der Ritter von Tanhausen. Unter zwei Geschlechtern d. N., einem österreichisch-bairischen und einem schwäbisch-fränkischen, gehörte der Dichter zu dem ersten, wie seine Lebensumstände, selbst sein Wappen in der Pariser Handschrift, ausser Zweifel setzen. Er war ohne Besitz, kam zu den Babenbergern, zu Otto dem Gütigen von Baiern, war ein entschiedener Anhänger der Staufen, zuletzt bei Albrecht von Meissen und verschwindet um das Jahr 1270. Seine Gedichte sind eigentliche Minnelieder, verrathen aber grösstentheils eine tiefe Missstimmung, Unzufriedenheit mit der Welt und sich. Es erhellt aus ihnen auch, dass er einen Kreuzzug mitgemacht hat. Was dies für einer gewesen, ist zweifelhaft. Die Erwähnung Apuliens könnte darauf führen, dass er an dem Zuge Friedrich's II. Theil genommen habe; indess wäre es ja wohl denkbar, dass er bei der ersten projektirten Fahrt gewesen wäre, den eigentlichen Zug aber damals nicht mitgemacht habe; denn die in dem Leich erwähnten Lokalitäten machen es wahrscheinlich, dass er später auf einem andern Zuge nach Asien gelangte. Dieser Weg ging vielleicht durch Ungarn, und so konnte ihn denn die Sage nach Siebenbürgen bringen.

Damit sind wir zum Kernpunkt der Untersuchung gelangt. Das gleichzeitige Scheiden des Dichters und des sagenhaften Tanhäusers (Urban IV. regierte 1264 — 68,) die Verpflanzung des Tanhäusers bei Aventinus nach Asien, die „Kriegsbübereien" des Tanhäusers bei Heider, machen es wahrscheinlich, dass der Dichter Tanhäuser Veranlassung zur Sage wurde. Was widerstreitet der Annahme, dass der Dichter im Orient in einer Burg d. i. Berg von einer Muhamedanerin sich fesseln liess und deshalb in eine todeswürdige Sünde verfallen sich Absolution holen wollte?

So meint der Verfasser. Wer freut sich nicht dieser schönen Combination? Gewiss, es ist ein Zusammenhang zwischen Dichter und Sagenheld gewesen. Aber, es bleiben noch Schwierigkeiten zu lösen, die sich der Verfasser nicht verhehlt. Hat der Dichter früh die Walfahrt gemacht, so kann er nicht so viele Decennien sich ohne Absolution in Deutschland herumtreiben und nach Decennien in den Osten zurückkehren. Hat er sie erst ganz spät gemacht, was soll das für ein Kreuzzug gewesen sein? Da ist es still von Kreuzfahrten. Und sodann, sein Verschwinden vom Felde der geschichtlichen Kenntniss weist ja durchaus nicht hin auf eine Flucht vom vaterländischen Boden. —

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Bemerkungen zur Zarnckeschen Ausgabe des Brantschen Narrenschiffes (Leipzig bei Wigandt 1851.)

Pag. 297 des — hält Zarncke für eine „feine Causalpartikel;" es ist aber lediglich ein von einem des Rhythmus willen elidirten wegen abhängiger Genitiv: deswegen habe ich gedacht etc. — der Grund geht voraus nemlich: die Welt ist voll Narren. —

Genau so Vers 20 (XXV:) des schickt in Gott kein Jonas me.

Kragk — kennt Zarncke nicht; es bedeutet Rennschiff, Jagdschiff mit Segeln.

nawen — ist noch gebräuchlich in der Innerschweiz — so heissen die grossen Marktschiffe auf dem Vierwaldstädtersee, z. B. der Urinauwen — allerdings vom lat. navis und griech. ναῦς.

Weydling — nach Frisch = „Kahn aus einer Weide gemacht!" — vielmehr verhält sich Weidling zu weidlich (= betriebsam, emsig, tüchtig, gewandt) wie navis zu navus (gnavus) — cf. franz. vite = schnell, angels. hvaet = hurtig, lebhaft, isl. hvatur, cf. weiden = jagen — Weidmann, Weidwerk, Weidtasche.

Rollwagen — ist ein vierrädriger Wagen. Ein Karren hat nur zwei Räder. Daher die erstern allerdings zur Fahrt für Menschen dienen.

molen — Zarncke erklärt = Gemälde — es sei ein unbehülflicher, geradezu unrichtiger ausdruck! Gar nicht! Noch jetzt kömmt in der Schweiz Möli vor — vom latein. molo (malen, reiben). — auch das anstreichen ist ja ein reiben.

P. 299. joch = freilich, gleich — vom lat. jugis = zugleich.

Auf Kalbsfüssen gehn — Zarncke meint: entweder ist dieser Ausdruck hergenommen von der Ausgelasenheit der Kälber (cf. Murner: gelende wie die Kälber), oder von dem gezierten Gang der jungen Stutzer — was das wahrscheinlichere. Er hält Strobels Erklärung „den Dirnen nachlaufen" für bloss gerathen. Er irrt. Wirklich ist der Grundbegriff dieser Redeweise: Ausgelassenheit mit Dummheit, unverständige Petulanz. So war es Sprachgebrauch gerade gegen Ende des XV Sec. — Man vergl. „auf Freiersfüssen gehn."

P. 300. eyns — das neutrum hat keine „nothwendige Beziehung zum ehemals neutralen Geschlecht von Mensch," sondern ist lediglich Bezeichnung der Vereinigung der Geschlechter.

„Dass man den milchmerk nid bedeck!" — also: die Brüste offenhalte. Deshalb wurden die Röcke stark ausgeschnitten. Bei Fischart: Milchmarkt — allerdings vom lat. mercatus (Märkt, markt, schweiz. Märit, Märt). Sonst heisst „Milchwerk" das Euter der Kühe. Ob nicht dieses hier die ursprüngliche Lesart wäre?

P. 303. „Wer urteln sol und rathen schlecht, der dunk und folg allein zu recht, uff das er nit ein zunssteck blib, domit man die Säue in kessel

trib.“ Der Sinn dieser Worte ist: damit er nicht ein unnützes Rathsglied sei; denn wer eine Sau mit dem Stecken in den Kessel zu treiben sucht (um sie zu brühen), der thut etwas unmögliches, somit etwas unverständiges und unnützes. Alles, was Zarncke zur Erklärung beibringt, ist unnütz, so wenig als Strobels Erklärung passt: „wie diejenigen, welche eine Sau lebendig brühen wollen (!!?), nicht auf ihr Geschrei achten (wie barbarisch!), so bekümmern sich manche beim abstimmen (!!) nicht darum, ob ihr Votum gewissenhaft sei, ob es bei der Gemeinde Unzufriedenheit erregen werde oder nicht.“ !!!

„Es ist mit dunken nit genug.“ Zarncke meint „das ist persönlich construirt, was ich nicht weiter nachweisen kann“ Sic !! — Es ist lediglich Infinitiv = „es ist mit dem meinen nicht genug“ — also ganz wie Hegel zu sagen pflegte. Wir Berner sagen: „es dunkt mi“ = „es dünkt mich“ — also nicht etwa: der dunk! — So sagt man ja auch: es ist mit wünschen nicht gethan.

P. 804. Wörwort gegen Gott = Wehrwort = Ausreden, Entschuldigung — ö statt e, wie z. B. verkört statt verkehrt.

Im wer zu urteiln nit so goch — was dies? ist's = gach, gäch, gäh, gäi? also = steil, schwierig. Oder is't verwandt mit Gouch = Narr?

Zil — hier nicht juridisch, sondern fysich = Ende; und weiter das, was am Ende kömmt, das Gericht, somit der Lohn.

Der Stein, der fällt im uff den grindt, — bei diesem Stein ist nicht an Hagel zu denken, welcher freilich von oben herabkommt und einen auf den Kopf trifft; sondern an einen Mauerstein, Kiesel, Felsblock etc. Es ist ein Gleichniss: der Stein, welchen er gegen Andere geworfen, fällt auf ihn selbst cf. Wer andern eine Grube gräbt — den Brei, den er gekocht, muss er nun selber essen! — Mit welchem Maas ihr messet, mit demselben wird auch euch gemessen.

Cap. 8. von Gytigkeit.

Das (gut), so im Gott gegeben hein — Zarncke erklärt dieses hein = heim — allerdings sprachlich möglich, ähnlich das bernische hei. Vielleicht aber doch noch richtiger = hin — jedenfalls ist hein nur um des Reims willen geworden. Sinn: was ihm Gott hingegeben, dargegeben hat, dess wir nehmen und brauchen können. Alles ist ja ein von Gott uns anvertrautes Gut, von dessen Gebrauch wir Rechenschaft geben müssen. Wir sind nicht Eigner, nur Lebenträger.

Cap. 5. von alten harren.

er kopt jez mir nach in die Art, Zarncke erklärt: ructare — eine Richtung nehmen! — so kommt bei Agrikola vor: „Alles rülpset in seiner Art.“ doch gar zu lächerlich. Vielmehr ist kopt entweder ganz einfach das griech. κοπτω = er schlägt mir nach; — oder verwandt mit copula, Koppel, was also auf den innern Zusammenhang hinweist. Solche unmittelbare Anwendung griechischer und lateinischer Wörter findet sich in jener Zeit und noch mehr früher oft, z. B. im Predd. aus dem 13. sec. die salloten mit den henden — von σαλευω. So konne = Geschlecht, vom griech. γονη dgl. So michel = μεγαλον — magenchraft, von μεγας — Man (= Mond, monat) = μην. hagen, hugen = denken, dafür halten = ἡγεομαι. taugen = Geheimniss, von taceo — charcher (Kerker) = carcer, villen = geisseln, von vello, Zähre = Thräne — von δακρυς. u. a. m.

Cap. 6. von lerder kind.

Die jugent ist zu bhalten gering, sie merket wol uff alle ding. Zarncke erklärt gering = schnell. Aber gering ist = ring = leicht, ohne Mühe, daher befähigt, im Gegensatz der Alten, welche nicht mehr so leicht fassen und lernen.

Vers 60 — 62. dann wirt des vaters leid gemert, und frist sich selbst, das er ohn nutz erzogen hat ein winterbutz. Was dies? Zarncke erklärt butze = Kobold, Unhold, Scheusal — ein Schühebutz (bei Murner), eine

Vogelscheuche, vgl. Bölima; — Schüttschbütel. Bei Fischart kömmt vor: der leibhafte Butz = Teufel. Butz bedeutet im Bernischen ein klein Kind — vom lateinischen p u s u s = Knabe, wovon pusillus = klein. Daher = Titti = Puppe. — Daher alles, was einer solchen ähnlich sieht, somit auch eine Vogelscheuche. Daher überhaupt etwas Gespenstisches — zuletzt der Teufel. Aber was hiesse nun W i n t e r b u t z?? — etwa Winter (wie das lat. hiems) = Sturm, schlecht Wetter — somit etwas U n g e f r e u t e s, Unfreundliches, Abscheuliches?

Oder ist butz = büss = Katze? — eine Winterkatze wäre eine solche, die zu böser Zeit ward?

Cap. 7. von Z w y t r a c h t machen.

„der finger ẑwüschen angel d i e g" — sonst auch tüg (tüeg) Cap. 33, dŭg cap. 96 — ganz das bernische t ü e i (= thun).

Sinn: Ueberall gibt es Leute wie Alkimus (1. Makkab. 7.), welcher Zwiespalt unter Freunde bringt und sie belügt, und seine Finger zwischen Dinge steckt, die ihn nichts angehen, was freilich dann nicht selten übel ausschlägt.

Cap. 10. Vers 31. früntschaft, wann es gat an ein not, gant vier und zweinzig uf ein lot. Zarncke hält dieses abstractum pro concreto für kühn. Allein auch der Berner sagt z. B.: „d'Vrwantschaft wot's nit zuegeh" = die Verwandten wollten es nicht zugeben.

Vers 76 hätt er nit g e l e r t der buler Kunst = gelernt. So sagen auch die Berner.

Vers 78. wann im nit wer zur bulschaft we. So sagt man auch bei uns: er stöhne angst und weh (oder auch: es macht ihn wild und bang), bis'r cha gah. d. h. er hat ein h e f t i g e s V e r l a n g e n zu gehen.

XV. 13. 14. Nemroth wolt buwen hoch in lüft ein groszen thurn für wassers klüfft — S t r o b e l erklärt: „bis dahin, wo die obern Wasser herabströmen, d. h. bis an die Wolken." Unwahrscheinlich, besonders wegen der Erklärung von für. Z a r n c k e dagegen: „um vor dem Eindringen des Wassers gesichert zu sein" — Er fasste also f ü r = z u m S c h u t z e g e g e n. — L o c h e r: excelsam turrim produxit in aethera Nemroth, quam tumidi nunquam possent disrumpere fluctus — somit: damit das Wasser ihn nicht zerk l ü f t e n (= zerstören) könnte. Aber deshalb so h o c h? Man ist in neuester Zeit auf den Gedanken gekommen, dieser Thurm sei ein Regenwassersammler gewesen. Vor allem aber muss man wissen, wie die präp. f ü r zu verstehen sei — als prae oder als pro? — Und um dieses zu entscheiden, muss man wissen, was der Ausdruck „W a s s e r s K l ü f t" zu bedeuten habe. Dieses nun kann möglicher Weise in mancherlei Sinn gefasst werden: 1. eine Kluft, welche das Wasser bildet, — 2. eine, welche in dem Wasser entsteht, 3. eine, aus welcher das Wasser hervorbricht — das erste und zweite hätte hier keinen Sinn. das dritte aber würde auf die Wolken weisen, aus welchen die Wasser hervorbrechen. Dann wäre f ü r entweder = vor „um zu schützen gegen den Platzregen" — oder aber „um zu sammeln das Wasser" etc. Das erstere wäre offenbar unstatthaft. Ob an das l e t z t e r e zu denken sei? ist zu bezweifeln. Wie helfen wir uns denn? 1. Halten wir allerdings für hier = vor = nach dem Sprachgebrauche, u. 2. fassen klüfft = h i a t u s = a u f s p e r r e n d e s M u n d e s. folglich: das Wasser wird wie ein Thier gedacht, das seinen Rachen öffnet um seinen Raub zu verschlingen. Und unter dem Wasser dürfte am ehrsten die S ü n d f l u t h oder etwas dergleichen zu verstehen sein. Dafür würde (nach dem Dichter) von Nimrod der starke und hohe Thurm gebaut.

vil w e g e r i s t n ü t u n d e r s t a n = weit b e s s e r, sicherer, gerathener, vortheilhafter — so cap. 16. w a e g e r dann sölich füllery triben (wäre einem ein Strick um den Hals). — So sagen noch heute die Zürcher „die waegsten und besten" = die wackersten, vom ahd. wâgi — dahin gehört wol auch das im Kanton Bern gebräuchliche Versicherungswort: waeger (– ◡) fürwahr! gewiss, z u v e r l ä s s i g.

XVI. von fullen und prassen vers 58 — 64.

und wer als dant die uf den prasz hant acht, schlummen und demmen tag und

acht, den treit der wirt noch Kuntschaft zu, ein bug und viertel von
ner ku etc. Strobel erklärt kuntschaft = meng von Dingen. Zarncke
erwirft dies mit Recht, weiss aber selbst keinen Ausweg. Nun heisst im
ernischen Kuntschaft = Zeugniss — was jedoch hier nicht passt; sondern
s steht hier = Kundsami, d. h. der Inbegriff aller derer, welche bei dem
etreffenden Wirth, Krämer, Mezger, Bäcker u. s. f. ihre Bedürfnisse kaufen,
aher nun hier: das Gekaufte selbst, die Waare — so bug, kuh, mandel
tc. Sinn: Wer so thut wie die, welche sich dem Prassen ergeben, nemlich
'ag und Nacht schlemmen und demmen (ein neu Wort!), denen trägt der
Virth herbei einen Schenkel (bug) oder Viertel von einer Kuh u. s. f. also
ı Fülle!

So passt auch Cap. 81 von Koch und Keller. Vers 10. ff. Keller und
öch, megde, eehalt, Knecht, die mit der Kuchen sind beheflt, wir tragen
ll uf noch kundschafft, dar us kein duren uns bestat, us unserm seckel
s nit gat, d. h. Keller und Köche etc., die mit der Küche (bern. Chuchchi)
eauftragt sind, wir bestellen noch mehr Waare (zum essen und trinken),
hne alles Bedauern, da es nicht über unsern Seckel hergeht (nicht unser
ǀeld kostet).

XVII. von unnützem Richthum.

Vers 30. köppels knab. Strobel richtig: Kupplers Knab. Zarncke
erwirft das, mit grossem Unrecht, meinend, es bedeute: Baderknecht. Er
enkt an die Schröpfköpfe, welche von dem Bader aufgesetzt werden!! risum
eneatis amici! — Vergleiche Murners: böse nackendt köppels knaben.
)as Wort kömmt direct vom lat. copulare — daher auch ein Koppel
Iunde — und das bernische a Chuppela (⌣ ⌣ ⌣) Luut, Schafe, also eine
Ienge, Schaar (Vereinigung).

XVIII. 27 ff. Zarncke findet den Zusammenhang nicht klar. Es ver-
ıält sich so: Und wer vil wyn versuchen dut den dunkt doch nit ein jeder
;ut. So hat's der, welcher vielen Herren dienen, oder es allen Leuten recht
nachen will. Es ist unmöglich, es können ihm doch nicht Alle munden, er
ɔekömmt Widerwärtigkeiten, cf. Math. 6, 24.

Ferner: Wer Vielen dienen will, ist zu schnellem, und daher leicht
ichlechtem Arbeiten genöthigt: schlaecht gesmidt ist bald bereit, d. h. oben-
ıin geschmiedet ist bald fertig. Endlich: dem wysen liebt (st. beliebt) ein-
'altigkeit (im Gegensatz der Zwiefaltigkeit oder Vielfaltigkeit). Sinn: nur,
ver Einem Herrn dienet, kann recht dienen. Gegen die πολυπραγμοσυνη dgl.
'f. Qui trop embrasse, mal étreint.

XIX. Vers 12. Haetze, Hetze bedeutet eine Elster, welche aller-
lings eine der „schwatzhaftesten" Vögel ist; aber nicht diese Eigenschaft
kommt hier in Betracht — sie würde schlecht dienen — sondern die Elster
ıls Diebin bekannt, wie der Rabe. Wenn hier die Elster mit einer Nuss
ıufgeführt wird, so sonst ein Rabe mit einem Käs. Der eine wie der andere
Vogel lässt sich vom Listigen beschwatzen, dass er seinen Raub fallen lässt.
Der Dichter will einen ausgezeichneten Schwätzer bezeichnen; ein solcher
aber wäre nicht nöthig zu einem ausgezeichneten Schwatzvogel.

Vers 43. 44. Mancher durch Gschwaetz sich so begot, Er darf nit
kouffen wyn noch brot. sich begehn heisst: sich erhalten — cf. eine Be-
gangenschaft = Beruf, Gewerbe. Sinn: Mancher erhält und nährt sich durch
schwatzen, durch Zungenfertigkeit, so dass er von den Leuten Nahrung und
Unterhalt bekömmt, und nicht nöthig hat zu kaufen. So z. B. Wahrsager,
Kartenschläger, Rechtskundige, Schatzgräber dgl. cf. cap. 63. wann er allein
ist, darf er's nit = bedarf ers nicht, nemlich der Krücke.

Vers 65—68. Wer vil redt, der redt dick zu vil, und muss ouch schies-
sen zuo dem Zil, werffen den schlegel verr und wyt, und rinken giessen zuo
widerstryt. Zarncke findet dieses zuo überflüssig! Ob er den Gedanken wol
verstanden hat? Er ist dunkel. Brant scheint sagen zu wollen: Wer viel
(häufig = dick) redet, kömmt leicht in Verlegenheit, das rechte Ziel und Ende

zu finden — eine kurze Gedankenreihe lässt sich leicht überschauen und in logischer Ordnung erhalten; Wer eine lange Rede hält, oder wer viel schwatzt, der kömmt in Gefahr, mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Den schlegel werfen ist von einem Spiele hergenommen, wie bei uns die Knaben „platzgen“ — man wirft eine Platte (platzge) als Ziel hin, nach welchem dann von der Gesellschaft geschossen wird.

Rinken sind Schnallen (cf. Ringe), welche an Riemen (von Leder oder Tuch) befestigt werden — z. B. Hosenrinken, Lederrinken dgl. Heisst nun aber „rinken giessen zuo w.“ = Rinken giessen, welche zu Riemen dienen sollen, mit denen man streitet? Streitriemen? etwa zum Ringkampfe? Schwerlich! Vielmehr scheint der Sinn zu sein: er giesst Rinken, die nicht zu einander passen = Ringe, die sich in einander fügen wollen. Ein jeder Satz ist ein Ring oder Rinken. Das reden ist ein giessen, ein hinschütten.

Cap. XX. vom Schatz finden.

Vers 10 ff. Es hilft nit, ob im schon gebryst, und er es findet on geuerd Er lug, das es dem wider werd (nemlich dem, der es verloren hat). Zarncke meint: geuerde sei hier Hinterlist, Betrug. Allein on geverd ist lediglich ungefähr, zufällig. So sagt man auch bei uns: angfärt. Sinn: Wenn einer nun irgend welchen Schatz findet, auf der Strasse dgl., so nüzt es ihm nichts, wie sehr er des Geldes auch bedürftig wäre: er ist verpflichtet, den Eigenthümer aufzusuchen. Der Gedanke, dass dieses Geld ihm gut dienen könnte, darf gar nicht Platz gewinnen in seiner Seele.

Cap. XXI. von Strofen. —

mosz. Zarncke = Schmuz. Nicht ganz, sondern: Morast — daher neben Pfütz — cf. 110 b 69.

Vers 4. Der alle Sach zum bösten kehrt — ist hier gar nicht plural, sondern ganz einfach singular. — alle = jede — wie Luther: alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze etc. (*πασα γραφη*).

Vers 5. jedem Ding ein spett anhaenkt = Spott, Tadel — die Berner sagen: a Schlaemprlig! — cf. spetten, spettern = ziehen, schleppen — daher: einen durchziehen = aushecheln — cf. *σπαω* (ziehen) oder *σπεω* = giessen.

Vers 9. trotbaum ist nicht eine „Stange“ zum Festschrauben der Trotte, sondern der Kelterbaum (bernisch: Trüelboum) — ein baumsdicker eichener Balken, einfacher Hebel, welcher am Ende des Trüelbetts in einem „Galgen“ befestigt ist, und durch die „Schraube“ auf- oder niedergeschraubt wird. Gewöhnlich ruht der Baum auf dem „Esel,“ = einem kleinen Balken, welcher quer durch den mittlern Galgen geht. Beide Galgen heissen Geschwüsterti (Geschwister). Der Trottbaum ist oft 30 — 35 Fuss lang, und $2\frac{1}{2}$ Fuss dick. Durch ihn wird der Druck auf die Trauben ausgeübt, die auf dem „Trüelbett“ liegen. Die „Schraube“ ist ein Wendelbaum mit beweglichen und mit grossen Steinen beschwerten Füssen. Zwischen den Brettern, womit die Trauben bedeckt werden, und dem Trüelbaum werden mehrere genau vierkantige 4 — 5 Fuss lange und 6 Zoll dicke Hölzer aufeinander gelegt — sie heissen „Trüelküszen“ (Polster). Aus Felix Hämmerlins de arbore torculari in die festo ducendo hat Zarncke später (p. 475) wenigstens soviel gemerkt, dass es ein gewaltiger Baum sei, und nicht blos eine Stange.

Cap. XXII. die ler der wisheit.

Vers 32. werend wurt in ewikeyt — ganz einfach = der Lohn (scil. Strafe) wird ihnen als ein bleibender folgen in die Ewigkeit — oder: der Lohn wird ein immerwährender sein. Wurt = wird — wie bei uns im N. Simmerthal: würt.

Vers 33. das sie inblutend und selbst sich in jammer nagent ewiklich — heisst nicht: während sie — gleichzeitig — sondern *ἐκβατικως*: so dass sie. Dieses in sich hineinbluten und nagen ist die Folge der Strafe oder der Verdammung.

Cap. XXIII. Ueberhebung glucks.

Vers 7. Gott des menschen sich verruocht. Zarncke richtig: Gott

von dem Menschen absieht, sich nicht um ihn bekümmert. Aber wie das? Ich erkläre es für eine constructio prægnans = Gott verhärtet sich gegen den Menschen und hört ihn nicht mehr, achtet sein nicht mehr. cf. Predd. a. d. 14. Sec. (oder Leyser 1838 p. 71): kuomit iz aber also daz sin got ruoche hat = dass Gott seiner wahrnimmt — cf. riechen, Geruch — cf. ruochung = Sorge, Theilnahme. Daher: ein verruchter Mensch = einer, auf den man nicht mehr achten soll, also ein excommunicirter, verfluchter.

Vers 15. ein scherer meisselt, schnydt die wund — ganz einfach = bedient sich des Messers — wovon das besondere, die Exemplification, sogleich folgt (schneiden). Wir sagen auch meszern = das Messer anwenden, schneiden — daher metzgen — ahd. mezzon = Steine behauen, beschneiden — daher: steinmetz. cf. schmeiszen, Schmisz = schlagend, werfen, Wurf.

Vers 22. als das er wil = alles, was er will.

Vers 23. als wen der tufel bschissen wil, dem gibt er glück und richthum vil, = so gibt der Teufel dem, welchen er . . . . Aehnlich im Cap. von Wollust: als gont die narren in ir schoos = so.

Vers 31. wie loeztu mich? = wie verlässt du mich? — So in den untern Gegenden des Bernbiets (Seeland, Emmenthal) = loh = lah (lassen) cf. jo = ja u. s. f. — was zychstu mich? Zarncke meint: wessen beschuldigst du mich? Er denkt an zeihen — cf. Inzicht. Aber er irrt, es kömmt von ziehen. So sagt der Landmann im Niedersimmenthal (Bern): zich = zieh. Also: was schleppst, narrest du mich? hältst mich zum Besten? — cf. „einen am Narrenseil ziehen.“

Cap. XXIV. von zu vil sorg.

Vers 10. — — als ob er nit für sinen lib genug haett wit = als ob er nicht für seinen Leib genug Weite (Platz, Raum) hätte. Zarncke sieht das „wit“ irrig für einen genitiv an, der von genug abhänge. Es is genau wie z. B. „er hat Brod genug,“ verschieden von „er hat Brods genug.“ Im erstern Falle ist Brod das Object und genug eine adverbiale nähere Bestimmung; im letztern Falle ist genug das Object und Brodes die nähere Bestimmung. Beides hat einen andern Sinn.

Vers 12. erterich — ist nichts auffallendes. Genau so im Kanton Bern: Aerdrych, Aerterich — Haerd — Haerdrich — von Herta.

Vers 13. allein der dot erzeigen kan, womit man musz benügen han. Zarncke erklärt: sola mors — nicht sed. Ich muss sagen: keins von beiden, sondern = attamen — somit jedenfalls im Gegensatz. Sinn: Wenn einem sonst nichts beweisen kann, dass er sich mit wenig Erde begnügen soll, so doch gewiss der Tod — der kann es einem zeigen! Treffend!

Vers 31. zu vil sorg, die ist nieman für. Zarncke vermuthet, richtiger wäre nienan, und belegt dies mit Stellen. Ich kann ihm sagen, dass auch der Berner sagt: „das isch niena für meh als öppa wäg zwärfa“ = das taugt zu nichts mehr als . . . . Doch daran ist hier schwerlich zu denken, sondern ist — für ist lediglich die Uebersetzung von prodest (nüzt), und ward getrennt um des Reimes willen. Allerdings ist fuor = für; so sagt man auch füren (Scherz nähren), und im Kanton Bern fuera — woher fuerig.

Cap. XXV. von zuo borg uffnemen.

Vers 6. — den ir boszheit Gott lang uff besserung vertrait. Zarncke = lässt hingehen. Zu ungenau. Entweder buchstäblich: Gott trägt ihnen ihre Bosheit nicht dahin, wohin er sie tragen könnte, sollte, nemlich auf die Strafe, sondern auf die Besserung — und dieses ist ein vertragen, wie man z. B. einen Gegenstand verlegt, d. h. an einen Ort legt, wo er nicht hingehört, wo man ihn daher nicht sucht und auch nicht leicht findet. Oder: vertragen = ertragen, wie wir Berner z. B. sagen: vrwütsche (erwischen), vrlyda (erleiden), oder umgekehrt: erbeszern, eröden statt ver; — und uff wäre wie z. B. in den Ausdrücken: auf Borg nehmen, auf Sicht, auf gut Glück es wagen dgl. Sinn in beiden Fällen: Gott trägt die Bosheit der

Menschen (wie eine Last), in der Hoffnung, Absicht, Bedingung, dass diese Menschen endlich zur Erkenntniss kommen und Busse thun (μετανοειν).

Vers 9. das stundlin ist hier der Gerichtstag Gottes, der Tag der Vergeltung, wo Jeder bezahlen muss „bim minsten Pfund" = beim letzten Heller (vid. Matth. 5), Vergeltung leiden für alles, auch das geringste, Unrecht, das er gethan. „Es sturben frowen etc." gehört zum folgenden, Zeichen des Gerichts.

Do der von Amorien Sünd und Sodomiten kam in zil — Sinn: als das Ziel der Sünde (τελος της ἁμαρτιας) derer von Gomorrha und Sodom kam. Amorien (so liest die Ausgabe von Nik. Lamparter zu Basel 1498) erinnert zunächst an das hebräische עֲמֹרָה, ist aber zugleich eine witzige Anspielung auf die res venerea, welche die Hauptsünde der Gomorrheer gewesen zu sein scheint.

Jerusalem zu Boden fiel — würde ich nicht auf die babylonische Gefangenschaft, sondern auf die Zerstörung durch Titus beziehn.

Die Niniviten bezalten vor Garbald ir Schuld. Zarncke meint, vor könne zweierlei Auslegung erfahren: die Beziehung auf Jerusalem und die auf sein eignes späteres Verhalten. Jedenfalls nicht das erstere. Mir scheint zweierlei möglich: entweder das, dass vor gefasst wird = vormals, in alter Zeit, vor Alters — cf. „vor uneh = ehedem; oder das, dass es sich auf ihr eigenes nachheriges Verhalten und Erleben bezieht, also = zuerst, das erste Mal, früher. — Wir Berner sagen: das ehrder Mal. Der Ausdruck Schuld bezahlen ist ganz antik: poenas dare, solvere, — ποινην λυειν. Die Bedeutung ist: Busse thun. Sinn: nach ihrer ersten Bussfertigkeit hätte man erwarten sollen, sie würden später nicht wieder bussfertig sein. Aber so waren die Niniviten nicht, daher doch.

Cap. XXVI, 21. vil getzlicheit die jugent hat = Genuss, Vergnügen, Freuden — von getzen — daher ergetzen (nicht: ergötzen!) — vom griech. γηθω, lat. gaudeo — woher auch das franz. gai (fröhlich, heiter) — Wurzel ist χασκω, χαω. Grundbegriff: sich öffnen — was eben in der Freude geschieht (vgl. auch das Sprüchwort: in vino veritas) im Gegensatz des Zudeckens und Sichverschliessens, wie's in der Trauer und Bitterkeit geschieht.

Siner frowen ist er vast unmaer — dunkel! man erklärt unmaer = unlieb, verhasst. Aber dass der Greis seinem Weibe unwerth sei, ist keine Nothwendigkeit oder Allgemeinheit — es müssten besondere Gründe vorhanden sein, z. B. dass sie selbst etwa jung etc. wäre, cf. ahd. maor, maere = edel, berühmt, somit: verwerflich.

Vers 55 ff. Vorns die hübschen hansen nun, die went [= wollen] all bübery jez dun, und werden doch gefellet dick, das man sie sticht in narrenstrick. Zarncke meint, man entgehe „all den geschraubten Erklärungen," wenn man annimmt, dass sticht ein Druckfehler und statt dessen sicht zu lesen sei (= sieht). Eine mögliche Aushülfe wäre dies freilich, wenn sie nöthig! Allein dem Dichter schwebte offenbar das Bild vom Fischfang vor — der Strick ist das Netz, welches gestrickt ist. So wird wirklich in Flüssen der Fischfang im Grossen betrieben: man treibt mittelst Netzen (Garnen) die Fische zusammen und sticht sie dann mit mehrzackigen Gabeln. Sinn: die hübschen Jünglinge (dumm freilich sind sie = Hanse) meinen sich alle mögliche Büberei erlauben zu dürfen; aber der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht — die Strafe ereilt sie, die Nemesis — sie werden „zum Barren getrieben" (nicht: zu Paaren!) und gebändigt.

Vers 90. gfüll — von füllen = betrunken, noch heute, so bei uns — wie g'laerm, von laermen. Also: Prassen, Unmässigkeit. faederwatt = federweiche Tücher und Betten. cf. linwat, woraus dann Leinwand gemacht wurde! — wat ist alt.

Cap. XXVII. von unnutzem studieren.

Vers 2—4. Sie hant die Kappen vor zu stür, wann sie allein die streiffen an, der zipfel mag wol naher gan. Eine dunkle Stelle! Der ersten Zeile

natürlichster Sinn scheint der zu sein: sie halten die Kappen dar, um Steuer zu betteln. Aber was für ein Gedanke wäre das? Es müsste etwa im Folgenden der Gegensatz sich finden: dass sie das so zusammengebettelte Geld, statt es zum studieren zu verwenden, mit „buobelieren" durchklopfen. Auf dieses könnten vielleicht schon die „streiffen" (= Streifzüge) im folgenden Vers Bezug haben. Aber der Dichter scheint, wie Zarncke bemerkt, etwas pikanteres im Sinne gehabt zu haben: vor bedeutet hier = zum voraus, und stür = Aussteuer. Sinn: bei den Studenten versteht sich das Narrenthum a priori, sie bringen es gleich mit zu den Studien. Ein Student ohne Narrenkappe ist nicht denkbar — cf. Studentenkapp will Schellen han. Auf dieses vor bezöge sich nun das naher (= nachher, cf. Cap. 30. von ufschlag suchen). Der Zipfel ist das consequens der Kappe, die Erfüllung und Verwirklichung des Narrenstandes, denn Zipfel heisst bei uns noch heute ein Tölpel, Dümmling. So schiene alles nun klar bis an Vers 2, dessen Auslegung mir nicht sicher scheint. Die Hauptfrage ist wol: ob streiffen ein Dingwort (= Streifzüge) oder aber ein Zeitwort (anstreiffen = anziehn) sei; im letzten Falle ist die auf Kappe zu beziehen, und der Sinn wäre: sobald (= wann) sie nur (= allein) die Kappe anziehen, so folgt der Zipfel unmittelbar nach, als das unvermeidliche consequens. Diese Erklärung dürfte wohl angehn. Vielleicht hat auch schon Locher etwas der Art gedacht, da er parafrasiert: Qui cappas humeris portant longosque cucullos, unde trahunt post se capparum in pulvere caudas.

Cap. XXVIII. von wider Gott reden machen — ganz einfach = thun, handeln, daher auch: Handel treiben — wie noch heute z. B. in Ellenwaaren machen, in Tabak machen dgl. = mit — handeln. Ferner: der Berner sagt „was machst Du da?" = was thust Du da? d. h. entweder: warum befindest Du dich da, bist hierher gekommen? — oder aber, was verrichtest Du da? — So: „das macht nüt" = das thut nichts, hat nichts zu bedeuten. So: „was wottsch macha, wa d' keis Gölt hesch?" = was willst Du anfangen, wenn Du kein Geld hast? —. So: i cha nüt macha = ich kann nicht arbeiten (weil ich lahm bin dgl).

Vers 4. will der sunnen glast zuo stan. Zarncke erklärt richtig: unterstüzen. Aber die interessante Frage ist: wie entsteht diese Bedeutung? — Den Aufschluss gibt ohne Zweifel die im Kanton Bern übliche Ausdrucksweise: däm Chind zuoche stah = zu Gevatter stehen, somit als Beistand sich stellen, denn das soll ja ein Pathe (Götti = Bürge) sein — somit eine hinzukommende Verstärkung der an sich zu schwachen Kraft. Sinn: mit Fackeln dem Glanz der Sonne einen Zuwachs geben, um ihn kräftiger zu machen.

Vers 14. dyn wisheit ist gen jm ein spott — bedeutet einfach: deine Weisheit ist gegenüber Gott, also vor Gott, etwas Geringes, nichtiges — cf. 'r hat ihm die Sach um e n' s Spottgält vrchouft = um einen sehr geringen Preis.

Vers 17 wittern — „lass ihn wittern." — Wir Berner sagen: „'s witterat" = es macht Wetter, d. h. es regnet dgl. Hier nun causativ: Gott macht wittern. Gott sendet bald Regen, bald Sonnenschein, los ihn machen schön. So wir Berner: es isch schön = der Himmel ist hell, — auch: es isch schonlich = es macht ziemlich gut Wetter.

Vers 18. ob du joch (vom lat. jugis) darumb bist hön = magst du auch vielleicht etwa deswegen böse und ungehalten, verdrüssig und aufgebracht sein. Das ist noch heute stehender Ausdruck bei uns. Ausser dem adj. hön haben wir das subst. die Höni (= das Hönsein, Zürnen, Zorn), und das verb. vrhönen, in mehrfacher Bedeutung: 1) sinnlich, z. B. ein Messer verhöhnen = schartig oder stumpf, unbrauchbar machen, und 2) geistig = verderben, stören, z. B. einen Plan dgl. „haet 'r g'schwiga, so haett 'r is nid wid alls vrhönt." So das Sprüchwort: z'wenig n z'vil vrhönt alli Spil. 3) = erzürnen, somit ihn untractabel (unbrauchbar, ἄχρηστον) machen.

dester e e. Genau so spricht noch heute der Berner. Der Begriff der comparatio, welcher in eh (prius) liegt, scheint auf desto (destiu) ausgedehnt worden zu sein — daher dester, destar (⏑ ⏑) — Vergleiche meh-r, vom lateinischen magis (μεγ.).

Cap. XXIX. wer urteilt bös und klein. —

Zarncke wundert sich über diese Construction von urteilen mit dopp. accus. Aber urteilt steht lediglich des Verses wegen statt des compos. beurtheilt. So auch später noch einmal: urteilt einen noch sim tod = beurtheilt (= richtet) einen nach seinem Tode.

Cap. XXX. 6 ff. Wer noch ein (pfrund) nimbt, derselb der sol acht han, das er ein oug bewar, das im daszelb nit ouch usfar. Dann wo er noch ein dazu nimpt, wurt er an beiden ougen blint. Zarncke gesteht die Beziehung dieses Gleichnisses nicht vollständig zu verstehen. Der Schlüssel liegt aber in Matth. 6, 19 — 23. Die Habsucht verfinstert die Seele so, dass der Mensch um seinen Verstand und Geist kömmt.

Vers 26 — ir (der Juden) keiner müsst noch solt ganz kumen in das landt, das Got verhies. Zarncke will in diesem müsst einen Nachklang des alten môtan, muoten (= accidere, contingere) erblicken, sowie im Plattdeutschen moeten noch jetzt nicht bloss „müssen", sondern auch „begegnen" bedeute. Es hätte noch das engl. meet angeführt werden können. Allein das ist überflüssig, denn müsst steht hier lediglich des Reimes wegen statt konnte. Von einer contingentia (Zufälligkeit) kann hier jedenfalls nicht die Rede sein, sondern vielmehr vom Gegentheil: es war göttliche Anordnung, somit Plan und Nothwendigkeit.

Cap. XXXII. 5. zuowegen — genau so bernisch: etwas z'wäg bringen 1) zu Stande bringen, 2) beleben.

7. Malschlosz — bernisch: Maletschlosz, auch Malzeschlosz — vom franz. malle = Koffer, Felleisen (vallise). Allerdings: Vorlegschloss.

Cap. XXXIIII. Narr hür als vern — hat Zarncke gegenüber Strobel allerdings richtig erklärt. Die Ausdrücke sind bei uns Bernern noch gebräuchlich: Narr heuer wie das vergangene (faerndrige) Jahr — wahrscheinlich von vahren (gefaren = vergangen) — a ging in ä über, wie z. B. im bernischen Seeland: afäh st. afah (anfangen) — Hochsträsz (= die Römerstrasse).

Vers 9. und hant doch bald vernüwgert dran. Zarncke erklärt: verringern = die Begierde oder Lust an der Sache verlieren durch den Besitz oder Genuss. So erklärt es allerdings auch Schmeller — eine bedeutende Autorität. Dennoch ist es falsch! so wie auch eingerni nicht Neugier heisst, sondern Neuerung, Neuerungssucht. Man lasse sich ja nicht durch das g verleiten als ob gern = Gier, Lust sei; sondern ern ist Verbalendung, und g ein Zwischenlaut, wie er bei unserm Dichter oft vorkömmt, besonders hinter j, und statt j oder h. So mügen = müjen = mühen. So sagen wir Berner: Blizg, Läfzga, Läzga, schmazga, Stäfzga, plazga statt Blitz, Lefze, Lektion, schmatzen, platzen, (= Blatten werfen), Stafze (Art eisernes Stift) — und besonders ernöujera = erneuern — also j = g wie in dyget = diaet, schleiger = scheier, schrigen = schreien — verhergen = verheeren.

' Sinn: sie wollen immer etwas neues, und doch hat man an diesem neuen bald wieder zu verändern, zu modifizieren, also dieses neue selbst wieder zu erneuern; oder sie sehen bald etwas anderes, noch neueres, was ihnen schon wieder besser einleuchtet als das bisherige.

Vers 31. melbig — allerdings von Mehl, wie falb von fahl, gelb von gael; hier aber = bestaubt, beschmutzt, Gegensatz von weisz = sauber.

Vers 33. berämt. Zarncke vom mhd. râm = Schmutz. Freilich heisst ram Schmuz, aber im doppelten Sinne: 1. Fett, 2. Russ — daher der Rahm (= Sahne) auf der Milch, woraus die Butter (bernisch: Schmutz) gemacht wird; und der b'rahm = schwarzer Klecks von Russ. Somit: brämt = angestrichen, gezeichnet, befleckt. Die Grundbedeutung von ram scheint zu sein: Ansatz, das, was sich ansetzt — sei es von innen (bei der Milch), sei

es von aussen (im Russ). Daher vielleicht verwandt mit ramen = Einfassung — cf. verbrämt.

Cap. XXXV. von luchtlich zyrnen. — Merkwürdige Formen! Wirklich auch hat die Basler Ausgabe von Nicol Lamparter von 1498 eine andere Lesart: lychtlich zurnen — also gerade umgekehrt, was mir auch wahrscheinlicher vorkömmt, obschon die Formen zirnen heute noch im bernischen Oberhaslethal (das sonst auch seine Eigenthümlichkeit hat) vorkömmt — und luchtlich würde auf das lateinische lux (Licht) hinweisen — wie wir sagen liacht = leicht, und Liacht = Licht.

Wer staets im esel hat die sporen, der juckt im dick bis uf die oren. Zarncke scheint jucken hier intrans. zu nehmen = sich schnell nach einem Ziele bewegen, die Alten scheinen jucken auf das spornen bezogen zu haben, und zwar so, dass der Reiter dem Esel die Sporen hinter den Ohren angesetzt hätte!

Vers 3. umb sich schnauwet. So spricht noch heute der Berner: schnaauwa = in unfreundlichem Tone, in kurz und schnell gesprochenen Worten reden — einen a schnaauwa = einen so anreden. Offenbar vw. mit schnauben schnaufen, und mit „schnüüza, aschnüüza“ (wie eine Katze thut), cf. Schnab-el, und schnuff-eln, und das lateinische nav-is, das deutsche Nab-e, Nab-el.

Vers 29. ringer = leichter — ganz bernisch.

Vers 33. gemach — einfach Gegensatz von gäh — also: langsam — ganz nach Ep. Jacobi I, 19. So sagt der Berner: „mr wei allsgemach gah“ = wir wollen langsam vorwärts — „'s geit num' gmach mit miar“ = ich kann nicht schnell gehen — „Bärg uuf geit's gang gmach“ = Bergan geht es immer langsam — Von machen: was sich macht, cf. „i cha's g'macha cf. i ma gcho.“

Cap. XXXVI. von eigenrichtigkeit = einbildischem Wesen, suffisance (sufficientia, αὐταρκεια). —

Vers 10. stroft — schwerlich blos belehren, sondern in Zucht nehmen (παιδευω.)

Vers 11. ervolgent — praegnant means = durch folgen (= nachgeben und nachgehen, verfolgen) erlangen.

Vers 17. Verachtung dick den boden rührt. Es ist wirklich zweifelhaft, ob das zum vorhergehenden oder aber zum nachfolgenden gezogen werden soll. Beides geht an. Im Berner Oberland heisst: einen zu Boden rüeren = zu Boden werfen. Hier dagegen ist es passiv: fallen. Oder aber steht rürt = berührt, somit = zu Boden stürzt — was das wahrscheinlichste. Wenn es sich auf die Schiffahrt bezöge, stünde wol ohne Zweifel nicht Boden, sondern Grund, Boden bezeichnet Erde, Trocknes, auf dem man feststehen kann. Grund überhaupt das Feste, auf dem ein Andres liegt.

Cap. XXXVII. von glucks fal — die Ausgabe von 1498 liest Unglucks. — Wer sitzet uf das glückes radt, der ist ouch warten fal mit schad. Sonderbare Construction; doch sagen auch wir Berner: „i bi mi warten, dass . . .“ oder auch: „i bi mi 'rwarta, dass . . .“ = ich erwarte, dass . . . ., ich bin darauf gefasst, ich vermuthe es werde geschehn. So hier: „der hat den Fall mit Schaden zu erwarten.“ — So sagen wir: i bi sy Akunft 'rwarta.“ — Fal — auch der Berner spricht häufig so, statt Fall.

Cap. XXXVIII. von kranken, die nit volgen. Zarncke lässt arzt entstehen aus archiater! — fast etwas lächerlich, da bekanntlich dieser Ausdruck eine Art Ehrenstelle (wörtlich: Oberarzt) bezeichnet, wie Archidiacon dgl. Viel näher liegt das lateinische, entweder artista = der Künstler (κατ' ἐξοχην) — somit von ars, woher das Verb arzen (arsen), dann arznen — oder es ist die Participialform von arzen: arzent, abgekürzt arzt — was vielleicht das richtigste sein dürfte.

Vers 6. nit zimpt — ganz einfach: nicht passt, nemlich, zu seinen Gesundheitsumständen.

Vers 22. ein guter arzt darumb nicht flücht, ob joch (= gleich) der krank

halber hinzücht. Sinn: ein guter Arzt gibt nicht nach, wenn schon der Kranke halb wegzuckt. So sagt der Berner: halber = halb — z. B. „i bi mi halber röuwig" = ich bin mich halb reuig. Zücht = Zückt, wie wir Berner sagen. — Es bezeichnet ein rasches Zurückziehen des Gliedes, z. B. wenn der Arzt schneiden oder stechen will.

Cap. XXXVIII. Vers 83. bet rysen — ahd. betti riso. Noch heute sagt der Berner: rysa = fallen, abgehn, z. B. vom Obst, wenn es anfängt zu reifen, daher zu fallen — „'s rysat" (– ⌣). Somit hier: bettfällig. Auch im Schriftdeutschen sagt man: auf's Krankenlager fallen.

Cap. XXXIX. von offlichem anschlag. offlich verhält sich zu öffentlich wie verschiedlich zu verschiedentlich und unser ordlich zum neudeutschen ordentlich. Der Ausdruck kommt noch Cap. 110 Vers 7 vor: öfflich reden. wer nüt denn trowen dut all tag, so sorg man nit, das er vast schlag. Sinn: Wer nichts als drohet alle Tage, von dem hat man nicht zu besorgen, dass er es zum Schlagen kommen lässt. trowen — gewöhnlich dröuwen — so bei uns. dut — ganz bernische Form, und namentlich als Hülfszeitwort. vast = sehr — so bei uns z. B. „'s tuet mr nid fascht weh" = nicht sehr — „'s hat grüüsli fascht a n'ihm ghangat" = gar sehr hat es (das Mädchen) an ihm (dem Geliebten) gehängt, d. h. war ihm ergeben.

Vers 9. entfrembt sich. — Genau so sagen wir Berner von einem Kinde „'s 'tfrömdat sich," wenn es gegen jemanden als gegen einen fremden thut, nemlich zurückscheut und weinet, und sich an die Mutter anschmiegt, statt sich dem Andern, der etwa seine Hände nach ihm streckt, flattierend, hinzugeben.

Vers 16. roetschen. — So sagen wir, auch verraetscha = ausschwatzen. Kinder sagen's von denen, die in der Schule u. dgl. Andre angeben — vielleicht von reden oder raten, wenn es nicht jenes raetscha selbst ist, welches das Hanfbrechen bedeutet, cf. tschaedera = Lerm machen. Auch von der Elster sagen wir: sie rätschet.

Und tryben soliche koufmannschatz, die vornen leckt und hinten kratz. Ohne Zweifel zu lesen: kaufmanns Chatz — nach dem Sprüchwort: Hüte dich vor falschen Katzen, die vornen lecken und hinten kratzen. Die „Katze" scheint hier ein Wortspiel zu sein, da das Wort auch Kasse bezeichnet, indem man scherzweise aus der Kasse eine Katze gemacht hat — daher: Geldkatze. Der Ausdruck tryben endlich passt zu Geschäften — man sagt: Geschäfte treiben, wie eben ein Kaufmann thut, was jedenfalls Geld fodert — Geld und Geschäft aber sind trügerisch wie die Katze.

Cap. XL. Vers 4. sich brysen. — So redet noch heute der Berner. Man sagt auch: ibrysa — daher: Brisnadl = die Nadel, welche zum brisa dient; wird Brisnüstl = Schnur zum brisan — laçet — von risa = gehen, durchgehen — daher das Neudeutsche: reisen = gehen — und das bernische: reisa 1) einen, z. B. „i wil ihm's reisa" = ich will Anordnungen treffen, dass er die verdiente Strafe findet, oder dass er nicht mehr thun kann, was er jetzt gethan, daher 2) etwas neu einrichten. 3) leiten, z. B. ein Knabe, welcher auf einem Handschlitten fährt, kann reisen, d. h. versteht es, den Schlitten zu leiten, oder aber nicht.

Cap. XLI. 4. entbür = entbehrte, ermangelte, wie zam = ziemte; gebrüst = gebrist, von bresten.

30. es stat nit in unserm gwalt, was jeder narr red, klaff o kalt — d. h. was er offenbaren oder aber verschweigen will. gwalt in mascul. — noch heute bei uns. o = ol = oder. Kalt = ghalt — von ghalten = verwahren, verschliessen, aus Sorgfalt. So noch in Bern: 'r hat mr das z'chalta (ghalta) gaeh = er hat mir das aufzubewahren gegeben. Es kömmt gar nicht von kallen (καλεῖν) = gellen, schwatzen her!

Cap. XLIII. 5. jüngster tag — So wir = das Welt Ende, Weltgericht — Ende des αἰών οὗτος.

Zyro.

Wunderlichkeiten im Gebrauche der deutschen Sprache.

Programm von Görz 1856. Seite 42: Das Latein wurde zwar durch das Studium des Deutschen mehr in den Hintergrund gedrängt, allein doch immer in einer Weise gelehrt, dass den Schülern diese Muttermilch der wissenschaftlichen Bildung nicht abgedarbt wurde.

Programm des Gymnasiums zu Marburg in Steiermark 1856. p. 18: Der Candidat Svoboda verblieb bis Ende dieses Solarjahres in der Substitutiv-Dienstleistung, wurde sodann nach Ablauf der prorogirten Beurlaubung zur Deckung eines ausserordentlichen Lehrbedürfnisses unter Belassung der höhern Gebühr als Supplet bestellt. — Das. Der Statthalter der Steiermark geruhte der Vorstehung seine Zufriedenheit auszusprechen. — p. 15: Von der Summe wurden zwölf Schüler mit Röcken, zehn mit Stiefeln betheilt. — p. 15: Wohlverhaltene Marburger Gymnasiasten. — Zweck ist die Beischaffung eines Altarbildes. —

Hölscher.

Uebersetzungen aus W. Gerhard's Nachlasse.

I.

Marko's Jagd.

Mitgetheilt von dem Mädchen Gosgawa aus Moratscha.

Früh erhebet sich Kraljewitsch Marko,
Frühe geht er jagen im Gebirge,
Betet nicht zu Gott am heilgen Sonntag;
Mit dem frühsten Morgen geht er jagen,
Jagt drei weisse Tag' in grüner Waldung.
Und am Ende hat er nichts erjaget,
Kehret wieder heim vom Waldgebirge.
Wie er am Jakubawasser reitet,
Glänzet etwas im Jakubawasser.
Marko schaut hinab in's kühle Wasser
Und erblickt im Wasser eine Schlange;
Plötzlich naht die Schlange seinem Pferde,
Schlängelt sich behend auf seinen Scharin,
Von dem Scharin auf den Helden Marko,
Windet sich dem Marko um den Nacken,
Hält den Nacken siebzehn Mal umwunden.
Und da flieht er nieder vom Gebirge;
Aber angelangt vor seinem Hofe,
Ruft er, ohne von dem Ross zu steigen,
Seine liebe Mutter Jewrossima,
Dass sie sehe, was er sich erjagte.

Als die Mutter gift'ge Schlang' erblicket,
Läuft sie fort in ihre weissen Höfe,
Und verlässt den eignen Sohn, den Marko,
Den nur fester jetzt die Schlang' umschnüret.

Und noch einmal ruft Kraljewitsch Marko,
Ruft den König Wukaschin, den Vater,
Dass er nehme, was er sich erjagte,
Was sein Sohn, der Marko, ihm erjagte.
Als der König Wukaschin gekommen,
Aus dem hohen blendend weissen Thurme
Und die Schlang' um seinen Sohn gesehen,
Wendet er den Rücken, flieht von hinnen.

Aber heftiger noch schreit der Marko,
Schreit hinein in seine weissen Höfe,
Ruft beim Namen seine treue Gattin:
„Komm heraus, o liebe Widossawa!
Dass du nehmest, was ich mir erjagte!"

Als Widossawa herausgetreten
Ihren lieben Eheherrn erblicket,
Schreiet laut sie auf aus weissem Halse,
Sich verschwesternd mit der gift'gen Schlange.
„In Gott Schwester, glänzend bunte Schlange!
O lass los mir meinen lieben Gatten!
Meinen lieben Herrn den Kraljitsch Marko!"

Und die Schlange spricht vom Marko nieder,
Nicht zu ihr, zum Marko spricht die Schlange:
„Kehre wieder um, Kraljewitsch Marko,
Trage mich zurück in's Waldgebirge,
Trag mich dahin, wo Du mich erbeutet!"

Und der Kraljitsch Marko kann nicht anders,
Wendet um den kampfgewohnten Scharaz,
Kehrt zurück in's grüne Waldgebirge,
Und am Ufer des Jakubawassers,
Fängt sich zu entwinden an die Schlange,
Also zu dem Helden Marko sprechend:
„Lerne jetzt mich kennen, Kraljitsch Marko!
Deiner Gattin hab' ich dich geschenket;
Würdest sonst dein Haupt nicht länger tragen,
Noch viel minder jagen im Gebirge,
Jagen im Gebirg' am heilgen Sonntag!"

Ab nun schnellt die Schlange, taucht in's Wasser,
Und es schwöret ihr Kraljewitsch Marko:
„Höher will ich achten Weib und Sonntag,
Höher als den Lichtstrahl meiner Augen!"

II.

Die drei Gefangenen.

(Montenegrinisch.)

(Mitgetheilt von Wuck Djuro Radonjitsch, der in dem russischen Werke „Der See-Offizier" abgebildet ist.)

Jammerten drei gute Serben Helden
In der Skodar-Vest' an der Bojana;*)
Einer von den Falken: Ljoscho Piper,
Und der Zweite Solat Wassojewitsch,
Und der Dritte: Wuksan Bulatowitsch.
Wuksan fragt die beiden Bundesbrüder:
„Gott mit euch, ihr beiden Bundesbrüder!
Sicher ist's, dass hier wir untergehen:
Was ist wohl am schmerzlichsten für Jeden
Heim in seinen Höfen zu verlassen?
Spricht zu ihm der Falke Ljrscho Piper:
„Mir am schmerzlichsten ist wohl zu Hause
Meine alten Eltern zu verlassen,
Weil sie Niemand ausser mir besitzen,
Niemand kann sie bis zum Tod ernähren."
Spricht zu ihm der Solat Wassojewitsch:
„Mir am schmerzlichsten ist es, ihr Brüder!
Zu verlassen meine traute Gattin;
Denn es sind ja kaum erst funfzehn Tage,
Dass ich mich mit ihr vermählet habe."
Spricht hierauf der Wuksan Bulatowitsch:
„O wie dumm doch seid ihr Bundesbrüder!
Glaubte doch, ihr wärt um etwas besser,
Mir am schmerzlichsten ist es, ihr Brüder!
Dass wir hier so schändlich sterben sollen
Und uns doch vorher nicht rächen können."
Als die Helden so mitsammen sprechen,
Tritt der Türken-Henker an den Kerker,
Und fing an, das Türkchen, sie zu rufen:
„Wer da drinnen ist der Ljoscho Piper?
Komm heraus das Bürschchen vor den Kerker!
Gutes Lösegeld ist für ihn kommen,
Dass er kehren mög' in seine Heimat."
Tritt heraus das Bürschchen vor den Kerker
Und der Henker hauet ihm den Kopf ab.
Ruft hierauf ein andrer Türken-Henker:
„Wer von euch ist Solat Wassojewitsch?
Mag heraus er treten vor den Kerker!
Auch für ihn ist Lösegeld gekommen,
Dass er kehren mög' in seine Heimat."
Tritt heraus der Solat vor den Kerker,
Und der Henker hauet ihm den Kopf ab.
Und der dritte Türken-Henker rufet:
Ruft bei Namen Bulatowitsch Wuksan.
Und es tritt der Wuksan aus dem Kerker,
Also zu dem Türken-Henker sprechend:

*) Bojana — ein Fluss.

„Harre noch ein wenig, Türken-Henker!
Nicht beflecke diese Heldenkleider,
Möchten noch für einen Pascha taugen."
Dieses Wort verlockt den Türken-Henker;
Gierig ward er nach den Heldenkleidern,
Legt' in's grüne Gras den Henkersäbel,
Löst dem Helden die gebundnen Hände,
Dass er ihm die schönen Kleider auszieh';
Aber weiter lässt's der Held nicht kommen;
Schnell ergreifet er den scharfen Säbel
Und enthauptet die drei Türkenhenker;
Dann entflieht er durch die Skodar-Veste
Und was ihm begegnet haut er nieder,
Bis er die Bojana-Brück' erreichet;
Trifft dort einen Hodscha *) und Kadia: **)
„Weiter nicht, o Bulatowitsch Wuksan!
Hier ist nicht der Weg für dich zum Fliehen!"
Ihm erwiedert drauf der Falke Wuksan:
„Harrt ein wenig, Hodscha und Kadia!
Ist nicht dort der Weg für mich zum Fliehen,
Bleibet mir auch rückwärts keiner übrig!"
Hodscha springt vor Furcht in die Bojana,
Den Kadia haut der Bulat nieder,
Und in seiner Näh' auch andre Türken,
Und so flieht er nun in's Waldgebirge,
Bis er nach Zermniza ist gekommen
Zu dem Serdar ***) Maschan Bojowitschu,
Der ihn funfzehn Tage lang bewirthet
Und geleitet ins Gebirge Rowza.
Fröhlich ging er: froh sei seine Mutter!
Fröhlich seine Mutter und Gemahlin,
Und im Hause alle seine Kinder!!!

(Anmerkung. Die Familie der Bulatowitschen besteht auch in Serbien; interessant mag es sein zu wissen, dass nicht allein die regierende Fürstin „Ljubitza" sondern auch der Sammler dieser Lieder und Dichter der „Serbianka," mein Freund „Simeon Milutinowitsch," aus dieser Familie stammten. Alle Glieder dieser Familie hatten von jeher den heiligen Lukas zu ihrem Schutzpatron.)

III.

Die Riegohymne.

(Aus dem Spanischen.)

Mit fröhlichem Muthe
Und sorgenentladen,
Singt, tapfre Soldaten,
Ein kriegerisch Lied!
Es lausche mit Stolze
Die Welt seinem Klange,
Erkennt am Gesange
Die Söhne des Cid!
Soldaten! sie rufen,
Das Land ist bedroht;
Wir schwören ihm Treue
In Sieg oder Tod!

*) Türkischer Geistlicher oder Lehrer.
**) Auch Kadi — Richter.
***) Bezirksrichter.

Verachtet die Feigen,
Die niedrigen Sklaven;
Der Sieg ist nur Braven
Nur Tapfern verliehn.
Sie werden wie Wolken
Des Rauches zerstieben,
Schnell unseren Hieben
Und Stichen entfliehn.
Soldaten! sie rufen etc.

Noch gab es im Lande
Nicht rühmlicher Streben,
Nicht stolzer Erheben,
Noch kühneren Muth,
Als der, der uns Alle
Zu einem verbündet,
Von Riego entzündet,
Mit Vaterlandsglut.
Soldaten! sie rufen etc.

Schon klingt die Trompete,
Dem Feinde zum Hohne,
Karthaun' und Kanone,
Wie brüllen sie hohl!
Der Gott wilder Schlachten
Lehrt Lorbeern erwerben,
Lehrt siegen und sterben
Für Vaterlands Wohl!
Soldaten! sie rufen,
Das Land ist bedroht;
Wir schwören ihm Treue
In Sieg oder Tod!

Italienische Volkslieder.

IV.

Beichte.

(Rom.)

Pater Franziscus,
Pater Franziscus!
„Was verlangt ihr vom Pater Franziscus?" —
Armes Mütterchen beichtete gern,
Beichtete gern bei dem frommen Herrn. —
„Fort mit der Alten! fort mit der Alten!
Muss zur Hora die Hände falten." —

Pater Franziscus!
Pater Franziscus!
„Was verlangt ihr vom Pater Franziscus?" —
Trauernde Wittib beichtete gern,
Beichtete gern bei dem frommen Herrn. —
„Würde mich stören, würde mich stören,
Kann nicht die Beichte der Wittib hören."

Pater Franziscus,
Pater Franziscus!
„Was verlangt ihr vom Pater Franziscus?" —
Artiges Mägdlein beichtete gern,
Beichtete gern bei dem frommen Herrn. —
„O mit Vergnügen! o mit Vergnügen!
Führt sie herauf die Klosterstiegen!" —

V.

Die Seufzer.

(Neapel.)

Auf! meine Seufzer, auf! mit Blitzes Schnelle
Sollt ihr zu meiner Auserwählten fliegen!

Hüllt euch in ihre Kleider, wenn dem Quelle,
Der sie gelabt, die Schwanenbrust entstiegen;

Sitzt sie bei Tafel, lauschet auf der Schwelle,
Säumt nicht an jeden Bissen euch zu schmiegen;

Und schlummert Liebchen schon in stiller Zelle,
Mögt ihr mit sanftem Hauch in Traum sie wiegen!

VI.

Das verlorene Herz.

(Capua.)

Ich ging zum Strande, blickt' auf blaue Wogen,
Und — ach! — verlor mein Herz bei Mondenscheine.
Da sagten Bursche, die des Weges zogen,
Es sei verwahrt in deines Busens Schreine;
Nun will ich sehn, ob nicht die Bursche logen.
Ich ohne Herz, Du meines und das Deine? —
Und wär es so, was thun? — ich hab's erwogen:
Gieb mir das deine und behalt das meine!

VII.

Caroline.

(Rom.)

Ich erblickte Carolinen;
Welch ein süsses Abenteuer!
In dem Herzen welches Feuer!
Ach! mir ward ich weiss nicht wie;
Ich küsste tändelnd die Antonette
Und die Therese und die Rosine,
Doch die holde Caroline
Sie allein vergass ich nie.

In den wild bewegten Tagen
Musst ich mich zur Fahne stellen,
Für den heitersten Gesellen
Galt ich in der Compagnie;
Ich küsste tändelnd die Antonette etc.

Wandernd in dem Land der Briten,
Frankreichs Fluren, Welschlands Auen,
Süsse Mädchen, schöne Frauen
Sah ich viele dort und hie;
Ich küsste tändelnd die Antonette
Und die Therese und die Rosine,
Doch die gute Caroline,
Sie allein vergass ich nie.

VIII.

Serenata.

(Rom.)

Auf! erwache, süsses Leben!
Dieser Schlummer tödtet mich;
Alle meine Pulse beben,
Meine Seele glüht für dich.

So viel Stern' am Himmel blinken,
So viel Küsse geb' ich dir;
Komm, die Liebesgötter winken,
Holdes Liebchen, lächle mir!

„Bin dem Vater unterthänig,
Und die Mutter sperrt mich ein;
Dass ich schön bin, hilft mir wenig,
Denn ich darf nicht bei dir sein.“ —

IX.

Die erste Liebe.

(römisch.)

Holder Wahnsinn, süsses Beben,
Strahl aus goldnem Paradiese,
Zauber den die Sterne weben,
Ist der ersten Liebe Glut.

O dass mir von ihrem Bilde
Doch kein Zug im Herzen bliebe!
Aber stärker ist die Liebe
Als des Hasses blinde Wuth.

Holder Wahnsinn, süsses Beben,
Strahl aus goldnem Paradiese,
Zauber, den die Sterne weben,
Ist der ersten Liebe Glut.

Denk' ich an die Ungetreue,
Die mir ihre Gunst entzogen,
Wein' ich, dass sie mich betrogen —
Ach! — und bin ihr dennoch gut.

Holder Wahnsinn, süsses Beben,
Strahl aus goldnem Paradiese,
Zauber den die Sterne weben,
Ist der ersten Liebe Glut.

X.

Die Schwalbe.

(Lago di Como.)

Sitzest, Schwälbchen, alle Morgen
Am Balcon und singest Lieder;
Füllest mir das Herz mit Sorgen,
Schlägst mit Wehmutklang mich nieder.
Sage, Schwälbchen, mir, o sage,
Was bedeutet diese Klage?

Bist du Wittwe? arme Kleine!
Ist der Liebste dir entflogen?
Klagest, weinst du, wie ich weine,
Von der Liebe Glück betrogen?
Fühlst dich einsam und alleine? —
Armes Scwälbchen, weine, weine!

Was dich aber auch betroffen,
Glücklich bist du doch zu preisen;
Land und Woge stehn dir offen
Nord- und südwärts magst du reisen,
Und, so weit dich Schwingen tragen,
Deinen Schmerz den Lüften klagen.

Könnt' auch ich's! — Ach! niedre Mauern
Halten grausam mich gefangen;

Muss in Jugendblüthe trauern,
Trauern mit gebleichten Wangen;
Kaum noch dringt vom nahen Erker
Dein Gesang in meinen Kerker.

Ach, der Sommer wird vergehen,
Und du wirst von hinnen scheiden:
Neue Fluren wirst du sehen,
Neue Wälder, Bäch' und Weiden,
Wirst, entschwebt auf leichten Schwingen,
Fern von mir dein Liedchen singen.

Wenn ich Morgens dann erwache
Und die Winterstürme schnauben,
Werd' ich vom bereiften Dache
Noch dein Lied zu hören glauben,
Unter Seufzern, unter Thränen,
Schwälbchen, dich mir nahe wähnen.

Kehrest du im Lenze wieder,
Wird ein Kreuz am Hügel stehen,
Auf dem Kreuze lass dich nieder
Bei des Abendwindes Wehen,
Singe, Schwälbchen, dort mit Schmerzen
Frieden dem gebrochnen Herzen!

XI.

Wie fängt man Weiberherzen?

(Venetianisch.)

Wollt ihr Weiberherzen fangen,
O so lernet, Junggesellen,
Lernt mit Klugheit Netze stellen,
Eures Fangs gewiss zu sein.
Wuchs nicht thut's, noch glatte Wangen,
'S glückt dem Blinden, 's glückt dem Lahmen,
Und die schönsten Freier kamen
Oft zurück mit schnödem Nein.

Rang nicht thut's noch Goldes Schimmer, —
Und was denn? . . . . Ein klein Geheimniss;
Mit ihm siegt ihr ohne Säumniss
Nach natürlichem Gesetz;
Müsst nicht seufzen, schmachten, schmollen,
Würdet euer Glück verscherzen;
Eis im Antlitz, Glut im Herzen,
Und — die Schöne liegt im Netz.

XII.

Die Schlummerlose.

(Amalfi.)

Geh' ich zu Bette, Sorgen zu verjagen,
Kömmt Amor gleich und störet meinen Schlummer;
„Wie?“ — hör' ich ihn mit sanfter Stimme fragen —
„Du schläfst, und dein Geliebter leidet Kummer?“ —

Da spring' ich auf vom Lager, wein' und lache,
Und werfe mich umher auf weichem Flaume.
Raubst du mir Ruh', o Süsser, wenn ich wache,
Lass mir sie mindestens in Schlaf und Traume!

XIII.

Nein oder Ja!

(Rom.)

Die Lieb ist bitter,
Die Lieb ist Pein:
Sagt mir, Herr Ritter,
Ja oder Nein?

Ob Glück mir ferne,
Ob Sorge nah,
Ich wüsst' es gerne!
Nein oder Ja?

Nie dürft ihr hoffen
Mein Lieb zu sein
Sagt Ihr nicht offen
Ja oder Nein!

Ist nicht die Zunge
Zum Reden da?
Bricht Herze und Lunge
Von Nein und Ja?

Traut ist das Oertchen
Und still der Hain,
Sprecht aus das Wörtchen
Ja oder Nein!

Vergessen will ich,
Was auch geschah,
Nur Eins ist billig,
Nein oder Ja!

XIV.

Der Narr von Toledo.

Romanze.

(Spanisch.)

Wie schwimmt in Wonne — singt zur Mandolina
Gastibelza —
Wie flammt das Auge, das, Donna Sabina,
Dich schönste sah!
Tanzt, Bursche, tanzt! schon dämmerts auf den Höhen —
Das Herz ist voll —
Die Winde, die vom Berg Falu mir wehen,
Machen mich toll,
Ja, machen mich toll.

Arm scheint an Reiz und Ebenmaass der Glieder
Die Königin,
Schwebt auf Toledo's Brück' im schwarzen Mieder
Sabina hin.
Dem Feinde, der sie könnte beten sehen,
Schmölz' aller Groll. —
Die Winde, die vom Berg Falu mir wehen,
Machen mich toll,
Ja, machen mich toll.

Zum Seneschalle sagte jüngst der König
Auf goldnem Thron:
„Ein Blick von ihr — ein Lächeln — wäre wenig,
Doch reicher Lohn;
Ich gäb' um einen Kuss von ihr zu Lehen
Gern Peru's Zoll! —
Die Winde, die vom Berg Falu mir wehen,
Machen mich toll,
Ja, machen mich toll.

Tanzt, Bursche, tanzt! schon dunkelt's in der Laube. —
Mit leichtem Sinn
Gab Grafen Saldanha die schöne Taube
Ihr Alles hin;
Ein goldnes Ringlein und sie wich dem Flehen,
Ihr Busen schwoll —
Die Winde, die vom Berg Falu mir wehen,
Machen mich toll,
Ja, machen mich toll.

Dr. H. Pröhle.

Regieren die Zeitwörter „aufhelfen," „aushelfen," „einhelfen," „durchhelfen" u. s. w. den Dativ? oder den Akkusativ?

Man nimmt im Allgemeinen, als auf der Hand liegend an, dass die Zeitwörter „durchhelfen," „aufhelfen," „aushelfen" u. dgl. m. den Dativ regieren und spricht demzufolge:

„Kannst Du mir aushelfen?"
„Hilf mir aus dieser Verlegenheit!"
„Hilf der Dame aus dem Wagen!"

Aus den nachkommenden Gründen will es mir erscheinen, dass diese Zeitwörter den Akkusativ regieren müssten, und dass es heissen müsste:

„Kannst Du mich aushelfen?"
„Hilf mich aus dieser Verlegenheit!"
„Hilf die Dame aus dem Wagen!"

Dass das einfache Zeitwort „helfen" den Dativ (und nicht den Akkusativ) regiert, ist freilich ausgemacht. Es heisst also:

„Kannst Du mir helfen?"
„Hilf mir!"
„Hilf der Dame!

Aber durch dieses einfachen Zeitwortes Verbindung mit „aus" oder andern Partikeln, mit „aus dieser Verlegenheit," mit „aus dem Wagen" oder

auch mit einem Adjektiv tritt das Zeitwort in ein anderes Verhältniss zu seinem rectum; oder vielmehr das rectum erlangt durch diese Kombination ein anderes — und zwar ein kombinirtes regens, indem das Zeitwort „helfen“ sich in seiner Verbindung mit „aus,“ „aus dem Wagen“ etc. zu einem Begriffe kombinirt. Dass nun dieses kombinirte regens den Akkusativ (und nicht den Dativ) regieren müsste, möchte ich auf analogischem Wege zu zeigen versuchen.

Nehmen wir z. B. das Zeitwort „essen,“ welches (wenn nicht von einem Menschenfresser die Rede ist) die Person nur im Dativ (und nicht im Akkusativ) regieren kann. Ein Geiziger, welcher einen starken Esser zu beköstigen hat, wird von diesem sagen:

„Er isst mir zu viel“

(nicht „Er isst mich zu viel,“) dessenungeachtet wird er sagen:

„Er wird mich (nicht „mir“) noch arm essen“

oder zu ihm sagen:

„Du wirst Dich noch krank essen,“

weil nämlich das Zeitwort „essen“ durch seine Verbindung mit „arm“ in ein anderes Verhältniss zu seinem rectum tritt.

Nehmen wir ferner die Zeitwörter „singen“ und „spielen,“ welche (ausgenommen wenn „singen“ synonym ist mit „besingen“ und „spielen“ mit „darstellen“; z. B. „Herrmann, den Etrusker, will ich singen.“ — „Eslair spielte den Otto von Wittelsbach“) die Person im Dativ und die Sache im Akkusativ regieren. z. B.

„David sang die schönsten Lieder.“
„David spielte die Harfe.“
„David sang und spielte dem Saul.“

Dessenungeachtet heisst es:

„David sang und spielte den grämlichen Saul in eine heitere Stimmung.“

„Ich bin so trübsinnig, David! Du magst mir spielen und singen, wenn Du mich heiter spielen und singen kannst,“

weil die Zeitwörter „spielen“ und „singen“ durch ihre Verbindung mit „heiter“ oder „in eine heitere Stimmung,“ mit welchen Zusätzen sie sich zu einem Begriffe verbinden, in ein anderes Verhältniss zu ihrem rectum treten. Aehnlich bei dem Zeitwort „schreien,“ „schlafen,“ „lesen“ und anderen; z. B.

„Schrei mir nicht so viel!“
„Schrei mich nicht taub!“
„Du wirst mich noch aus dem Zimmer schreien.“

Das kombinirte regens muss nämlich dann die Person im Akkusativ regieren, wenn der durch die Kombination ausgedrückte Vorgang einen so direkten Einfluss auf die Person ausübt, dass diese dadurch in eine neue Lage, einen neuen Zustand oder eine neue Nothwendigkeit versetzt wird. Die Probe ist, dass man den Begriff des ganzen Satzes auch durch einen Satz würde ausdrücken können, an dessen Spitze die Person als Subjekt treten würde. z. B.

„Ich werde arm durch sein übermässiges Essen.“
„Er wurde krank in Folge seines übermässigen Essens.“
„Saul wurde heiter durch Davids Gesang und Harfenspiel.“
„Ich wurde taub durch sein Schreien.“
„Ich wurde durch sein Schreien genöthigt, das Zimmer zu verlassen.“
„Er wurde heiser von seinem Schreien.“

Derselbe Fall tritt nun, meiner Meinung nach, ein bei ähnlichen Zusammensetzungen mit dem Zeitworte „helfen,“ so dass also die Zeitwörter „aus-

helfen," „aufhelfen," „durchhelfen" u. s. w. den Akkusativ regieren müssten. Denn der Satz:

„Er hat mir (oder, wie ich sagen möchte, „mich") aus meiner Verlegenheit geholfen"

lässt sich umschreiben durch:

„Durch seine Hülfe bin ich aus meiner Verlegenheit gekommen"

und ist analog den Sätzen:

„David spielte und sang den grämlichen Saul in eine heitere Stimmung"

und

„Er hat mich aus dem Zimmer geschrien,"

so dass also der Gebrauch des Akkusativ völlig berechtigt ist. In ähnlicher Weise, meine ich, liesse sich der Akkusativ in den Sätzen

„Er hat mich ausgeholfen,"
„Er hat mich aufgeholfen"
„Er hat mich durchgeholfen"

und

„Er half die Dame aus dem Wagen"

rechtfertigen. Wenn hingegen eine Dame an der Landstrasse der Hülfe bedarf, und ein vorbeifahrender in einem Wagen sitzender Herr, ohne auszusteigen, der Dame hilft, so kann man von ihm sagen:

„Er half der Dame aus dem Wagen."

In älteren Erbauungsbüchern und Kirchenliedern kommt zuweilen der Ausdruck vor.

„Gott hilft uns frei."

In manchen „Fällen" ist dieses „frei" gleichbedeutend mit „freiwillig" „umsonst" oder „ohne seine Hülfe feil zu bieten." In diesem Falle wird das Verhältniss des regens „hilft" zu seinem rectum „uns" durch des Ersteren Verbindung mit „frei" nicht verändert. „Uns" ist also als im Dativ stehend zu betrachten. In anderen Fällen hat „frei" in demselben Satze eine andere Bedeutung; z. B. „Wir sitzen gefangen in den Banden der Sünde, aber

Gott hilft uns frei."

Hier heisst „Gott hilft uns frei" so viel wie „Gott macht uns frei" „durch Gottes Hülfe werden wir frei." Hier tritt das Zeitwort „hilft" durch seine Verbindung mit diesem Adjectiv in ein anderes Verhältniss zu seinem rectum „uns" so dass „uns" als im Akkusativ stehend aufzufassen ist. Der dritte Vers der ersten Strophe des Kirchenliedes „Ein feste Burg ist unser Gott" lautet:

„Er hilft uns frei aus aller Noth."

Ich weiss nicht ob Luther hier durch „frei" Gottes grosse Bereitwilligkeit zum Helfen hat ausdrücken wollen, oder ob er hat sagen wollen „Durch seine Hülfe werden wir frei von aller Noth." In diesem um drei Worte verlängerten Satze

„Er hilft uns frei aus aller Noth"

ist aber in jedwedem Falle „uns" als im Akkusativ stehend zu betrachten, da es sich nur um die Frage handelt, ob Luther hat sagen wollen:

„Durch seine freie Hülfe kommen wir aus aller Noth"

oder

„Durch seine Hülfe werden wir frei von aller Noth."

Wenn das Zeitwort „hilft" nicht schon durch seine Verbindung mit „frei" in ein anderes Verhältniss zu seinem rectum „uns" tritt (wie im letztere

Falle), so geschieht es in jedwedem Falle durch seine Verbindung mit „aus aller Noth."

Aus dem so eben angeführten Umstande, dass intransitive Zeitwörter (z. B. „helfen") durch Verbindung mit Partikeln (z. B. „aus") zu transitiven Zeitwörtern („aushelfen") gemacht werden können, ergibt sich auch die Richtigkeit des Satzes:

„Er hat mir seine Hülfe aufgedrungen"

Wollte man von dem Bemerkten absehen, so könnte man die Richtigkeit dieses Satzes in folgender Weise bestreiten:

„Dringen" ist ein intransitives Zeitwort, kann also kein gerades Objekt haben. Wenn man ein Solches braucht, so wende man das transitive Zeitwort „drängen" an und sage: „Er hat mir seine Hülfe aufgedrängt."

Bei Festhaltung des oben Gesagten jedoch ist jener Satz in folgender Weise zu rechtfertigen:

Das in sich selbst intransitive Zeitwort „dringen" wird durch seine Verbindung mit „auf" zu einem transitiven Zeitworte gemacht. Der Satz „Er hat mir seine Hülfe aufgedrungen" ist eine kürzere Fassung des Satzes „Seine Hülfe ist mir durch sein Dringen (nicht „Drängen") aufgezwungen worden," ist also ganz richtig.

Dr. F. S. Haupt.

Eine schwierige Stelle in Schiller's Räubern.

Dieselbe findet sich Akt 2, Scene 3 in der Erzählung Spiegelberg's von der Erstürmung des Cäcilienklosters durch seine Kerle. Sie lautet — und zwar, wie ich durch gütige Mittheilung des Herrn Dr. J. Meyer in Nürnberg weiss, schon in der ersten Ausgabe:

„Du weisst, Bruder, dass mir auf diesem weiten Erdenrund kein Geschöpf so zuwider als eine Spinne und ein altes Weib und nun denk dir einmal die schwarzbraune runzlige Vettel vor mir herumtanzen, mich bei ihrer jungfräulichen Sittsamkeit beschwören — alle Teufel! ich hatte schon den Ellenbogen angesetzt, ihr die übrig gebliebenen wenigen edeln vollends in den Mastdarm zu stossen etc."

Grimm, der in seinem Wörterbuche die Stelle unter „die edeln Theile des Leibs, les parties nobles" etc. ohne weitre Bemerkung anführt, scheint danach nicht einmal die Schwierigkeit gefühlt zu haben.

Wenn ich in meinem Wörterbuch Seite 341 a über die Stelle äussre, sie sei schwierig und es liege wohl die Verschweigung eines schmutzigen Ausdrucks oder von „Zähne" zu Grunde, so muss ich hinzufügen, dass die Vermuthung, es sei „Zähne" zu ergänzen, von dem hochverehrten Dichtergreis Uhland herrührt und mir auf meine Anfrage von Dr. J. Meyer aus einem Briefe Uhlands an Cotta mitgetheilt worden. Ich lasse nach der mir gewordnen Erlaubniss die bezügliche Stelle aus Uhland's Brief hier folgen:

„Da Meyer in befragter Stelle einen mundartlichen Ausdruck vermuthet hat und Cetler schon seit geraumer Zeit für ein schwäbisches Idiotikon gesammelt, so durfte nicht versäumt werden, gerade ihn darüber zu hören. Allein weder er, noch Rapp und Holland wussten Näheres beizubringen. Dass nichts Andres gemeint sei als die wenigen noch übrigen Zähne der alten Abtissin, darüber blieb uns kein Zweifel. Diese letzten Ueberreste schien Spiegelberg ironisch als edle, kostbare zu bezeichnen."

Mir freilich, das darf ich nicht bergen, bleiben immer noch einige Zweifel gegen die vorgetragene Erklärung und desshalb möchte ich hierdurch eine Besprechung der fraglichen Stelle in dieser Zeitschrift anregen.

Einfleissen.

Dies Zeitwort findet sich in der jüngsten Lieferung des Grimmschen Wörterbuchs mit der Erklärung: diligenter persequi, einstudieren und dazu ist ein Beleg angeführt:

> „Denn ein Statthalter, so er seinem Herrn gehorsam ist, wirkt, treibt und einfleisset eben dasselb Werk in den Unterthanen, das der Herr selb einfleisset. Luther 1, 268 b," s. befleissen.

Offenbar hat Grimm den Beleg selbst gar nicht angesehen, denn in der angeführten Stelle steht bei Luther beidemal „einfleusset" und über die Bedeutung kann kein Zweifel sein, zumal wenn man das Vorangehende ansieht, woraus wir Einiges hersetzen:

> „Eins jeglichen eingeleibten Häupts Natur ist, dass es in seine Gliedmassen „einfliesse" alles Leben, Sinn und Werk, welches auch in weltlichen Häuptern beweiset wird. Denn ein Fürst des Lands „einfleusset" in seine Unterthanen Alles, was er in seinem Willen und Sinn hat...... Wie sollt er denn desselben Häupt sein? Auch wenn er ihm selbst nicht mag das Leben geben der geistlichen Kirchen, wie will er einem Andern „einfliessen." Wer hat je ein Thier lebendig gesehen mit einem Todtenkopf? Das Haupt muss das Leben „einfliessen" etc.

Vergleiche bei Grimm auf derselben Seite mit seinem „einfleissen:" Die ältere Sprache nahm auch einfliessen transitiv etc. mit einem Beleg aus S. Franck.

Wirklich, schwäbisch = gegenwärtig.

In den vortrefflichen „Beiträgen zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes wird pag. 7 auf diesen schwäbischen Gebrauch zur Erklärung von Fiesko Akt 2, Scene 17 hingewiesen.

„Und was ist wirklich Ihres Pinsels Beschäftigung?"

Ich erlaube mir dazu aus einem andern Schriftsteller einige Stellen für den Gebrauch von „wirklich" in dem angegebnen Sinne beizubringen.

> Meine Gattin führt Ihren Namen; sie ist würklich nicht zu Hause, allein wenn Sie diesen Abend mein Gast sein wollen, so sollen Sie ihre Bekanntschaft machen." Pfeffel, Prosaische Versuche Dritter Theil (Tübingen 1811) Seite 129.
>
> Ich brauche würklich kein Geld in Frankfurt, sagte er, allein der Namensverwandtschaft wegen will ich Ihnen die Summe bezahlen. Ebendaselbst Seite 133.

Daniel Sanders.

Randglossen.

In Goethe's Tasso (Akt 1, Scene 1) heisst es:

> Da wär' es denn ganz artig, wenn er uns
> Zur guten Stunde träfe, schnell entzückt
> Uns für den Schatz erkennte.
> Siehe Goethe's Werke, Ausg. in 40 Bdn. 13, 99.

Düntzer ändert hier in vermeinter Korrektheit „erkännte," wie auch Fichte 6, 8 gedruckt ist. Wir lassen dagegen ein auch vielleicht sonst hier und da nicht unwillkommenen Zusammenstellung von Stellen, die den Konjunktiv des Imperfectum von „kennen" und dessen Zusammensetzungen enthalten hier folgen.

Das von Adelung und Campe in ihren Wörterbüchern als alleingeltend aufgeführte kennete ist im Allgemeinen seltner, z. B. Joh. 14, 7; Luther 6; 357 etc.; Möser Ph. 1, 209; Voss Ov. 1, 158; Zelter 1, 221 etc. Da gegen ungemein häufig das zweisilbige kennte, z. B. Alexis H. 2, 2, 112; Auerbach Tagebuch 198; Börne 2, 167; Chamisso 4, 254; Forster Br. 1, 28; Goethe 1, 248; 3, 15; 65; 7, 227; 9, 54; 275: 10, 187; 11, 53; 13, 144 17, 234; 34, 256 etc.; Gutzkow R. 1, 203; 3, 459; Zaubr. 3, 237; Haller 65; Hartmann Pet. 35; Heine Sal. 1, IX; Herder 15, 159; Rel. 7, 224; Keller g. H. 3, 224; Klopstock Od. 1, 27; Körner 139 b; Laube Dr. W. 5, 126; Lessing 1, 390; 2, 187; 12, 215; 13, 72 (Mendelssohn); Lewald Ferd. 1, 271; a. Mus. 1, 199; Putlitz Wald 39; Rückert Mak. 1, 115; Schiller 528 a; an Goethe 2, 267 (Klopstock); Steffens Malk. 1, 326; Thümmel 2, 163; Tieck St. 4, 123; Voss Od. 1, 412; Antis. 1, 363; Werner Febr. 112; Osts. 1,124; Wieland 12, 281; 283.

Aehnliches gilt auch für die Zusammensetzung, z. B. Ich erkennete 2 Sam. 3, 25; 2 Kor. 2, 4; 9; etc.; Droysen Ar. 1, 140; v. Horn Schmj. 5 etc. Ich erkennte Fischart B. 5 b; Goethe 3, 75; Merk's Br. 1, 300; Voss Od. 15, 536; 17, 164; 19, 325; Ov. 1,118 etc.

> Si, nisi quae forma poterit te digna videri,
> Nulla futura tua est: nulla futura tua est.

Diese bekannten ovidischen Verse haben die Uebersetzungslust vielfach herausgefordert. Althof in Bürger's Leben theilt zwei englische Uebersetzungen von Morris mit:

1. If but to one that's equally divine
   None you'll incline to, you'll to none incline.
2. If save whose charms with equal lustre shine
   None ever thine can be: none ever can be thine.

und erzählt, dass Lichtenberg an Bürger die Anfrage gestellt, ob im Deutschen eine eben so gute oder eine bessere Uebersetzung möglich sei, worauf dieser sogleich fünf Versuche gegeben, von denen die drei ersten so lauten:

1. Wenn ausser Wohlgestalt, vollkommen wie die Deine,
   Dein Herz nicht Eine rührt, so rührt dein Herz nicht Eine.
2. Wenn ausser einer Braut, der keine Reize fehlen,
   Du keine wählen darfst, so darfst du keine wählen.
3. Wenn ausser Der, die dir an Schönheit gleicht auf Erden
   Dein Keine werden kann, so kann dein Keine werden.

Herder (zur Lit. 18, 360) bemerkt dazu: „Natürlich bleiben diese Versuche dem ovidischen Wortspiel nach .... bleibt bei der Versart des Originals und es ist gewiss nicht unmöglich, auch den Klingklang des ovidischen Pentameters auszudrücken, auf den es hier eben ankommt, z. B.

Wird nur Eine, die dir an Schönheit gleichet, die Deine,
Keine sonst, o so wird Keine die Deine, mein Freund.

und noch wäre der Ausdruck 2 — 3mal zu variiren."

Nur vermisst man grade in dem zum Beispiel gegebenen Pentameter den Gleichklang der beiden Hälften (wie ich lieber statt des Klingklangs sagen möchte), worauf es eben ankömmt. Aber die deutsche Sprache wird auch hierin dem Original sich anschmiegen können, z. B.

Nicht wird, — soll nur sein, dein würdig an Schönheit erscheinend,
Eine die Deinige je, Eine die Deinige je.

— —

Mihi est propositum, in taberna mori,
Vinum sit appositum morientis ori,
Ut dicant, cum venerint, angelorum chori:
„Deus sit propitius huic potatori."

Von diesem mönchslateinischen Trinklied hat Bürger (S. 50) eine sehr freie Nachbildung gegeben:

Ich will einst bei Ja und Nein vor dem Zapfen sterben,
Alles, meinen Wein nur nicht, lass' ich frohen Erben.
Mit mir soll der letzte Rest in der Gruft verderben.
Dann zertrümmre mein Pokal in zehntausend Scherben etc.

Wir lassen hier einige Uebersetzungsversuche der ersten Strophe folgen, die sich dem Original näher anschliessen:

In der Kneipe sterb' ich einst; aus dem vollen Becher
Schlürf' ich sterbend Himmelstrank, schwächer, immer schwächer.
Hebt mich dann der Engel Chor himmelauf, so sprech' er:
Nimm ihn gnädig auf, o Gott, diesen sel'gen Zecher.

In der Kneipe sterb' ich einst, das ist fest beschlossen.
Noch im Sterben den Pokal reicht mir vollgegossen,
Dass ich mit der Engel Chor aufschweb' lichtumflossen,
Und er sing: Gott, gnädig sei diesem Trinkgenossen.

Sterben will ich vor dem Spund, hab mir's vorgenommen,
In dem Tode soll dem Mund Wein noch gut bekommen,
Dass der Engel Chöre dann sagen, wenn sie kommen:
Diesem Trinker sei, o Gott, gnädig, diesem frommen!

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

C. A. Kletke, Stimmen aus Nord- und Süddeutschland über den Werth des Lateins für die Realschulen. (Breslau, Hirt.) 10 Sgr.

Lexicographie.

W. Hoffmann, Vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache. 56. Heft. (Leipzig, Dürr.) 7½ Sgr.

Grammatik.

C. van Dalen, Englische Grammatik in Beispielen. (Berlin, Nicolai.) 1½ Thlr.

Literatur.

J. Scherr, Schiller und seine Zeit. In drei Büchern. (Leipzig, O. Wigand.) 1⅓ Thlr.

Schlegel, Schiller's sämmtliche Werke vollständig in allen Beziehungen erklärt. 15 Sgr.

A. Diezmann, Weimar-Album. Blätter der Erinnerung an Carl August und seinen Musenhof. (Leipzig, Voigt & Günther.) à Heft 10 Sgr.

J. Schmidt, Schiller und seine Zeitgenossen. (Leipzig, Herbig.) 2⅓ Thlr.

A. Boden, Dr. W. Mentzel's in seinen „Deutschen Dichtungen von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ gegen die Grössen unserer klassischen Literatur erhobene Anklagen beleuchtet. (Frankfurt, Meidinger.) 15 Sgr.

J. Janin, Critiques, portraits et caractères contemporains. (Leipzig, Dürr.) 1⅙ Thlr.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel. Text, Uebersetzung und Erklärung von Dr. C. Krafft. (Regensburg, Montag & Weiss.) 1 Thlr. 20 Sgr.

J. Feifalik, Studien zur Geschichte der altböhmischen Literatur. (Wien, Gerold.) 4 Sgr.

Hilfsbücher.

J. Willm, Deutsches Lesebuch für die mittleren Klassen. (Strassburg, Berger & Levrault.) 18 Sgr.

K. u. L. Seltzsam, Deutsches Lesebuch für das mittlere Kindesalter. 3. Aufl. (Breslau, Hirt.) 12½ Sgr.

R. Auras und G. Gnerlich, Deutsches Lesebuch. 2 Thle. 3. Auflage. (Breslau, Hirt.) 3¼ Thlr.

K. Schubert, Die deutsche Satzlehre in Verbindung mit der Lehre von den Wortarten. (Wien, Sallmayer.) 14 Sgr.

P. C. Ising, Theoretisch-praktischer Lehrgang der französischen Sprache für Anfänger. (Münster, Brunn.) 15 Sgr.

M. Haussmann, Cours méthodique de dictées françaises et exercices gradués sur toutes les règles de la grammaire. (Strassburg, Berger & Levrault.) 24 Sgr

F. Haas, Lectures graduées pour l'étude de la langue française. (Darmstadt, Jonghaus.) 15 Sgr.

H. Robolsky, Französische Poetik. (Leipzig, Fleischer.) 15 Sgr.

Conversation-Halle. Deutsch, English, Français. Redigirt von J. Fried (Berlin, Abelsdorff.) vierteljährlich 15 Sgr.

O. Fiebig, Masterpieces of english literature intended for the use of high-schools. (Leipzig, Graebner.) 10 Sgr.

H. Flindt, The book of versions or guide to english translation and construction. (Stuttgart, Beck.) 18 Sgr.

J. D. Schilling, Leitfaden für den ersten Unterricht im Englischen (Elbing, Neumann-Hartmann.) 7½ Sgr.

F. A. Hobelmann, Erter Unterricht im Spanischen nach Ahn's Methode (Gotha, Opetz.) 15 Sgr.

Beilage zum 1. Hefte des XXVI. Bandes.

Lautverhältnisse im Griechischen, Lateinischen; — Pott, Plattlateinisch und Romanisch; — derselbe, Metaphern vom Leben und von körperlichen Verrichtungen hergenommen; — W. v. Humboldt, Ueber den Infinitiv; — Pott, Benennungen des Regenbogens; — Förstemann, Sprachlich-Naturhistorisches; — Kuhn, Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indo-germanischen Völker; — Pictet, Les noms celtiques du soleil; — Max Müller, Ueber deutsche Schattirung romanischer Worte; — Adolph Pictet, Etymologische Forschungen über die älteste Arzneikunst bei den Indogermanen; — derselbe, Die alten Krankheitsnamen bei den Indogermanen. — Leo Meyer, Kosmos; — Graf; — Huf. —

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage von **Scheitlin & Zollikofer** in St. Gallen ist erschienen:

Französisches Lesebuch

für

Realschulen und untere Gymnasialklassen.

Von **F. Lutz. Erster Cursus.** Zweite Aufl. 10 Sgr. 36 kr. 1 Fr. 25 Ct. Partiepreis à 8 Sgr. 30 kr. 1 Fr. 5 Ct. **Zweiter Cursus.** Zweite Auflage. 12 Sgr. 42 kr. 1 Fr. 50 Ct. Partiepreis à $10^1/_2$ Sgr. 33 kr. 1 Fr. 15 Ct. **Dritter Cursus.** 15 Sgr. 54 kr. 1 Fr. 80 Ct. Partiepreis à $12^1/_2$ Sgr. 45 kr. 1 Fr. 60 Ct.

Literarische Neuigkeiten

der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig.

☞ Vorräthig in allen Buchhandlungen. ☜

Blanchard, B. G., Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Sprache, enthaltend: die wesentlichsten Regeln, Uebersetzungsaufgaben, Conversation und leichte Lesestücke, nebst einem alphabetischen französisch-deutschen Verzeichnisse aller in diesem Buche befindlichen Wörter. Für Schulen und zum Selbstunterrichte. 8. broch. 15 Sgr.

Verlag von **O. Meissner** in Hamburg.

Anleitung zum
Uebersetzen aus dem Deutschen in das Französische.

Von Dr. G. H. Sievers.

1. Theil od. 1. u. 2. Cursus $7^1/_2$ Sgr.
2. Theil od. 3. Cursus $7^1/_2$ Sgr.
3. Theil oder 4. u. 5. Cursus. Zweite Aufl. 18 Sgr.

Unter der grossen Zahl von Lehrbüchern der französischen Sprache hat sich obiges Werk eine besondere Anerkennung erworben. Der Hauptvorzug des Sievers'schen Lehrganges besteht darin, dass mit wenigen Mitteln sehr viel bei den Schülern erreicht wird.

Beilage zum 2. Hefte des XXVI. Bandes.

Im Verlage von Julius Klinkhardt in Leipzig ist neu erschienen:

Lebensbilder IV.

Lesebuch für höhere Bildungs-Anstalten.

Von

Berthelt, Jäkel, Petermann, Thomas.

In zwei Abtheilungen.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. Ladenpreis 1 Thlr.

Partiepr. 10 Exempl. $6^2/_3$ Thlr.

Mehrfach ausgesprochenen Wünschen zufolge erscheint diese neue Auflage in 2 Abtheilungen, welche auch einzeln (à $^1/_2$ Thlr. = 10 Exemplare à 4 Thlr.) zu haben sind, und wovon die **erste** die „Erzählende, dramatische, schildernde und belehrende Schreibart," die **zweite** „Naturbilder, Bilder aus der Länder- und Völkerkunde, Geschichtsbilder" enthält. Sämmtliche Haupt- und Nebenabschnitte der ersten Abtheilung erhielten Einleitungen, so dass sich dieselben mit den darunter befindlichen literar-historisch geordneten Belegen als eine recht praktische Grundlage für die deutsche Literaturgeschichte erweisen werden, während das Autorenverzeichniss alles das angibt, was von jedem Dichter oder Schriftsteller in die verschiedenen Abschnitte mitgenommen worden ist.

Im Verlage der Herzgl. Hofbuchhandlung von **Brückner & Renner** in Meiningen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Englisches Lesebuch,

zusammengestellt aus den Werken der besten **englischen Geschichtschreiber**, zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterricht. Von E. Bernhard, Professor. 30 Bogen gr. 8. eleg. geh.

Preis 1 Thlr. $7^1/_2$ Sgr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch

der

alten Numismatik,

von den ältesten Zeiten bis auf Constantin den Grossen.

Nach den besten Quellen bearbeitet und

mit 72 Tafeln der schönsten antiken Original-Münzen (geprägt) versehen

von

Dr. J. G. Th. Grässe.

Gr. 8. brosch. 1. Lieferung. à 15 Sgr.

Dieses durch seine getreuen Abbildungen ausgezeichnete Werk ist jedem Gelehrten zur Anschaffung empfohlen.

Leipzig, 1859. **E. Schäfer.**

Beilage zum 3. und 4. Hefte des XXVI. Bandes.

Ein sehr merkwürdiges, inhaltreiches, epochemachendes Buch, wie ich wenigstens bei meiner Literaturkenntniss ein ähnliches nicht kenne, dessen Lektüre ich aber bloss Denen anempfehlen kann, die mit der Sprache und den Ideen der Philosophie vertraut sind. Doch soll mit letzterer Einschränkung keineswegs gesagt sein, dass nicht auch andere Leser der Aufklärung und Anregung genug finden werden."

Gleiche Anerkennung und warme Empfehlung fand dieses Werk in Gersdorf's & Heindl's Repertorien u. a. m.

So eben ist erschienen:

Jahrbuch für romanische und englische Literatur unter besonderer Mitwirkung von Ferd. Wolf, herausgegeben von Dr. Adolf Ebert, Professor an der Universität Marburg. Band I. Heft 4. gr. 8. geh. $22^1/_2$ Sgr.

Inhalt: Jahresberichte. Entwicklung der italienischen, der französischen und der englischen Nationalliteratur im Jahre 1858 von Berichterstattern in den betreffenden Ländern. — Spanische Miscellen von Adolf Helfferich. — Zu Cintio dei Fabrizii von Liebrecht. — Bibliographie des Jahres 1858. Inhaltsverzeichniss und Register.

Mit diesem Hefte ist der erste Band dieses wichtigen Unternehmens geschlossen und zum Preise von 3 Thlr. zu erhalten. Das erste Heft des zweiten Bandes erscheint im Laufe des November und wird unter andern die beiden folgenden Arbeiten enthalten:

Alexandre Pey: L'Énéide de Henri de Veldecke et le Roman d'Énéas. — Amador de los Rios: Die spanischen Sprichwörter. —

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung und **A. Asher & Co.** in Berlin.

In meinem Verlage erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Haacke, Dr. Aug., Aufgaben zum Uebersetzen in's Lateinische. 2. Theil: Aufgaben behufs Einübung der elementaren Syntax zu den Elementar-Grammatiken von C. E. Putsche, Siberti-Meiring und Ferd. Schultz. Für Quinta und Quarta. Dritte Auflage. gr. 8. 1859. geh. Preis 15 Sgr.

Der erste Theil (Aufgaben behufs Einübung der Formenlehre), Preis $7^1/_2$ Sgr., und der 3. Theil (Aufgaben für Tertia), Preis 20 Sgr., sind ebenfalls in allen Buchhandlungen zu haben.

Adolf Büchting in Nordhausen.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berlin ist so eben erschienen:

Augusti Wilhelmi Zumptii studia Romana sive de selectis antiquitatum Romanarum capitibus commentationes quattuor. Gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: De Gallia Romanorum provincia usque ad imperatorem Vespasianum, mit einem Appendix critica de origine belli civilis Caesariani; — de dictatoris Caesaris honoribus; — de legibus municipalibus Hispanicis; — de propagatione civitatis Romanae. —

Spanische Sprache.

Nachstehende in der neuesten Zeit bei Friedrich Fleischer in Leipzig erschienenen Bücher, werden Freunden und Studirenden der spanischen Sprache hierdurch in Erinnerung gebracht:

Franceson, C. F., Grammatik der spanischen Sprache, nach einem neuen Systeme bearbeitet. 4. verbesserte Aufl. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — Vollständiges praktisches Lehrbuch der spanischen Sprache für den ersten Unterricht, besonders für den Selbstunterricht eingerichtet. 15 Sgr.

— — Neues spanisch-deutsches und deutsch-spanisches Wörterbuch. Nach der neuesten seit 1815 von der spanischen Academie sanctionirten Orthographie. 2 Theile. 12. Neue Auflage. 3 Thlr.

— — Schul- und Reise-Handwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache. 2 Theile in einem Bande. Neue Aufl. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Tesovo de la lengua y literatura Castellana, ó colleccion de piezas escogidas de autores clásicas de los mejores siglos, con notas criticas y literarias. Prosa. 1 Thlr. 15 Sgr.

Teatro español escogido, ò Coleccion de las mejores comedias antiguas y modernas, que representar actualmente en los teatros de España. Con las anotaciones necessarias para su entera inteligencia por C. F. Franceson. Tom I. 1 Thlr. 24 Sgr.

Bärmann, J. N., und Gomez de Mier, Handbuch der spanischen Conversation zum Gebrauch für Deutsche, welche sich in der castilianischen Sprache vervollkommnen wollen. 1 Thlr.

Cervantes Saavedra, Miguel de, El ingenioso hidalgo D. Quijote de la Mancha; con el Elogio de Cervantes por D. José Mor. de Fuentes. Mit Portrait. gr. 8. Cart. 3 Thlr. 20 Sgr.

Lemcke, L., Handbuch der spanischen Literatur. Auswahl von Musterstücken aus den Werken der klassischen spanischen Prosaisten und Dichter, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Mit biographisch historischer Einleitung. 1. Band. Prosa. 2 Thlr. 15 Sgr. 2. Band. Poesie. 3 Thlr. 3. Band. Drama. 3 Thlr. Alle 3 Bände 8 Thlr. 15 Sgr.

Neue Unterrichtsbücher.

So eben sind bei Metzler in Stuttgart erschienen:

Lessons in English Conversation. Englische Sprechschule, enthaltend Materialien zu logisch geordneten Sprechübungen im reinen engl. Idiom. Für den Schul- und Privatgebrauch bearb. von **L. Gantter.** gr. 8. geh. 26 Sgr. od. 1 fl. 24 kr.

Die gewöhnlichen Gesprächbücher geben meist blos abgerissene Phrasen oder behandeln nur triviale Gegenstände zusammenhängend. Dagegen sucht diese Schrift durch reichhaltigen Stoff zu zusammenhängender logischer Sprachfertigkeit im reinen Idiom den Schüler zum Denkenlernen in der englischen Sprache zu leiten, ohne welche Fertigkeit logische Sprachgeläufigkeit nicht möglich ist. In den Gesprächen, theils über wissenschaftliche Gegenstände, theils über Dinge des gewöhnlichen Lebens, ist auf logische Entwicklung der Fragen und Antworten stets Bedacht genommen. Scenen aus Lustspielen, der höheren wie der niederen Sphäre, suchen in die Idiomatik des conventionellen Lebens einzuweihen.

Grammatik der englischen Umgangssprache, mit besonderer Rücksicht auf diejenigen, welche es in möglichst kurzer Zeit zum Sprechen bringen wollen. Nebst einem Anhang für Kaufleute. Für Schulen und Privatgebrauch bearbeitet von **C. Eulenstein.** 8. geh. 14 Sgr. od. 52 kr.

Diese Schrift will keine vollständige Grammatik sein, vielmehr ist hier, da sie zu schneller Erlernung des Englischen dienen soll, übergangen, was im praktischen Leben keine Anwendung findet. Die den kurz und klar gefassten Regeln folgenden Uebersetzungsbeispiele geben von Anfang an Stoff zu Sprechübungen. Wir empfehlen sie namentlich Mädchen-Instituten, und beim Privatunterricht von Damen, wie von Kaufleuten, die in kurzer Zeit englisch sprechen lernen möchten.

Formenlehre der französischen Sprache, gegründet auf methodische Entwicklung der Regeln über die Aussprache, als Einleitung in die Conversation, das Lesen und das Sprechen dieser Sprache. Für den Schulgebrauch bearbeitet von **Fr. Kölle.** gr. 8. geh. 18 Sgr. od. 1 fl.

Von andern Grammatiken unterscheidet sich dieses Buch dadurch, dass es schon bei Erlernung der Aussprache, wie bei den Paradigmen, neben mechanischer Einübung den Genius der französischen Sprache an praktischen Beispielen zu entfalten und dem Verstande und Gedächtnisse des Schülers anzueignen und dadurch ihn in Sprach- und Schreibfertigkeit successive und möglichst gründlich einzuführen sucht. Wir empfehlen dasselbe besonders Real- und höheren Bürgerschulen, so wie Mädchen-Instituten.

Die Klage in der ältesten Gestalt, mit den Veränderungen des gemeinen Textes, als Anhang zum Nibelungenliede herausgegeben mit Wörterbuch und Einleitung von **Ad. Holtzmann.** gr. 8. geh. 24 Sgr. od. 1 fl. 20 kr.

Diese Schrift schliesst sich an die kritische Holtzmann'sche Ausgabe des Nibelungenlieds (1857. Preis 1 Thlr. 26 Sgr. od. 3 fl. 12 kr.) an. Die Holtzmann'sche Schulausgabe des Niebelungenlieds von 1858 kostet 1 Thlr. 4 Sgr. od. 2 fl.

